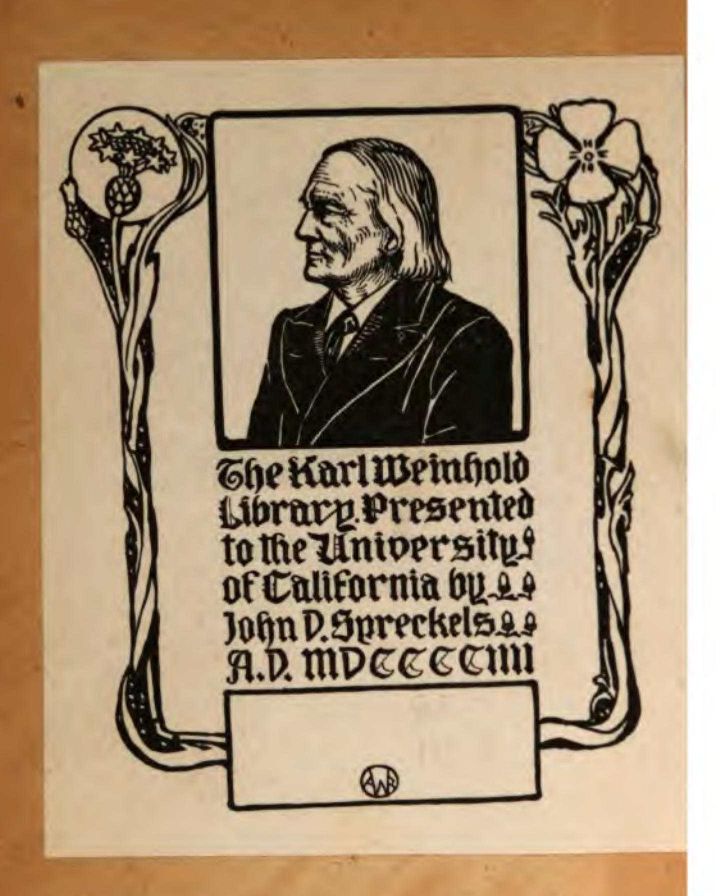
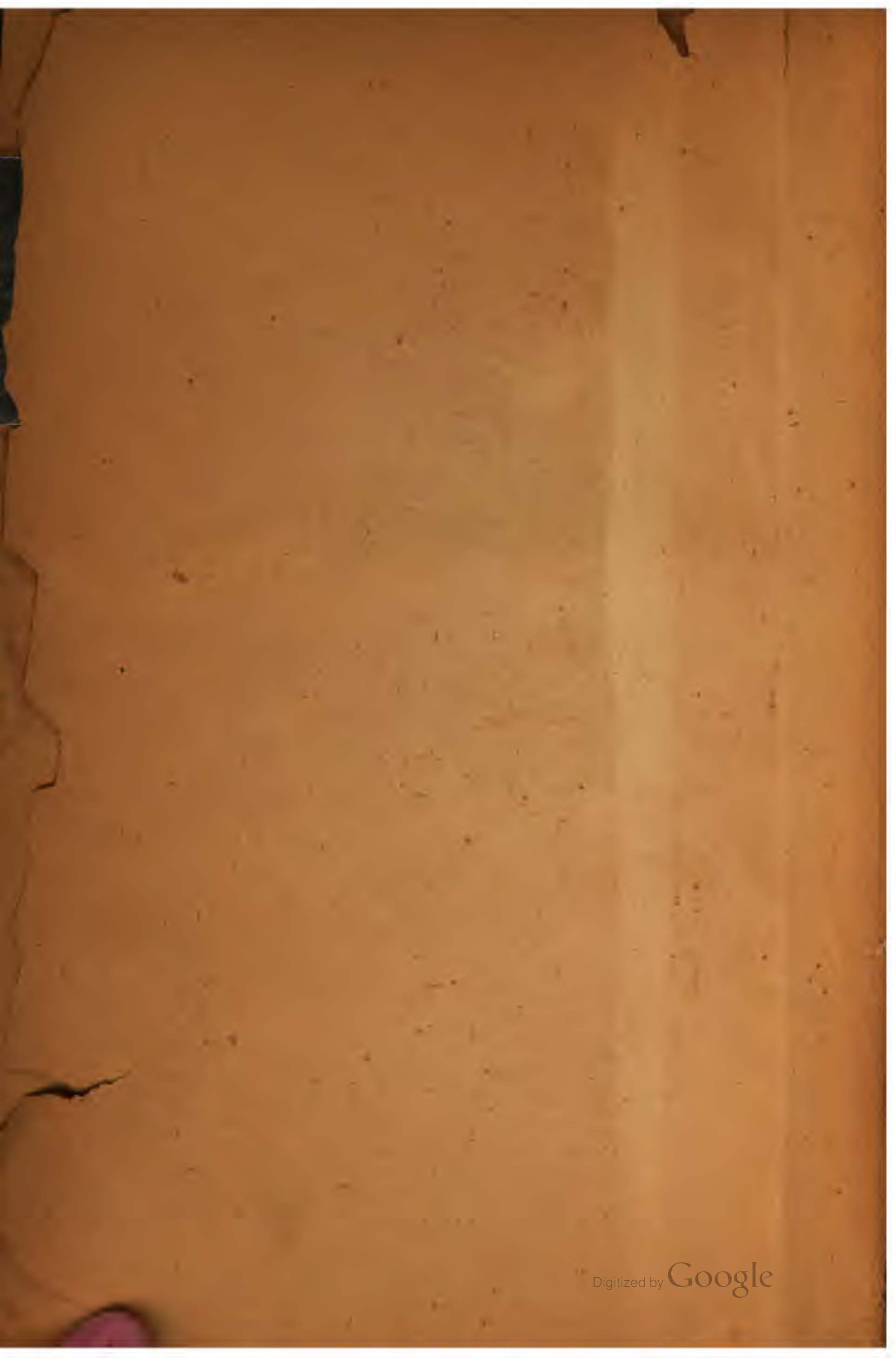



The Karl Weinhold
Library. Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIIII





Dr. Eugen Huhn's

Geschichte der deutschen Literatur.

Geschichte

der

Deutschen Literatur.

Von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

Von

Dr. Eugen Huhn.



Stuttgart.

J. B. Müller's Verlagshandlung.

1852.

Druck der Königl. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Vorwort.

Gegenwärtiges Buch erhielt seine Entstehung durch längere Studien, denen sich der Verfasser zwischen anderen Arbeiten immer wieder mit Liebe hingab, und durch Vorlesungen, die er öffentlich und in Privatkreisen hielt und die ihm ein solches Werk wünschenswerth erscheinen ließen. Es tritt vor das Publikum nicht mit Entschuldigungen, weil es sich an die Seite anderer Werke über unsere Literatur zu stellen wagt, noch mit der Anmaßung, reichere und gründlichere Studien zu Grund gelegt zu haben und die Sache besser zu wissen; der Verfasser erkennt vielmehr freudig das Gute und Treffliche an, was seine Vorgänger geleistet, er hat neben seinen eigenen Studien und Forschungen Alles zu benützen gesucht, was ihm Andere darboten, und rang nicht darnach, gerade Neues zu bringen, obschon er vielleicht hier und da eine Ansicht modificirt oder Neues eingeführt hat, wobei er sogar nur zu behutsam verfuhr, weil er blos Erprobtes geben wollte und auch nur Solches für die Kreise passend erachtete, denen er sein Buch bestimmt hat.

Das Werk ist hauptsächlich für das allgemein gebildete Publikum und für Mittel- und Hochschulen bestimmt, überhaupt für Alle, welche Lust und Liebe zu unserer Literatur besitzen und sie genau kennen lernen wollen, ohne jedoch Zeit und Absicht zu haben, tiefer zu den speziellen Quellen hinabzusteigen und sie zu ihrem Hauptstudium zu machen. Für dieses Publikum reichen aber die besseren Werke über die Geschichte der deutschen Literatur nicht aus, indem die größeren Werke nur für Gelehrte bestimmt sind und ihr Studium große Anstrengung erfordert, und die in den Nimbus langer und breiter Anmerkungen und Citate gehüllten Handbücher mehr auf die Stoffe hinweisen, als sie darbieten, und blos als Leitfaden zum tieferen Studium zu gebrauchen sind. Die gebildete Welt scheut sich vor so gelehrt aussehenden Werken, aus denen sie — wie z. B.

Koberstein, Wackernagel u. A. — nicht einmal die nöthige Belehrung schöpfen kann ohne eine Bibliothek, wie sie kaum irgendwo vorhanden ist, und verlangt dagegen ein gründliches, den Stoff klar und in nöthiger Ausführlichkeit vorführendes Buch, das den Inhalt historisch ordnet, die einzelnen Schriftsteller und Werke charakterisirt, ein klares Bild von ihnen gibt und auch Nachrichten über das Leben und die Schriften der Dichter und Prosaiker enthält, so daß einerseits nichts fehlt, um sich im ganzen Gebiete der Literatur genau bekannt zu machen, und der Leser doch auch andrerseits durch nichts Ueberflüssiges gestört wird.

Diesen Zweck sucht dieses Werk zu erreichen und ihm entsprechend ist auch der Raum den einzelnen Zeitperioden zugetheilt, wodurch es sich ebenfalls von den bisherigen Werken über unsere Literatur unterscheidet. Zugleich schließt es nicht, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, mit Göthe's Tod, sondern gibt noch eine Uebersicht der Literatur bis auf unsere Tage, wenn gleich nur mit Hervorhebung der bedeutenderen Leistungen, da die Masse der Produktionen gegenwärtig in's Unendliche geht und hier das Urtheil noch nicht ganz festgestellt ist.

Der Geist, in dem das Werk geschrieben ist, erhellt am besten aus ihm selbst. Der Verfasser ist streng im Urtheil, aber er berücksichtigt auch die Zeit und die persönlichen Verhältnisse; er erkennt das Gute an, von wem es komme, und er kennt keine Leidenschaft der Partei, sondern blos die Liebe zum Vaterlande und seiner Literatur, welche die Einheit desselben besser begründet, als alle politischen Bande und Institutionen es vermögen, und die auf dem Wege ist, die geistige Weltherrschaft über alle Nationen zu erringen. Hat er dem Vaterlande mit diesem Buche über sein heiligstes Besitzthum einen Dienst erwiesen, trägt es dazu bei, seine herrliche Literatur mehr und mehr bekannt zu machen und Hochachtung und Liebe für dieselbe zu erwecken, so ist der Zweck des Werks erreicht, das keinem anderen Ziele entgegenstrebt.

Baden, den 1. Oktober 1851.

Der Verfasser.





Geschichte der deutschen Literatur.

Einleitung.

1. Die Geschichte der deutschen Literatur stellt dar, welchen Gang das deutsche Volk im Gebiete der Literatur von deren ersten Anfängen bis zur Gegenwart verfolgt hat, und zwar in denjenigen literarischen Produkten und Kunstwerken, worin sich auf die treueste und eigenste Art deutsche Gesinnung und Sitte, Geist und Leben abspiegeln. Dies geschieht vorzugsweise in der Poesie und Beredtsamkeit, ja fast nur in der Poesie, weil diese entschiedener den deutschen Charakter ausgeprägt hat und bei allen anderen Schriftwerken mehr wissenschaftliche oder praktische Zwecke vorwalten. Demnach ist die Geschichte der deutschen Dichtung der Hauptgegenstand und finden die prosaischen Werke nur insofern Berücksichtigung, als sie durch Inhalt und Form zu einem künstlerischen Ganzen gestaltet sind oder von Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Dichtung waren.

2. Die deutsche Literatur hat sich eines Vorzugs zu erfreuen, den kein anderes Volk mehr aufzuweisen vermag. Sie erlebte nämlich nicht blos Einen Frühling, blos Eine klassische Periode, um dann wieder von der Höhe zu sinken und anderen Völkern den Vortritt zu lassen, sondern sie durchschritt schon zwei klassische Perioden, zweimal erhob sie sich zur größten Blüthe, zweimal zur Höhe einer lebensfrischen, heiteren, ewig strahlenden Jugend, worin ihr ganzes inneres und äußeres Leben im schönsten und reinsten Glanze sich abspiegelte. Während die Griechen sich rein aus sich selbst entwickelten, ohne fremde Einflüsse auf sich einwirken zu lassen, aber dann auch ihre Blüthe zu Ende ging, als ihre Jugendkraft verbraucht war und das Leben fremder Nationen auf sie eindrang, waren die Deutschen schon durch ihre Lage mitten im Herzen Europa's dazu berufen, einer welthistorischen Stellung entgegen zu gehen, standen sie mit allen Völkern ringsum, ja bis in den Orient hinein, in unmittelbarem, bald friedlichem, bald feindlichem Verkehre und besaßen sie die Eigenschaft, die anregenden und belebenden Elemente fremder Nationalitäten in sich aufzunehmen, mit

sich zu verschmelzen und so die erlöschen wollende Flamme des eigenen Nationallebens wieder zu erneuerter, reinerer Gluth anzufachen, einen zweiten, reicheren Frühling mit köstlicher prangenden Blüthen hervorzurufen. Denn nie wiegten wir uns in eigensinnigem Nationaldünkel, nie schlossen wir uns einseitig ab, sondern gaben uns willig allen Eindrücken hin und thaten dies sogar oft bis zum Vergessen unseres eigenen Werths. Dadurch gelangte unsere Literatur aber auch nie zur Stagnation und Versumpfung, sondern immer durchströmte wieder frisches Lebensblut unsere Adern, erhob sich unsere Literatur immer wieder neuer, herrlicher und edler, und gelangte sie zu dem Reichthum und Glanze, den wir heute mit Stolz an ihr bewundern und der noch eine größere Zukunft uns ahnen läßt. —

3. Für die Darstellung des Entwicklungsgangs unserer Literatur ergeben sich ganz natürliche Anhaltspunkte und **Perioden**, welche abgegränzt werden durch diejenigen Zeiten, wo die Dichtung nach einem kräftigen Anlaufe wieder zu ermatten begann und aus dieser Zeit des Schlummers wieder ein neuer Aufschwung sich vorbereitete. — Die Geschichte der deutschen Literatur zerfällt demnach in **drei** größere Abschnitte, welche bald längere, bald kürzere Zeiträume umfassen und vom sechsten Jahrhundert an gerechnet werden, weil Alles, was in die frühere Zeit fällt, uns blos in Bruchstücken oder durch fremde Vermittlung und Erzählung bekannt ist und somit in das Bereich der **Vorgeschichte** gehört, welche die entferntesten Spuren und Anfänge unserer Literatur enthält. Die erwähnten Hauptabschnitte sind:

Die **älteste** oder **althochdeutsche Zeit** vom sechsten Jahrhundert bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts, wo die noch kräftige Deutschheit und das nationale Heldenthum mit dem eindringenden Christenthume ringt, aber sich nicht diesem neuen Elemente sclavisch unterwirft, sondern es sich zu eigen macht, weßhalb selbst die Geistlichkeit noch die volksthümliche Bahn beschreitet. Vorherrschend ist die **geistliche** Literatur und somit auch die **Prosa** und zwar die Prosa der **Uebersetzung**; wo aber Eigenes geschaffen wird, ist es **epische Poesie** und besonders das **gesungene Lied**, das uns überall begegnet.

Die **alte** oder **mittelhochdeutsche Zeit** fängt mit den Kreuzzügen und der Mitte des zwölften Jahrhunderts an und reicht bis dahin, wo das Mittelalter in die neue Zeit übergeht. Es ist die Periode der innigen Verschmelzung des Nationalen mit dem Geiste des Christenthums, wobei die Dichtung eine Sache der **Edlen** und **Gebildeten** wurde und sich mehr an französische Vorbilder hielt. Neben das **Epos** traten nun auch die **Didaktik** und **Lyrik**, die Gedichte wurden nach und nach nicht mehr gesungen, sondern blos gesagt und **gelesen**, und zuletzt ward auch der Weg zum **Drama** angebahnt. Nach einer kurzen Vorbereitungszeit trat diese Periode im dreizehnten Jahrhundert in ihren Glanzpunkt, sank darauf im vierzehnten bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts wieder von ihrer Höhe und trat dann in die Zeit des Ringens

der alten Zeit mit der neuen ein, bis die letzte mit der eindringenden fremdländischen Kultur immer siegreicher wurde und endlich das erlösende Wort fand.

Die neue oder neuhochdeutsche Zeit beginnt nicht mit der neuen Zeit der politischen Geschichte, indem noch lange nachher die alten Stoffe und Formen der Poesie blieben, sondern mit Opitz, und reicht bis zur Gegenwart. Es ist dies die Zeit des Dramas, obschon auch die Lyrik und andere Gattungen der Poesie ausgebildet wurden. In dieser Periode drangen abermals fremde Elemente ein, die uns Anfangs beherrschten, dann aber von uns selbstständig ausgebildet wurden bis zur Zeit der abermaligen Blüthe unserer Literatur, zum Eintritte der klassischen Periode, dem Triumphe deutscher Dichtung. Nachdem durch die Reformation Eine Schriftsprache gefunden und eingesetzt worden und der deutsche Geist sich der befruchtenden Elemente der eigenen Vorzeit wie fremder Nationalitäten siegreich bemächtigt, sie in sich aufgenommen und als sein Eigenthum wieder selbstständig reproducirt hat, ist der universale Zug des deutschen Geistes seinem Ziele immer näher gekommen und stehen wir nun am Thore der Weltliteratur, durch welches siegreich einzuziehen dem deutschen Volke, dem Muttervolke der ganzen neuern Welt, noch vorbehalten ist, um die Sendung zu erfüllen, welcher uns der Gang der Weltordnung von jeher zubestimmt hat.

I.

Die Vorzeit.

4. Die entfernteste Vorzeit des deutschen Volks ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt; die Griechen und Römer, welche uns die ältesten Nachrichten über unsere Urväter überliefert haben, kamen mit diesen zu wenig in Berührung und waren Anfangs mit sich selbst zu sehr beschäftigt, als daß sie der Kultur derjenigen Völker, welche sie für Barbaren erklärten, besondere Aufmerksamkeit geschenkt hätten, und unsere Ahnen hatten keine geschriebene Literatur, welche auf uns hätte gelangen können. Alle Forschungen deuten jedoch darauf hin, daß in urvergangenen Zeiten Europa von Asien her bevölkert worden, daß daher die Anfänge der Kultur in diesen Welttheil gelangt sind. Im Norden desselben saßen zuerst die Germanen, um die weite Bucht der Ostsee, und vielleicht sind sie von Scandinavien herüber gen Süden gewandert, keilförmig sich vorschiebend, als zu Anfange des vierten Jahrhunderts vor Christus die Celten über die Alpen vordrangen und später noch ähnliche Stöße nach Süden geschahen, um die Kraft des Römerreichs zu schwächen und es zuletzt ganz zu überwinden.

Die älteste Kunde über unseres Vaterlandes Kultur schöpfen wir aus dem sorgfältigen römischen Geschichtschreiber Tacitus, der mit großer Theilnahme Sitten und Leben unserer Urväter zu schildern versuchte und sogar mit möglichster Treue die Namen germanischer Persönlichkeiten und Stämme wiedergab. Daraus ist erkundet worden, daß eine Verwandtschaft zwischen den ältesten Sprachen bestand, daß dieselben gemeinschaftlich gleiche Wortwurzeln und übereinstimmende Weisen der Wortbildung und Wortbiegung besaßen, und die neuere Forschung hat sogar das Gesetz der Lautverschiebung ergründet, wornach uralte Worte beim Uebergange von einer Sprachform zur andern umgebildet wurden. Zugleich tritt auch schon eine Trennung in verschiedene Mundarten hervor, die hauptsächlich in zwei Richtungen aus einander gingen.

5. Wie alle Völker, die über die niedrigste Stufe der Sittigung sich aufgeschwungen haben, mit der Poesie ihre Literatur beginnen, so auch die Deutschen, bei denen sie, ihrem ganzen Charakter gemäß, das Gepräge des Nationalstolzes und der Kriegsfreudigkeit trug. Es waren vorzüglich epische Dichtungen

religiös-mythischen oder sagenhaft-geschichtlichen Inhalts, die gesungen wurden und lange Zeit hindurch die Stelle der prosaischen Geschichte einnahmen. Dahin gehören die von Tacitus erwähnten Lieder auf Hercules, worunter wohl der Gott Sachsnot oder der Kriegsgott Ziu gemeint sein mochte, die Lieder von Tuisco und Mannus und dessen Söhnen oder von den Urahnen der Menschen und den Stammvätern der Germanen, sowie die mehr geschichtlichen Lieder von Arminius, die aber ebenfalls von Grimm auf einen Gott Irmino zurückgeführt werden. Alle diese Lieder hatten einen kriegerischen Charakter, denn Kampf und Krieg war das Lebenselement unserer Vorfahren; wenn sie einen Krieg erwarteten, wenn sie den Feind angriffen oder nach dem Siege die Nacht fröhlich zubrachten, waren es immer Gesänge, die sie anstimmten, worin sie der Väter Thaten verherrlichten und sich und die Jugend dadurch anfeuerten zu gleichem Heldensinn. Von einer Art ihrer Schlachtenlieder wissen wir selbst, daß sie derselben eine höhere, weissagende Bedeutung zuschrieben und beim Absingen dieser Lieder einen gewaltigeren Klang zu erzielen suchten, indem sie die Schilde vor den Mund hielten; von den Schilden — denn Schild heißt altnordisch bardhi — ward diese Art des Singens baritus oder besser barditus genannt.

Auch Lieder anderer Art besaßen sie, die gesungen wurden bei Volksversammlungen und fröhlichen Gelagen, bei Opfern und Leichenbestattungen, und es waren dieselben bald Räthsellieder und scherzhafte Schmähreden als Wettgesänge, bald auch Lieder aus der Thiersage, die jedenfalls bis in diese Zeit zurückreicht. Selbst rohe Anfänge der späteren Dramatik sind hier zu erkennen in den den Krieg nachahmenden Spielen des Waffentanzes, die jedenfalls nach musikalischem Rhythmus stattfanden, wenn nicht sogar noch Worte dieselben begleiteten. Jedenfalls wurde zu den Heldenliedern die Harfe gespielt, jedoch nur als Begleitung, indem immer die gesungenen Worte die Hauptsache blieben. Die Form dieser ältesten Gedichte war die alliterirende, was schon daraus hervorgeht, daß die Namen der Söhne des ersten Menschen, Ingo, Isco und Irmino, und andere aus jener Zeit zusammengestellte Namen, z. B. Hengist und Horsa, alliteriren.

Verfaßt wurden diese Lieder nicht von einem einzelnen Stande, die Dichtkunst war nicht eingeschränkt auf eine Sängerzunft oder den Stand der Priester, es gab keine deutschen Barden, wie man einst irrig annahm, denn Barden fand man nur bei den Celten, sondern die Dichtkunst gehörte dem ganzen Volke an. Die Begabtesten stimmten die Lieder an, die Versammlung nahm gleichfalls Antheil am Gesange, die Harfe ging von Hand zu Hand, und eben dieses Zusammensingen ist eine Eigenthümlichkeit unseres Volkes, welches gern überall unmittelbaren persönlichen Antheil an der Sache nimmt und von ihr ergriffen und hingerissen wird, weßhalb auch nur die Deutschen ein wahres, reines Volksepos besitzen.

6. Auch eine **Buchstabenschrift** besaßen unsere Urahnen, wenn gleich dieselbe nur zu Weissagungen und Briefen benützt wurde. Auf Zweigstücke eines Baumes, wahrscheinlich der Buche, wurden Zeichen von bestimmter Sprachbedeutung gemacht, die bunt durch einander geworfen durch ihre Zusammenstellung eine Quelle für Weissagungen abgaben, in Zusammenhang mit der phönicisch=griechischen Schrift standen und das aus sechszehn Runen bestehende altnordische Alphabet zur Grundlage zu haben scheinen. Diese Buchstabenschrift war nicht nur den Priestern bekannt, sondern auch jedem Hausvater und den Frauen, wie die Kunst zu schreiben und zu lesen noch bis tief in's Mittelalter hinein vorzüglich dem weiblichen Geschlechte bekannt und geläufig war.

Hiermit erklärt sich das gothische und altnordische stabs, stafr, wie das hochdeutsche **Buch**, aus dem Hinwerfen der Stäbe der Ausdruck **entwerfen**, d. h. Zeichnen, und aus dem Aufheben derselben das allgemein gebrauchte **lesen**. Denn nachdem die Zeichen hingeworfen waren, las man sie auf, um entweder ein Wort aus ihnen zu bilden, oder im Namen eines jeden Zeichens einen Bezug auf den Gegenstand zu suchen und zu deuten.

7. Bis zu dem Zeitpunkte, wo die Völkerwanderung begann, besitzen wir keine eigenen schriftlichen Ueberlieferungen und schöpfen alle Nachrichten aus fremden Berichten; nun aber treten uns die ersten Denkmale unserer Literatur entgegen, und zwar im Osten, unter den **Gothen**. Diese waren das gebildetste und edelste unter den nordischen Völkern und nahmen gerne fremde Gelehrsamkeit und Kunst in sich auf, wie auch zuerst bei ihnen das Christenthum Eingang fand. Bei ihnen wurde die Poesie schon frühe gepflegt und von ihren Heldenliedern berichtet uns Jornandes (de rebus Geticis um 551). Derselbe erwähnt ihrer Lieder über die Wanderzüge dieses Volks, für die Verherrlichung der Capillati, und jener zur Bestattung des bei Châlons gefallenen Westgothenkönigs und der Todesfeier Attila's. Alle diese Lieder wurden ebenfalls gesungen und zwar mit Begleitung der Harfe, welche Kunst sie hochhielten und die selbst die Könige übten; sie kannten sogar auch bereits das Horn und die Flöte, waren Freunde von mimischen Scherzen, und die Vandalen führten später selbst Schauspiele auf.

Viel trug dazu auch bei, daß das Christenthum diesem Volke seine Sprache nicht beeinträchtigte, sondern bald der ganze Gottesdienst dieselbe zur Grundlage nahm, was mit die Ursache wurde, daß wir hier das älteste Denkmal germanischer Sprache, den ersten Namen unserer Literaturgeschichte finden. **Vulfila** (Ulfilas), Bischof der Westgothen um die Mitte des vierten Jahrhunderts nach Christus, übersetzte nämlich für sein Volk die Bibel in's Gothische, wobei er nur das Buch der Könige ausließ, um die kriegerischen Gothen nicht in Versuchung zu führen, und von derselben ist noch ein Theil glücklicherweise bis auf unsere Tage erhalten und zwar zu Mailand, Wolfenbüttel und Upsala, in welch' letzterem Orte der prachtvollste Ueberrest in Gold= und Silberschrift auf purpurnem Pergament und in silbernem Einband aufbewahrt ist. Des Einbandes

wegen wird dieser Codex argenteus geheißen. Diese Ueberreste bestehen aus großen Bruchstücken von den vier Evangelien, allen ächten Briefen des Apostels Paulus und kleineren Stücken aus einem Psalm, Esra und Nehemia. Die Uebersetzung ist gewissenhaft, aber nicht knechtisch und im Allgemeinen wohlgelungen zu nennen; das griechische Original weicht jedoch in manchen Punkten von dem sonstigen ab und nähert sich den ältesten lateinischen Uebersetzungen, aber durchaus nicht der Vulgata. Außer diesem größern Ueberreste sind uns noch einige Bruchstücke einer paraphrasirten Evangelienharmonie erhalten, die ein Westgothe im fünften Jahrhunderte verfaßte, ferner kennen wir im Fragment eines gothischen Kalenders einige vereinzelte Zeilen und zwei Reihen gothischer Priesterunterschriften unter Urkunden.

Vulfila (rein gothisch bei Jornandes; Οὐλφίλας bei den Griechen, Ulfila bei Auxentius) ist um 318 von gefangenen Cappadociern geboren, unter den Gothen jenseits der Donau, wurde 348 vom Lector zum Bischof der Arianischen Gothen geweiht, wanderte 355 mit Westgothen einer Glaubensverfolgung wegen nach Mösien, war 360 auf der Synode zu Konstantinopel und ging 388 wieder dahin, um die Arianische Lehre zu vertheidigen, starb aber daselbst noch im nämlichen Jahre, hochverehrt von seinen Zeitgenossen. Nach Auxentius, seinem Zöglinge, hinterließ er viele Abhandlungen und Uebersetzungen in drei Sprachen; nach seinem Biographen Philostorgius übersetzte er die ganze heilige Schrift, mit Ausnahme der Bücher der Könige; daß jedoch die vorhandenen Ueberreste alle von Vulfila sind, ist keineswegs ganz gewiß, sondern beruht nur auf allgemeiner Annahme. Die erste Kunde von dieser Uebersetzung ward uns in neuerer Zeit durch den Geometer Arnold Mercator, der sie in der Abtei Werden sah; von da gelangte sie nach Prag und ward nach der Eroberung dieser Stadt durch den Grafen Königsmark 1648 nach Schweden gebracht und daselbst durch die Freigebigkeit des Marschalls Lagardie in Silber eingebunden. Die übrigen Fragmente befanden sich einst im lombardischen Kloster Bobbio und wurden 1818 durch Graf Castiglioni und Cardinal Mai aufgefunden. Neueste und beste Ausgabe von v. Gabelentz und Loebe, Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis Gothicae fragmenta, quae supersunt. Leipzig 1843—46. — G. Waitz, Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila. Hannover 1840. gr. 4. Die übrigen gothischen Sprachüberreste sind enthalten in: Skeireins aivaggeljons thairh Johannen, herausgeg. von Maßmann. München 1834. 4.; ferner Maßmann's: Frabauhtabokos oder die gothischen Urkunden von Neapel und Arezzo. Wien 1838. Mit Schriftnachbildungen.

8. Unschätzbar sind diese erhaltenen Ueberreste, welche uns erst das reinste Verständniß unserer Sprache eröffneten und eine ganz neue Wissenschaft begründen halfen. Es sind Ueberreste der Prosa, aber einer Prosa, die von der Poesie noch nicht so sehr verschieden war, denn auch die gothische Prosa wurde in so gehaltener Weise vorgetragen, daß es dem Singen nahe kam. Die Sprache ist die Mutter unserer jetzigen Sprache, dieser zwar an Geläufigkeit, Beweglichkeit und Abrundung des Satzbaues nachstehend, aber sie weit übertreffend an Wohllaut und Reinheit klangvoller Vocale, an Reichthum der Formen und scharfbezeichnenden Ausdrücken, an Strenge des grammatischen Baues, an Ernst und Würde. Dabei schmiegte sie sich gerne fremden Idiomen an, und schon hier erblicken wir den eigenthümlichen Zug der Deutschen, fremde Worte leicht in ihre Sprache aufzunehmen und einzubürgern. Dieselbe Neigung tritt hervor in der von Vulfila bewirkten Umgestaltung der gothischen Schrift. Die Gothen hatten schon früher das Runenalphabet; zur Aufzeichnung größerer Schrift-

werke taugte es aber nicht, und so legte Vulfila zwar die Runen zu Grund, von denen er die Zeichen für th und u unverändert beibehielt, machte aber die Zeichen dem griechisch-römischen Alphabete ähnlicher und entlehnte diesen einige neue; ein Zeichen für den Laut hv erfand er selbst. Auch die Ordnung der Buchstaben änderte er nach dem griechischen Muster, dagegen behielt er die alten Namen der einzelnen Buchstaben bei. Auf diese Art wurde Vulfila Schöpfer des gothischen Alphabets, das von ihm an beibehalten wurde.

9. Wie wichtig die Erhaltung dieser Vulfila'schen Bibelübersetzung ist, wie unersetzlich ihr Verlust gewesen wäre, zeigte die nachfolgende Zeit; denn unmittelbar darauf brachen die Wogen der Völkerwanderung durch ganz Europa, sie änderte die Wohnsitze der Völker und Stämme und brachte die Deutschen in vielfache Verbindung mit den an geistiger Kultur ihnen weit überlegenen Römern. So reich der Stoff wurde, den jene Völkerzüge nun gewährten, so sehr hemmten sie alle künstlerische Ausbildung derselben und überall, im Süden und Osten, drang das romanische Element siegreich durch, bald mehr, bald weniger den germanischen Kern verwischend. Lateinisch ward nun die Sprache der Kirche, im Staats- und Rechtswesen; kaum noch leise Anklänge der alten Sagen- und Geschichtsdichtung des Volks retteten sich in die verschiedenen Gesetzbücher, und die Vermischung der verschiedenartigsten Idiome mit schlechtem Lateinisch machte dieselben noch barbarischer. In der sogenannten malbergischen Glosse, dem Gesetzbuche der salischen Franken, ist diese Sprachenmischung sogar eine dreifache, denn sie enthält auch celtische Worte. — Mit der Sprache ging zugleich die eigene Schrift verloren und an deren Stelle trat fortan die lateinische Schrift, die in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts zuletzt auch bei den Franken in Gallien die Oberhand gewann.

Rein germanisch erhielten sich blos Deutschland, Scandinavien und England. Aber auch in Deutschland übten die Ereignisse einen nachhaltenden Einfluß, denn wie die Völker selbst sich weiter schieden, so bildeten sich jetzt auch die Sprachstämme schroffer aus und trat nun der Gegensatz zwischen ober- und niederdeutscher Sprache stärker hervor. Die Gränze zwischen beiden zog von der Roer und Sieg bis hinauf zum Harze; Hessen und Thüringen bildeten die Uebergänge, die Alemannen und Bayern gehörten völlig der oberdeutschen Sprache an, die Sachsen und Friesen der niederdeutschen. Bei den Franken mischten sich die Eigenthümlichkeiten beider zu größerer Rauhheit. Die Zeit erlaubte eine Ausgleichung nicht und fortan tritt sogar eine Reihe neben einander stehender Literaturen auf, die sich immer weiter und weiter von einander schieden.

Die malbergische glosse, ein rest altkeltischer sprache und rechtsauffassung, von H. Leo. Halle 1842 und 1845. Leo wies darin zuerst die celtische Sprache nach, während Edélestand du Méril im Mémoire sur la langue des gloses malbergiques, Paris 1843, noch die ganze Glosse für deutsch erklärte.

10. Nur Eines blieb erhalten durch alle jene Stürme, als gemeinschaft-

liches Band, als Erinnerung an gemeinsame Abstammung und Schicksale: die Sagen von der Völkerwanderung, die deutsche Heldensage. Mehrere Liederstoffe reichen sogar noch weiter zurück, bis tief in die heidnische Zeit, nämlich der Mythus vom gehörnten Siegfried, dem Drachentödter, — von Wieland, dem kunstreichen Schmied, der uns zurückweist auf die Zeit, wo noch das Heidenthum der alten Germanen in ungeschwächter Naturkraft und Lebendigkeit bestand, und die Thiersage von Reinhart dem Fuchs und Isengrimm dem Wolfe. Auf dem Boden der Völkerwanderung standen dagegen die Sagen von Ermenrich, Attila, Walther und Hildegund, vom Burgundenkönige Günther, der vor Attila erlag, und von Gudrun, seiner Schwester. Alle diese Sagen verbreiteten sich bis tief in den Norden, dagegen waren die reichen Sagen von Dietrich von Bern, Theodorich dem Großen von Verona, einer ursprünglich durchaus historischen Person, blos im Süden zu Hause.

Von diesen Helden, ihren Thaten und Schicksalen gingen viele kräftige Lieder von Mund zu Mund, und viele derselben wurden in Klöstern niedergeschrieben, wie einst das Kloster Reichenau im Bodensee im Jahre 821 deren zwölf besaß. Aber alle sind in ihrer ältesten Auffassung für immer verloren gegangen, und was wir davon noch besitzen, ist blos in der neuen Gestaltung des dreizehnten Jahrhunders uns überliefert worden. Nur zwei Liederstoffe besitzen noch ein uraltes Gewand: die Lieder von Hildebrand und seinem Sohne Hadubrand, und Walther von Aquitanien, wovon eine im zehnten Jahrhundert gefertigte Uebersetzung des deutschen Originals erhalten blieb. Ein drittes Heldengedicht, der angelsächsische Beowulf, liegt uns schon durch seine Sprache ferner.

II.

Die älteste oder althochdeutsche Zeit.

11. Als nach dem Vorgange der Franken auch die übrigen Deutschen von ausländischen, besonders irischen Glaubensboten für das Christenthum gewonnen werden sollten, mußten die Geistlichen, um mit dem Volke zu verkehren, auch dessen Sprache sich zu eigen machen. Was wir aus dieser Zeit an Sprachdenkmalen besitzen, ist daher nicht nur von Geistlichen geschrieben, sondern dient auch vorzüglich ihren Zwecken. Predigten hielten dieselben zwar weniger, wie das Recht dazu nach und nach sogar allein in die Hände der Bischöfe gelegt ward, dagegen verfaßten sie in deutscher Sprache Theile des Katechismus: das Glaubensbekenntniß mit der vorausgehenden Teufelsabschwö-

werke taugte es aber nicht, und so legte Vulfila zwar die Runen zu Grund, von denen er die Zeichen für th und u unverändert beibehielt, machte aber die Zeichen dem griechisch-römischen Alphabete ähnlicher und entlehnte diesen einige neue; ein Zeichen für den Laut hv erfand er selbst. Auch die Ordnung der Buchstaben änderte er nach dem griechischen Muster, dagegen behielt er die alten Namen der einzelnen Buchstaben bei. Auf diese Art wurde Vulfila Schöpfer des gothischen Alphabets, das von ihm an beibehalten wurde.

9. Wie wichtig die Erhaltung dieser Vulfila'schen Bibelübersetzung ist, wie unersetzlich ihr Verlust gewesen wäre, zeigte die nachfolgende Zeit; denn unmittelbar darauf brachen die Wogen der Völkerwanderung durch ganz Europa, sie änderte die Wohnsitze der Völker und Stämme und brachte die Deutschen in vielfache Verbindung mit den an geistiger Kultur ihnen weit überlegenen Römern. So reich der Stoff wurde, den jene Völkerzüge nun gewährten, so sehr hemmten sie alle künstlerische Ausbildung derselben und überall, im Süden und Osten, drang das romanische Element siegreich durch, bald mehr, bald weniger den germanischen Kern verwischend. Lateinisch ward nun die Sprache der Kirche, im Staats- und Rechtswesen; kaum noch leise Anklänge der alten Sagen- und Geschichtsdichtung des Volks retteten sich in die verschiedenen Gesetzbücher, und die Vermischung der verschiedenartigsten Idiome mit schlechtem Lateinisch machte dieselben noch barbarischer. In der sogenannten malbergischen Glosse, dem Gesetzbuche der salischen Franken, ist diese Sprachenmischung sogar eine dreifache, denn sie enthält auch celtische Worte. — Mit der Sprache ging zugleich die eigene Schrift verloren und an deren Stelle trat fortan die lateinische Schrift, die in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts zuletzt auch bei den Franken in Gallien die Oberhand gewann.

Rein germanisch erhielten sich blos Deutschland, Scandinavien und England. Aber auch in Deutschland übten die Ereignisse einen nachhaltenden Einfluß, denn wie die Völker selbst sich weiter schieden, so bildeten sich jetzt auch die Sprachstämme schroffer aus und trat nun der Gegensatz zwischen ober- und niederdeutscher Sprache stärker hervor. Die Gränze zwischen beiden zog von der Roer und Sieg bis hinauf zum Harze; Hessen und Thüringen bildeten die Uebergänge, die Alemannen und Bayern gehörten völlig der oberdeutschen Sprache an, die Sachsen und Friesen der niederdeutschen. Bei den Franken mischten sich die Eigenthümlichkeiten beider zu größerer Rauhheit. Die Zeit erlaubte eine Ausgleichung nicht und fortan tritt sogar eine Reihe neben einander stehender Literaturen auf, die sich immer weiter und weiter von einander schieden.

Die malbergische glosse, ein rest Altkeltischer sprache und rechtsauffassung, von H. Leo. Halle 1842 und 1845. Leo wies darin zuerst die celtische Sprache nach, während Edélestand du Méril im Mémoire sur la langue des gloses malbergiques, Paris 1843, noch die ganze Glosse für deutsch erklärte.

10. Nur Eines blieb erhalten durch alle jene Stürme, als gemeinschaft-

liches Band, als Erinnerung an gemeinsame Abstammung und Schicksale: die Sagen von der Völkerwanderung, die deutsche Heldensage. Mehrere Liederstoffe reichen sogar noch weiter zurück, bis tief in die heidnische Zeit, nämlich der Mythus vom gehörnten Siegfried, dem Drachentödter, — von Wieland, dem kunstreichen Schmied, der uns zurückweist auf die Zeit, wo noch das Heidenthum der alten Germanen in ungeschwächter Naturkraft und Lebendigkeit bestand, und die Thiersage von Reinhart dem Fuchs und Isengrimm dem Wolfe. Auf dem Boden der Völkerwanderung standen dagegen die Sagen von Ermenrich, Attila, Walther und Hildegund, vom Burgundenkönige Günther, der vor Attila erlag, und von Gudrun, seiner Schwester. Alle diese Sagen verbreiteten sich bis tief in den Norden, dagegen waren die reichen Sagen von Dietrich von Bern, Theodorich dem Großen von Verona, einer ursprünglich durchaus historischen Person, blos im Süden zu Hause.

Von diesen Helden, ihren Thaten und Schicksalen gingen viele kräftige Lieder von Mund zu Mund, und viele derselben wurden in Klöstern niedergeschrieben, wie einst das Kloster Reichenau im Bodensee im Jahre 821 deren zwölf besaß. Aber alle sind in ihrer ältesten Auffassung für immer verloren gegangen, und was wir davon noch besitzen, ist blos in der neuen Gestaltung des dreizehnten Jahrhunders uns überliefert worden. Nur zwei Liederstoffe besitzen noch ein uraltes Gewand: die Lieder von Hildebrand und seinem Sohne Hadubrand, und Walther von Aquitanien, wovon eine im zehnten Jahrhundert gefertigte Uebersetzung des deutschen Originals erhalten blieb. Ein drittes Heldengedicht, der angelsächsische Beowulf, liegt uns schon durch seine Sprache ferner.

II.

Die älteste oder althochdeutsche Zeit.

11. Als nach dem Vorgange der Franken auch die übrigen Deutschen von ausländischen, besonders irischen Glaubensboten für das Christenthum gewonnen werden sollten, mußten die Geistlichen, um mit dem Volke zu verkehren, auch dessen Sprache sich zu eigen machen. Was wir aus dieser Zeit an Sprachdenkmalen besitzen, ist daher nicht nur von Geistlichen geschrieben, sondern dient auch vorzüglich ihren Zwecken. Predigten hielten dieselben zwar weniger, wie das Recht dazu nach und nach sogar allein in die Hände der Bischöfe gelegt ward, dagegen verfaßten sie in deutscher Sprache Theile des Katechismus: das Glaubensbekenntniß mit der vorausgehenden Teufelsabschwö-

rung, das Vaterunser und die Beichte, von welcher Art uns noch Manches erhalten ist. Um den neuankommenden fremden Glaubenspredigern das Verständniß der Volkssprache zu erleichtern, legten sie zahlreiche Sammlungen von Glossen oder Worterklärungen an, die entweder zerstreut in kirchlichen Schriften standen, oder in gewisse Ordnung nach dem Alphabet oder Inhalt gebracht wurden. Die wichtigsten Sammlungen sind wohl der Vocabularius S. Galli und die Keronischen Glossen. Zu ähnlichem Zwecke dienten die Interlinearversionen, welche die Urschrift Wort für Wort in darübergeschriebenen deutschen Ausdrücken übertragen, ohne jedoch dabei auf Satzbau und Zusammenhang zu achten. Von dieser Art besitzen wir noch die Benedictinerregel und einige Ambrosianische Hymnen, beide in alamannischer Mundart. Endlich versuchte man sich auch mit Glück in Uebersetzungen solcher geistlichen Schriften, welche dem Bekehrungswerke dienten, z. B. des Evangeliums Matthäi, zweier Schriften des Isidorus, de Nativitate Dei und de Gentium vocatione, sowie einiger Predigten, was jedoch so ziemlich alles aus dieser Zeit Erhaltene ist.

Die deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln vom achten bis zum zwölften Jahrh. v. Maßmann, Quedlinburg 1839. — Althochdeutsche Glossen v. Hoffmann. Erste Sammlung, Breslau 1826. — Hattemer, Denkmale des Mittelalters. I. Bd. — Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio Theotisca, ed. Jac. Grimm. Goetting. 1830. — Fragmenta Theotisca, ed. Endlicher et Hoffmann. Vindob. 1834 (u. 1841). — Isidori Hispalensis de nativitate Domini epistolae versio francica saec. octavi, ed. Holtzmann. Carolsruh. 1336.

12. So eifrig die Geistlichkeit auch bemüht war, die deutsche Prosa für sich zu benützen, so sehr trat sie der Poesie entgegen und zwar von ihrem Gesichtspunkte aus nicht ohne Recht. Denn noch immer bewahrten die einheimischen Gesänge den heidnischen Aberglauben und waren die verschiedenen Lieder anstößiger oder gar unzüchtiger Art. Dahin gehören besonders die Winileod oder Mädchenlieder, die Spottgesänge und die verschiedenen Gesänge bei Tänzen, bei Mummereien, Opfer- und Leichenschmäusen, wo arger Unfug geübt und sogar teuflische Gesänge gesungen wurden. Noch immer war die Volksdichtung episch, der Stoff aus eigenem Leben, der Helden- oder Thiersage entnommen. War Tanz und Spiel mit Musik und Gesang der Menge verbunden, so hieß dies Leich, im Gegensatze zum eigentlichen Liede, das ein Einzelner singen konnte und wo die Musik zurücktrat. Auch hier wurde zum Gesang der Lieder die Harfe angestimmt. Der Dichter und Sänger hieß scof oder liudari, die Spielleute skirnun oder tûmarâ.

Aus denselben Gründen erhob sich die Geistlichkeit auch gegen die heidnischen Runen und setzte an deren Stelle die lateinische Schrift, welche sich der größern Bequemlichkeit wegen für das Schreiben auf Pergament empfahl. Doch wurden die Runen noch lange als Geheimschrift angewandt, und es konnte die Geistlichkeit wohl die deutsche Poesie von sich entfernt halten, aber nicht ganz unterdrücken; waren es doch selbst Geistliche, welche uns noch

Ueberreste solcher deutschen Poesie erhalten haben und kirchlichen Stoff in ein deutsches Gedicht kleideten.

13. Von diesen Aufzeichnungen haben sich zwei über ein Jahrtausend zu verbergen gewußt, bis sie endlich im J. 1841 zu Merseburg ganz unerwartet aufgefunden wurden. Es sind dies zwei Zauberlieder der ältesten Zeit, voll heidnischen Inhalts und der Namen heidnischer Gottheiten, in thüringischer Mundart. Sie sind alliterirend und schon hieraus erkennt man ihr hohes Alter gegenüber ähnlichen Zaubersprüchen, die viel später aufgezeichnet wurden und schon in Prosa oder Reimverse übergehen. Die älteste Dichtung aus der Heldensage ist das Hildebrandslied in hessischer Mundart und von zwei Mönchen zu Fulda nach Erinnerungen früherer Jahre aufgezeichnet. Der Inhalt gehört der Sage von Dietrich von Bern an und das Gedicht ist seit 1729 gedruckt, aber erst 1812 ward darin die poetische Form der Alliteration nachgewiesen und neulich sogar versucht, ihm auch die Strophenform zuzutheilen. Ein dritter Ueberrest ist das Wessobrunner Gebet, das vom bayerischen Kloster Wessobrunn, wo es gefunden wurde, den Namen erhielt und ganz dem Charakter jener alten, geistlichen Poesie entspricht, die sich der weltlichen volksmäßigen Dichtung anzuschließen bestrebte. Daher geht dem gewöhnlichen Gebete in Prosa eine in alterthümlichen Versen gedichtete, kurze Schöpfungssage voran, deren Eingang sich auf die Sage anderer Männer beruft.

Die beiden Zauberlieder, von G. Waitz entdeckt, gab J. Grimm heraus: Ueber zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Berlin 1842. 4°. — Das Hildebrandslied und Wessobrunner Gebet von den Gebrüdern Grimm herausgegeben in: die beiden ältesten deutschen Gedichte. Kassel 1812; ersteres auch von Lachmann. Das Hildebrandslied greift aus dem reichen Sagenkreise Dietrich's von Bern, alle Ereignisse als bekannt voraussetzend, blos Ein wichtiges Ereigniß heraus, die Rückkehr des greisen Hildebrand in die Heimath, wo er Gattin und Sohn zurückgelassen, und den Kampf mit seinem Sohne Hadubrand, der ihn nicht kennt. Hildebrand kennt den Sohn, dieser aber, im Ungestüme jugendlichen Heldenmuths, tritt ihm feindlich entgegen, will ungeachtet dessen Erzählung ihn nicht anerkennen; todt ist mein Vater, sagt er, das haben mir Seefahrer erzählt. Hildebrand windet seinen kostbarsten Schmuck, die Armringe von Gold, ab, um den Sohn vom Kampfe abzubringen, doch dieser wähnt in ihm einen alten Hunnen, der ihn berücken will, um ihn desto gewisser zu tödten; und so kämpfen sie mit einander mit den Lanzen und Schwertern, bis an des Helden siegender Kraft der Sohn endlich den Vater erkennt. Der Schluß ist jedoch in dieser alten Gestalt verloren gegangen. Die Erzählung des Gedichts bewegt sich rasch vorwärts, mit Wechselreden, welche ihm ein dramatisches Leben geben. —

14. In dieser ganzen Zeit war Singen und Sagen eins; die Dichtung haftete nicht einem Stande an, sie gehörte dem ganzen Volke, das gleichmäßig Antheil nahm an den Liedern, welche ihrer Väter und ihre eigenen Heldenthaten verherrlichten, weshalb Alle so gern einstimmten, wenn ein solches Lied erklang. Vielfach waren die Sänger bei Dem persönlich betheiligt, was sie sangen, und daher waltete auch das Pathos in den Liedern dieser Zeit gern vor. Die Sprache derselben war viel plastischer, reicher an scharf bezeichnenden Ausdrücken, poetischer und glanzvoller die Darstellung. Die metrische Form der Gedichte war die der Alliteration, welche sie mit kunstloser Einfachheit behandelten, die

aber ein feineres Ohr voraussetzte, als wir es besitzen. Der Versbau beruhte dabei auf dem Accente, dem Hervorheben des Bedeutenden; der Vers wurde gebildet durch die hervorragendsten Wörter, die Liedstäbe genannt wurden und durch gleiche Anfangsbuchstaben mit einander correspondirten. Vers reihte sich an Vers, in jedem befanden sich zwei solcher stärker betonten Wörter und die Gleichlaute waren so vertheilt, daß davon auf den ersten Vers zwei fielen, auf den zweiten nur einer. Oefters war auch nur eine Hebung in jedem Verse. Diese Alliteration übte großen Einfluß auf Stil und Stoff, und da die zur Alliteration geeigneten wichtigen Worte eben nicht in Fülle vorhanden sind, so führte sie die Poesie der Gefahr entgegen, die freie Bewegung zu verlieren und zuletzt in einer gewissen Anzahl von Redensarten zu erstarren. Indem daher das Christenthum mit einwirkte, nach und nach die Alliteration zu verlassen und den Reim, nach dem Vorbilde lateinischer Kirchendichter, einzuführen, hat es der deutschen Poesie einen nicht unwesentlichen Dienst geleistet.

Ueber den Versbau in der alliterirenden Poesie handelt Schmeller in den Abhandlungen der I. Klasse der bayer. Academie d. Wissensch. 4, 1, 205-227. Bis auf unsere Zeit haben sich in der Sprache des Alltagslebens noch solche Alliterationen erhalten, wie: Wohl und Wehe, Land und Leute, Schutz und Schirm, Stock und Stein, Haut und Haar, Haus und Hof, Kind und Kegel, Wind und Weh. — Man hat auch versucht, in Gedichten jetzt wieder die Alliteration nachzuahmen; jedoch meistens unglücklich. Zum genaueren Verständniß mögen einige Zeilen von Fouqué dienen:

Weit im Weinberg
Wohnen zwei Schwestern:
Kühn zwei Klingen
Zwischen Klippen starren u. s. w.

15. Erst unter Karl dem Großen gelangte die deutsche Poesie wieder zur gebührenden Achtung. Er vereinigte nicht nur ein großes, gewaltiges Reich unter sich, er ordnete es nicht nur nach weisen Gesetzen, sondern mit seinem am Anblicke der Antike geläuterten Geiste ehrte er auch des Volkes Sprache, liebte sie und war für deren Pflege besorgt. Schon die Verbesserung des Kirchengesangs wirkte vortheilhaft auf den Gesang des Volks, und nach und nach wurde auch die deutsche Sprache wieder angewendet bei Rechtsverhandlungen und selbst in Urkunden, wie einzelne Ueberreste darthun. Karl schärfte der Geistlichkeit ein, den Katechismus in der Volkssprache zu lehren, Predigten in dieselbe zu übertragen, und er selbst unternahm es, nicht nur die Sprache zu reinigen und zu bereichern, sondern versuchte sogar eine Grammatik derselben. Wichtiger wäre für uns seine Sammlung alter Lieder gewesen, worin die Thaten und Kriege der früheren Könige verherrlicht wurden, wenn uns nicht die Ungunst der Zeit dieselbe geraubt hätte; aber auch so wurde sie wichtig, denn der alte Haß und die Mißachtung deutscher Dichtung verschwand, die Sänger wurden wieder geehrt und sogar die Geistlichkeit schenkte der einheimischen Poesie wieder neue Aufmerksamkeit. Unter letzterer war es besonders Hrabanus Maurus, seit 804 Lehrer der Klosterschule, seit 822 Abt des Klosters zu Fulda, der in Karl's Geiste fortwirkte, eine Menge strebsamer Jünglinge um sich versammelte und den Eifer für vaterländische Sprache und Dichtung fort erhielt,

während Ludwig der Fromme nur Freund der geistlich-biblischen Poesie war und sich nicht um die einheimische Literatur kümmerte. Hrabanus erklärte in seiner Schule die Bibel deutsch, legte neue Glossensammlungen an und soll sogar die größere Genauigkeit in der Bezeichnung der Quantitäten und Accente eingeführt haben, worin ihm Otfried nachfolgte. Ja Hraban kannte selbst die Runen, und sein Schüler Walafried Strabo wußte sogar von einer gothischen Bibel, während man auf der Reichenau die deutsche Sprache an deutschen Gedichten lehrte und Abt Smaragdus zu St. Michael an der Maas die gothischen Eigennamen sammelte.

Hierüber: Bähr's Geschichte der Römischen Literatur, Suppl. 3. Zeitalter der Karolinger. Karlsruhe 1840. — Hrabanus Magnentius Maurus, von Kunstmann. Mainz 1841.

16. Die noch von Karl dem Großen befürchtete Gefahr, es möchte die Volkssprache nach und nach von der romanischen verdrängt werden, ging vorüber und es spaltete sich das Reich schon hinsichtlich der Sprache ziemlich scharf, ehe noch die Theilung des Reichs im Jahre 842 damit auch die politische Gränze verband. Nun begann das Volk wieder mehr seine Einheit zu fühlen; zwar weniger in politischer Hinsicht, da nach Aufgeben des Namens Germanen die Stammnamen der Sachsen, Bayern, Franken u. A. vorwalteten, als in sprachlicher Hinsicht, wo das Wort deutsch rasch zur allgemeinen Geltung gelangte, bis es zuletzt auch Namen des Volks wurde.

Zu derselben Zeit hörte auch die Alliteration auf, allgemeine Anwendung zu finden, und das letzte Gedicht, das ihr noch angehört, soll noch von Ludwig dem Deutschen selbst seine jetzige Gestalt erhalten haben, nämlich das unter dem Namen Muspilli (das Feuer des Weltbrandes) bekannte Gedicht vom jüngsten Gericht. Der Stoff desselben ist ganz biblisch gestaltet, aber noch umgeben von Anschauungen, wie sie dem altgermanischen Heidenthum eigenthümlich waren. Es ist schon abgerundeter, die Schilderungen ausführlicher, als im Hildebrandsliede, und neben der Alliteration treten mehrmals sogar Reime auf. Diese kamen nun zu allgemeiner Geltung und fanden um so leichter Eingang, als sie ganz gut zur accentuirenden Messung der Verse paßten und, während die Alliteration nur auf die Consonanten vor den betonten Vokalen fiel, der Reim auf die betonten Vokale selbst trat und somit das Gewicht vom Anfang auf das Ende der Verse gelegt wurde. Mit diesen Reimen und ebenfalls nach dem Vorbilde lateinischer Hymnen wurde auch die Strophe eingeführt, und zwar die vierzeilige mit je zwei Reimen und in vier Jamben. Doch ahmte man dieselbe nicht so strenge nach und sah man mehr darauf, die gehobenen Silben richtig zu geben, als die Senkungen genau zu beobachten, bis später die Sprache reicher an Tönen wurde, wo man auch den Reim genauer und strenger nachzubilden vermochte.

Muspilli. Bruchstück einer althochdeutschen alliterirenden Dichtung vom Ende der Welt, herausgegeben von Schmeller. München 1832, 8°. Neuere Ausgaben in Sammlungen der alliterirenden Dichtungen von Wilh. Müller (Haupt's Zeitschrift f. deutsches Alterthum 3.) und Feußner, Hanau 1845.

17. Noch ein anderes Gedicht, dessen wir, der Aehnlichkeit des Stoffes wegen, erst hier gedenken, ist der altsächsische, alliterirende Heliand (altsächsische Form für Heiland), das wohl nicht jenes von Ludwig dem Frommen einem sächsischen Sänger aufgetragene und berühmte Werk ist, sondern wohl später, vielleicht nach diesem Vorbilde, entstand, und auch nicht gedichtet von einem Bauern, wie gemeldet wird. Nach den erhaltenen Theilen dieses Gedichts stimmt es ziemlich genau mit der Evangelienharmonie des Tatianus und dem Evangelium Matthäi überein und ist nur hier und da im Tone der Volkspoesie ausgemalt, so daß mitunter selbst Vorstellungen des altgermanischen Heidenthums sich einschlichen. Es schreitet ziemlich rasch und lebendig vorwärts, die Schilderung ist voll Wärme, Leben und Wahrheit, Treue und Einfachheit und es gehört unstreitig zu dem Besten, was die christliche Poesie geliefert hat. Die metrische Form weicht von der bisher gebräuchlichen schon etwas ab und deutet dadurch eine spätere Entstehung an.

Hêliand, poema Saxonicum seculi noni, herausgegeben von J. A. Schmeller. München 1830. 4°; das Glossar dazu ibid. 1840. 4°.

18. Ganz schon der Reimpoesie angehörig ist das Evangelienbuch oder der Krist von Otfried, Mönch des Klosters Weißenburg, das um 868 gedichtet wurde. Obschon er die deutsche Sprache für regellos und barbarisch erklärte und nichts weniger als schöpferische Dichtergabe besaß, unternahm er es doch, für den Laienstand ein Leben Christi in Versen zu schreiben, das darnach strebt, eine Epopee zu sein, angefüllt mit moralischen Nutzanwendungen und mystischen Ausdeutungen. Fast überall tritt darin sein Ich hervor; er erzählt, und zwar oft sehr gut und herzlich, ja oft sogar mit erhobenem Gemüth, aber doch waltet das Malen und in's Breite Schildern vor, so daß dabei der alte Charakter des Singens größtentheils verloren geht. Otfried gebrauchte als einer der Ersten den Reim, weshalb derselbe noch nicht leicht fließend und fertig erscheint, ja sogar noch Alliteration sich einmischt und viele Worte blos des Verses wegen dastehen und die Gedanken stören. Dessen ungeachtet ist sein Werk als Sprachquelle von hoher Bedeutung, besonders auch wegen des genau ausgearbeiteten Versbaues, sowie weil es die mittelrheinische Mundart in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit vorführt. Darum wurde es auch immer sehr beachtet und als Reimwerk für lange Zeit maßgebend.

Otfried war ein Franke und Schüler des Hrabanus, kam von Fulda nach St. Gallen und dann in's elsässische Kloster Weißenburg, wo er sein Gedicht in fünf Büchern verfaßte und 868 dem Könige der Deutschen zueignete. Außerdem schrieb er auch noch lateinische Schriften, die verloren sind. Die erste Ausgabe von Matth. Flacius erschien 1571, 8° zu Basel. Die neueste mit dem Titel Krist ist von Graff, Königsberg 1831. 4°. Ueber sein Leben und Schriften Lachmann in Ersch und Gruber's Encyklopädie III. Sect., 7. Thl. S. 278—282. —

19. Auch Otfried's Krist war noch zu gleicher Zeit zum Singen und Lesen bestimmt, weshalb das Gedicht nicht nur in fünf Bücher, sondern dieselben wieder in Kapitel getheilt sind. Nach seinem Vorgange bildete sich auch der geistliche Laiengesang aus und später sogar der weltliche Gesang; denn während die

Geistlichkeit sich früher nur ungern der Form der Alliteration gefügt hatte, ergriff sie jetzt gern das Beispiel Otfried's, der ja eben auch nur die Form des lateinischen Kirchengesangs nachgeahmt hatte. Man dichtete daher eifrig geistliche Gesänge, jedoch nicht Kirchengesänge, denn das Volk fiel mit nichts Anderem ein, als mit dem Kyrie eleison; aller andere Kirchengesang war lateinisch. Es ward für den Gebrauch der Laien außer der Kirche auch geistlicher Gesang gedichtet, der sich dem alten Gebrauche anschloß, indem das in Strophen getheilte Lied Einer sang und nach jeder Strophe die Menge das Kyrie eleison anstimmte. Diese geistlichen Gesänge waren nichts anderes als Leichen, obschon sie gerade gegen die, Leichen genannten, anstößigen Tanz- und Spielgesänge gerichtet waren. In den Leichen herrschte nicht dieselbe Strophenart, wie im Liede, sondern sie wechselte nach der Melodie, wie überhaupt dabei das Gedicht nur zur Begleitung des Saitenspiels diente, welches den Gesang der Menge in rhythmischem Gang zu erhalten hatte. Bei den Liedern dagegen diente das Saitenspiel nur zur Begleitung und war untergeordnet; wenn die Menge Lieder sang, so geschah es immer nur so, daß Einer das Lied sang und die Menge dann mit dem Kyrie einfiel. Man dichtete sie bis dahin nur in Einer Strophenart, nämlich in der von Otfried angewandten vierzeiligen Strophe mit zwei Reimen.

Leih ist Saitenspiel und gespielte Melodie, sangleih Spiel mit Gesang, leichôd und hileih Gesang bei einer Vermählungsfeier, wie das mittelhochdeutsche brûtleich. — Im Angelsächsischen heißt lidh, loodh Glied, daher Strophe.

20. Von Liedern hat sich aus dieser Zeit wohl nichts erhalten, dagegen sind Leichen: ein oft dem Otfried zugeschriebenes Gebet zum h. Petrus, eine Bearbeitung des 138. Psalms, abwechselnd in 14- und 16zeiligen Absätzen, die Erzählung von Christus und der Samariterin, am Schlusse mangelhaft, in 4- und 6zeiligen Strophen, die Legende von St. Georg in Absätzen von 10 bis 17 Zeilen und oft mit drei Reimen, die Legende vom h. Gallus, und der Leich von König Ludwig III. und der Normannenschlacht bei Saucort (Sathulcurtis) im Jahre 881. Der Leich vom h. Gallus, von dem gegen das Ende des neunten Jahrhunderts gestorbenen St. Gallener Mönche Ratpert verfaßt, ist nicht in deutscher Sprache auf uns gekommen, sondern blos in der durchaus getreuen und gereimten lateinischen Uebertragung, welche zwei Jahrhunderte später der St. Gallener Eckehard IV. davon verfertigte. Der Leich von König Ludwig ist für uns in mehr als einer Hinsicht merkwürdig, denn einerseits zeigt er uns, wie nun auf einmal die Geistlichkeit sich auch der Volksdichtung zu bemächtigen suchte und durch diese von der alten geistlichen Dichtungsweise ferner abgeführt ward, andrerseits beweist er, daß in Flandern neben der französischen auch noch die deutsche Sprache gepflegt und allseitig verstanden ward, und gibt uns zugleich ein Beispiel dafür, wie die Poesie noch ganz neuen Ereignissen eine sagenhafte Wendung zu geben pflegte; das Gedicht hat allerdings noch einige volksmäßige

Färbung und ziemlich viele Lebendigkeit, aber mit der ältern epischen Poesie kann es sich nicht mehr messen.

Dieses sog. Ludwigslied soll von dem mit dem besungenen König befreundeten Mönche Hugbald im flandrischen Kloster St. Amand sur l'Elnon gedichtet sein, der im Jahre 930 starb, und der auch Legenden verfaßte und Lieder gedichtet hat. Das Gedicht selbst ward von Mabillon entdeckt und 1696 von Schilter herausgegeben, die Handschrift ging aber wieder verloren, bis sie A. H. Hoffmann zu Valenciennes 1837 wieder auffand und herausgab in: Elnonensia. Monuments des langues romane et tudesque dans le IX. siècle. Publiés par Hoffmann et Willems. Gand 1837. 4.

21. Die Prosa wurde in dieser Zeit weniger gepflegt, weil das Bekehrungswerk so ziemlich vollendet war. Was man in deutscher Prosa schrieb, mochte in Commentaren zu Bibelstücken und Uebersetzungen bestanden haben, doch ist im Allgemeinen nicht viel davon übrig geblieben. Interlinearversionen haben wir von einem Stücke aus der Kapitulariensammlung des Ansegisus, um 900, und einem Hymnus; eine ziemlich umfangreiche Uebersetzung aber ist in der Evangelienharmonie des Ammonius von Alexandrien vorhanden, und zwar nach dem lateinischen Texte. Wie einerseits diese Evangelienharmonie ähnliche Werke schon vor sich hatte und zwar gleichfalls auf das Vorbild dieses Ammonius (fälschlich auch Tatianus genannt) gestützt, so zeigt schon die Art der prosaischen Erzählung, daß die Prosa bereits weiter ausgebildet war und der Uebersetzer eine nicht geringe Fähigkeit dafür besaß. Jedenfalls ist anzunehmen, daß diese Verdeutschung mindestens gleichzeitig, wenn nicht noch jünger als Otfried ist.

Ammonius' Evangelienharmonie ist zuerst herausgegeben 1706 zu Greifswald von Palthen, dann in Schilter's Thesaurus II; am besten: Ammonii Alexandrini Harmonia Evangeliorum, ed. Schmeller, Viennae 1841.

22. Im Zeitalter der Ottonen nahm die Literatur wieder eine andere Richtung, aber wenn auch die Poesie von ihrem Aufschwunge herabsank, so bereitete sich doch gerade jetzt ein neuer Umschwung derselben vor. Die Kultur der alten Welt machte sich immer mehr geltend, hob die Bildung an den Höfen, und überall zeigte sich das Bestreben, die klassische Gelehrsamkeit zu fördern und auf deutschen Boden zu verpflanzen. Am Hofe der Kaiser blühte die lateinische Hofpoesie auf, wo deutsche Stoffe in ein antikes Gewand und lateinische Sprache gehüllt wurden und sogar solche Abnormitäten vorkamen, daß wir ein Gedicht besitzen, welches bald deutsche, bald lateinische Verse an einander reiht. Zu dieser lateinischen Klosterpoesie gehören zwei noch erhaltene Gedichte, der Waltharius und der Ruodlieb. Ersteres vom St. Gallener Mönche Gerald in Verbindung mit seinem Genossen Eckehard I. gedichtet, behandelt einen Theil der Heldensage und zwar die Schicksale Walther's von Aquitanien und der Burgundin Hildegunde, die, als Geiseln an Attila gegeben, ihm entfliehen, wo dann Walther mit dem Könige Günther und Hagen einen Kampf in den Vogesen zu bestehen hat, nach Hause kehrt und dreißig Jahre zu Lengers des Rechts pflegt. Das Gedicht enthält noch Züge der alten, rauhen Kampflust

und einen Schluß, der ganz dem deutschen Charakter, welcher unter allen wilden Kämpfen doch immer das endliche Ziel in der Ferne festhält, entsprechend ist. Der Ruodlieb, von dem Mönche Fromund zu Tegernsee um das Jahr 1000 verfaßt, verläßt diese alte Strenge ganz, ergeht sich schon in anmuthigeren, zierlicheren Bildern und vermischt Sage mit freier Erfindung; auch erscheint die Heldensage nur noch gelegentlich mit halbverschollenen Namen. Ein anderes Gedicht würde für uns bedeutungsvoller seyn, wenn es nicht verloren wäre, nämlich die von Konrad, einem gebildeten Geistlichen, im Auftrage des Passauer Bischofs Pilgrim vor 991 verfaßte Dichtung über die Untreue der Burgunderkönige an ihrer Schwester und ihren Untergang durch den Hunnenkönig Attila, ein lateinisches Vorbild für das spätere Nibelungenlied.

Der Waltharius von Jacob Grimm, der Ruodlieb von Schmeller, herausgegeben in ihren lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts. Göttingen 1838. Beide Gedichte sind in Hexametern geschrieben.

23. Ein anderer altgermanischer Stoff wurde nun ebenfalls in lateinischen Gedichten bearbeitet, nämlich die Thiersage, die in verschiedener Weise ausgebildet ward. Wohl schon zur Zeit Heinrich's I. wurde von einem lothringischen Mönche die Ecbasis gedichtet, aber die ursprüngliche unbefangene Auffassung verlassen und dafür der Stoff in ein satyrisches Gewand gekleidet. Sie behält noch die gewöhnlichen Hexameter bei, wogegen gereimte, Leoninische Verse in zwei anderen Gedichten, Alveradens Eselin und vom Priester und Wolf, angewendet sind. Beide sind von größerem dichterischem Werthe, als das vorgenannte und für den lebendigeren Gesang bestimmt gewesen, auch tritt hier die geistliche Gelehrsamkeit zurück, welche sich um so breiter offenbart in dem mehr mystisch gehaltenen Gedichte vom Hahn und Fuchs. Auch Räthsel in lateinischer Sprache können noch hierher gerechnet werden, wovon Inhalt und Stoff in Berührung zur deutschen Literatur steht, wogegen andere lateinische Gedichte dieser Zeit und selbst die dramatischen Versuche der Gandersheimer Nonne Hrosuith ganz außerhalb derselben liegen.

24. Da durch diese lateinische Hofdichtung die Poesie immer mehr auf das Volk allein beschränkt wurde, so bildete sich unter diesem die Volksdichtung mehr aus und zwar vorzüglich durch die Sänger und Spielleute, welche statt der veralteten, siebensaitigen Harfe die Rotta, ein stärker besaitetes Instrument, gebrauchten. Als Liederstoffe dienten denselben ältere Sagen und die Begebenheiten des Tages, welche auf keine lange Theilnahme rechneten. Als solche Stoffe sind bearbeitet worden des Erzbischofs Hatto Verrath an Adelbert von Babenberg im Jahre 904, die Niederlage der Franken bei Heresburg 915, die Abenteuer Graf Konrad's, eines Helden der Könige Heinrich und Otto I., die Wunderthaten des h. Ulrich, Bischofs von Augsburg († 973), Heinrich II. (1000), die lothringischen Bischöfe, die sich 1024 für Konrad VI. erklärten, die Verdienste Benno's, Bischofs von Hildesheim (1050) u. A. Auch Schmäh-

gedichte wurden verfaßt, hatten aber meistens nur Bezug auf das Privatleben. Für geistliche Gesänge geschah dagegen nichts. Nur von Einem Geistlichen, dem Bamberger Scholasticus Ezzo, ist bekannt, daß er ein deutsches Lied von den Wundern Christi gedichtet; doch schrieb auch Ezzo blos den Text, während ein Anderer die Weise dazu erfand.

25. Nur in der Prosa behielten die Geistlichen die deutsche Sprache bei, und wenn sie sich auch meistens nur auf Uebersetzungen beschränkten, so wirkte doch der Einfluß der klassischen Bildung mächtig auf dieselben ein. Besonders im Kloster St. Gallen wurde die deutsche Literatur eifrig gepflegt, und dort war hauptsächlich die Wiege der Bildung durch mehrere Jahrhunderte. In der Schule des Notker Labeo diente die deutsche Sprache als Unterrichtsgegenstand und zur Erklärung weltlicher und geistlicher Schriften, weshalb die große Anzahl ihrer deutschen Arbeiten vorzüglich in der Uebersetzungs- und Erklärungsprosa besteht. Dahin gehören Erklärungen der Psalmen, der Kategorien und einer andern Schrift des Aristoteles, der Satira des Marcianus Capella und der zwei ersten Bücher de Nuptiis Philologiae et Mercurii, der Schriften de octo tonis, jener de Syllogismis nach Isidorus, de Consolatione Philosophiae von Boethius, eine andere kleine Schrift und ein Lehrbuch der Rhetorik, welche meistens nicht ganz deutsch sind, im Allgemeinen aber eine leichte und gewandte Sprache zeigen, wie man überhaupt aus den versuchten Worterklärungen und Etymologien, sowie aus der sorgfältiger durchgeführten Accentuation die Liebe der Bearbeiter für die Muttersprache erkennt. Die meisten dieser Arbeiten hat Notker Labeo selbst gemacht, andere sind unter seiner Leitung von seinen zahlreichen Schülern geschrieben worden. Alle diese Schriften gehören der alamannischen Mundart an und man sieht deutlich, wie diese Mönche eifrig bestrebt waren, die Härten ihrer Sprache zu mildern.

Ganz anders verhält es sich mit der Uebersetzung und Erklärung des Hohen Liedes von Williram, eines Mönchs zu Fulda und späterhin Abt im bayerischen Kloster Ebersberg, der 1085 starb. Nur in der Accentuation folgte er Notker's Beispiel, wogegen die Sprache verwildert und überhaupt das ganze Werk geschmacklos ist. Dieser Tadel betrifft besonders seine Auslegung des Hohen Liedes und seine wahrhaft barbarische Mischung deutscher und lateinischer Worte, die er doch mit Schulzwecken nicht entschuldigen konnte; er that es nur, weil die Zeit daran Gefallen hatte, so daß dies Gedicht sogar noch zu Williram's Lebzeiten in's Niederländische übertragen wurde.

Neben diesen treten nun auch deutsche Predigten auf, schlichte und einfache, erbaulich betrachtende Auslegungen biblischer Schriftstellen, wovon mehrere Bruchstücke uns erhalten sind, die aber alle außerhalb St. Gallen entstanden, wo man damals noch lateinisch predigte. Mehr ausmalend und von höherem Schwunge ist ein Bruchstück aus einer Beichtkatechisation,

welches die Freuden des Himmels und das Grauen der Hölle schildert und wahrscheinlich im Bambergischen verfaßt wurde. Auch ein erweitertes Gebet stammt aus dieser Zeit.

Hattemer's Denkmale des Mittelalters, St. Gallen, 1844—46. Williram's Uebersetzung und Auslegung des hohen Liedes, herausgegeben von Hoffmann, Breslau 1827. Hoffmann's Fundgruben I. 59—66. Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum, III. 443—45.

26. Von ihren lateinischen Vorbildern nahmen die Geistlichen auch einen Mißbrauch in die Prosa herüber, der anfangs zwar nur hin und wieder geübt wurde, später aber häufiger vorkam. Wenn sie nämlich der Prosa einen höheren Schwung geben wollten, wandten sie die Reimprosa an, welche die viermalige Hebung zum Grundmaße hatte und schon in den oben erwähnten St. Gallischen Schriften zum Vorschein kam. Später wurden ganze Kapitel und Bücher gereimt, und wir haben davon noch drei Beispiele von ungenannten Verfassern. Das eine ist der Merigarto, ein Bruchstück aus einer Weltbeschreibung aus dem Ende des eilften Jahrhunderts, das vielleicht Nachklang einer älteren Bearbeitung der Schöpfungsgeschichte ist; sodann die vier Evangelien oder Ezzo's Lied von den Wundern Christi, um das Jahr 1065 geschrieben, und endlich ein Buch von der Schöpfung, alterthümlich durch Stil und Reime. Dies Alles ist nur gereimte Prosa und kann durchaus nicht als Dichtung angesehen werden.

Mit diesen Schriften endigte die althochdeutsche Zeit; es hatte sich die mittelhochdeutsche unter der Herrschaft der Ottonen nach und nach vorbereitet, und auch die Sprache erlitt manche Aenderungen, welche nachhaltend auf die Literatur selbst einwirkten.

Der Merigarto ist herausgegeben von Hoffmann, Prag 1834, 8°, und Fundgruben für Geschichte der deutschen Sprache und Literatur II. 3—8. Die vier Evangelien und das Buch von der Schöpfung stehen in Diemer's Denkmalen deutscher Sprache und Dichtkunst, Wien 1847, I. 319—330 und 93—103.

III.

Die alte oder mittelhochdeutsche Zeit.

27. Die mittelhochdeutsche Zeit, welche mit den Kreuzzügen beginnt und bis dahin reicht, wo das Mittelalter aufhört und die neue Zeit ihren Anfang nimmt, zerfällt wieder in drei Abschnitte, welche den Aufschwung, die höchste Blüthe und den Verfall der deutschen Literatur begränzen. Davon umfaßt der erste das zwölfte Jahrhundert, die Zeit der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, der zweite das dreizehnte Jahrhundert mit der Blüthe des Minnegesangs, der dritte endlich die nächsten Jahrhunderte, wo die Dichtung allmälig aus den Händen des Adels in die des Bürgerstandes gedieh und zuletzt die Blüthe der Literatur ganz abzudorren begann.

Was innerlich vorbereitet wurde in den vorhergehenden Jahrhunderten, das brachten die Kreuzzüge der äußerlichen Darstellung und Vollendung entgegen, nämlich die Verschmelzung des abendländischen Krieger- und Heldencharakters mit dem Geiste des Christenthums, die bei keinem anderen Volke in so herrlicher Weise vor sich gehen konnte, als bei den Deutschen, deren starker, fester und treuer, mit sich selbst einiger, seiner selbst gewisser Charakter dem Christenthume, das ja ebenfalls den Menschen ganz haben will, sich eben so ganz hingab und darin eben die Ruhe und Sicherheit fand, welche allein geeignet ist, die reichsten Blüthen der Dichtung emporschießen zu lassen. Mag man immerhin die Kreuzzüge ein phantastisches Unternehmen nennen, auf die Entwickelung der deutschen Nation und Poesie haben sie den bedeutsamsten Einfluß ausgeübt. Nachdem nämlich der Deutsche Jahrhunderte lang in stiller Beschränkung gelebt hatte, unbekümmert um Andere, in sich selbst befriedigt, und Gefahr lief, den kriegerischen Heldengeist zu versitzen, öffnete sich ihm plötzlich die neue, glänzende, in niegesehener Pracht strahlende Welt des Orients mit ihren glühenden Farben. Er sah an sich vorüberziehen die Kreuzheere der Franzosen in glänzendem Waffenschmuck, auf stolzen Rossen, ein Heer voll Eroberungsdrang, Siegeshoffnung, Kriegslust und Sangesfreude; und während sein Blick erstaunte ob dem neuen Glanze, zog ihn ein gleicher Drang in die Ferne und ward doch die fröhliche Reiselust wieder gemischt mit süßer Heimathsliebe und Sehnsucht nach dem stillen Vaterhause. In der Heimath selbst entbrannte ein Kampf um die höchsten Fragen und Güter, und dieser Kampf weckte die Geistlichkeit wieder zu neuem Leben und Thatäußerungen, während der deutsche Adel eine feinere Sitten- und Geistesbildung sich aneignete, die längst ihre Blüthe entfaltete, und die politische Größe des deutschen Reichs überallhin begeisternd einwirkte. Denn der deutsche Kaiser war das weltliche Haupt des Christenthums, die deutschen Heere und der Adel der Kern des europäischen Ritterthums, das deutsche Volk die Weltgebietende Nation, und auf dem Throne selbst saßen die lebensfreudigen, begeisterten und von den höchsten Ideen durchglühten Hohenstaufen, deren Mehrere als Dichter sich auszeichneten von denen Friedrich I. sogar eine poetische Figur ist, wie keine zweite ihm an die Seite tritt. Und dazu kommt noch, daß die äußere Einheit der Nation auch die innere Einheit derselben dauernd erhielt und ein stolzes Nationalgefühl alle Stände, alle Klassen durchdrang, daß Eine Sprache, Eine Sitte und Lebensgewohnheit, Eine Erinnerung an die sagenberühmten Helden der Vorzeit Hohen und Niederen gleichmäßig angehörte und daher, wenn ein Liederton angeschlagen wurde, er fortklang von Hof zu Hof, von Stadt zu Stadt, und aus der Nähe und Ferne tausend Stimmen ihm freudig antworteten.

Noch lag die Literatur großen Theils in den Händen der Geistlichen, aber ihr Antheil daran ward größer, ihre Bestrebungen erweiterten sich, sie verzierten selbst die Handschriften mit äußerem Schmuck, und vor der allmäligen

Ausbildung der Reimpoesie trat die Prosa zurück. Anfangs waren die Stoffe religiös und sittlich belehrende und gelehrt erzählende nach lateinischen Mustern und Quellen; als aber zuletzt die Ritter sich der Dichtung weihten und die hohe Schule zu Paris der Mittelpunkt der Gelehrsamkeit wurde, nahm man französische Epopöen zu Vorbildern und ahmte man sie im Sinne der älteren Epik nach, wobei aber das Sangbare der Größe und Massenhaftigkeit der Produktionen weichen mußte. Der Ausgangspunkt dieser Epik und Lyrik war der Südosten Deutschlands, Oesterreich, Steiermark und Kärnthen, wo früher schon Sangesliebe herrschte und die tapferen und frommen Fürsten das Land ebenso mild regierten, als sie die Dichtkunst liebten und förderten. Aber die reichere Entfaltung gewann die Poesie, Epik wie Lyrik, erst am Niederrhein, wo der französische Einfluß bedeutend wirkte, die Wiege und Heimath des Ritterthums lag und sangliebende Fürsten und Fürstinnen zu dichterischen Schöpfungen ermunterten. Diese Vermittlung der Poesie von der Geistlichkeit zum Adel bewirkten hauptsächlich die Sänger des niederen Volks, die als Pilger oder Musiker und Gaukler an alle Höfe, auf alle Burgen zogen und neben den alten Heldenliedern uns auch lyrische Gedichte sangen und Epopöen dichteten und vortrugen. Diese erweiterten den bisherigen Umfang der Stoffe und brachten neue Lebendigkeit und Frische in dieselbe, woran freilich auch noch einige Rohheit der Sitte und Kunst haftete. Dabei bereiteten sie auch eine innere Aenderung vor, indem nun jeder Dichter als er selbst, durch und aus sich dichtete und dadurch der Uebergang von der Volkspoesie zur Kunstpoesie vermittelt ward. Anfang und Ausgang dieser Zeit und Ausprägung des angedeuteten Charakters zeigen hier der im Südosten in gereimter Prosa verfaßte gelehrte Physiologus, dort die aus dem Nordwesten stammenden Dichtungen von Pilatus, die Aeneis und die Minnelieder des Heinrich von Veldeke, welcher diesen ersten Zeitraum abschließt.

28. Anders gestaltete sich der zweite Abschnitt, wo die frühere Begeisterung abnahm, die Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser allseitig ermüdeten und durch den Marien=Cultus und den Vorgang der Franzosen die Verehrung der Frauen und der Minnedienst in den Vordergrund trat. Ganz dem Beispiele der französischen Nachbarn entsprechend, ging die Poesie auf die Laien über, und zwar besonders den Adel, und die gepflegten Dichtungsarten waren Epik und Lyrik, welche jedoch jetzt vollständig ein höfisches Wesen annahmen und zur Unterhaltung bei Hofe oder zu dessen Nutzen und Frommen dienen sollten. Was sich in den nun aufblühenden Städten entwickelte, war die Predigt; die Dichter gehörten meistens dem ärmeren, niederen Adel an, der sich durch solche Beschäftigung an jedem Hofe willkommen und beschenkt fand und daher nicht mehr Scheu trug, neben den Spielleuten und fahrenden Sängern aufzutreten. Letztere erhielten jedoch selbst einen andern Wirkungskreis, ihre alte Kunst übten sie blos beim Volke; an den Höfen trugen sie fremde Dichtungen

vor, waren sie zum Theil auf Lob- und Schmähgedichte beschränkt, auf Prosarede, Gaukelei und Musik. — An den Höfen herrschte vorzüglich die Lyrik und zwar der Minnegesang, welcher sich bis zur Schwärmerei verstieg, ja bis zur Unmoralität, der Empfindsamkeit sich zuwandte, phantastische Abenteuer und romantische Auffassung liebte und das Leben in seiner glänzendsten Wirklichkeit, seiner Fülle und Ueppigkeit zu schildern versuchte. Deshalb ist auch Alles aus der Ferne in die Nähe gestellt und spricht sich auch schon große Theilnahme am öffentlichen Leben aus, wie denn die Lieder Walther's von der der Vogelweide für den Kaiser eine starke Waffe gegen den Papst wurden. Bei Allem diesem waren die Dichter doch nicht gelehrt; der größte derselben, Wolfram von Eschenbach, konnte weder lesen noch schreiben, die klassischen Sprachen waren ebenso wenig bekannt, und was sie aus dem Alterthume herübernahmen, geschah einzig durch Vermittlung der Franzosen. Doch hielten sich die Dichter an die größeren Meister, beobachteten ihr Beispiel und suchten sich an gewissen Regeln festzuhalten. — In diesem Zeitraum gewann die Dichtung ein viel erweitertes Feld, sogar über Deutschland hinaus, und überall erklangen Lieder, welche von fahrenden Sängern dahin und dorthin getragen wurden. Doch gab es auch einige Mittelpunkte, wo die größten und zahlreichsten Dichter sich zusammenfanden, wie bei Herzog Leopold II. in Oesterreich und bei Landgraf Hermann auf der Wartburg zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, und ein Land war vorzüglich reich an Dichtern und sogar bis auf die Sprachformen maßgebend, nämlich Schwaben, wo die Hohenstaufen ihre Wiege hatten und sangliebende Fürsten und Herren die Dichter um sich versammelten, wie ja dort die meisten derselben zu Hause waren. Hier ist der Charakter der Dichtung jedoch anders, als in Oesterreich, wo die Volksdichtung mit ihrer Schilderung des Gemeinen und Derben, des Natürlichen und Lebensfrohen am Hofe vorherrschte. — Die Zahl der diesem Zeitraum angehörenden Dichter ist sehr groß, denn Alles liebte und übte Poesie; aber ebenso ehrte und hob man empor die Meister der Sangeskunst, wie in der Epik Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, in der Lyrik Walther von der Vogelweide und Neidhardt alle andern überragen. Diese Glanzzeit erlosch jedoch schon nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts; das Zwischenreich rief eine neue Verwilderung hervor, Rudolf von Habsburg konnte die Poesie nicht fördern, der Adel verarmte und der alte Ritterstand wich vor dem Räuber- und Söldnerwesen, so daß die Dichtung nicht einmal mehr die alte Milde und Förderung finden konnte. Daher ward die Poesie wieder lehrhafter, näherte sich der Prosa und flüchtete sich nach den Enden des Vaterlandes. — Auch hier ist Anfang und Ende des Abschnitts durch zwei hervorragende Dichter bezeichnet; der Eine ist Hartmann von Aue, der älteste Repräsentant der höfischen Poesie, der Andere Konrad von Würzburg, der noch ganz die höfische Feinheit

besaß, aber der Lehrhaftigkeit und Verkünstelung sich nimmer ganz entwehren konnte und als bürgerlicher und fahrender Sänger in den nächsten Abschnitt hinüber leitet.

29. Der dritte Abschnitt umfaßt die Zeit des Verfalls der deutschen Literatur, gegen das Ende des Mittelalters, und den Uebergang der Poesie aus den Händen des Adels und der Geistlichkeit in die des Bürgerstandes. Als nämlich Reich und Kirche in immer größeres Verderben gerathen waren, der Adel sein Vermögen verloren hatte und nun von Raub und Plünderung lebte, und mit der Erfindung des Schießpulvers das alte Ritterthum in's Grab stieg, konnte die Literatur blos da Pflege finden, wo es noch Ruhe, Ordnung und Regsamkeit gab, nämlich in den Städten, unter den Bürgern, während die Vornehmen unthätig saßen oder sich mit Scheinturnieren abgaben und ihre müßige Zeit mit Lesen alter Lieder, Ritterbücher und in bequeme Prosa gehüllter Romane ausfüllten. Eben solche Unthätigkeit hatte auch die Geistlichkeit ergriffen, welche an Bildung immer mehr sank und Aebte aufzuweisen hatte, die nicht einmal ihren eigenen Namen schreiben konnten; nur solche Köpfe zeichneten sich darunter aus, welche mit den Bürgern in näherer Berührung standen und von dem bei denselben wohnenden Geiste sich fortreißen ließen. Anfangs zwar folgten die bürgerlichen Dichter auch dem Zuge der höfischen und hingen sich an die Höfe und Festlichkeiten; als aber die Städte erstarkten, ihre Gemeinwesen wie Oasen zwischen weiten Oedungen hervorragten, ein trotziger Gegensatz sich bildete und die bürgerlichen Gewerbe zu Ehren kamen, da fand die Literatur auch wieder ihre eigenen, natürlichen Wege, blühten die Stadtschulen auf und erhoben sich an den deutschen Universitäten Pflanzschulen der Gelehrsamkeit, Mittelpunkte für den späteren Wiederaufschwung der Literatur und Dichtung in den Händen der Bürger. Es traten nun hervor das Volkslied voll tiefer, aber noch nicht klarer Empfindung, der ebenso gestaltete Meistergesang, dessen zünftiger Betrieb ihn nach und nach zu Verkünstelungen und leerem Reimgeklingel brachte; die Epik und Geschichtsdichtung der Bänkelsänger, welche wohl aus der alten Heldensage schöpften, denen es aber blos um Darstellung der Begebenheiten war, deren Geist sie weder wiederzugeben wußten, noch ihn verstanden, und dann die bald in ausgelassene Scherze und wollüstige Freude verfallenden, bald träumerischen, allegorisirenden Lieder und anderen Gedichte, die alle mehr lehrhaft wurden und zuletzt nichts als versifizirte Prosa waren. Dabei wurde jedoch die Prosa wieder mehr gepflegt, erschienen Geschichtsbücher, Rechtsaufzeichnungen und mystische Erbauungsschriften, und das gesellige Leben rief endlich die ersten Anfänge des Drama's hervor, dessen wahre Ausbildung der neuen Zeit vorbehalten blieb. Hier zeigt sich nun auch die Richtung und Bestimmung dieses Abschnitts, der den Kampf zwischen Altem und Neuem und das Suchen eines neuen Halts darstellt, welchen selbst zu finden dieser Zeit noch nicht möglich

war, obschon sie bereits Alles vorbereitet hatte und blos das Wort noch gefunden werden mußte, das eine neue Sonne für unsere Literatur aufgehen lassen sollte. Sollen wir auch bei diesem Abschnitte Anfang und Ende mit literarischen Producten bezeichnen, so eröffnen ihn die Gedichte und Reimprosa Frauenlob's und eines Bamberger Schulmeisters Krieg auf Wartburg, eine Art Wettgesang, und den Schluß bezeichnen etwa die Uebersetzungen des Stadtschreibers Nicolaus von Weil zu Eßlingen, Sebastian Brandt's Narrenschiff, Kaiser Maximilian's Theuerdank und Fischart.

30. Betrachten wir die Sprache während dieses großen Zeitraumes, so finden wir, daß auch sie bedeutende Umgestaltungen erfuhr, denn sie ging vom Althochdeutschen über zum Neuhochdeutschen, der Sprache, wie sie jetzt gesprochen und geschrieben wird. In der ersten Zeit bestanden die althochdeutschen Mundarten noch fort im Süden und in der Mitte Deutschlands, aber in den unteren Theilen übten bereits die niederdeutschen Mundarten bedeutenden Einfluß, so daß z. B. Veldeke fast auf der Scheide zwischen hoch- und niederdeutscher Sprache steht. Auch der Name deutsche Sprache stellte sich zuerst am Niederrhein fest. Später traten die einzelnen Mundarten zurück, ein milderer und gemäßigter Ton machte sich bei den Höfen geltend, und wenn es dort auch noch hin und wieder als Zierlichkeit galt, niederdeutsche Worte einzumischen, so ward doch die Mundart Schwabens bald allgemein Hofsprache, welche die Herrschaft über die übrigen Idiome errang. Diese Hofsprache bildete gerade die entschiedene Mitte zwischen der alt- und neuhochdeutschen, nur fehlte ihr noch das rechte Ebenmaaß und in Einzelnheiten zeigte sie sogar öfters Armuth und Ausartung. Während früher der Satzbau einen leichteren Wechsel der Bewegung besaß, mußten jetzt zahlreiche Füge- und Bindewörter, Artikel und Fürwörter dem Satzbau die alte Leichtigkeit ersetzen und die Hofsprache nahm nicht nur viele französische Worte auf, sondern ahmte auch sonst die Redeweise der Franzosen nach. Gegen das Ende der mittelhochdeutschen Zeit artete die Sprache noch mehr aus, man begann die betonten Kürzen durchweg lang zu sprechen, gab manche einfache Feinheit und Genauigkeit der früheren Zeit auf und mit dem Zurücktreten der Hofsprache machten sich auch die einzelnen Mundarten und Besonderheiten wieder geltend, wofür die Bildung und Aufnahme neuer Worte um so weniger Ersatz bieten konnte, als diese Worte meistens roher Art waren und der Sprache der niedrigsten Volksklassen entstammten. Doch machte sich jetzt wieder eine andere Mundart geltend, nämlich die obersächsische, aus Hoch- und Niederdeutsch gemischt, zum Theil unter dem Einflusse der slavischen Sprache, die hier angränzte, welche Mundart durch die Abfassung verschiedener Gesetze bald in den Kanzleien Eingang fand und dann später die Grundlage für das Hochdeutsche wurde.

Wie in der Sprache, so gingen auch in der Verskunst Aenderungen vor, wozu die Franzosen das Beispiel abgaben. Aus der alterthümlichen Einfachheit

gestaltete sich der Versbau zu festeren Regeln und größerer Mannichfaltigkeit, und selbst der epische Gesang nahm nach und nach den Alexandriner in freier Nachbildung auf, wodurch die Nibelungenstrophe entstand. Man mischte Jamben und Trochäen, ja sogar Anapäste und Daktyle wurden angewendet und der Rhythmus strenger geregelt. Später führte dies zu noch größerer Kunst, ja sogar zur Ueberkünstelung, und besonders gab man sich Mühe, die Reime genauer und schärfer zu geben, womit man völlige Spielereien trieb. Zur Zeit des Meistergesangs riß große Verwilderung im Versbaue ein, indem man sich an den Beschwerden des Accents nicht mehr aufhielt, sondern blos die Hauptaccente beachtete, ja zuletzt nur die Sylben zählte, wodurch die Nachahmung antiker Versmaße angebahnt wurde. Eigentliche deutsche Hexameter erscheinen schon im Jahre 1340. Daher wurden auch die Reime roher, der Strophenbau verkünstelt und so auch die Literatur jener Verderbniß und Verwilderung entgegengeführt, wie wir sie am Ende der mittelhochdeutschen Zeit überall antreffen.

31. Wenden wir uns zuerst der Epik zu, so finden wir hier zwei Gegensätze schärfer und entschiedener ausgeprägt, nämlich die Volkspoesie und die Kunstpoesie. Die Erstere wurde vertreten durch die fahrenden Sänger, welche den im Volke lebenden reichen Schatz alter Sagen und Lieder in sich bewahrten, überall ihre einfachen und kräftigen Gesänge ertönen ließen und im Volke die alte Sangesfreude und das erhebende Gefühl für die große Vergangenheit belebten und nährten. Die Kunstpoesie fand dagegen ihre Pflege an den glanzvollen Höfen und suchte neue Erzählungen in kunstreicher Mannichfaltigkeit, in reichem Schmucke der Rede und glühenden Farben darzustellen; sie war mehr der Gesang der Freuden und Leiden des eigenen Herzens, die Poesie der Subjektivität, während die Volkspoesie den Stoff nicht erfand, sondern ihn gab, wie er vom ganzen Volke erlebt und erfahren war, voll Wahrheit und Einfachheit, und sich als Poesie der Objektivität zeigte.

Der epische Volksgesang, wie er schon im zwölften Jahrhundert erschien, nahm seinen Stoff aus der Zeitgeschichte, seltener aus der kirchlichen Sage; doch bezog er sich auf Lob der Helden, Spott gegen Feinde und Klagen um Verstorbene. Am reichsten trat er im zwölften Jahrhundert auf, dann übte aber die Hofpoesie vielen Einfluß auf ihn und zuletzt litt er dadurch, daß man die Meistersänger nachzuahmen suchte. In Form, Maaß und Gehalt ging über diese Volksepik hinaus die epische Kunstpoesie, besonders die Epik der Geistlichen während des Anfangs des zwölften Jahrhunderts, denn die Geistlichkeit verachtete die unverbürgte Heldensage und Geschichte der Vorzeit und wandte sich dafür zu Stoffen aus der biblischen Geschichte, zumal der Geschichte Jesu, der Heiligenlegende und der griechisch-römischen, sowie Weltgeschichte überhaupt, woraus sie nicht blos Bruchstücke wählte, sondern sogar das Ganze zu Epopöen zu gestalten suchte. Weil sie mit ängstlicher Treue den Quellen folgte, eine gelehrte Arbeit lieferte voll Ausführlichkeit und Lehr-

haftigkeit, ist daher auch keine Poesie darin zu finden, denn sie konnte es nicht einmal dazu bringen, nur die gewöhnlichen Aeußerlichkeiten des Alterthums objektiv getreu aufzufassen. Ganz anders gestaltet war die Epik der fahrenden Sänger, welche zwar auch kirchliche Stoffe, zumal Legenden, mit einer gewissen Gelehrsamkeit dichteten, aber Alles volksmäßiger darstellten, wärmer und gleichmäßiger erzählten und eine natürliche Heiterkeit mit in die Dichtung brachten, der manche Rohheiten und Derbheiten gerade nicht viel schadeten. Die Hauptstoffe waren jedoch solche aus der Zeitgeschichte und was sich auf die Kreuzzüge und Pilgerfahrten bezog, weil sie damit mehr Gefallen einärnteten. Auch die Thiersage beuteten sie aus und diese gelangte unter der Fahrenden Händen zu frischerer, kunstvollerer epischer Form, zur Epopöe, welche die Fahrenden am mächtigsten förderten. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts erhob sich die Epik der Höfe in den Händen des Adels auf die erste Stufe und verdunkelte die Epik der Geistlichen und Fahrenden. Sie wurde eine Veredelung der geistlichen Epik, daher wählte sie dieselben Versmaße und Vortragsweise des Sagens, arbeitete deren Epen um und schloß sich ihr Anfangs sogar im Stoffe an. Bald aber verließ man lateinische und heimathliche Quellen und holte man den Stoff bei den Franzosen und Briten, z. B. aus der Arthussage, von Tristan und vom heil. Gral, man suchte das Romantische und Abenteuerliche auf, um es willkürlich umzugestalten, der Phantasie ihr freies Spiel zu lassen, man mischte Schilderung und Reflexion ein und gerieth dadurch zuletzt in die Lehrhaftigkeit. Die höfische Kunstepik war überhaupt durchaus romantisch, der Stoff, wenn auch nicht gerade erfunden, doch nach des Dichters persönlicher Ansicht umgestaltet, die Reflexion und der Styl der Spiegel seines Ich. Neben dieser höfischen Epik bildete sich jedoch noch eine Art Verschmelzung der beiden Vorgenannten aus, die volksmäßige Epik, die in Oesterreich ihren Anfang nahm, weil dort überhaupt das Volksthümliche nie vom Hofe entfernt wurde. In dieser Epik wandte man sich wieder der Heldensage, dem eigenen Alterthume zu und wurde die alte Epopöe mit ihren bisherigen Eigenheiten, Formen und Gestaltungen wieder hervorgeholt. Daher erscheinen in ihr auch wieder die alten Strophen, während die höfische Kunstepik die kurzen Reimpaare liebte; ebenso werden hier ebenso wenig die Namen der Verfasser genannt, als bei der alten Volksepik. Im Beginne des 14. und 15. Jahrhunderts ging endlich diese alte Epik ganz unter; man liebte die epische Gedichtform nicht mehr und brachte den Stoff in prosaische Romane. Nur die Novelle und Legende ward von den Meistersängern noch poetisch dargestellt und es kamen statt der alten Epen die gereimten Erzählungen der Landes- und Zeitgeschichte auf. Bei solchem Zustande konnte daher natürlich die volksmäßige Epik ebenfalls ihren alten Charakter nicht mehr bewahren; sie wurde zur Bänkelsängerei, man kürzte die Erzählung ab, näherte sich wieder mehr dem

Liede und von der alten Epik waren zuletzt kaum noch leise Anklänge in Einzelnheiten vorhanden.

32. Bei der Betrachtung der einzelnen epischen Dichtungen ist es am passendsten, dieselben nach dem Stoffe zu gruppiren, und hier beginnen wir billig mit der biblischen Geschichte und Legende, welche vorzüglich im Anfange dieser Periode behandelt wurde. Stoffe aus dem alten Testamente wurden weniger gewählt und fast nur in der früheren Zeit, zum Theil noch im eilften Jahrhundert. Dahin gehört die von drei Ungenannten gedichtete Umarbeitung der Bücher Mosis, von denen die zweite schon mehr Zierlichkeit und Anmuth der Rede zeigt und die wohl alle aus Oesterreich stammen, Adam's Klage, ein Salomon, eine längere und kürzere Judith und ein Bruchstück vom Babylonischen Gefängniß. Was von dieser Art weiter vorhanden ist, wie Liutwin's Adam und Eva, die Weissagung Daniel's und das Buch Hiob, — stammt bereits aus dem vierzehnten Jahrhunderte und geht mehr in's Didaktische über, wie überhaupt die Poesie bei diesen Stoffen leicht an dieser Gefahr scheitert. Eine reichere Stofffülle bot das mehr für das Epos geeignete Leben Christi, das auch häufig genug ausgebeutet wurde. So haben wir von einer österreichischen Klausnerin Ava (gestorben 1127) das Leben Jesu nebst dem Antichrist und dem jüngsten Tage, so aus gleicher Zeit ein ähnliches Leben Jesu unter dem Namen Anegenge, sowie drei ähnliche Bruchstücke, von Konrad von Fußesbrunnen, einem Niederösterreicher, in alterthümlicher Sprache und Haltung die Kindheit Jesu, vom Kreuzigerbruder Johann von Frankenstein aus Wien, um 1300, ein Leiden Christi, vom gleichzeitigen Heinrich von Freiberg, der auch den Tristan fortsetzte, ein Gedicht vom heiligen Kreuz, eine Verdeutschung des apokryphischen Evangeliums Nicodemi, und die darnach bearbeitete Urstende, welche gleichfalls von Konrad von Fußesbrunnen sein soll, und die letzten Dinge, welche vielfache Bearbeitungen fanden, da man daran die Weissagungen vom nahen Weltuntergange mit reichen Schilderungen knüpfen konnte und wovon sich verschiedene Bruchstücke erhalten haben. Auch vom Antichrist handeln mehrere Gedichte, jedoch häufiger in der späteren Zeit und, außer Sibyllen-Weissagung mit nicht unglücklicher Erfindung, weshalb diese Schrift eine weite Verbreitung erfuhr, ist inhaltsverwandt die berühmte Vision des irischen Ritters Tundalus, dem im todesähnlichen Schlafe Himmel und Hölle von einem Engel im Jahr 1149 gezeigt ward, worauf er sich bekehrte, ein Stoff, der zuerst am Niederrheine und dann vom Regensburgischen Priester Alber bearbeitet wurde.

Diemer, deutsche Ged. I. Band. Mone's Anzeiger VIII. 51—58. Hagen's Gesammtabenteuer I, 5—16. Gräter's Iduna und Hermode. 80. Haupt's Zeitschrift I. 117—126, III. 523, V. 17—32, VI. 369-386, VII. 444-448, VIII. 161. Hahn's Gedichte des XII. und XIII. Jahrh. Hoffmann's Fundgruben I. 128, II. 139—141, II. 104—134. Maßmann's Denkmäler deutscher Spr. u. L. I. 6.

33. Vom Mönche Wernher zu Tegernsee besitzen wir ein Leben der Maria in drei Theilen nach dem apokryphischen Marien-Evangelium Matthäi, das noch einen festen Schritt und strenge Haltung, eine gewisse Würde und Schwung zeigt und mit dem Zeitpunkte der Geburt Christi endigt. Es ist jedoch blos in einer jüngeren Ueberarbeitung erhalten. Ein anderer Wernher und der Schreiber Walther von Rheinau, beides Schweizer, dichteten ähnliche Werke, ebenso ein Preuße, Bruder Philipp, und dazu kamen noch Mariengedichte von geringerem Umfange, meistens aus der späteren Zeit und fast nur von Geistlichen verfaßt, denn die höfischen Dichter konnten diesen Stoff nicht mit ihrer gewohnten Freiheit ausschmücken. Dagegen wandten sie sich eher den Heiligenlegenden zu, welche bereits von den Geistlichen vielfach zu Gedichten benützt wurden. Hier steht das um 1170 verfaßte sogenannte Annolied obenan, sowohl durch großartige Schilderung als höhere Auffassung des Gegenstandes, denn der wahrscheinlich im Kloster Siegburg lebende, aus Oberdeutschland stammende Dichter blieb dabei nicht bei seinem Helden stehen, sondern lehnte sich an die biblische und Weltgeschichte an. Diesem Beispiele folgten noch zahlreiche Andere, jedoch ohne Bedeutung, welche erst wieder einige Dichtungen der Fahrenden beanspruchen, nämlich die Legende vom heil. Oswald, dem englischen Könige, mit alt-volksmäßigen Zügen und hier und da sogar an die vergangene Mythen- und Heldenzeit erinnernd, in zwei Bearbeitungen aus dem 12. und 15. Jahrhundert. Von einem Laien war auch die Erzählung von Pilatus mit geregeltem Versbau, genauen Reimen und christliche, deutsche und celtische Sagenelemente zu einem Ganzen verschmelzend, die leider nur in einem Bruchstück erhalten ist.

Wernher, der sonst auch lateinisch schrieb und dichtete, war um 1172 Mönch zu Tegernsee Kugler de Werinhero, Berlin 1831. Das Bruchstück steht bei Docen, Miscell. II. 103, und Hoffmann, Fundgruben II. 213. Die neuere Bearbeitung bei Letzterem II. 145. Keller, Probe von Walther's v. Rh. Marienleben, Tübingen 1849. Das Annolied fand Opitz um 1639 wieder auf. Ausgabe von Bezzenberger, Märe von Sante Annen, Quedlinburg 1848. Die Legende vom heil. Oswald, Sant Oswald's Leben von Ettmüller, Zürich 1835, und Haupt's Zeitschrift II. 92-130. Pilatus in Maßmann's Gedichten des 12. Jahrh. I. 145—152, und Mone's Anzeiger 1835, S. 434-446.

35. Reichhaltiger sind die von höfischen Dichtern herrührenden Legenden, deren Reihen Hartmann von Aue aus einem schwäbischen Geschlechte eröffnet. In seinem heiligen Gregor auf dem Steine, wofür er eine lateinische Quelle benützte, hat er einen grauenhaften Stoff mit dem anmuthigsten Erzählertalent und die sittlichen Gegensätze versöhnend behandelt, indem das Ritterthum und die weltliche Liebe vor dem starken Glauben und der höheren Sorge für das Seelenheil unterliegen. Gregorius, in sündhafter Liebe zweier Geschwister erzeugt, heirathet unwissend seine eigene Mutter und lebt dahin im Glanze des Ritterthums, um dessentwillen er das geistliche Leben verlassen hatte, bis er auf einmal diese Sünde erfährt und sich zur Buße auf einem öden Felsen im Meere anschmieden läßt, wo er siebenzehn Jahre schmachtet.

Auf einer Papstwahl zu Rom wird endlich geoffenbart, nur der sey des heiligen Stuhles würdig, der im Meer seit 17 Jahren auf einem Steine sitze, und nun wird er herbeigeholt. Die Mutter des neuen Papstes erlangt Vergebung ihrer Sünden und Gregorius erlebt die Freude, noch auf Erden die Belohnung für seine Buße und Reue zu genießen. Eine andere Dichtung desselben Hartmann kann ebenfalls hier aufgeführt werden, die, wenn sie auch den legendenmäßigen Hintergrund nicht hat, doch eine ächt fromme, geistliche Erzählung genannt werden muß: der arme Heinrich, welcher eine Familiensage seines Geschlechts behandelt und ebenso zart und innig als vortrefflich gehalten ist. Heinrich wird vom Aussatze geplagt, erträgt aber sein Elend nicht mit Geduld und Ergebung, sondern verflucht den Tag seiner Geburt und zieht vergebens umher, um Heilung zu suchen. Ein Arzt in Salerno verweist ihn auf den Volksglauben, daß die Krankheit blos heilbar sey durch das freiwillig dargebrachte Herzblut einer reinen Jungfrau, und Heinrich, verzweifelnd, daß ihm je diese Rettung zu Theil werde, veräußert seine reiche Habe und zieht sich auf einen einsamen Meierhof zurück. Aber hier hat das zwölfjährige Töchterlein des Meiers Mitleid mit dem Unglücklichen, und als es erfahren, wie er geheilt werden könne, entschließt es sich, ungeachtet aller Abmahnungen von Vater, Mutter und Heinrich selbst, sein Leben zum Opfer darzubringen, welche Schilderung zu den schönsten Theilen des Gedichts gehört. Es zieht mit Heinrich nach Salerno und in reiner, völlig uneigennütziger und sich ganz hingebender Liebe des reinen weiblichen Herzens soll es schon den Todesstoß erleiden, als in Heinrich's Gemüth plötzlich ein Umschlag erfolgt, er sich demüthigt und selbst verlangt, daß das Kind nicht geopfert werde. Indem er sich dem Willen Gottes ergibt und in die Heimath kehrt mit dem Kinde, das über die Vereitlung seines vermeintlichen Lebensziels bis in den Tod betrübt ist, belohnt Gottes Gnade ihn und die Jungfrau, indem er zur Genesung und zum Wiederbesitze seiner Güter und Ehren gelangt, das Mägdlein aber später die Gattin des durch es geretteten und auch in der Seele umgewandelten Heinrich wird.

Hartmann von Aue, aus einem jetzt noch blühenden Geschlechte, ist um 1170 geboren, nahm um 1197 an einem Kreuzzuge Antheil, verfaßte kurz vorher den Erek, dann seine beiden Büchlein, und hierauf den Gregorius, armen Heinrich und Iwein. Er starb zwischen 1210 und 1220. Der heil. Gregorius, herausgeg. von Lachmann, Berlin 1838, enthält freilich einen grausigen Stoff, der gar manchem Leser widerlich erscheinen muß; dagegen hat der arme Heinrich, herausgeg. von Haupt, Leipzig 1842, und früher von Grimm und Lachmann, ein um so übertriebeneres Lob erhalten, das nur einzelne Stellen, nicht aber das Ganze treffen kann, wenn gleich Gervinus wieder zu hart über das Gedicht urtheilt und die Motive der Hingebung des Mädchens nicht in natürlichen Gefühlen begründet lassen will, da sie doch offenbar nur in der Liebe bestehen, welche das Mädchen im Ungestüm seiner Sehnsucht nach dem Himmel nur Anfangs selbst nicht kennt und dann vor sich selbst verbergen will.

35. Von Rudolf von Ems gehören drei Gedichte hierher, sein Barlaam und Josaphat, Guter Gerhard und heil. Eustachius, von welch' Letzterem aber nur Namen und einzelne Verse bekannt sind. Barlaam und Josaphat, nach einem lateinischen Buche gedichtet und Muster der aus=

führlichen Legendenerzählung dieser Zeit, behandelt die vielverbreitete Sage, wie der ungeachtet der Abmahnungen seines Vaters Barlaam von einem alten Einsiedler zum Christenthume bekehrte Königssohn Josaphat endlich auch seinen Vater bekehrt und zuletzt in beschaulicher Zurückgezogenheit sein Leben zubringt, wo der Werth des Gedichts mehr in den Reden, Gesprächen und Gleichnissen liegt, als im Stoffe, der ganz einfach ist. Von mehr weltlicher Tendenz ist **der gute Gerhard**, ebenfalls nach einem lateinischen Buche gedichtet, reich an Gedanken und wohl das Beste des Verfassers, obschon wir es nimmermehr für Bescheidenheit erkennen können, wenn der gute Gerhard in so reichem Redeschmuck sein eigenes Lob ganz ausführlich erzählt. Dem Kaiser Otto dem Rothen, der sein reiches Gut zu milden Zwecken verwendet hat und darauf stolz ist, wird nämlich geoffenbart, daß dies vor Gott nichts gelte, wenn er nicht thue, wie der gute Gerhard in Köln. Daher geht Otto dahin und läßt sich von Gerhard erzählen, wie derselbe seinen ganzen Handelsgewinn dafür hingegeben, um gefangene Ritter aus der Sklaverei zu erlösen, wie er eine dem englischen Könige Wilhelm verlobte Jungfrau bei sich behalten, um sie seinem Sohne zu verloben, aber sie dem als Bettler erscheinenden Könige dennoch ausgefolgt, sie in dessen Land geleitet und allen Lohn bis auf einige kleine Andenken ausgeschlagen, nach welcher Erzählung auch Otto erkannte, daß man das Gute nur um Gottes willen thun dürfe.

Rudolf von Ems, ein Dienstmann der Grafen von Montfort, war in den Künsten des Friedens und Kriegs wohl erfahren, ein vertrauter Diener des staufischen Hauses, und starb zwischen 1250 und 1254 in Reichsgeschäften in der Lombardei. Seine Kunst lernte er an Gottfried von Straßburg, und den Barlaam verfaßte er zwischen 1220 und 1223. Früher dichtete er Romane weltlicher Art; sonst aber noch, außer Wilhelm von Orlens, einen Alexander, Trojanerkrieg und Weltchronik. Barlaam und Josaphat, herausgeg. von Fr. Pfeiffer, Leipzig 1843; Guter Gerhard, herausgeg. von Haupt, Leipzig 1840. Er ist der fruchtbarste Dichter seiner Zeit, aber auch einer der bescheidensten, indem er sich gern seinen größeren Zeitgenossen unterordnete.

36. Mit Uebergehung des Bayern **Reinbot von Dürn**, von dem die überschwängliche und allegorisirende Legende vom **heil. Georg** bekannt ist, so wie einer Anzahl noch unbedeutenderer Legendendichter, sind hier noch **Konrad von Würzburg** und **Hugo von Langenstein** zu nennen. Der Erstere hat unter seinen zahlreichen Gedichten auch einige Legenden, welche den Glanz der Sprache und die Fülle der Darstellung dieses erst später noch näher zu erwähnenden Dichters bezeugen. Von ihm gehören daher der **heil. Sylvester**, wie er die das Christenthum bestreitenden Juden durch ein Wunder besiegt, indem er nämlich einen von den Juden durch Aussprechen des Namens Jehovah getödteten wilden Stier durch die Kraft Christi wieder lebendig macht, worauf die Juden und seine Mutter Christen werden; der **heil. Alexius**, eine noch von sieben Anderen bearbeitete Sage von dem Heiligen, der mitten in der Jugend, im Reichthume und als eben die Jungfrau ihm die Hand gereicht hat, ein Kreuz zwischen sich und ihr sieht, daher sich der Enthaltsamkeit und Armuth ergibt, pilgernd herumzieht und dann unerkannt als Bettler im reichen Hause

seiner Braut und Eltern, die ihn beweinen, sein Leben zubringt und dort stirbt; die Marter des heil. Pantaleon, der Welt Lohn, welcher die Vergänglichkeit der irdischen Freuden darstellt, und die liebliche Erzählung Engelhard, welche die Geschichte von Amicus und Amelius in etwas weltlicherer Weise, mit eigenen Zuthaten enthält.

Den gänzlichen Verfall der Legendendichtung bezeichnet zuletzt Hugo von Langenstein, der die Marter der heil. Martina in einem geschmacklosen, verworrenen, mit Entlehnungen aus anderen Dichtern reich versehenen, durchaus lehrhaften Gedichte darstellte und den armseligen Stoff bis zu 33,000 Versen ausspann. Was nach ihm kam, war noch schlechter und zuletzt artete die Legendendichtung, die wieder in die Hände der Geistlichkeit zurückkam, ganz aus.

Endlich ist noch das Passionale aufzuführen, das sich schicklich an die Legende anschließt und in drei Büchern das Leben Mariä und Jesu, das Leben der Apostel und Evangelisten und dann nach der Kalenderordnung das Leben der übrigen Heiligen in mehr als hunderttausend Versen darstellt. Ein Geistlicher am Mittelrheine dichtete es im 13. Jahrhunderte nach lateinischen Quellen und ungeachtet seiner Größe und Massenhaftigkeit ist das Buch doch nicht ohne Werth und enthält manche geschmeidig dargestellte, mit vieler Herzenstheilnahme geschriebene Stellen. Desselben Verfassers Lebensbeschreibung der ersten Mönche, der Veter buch, ist von untergeordneterer Bedeutung.

Konrad von Würzburg, ein kenntnißreicher Mann, verließ seine Heimath früh und lebte meistens in Straßburg und Basel. Er starb 1287 zu Freiburg. Von seinen zahlreichen Werken war der Trojanerkrieg das letzte; außer den obigen sind noch einige andere zu nennen. Der Sylvester, herausgeg. von W. Grimm, Göttingen 1841, Alexius, herausgeg. in Haupt's Zeitschrift III. 535—576; Pantaleon, daselbst VI. 195—253, Der Welt Lohn, herausgeg. von Franz Roth, Frankfurt 1843, Engelhard, herausgeg. von Haupt, Leipzig 1841. — Hugo von Langenstein, am Bodensee geboren, war 1298 im deutschen Hause zu Freiburg und bis 1319 Komthur der Insel Mainau. Das erwähnte Gedicht, 1293 verfaßt, in Auszügen bei Graff, Diutiska, II 115. — Das Passionale ist noch nicht ganz herausgegeben; die zwei ersten Bücher von Hahn, das Passional, Frankfurt 1845. Nach v. d. Hagen, Gesammtabenteuer III. 463, sey dessen Verfasser Konrad von Fußesbrunnen gewesen.

37. An diese Epik der biblischen Geschichte und Heiligensage reihten sich die Gedichte, welche die Geschichte des griechisch-römischen Alterthums und die Weltgeschichte behandeln. Hier steht obenan die Geschichte und Sage von Alexander dem Großen, dem gewaltigen, festen Helden, der wie ein Meteor vorüberrauschte, in jugendlicher Kraftfülle die halbe Welt unter seinen Scepter zwang, zuerst dem Abendlande alle die Wunder des glänzenden Orients öffnete und nach seinem frühen Tode vom Morgen- und Abendlande selbst in eine Folie von Wundern gehüllt wurde. Bot schon der Stoff selbst eine reiche Fülle für die Poesie dar, so ward er dem Abendlande noch näher gerückt durch die Kreuzzüge, welche abermals den Wunderhimmel des Morgenlands in aller Pracht aufschlossen und die alten Sagen verjüngten. Durch die Franzosen zunächst darauf geführt, versuchte sich zuerst um 1138 Alberich von Besançon, Mönch zu Clugny, an diesem Stoffe, aber sein

Werk ist verloren. Dagegen besitzen wir eine der kostbarsten Blüthen unserer alten Poesie in dem Alexander vom Weltgeistlichen Lamprecht aus Oberdeutschland, welches Gedicht voll Freude am Heldenhaften, voller Züge aus dem volksmäßigen Heldengesange ist und noch ganz an die alte Heldenpoesie erinnert. Es ist noch wenig beweglich, streng, herb, oft abgebrochen und trocken, aber nicht ohne idealische Betrachtung und dabei wieder erfüllt von kräftigen und lieblichen Schilderungen, Wärme und Gefühl, Herzlichkeit und Innigkeit, daß es viele andere Gedichte dieser Zeit weit überragt. Und während er den Helden mit seltener Unparteilichkeit zu schildern und darzustellen sucht, lenkt er den Stoff zuletzt nach dem höheren Standpunkte der christlichen Anschauung. Von ähnlichen Gedichten des Breisgauers Berthold von Herbolzheim und des Thüringers Biterolf ist nichts mehr erhalten und selbst der 1230—1241 verfaßte Alexander von Rudolf von Ems, welcher sich strenger an die Geschichte hielt, ist unvollendet und steht weit hinter Lamprecht zurück. Noch mehr ist dies bei dem Böhmen Ulrich von Eschenbach der Fall, der um 1278—84 dichtete, ungeachtet seiner größeren Annäherung an die Geschichte doch zu den absurdesten Mährchen greift und noch schlechtere Produkte Anderer nach sich hat.

Neben der Alexandersage mag noch die Kaiserchronik stehen, eine in gutem altem Stil erzählte poetische Profangeschichte der römischen Kaiser von Cäsar bis Konrad III., die viele Sagen und Kirchenlegenden einmischt und sogar ganze Stellen aus dem Annoliede und anderen Gedichten enthält. Die ältesten Handschriften reichen bis 1147 und um jene Zeit mag das Gedicht auch entstanden sein; später ward es überarbeitet und bis auf Rudolf von Habsburg fortgeführt. Das Werk selbst ist die wunderlichste Mischung von Geschichte, Fabel, Legende und Mährchen.

Wolf in den Wiener Jahrbüchern LVII. 169; des Pfaffen Lamprecht Alexander, Gedicht des 12. Jahrhunderts, Urtext und Uebersetzung, von Dr. Heinrich Weismann, Frankfurt 1850. 8°. 2 Bände. Lamprecht's Alexander, herausgeg. in Diemer's deutschen Gedichten. I. Wien 1849. Die Kaiserchronik, herausgeg. von Diemer, ebendas., und Maßmann, Quedlinburg 1849. Der Alexander von Rudolf von Ems ist noch nicht herausgegeben.

38. Zur Zeit der höfischen Poesie wurden derartige Stoffe seltener bearbeitet, weil sie die Minne weniger berührten; doch sind noch einige Werke vorhanden, die nach römischen Quellen gedichtet sind. Hierher ist zu rechnen die Aeneide des Westphalen Heinrich von Veldeke, um 1180—89 entstanden und zwar nach einem französischen Vorbilde. Er kam vom Hofe zu Cleve zu dem Thüringer Landgrafen auf die Wartburg und in ihm erscheint zuerst die Zierlichkeit des Stils, Glätte der Sprache, Genauigkeit der Verse und der Wohllaut der Reime, wie solches den höfischen Dichtern eigen war. In seinem Werk sind Gemüthlichkeit und Naivetät nicht zu verkennen, dagegen ist Alles verflacht, was sich noch bei Virgil von Kernhaftem und Kräftigem findet, und dieses soll ersetzt werden durch kindische Minnetändeleien. Sein Ruhm ist daher weniger in dieser Leistung zu suchen, als daß er eben zuerst das Volksmäßige ablegte und die höfische Poesie eröffnete.

In demselben Wartburgischen Kreise entstand etwas später das Lied von Troja durch Herbort von Fritzlar, der noch nicht dieselbe Feinheit und Zierlichkeit besaß und in diesem Gedichte noch mehr Spuren der alten Starrheit und Volksmäßigkeit bewahrt hat. Die Sprache selbst ist die Mundart Niederhessens und zu seinem Werke benützte er ein französisches Buch, das auf Dares Dictys beruhte und bestimmt schien, die Geschichte vor der Aeneide zu ergänzen. Herbort ist ein sehr mittelmäßiger Dichter, bei dem neben der alten rohen Kraft die neue Sentimentalität sich breit macht, der aber dennoch wieder heimathliche Züge unter das Fremdeste einschiebt und in Einzelheiten sogar eine zarte Seele leuchten läßt. — Nach Herbort bearbeiteten denselben Stoff noch Rudolf von Ems, dessen Gedicht verloren ist, und Konrad von Würzburg, der über seiner Arbeit starb, so daß sie erst ein Anderer vollendete. Ebenso sind für uns verloren die Verdeutschung von Ovid's Metamorphosen durch Albrecht von Halberstadt und der Umhang Bliker's von Steinach, eines Ritters aus der Pfalz, die demselben Kreise angehörten.

Endlich gehören hierher noch verschiedene Weltchroniken, welche die Zeitgeschichte in gereimter Darstellung enthielten, aber ohne besonderen Werth waren, weil darin aller poetische Genius fehlte und auf die wunderlichste Weise Geschichte mit Mährchen vermischt wurde. So dichtete Rudolf von Ems gegen das Ende seines Lebens ein solches Werk, das unvollendet blieb und blos bis auf Salomons Tod reichte, so nach dem Pantheon Gottfried's von Viterbo ein thüringischer Geistlicher und nach diesen noch Andere, bis endlich die Prosa das Uebergewicht bekam und die Poesie mit solchen schlechten Produkten verschont wurde.

Heinrich von Velbeke hatte 1180 einen Theil des Werkes schon vollendet, dann ging das Manuscript verloren und er setzte es erst fort, als es neun Jahre später wieder gefunden wurde. Die Aeneide ist herausgegeben in Müller's Sammlung deutscher Gedichte, Berlin 1783. I. — Herbort's Gedicht ist herausgegeben von G. K. Frommann, „Liet von Troye", Quedlinburg 1837. — Konrad v. Würzburg's Gedicht in Müller's erwähnter Sammlung III. Albrecht von Halberstadt in Haupt's Zeitschrift III. 289—292, und von Georg Wickram, Mainz 1545. — Die Weltchroniken sind nur in Bruchstücken abgedruckt.

39. Die karolingische Sage wurde nicht so häufig bearbeitet, als es der durchaus deutsche Kaiser erwarten ließ, denn die Theilung des Reichs veranlaßte, daß er in der heimathlichen Sage weniger fortlebte, als in der französischen, woher sogar unsere deutschen Dichter für ihre desfallsigen Gedichte den Stoff schöpften. Seine Kriege in Deutschland waren gegen einheimische Völkerstämme gerichtet, seine übrigen lagen außerhalb des Landes, weshalb sie hier nicht so viele Theilnahme fanden, wogegen seine gesetzgeberische Wirksamkeit bei uns eine nachhaltendere Wirksamkeit übte und daher auch überall im Volke bekannt und sprichwörtlich war. Bei den Franzosen bildete dafür Karl den Kern ihrer ganzen Sagendichtung, welche seinen Zug gegen die Ungläubigen

in Spanien sogar mit dem Glanze der Kreuzzüge umhüllte. Auch hier zeigte sich die Eigenheit der epischen Poesie, daß sie es nicht liebt, die Hauptperson, welche deutlich in der Geschichte hervortritt, in die Mitte zu stellen, sondern eine untergeordnetere Person zum Helden macht und die Sage sie umranken läßt. Erst die Heiligsprechung Karl's durch Papst Paschalis erweckte wieder das Andenken an ihn und nun schrieb nach Turpin's Lebensbeschreibung und dem französischen Rolandsgedichte auch der Weltgeistliche **Konrad** um 1173—1177 im Dienste Heinrich's des Löwen zuerst lateinisch und dann deutsch sein **Rolandslied** in schmuckloser, fast trockener Weise. Es sind darin einige wirklich ächt epische Züge enthalten, aber das Ganze enthält zu viele lange Berathungen und Reden, die Schilderung wird oft breit und die lange Aufzählung der Helden und Kriegsschaaren sogar langweilig. Der Inhalt ist der Verrath Genelun's, der seinen Stiefsohn Roland verderben will und ihn deshalb an die Ungläubigen verräth, so daß Roland im Engpasse von Ronceval überfallen wird und nach heldenmüthiger Wehr, nachdem er sein treues Schwert zerbrechen wollte, stirbt, worauf Genelun's Bestrafung folgt. — Im dreizehnten Jahrhunderte ward derselbe Stoff nach diesem Gedichte und noch anderen Quellen von dem österreichischen Dichter **Stricker** weiter bearbeitet, aber nicht zu seinem Vortheile, indem derselbe die besten Stellen gegen seine breiten beschreibenden und aufzählenden Zusätze vertauschte und so der epische Charakter größtentheils verloren ging. Zwei denselben Stoff behandelnde niederrheinische Gedichte aus dieser Zeit hat man irrthümlich für ein einziges gehalten und **Karlmainet** (Charlesmagne) genannt; sie sind jedoch auch nur in Bruchstücken auf uns gekommen.

Auch über Karl's Geburt und Ahnen verbreiten sich einige Dichtungen von untergeordnetem Werthe; dahin gehören **König Rother**, Karls Großvater, **Flore und Blancheflur**, die Eltern der Bertha, die **Gute Frau**, Gemahlin Karlmann's, Vaters von Karl und Pipin dem Kleinen. Namentlich war Flor und Blancheflur, vom Schweizer **Konrad Fleck** gedichtet, früher sehr beliebt wegen der Schilderung der zärtlich treuen Liebe beider Hauptpersonen; das Gedicht gehört jedoch schon mehr in das Gebiet der poetischen Erzählung. Die gute Frau ist von einem Nachahmer Hartmann's nach dem Französischen und soll die gottergebene, weltentsagende Geistes- und Leibesarmuth preisen. Von Gedichten aus dem Kreise der Karolingischen Helden hat nur **Wilhelm von Oranse** hier eine Stelle zu finden, und zwar nicht wegen des niederrheinischen Gedichts, wovon Fragmente erhalten sind, sondern wegen der Bearbeitung durch **Wolfram von Eschenbach**, einem fränkischen Edlen, dem Landgraf Hermann von Thüringen dazu ein französisches Original verschafft hatte. Den Inhalt bilden die Kämpfe, welche der Markgraf Wilhelm, nachdem er die schöne Heidenfürstin Arabele entführt hatte, gegen ihren bisherigen Gatten und Vater und deren Heerschaaren führen mußte, wobei noch der Kaiser an der

Sache keinen Gefallen hatte. Das Gedicht hat Wolfram nicht vollendet, doch ward es auch so sehr hoch gehalten und es ist wirklich in der Form eines der besten Gedichte Wolfram's, mit fester und feiner Charakterzeichnung, aber nicht ohne die Mängel des französischen Vorbilds, die Wolfram nicht alle zu entfernen verstand. Er hat blos die Mitte der Sage mit Bewußtsein herausgewählt, die Geschmacklosigkeit der späteren Zeit fand es aber für nöthig, nicht nur das Gedicht zu beendigen, was 1242 der Schwabe **Ulrich von Turheim** that, sondern auch ein Kärnthner, **Ulrich von dem Türlin**, dichtete sogar zwischen 1253 und 1278 eine Vorrede oder Vorgeschichte hinzu, um ja den Stoff recht auszuspinnen, obschon dies Alles geradezu gegen den Geist der Wolfram'schen Dichtung war.

Ruolande's Liet, herausgeg. von W. Grimm, Göttingen 1838, 8. Stricker's Karl steht im 2. Bande von Schilter's Thesaurus, Karlmainet in Benecke's Beiträgen I. 613-618, Maßmann's Denkmälern I. 155—57 und Lachmann's Bruchstücken Niederrhein. Gedichte 14—32. — Flore und Blanscheflur, herausgeg. von Sommer, Quedlinburg 1846. Die gute Frau in Haupt's Zeitschrift II. 392—481. Wolfram's Wilhelm von Oranse in Lachmann's Wolfram von Eschenbach, Berlin 1833. Der Wilhelm des v. d. Türlin: Wilhelm von Oranse, herausg. von Casparson. Kassel 1781.

40. Die **Thiersage** ist in ihrem Ursprunge eine durchaus deutsche und konnte nur in der ältesten Zeit entstehen, unter einem gesunden Naturvolke, wo der Friede mit der Natur noch wenig gestört war und die Menschen in dem Thiere des Waldes die Verkörperung einer unheimlichen, dunklen Naturkraft sahen. Die Heimath der Thiersage muß bei den Franken gesucht werden, mit denen sie nach Frankreich hinüber kam, ohne die alten deutschen Namen Isangrim (eisengrimmig), Reginhart, Bruno (der Braune) der Thiere mit anderen zu vertauschen. Nur **eine** Umänderung fand statt; bei den Deutschen war nämlich der Bär König der Thiere, während nun der Löwe dessen Stelle einnahm und in die alte, unbefangene Darstellung des Thierlebens nach und nach die Satire sich einschlich. In Deutschland verschwand die Thiersage schon früh bis auf einzelne Fabeln; nur in Flandern lebte sie fort und zwar sowohl in lateinischer als in der Volkssprache. Erst von daher erhielten wir die Thiersage wieder zurück und gestaltete sie sich dann zur Epopöe. **Heinrich Glichezäre** (Gleissner), wohl ein fahrender Sänger des Elsasses, brachte um 1170 zuerst wieder die Thiersage auf deutschen Boden in seinem **Isengrines not**, wovon noch Bruchstücke erhalten sind. Dies Gedicht stellt im strengeren Stile des zwölften Jahrhunderts zehn Erzählungen vom Fuchs und Wolf dar und ahmt durch Lehrhaftigkeit oft die Dichtung der Geistlichkeit nach. Etwa sechszig Jahre später dichtete ein Ungenannter in reineren Formen den **Reinhart Fuchs** um, ohne den Stoff zu verändern, aber dies war auch der letzte Zweig, den die Thiersage bei uns trieb. Nur bei den Franzosen und Niederländern rief sie noch einige Dichtungen hervor und wurde dann der holländische Reinaert von Nikolaus Baumann 1498 zu Lübeck in's Plattdeutsche übertragen, wo er aber eine stärkere satirische Färbung erhielt.

Reinhart Fuchs, herausg. von Jacob Grimm, Berlin 1834. Isegrines not ist abgedruckt in Jacob Grimm's Sendschreiben über Reinhart Fuchs, Leipzig 1840. Der plattdeutsche Reineke Vos, herausg. mit Wörterbuch von Hoffmann, 1831.

41. Die Kreuzzüge, welche dem staunenden Auge der Deutschen alle die Wunder des Orients erschlossen, veranlaßten auch die Entstehung zahlreicher Dichtungen, die im Oriente spielen oder doch in vielen Beziehungen zum Morgenlande stehen. Es gibt deren eine große Anzahl vom verschiedenartigsten Stoffe und der größere Theil ward von den fahrenden Sängern gedichtet, die schon durch ihr eigenes Herumziehen Gefallen bekamen an der Schilderung der großartigen Pilgerfahrten und Züge in ein unbekanntes Land, wo die Poesie den reichsten Spielraum fand.

An die ältesten Sagen der Heimath lehnt sich der Orendel an, ein Gedicht, welches die Sage vom sogen. heiligen Rock in Trier erzählt. Orendel sey ausgezogen von seinem Vater, König Eigil zu Trier, über's Meer gegangen, wo er Schiffbruch gelitten, und habe dann den ungenähten Rock und die schöne Frau Breida gewonnen, mit denen er nach Trier zurückgekehrt und bald darauf gestorben sei. Orendel ist übrigens eine auch in der nordischen Mythe vorkommende Person, und es ist merkwürdig, wie sich hier heidnischer Mythus und Christenthum in Einem Stoffe verschmolzen haben. — Salomon und Morolt stellt aus jüdischer Tradition den Gegensatz zwischen der weltlichen und der heiligen Weisheit des Königs Salomon dar, und zwar auf höchst volksmäßige Weise. Morolt, ein listiger Bruder und Diener Salomon's, gewinnt ihm die ihm zweimal durch List von den Königen Pharao und Princian geraubte Frau durch größere List wieder zurück, womit verschiedene Entführungsabenteuer verbunden sind. Das Gedicht ist mehr zum Sagen eingerichtet und die erzählende Kunstpoesie mit dem Volksgesange verschmolzen, so daß es ganz die Kunst der Fahrenden lehrt. Es besteht aus kurzen Reimpaaren, hat aber zwischen der dritten und vierten Reimzeile eine reimlose Zeile und bildete daher den 5zeiligen Strophenbau, der von da an im Volksgesange einer der beliebtesten war. — König Rother oder Ruther ist dem vorhergehenden durch ähnliche Entführungsgeschichten verwandt, ward von einem fahrenden Sänger vom Niederrheine gedichtet und der Stoff ist im Nordosten zu Hause; aber der Dichter, welcher die zahlreichen Sagen in bunter Vermengung gekannt hat, verlegte die Umgestaltung des Inhalts nach Tyrol und der Lombardei, wohin der Name Rother's sowohl, als der Herzog von Meran im Gedichte deuten. Es ist derselbe Stoff, den auch die nordische Vilkinasage behandelte, nur faßte sie ihn reiner, treuer und in ächterer Gestalt der rohen Heldenzeit auf, als dies Gedicht, das zu viele Reden und Morallehren christlicher Anschauung an die Stelle der Thaten und Kämpfe setzt. König Rother herrscht zu Bare in Apulien und läßt um die Tochter des Kaisers Konstantin zu Konstantinopel durch zwölf Männer werben, die aber dort gefangen gehalten werden. Daher zieht Rother selbst dahin unter fremdem Namen mit einer Schaar Riesen, die durch

ihre Heldenkraft überall Schrecken erregen, gewinnt die Prinzessin und entführt sie. Aber Konstantin läßt sie ihm durch einen Spielmann wieder entführen und will sie mit König Ymlot von Babylon vermählen, weshalb Rother mit einem großen Heere erscheint und die Königstochter mit Waffengewalt zurückbefreit. Manche Züge des Gedichts sind gut gelungen, namentlich jene von der alten Mannentreue und dem Auftreten der Riesenschaar, und der Dichter zeigt genaue Kenntnisse der Geschichte und Localitäten Konstantinopels. Wegen der darin vorkommenden Irrfahrten im Morgenlande gehört hierher auch Herzog Ernst, ein Gedicht, das mit den vorigen ziemlich gleichalterig ist und von einem Fahrenden gedichtet wurde, wenn nicht gar von Heinrich von Veldeke, dem ein solches Gedicht zugeschrieben wurde, wie überhaupt dieser für Phantasie und Gemüth gleich lohnende Stoff mehrfache Bearbeitungen erfuhr, und zwar noch bis in's fünfzehnte Jahrhundert herab. Man erkennt darin schon, wie die geschichtliche Volkssage Zeiten und Personen willkürlich und launenhaft mit einander vermengt und, weil der Stoff nicht mehr abenteuerlich genug ist, deshalb nach den Wundermährchen des Orients mit dessen phantastischer Geographie greift. Darum ist auch der erste Theil trotz mancher schönen Einzelnheiten trocken, wogegen der zweite Theil ganz abenteuerlich wird. Der eigentliche Inhalt ist die Geschichte Herzogs Ernst II. von Schwaben, der wegen zweimaliger Erhebung gegen Kaiser Konrad II. und seines treuen Festhaltens an seinem Freunde Werner von Kyburg in die Acht erklärt wird und deshalb dem Untergange entgegen geht. Aber dieser Stoff ist so umgestaltet, daß Ernst als Herzog von Bayern erscheint, Kaiser Otto sein Stiefvater und Pfalzgraf Heinrich sein Gegner ist und daß Ernst nicht untergeht, sondern nach seinen langen Irrfahrten doch wieder mit dem Kaiser versöhnt wird, denn die christliche Anschauung des Dichters wollte seinem Helden für seine bewährte Freundestreue den Lohn zukommen lassen und versöhnend schließen. Der zweite Theil ist nur eine Episode, wie Ernst nach Jerusalem zu einer prächtigen, aber einsamen Burg kommt, ein unzählbares Kranichheer mit einer aus Indien geraubten Jungfrau sich darin niederläßt und von Ernst und seinen Mannen bekämpft wird, ohne daß Letztere siegen können, worauf sie zu Schiff gehen und zum Magnetberg im Lebermeere kommen. Nur sieben Begleiter bleiben dem Herzoge übrig, er läßt sich mit sechs derselben, in Seehundsfelle eingenäht, von Greifen an einen fernen Felsen tragen, dann kommt er zu den Arimaspen und hilft ihnen gegen die Schaaren der Plattfüße, Langohren und Riesen, immer siegreich, bis er endlich nach Jerusalem kommt, auch dort große Thaten verrichtet und endlich in die Heimath zurückberufen wird, wo ihm am Christtage der Kaiser verzeiht. Das Abenteuerliche dieses Stoffs nebst der Schilderung der ächt deutschen Mannentreue erhielt ihn lange lebendig, und zwar so, daß das Gedicht nicht nur in der sogen. Berner Weise ein lang gesungenes Volkslied ward, sondern gerade diese Weise auch den Namen Herzog Ernst's Ton davon erhielt.

Der ungenähte graue Rock Christi, herausg. von v. d. Hagen, Berlin 1844, enthält einen neueren Text mit den älteren Varianten. Salomon und Morolt, in v. d. Hagen's deutschen Gedichten des Mittelalters, Berlin 1808. I. König Rother in Maßmann's deutschen Ged. des 12. Jahrhunderts, 162–234. Herzog Ernst in der älteren Bearbeitung und Bruchstücken bei Hoffmann, Fundgruben I. 228–230; die ältere Umarbeitung des 13. Jahrhunderts ist ungedruckt, die jüngere bei v. d. Hagen, Gedichte des Mittelalters, 1811. Das Gedicht aus dem 15. Jahrhundert: v. d. Hagen's Heldenbuch, 227–233. Der Stoff ist auch in lateinischer Prosa und Hexametern von Geistlichen verarbeitet.

42. Aus demselben byzantinisch-orientalischen Kreise nahmen auch einige Geistliche ihre Stoffe, wie im Priester Johannes und Kaiser Heraklius. Das Erste ist eine deutsche Uebertragung des Briefs, welcher im Jahre 1165 an Friedrich I. und andere europäische Fürsten unter dem Namen des fabelhaften christlichen Königs Johannes aus Indien kam. Der Heraklius ist dagegen eine halb legendenartige, halb weltliche und oft leichtfertige Geschichtserzählung eines Geistlichen Otte, und zwar nach dem französischen Muster des Gautier von Arras, um die Mitte des 13. Jahrhunderts gedichtet. Der reiche Knabe Heraklius besitzt die Gabe, aller Steine Kräfte, der Rosse Tugend, der Frauen innersten Sinn und geheimes Thun zu erkennen, erprobt dieselbe vor und für den Kaiser, dem er die Athenais als die herrlichste Jungfrau erwählt. Bei einem Kriegszuge läßt dieser seine Gemahlin gegen des Heraklius Rath zu streng überwachen und reizt sie daher zur Untreue, was mit glänzendem Schmucke erzählt ist. Nach des Kaisers Rückkehr wird die büßende Kaiserin geschieden und mit dem Geliebten vermählt, Heraklius steigt aber immer höher und wird zuletzt selbst Kaiser, wo er den Persern das geraubte heilige Kreuz wieder abgewinnt. — Die ritterlichen und Liebesabenteuer, welche sich mit diesem Kreise verbanden, veranlaßte auch die höfischen Dichter, diese Stoffe nicht unbeachtet zu lassen, obschon ihnen andere Sagenkreise mehr behagten. Ein niederrheinischer Dichter, der wohl selbst Syrien gesehen, bearbeitete einen ihm aus Flandern zugekommenen Stoff im Grafen Rudolf um 1170—73, wovon noch Bruchstücke erhalten sind, mit dichterischer Freiheit und in warmer, natürlicher Darstellung, worin er eine lebendige Darstellung des damaligen Zustandes von Palästina gab. Es stellt den Grafen Rudolf zu Jerusalem, Ascalon und Konstantinopel dar, wie er mit Heiden und Christen kämpft und mit einer orientalischen Königstochter im Liebesbunde steht. Das Gedicht steht in Beziehung auf die Grafen Robert II. und Dietrich von Flandern und ward 1252—77 durch den Lüneburger Berthold von Holle, der auch das Gedicht von Demantin und Darifant verfaßte, mit Veränderung der Persönlichkeiten und Localitäten unter dem Titel Crane so umgedichtet, daß es nun in Deutschland und Ungarn spielt. Von schon größerer Ausbildung der höfischen Poesie zeugt das nach dem Franzosen Alexander von Bernay von einem Unbekannten herrührende Gedicht Athis und Prophilias, welches sich auf klassischem Boden zu Athen und Rom bewegt und die Geschichte zweier Freunde und Liebenden behandelt. Der Dichter mag unmittelbar nach Veldeke gelebt haben,

es sind aber auch hievon nur Bruchstücke bekannt. Aehnliche verloren gegangene Gedichte Anderer übergehend, begegnen wir auch hier dem Rudolf von Ems mit seinem Gedichte Wilhelm von Orlens (Orleans), welches seine schwächste Arbeit ist und zwar eine zierliche Diction hat, aber höchst willkürlich ausgeschmückt ist und die Ermattung des Dichters zeigt, dem es um's Dichten nicht mehr recht Ernst ist, wie er überhaupt zu diesem Werke erst durch Ulrich von Winterstetten veranlaßt wurde. Ein Fürst von Brabant gewinnt darin durch Turnier und Kampf den englischen Thron mit der Königstochter, und es ist damit Wilhelm der Eroberer gemeint, von dem er Gottfried von Bouillon abstammen läßt. Ferner gehören hierher zwei Bearbeitungen der Heidin, die durch einen christlichen Ritter geschehende Entführung einer Heidenkönigin in schwankartiger Weise darstellend; Grave Meie und Belaflor, von einem jugendlichen Dichter, welches die von Gefahren und Abenteuern geprüfte treue und reine Eheliebe schildert und in Italien und Spanien spielt, nach älterer prosaischer Quelle, welcher Stoff später wieder von Schondoch im König von Frankreich und von Hans dem Büheler 1300 umgedichtet wurde; der Apollonius von Tyrland durch den Wiener Arzt Heinrich von Neuenstadt um 1400, die Kreuzfahrt Landgrafs Ludwig von Thüringen von einem zu derselben Zeit (1305) lebenden Schlesier; Wilhelm von Oesterreich von Johannes dem Schreiber von Würzburg; Reinfried von Braunschweig, um 1291, und Johannes von Soest's Verdeutschung der Kinder von Limburg, um 1470, welche sich meistens an frühere, theils einheimische, theils fremde Vorbilder hielten und die Ausartung dieser Art Dichtung beurkunden. —

Johannes in: Jacob Grimm's Ged. d. Mittelalters auf König Friedrich I. 12 u. 103—107. Eraclius, deutsches und französisches Gedicht, herausg. von Maßmann, Quedlinburg 1842. Graf Rudolf, von Wilh. Grimm, Göttingen 1844. Bruchstück vom Crane in Haupt's Zeitschrift I. 66—95; aus Demantin in Maßmann's Denkmälern I. 76—79, aus Darifant in Haupt's Zeitschrift II. 176—186. Athis und Prophilias, von Wilh. Grimm, Berlin 1846. Rudolf's Wilhelm von Orlens in Bruchstücken vor Casparson's Wilhelm von Oranse I. 8—23, die ganze Ausgabe wird Fr. Pfeiffer besorgen. Die Heidin in v. d. Hagen's Gesammtabenteuer I. 389—439, Büsching's wöchentlichen Nachrichten IV. 195, Jacob's und Ukert's Beiträgen z. älter. Lit. I. 135. Mai und Belaflor, Leipzig 1848. Schondoch in v. d. Hagen's Gesammtabenteuern I. 169—188. Johann von Soest, geb. 1448 zu Unna, gestorben 1506 zu Frankfurt, hieß eigentlich Johann Grumelkrut. Die letztgenannten Gedichte sind theils ganz, theils nur in spärlichen Auszügen gedruckt.

43. Während die höfischen Dichter diese Stoffe nicht recht zu benützen verstanden, zogen sie später wieder die fahrenden Dichter in ihren Bereich, besonders im 14. Jahrhundert, wo drei im sogen. Hildebrandtston verfaßte sangbare Gedichte sich an einander anreihen. Der Otnit oder Ortnit ist um 1250 gedichtet und schildert mit großer Lebendigkeit und Frische die Brautfahrt des Longobardenkönigs nach der syrischen Königstochter, die er mit Hülfe des Zwergenkönigs Elberich und nach schwerem Kampfe erringt, in die Heimath führt und taufen läßt, wofür ihm aber sein Schwäher einen Drachen in's Land

sendet, bei dessen Bekämpfung er umkommt. Der Hugdietrich, der gleichsam nur eine Vorgeschichte des Wolfdietrich ist, in derselben Sangweise, beginnt gleichfalls mit einer Brautfahrt. Es zieht nämlich dieser König von Konstantinopel nach Thessalonich, schleicht sich, als Weib verkleidet, in die Burg, gewinnt die Königstochter und erzeugt mit ihr einen Sohn, den Wolfdietrich. Dieser bildet den Helden des Wolfdietrich, der im Kampfe wider seine ungetreuen Brüder seine Dienstmannen verliert, daher auszieht, sie zu suchen, eine lange Reihe von Abenteuern besteht und den Otnit bekämpft, der dann mit ihm zieht, sich aber von ihm trennt. Otnit wird hierauf von dem Drachen verschlungen, weshalb Wolfdietrich diesen erschlägt und dabei den sagenberühmten Panzer (Brünne) gewinnt, des Otnit Wittwe Sidrat zur Gemahlin erhält, seine Dienstmannen befreit und, nachdem er sein Weltreich seinem Sohne Hugdietrich übergeben, in ein Kloster geht und dort im nächtlichen Kampfe mit Geistern stirbt. Die Heimath dieser Sagendichtung ist Tyrol und sie selbst gehört ursprünglich gar nicht in die deutsche Heldensage, wohin sie blos durch Irrthum und Verwechslung kam. Im Wolfdietrich treten allein Züge hervor, wie sie dieser Heldensage eigen sind, nämlich die unerschütterliche Mannentreue zwischen König und Vasallen, welches aber das Einzige ist, was daran erinnert, während die zahlreichen Abenteuer und phantastischen Begebnisse ihr geradezu widersprechen.

Aus demselben byzantinischen Kreise nahmen noch manche Volksdichter im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ihren Stoff zu Romanzen und Balladen, da die Sangbarkeit kurze Darstellungen nöthig machte; sie haben aber nur wenig Interesse für die Literaturgeschichte und erinnern kaum noch in einzelnen Producten an die frühere Zeit.

Künec Ortnides mervart unde tot, herausg. von Ettmüller, Zürich 1838; in jüngerer Bearbeitung von Mone, Berlin 1821; in der Abkürzung Kaspar's von Roen: v. d. Hagen's Heldenbuch I. 1–26. Der Hugdietrich von Fromann, herausg. in Haupt's Zeitschrift IV. 401–430, und Oechsle's: Hugdietrich's Brautfahrt und Hochzeit, Oehringen und Stuttgart 1834; in Kaspar von Roen's Abkürzung bei v. d. Hagen, Heldenbuch I. 26–54. Müllenhoff will die Sagen von Hugdietrich und Wolfdietrich aus der altaustrasischen Sage ableiten. Früher wollte man den Otnit und Wolfdietrich dem Wolfram von Eschenbach zuschreiben, was doch auf den ersten Blick für unmöglich erkannt werden muß.

44. Ein viel ergiebigerer Sagenkreis für die höfischen Dichter war jener von König Arthus, Tristan und dem heiligen Gral, und wie gern sie ihnen sich zuwandten, zeigen nicht nur die vorzüglichsten Gedichte dieser Zeit, sondern auch der Umstand, daß mancher Stoff mehrfach bearbeitet wurde und fast jede Persönlichkeit, jeder Theil einen eigenen Dichter fand. Hier lag so recht die Möglichkeit, die christliche und ritterliche Romantik zu verschmelzen, die Stoffe künstlerisch zu gestalten, so daß schon frühe diese Sagen zum Gegenstand der Dichtungen gewählt wurden. Ihren Ursprung nahmen diese Sagenkreise vorzüglich bei dem in Wales und der Bretagne wohnenden keltischen Volke und aus dessen alten Volksliedern, die schon frühe willkürlich umgestaltet und

in einander verwebt wurden, so daß diese drei, ursprünglich verschiedenen Sagenkreise bald in einander zerflossen. Mögen auch Manche unmittelbar aus den wallisischen Mährchen und der lateinischen Chronik von Gottfried von Monmouth geschöpft haben, zunächst folgten sie doch den französischen Quellen, denn die meisten höfischen Dichter waren ja nicht einmal des Lesens kundig und mußten sich ihre Quellen vorlesen lassen, wofür sie leichter französische Bücher zu erlangen vermochten. Schon im Jahre 1170 ward ein Tristan von Eilhard von Oberge gedichtet und später umrankten Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg diese Stoffe mit den herrlichsten Blüthen ihrer Dichtung, denen mit geringerem Geschick Andere nachfolgten bis in spätere Zeit herab.

König Arthus, der alte britische Nationalheld, herrschte zur Zeit, wo die eindringenden Deutschen, Angeln und Sachsen sich des Landes bemächtigten, war ein Held im Kampfe gegen dieselben und um ihn sammelte sich später die ganze Sagendichtung des verdrängten Keltenvolks und wähnte ihn für ungestorben, um wieder aufzustehen als Retter und Rächer der unterjochten Nationalität. Aber die epische Dichtung behielt auch hier ihre Eigenthümlichkeit; sie stellte Arthus blos dar als die Mitte eines glänzenden Hofs, als einen Lehensfürsten und etwa durch seine Milde ein Vorbild für Andere; sie verherrlichte nicht seine Kämpfe gegen die Eindringlinge, sondern seine Umgebung verrichtet die Thaten und sie trifft der Ruhm. In Wales, im Schlosse Kaerlleon sitzt Arthus mit seiner schönen Gemahlin Ghwenhwywar, um ihn ein herrlicher Hofstaat von tapferen Rittern und schönen Frauen, die Muster des Ritterthums, adeliger Zucht und Tugend, männlicher Kraft und weiblicher Schönheit. Vor Allen leuchten hervor die zwölf Ritter der Tafelrunde und unter ihnen zu sitzen ist höchstes Ziel des Ritterthums. Darum ziehen die Ritter aus, um Abenteuer aufzusuchen, Großthaten zu verüben und so zu dieser Ehre zu gelangen. Dies ist der Kern dieser Sage, der Grund, worauf alle Gedichte gebaut sind, und gerade in der Art und Weise, wie diese Abenteuer entweder formlos auf einander gehäuft oder mit dichterischem Kunstsinn zu einem Ganzen verwebt sind, liegt der große Unterschied zwischen den britischen, französischen und deutschen Bearbeitungen und unter den einzelnen letzteren selbst.

Die älteste deutsche Bearbeitung dieses Sagenkreises versuchte Ulrich von Zazikoven aus dem Thurgau in seinem Lanzelet, wozu er den Stoff aus einer französischen Schrift nahm. In diesem um 1200 verfaßten Gedichte ist der Stoff in seiner wallisischen Zusammenhangslosigkeit und Niedrigkeit dargestellt, seelenlos, trocken und unmotivirt, so daß man schon daraus sieht, wie dem Verfasser nicht einmal die Sage selbst ganz bekannt war. Dagegen weiß Hartmann von Aue den Stoff schon besser zu handhaben und die sittlichen Gegensätze zu versöhnen in seinen hierher gehörenden Gedichten Erec und Iwein. Das erstere, eine Jugendarbeit des Dichters, nach einem französischen Originale,

zeigt noch den Einfluß der keltischen Abenteuersucht und Starrheit. Der Held gehört zur Tafelrunde, erwirbt durch Abenteuer seine schöne Gemahlin Enite und verbringt nun sein Leben in träumerischer Liebe, bis ihn Enite selbst wieder zu thatenvollem Leben aufregt, dadurch aber auch seine Eifersucht weckt, so daß er nun ihre Liebe, Geduld und Gehorsam auf mancherlei Weise erprobt und dann nach harten Leiden beide um so inniger und fester sich an einander anschließen. Ein reicheres und glänzenderes Talent bewährte Hartmann im Iwein, vor 1204 gedichtet, wo seine leichte und natürliche Sprache sich mit Würde und Feinheit dem Stoffe anschmiegt und den Leser fesselt, obschon eine leitende Grundidee auch diesem Gedichte fehlt. Das Ganze ist mehr ein Spiegel des Gesellschaftstons jener Zeit, als eine durchgeführte Erzählung, und die Handlungen sind nicht motivirt durch natürliche Verwickelungen und Leidenschaften, sondern wurden einzig durch Launen der Frauen oder andere unbedeutende Grillen veranlaßt. Doch ist ein weiter Unterschied zwischen ihm und den rohen wallisischen Mährchen zu finden und ein einziger Blick in das Gedicht genügt schon, um zu zeigen, wie er die Härten des Vorbildes zu mildern und die Unwahrscheinlichkeit der Abenteuer und Erzählungen zu entfernen wußte. Auch im Iwein ist ein ähnlicher Stoff behandelt. Der Held erwirbt gleichfalls eine schöne und reiche Gemahlin, Laudine, aber die Freuden des Ritterthums, denen er nachhing, machen die Gattin eifersüchtig und als sie sich von ihm trennen will, wird er wahnsinnig. Davon geheilt, zieht er noch lange auf Irrfahrten und unter schweren Kämpfen umher, bis sich mit ihm Laudine endlich wieder versöhnt. Durch diese Gedichte erscheint Hartmann als der älteste Meister unter der Trias der Häupter höfischer Dichtung. Er verstand es ebenso, die gelehrte, wie die höfische Bildung mäßig hervortreten zu lassen, er gebraucht fremde Ausdrücke nur selten, er beschränkt sein Ich und seine Reflexion überall und dasselbe ausgleichende Maß zeigt sich auch in der Versöhnung der sittlichen Gegensätze.

Die Arthussage, von San-Marte (Schulze), Quedlinburg 1842. Der Lanzelet, herausg. von K. A. Hahn, Frankfurt 1845. Hartmann's Erec, herausg. von Haupt, Leipzig 1839. Der Iwein, herausg. von Benecke und Lachmann, Berlin 1827 und 1843. Dazu ein Wörterbuch von Benecke, Göttingen 1833.

45. Hartmann's Vorbild in dieser Art der Dichtung suchten Spätere nachzuahmen, ohne ihm gleichzukommen. Einer seiner ältesten Nachdichter ist Wirnt von Grafenberg aus Franken, der um 1209 den Wigalois dichtete, aber es nicht verstand, den Stoff mit deutschem Gemüthe zu erfassen. Er kopirte geradezu einzelne Stellen Hartmann's und Gottfried's von Straßburg, vermengte mit dem britischen Stoffe fränkische und selbst römische Eigenheiten und trieb dabei das Reflectiren bis zum Ueberdrusse. In des Kärnthners Heinrich von dem Türlin der Aventiure Krone ist Gawan, das sprüchwörtliche Vorbild der Höflichkeit und Ritterlichkeit, der Held, aber es ist, obschon bereits um 1220 gedichtet, weit hinter den vorigen zurückbleibend und ganz nach dem Vorbilde des Chrestien von Troyes gedichtet. Und doch ist selbst

dieses Gedicht noch besser, als eine ganze Reihe anderer, die ihm nachfolgten und immer schwächer wurden. Dahin gehören des Stricker's Daniel von Blumenthal, der Elies von Konrad Fleck oder Ulrich von Turheim, des Pleiers Gariel vom blühenden Thal und Tandarios, des Meisters Konrad von Stoffel aus Schwaben, Gauriel von Muntavel, der Walwein, Wigamur, das Maere von dem Mantel und Andere, die einzelne Helden herauswählten, während Gottfried von Hohenlohe in einem Gedichte die ganze Tafelrunde umfaßte. Die Sache wurde von diesen gar nicht mehr nach ächten Vorbildern aufgefaßt, sondern theils nach fremden Nachbildungen untergeordneter Gattung, theils mit eigener Erfindung der plattesten Art, so daß man auch hier sieht, wie die anfänglich fruchtbarsten poetischen Stoffe zuletzt zu den seichtesten Prosaromanen verwässert wurden.

Wigalois, der Ritter mit dem Rade, herausg. von G. F. Benecke, Berlin 1819. 8. Ausg. von Fr. Pfeiffer, 1847. Bruchstücke von der Aventiure Krone in Wolf's Lais 378, Hartmann's Lieder von Haupt, XII., und Haupt's und Hoffmann's Altdeutsch. Blättern IV. 148. Der Wigamur in Büsching's und v. d. Hagen's Gedichten des Mittelalters I. Das Maere vom Mantel in Haupt's und Hoffmann's Altdeutsch. Blättern II. 217. Das Uebrige nur in spärlichen Auszügen bekannt.

46. Die Gralsage führt uns in eine ganze Welt von Wundern und Abenteuern, in den reichsten Glanz und die herrlichste Pracht der großartigsten Zeit des Mittelalters. Sie konnte blos in Spanien entstehen, wo arabischer, jüdischer und christlicher Glauben und Aberglauben zusammenflossen und allein die Schöpfung einer solchen Welt möglich war, welche die reichste Fülle des mühelosen Genusses und der ungetrübten ewigen Freude darbot. Der h. Gral (Becken) war ein Edelstein, von dem die Juden meldeten, er sey dem Lucifer bei seiner Verstoßung aus der Krone gefallen, beim Abendmahl Christi als Schüssel, beim Leiden Christi zum Auffangen des Bluts von Joseph von Arimathia gebraucht worden; von dem ältesten Heidenthume, aus den Mythen Indiens stammt der Glaube, daß an der Stätte, wo dieser Gral aufbewahrt werde, das Paradies der Erde sey und dort alle Wünsche schweigen, weil alle Hoffnungen erfüllt sind; das Christenthum fügte diesem den ritterlichen Dienst der Gralshüter bei und daß nur der reinste, unerschütterlichste Glauben dazu führen könne, diese Seligkeit zu fühlen und den Besitz des Gralkönigthums zu erlangen. Der christliche Mythus vom h. Gral lehrte nun, daß an den Gral die reichsten Kräfte des ewigen Lebens geknüpft seyen, daß nie altere, wer ihn beständig anschaue, nicht sterben könne und wäre er todtkrank, wer ihn anblicke; an jedem Charfreitage bringe eine weiße Taube vom Himmel die Hostie in den Gral, um seine Kräfte zu erneuern, und nur der sey würdig, die höchste Ehre und Würde der Menschheit zu erlangen, Gralshüter (Templeisen) zu werden, der allen Hochmuth, alle irdische Leidenschaft von sich abgelegt, der reinste, keuscheste, tapferste und ritterlichste Mann, worin eine nahe Beziehung zum Orden der Tempelritter lag, mit dem vielleicht die ganze Sage

verwandt war. Lange ward Niemand würdig, Gralshüter zu werden, bis endlich Titurel, der sagenhafte Sohn eines Königs von Anjou, nach Salvaterre in Biscaya kam und auf dem unnahbaren Berge Montsalvage die Gralsburg erbaute, um die ein weiter Wald lag. Denn nicht sollte zur Gralsburg gelangen, wer nicht von Christo berufen sey, wer stumpf vor dem Wunder vorübergehe, und nicht darnach frage. Und der Mythus blieb nicht dabei stehen, sondern um unangreifbar zu seyn, führte die Dichtung weiter aus, daß zur Zeit, als die Christenwelt gottloser wurde, Engel den Gral mit seinem Tempel entführten und weit in den Orient trugen, in das Land der Wunder und mystischer Dunkelheit. Anfangs bestand diese Sage wohl für sich, aber in Frankreich schloß sie sich an andere Sagenstoffe an und die Arthussage war ganz geeignet, die Helden für das Gralsritterthum abzugeben, wie das geistliche Ritterthum wieder einen passenden Gegensatz zum weltlichen Ritterthume der Tafelrunde bildete.

Auf den Grund dieser Sage gebaut ist die Romandichtung vom Parcival aus dem Hause Anjou und mit den Gralkönigen sowohl, als mit Arthus verwandt, der zuerst durch mancherlei Abenteuer die Krone des weltlichen Ritterthums erwarb und dann auch das Gralkönigthum mit der höchsten Seligkeit des Lebens gewann. Um das Jahr 1170 schrieb in Frankreich Chrestien von Troyes seinen Parcival oder Roman vom h. Gral, und nach ihm dichtete Guiot von Provins sein Werk; von diesen erst gelangte dieser Stoff zu den Briten, welche den Parcival zu einem Peredur machten, und zuletzt durch Guiot's Gedicht zu den Deutschen, wo ihn Wolfram von Eschenbach seinem Parcival und Titurel, den herrlichsten Blüthen der höfischen Poesie und des ganzen Mittelalters, zu Grund legte.

Die Gralsage ist dargestellt in Joseph Görres' Einleitung zum Lohengrin 1813, San Marte's Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach, II. 357 und Simrock's Uebersetzung des Parcival, I. 481. Ueber den Gralstempel der jüngere Titurel, herausg. von Hahn 1842, Strophen 311—415 und Sulpiz Boisseree über die Beschreibung des h. Grals, München 1834. Ueber Chrestien handelt Fauriel in Revue des deux Mondes VIII. 162. Das wallisische Mährchen von Peredur im 2. Bande des Mabinogion der Lady Guest beweist nur, wie man bei den Wallisern diesen Stoff auffaßte; den wundervollen Hintergrund und die ganze Pracht der Sage konnten weder diese, noch Franzosen erfinden.

47. Wolfram von Eschenbach, ein Franke, wahrscheinlich aus dem Städtchen Eschenbach, dem glänzenden Dichterkreise am thüringischen Hofe auf der Wartburg angehörend, und doch sich frei und unabhängig haltend, verfaßte um 1204 seinen Parcival, das Hauptwerk seines Lebens, worin er seine ganze Eigenthümlichkeit, den ganzen Kern seines Dichtergenius mit einem großen Gedankenreichthum in einer Fülle von Ereignissen entfaltete. Zu dem Stoffe ward Wolfram hingezogen, weil er ihm eine größere Freiheit für das Umgestalten und Erfinden darbot und er die ganze Schönheit der Kunstpoesie darin aufbieten konnte. Wie er den Stoff vorfand, war er freilich fast nur eine Reihe von Abenteuern und Namen, aber Wolfram brachte ein neues, frisches Leben

in denselben, die Arthusfabel ist ihm der Typus des selbstzufriedenen, glänzenden weltlichen Lebens, die Gralsage der Typus des edleren, geistlichen Lebens, und wie diese beiden Gegensätze, so stellt er den hochmüthigen und trotzigen, suchenden und Gott aufgebenden Parcival gegenüber dem Parcival, der den Hochmuth besiegt, nach dem Höchsten fragt und auch das Höchste, das Gralskönigthum erlangt. Und in der Darstellung des Heldenkampfes des inneren Menschen lag ein ebenso großartiger als belebender Gedanke, denn er stellte darin das Streben und Schaffen seines Jahrhunderts dar, welches nicht nur suchte und fand, sondern auch im Genusse des Gefundenen schwelgte und völlig zufrieden war. In jugendlicher Einfalt und Unbeholfenheit (tumpheit) verlebt Parcival die ersten Jahre seines Lebens, bis glänzende Ritter, die er sieht und welche seine Einfalt für Götter hält, ihm die Herrlichkeit der fremden Welt erschließen und ihn nun unendliches Sehnen hinaustreibt. So kommt er voll Unschuld, Einfalt und Thatenlust an den Hof des Arthus, aber seine kindliche Unbeholfenheit und rohe Tapferkeit erregt nur Gelächter und Spott, und belehrt vom greisen Gurnamanz über die Sitte des Ritterthums, zieht er weiter, befreit die Konduiramur, welche seine Gemahlin wird, und wird wieder in die Ferne geführt durch Wanderlust und die Sehnsucht, seine Mutter aufzusuchen. Auf dieser Wanderung gelangt er in die Gralsburg, aber er sieht das Wunder nicht, weil sein Auge dafür stumpf ist, er fragt auch nicht darnach, und so verscherzt er selbst das Königthum, das ihm bestimmt war. Nun erst erfährt er, was er versäumt, wie er gefehlt, die Einfalt verschwindet und er hadert mit sich, der Welt und Gott, weiter ziehend und immer tiefer in Zweifel und Träume versinkend. Durch Gawein, der an ihn gesendet ist, aus diesen Träumen gerissen, soll er in die Tafelrunde aufgenommen werden, aber es erscheint die Fluchbotin des Gral's, flucht ihm, und Parcival irrt abermals ohne Kraft und Zuversicht umher, während das weltliche Ritterthum der Tafelrunde seinen Glanz in reichster Fülle entfaltet und den vollen Gegensatz des selbstzufriedenen, gewissen Lebens darstellt. Endlich nach vier Jahren weist ein Ritter in grauem Gewande den Parcival wieder auf den höheren Zweck seines Lebens, und von seinem Oheim erfährt er, wie er den Gral gewinnen könne und daß er dazu bestimmt sey. Und nun läßt Parcival alle weltliche Ehre unbeachtet liegen, zieht seinem neuen Pfade zu und erst später besiegt er Gawein, um seine Ritterschaft zu bewähren und in die Tafelrunde zu kommen, besiegt seinen Halbbruder, und nachdem sein Vertrauen zu Gott und sich selbst zurückgekehrt und seine innerliche Reinigung vollbracht ist, zieht er endlich ein in die Gralsburg, findet Gattin und Söhne wieder und bestimmt den Einen, Lohengrin, zum Nachfolger im Gralskönigthume, der nach Flandern geht, um die junge Herzogin als Gattin heimzuführen, aber vom Schiffe mit dem Schwane zur Gralsburg zurückgeholt wird, weil sie nach seiner Herkunft fragt. — Dies ist der Inhalt des Gedichts, dessen große Stofffülle die bunteste Mannichfaltigkeit des Lebens



darstellt, wie es nothwendig war, um die bezeichneten Gegensätze im vollsten Glanze einander gegenüber zu stellen. Wolfram konnte jedoch den großartigen Gedanken nicht durchweg überwältigen und beherrschen, weil ihm die Mäßigung Hartmann's von Aue dazu fehlte. Sein außerordentlicher Geist konnte sich nicht an Maaße binden, er riß ihn fort von einem Gegenstande zum Andern, durch ein Labyrinth von Abenteuern und Begebenheiten, fort in's Außerordentliche, Ungewöhnliche und Dunkle, er trieb gleichsam ein kühnes Spiel mit dem Stoffe und ergötzte sich selbst daran, französische Verse einzumengen, weshalb man ihn auch den Erfinder fremder, wilder Mähre und er selbst sein Deutsch krumm nannte.

Wolfram von Eschenbach war nicht vermöglich und hielt sich daher am Hofe mancher Herren auf, bei dem Landgrafen von Thüringen, dem Grafen von Wertheim, dessen Lehensmann er war, und Anderen, tadelt aber selbst das Hinzudrängen an des Ersteren Hof. Eine eigentliche gelehrte Bildung besaß er nicht, wie er sich sogar seine Quellen vorlesen lassen mußte, aber dadurch und an den Höfen erwarb er sich doch reiche Kenntnisse. Den Parcival dichtete er vorzugsweise am Thüringischen Hofe zwischen 1205 und 1215, die Bruchstücke des Titurel und den unvollendeten Willehalm 1215—1220, um welche Zeit er wohl auch starb. Seine Dichtungen sind herausgegeben von K. Lachmann, Berlin 1833 8°. Uebersetzungen von San Marte, Magdeburg 1836 und 1841. 2 Bände 8°., und noch besser von Karl Simrock, Stuttgart 1812, 8°, 2 Bde., von Ersterem blos der Parcival, von Letzterem auch noch der Titurel. Uebrigens gehörte der Parcival schon zu den ersten Drucken, indem bereits 1477 eine Ausgabe erschien.

48. Wolfram war von diesem Stoffe so sehr angezogen, daß er später denselben noch einmal vornahm und dem Schionatulander, dem jungen Fürsten von Graswaldane, dessen er im Parcival nur gelegentlich gedachte, ein eigenes Gedicht widmete, wofür er die im Parcival gebrauchte Form der gereimten Prosa verließ und die klangreichere Strophenform wählte, welche er aus der Strophe der Gudrun abgeleitet haben soll. Es hätte dies eine noch herrlichere Dichtung gegeben, wenn er sie vollendet hätte; er brachte aber blos Bruchstücke fertig, die fälschlich Titurel betitelt wurden. Merkwürdiger Weise verhalf letzteres Gedicht dem Wolfram weit mehr zu seinem großen Namen, als der Parcival, denn um 1255—1272 hat Albrecht von Scharfenberg mit wörtlicher Einschaltung dieser Bruchstücke, die er blos in geringen Dingen überarbeitete, aus dem Parcival, sowie aus eigener Erfindung den ganzen Stoff noch einmal in einem weitschweifigen Gedichte verarbeitet, und dieser jüngere Titurel ging lange unter Wolfram's Namen und wurde gern und viel gelesen, denn hatte schon der Tiefsinn Wolfram's angesprochen, so that dies noch mehr dies neuere Werk, worin diese Manier bereits bis zur Geschraubtheit und Unverständigkeit gesteigert war. Mit dem Parcival und Schionatulander hatte man aber noch nicht genug, man beeiferte sich, den Stoff noch weiter auszubeuten, und es entstanden Fortsetzungen und Ergänzungen des Parcival bis in die spätere Zeit. Die fränkische Romansage vom Schwanritter, womit Wolfram's Gedicht endigte, ward Veranlassung zum Lohengrin, der um 1300 entstand und in einer Meistersängerstrophe, dem sogen. schwarzen Tone

Klingsor's, eine halb willkürlich ersonnene, halb geschichtliche Darstellung der Schicksale Lohengrin's enthält, die mit dem Sängerkriege auf der Wartburg anhebt, den mit der Herzogin von Brabant vermählten Lohengrin in deutsche Kriege begleitet und mit dem Abschiede desselben von seiner Gemahlin endigt. Im Einzelnen hat das Gedicht gute Züge und Schilderungen, als Ganzes ist es aber verunglückt. Im Jahre 1336 verfaßten Claus, Wisse und der Straßburger Goldschmied Philipp Colin nach der französischen Erweiterung des Stoffs durch Manessier eine Fortsetzung des Parcival, und zuletzt fügte noch im Jahre 1500 Ulrich Futterer, Maler zu München und Augsburg, eine Bearbeitung derselben Sage in der Titurelstrophe seinem Buche der Abenteuer bei.

Der jüngere Titurel, herausg. von K. Hahn, Quedlinburg 1842. Der Lohengrin, herausg. v. Görres, Heidelberg 1813. Ueber die Fortsetzung des Parcival: Keller's Romvart, 647 und ff. Vom Buch der Abenteuer ist blos Weniges abgedruckt in Aretin's Beiträgen zur Gesch. und Lit. 9. 1212 und in der Michaeler'schen Ausgabe von Hartmann's Iwein.

49. Ebenfalls eine Vermischung der Arthussage mit einem älteren Stoffe bildet Tristan, der ein Brite war, aber aus dem Dunkel der Mythologie erst später in die Sage und in Beziehung auf Arthus' Tafelrunde gebracht wurde. Hier ist nicht das Heldenthum mehr Grundlage der Sage, sondern die Liebe zwischen Tristan und Isold, der Gattin von Tristan's Oheim Marke, König von Cornwallis, welche durch einen Zaubertrank entstand, die zahlreichen Listen und Fährlichkeiten, welche sie ihrer Liebe wegen pflegen müssen, und das Hin- und Herschwanken zwischen sittlichem Unrecht und natürlichem Recht, in dem sie sich bewegen. Dieser Stoff ist in zahlreichen Erzählungen durch ganz Europa bekannt und verarbeitet worden und in Deutschland begann mit ihm sogar die höfische Epik. Eilhard von Oberge, ein Dienstmann Heinrich's des Löwen und Otto's IV., dichtete um 1189—1207, vielleicht noch etwas früher, einen Tristan, wovon eine Ueberarbeitung und einige ältere Bruchstücke erhalten sind, wie wir auch sein Werk in Prosa verwandelt besitzen. Dieser Tristan hat eine einfachere und derbere Art der Erzählung und hält sich mehr an die ursprüngliche Sage. Dagegen gelangte der Stoff zu einem Glanze des Redeschmucks, wie ihn deutsche Dichtungen bis dahin nie gesehen hatten, in den Händen Gottfried's von Straßburg, um das Jahr 1210. Meister Gottfried hatte eine andere französische Quelle vor sich, als sein Vorgänger, und es scheint, daß schon darin die Grundzüge aller Leichtfertigkeit und Frivolität lagen, wie ja die britischen Erzählungen selbst voll schamloser Unsittlichkeit sind; aber Gottfried hat diesen Stoff mit neuem Geiste durchdrungen und ein psychologisches Gemälde gedichtet, das an Tiefe und Wahrheit, an Frische und Lebendigkeit alles Frühere weit überragt. Was er darstellt, ist die irdische, den Menschen verzehrende Liebesgluth, das Zerfließen der weiblichen Seele in trunkener Selbstvergessenheit, die Bezauberung, Erschlaffung und Entkräftung der männlichen Seele in diesem unheilvollen Brande, so daß sie nicht einmal

mehr die Treue für die Geliebte bewahren kann; es ist ein Bild des vollen und üppigen Genusses, süß und sorgenlos und unbekümmert um Gott und die Welt. Und dieses Gemälde ist entworfen mit solcher Redefülle und Anmuth, in glatter, leicht fließender und glänzender Sprache, in einem Tone, der oft nahe an die Lyrik hinstreift, mit Ausscheidung aller belästigenden Stoffe, der Massen von Ritterspielen und anderen Aeußerlichkeiten beschreibender Dichtung; wogegen er uns die heitersten Bilder, lachendsten Schilderungen und den vollen Glanz des Lebens vorführt und uns überall die Liebenden beschäftigen und fesseln. Der Inhalt selbst ist folgender. Tristan steht durch einen Zaubertrank in der Gewalt der ersten, wunderbaren Liebe, die so unwiderstehlich ist, daß sie auch den Todeshaß versöhnt und dafür Treue bis an's Ende erweckt. Aber sie wirkt auch so, daß sie den schönen Bund zweier Verwandten zu schändlichem Verrathe verleitet, daß sie den edelsten Charakter verdirbt und den sonst so thatenlustigen Tristan aller Welt entzieht und ganz in ihren vollen Zauber versenkt. Zuletzt führt der Dichter die beiden Liebenden in die Einsamkeit, wo sie sich selbst genügen und gleichsam von ihrer Liebe zehren; aber weil sie an Ränke und Betrug gewöhnt sind, kehren sie wieder in die Welt zurück, erfolgt ihre Trennung und noch größere Entartung der Sitten, so daß Tristan sogar der Isold untreu wird und ihn das Schicksal mit rächender Hand trifft. Hier endigt Gottfried, der Schluß fehlt, der den Tod der Liebenden erzählen sollte, aus deren Gräbern eine Rebe und ein Rosenstock hervorwuchsen. — Man kann dies Gedicht den Gegensatz von Wolfram nennen, denn wohl hatte auch Gottfried Freude an einer reichen Fülle des Stoffs und der Handlungen, aber er liebte nicht das Dunkel und den Tiefsinn, sondern den blendenden und bestechenden Glanz der Darstellung, die mit Gelehrsamkeit sogar prunkt, und während Wolfram wie ein Prophet dem Strome der Welt sich entgegenstellte, schwamm Gottfried mit der Welt als Führer zu Genuß und war er so fern von allem Ernst der Gesinnung, daß er das Unrecht zu bemänteln und sogar den Frevel am Höchsten und Heiligsten zu beschönigen suchte. Die Dichtung Gottfried's hat schon viel Unheil gestiftet, weil man sie nicht von höherem Standpunkte, sondern als Apotheose der Sinnlichkeit und des sinnlichen Genusses betrachtete, aber doch hat sein Beispiel uns Vortheil gebracht. Wolfram's Manier konnte zu verderblichen Abwegen führen, wie es auch geschah; davor rettete Gottfried die Literatur, indem er wieder einlenkte zur Klarheit und Anmuth und die Poesie von der Alles verflüchtigenden Abstraktion zurückrief an den warmen, gesunden Born des kräftigsten Lebens.

Gottfried von Straßburg wurde nicht nur von anderen Dichtern zum Muster genommen und nachgeahmt, wie Rudolf von Ems, Konrad Fleck und Konrad von Würzburg von ihm ihren Redefluß erlernten, sondern zwei Dichter haben alsbald seinen Tristan fortgesetzt. Es waren dies Ulrich von Turheim, der rascher dem Ende zueilte, und Heinrich von Freiberg, welcher

etwas mehr in Gottfried's Geist arbeitete. Aber Beide blieben weit hinter ihm zurück und legten ihren Arbeiten sogar andere Quellen zu Grund, die zu den Gottfried'schen nicht mehr paßten.

Eilhard's von Oberge Tristan in Bruchstücken in Hoffmann's Fundgruben I. 231—39. Gottfried's Tristan mit der Fortsetzung von Heinrich von Freiberg, herausg. von Eberhard v. Groote, Berlin 1821; mit den beiden Fortsetzungen herausg. von v. d. Hagen, Breslau 1823, mit Ulrich v. Turheim's Fortsetzung, herausg. von Maßmann, Leipzig 1843. Der Prosaroman von Tristan und Isold steht in Feyerabend's Buch der Liebe 1587 und Büsching's und v. d. Hagen's Buch der Liebe, 1809. 1—142.

50. Die deutsche Heldensage gelangte in dieser Zeit in ein neues Stadium, denn durch den Einfluß des Christenthums und der neuen Kultur schwand allmälig aus ihr der alte mythische, wunderhafte und götterartige Charakter; sie vermenschlichte sich und in dem noch gebliebenen Abenteuerlichen zeigten sich nur noch schwache Spuren des alten und mythischen Ursprungs, den zu erkennen eine tiefe Kenntniß des Alterthums und kritische Prüfung nothwendig ist. Eine weitere Umgestaltung erfuhr die Heldensage auch darin, daß die einzelnen Sagen und Lieder nun zusammenflossen in größere Liederströme, daß man das Aehnliche und Verwandte zusammenlegte und selbst die mythische Siegfriedssage in Berührung brachte mit den geschichtlichen Sagen von den Burgundenkönigen und Attila, ja sogar mit Dieterich von Bern, der doch sonst nicht sich den nordischen Sagen anschließen will, weil er der südalpischen Atmosphäre angehört. Die Hauptfülle des Stoffes rankte sich um Kriemhild, Siegfried's Gemahlin und der Burgundenkönige Schwester, die mit der ganzen Hoheit fürstlichen Stolzes sich getragen fühlt von der Heldengröße des Gemahls, nach dessen Ermordung mit der vollen Leidenschaft der Liebe auf Rache sinnt, deshalb Attila's Gemahlin wird und, nachdem sie die Rache geübt und deren Becher geleert bis auf die Hefe, selbst der Rache verfällt durch Hildebrand's Hand, weil sie die Gränze überschritten, die der Liebe und dem Weibe gezogen ist. Durch solche Verschmelzung und Erweiterung des Bodens wurde die deutsche Heldensage ein immer größeres Gemeingut der ganzen Nation, die bald da, bald dort örtliche Anknüpfungen fand, Einzelsagen der speziellen Heimath in das große Ganze mit einfließen ließ und somit die Verherrlichung der engen Heimath so gut wie des weiten Vaterlandes darin suchte und erkannte. Ursprünglich aber schied sich die deutsche Heldensage in verschiedene Sagenkreise, deren jeder wieder seine besondere Heimath, seine besonderen Helden hatte. So ist der niederrheinische Sagenkreis die Heimath Siegfried's mit dem Wohnsitze in Santen, so gehören Kriemhild, Gunther und seine Brüder der burgundischen Sage an, so Dieterich von Verona mit seinen Helden dem ostgothischen Kreise, während im fernen Osten um den Hunnenkönig Attila zu Ofen und seine Vasallen wieder ein ganzer Kreis von Sagen sich schlingt und an der Nordsee der niederdeutsche Sagenkreis mit dem nebelhaften Hintergrunde

des weiten Meers die Sagen vom Könige Hettel bei den Hegelingen, von Hörant, dem Stormornkönig, und von Hettel's Tochter Gudrun umfaßt.

Schon in der frühesten Zeit begeisterte die deutsche Heldensage zahlreiche Sänger zu Liedern und die Volksdichtung war ihr auch in der Folge immer sehr zugethan. In dieser Periode behielten die Volkslieder dieser Art noch ihre alte Gestalt und Sprache und war ihr Ton dem altdeutschen Heldenthume gemäßer; aber schon gruppirte sie sich mehr zusammen, weil das Singen keinen so großen Umfang erlaubte, und Zeugnisse dieser Art der Volksdichtung sind ein Hildebrandslied und ein Lied vom Rosengarten in Worms. Das Alterthümliche und Heldenmäßige des Volkslieds entfernten dagegen die höfischen Dichter, als sie auch diese Stoffe ergriffen, die sie modernisirten, zu größeren, nicht mehr sangbaren Gedichten umgestalteten, darin die Charakterisirung der Personen schärfer zeichneten und mehr das eigene Ich zum Vorschein kommen ließen. Ja man setzte sogar an die Stelle des alten Heldenthums das Ritterthum und trug von diesem Namen und Personen über in die viel ältere und dem widerstrebende Heldensage, welches Beispiel zuletzt auch nachtheilig auf die Volksepik einwirkte und wunderliche Vermischungen des verschiedenartigsten Stoffs hervorrief.

Die deutsche Heldensage von Wilh. Grimm, Göttingen 1829. Ein Hildebrandslied in Uhland's Volksliedern 330 und 1013, die Umarbeitung Kaspar's v. Roen in v. d. Hagen's Heldenbuch. Der Rosengarten: Haupt's Zeitschrift V. 369.

51. Die Sagen von Siegfried, den Burgundenkönigen und deren Zügen gegen die Sachsen und Dänen scheinen schon frühe am Rheine verschmolzen zu sein, als die Burgunden zu Franken wurden, und zu derselben Zeit ward wohl auch der Namen des mythischen Nibelungenvolks auf die Burgunden übertragen. Dies geschah gewiß durch die Lieder des Volks und der Fahrenden; aber noch mehr als hier finden wir dies gegen Osten, an der Donau, in Oesterreich und den äußersten Gränzmarken Deutschlands, wo die verheerenden Hunnen- und Ungarnzüge länger in der grauenhaften Erinnerung des Volks haften blieben und milde und gastliche Fürsten den Sängern großen Schutz angedeihen ließen. Hier ward auch die Vernichtung des Burgundenkönigs Gundicar, die um 436 am Rheine erfolgte, von da an den Ungarnhof verlegt, hier das herrliche Bild des milden Rüdiger von Bechlarn eingewebt und Züge eingeflochten des tiefsten Familiensinns und der innigsten Zartheit. Wie aber die einzelnen Volkslieder und Gesänge der Fahrenden gestaltet waren, ist mit Bestimmtheit schwer anzugeben, denn es hat sich von Allem dem nichts erhalten, als die große Epopöe von der Nibelungenot, die jedenfalls in Oesterreich, um das Jahr 1210, aus verschiedenen Einzelliedern und Gedichten von einem nicht ungelehrten, des Sanges wohl kundigen und von ächtem Dichtergenius erfüllten Fahrenden zu diesem Ganzen zusammengefügt und verschmolzen wurden, so daß wohl die Kritik es gewagt hat, das Einzelne auszuscheiden und die ursprünglichen Gesänge wieder herzustellen, alle diese Versuche aber auf nichts

Weiteres Anspruch haben, als den Werth von Conjecturen, die wahr sein können, aber keine Bürgschaft dafür geben. Nur das scheint für gewiß zu gelten, daß nicht Ein Dichter dies Werk aus eigener schöpferischer Kraft dichtete, sondern, geleitet von einem höheren Grundgedanken, aus der reichen Masse der in ähnlicher Strophenform vorhandenen Volksgesänge die zusammenpassenden auswählte, durch Einschiebungen und Umänderungen zu einem Ganzen formte und ihm so die Gestalt gab, welche als die älteste in den Handschriften anerkannt und abgedruckt ist. Das Ganze theilte der Umarbeiter in verschiedene Aventiuren, nach Art der höfischen Poesie, aber er verstand es doch nicht ganz, alle Unebenheiten auszugleichen und das Einzelne leicht an einander anzuschmiegen; darum versuchten sich später und zwar noch vor 1225 zwei Andere daran, diese Mängel zu ergänzen und das Gedicht reicher auszuschmücken, was aber dessenungeachtet nicht verhinderte, daß manche Ungleichmäßigkeit übrig blieb und am Schlusse das Gedicht einen Namen bekam (der Nibelungen Noth), der am Anfange in ganz anderem Sinne erschien. Nichtsdestoweniger ist das Nibelungenlied die Perle unserer ganzen mittelalterlichen Poesie, das einzige wahre Epos, welches die Deutschen, welches irgend ein Volk nach der Ilias besitzt; und wie man die Meisterschaft im kunstvollen und doch so natürlichen Aufbau des Ganzen erkennt, so ist es reich an Schönheiten, bildet Kriemhild die überall vortretende Einheit, an die sich Alles anschließt, und zieht durch das ganze Gedicht der eine wehmüthige Grundton, daß alle Lust endige in Leid und das sicherste und herrlichste Glück der Rache verfalle, wenn Untreue oder Unrecht daran hafte.

Lachmann, über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth, Berlin 1816. W. Müller, über die Lieder von den Nibelungen, Göttingen 1845. W. Müller, Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage, 1841. Kritische Ausgaben: Lachmann: der Nibelungen Noth mit der Klage, in der ältesten Gestalt mit den Abweichungen der gemeinen Lesart, Berlin 1826. II. Auflage 1841 mit Bezeichnung der Zusatzstrophen. Ohne Letztere: Zwanzig alte Lieder von den Nibelungen, Berlin 1840. III. Auflage, 1851. Die neuere Umarbeitung gibt die Laßbergische Ausgabe von ihm selbst, im 4. Bande des Liedersaals, und durch Schönhuth, 1847. 16°. Die beste Uebersetzung von Karl Simrock, Stuttgart 1841; die Pfitzer'sche in der Stuttgarter Prachtausgabe ist weniger gut. Anmerkungen zum Nibelungenlied, von Lachmann, Berlin, 1836. 8°.

52. Der Inhalt dieses Nibelungenlieds ist folgender: Am Burgundenhofe zu Worms lebt in blühendem Liebreiz die Königstochter Kriemhild bei ihrem Bruder Gunther und ein Traumbild weissagt ihr die Zukunft, ihr Lieblingsfalke wird von zwei Adlern erdrückt. Indeß reift im Niederlande zu Santen Siegfried zum Helden heran, ein banges Sehnen zieht ihn gen Worms, wo der Alles erkundende Held Hagen von Tronei ihn an der Manneskraft erkennt, im Kampfesspiele Siegfried die Liebe der verstohlen zuschauenden Kriemhild gewinnt und im Zuge gegen den Sachsenfürsten Heldenlob erwirbt und von Kriemhilde den Dank erhält. Gunther begehrt nach der Hand der mit wunderbarer Schönheit und ebenso wunderbarer Kraft ausgestatteten Brunhild auf dem fernen Isensteine, und Siegfried sagt ihm seine Hülfe, durch die ein Erfolg

allein möglich ist, zu, nachdem ihm Gunther zum Lohne Kriemhildens Hand versprochen hat. Sie ziehen dahin, mit Hülfe der ihn unsichtbar machenden Tarnkappe siegt Siegfried an Gunther's Statt, ohne daß es die Anderen merken, in dem dreifachen Wettstreite, gewinnt ihm Brunhilden's Hand und holt aus dem Nibelungenreiche den Hort desselben. In Worms wird die doppelte Vermählung gefeiert, aber da regt sich in Brunhilde der Neid und die Eifersucht. Am Abende zeigt Brunhilde abermals ihre Kampfeslust und sie bindet Gunther, der des andern Tags Siegfrieden sein Leid klagt, der nun abermals unbemerkt Brunhilde überwältigt und ihr Gürtel und Ring nimmt, während sie Gunther's Frau wird und ihre Kraft verliert. Siegfried, der Brunhilden's Ring und Gürtel an Kriemhilde geschenkt, verlebt zehn Jahre in Santen glücklich, bis abermals der Neid Brunhilden's ihren Gatten veranlaßt, Siegfried mit seiner Gemahlin zu sich einzuladen. In Worms rühmen sich beide Königinnen ihrer Gatten und Brunhilde will ihre Schwägerin demüthigen, indem sie behauptet, Siegfried sei ihres Mannes Dienstmann, diese fährt aber in beleidigtem Stolze auf und als Brunhilde ihr beim Kirchengange den Vortritt wehren will, zeigt Kriemhilde den Gürtel und Ring, welchen ihr Siegfried abgenommen, zum Zeichen, daß er schon vor Gunther Brunhilden's Minne genossen. Damit ist der augenblickliche Uebermuth gebrochen, aber Brunhilde brütet Rache und gewinnt dafür Hagen, welcher auf listige Weise von der arglosen Kriemhilde die verwundbare Stelle Siegfried's erfährt und diesen am Brunnen im Odenwalde heimtückisch ersticht. So ist Brunhilde gerächt, denn Kriemhilde hat ja das Liebste verloren, und der furchtbare Hagen scheut sich nicht, dieser selbst zu sagen, daß er die Unthat gethan, im Dienste seiner Herrin, der er Treue schuldig ist. Kriemhilde, in unsäglichem Schmerz, sinnt still und schweigsam auf Rache und Jahre vergehen, bis sie dazu kommen kann. Indessen übt sie königliche Milde und Freigebigkeit, bis Hagen ihr den Nibelungenhort im Rheine versenkt, um ihr die Macht zur Rache zu nehmen. Inzwischen hört König Etzel im Hunnenlande von der schönen Wittwe und sein Dienstmann Rüdiger übernimmt die Werbung. Aber erst dann sagt Kriemhilde zu, als ihr dieser zugeschworen, ihr jedes Leid zu rächen. Kriemhilde wird Etzel's Gattin und Jahre lang späht sie auf Gelegenheit, ihren Rachedurst zu befriedigen. Da bewegt sie Etzeln, ihre Brüder und Hagen zu sich einzuladen, und wenn gleich Hagen das unglückliche Ende der Fahrt voraussieht, und abrathet, ziehen doch die Burgundenkönige nach der Etzelsburg. Im Walde an der Donau werden sie nochmals gewarnt, aber sie ziehen ihrem Verhängnisse doch entgegen und am Hofe zu Bechlarn verleben sie glückliche Tage und wird die Verlobung gefeiert zwischen Kriemhilden's Bruder Giselher und Rüdiger's Tochter. Kaum kann Kriemhilde ihre Freude mäßigen, als sie die Burgunden kommen sieht; doch Hagen, obschon er seinen Tod beschlossen findet, verläugnet nicht seinen Trotz, verläugnet nicht die That. In der Nacht vor der grausigen

Rache halten Hagen und Volker, der fiedelkundige Spielmann, Wache bei den Ihrigen und zum letzten Male läßt dieser das heitere Saitenspiel tönen in die Nacht hinaus. Eine Hunnenschaar will sie angreifen, doch Hagen's furchtbare Stimme drängt sie zurück. Endlich gewinnt Kriemhilde ihren Schwager Blödelin und dieser überfällt die Knechte, während die Könige im Saale sitzen und Hagen der Kriemhilde Sohn Ortlieb verhöhnt. Da tritt der Burgunde Dankwart mit der Kunde vom Ueberfall in den Saal, Hagen springt auf und haut dem Kinde Ortlieb den Kopf ab und es entsteht ein furchtbares Blutbad, bis endlich Dieterich von Bern Ruhe schafft. Aber die Hunnenkönigin ist erbitterter als je, Iring, der Dänenfürst, dringt auf Hagen ein und fällt und Kriemhilde will zuletzt die Brüder leben lassen, wenn sie ihr Hagen ausliefern wollen. Die Mannestreue siegt und in steigender Wuth läßt die Königin Feuer an den Saal legen, daß die Trümmer auf die Helden herabstürzen und die Leichname bedecken. Nun wendet sich Etzel an seinen Dienstmann Rüdiger, daß er ihn räche, und dieser kämpft den doppelten Kampf der Seele und muß die Freundestreue brechen, um die Mannentreue zu halten. Aber er thut es mit hochherzigem Edelmuth, reicht noch seinen eigenen Schild als Todesgabe an Hagen und fällt; es fallen auch alle die Mannen des Gothenkönigs und von den Burgunden sind nur Gunther und Hagen übrig. Endlich geht Dieterich allein in den Kampf, heißt sie sich ergeben und bezwingt und bindet sie, indem er Kriemhilde bittet, die Helden zu schonen. Diese will jedoch den Nibelungenhort von Hagen ausgefolgt haben, der sich dessen weigert, so lange noch einer seiner Herren lebe; sie läßt daher Gunthern das Haupt abschlagen und zeigt es selbst Hagen. Der aber erklärt, daß nun Alles zu Ende sei, wie sie gewollt; den Schatz wisse Niemand als Gott und *sie* solle es nimmermehr erfahren. Da reißt sie Siegfried's Schwert aus der Scheide und schlägt ihm den Kopf ab; aber nun springt in grimmigem Zorne der alte Hildebrand auf und haut Kriemhilde nieder. So endet das Lied, wie es selbst sagt, mit Leide, wie stets die Liebe Leiden am letzten Ende beut.

53. Diesen wehmüthigen Ton, mit dem das Nibelungenlied endigt, spinnt ein anderes Gedicht, eine Fortsetzung des Nibelungenlieds, die *Klage*, weiter aus, worin das Begräbniß der Gefallenen und die Botschaft Swemlin's, die er an den Burgundenhof brachte, dargestellt wird, aber nichts Neues mehr enthalten ist und nur die Mutter der gefallenen Könige einiges Interesse beansprucht. Sie ist überhaupt arm an Gehalt, enthält viele Reflexion und der Dichter, der in Oesterreich zu Hause war, kannte nur den zweiten Theil unseres Nibelungenlieds, wogegen er ein anderes, ähnliches Sammelwerk und das lateinische Gedicht Kunrad's benützte. Auch dieses Gedicht hat Ueberarbeitungen erlebt, denn es soll ursprünglich noch aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts stammen.

Außer diesen beiden Gedichten, deren Letzteres mit dem Biterolf und

Dietleib denselben Verfasser haben soll, hat die höfische Epik nichts hervorgebracht, weil ihnen für die Kunstpoesie die deutsche Heldensage, zumal dieser Theil, wenig zusagte, und nur von späteren Bänkelsängern besitzen wir einige untergeordnete Produkte geringeren Umfangs. Dahin gehört das Lied vom Hürninen Sifrit, welches mit mehrfacher Anlehnung an die nordische Umgestaltung der Siegfriedssage und im sogenannten Hildebrandston die Jugendabenteuer Siegfried's bis zu seiner Vermählung enthält, die im Nibelungenliede selbst nicht Platz finden konnten. Siegfried wird von einem Schmied arglistig in den Wald gesendet, um Kohlen zu holen, besteht einen Drachen und badet sich in seiner geschmolzenen Hornhaut, wodurch er überall, außer an den Schultern, unverwundbar wird. Nun zieht er allein aus, um die von einem Drachen geraubte und in den Drachenstein gesperrte Königstochter Kriemhild zu befreien und muß dreimal mit einem Riesen und dann mit dem Drachen kämpfen, worauf er den Nibelungenhort erbeutet, die Jungfrau in die Heimath führt, sich mit ihr vermählt und vom Zwerge Engel seinen frühen blutigen Tod geweissagt bekommt. Ein anderes Lied von Siegfried's Hochzeit enthielt Siegfried's Ermordung, ist aber verloren. Dagegen ist beider genannten Gedichte Inhalt in dem prosaischen Volksbuche vom gehörnten Siegfried aufgenommen, aber eben so, daß die Jugendabenteuer vorwiegen und selbst der Namen Kriemhild mit Floregunde vertauscht ist, wie denn auch der Verfasser unser Nibelungenlied nicht gekannt zu haben scheint.

Eine andere Sage, ursprünglich wohl Göttersage, von Walther und Hildegund ist ebenfalls mit den Burgundenkönigen und Attila verbunden und ward im 13. Jahrhundert nach der lateinischen Dichtung Gerald's und Eckehard's deutsch in der etwas umgeänderten Nibelungenstrophe bearbeitet und zwar viel mehr im Sinne der höfischen Epik, da die Handlung in Frankreich und Spanien spielt. Es sind davon nur spärliche Ueberreste vorhanden.

Die Klage steht in den verschiedenen Ausgaben des Nibelungenlieds. Sommer's Aufsatz: Die Sage von den Nibelungen, wie sie in der Klage erscheint, in Haupt's Zeitschrift III. 193. Das Lied vom Hürninen Sifrit in v. d. Hagen's Heldenbuch II. 2. Das Volksbuch vom gehörnten Siegfried steht in den verschiedenen Sammlungen der deutschen Volksbücher. Die Bruchstücke von Walther und Hildegund in Haupt's Zeitschrift II. 216.

54. Der Sagenkreis von Dieterich von Bern (Verona) war lange Zeit hindurch eine Lieblingssage unseres Volks, das diesen Helden überall in den Vordergrund stellte und bevorzugte. Er war aber auf Deutschland und zwar vorzüglich den Süden beschränkt und kam nicht nach dem Norden. Es sind darin mit großer Kühnheit von der Sage geschichtlich von einander entfernt liegende Ereignisse verschmolzen, so daß schon im Mittelalter, wo man es doch mit der Geschichte nicht sehr genau nahm, die Kritik sich daran versuchte. Die Grundlage, um welche sich der ganze Stoff legte, war Dieterich's Vertreibung aus seinem Reich in Italien durch seinen Oheim Ermenrich, seine Flucht zu Attila und seine Rückkehr mit Heeresmacht nach Italien. Durch seinen Oheim

kamen aber auch die Harlungen, durch den Verräther Wittich dessen Vater Wieland in den Sagenkreis, in den ohnehin auch durch Verwechslung mit dem fränkischen Theodorich von daher Manches übergetragen wurde. Gegenüber den Burgunden und dem Siegfried nahm ihn die Dichtung immer in Schutz und diese erliegen vor ihm und zwar nahm die Poesie immer diese Richtung, weil die anderen Sagenhelden alle entweder untergingen oder im Dunkel verschwanden, Theodorich von Verona aber mit sieghafter Kraft und altem Heldensinne aus dem Dunkel seines anfänglichen Mißgeschicks später in den helleren Glanz der beurkundeten Geschichte trat. Dieser Sagenstoff ward von den höfischen Dichtern in der Form der Reimprosa, aber mit großer Willkür behandelt, während die Fahrenden sich treuer an die Sage und das Leben hielten und in der gewohnten Strophenweise dichteten.

Das Werk eines Fahrenden ist Alphart's Tod, das aber nur in sehr verdorbener Gestalt auf uns gekommen ist. Die gewöhnliche Sage ist hier etwas umgestaltet und man will sogar vermuthen, daß dies Gedicht aus einzelnen Liedern zusammengesetzt wurde, oder doch irgend ein Schreiber verschiedene Texte mit einander vermengt hat. Es ist in der Nibelungenstrophe gedichtet, wie auch der Rosengarten zu Worms, der noch vor dem Jahre 1295 verfaßt wurde und den ganzen Muthwillen des launigen Volksgeistes dieser Zeit abspiegelt, in der alten Auffassung aber gewiß eine einfachere Gestalt hatte. Kriemhild hält Hof zu Worms und hat dort einen Rosengarten, dessen Hut Siegfried und seinen Helden anvertraut ist. Wer diese besiege, solle den Dank von Kriemhilde und das Land zu Lehen aufgetragen bekommen, und in Folge dessen macht sich auf Hildebrand's Antrieb Dieterich von Bern auf und überwindet Siegfried und die Burgunden. Die Volksfigur, welche dabei auftritt, ist der Mönch Ilsan. Ein anderes Gedicht dieses Kreises ist die Rabenschlacht oder Schlacht vor Ravenna, im Stil der Nibelungen und mit Benützung alter Volkslieder, welche auszuscheiden man schon bemüht war. Es besteht aus sechszeiligen Strophen und der gute Kern des Inhalts wird mehrfach verdunkelt durch ungehörige Einschiebungen unbedeutender Personen und fremdartiger Bestandtheile. Es stellt dar den schweren Kampf, den Dieterich bei der Rückkehr aus dem Hunnenland um sein Königreich zu bestehen hat. Abgefaßt wurde es wohl erst im vierzehnten Jahrhundert. Einzelne Abenteuer Dieterich's erzählt Albrecht von Kemenaten in der sog. Berner Weise, einer kunstvolleren Strophenform, in den drei Gedichten Sigenot, Ecke und Goldemar, die ebenfalls aus dem vierzehnten Jahrhundert stammen. Das erstere enthält Riesensagen und einige schöne poetische Motive, von den beiden anderen ist das letzte nur zum Theil erhalten, das erste wenig bedeutend. Dieterich's Drachenkämpfe sind jedoch noch schlechter und langweiliger. Fast alle diese und einige andere Stoffe der Dieterichsage brachte im fünfzehnten Jahrhunderte der fränkische Bänkelsänger Kaspar von der Roen

in überarbeiteter Gestalt und sangbarer Form wieder vor und seine Arbeit ward lange vom Volke gelesen, obschon die neuere Zeit wenig Geschmack daran finden mag.

Alphart's Tod in v. d. Hagen's Heldenbuch, Berlin 1811. Der Rosengarten, herausg. von Wilh. Grimm, Göttingen 1836. Rabenschlacht, in v. d. Hagen's Heldenbuch. Sigenot 1830 und Eggen-Liet 1832 von Laßberg (Seppen von Eppishusen) herausgegeben. Goldemar in Haupt's Zeitschrift VI. 520. Kaspar v. Roen's Heldenbuch in v. d. Hagen's und Primisser's Heldenbuch.

55. Schwächere Leistungen sind von den höfischen Dichtern bekannt, wovon nur wenige erwähnt werden sollen. Derselbe Oesterreicher, welcher die Klage gedichtet, soll auch Verfasser des Biterolf und Dietleib sein, der um 1225 geschrieben wurde. Ein großes Turnier bei Attila, wo Dieterich gegen die Burgunden und Siegfried siegreich ist, nebst einer lang ausgesponnenen, breiten Herzählung der Abenteuer der Haupt- und Nebenpersonen, vieler Namen und fabelhafter geographischer Angaben bildet den Stoff zu diesem Gedichte, das von höchst untergeordnetem Interesse ist. In einem anderen Gedichte besteht Dieterich mit dem Polenkönig Wenezian einen Zweikampf, das Gedicht ist aber nur in einem Bruchstück erhalten. Das Buoch von Berne oder Dieterich's Ahnen und Flucht zu den Hunnen vor Heinrich dem Vogler ist aus der Zeit des Titurel und reiht sich in jeder Hinsicht an den Biterolf an. Im Anfange des Gedichts ist der Ton lebhaft und sogar schwungreich, aber bald ermattet es und ermüdet durch ungeheuere Schlachten ohne Einzelnheiten und lange genealogische Darstellungen. König Laurin oder der kleine Rosengarten stammt wohl aus dem dreizehnten Jahrhunderte und behandelt eine Zwergsage aus Tyrol. Das Gedicht hat viel Lebendiges an sich und die Abenteuer Dieterich's im Rosengarten sind gut dargestellt. Auch dieser Stoff ist von Kaspar von der Roen umgearbeitet worden.

Ein verwandter Sagenstoff von Wieland dem Schmied scheint nur wenige Bearbeiter gefunden zu haben, denn es ist nur sehr Spärliches davon erhalten und dies nicht einmal in direkter Weise, sondern in leisen Anklängen des sogar ganz andere Namen enthaltenden Friedrich von Schwaben, welcher blos in einer späteren Bearbeitung auf uns kam und ebenso wort- als gedankenarm ist. Stoffverwandt ist dieser Sage noch der französische Roman Partenopeus und Melior, den Konrad von Würzburg unter dem Titel Partinopier und Meliur in's Deutsche übertrug.

Biterolf und Dietleib in v. d. Hagen's und Primisser's Heldenbuch, Berlin 1820. Dieterich und Wenezlan in Haupt's und Hoffmann's Altd. Bl. I. 329. Dieterich's Ahnen und Flucht in v. d. Hagen's und Pr. Heldenbuch. Kunech Luarin, herausg. von Ettmüller, Jena 1829, eine Abkürzung und Fortsetzung in Nyerup's Symbolae ad Literat. Teuton. 1—82. Friedrich von Schwaben auszugsweise in Gräter's Bragur VI. 1. 181; 2, 190; VII. 1, 209. Partenopeus und Melior, altfranz. Gedichte, in mittelniederländischen und mittelhochdeutschen Bruchstücken herausg. von Maßmann, Berlin 1847.

56. Während die bisherigen Sagenstoffe aus dem Götterglauben und der Geschichte ihren Ursprung nahmen und daher eine weite Verbreitung besaßen,

hat das Lied von Gudrun seine Heimath im Lande der Friesen, an der Nordsee und umfaßt Sagen, die den Seefahrern angehörten. Sie sind von da freilich auch nach Süddeutschland und tiefer nach Norden verbreitet worden, aber eine Einwirkung, eine Theilnahme an der Heldensage nahmen und bekamen sie nie, weil die Südländer es weniger verstanden, diese Seesagen in ihre Stoffe zu verschmelzen, als die nordischen Völker, die unsere deutsche Heldensage leichter in ihren Kreis hinüberziehen konnten. Der Stoff ist wohl ebenfalls ursprünglich in einzelnen Liedern enthalten gewesen und ward erst in den zwanziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts von einem österreichischen oder steierischen Dichter in die gegenwärtige Form gebracht, wobei die Nibelungenstrophe umgebildet wurde und das Gedicht den Umfang dreier Menschenalter erhielt. Während schon die See mit ihren Stürmen und Schiffen einen eigenthümlichen Reiz dem Gedichte verleiht, zieht es noch mehr an durch das Idyllische, Elegische und Weiche und die zartgehaltene Schilderung eines edlen Frauencharakters, wodurch es einen schönen, versöhnenden Gegensatz zum Nibelungenliede bildet, dem es überhaupt allein an die Seite gesetzt werden kann, so sehr überragt es alle anderen Gedichte dieser Art, obschon auch hier die Einmengung fabelhafter Ortsnamen störend erscheint. Der Inhalt der drei Theile ist folgender. In Irland wird dem Könige Sigebant bei Festlichkeiten von einem Greife der Sohn Hagen geraubt und in's Nest getragen. Von da flieht er zu drei Königstöchtern, die auch vor dem Greifen sich verbergen, und lernt von den Thieren des Waldes körperliche Gewandtheit, bis ein vorübersegelndes Schiff sie aufnimmt, Hagen nach Hause kehrt und sich mit Einer der Geretteten vermählt. Der zweite Theil erzählt von der schönen Hilde, der Tochter Hagen's, die er blos dem geben will, der ihm überlegen ist, während die anderen Bewerber sterben müssen. König Hetel von Hegelingen strebt nach ihrer Hand und der alte Wate, der mit dem Sänger Horant und Frute deshalb auszieht, gewinnt Hagen's Gunst, indeß Horant's Gesang die Königstochter bewegt und sie mit ihnen zu Hetel flieht, mit dem sich nachher Hagen versöhnt. Im dritten Theile wirbt um Gudrun, Hetel's Tochter, Hartmut aus der Normandie, wird aber abgewiesen, weshalb er auf Rache sinnt und sie erzwingen will, worauf sie die Braut des Königs Herwig wird. Während dieser mit ihrem Vater im Kriege abwesend ist, wird Gudrun von Hartmut geraubt und dieser noch bis zu den Schiffen verfolgt und bekämpft. Aber Gudrun weigert sich dennoch, Hartmut's Gemahlin zu werden, muß deshalb die schwersten Arbeiten als Magd verrichten und wird von Hartmut's Mutter gepeinigt. Endlich rüsten sich die Hegelinger zur Rache und landen in der Normandie, wo ein Engel der Gudrun und ihren Jungfrauen ihre baldige Befreiung verkündigt. Am andern Morgen, als sie in der Kälte baarfuß am Meere waschen müssen, kommen die Hegelingischen Boten, fragen nach Gudrun, sie erkennen sich und Gudrun kehrt heim, nachdem sie die Wäsche weggeworfen, wofür sie mit Vorwürfen empfangen

wird und die drohende Strafe nur damit abwendet, daß sie sich bereit erklärt, Hartmut's Gemahlin zu werden. Sie wascht und kleidet sich, in der nächsten Frühe rücken die Hegelingen heran und ein heftiger Kampf entsteht, während dessen Hartmut's Mutter die Gudrun tödten lassen will und nur von ihrem Sohne Hartmut dies edelmüthig verhindert wird. Nach Hartmut's Niederlage erfolgt die Heimfahrt in's Land der Hegelingen und die Sühne durch dreifache Vermählung zwischen Herwig und Gudrun, Hartmut und Hildburg, einer der Gefährtinnen der Gudrun, und Ortwin, der Gudrun Bruder, mit Ortrun, der normännischen Königstochter. —

Aehnliche Sagen als von Gudrun erschollen einst auch von König Friedebrand von Schotten und Anderen, aber es sind davon nur einige geringe Bruchstücke auf uns gelangt, welche in einer sechszeiligen einfachen Strophenform verfaßt sind.

Das Gudrunlied wurde zuerst 1820 in v. d. Hagen's und Primisser's Heldenbuch abgedruckt aus der einzigen Handschrift zu Ambras vom J. 1517. Neuere Ausgaben: Kutrun, mittelhochdeutsch. Herausg. von Ad. Ziemann, Quedlinburg 1835, 8°. Ausg. v. Vollmer, 1845. Gudrunlieder, herausg. von Ettmüller, 1835, der das Ganze in drei Epen und das dritte wieder in 11 Lieder abtheilt, auch von 1705 Strophen blos 754 für ächt hält. Kudrun, die ächten Theile des Gedichts mit einer krit. Einleitung, herausg. von Müllenhoff, Kiel 1845, läßt den ersten Theil weg, scheidet den zweiten in 7 und den dritten in 18 Rhapsodien, die zusammen vier Lieder bilden sollen, und hält blos 415 Strophen für ächt. — Die beste Uebersetzung von K. Simrock, 1843. — Die Fragmente von König Friedebrand von Schotten gab Jac. Grimm heraus in Haupt's Zeitschrift I. 13. —

57. In der früheren Zeit hielt die Epik an ihrem ernsten Charakter fest und nur sehr sparsam mischten sich leise Anklänge der Komik ein, welche zuerst von den fahrenden Sängern in die Dichtung eingeführt wurde. Doch geschah dies blos gelegentlich, bis die Komik als wesentliches Element in der Novelle hervortrat, die, weil sie vorzüglich Liebesgeschichten zum Inhalte hat, einen heiterern, leichten, ja muthwilligen und bis zum Unsittlichen ausartenden Ton annahm, so daß man viele der Novellen geradezu auch Schwänke nennen kann, zumal wo sie dem Volke näher standen. Den Ursprung der Novelle könnte man schon in den früheren epischen Dichtungen der Fahrenden suchen, welche ihren Stoff zusammendrängten; eigentliche Ausbildung erlangte sie aber erst, als man in den geselligen Kreisen eine leichtere, kurze Unterhaltung verlangte, wofür die ernsten Epen der Kunstdichtung zu lang waren und auch mit der fröhlicheren Stimmung der späteren Zeit sich nicht mehr gut vertrugen. Aus demselben Grunde begnügte man sich nicht mit den Legenden, die ebenfalls kurz zu sein pflegten, aber geistlichen Inhalt hatten, ja man zog diesen kürzeren Gedichten sogar längere Novellen vor, deren mehrere ein großes Ansehen erwarben. Den Uebergang von der Epopee zu den Novellen bildeten jene Gedichte, welche, ähnlich dem Beispiele der Morgenländer und der Italiener, verschiedene verwandte und in sonstigem Zusammenhang stehende Erzählungen an einander anreihten, wie es das sehr gerühmte Gedicht Blicker's von Steinach, der Umhang,



war, das, einen gewirkten Teppich schildernd, eine Anzahl Liebesnovellen erzählte und durch inneren Gehalt, Wohlklang der Reime und duftige Sprachfülle sich ausgezeichnet haben soll, leider aber verloren ist. In ähnlicher Weise ist das Buch von den sieben weisen Meistern oder Diocletianus bearbeitet, das wir in der Umdichtung des Hans von Bühel aus dem Jahre 1412 besitzen. Es beruht auf indischen Quellen, scheint aber zunächst nach einem lateinischen Vorbilde gedichtet zu sein und enthält mehrere Novellen. Ein Kaiser hat nämlich einen von sieben Meistern wohl erzogenen Sohn, der wegen verschmähter Liebe seiner Stiefmutter von ihr verläumdet wird; während aber Letztere dessen Hinrichtung durch eine bezugvolle Geschichte beim Kaiser erringen will, erwirkt durch Gegenerzählung einer der Meister eine Gegenfrist, bis mit dem siebenten Tage die Gefahr vorüber ist. Zu allen diesen Novellen suchte man die Muster in Frankreich und den Stoff ebendaher oder aus dem Auslande, weil die deutsche Sage mit zu festen Zügen im Volke gewurzelt war, als daß man dieselbe mit dem für die Novelle beliebten abenteuerlichen, halb komischen Gewande umkleiden konnte, wozu eben französische Erzählungen voll Leichtsinn und Ueppigkeit viel besser paßten. Vom Stricker haben wir eine umfangreichere Novelle, vom Pfaffen Amis, einem englischen Priester, der eine ganze Reihe kühner und witziger Schelmen- und Gaunerstreiche verübt, wozu dem Dichter gewiß irgend ein süddeutscher lustiger Geistlicher als Modell diente. Der sonst weise und freigebige Amis muß deshalb von seinem Bischofe Vieles leiden und sichert sich davor nur dadurch, daß er eine Prüfung bestehen will, wo dann Amis die Fragen beantworten muß, wie viele Tage seit Adam verflossen, wo der Erde Mittelpunkt liege, wie hoch es bis zum Himmel sei, er solle einen Esel lesen lehren rc. Und aus diesen Verstrickungen windet sich Amis ebenso köstlich, wie Till Eulenspiegel, er wird bekannt und gesucht und durchzieht die halbe Welt, an Hohen und Niedrigen seine Schelmenstreiche ausübend, zur Freude und Schadenfreude des Volks, bis er zuletzt reumüthig in ein Kloster geht. Dieselbe lustige, nur aber etwas plumpere Person begegnet uns im Pfaffen vom Kalenberg von Philipp Frankfurter zu Wien, wobei aber eine historische Person zu Grunde gelegt wird, welche der Träger des Volkswitzes sein muß und es daher weniger auf's Betrügen abgesehen hat. Bemerkenswerth ist hier schon der Zug der Opposition gegen den kirchlichen Aberglauben, das Leben und Treiben der höheren Geistlichkeit und daß eben dieser Pfaffe der Hofkaplan des Herzogs Otto von Oesterreich war, beweist, wie man bereits in diesen oberen Kreisen die Mißbräuche der Kirche ansah und verspottete, bevor die Reformation mit schärferen Waffen sich gegen sie erhob. Einer ähnlichen Erzählung des Jason Widmann aus dem 16. Jahrhundert werden wir weiter unten begegnen, wie überhaupt das ausgehende Mittelalter ziemlich reich an solchen Produkten ist, deren sich eine ganze Menge anführen ließe. Auf heimathlicher Ueberlieferung beruhte auch Otto mit dem Barte

von Konrad von Würzburg, wozu der Stoff aus einem lateinischen Werke geschöpft ist und worin, wie im Herzmähre, der Dichter sein Talent für die kurze Erzählung mit schlichtem Stoffe bewährte. Endlich ist ganz den deutschen Zeitverhältnissen entnommen die Erzählung Wernher's des Garteners vom Meier Helmbrecht, um 1240, der, ein junger, reicher und übermüthiger Bauer, sich über diesen Stand erheben will, zu dem vom Raube lebenden Hofgesinde eines Burgwirths geht und dessen Leben in Saus und Braus mitmacht, bis die Rache des Richters und der beschädigten Bauern ihn erreicht.

Ueber Bliker's Umhang: Gottfried's Tristan Vers 4696 ff. Von den sieben Meistern Hans von Bühel's, der zu Poppelsdorf am Rheine lebte, Diocletianus' Leben, herausg. von Keller, Quedlinburg 1841. Stricker's Amis in Benecke's Beiträgen I. 493. Der Pfaffe vom Kalenberg, herausg. Frankfurt 1550. Das Herzmähre von Konrad von Würzburg, herausg. von Franz Roth, Frankfurt 1846. Wernher's Meier Helmbrecht, herausg. von Joh. Bergmann in Wiener Jahrb. 1839 und besser in Haupt's Zeitschrift IV. 318. Andere Erzählungen dieser Art in v. d. Hagen's Gesammtabenteuer und Laßberg's Liedersaal.

58. Schon früher, mit der Kaiserchronik (37), war die epische Poesie einen weiteren, für sie nachtheiligen Weg gegangen, indem sie die Sage verließ und geschichtlichen Stoff in Reime brachte. Damals war aber noch Sage und Geschichte mit einander bunt vermischt, während man jetzt im Südosten und Nordwesten das Geschichtliche durchaus vorwalten ließ. In niederdeutschem Dialekte sind geschrieben die in langen Versen aus dem Lateinischen übersetzte Gandersheimer Chronik vom Pfaffen Eberhard, aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, und eine bis 1279 reichende Chronik der Fürsten von Braunschweig, die jedoch keinen Werth haben, während Meister Gottfried Hagen's Reimchronik von Kölln, die Jahre 1250—70 besonders darstellend, sogar für die Geschichte von Wichtigkeit ist. Aus den Donaugegenden gedenkt Ulrich von Liechtenstein eines Gedichts von der Schlacht an der Leitha, 1246, das vielleicht von ihm selbst herrührte. Das erste Produkt größerer Art schrieb derselbe Dichter im Jahr 1255, den Frauendienst, eine Erzählung von seinem dreiunddreißigjährigen Minne- und Ritterleben, worin Wahrheit und Dichtung, epische und lyrische Poesie mit einander vermischt sind. Wo darin die Erzählung vorherrscht, ist wenig dichterischer Geist zu verspüren, dagegen lernen wir alles Wunderliche und die Verirrungen des ritterlichen Minnedienstes daraus erkennen. Die Erzählung ist in Reimpaaren und achtzeiligen Strophen gehalten und wird blos da interessant, wo er seine schönen Lieder und Büchlein einschaltet. Der Inhalt ist geradezu jede Sittlichkeit untergrabend und abstoßend; von Jugend an widmet sich Ulrich als ein wahrer Gimpel einem Weibe voll höhnischer Laune, das wie er verheirathet ist, bringt ihr die ekelhaftesten, lächerlichsten Opfer, und das Alles um begehrten sinnlichen Genuß, den er nicht erlangt, worauf er sich einer Andern zuwendet. Noch mehr Personengeschichte war das um 1230 entstandene, für uns verlorene Gedicht über Friedrich von Staufen, welches einst berühmt

war und jedenfalls den Kaiser Friedrich I. zum Helden hatte. Eine Weltchronik hinterließ Rudolf von Ems, vollendete sie aber nicht, weshalb Andere das Geschäft übernahmen und ihre schlechtere Arbeit damit verschmolzen. In gefälligem Ton und anmuthiger und einfacher Darstellung schrieb er darin eine Geschichte des alten Testaments bis auf Salomon nach der Bibel und einzelnen anderen Geschichtswerken. In dichterischer Hinsicht steht dies Werk viel höher, als das fast roh zu nennende Werk des Johann Enikel (Jahn der Enenkel), Fürstenbuch von Oesterreich und Steierland, dem eine Art Weltchronik vorausgeht. Die in neuerer Zeit herausgegebene Livländische Chronik, bis 1290 reichend und sechs Jahre später von Ditlieb von Alepeke abgeschrieben, ist unstreitig von einem Deutschordensritter, da das Werk nicht nur den blühenderen Vortrag der Ritterromane hat, sondern auch die Kämpfe und Schlachten mit großer Lebendigkeit schildert. Durch dies Werk ward um 1341 die Chronik des deutschen Ordens von Nicolaus von Jeroschin nach dem Lateinischen des Peter von Dusburg gedichtet, aber ganz nach der lehrhaften, Alles auf die Bibel beziehenden Art der Geistlichen, indem er allerlei Wunder, Vorzeichen und fromme Episoden einmischt. Von weit höherem Werthe ist die Oesterreichische Chronik von Ottokar (Ottacker, von Horneck?) aus Steiermark, der früher schon eine Weltchronik bis auf Friedrich II. schrieb, in dieser Reimchronik aber erzählt, was 1250—1309 in Oesterreich und anderwärts geschah. Die Befähigung Ottokar's zur Historie ist nicht gering, aber poetische Anlage hat er nicht, so sehr er die Manier der ritterlichen Romantiker nachahmen will. Diesen folgten noch zahlreiche andere Reimchroniken über den Appenzeller Krieg, das Constanzer Concilium und den Schwabenkrieg, aber schon in der Verwilderung der Form und ohne allen Werth für die Literatur, wie wir später an einigen Beispielen sehen werden.

Gandersheimer Chronik in Leibnitz, scriptt. brunsvic. III. Die Chronik der Fürsten von Braunschweig ebendas. und besonders herausg. von Scheller: De Kronica fan Sassen, Brunswyk 1826. Hagen's Köllner Chronik, herausg. von Groote, Köln 1834. U. v. Liechtenstein's Frauendienst, herausg. von Lachmann, Berlin 1841. Ulrich war 1190 oder 1200 geboren und starb 1275 oder 1276, nachdem er weite Fahrten gemacht und sogar in Palästina gewesen. Sein Buch ist übersetzt von L. Tieck, Stuttgart 1812. Rudolf's von Ems Weltchronik ist noch nicht ganz gedruckt. Vgl. Vilmar, die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolf's von Ems, Marburg 1839. 4°; schlechte Ausgabe von G. Schütze, Hamburg 1779 und 1781. 2 Bde. 4°. Johann Enenkel war ein Wiener Domherr; herausg. von H. Megiser, Linz 1618 u. 1740. 8°, und Pez. Script. Rer. Austr. II. Die Livländische Reimchronik, herausg. von Pfeiffer, Stuttgart 1844. Nicolaus Jeroschin hatte das lateinische Original zuerst übersetzt und dann erst in Reime gebracht. Eine Handschrift davon ist in Heidelberg (Nro. 367). Ottokar stammte wohl gar nicht aus dem Geschlechte von Horneck, erhielt den Unterricht des Sängers Konrad von Rotenburg, war im Dienste Otto's von Liechtenstein und starb bald nach 1318. Seine österreichische Chronik enthält über 83,000 Verse in 830 Kapiteln. Herausg. in Pez, Script. Rer. Aust. III., vgl. auch Aus und über Ottokar's Reimchronik, von Schacht, Mainz 1821. Jacobi de Ottocari Chronico Aust., Vratislav. 1839. Reimchronik des Appenzeller Kriegs von Arx, St. Gallen 1825. Der Schwabenkrieg von Joh. Lenz in Freiburg (1499), herausg. von Dießbach, Zürich 1849.

59. Nachdem man sich im Heldengesange nicht mehr allein auf die Vergangenheit gerichtet, sondern immer mehr die Personen und Sitten in die Gegenwart und deren Unruhe und Bewegung hereingerückt hatte und nachdem dieser Gesang nicht mehr ein Gesang des ganzen Volks aus dem ganzen Volke geblieben war, wurde er ein Gesang der Einzelnen und erfaßte er nicht mehr Handlungen und Thaten, sondern Gefühle, Empfindungen, Freud und Leid des eigenen Herzens. Daher trat zur Zeit der höfischen Poesie, wo der Luxus zunahm und das gesellige Leben eine glanzvollere Ausbildung erfuhr, die Epik zurück und an deren Stelle die Lyrik, die wieder eine zweifache Richtung nahm, indem aus den gemeinsamen Gefühlen und Empfindungen Vieler oder Aller das Volkslied entsprang, während die Kunstlyrik mehr die subjective Stimmung des Einzelnen, Freud und Leid desselben ausdrückte und dadurch auch verwandte Gefühle bei Andern zu suchen und zu erregen bestimmt war. Am schönsten und zartesten entfaltete sich aus dem Frauendienste die Minnepoesie, welche rasch auf allen Burgen, in allen Städten ihre lieblichen, bald fröhlichen, bald klagenden Töne erschallen ließ und ganz den Charakter des Jugendlich-Träumerischen, des Zarten und Innigen trug, wie es dem Charakter der Deutschen so ganz eigenthümlich ist. Staunend und sehnend, schüchtern und doch verlangend wird die Geliebte nur von ferne angeschaut, nur ein stummer Blick gewagt, der sich verschämt senkt, wenn er dem Auge der Ersehnten begegnet; ihr Namen wird niemals genannt in ächt deutscher Zurückhaltung und mit der ganzen stummen, blöden Liebe der ersten Jugendzeit, die bald freudig, bald wehmüthig mitlebt mit der Natur und wie diese immer frisch und jugendlich ist und die Freude an der Natur einfach und lieblich ausspricht. Die Minnepoesie ist dabei auch eine frauenhafte Poesie, welche die Zartheit, Reinheit und Innigkeit des Frauensinns in rührender Wahrheit ausgeprägt hat, die alle leidenschaftlichen Ausbrüche vermeidet und innerhalb der gezogenen engen Gränzen in ruhigem Fürsichsein und stillem Glanze fortlebt. Während im ganzen Alterthume die Frauen eine untergeordnete Stellung einnahmen, änderten sich in der neueren Zeit diese Verhältnisse. Die größeren Bedürfnisse und die Hindernisse des Lebens ließen auf Kosten des Gemüths dem praktischen Verstande nach und nach das Uebergewicht und indem die Poesie nun im jugendlichen Gemüthe des Jünglings eine schützende Stätte suchte, so erweckten jene Beschwerden des Lebens die Sehnsucht nach einer Gefährtin, die uns des Lebens Lasten tragen helfe, und nach einem ehelichen und häuslichen Glücke, das die Griechen nicht kannten. Diese Einwirkung des weiblichen Geschlechts, die beim deutschen Volke von jeher vorhanden war, durch das Christenthum aber erst reiner und edler hervortrat und zum vollen Bewußtsein des Volks kam, wirkte nun auch mächtig auf die Poesie ein und es ward daraus ein wahrer Frauencultus, der die Gedichte der Minnesänger selbst so frauenhaft machte, daß viele dieser Lieder ebenso gut von Frauen gedichtet sein könnten.

Die Minnepoesie kennt darum auch nur die still für sich blühende, unverbrüchlich treue Liebe und ist fern von Flattersinn, Untreue, Eifersucht, Trennung und den Leidenschaften, wie solcher Charakter der durchaus männlichen Liebespoesie der französischen Troubadours eigen ist. Die Minnelieder wurden nur gesungen, und zwar zu einem Saiteninstrumente, und daher sind sie durchweg so melodisch und klangvoll, daß sie sich kühn mit den herrlichsten Blüthen der italienischen Poesie messen dürfen. Freilich ist dies nicht bei allen der Fall, denn wie nicht alle Minnelieder blos der Ausdruck einer mehr geistigen Liebe waren, sondern selbst das Sinnliche hervorleuchten, ja sogar über das Erlaubte und Derbe hinausgehen ließen, so zeichnen sich nicht Alle durch Wohlklang und Reichthum an individuellen Zügen aus, da in jener Zeit diese Poesie Mode war und auch geringe Talente sich darin versuchten. Im Allgemeinen folgte auf zwei gleiche Theile der Strophe (die Stollen) ein denselben ungleicher (Abgesang) als dritter und dieser dreitheilige Strophenbau blieb allgemeine Grundlage des Versbaus, obschon die Zahl der Zeilen, ihre Länge und die Aufeinanderfolge verschiedenartig gestaltet wurden. Während bei diesem Liede die Musik dem Liede untergeordnet war, richtete sich die Leiche nach der Musik; es wurde nämlich diese ursprünglich geistige Liedesform auch zum Minnegesang gebraucht und bot reiche Gelegenheit zu den schönsten Reimverschlingungen in fesselloser, freier Bewegung.

60. Die Lieder der Minnesänger sind nicht ausschließlich der Liebe gewidmet gewesen, obschon diese vorwiegend war, sondern sie hoben sich empor zu Lobliedern auf Maria und auf die Kreuzfahrer und priesen göttliche Dinge und Weisheit, während wieder andere eingriffen in die Ereignisse und Lage der Zeit, Kaiser und Papst, Reich und Kirche in ihren Kreis zogen, bald freundlich, bald feindlich darüber sich verbreiteten und wieder andere mehr in's Lehrhafte verfielen und die Didaktik cultivirten. Nach diesen Richtungen kann man diese Lyrik eintheilen, je nachdem sie sich auf den Frauendienst, Herrendienst und den Gottesdienst bezogen. Wie die Kunstpoesie überhaupt, so wurde auch die Lyrik der Minnesänger vorzüglich an den Höfen und von Sängern ritterlichen Standes gepflegt, die, meistens des Schreibens und Lesens ganz unkundig, ihre Lieder nicht aufschrieben, sondern sangen, weshalb es sogar vorkam, daß manche Dichter einen Knaben (Singerlein) bei sich hatten, diesen ihre Lieder lehrten und sie dann an die Geliebte sandten oder an Höfe, um die Lieder als Botschaft zu singen. Aus diesem Grunde gingen später so viele der schönsten Lieder verloren oder erhielten sich doch nicht mehr in der ächten, wohlklingenden rhythmischen Form, denn erst als die Blüthe des Minnegesangs erlosch, zeichnete man diese Gedichte auf, brachte sie in Sammlungen und erfreute sich daran. Der Züricher Rathsherr Manesse hatte eine solche veranstaltet und da eine ehemals Züricher Handschrift, die in Heidelberg war und jetzt zu Paris in der Bibliothek aufbewahrt wird, die reichste Sammlung der Minnesänger enthält, so wird diese nach Manesse benannt. Sie enthält Lieder von 140 Dichtern aus

dem dreizehnten Jahrhundert und stellt in glänzenden Miniaturen Bilder und Wappen der einzelnen Sänger dar. Neben dieser erst vor hundert Jahren wieder bekannt gewordenen Liedersammlung haben sich noch einige kleinere erhalten im Kloster Weingarten, zu Jena, Heidelberg und in Kolmar, welche alle erst in der neuesten Zeit mehr zugänglich wurden. Auf diese Art sind an hundert und sechszig Minnesänger bekannt geworden und man findet darunter nicht nur Könige, Fürsten und Ritter, sondern sogar Meister bürgerlichen Standes, ja selbst einen Juden (Süßkind), worin sich die Vorbereitung des Meistergesanges verkündigte.

Bodmer und Breitinger, Sammlung von Minnesängern aus dem Schwäbischen Zeitpunkt, Zürich 1758–59. 2 Bde. 4°. Nachträge dazu von G. W. Raßmann im altdeutschen Museum I. 313—444. Die Weingartener Liederhandschrift mit den Abbildungen, herausg. von Fr. Pfeiffer, Stuttgart 1843. Die Jenaer und anderen Sammlungen sind blos zerstreut mitgetheilt; der ganze Schatz der lyrischen Poesie dieses Zeitraums nebst Lebensnotizen über die Dichter enthält: Van der Hagen's Minnesänger, Leipzig 1838. 4 Bände in 4°. Da in der Folge nur der vorzüglichsten Minnesänger gedacht wird, so stehen hier die Namen der sogen. Manessischen Sammlung: Kaiser Heinrich (VI. † 1197); König Konrad der Junge (Konradin, † 1268); König Tirol von Schotten; König Wenzel von Böheim († 1253); Herzog Heinrich von Breslau (IV. † 1290); Markgraf Otto von Brandenburg [mit dem Pfeile] (IV. † 1308); Markgraf Heinrich von Meißen († 1288); Herzog von Anhalt († 1267); Herzog Johann von Brabant († 1294); Graf Rudolf von Neuenburg (um 1288); Graf Kraft von Toggenburg († 1270); Graf Konrad von Kirchberg; Graf Friedrich von Leinigen (um 1289); Graf Otto von Bodenlaube (IV. † 1254); Markgraf von Hohenburg; Heinrich von Velbeck; Gottfried von Nifen (um 1240); Graf Albrecht von Heigerlau († 1289); Graf Wernher von Honberg († 1323); Jacob von Warte (um 1245); Bruder Eberhard von Sax (um 1260); Walther von Klingen (um 1251); Rudolf von Rothenburg; Heinrich von Sax (um 1254); Heinrich von Frauenberg; Der von Kürenberg; Dietmar von Aist; Der von Gliers; Wernher von Tüfen; Heinrich von Stretlingen (um 1254); Kristan von Hamle; Ulrich von Gutenburg (um 1256); Heinrich von der Mure; Heinrich von Morunge; der Schenke von Limpurg; Ulrich Schenke von Winterstetten (um 1250); Reinmar der Alte; Burkart von Hohenfels; Hesso von Rinach; der Burggraf von Lünz; Friedrich von Husen; der Burggraf von Rietenburg; Milon von Sevelingen; Heinrich von Rugge; Walther von der Vogelweide (1190—1230); Hiltbolt von Swanegoei; Wolfram von Eschenbach (um 1207); von Singenberg, Truchseß zu St. Gallen (um 1245); Der von Sachsendorf; Wachsmut von Künzingen; Wilhelm von Heinzenburg; Lütolt von Seven; Walther von Metze (um 1245); Rubin; Bernge von Hornhein; Der von Johannsdorf; Endilhart von Adelburg; Bligger von Steinach; Wachsmut von Mühlhausen; Hartmann von Aue; Reinmann von Brennenberg; Johann von Ringgenberg († um 1340); Albrecht, Marschall von Raprechtswil; Otto vom Turne; Gösli von Ehennhei; Der von Wildonie; von Sunegge; von Scharpfenberg; Konrad, Schenke von Landeck; der Winsbeke und die Winsbekin; Klingesor von Ungerlant (um 1207); Kristan von Lupin, ein Thüringer; Heinrich Hetzbolt von Weißensee; der Thüring; Winli; Ulrich von Liechtenstein (um 1246); von Munegür; von Raute; Konrad von Altstetten; Bruno von Hornberg; Hug von Werbenwag; der Püller; von Trosberg (gegen 1300); Hartmann von Starkenberg; von Stadegge; Brunwart von Augheim; von Stamheim; Göli; der Tanhuser; v. Buchein; Nithart; Meister Heinrich Teschler; Rost, Kirchherr zu Sarne; der Hardegger (um 1250); der Schulmeister von Esselingen; Meister Walther von Breisach; von Wissenlo; von Wengen; Pfeffel; der Taler; der tugendhafte Schreiber (um 1207); Steinmar (um 1276); Alram von Gresten; Reinmar der Fiedeler; Hawart; Günther von dem Vorste; Friedrich der Knecht; der Burggraf von Regensburg; Niuniu; Geltar; Dietmar der Setzer; Reinmar von Zweter; der junge Meißner; der alte Meißner; von Oberburg; Bruder Werner (um 1250); der Marner (um 1300); Süßkind der Jude; von Trimberg; Gast; von Buwenburg; Heinrich von Tettingen; Rudolf der Schreiber, Meister Gottfried von Straßburg; Meister Johann Hadloub (um 1300); Regenbogen (um 1300); Meister Konrad von Würzburg; Kunze von Rosenheim; Rubin von Rüdeger; der Kol von Neußen; der Dürner; Meister Heinrich Frauenlob († 1317); Meister Friedrich von Sunenburg (gegen 1300); Meister Sigeher (gegen 1300); Meister Rumsland (um 1300); Spervogil; Boppo (um 1300); der Litschauer; der Kanzler (um 1300).

61. Während die höfischen Dichter die Erzählung mehr aus den Händen der Geistlichen empfingen, schlossen sie sich in der Lyrik mehr den Eigenthümlichkeiten des Volks an und kaum eine Gattung der lyrischen Dichtung dieser Zeit leitete sich von geistlicher Poesie her, da sogar die Leich mehr auf den volksthümlichen lateinischen Kirchengesang (die Sequenzen) zurückführt. Die Tag- und Wächterlieder, die Tanz-, Frühlings- und Herbstlieder wuchsen alle auf dem Grunde des Volksgesangs und nur ist uns nicht klar, wie dieser Uebergang vermittelt ward, weil die ältere Lyrik uns nur in geringen Ueberresten erhalten ist. Die Lieder des von Kürnberg, Walram's von Gresten und Dietmar's von Aist, sowie des von Nifen klingen durch ihre epischere, romanzenartige Haltung, ihre einfache Darstellung, geringere Sprachglätte und ungenauen Reime durchaus noch volksmäßig und erinnern sogar an das Nibelungenlied, dessen einzelne Theile ähnlich beschaffen gewesen sein mochten. Den Uebergang zur feineren höfischen Poesie zeigen dagegen schon ausgeprägter die formenreichen und künstlicheren Gedichte des gleichalterigen Heinrich von Veldeke und des Pfälzers Friedrich von Hausen, der seine Lieder zum Theil im Oriente dichtete und nach Hause sandte. Hier ist eine Reichhaltigkeit künstlicher Reime und Mannichfaltigkeit der Töne, welche ebenso empor zu streben und wieder herunter zu sinken und sich zu massigen scheinen, wie die Nachtigallen ihre alten Schläge in immer neuer Modulation ausdrücken. Gerade diese verfeinerte Kunst verlangte auch adelige Sänger und von nun an ward sie vorzüglich an den Höfen gepflegt. Zwar die großen Fürsten thaten dies weniger, und selbst Heinrich VI., Konrad IV. und Friedrich II., die Dichter waren, konnten der Zeitungunst wegen der Poesie keine beständige Aufmerksamkeit widmen, aber an den Höfen der thüringischen und babenbergischen Fürsten thaten sich gastliche Stätten für die Minnepoesie auf und hier vorzüglich erhob sie sich rasch zu hohem Glanze, ja bei Hermann von Thüringen war die Pflege der Poesie so weit getrieben, daß die zahlreichen ab- und zuströmenden Sänger einem Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide lästig wurden. Dort in Thüringen und der Umgegend sangen Otto von Botenlauben, Heinrich I. von Anhalt und Heinrich III. von Meißen, und in des Letzteren Land gehörten Rumeland und Heinrich von Meißen (Frauenlob) zu den vorzüglichsten Dichtern. Doch eine besondere Eigenthümlichkeit blieb diesen Kreisen nicht, während in Oesterreich ein ganz eigenthümlicher Charakter sich zeigte und in Bayern, wo man von jeher Wohlgefallen am Mysteriösen und Phantastischen hatte, die Richtungen Wolfram's und Nithard's sich verschmolzen und besonders Mythe und Fabel später sehr gepflegt wurden. Die Schweizer zeichneten sich durch ihre mehr ernste und wehmüthige Lyrik aus, wogegen der allgemeine Charakter der Minnepoesie am entschiedensten in Schwaben hervortritt, der eigentlichen Heimath dieser Art Dichtung überhaupt.

62. Als den typischen Charakter des Minnelieds am besten repräsentirend wird schon von Gottfried von Straßburg der von Hagenau genannt, den man in Reinmar dem Alten wieder erkennen will und dem man Heinrich von Morungen an die Seite stellen muß. Reinmar der Alte und Heinrich sind beide noch frei von Volksrohheiten und selbst in den Regungen der Sinnlichkeit zart und heilig, aber bei Ersterem wird eine Zeit der Lust viel seltener von Klagetönen unterbrochen, als bei Heinrich von Morungen, wo Lust und Leid, Frohsinn und Klage häufiger und rascher wechseln. Viel freier, sinnlicher und heiterer sind die Lieder der schwäbischen Dichter Gottfried von Neufen, Ulrich von Winterstetten und Burkart von Hohenfels, bei denen sich zu wehmüthigen Liebesklagen muthwillige Schwänke gesellen und der Ton bald zierlich und fein, bald derb wird. Eine neue Art der ritterlichen Poesie zeigte sich schon im Meister Spervogel, dessen geistliche Lieder theilweise den Charakter einer wahrhaften Erhabenheit tragen und der durch eine Anzahl gnomischer Spruchgedichte die Ausbildung der Gnomen, Beispiele und Fabeln veranlaßte. Auch die sonst als große Meister bekannten Dichter Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach und Hartmann von Aue haben Anspruch auf den Preis des Minnesangs; der Erstere dichtete ein herrliches Lied von 24 Strophen auf Maria, das eine ganz andere Richtung einschlägt, als sein größeres episches Gedicht, aber ein ebenso glänzendes Gewand hat, und von Wolfram haben wir die schönsten Tag- und Wächterlieder, worin der Wächter das Nahen des Tags verkündet und die Liebenden zum Scheiden mahnt, eine Liedergattung, die später ganz in den Dienst der geistlichen Poesie trat und dann natürlich auch die Bezugnahme auf den Minnedienst verlor. Der ausgezeichnetste und größte Minnesänger, und als solcher auch allein bekannt, ist Walther von der Vogelweide, der schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts dichtete und seine Frische und Jugendlichkeit bis um 1228, in sein höheres Alter, bewahrte. Kein anderer Minnesänger hat so mannichfaltige Lieder gedichtet, keiner eine so ruhige und klare Einsicht in alle Lebensverhältnisse, solche Tiefe des Gemüths und Würde des Charakters gezeigt und an allen öffentlichen Dingen solche Theilnahme bewiesen, wie Walther, der überall sich im Kreise der Wirklichkeit bewegt, Alles im Besonderen zeigt, von der Liebe sich nicht beherrschen läßt, sondern sie auf den Werth zur Sittigung des Menschen weist, den Werth der Frauen in den Eigenschaften der Seele, den des Mannes in jenen des Geistes sucht und Alles, was dem gewöhnlichen Menschen als widersprechend erscheint, von höherem Gesichtspunkte aus versöhnt. Bald freut er sich am unschuldigen Spiele der Kinder, bald spricht er mit inniger Scheu und Blödigkeit von der Liebe, bald erfreut ihn deren Genuß. Es behagt ihm nicht die Unsitte, welche in die Minnepoesie eindrang, noch auch die düstere Ansicht von der Welt; lieber lebt er arm in Zufriedenheit, in sein Inneres sich zurückziehend, und wo er Moral predigt, will er nicht ein Tugend-

held sein. Besonders scharf und bitter spricht er sich gegen die Mißbräuche im Reiche aus; aber er vertheidigt dessen Unabhängigkeit gegen die Eingriffe der Kirche und weist sie zurück auf das Gebiet, das ihr gebührt, auf die Reinigung, die sie zuerst selbst erfahren müsse. Denn in Allem ist er wieder ein frommer Mensch, treu der Kirche, die er aber nicht durch Dogmen beschränkt wissen will, indem ihm Christ und Jude, Heide und Türke einerlei ist, so nur Alle dem ewig Wahren dienen.

Walther von der Vogelweide ist zwischen 1165 und 1170 geboren, aus einem adeligen Geschlechte, vielleicht aus Oesterreich oder der Schweiz, fing um 1187 an, seine Minnelieder zu dichten, wandte sich nach dem Tode des Kaisers Heinrich VI. im Jahre 1197 den öffentlichen Angelegenheiten mehr zu, war dann nach einander bei Kaiser Philipp von Hohenstaufen, Otto IV. und Friedrich II., hielt sich mehrmals am thüringischen Hofe auf und dichtete jedenfalls noch 1228. Wenn er, wie W. Grimm vermuthet, Verfasser des Freidank ist, so nahm er am Kreuzzuge Friedrich's II. Theil. Sein Grab soll im Lorenzgarten des neuen Münsters zu Würzburg unter einem Baume sein und ein Vermächtniß von ihm anbefohlen haben, in seinen Leichenstein vier Löcher zu hauen und darin zur Weide für die Vögel täglich Semmelkrummen zu streuen, was die Chorherren später außer Gebrauch brachten. — Seine Gedichte sind herausgegeben von Lachmann, Berlin 1827, und 2. Aufl. 1843, 8°, wozu A. Hornig, Quedlinburg 1844, ein Glossar herausgab. Die beste Uebersetzung von Karl Simrock, Berlin 1833, 2 Thle. mit Anmerkungen von W. Wackernagel. Vgl. auch L. Uhland, Walther v. d. V., ein altd. Dichter, geschildert, Stuttgart 1822. 8°. —

63. Im Gegensatze zu Walther zeigt die muthwilligere Munterkeit der Oesterreicher eine ganz andere Seite der Lyrik, indem dieselbe gröbere bürgerliche und bäuerliche Züge aufnimmt und den Neid der armen Ritter gegen den wohlhabenden, vergnügt lebenden Bauernstand offenbart. Diese Richtung vertritt der Bayer, aber in Oesterreich im Anfange des 13. Jahrhunderts lebende Nithard, der zwar auch in einem Theile seiner Lieder den alten Ton des Minnegesangs einschlägt, den Preis des Frühlings und der Frauen schildert, meistens aber dem Bauernleben sich zuwendet, die Bauernhoffahrt zum Gegenstande seiner Dichtung macht und am liebsten die Bauerntänze und die verschiedenen Streiche schildert, die er ihnen und sie ihm gethan. Bei Nithard tritt daher nicht die innerliche Welt hervor, sondern die gemeine Wirklichkeit, die er munter, kräftig und sogar derb zeichnet, in mehr volksmäßigem Ton und einer diesem anpassenden Sprache. Ja er ergeht sich in Schmähungen gegen Nebenbuhler und verfällt sogar in Obscönitäten, wodurch er sehr beliebt wurde. Seine Gedichte sind jedoch nicht für, sondern gegen das Volk gerichtet und wie er mit denselben die Vornehmen ergötzen wollte, so zog er allmälig die höfische Poesie herunter in niedrigere Kreise und bildete dadurch den Uebergang zum Volksliede, während er selbst beim Volke zu einer halb mythischen Person wurde und zuletzt als zweiter Eulenspiegel galt. Eine ähnliche Richtung verfolgte der Tanhuser aus Bayern, der gleichfalls die Innigkeit des Frauendienstes verliert, um in ein gemeineres Leben herabzusteigen, wobei denn die roheren Vergnügungen des Mahles und Weins, Gelage und Zechereien in den Vordergrund traten. Aehnlich dichteten die Schweizer Steinmar und Hadloub, nur in gröberer, plumperer Manier, im Tone des Burlesken und

der Parodie, wobei sie auch, den Minnesängern entgegen, in den Preis des Herbstes und Winters verfielen. Am besten sind von ihnen die Tanzlieder, welche vorzüglich dem Burkart von Hohenfels und dem Tanhuser gelangen. Sie beruhen ganz auf leichtsinniger Ueppigkeit, behaglicher Sinnlichkeit und gutmüthiger Obscönität, wovon auch die Ernte- und Taglieder angesteckt wurden. Bei Hadloub kommen noch poetische Situationen vor, die ansprechen, und das Lied wird materieller; aber Steinmar und der Tanhuser ziehen den Liebesdienst ganz in's Gemeine und Bäuerische herab, wobei sie sich über die alten Abenteuerlichkeiten und Uebertreibungen der Frauenbewerbung lustig machen. — Eine andere Ausartung der Minnepoesie zeigt sich in Ulrich von Liechtenstein, der uns eine ganze Beschreibung seines Minne- und Ritterlebens hinterließ und darin bewies, wie sehr die alte Reinheit und Innerlichkeit der Frauenliebe gewichen war. Seine Lieder haben kein wahrhaftes Gefühl und sind zwar gewandt und künstlich gedichtet, lassen aber gewöhnlich kalt. Die ganze Liebesgeschichte beruht auf Unsittlichkeit und Werbung um rohen, unerlaubten Genuß und der Gegenstand seiner Liebe behandelt ihn mit höhnischer, spielender Laune, die dem alten Minnedienste ganz fern lag. In Ulrich's um 1257 geschriebenen Frauendienst, einem Gesprächstücke mit gegenseitiger Klage der Männer und Frauen, deckt er uns noch vollends die Vernachlässigung der Frauen durch die der Jagd und dem Weine nachgehenden Ritter und ebenso die Unsitte und feile Minne der Frauen auf, so daß man sieht, welch' traurigen Einfluß die britischen Erzählungen, wie sie Gottfried von Straßburg gab, auf das gesammte Leben übten und unter Minne zuletzt nichts anderes als ein unsittliches Verhältniß gemeint war.

Nithart, vielleicht zum Geschlechte der Herren von Fuchs in Bayern gehörig, lebte am Hofe Friedrich's des Streitbaren zu Wien und starb vor 1246; er ist in der Stephanskirche begraben. Der Tanhuser lebte gleichfalls in Oesterreich, starb aber schon vor Rudolf's von Habsburg Zeiten. Der Schweizer Steinmar war 1276 bei Rudolf's Zug gegen Ottokar und der Belagerung Wiens anwesend. Hadloub lebte am Ende des 13. Jahrhunderts. Joh. Hadloub's Gedichte, herausg. von Ettmüller, Zürich 1840.

64. Unter den späteren Minnesängern ist noch Heinrich von Meißen mit dem Beinamen Frauenlob zu nennen, der ganz den Charakter eines Epigonendichters trägt, eine große Meinung von seiner eigenen Person und seinen Dichtungen hat, in Aerger ausbricht, weil die Welt diesen Werth nicht anerkennen will, und die fehlende poetische Kraft durch Auskramen großer Gelehrsamkeit ersetzen will. Darum sucht er auch größere Künstlichkeit der Formen auf, verschlingt er die Reime von vierunddreißig Zeilen mit einander und zeigte er überall Spitzfindigkeit und scholastische Gelehrsamkeit, denn er soll ein Doktor der Theologie zu Mainz gewesen sein. Weil er die Frauen, im Gegensatze gegen Weib, über Alles erhob, so erhielt er den Beinamen Frauenlob und Frauen waren es auch, die ihn, als er am Andreasabend 1318 zu Mainz starb, zu Grab trugen. Er dichtete ziemlich Vieles, geistliche und weltliche Gesänge,

auch Streitlieder, noch ist aber Manches von ihm nicht aufgefunden. — Dieselbe gelehrt-künstliche Richtung schlägt auch der Wettgesang der Sängerkrieg auf der Wartburg ein, welchen man sogar schon, wiewohl ohne Wahrscheinlichkeit, dem genannten Heinrich von Meißen zuschrieb. Es besteht aus zwei ungleichartigen Hälften, deren erste aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, die zweite noch jünger ist. Es kann sogar bezweifelt werden, daß überhaupt ein solcher Wettstreit stattgefunden habe, und jedenfalls ist es gewiß, daß der erste Theil von dieser alten Zeit, wo der Wettstreit stattgefunden haben soll, 1206 und 1207, nur schwache, der andere aber gar keine Anklänge davon mehr hat.

Heinrich's von Meißen, des Frauenlobs, Leiche, Sprüche, Streitgedichte und Lieder. Erläutert und herausg. von L. Ettmüller, 1843. — Der Sängerkrieg auf der Wartburg in v. d. Hagen's Minnesänger II. 2—19. J. Grimm, Ueber den altd. Meistergesang, 177. Lucas, Ueber den Krieg auf der Wartburg, Königsberg 1838. 8°.

65. Nachdem auf diese Art die Minnepoesie von ihrer Höhe herabgezogen war, schien es, als wollte das Lied einen heiteren Ton annehmen und zum Volkslied, wie es in der Reformationszeit erscheint, übergehen, aber es kam noch nicht so und die Dichter, welche die Lust am Minnegedicht verloren, weil die Edlen von Zucht und höfischem Gesang der besseren Art sich gelangweilt fühlten und Zechgelage vorzogen, verfielen immer mehr in's Lehrhafte und Gnomische und nahmen eine moralische und geistliche Richtung, wie man dies schon an Walther von der Vogelweide anklingen sah. Am meisten hatte gegenüber der Verderbniß der Welt Wolfram von Eschenbach geeifert und auf das Höhere den Blick gerichtet; deshalb schaarten sich die neueren Lyriker fast nur um ihn, weil Parcival wie ein heiliger Held als Beispiel vorschwebte, der gelehrte Ruf des freilich nicht gelehrten Wolfram anzog und nur bei ihm die neuen Bestrebungen nach dem Priesterlichen und Gelehrten Nahrung fanden, nicht bei Tristan, bei dem die Wirklichkeit im reichsten Glanze und aller Pracht sich entfaltete und die sinnliche Welt ihre Apotheose fand. Nur Walther von der Vogelweide nahm noch eine solche Stelle für die gnomischen Dichter ein, wie Wolfram, und seine Nachfolger schlugen auch eine gesundere und volksthümlichere Richtung ein, erhoben die Moral über das Dogma und machten sich frei von den kirchlichen Vorurtheilen, während Wolfram's Anhänger mehr zum Alten hinneigten und verborgene Weisheit liebten. Doch suchten auch Manche beide Richtungen zu vereinigen. Der hauptsächlichste gnomische Dichter ist Reinmar von Zweter, am Rhein geboren, in Oesterreich und Böhmen lebend, der Walther zu folgen sucht und noch streng an der reineren Minne hält, aber in der Mehrzahl seiner Gedichte mit satirischer Bitterkeit oder doch moralisirend gegen die Verderbniß der Welt eifert, den Adel wegen seiner Versunkenheit und den Papst wegen der Feilheit der Kirche und Anmaßung anklagt, dabei jedoch schon den Minnedienst nicht mehr will, ihn auf die Liebe zu Gott und Maria wendet und auf die Freuden des Lebens scheel sieht. Ein vortrefflicher Geist weht aus den Gnomen des älteren Meißner, der um 1260—80 dichtete,

ernster und feierlicher wird und die Kunst als Lehrerin angesehen wissen will, welche die Sitten bessern soll. Aehnlich nimmt der fast gleichzeitige Oesterreicher, Bruder Wernher, den Zweifel zum Gegenstande und sucht gegen die Verschlechterung der Weltsitte sein Heil in der Religion, wie Friedrich von Sonnenburg seine Gedichte vom Hauch der Erbaulichkeit und Andacht durchweht hat. Ebenso reuig blickt auf seine Jugendsünden der Schwabe und Schüler Walther's, Konrad Marner, der um 1230—70 dichtete und als blinder Greis ermordet wurde, aber während er sich in die Geheimnisse der christlichen Mystik vertieft, singt er doch auch Minnelieder und sein langer Ton war lange Zeit bei den Meistersängern das Maaß, in dem sie vor ihrer Krönung zu singen hatten. Bei Rumeland nimmt die christliche Frömmigkeit wieder eine andere Richtung, indem er über den Verfall der Kunst klagt und seine Sprüche gegen das unter dem Ritter- und Bauernstand eingerissene Verderben richtet. Ueberhaupt klagen alle diese Dichter über die Verschlechterung der Welt und sie hatten wohl auch dazu einen persönlichen Grund, indem die Dichtung bei den Vornehmen den früheren Schutz nicht mehr fand und sie ihn nun in den Städten und zuletzt blos unter sich selbst suchten, was jedoch für sie schädlich war, indem sie nun ein anderes Publikum vor sich hatten, als früher, und sie dadurch immer mehr in den Zug der Gelehrsamkeit kamen, die überall die wahre Poesie abtödtet, wie schon diese Dichter von der einfachen und natürlichen Allegorie in eine verkünstelte und geheimnißvolle fielen, deren Dunkel Niemand mehr ergründen kann, und sich wegen ihrer Gelehrsamkeit und Geheimnißthuerei überschätzten und für die größten Poeten hielten. Die Folgen davon waren die Fragen, Räthsel und Tenzonen, wohin schon der Wartburgkrieg zu rechnen ist. Nur Einer und es war ein Schmied, Barthel Regenbogen, nahm an dieser überschwänglichen, dünkelhaften Manier Anstoß und zog in seiner einfacheren, schlichteren Weise gegen seine Gegner, besonders Frauenlob, zu Feld, aber ohne Erfolg, wie es ihm ja selbst unmöglich war, sich ganz vor dieser einmal allgemein gewordenen Richtung zu bewahren.

Von Reinmar von Zweter, aus adeligem Geschlecht, ist bemerkenswerth, daß er Alles in derselben Strophenart dichtete. Ueber Friedrich von Sonnenburg's (Sunburg) Heimath, die man in Tyrol suchte, herrscht noch Zweifel. Der Marner war ein fahrender Sänger, der auch lateinische Gedichte verfaßte und jedenfalls vor 1287 ermordet wurde. Ihre Gedichte in v. d. Hagen's Minnesängern.

66. Von den gnomischen Dichtern war der Uebergang zur didaktischen Poesie leicht und schon früher war er vorbereitet worden, was wir schon beim Antichrist und den Gedichten über das jüngste Gericht gesehen haben. Die Neigung zum Moralisiren, der religiöse, mystische und gelehrte Zug bei Wolfram mußte geradezu auf die Didaktik führen und auch hier sehen wir die meisten Dichter sich wenn auch nicht gerade um Wolfram gruppiren, so doch immer sich an ihn anlehnen. Nachdem man nämlich das schmale Wesen der britischen Romanstoffe erkannt hatte und die Poesie psychologische Räthsel zu lösen versuchte, so

ging der in der Philosophie nun auch unterrichtete Laienstand daran, über die Natur, den Beruf und die Pflichten des Menschen nachzudenken und die dadurch gewonnene Weisheit durch die Poesie zu verbreiten. Schon im 12. Jahrhundert eröffneten die Didaktik mehrere Gedichte, welche theils über geistliche Dinge belehren, theils erbauliche Ermahnungen geben wollen, wie die Schilderungen des jüngsten Gerichts und von der Ankunft des Antichrists, welche sich an die alttestamentlichen Legenden anlehnen; ferner das vorzügliche Gedicht Hartmann's von des Todes Erinnerung, in dessen Einleitung vom gemeinen Leben schon ein eigentliches Sittengedicht enthalten ist, das Anegenge, ein erzählendes Lehrgedicht von der Weltschöpfung, dem Sündenfalle und der Erlösung, des armen Hartmann Rede vom heil. Glauben, eine paraphrasirende Predigt über die Glaubensformel, voll Gelehrsamkeit und lateinischen Brocken, die Rede Wernher's von Elmendorf, der seine Vorschriften nicht aus der Bibel, sondern aus römischen Schriftstellern zog, einige Reden Wernher's vom Niederrhein, voll moralischer Lehren und das weltliche Treiben bekämpfend, die Warnung, eine längere Rede aus dem 13. Jahrhundert, und ein poetisches Sendschreiben ähnlichen Inhalts. Bedeutender und schärfer ausgeprägt wird die Didaktik im 13. Jahrhundert und hier begegnet uns gleich ein Hauptwerk im welschen Gast von Thomasin Zerclar aus Friaul, um 1215—1216 gedichtet. Sein Zweck ist, einmal zu verkünden, was Tugend, Frömmigkeit und Zucht wirklich sei, er verlangt für alles dies Beständigkeit und wahre Innerlichkeit, verbindet mit aller Schärfe und Rücksichtslosigkeit seiner Strenge doch immer wieder Milde und Toleranz und nimmt die Helden der höfischen Dichter und Sage als Beispiele zur Nachahmung, wobei überall ächt deutsche Gesinnung durchbricht und er sich dem Moralprincip des Alterthums nähert. Während Zerclar mehr trocken und systematisch schrieb, erfaßte Freidank's Bescheidenheit mit poetischerem Geiste die Spruchweisheit des deutschen Volks zu einem Ganzen, so daß sein Hauptgedanke durch geschickt an einander gereihte Sprüchwörter von allen Seiten beleuchtet wird. Er unterscheidet sich von Zerclar aber auch dadurch, daß jener mehr auf Menschenkenntniß dringt, der Freidank aber eine verständige Klugheitsregel aufstellt. Er mischt unter die ritterliche Sittenregel biblische Sprüche und unter die gewöhnliche Klugheitsregel religiöse Mystik, so daß bei ihm die heitersten Bilder neben der schwärzesten Ansicht von der Welt stehen. Bemerkenswerth ist auch, wie der Freidank trotz seiner frommen Gesinnung, die selbst die Kreuzfahrt empfiehlt, doch erklärt, daß Reue ohne Werke nichts gelte, und daß er eifert gegen den Papst, die Fürsten und den Adel, die Verwirrung im deutschen Lande und darin überall das bürgerliche Element zeigt, welches sich damals in den Städten immer mächtiger zu erheben und einen Damm gegen die allgemeine Verwilderung zu bilden strebte. In den Kreis dieser didaktischen Poesie ist auch der Winsbeke aus dem 13. Jahrhundert zu

rechnen, der in einzelnen Theilen an die Rittergedichte erinnert und eine Reihe von Lebensregeln und Maximen enthält, die ein Vater seinem Sohne und eine Mutter ihrer Tochter auf den Weg durch das Leben mitgeben, und die zu dem Edelsten gehören, was je über ein moralisches, würdiges Leben gesagt worden ist. Der Ton dieser Ermahnungen ist sanft, feierlich und rührend, wahrhaft fromm und edel und es liegt darin eine tiefe Wärme und eine heilige Ehrfurcht vor dem ächten Familienleben und wahrer Frauenliebe, die auf dem Stamme der Mutterliebe gewachsen ist. Außer diesem können hier noch des Frauenbuchs von Ulrich von Liechtenstein und der Gedichte Seifried Helblings gedacht werden, die gegen die Verdorbenheit des Ritterstandes und der Minne, letztere aber mehr gegen die Feilheit der Dichter gerichtet sind.

Vom jüngsten Gericht, in Hoffmann's Fundgruben II., 135; ebend. II. 106 ein Antichrist. Heinrich's Gedicht: in Maßmann's d. Ged. d. 12. Jahrhunderts II. 143, der I. 1. auch Hartmann's Rede herausgab. Anegenge: Hahn's Ged. d. 12. u. 13. Jahrh. 1. Wernher's vom Niederrhein Ged. herausg. v. W. Grimm, Göttingen 1839. 8; Werner war ein Geistlicher, wie auch Wernher von Elmendorf, der in Heiligenstadt lebte; s. Gedichte in Haupt's Ztschft. IV. 284. Daselbst I. 438 die Warnung. Das poet. Sendschreiben in Doren's Miscell. II. 306. — Thomasin von Zerclar stammte aus Friaul und schrieb in welscher Sprache ein Buch über höfisches Leben und höfische Sitte und erst später, in seinem 30sten Lebensjahre, den welschen Gast, so genannt, weil er die deutsche Sprache nicht vollständig kannte, in 10 Büchern. Sein Werk wird Frommann herausgeben. Freidank soll einige Abschnitte des Buchs aus einem seiner früheren Werke eingeschoben haben und verfaßte dies Buch, wenigstens theilweise, in Syrien, wohin er mit Friedrich II. ging. W. Grimm vermuthet aus der Uebereinstimmung im Ausdruck, in den Sprachformen, metrischen Eigenthümlichkeiten und Reimen, daß der Freidank und Walther von der Vogelweide dieselbe Person seien. Vridankes Bescheidenheit, herausg. von W. Grimm, Göttingen 1834 8°. Vgl. Ueber Freidank, von W. Grimm, Berlin 1850. 4°. Der Windsbeke herausg. in Beneke's Beiträgen II. 455, und v. d. Hagen, Minnesänger I. 364. Ed. M. Haupt, Leipzig 1845. Seifried Helbling's Gedichte in Haupt's Zeitschrift IV. 77.

67. Mehr im Tone der Predigt, und zwar der von Einem zum Andern überspringenden Predigt, hat Hugo von Trimberg am Ende des dreizehnten Jahrhunderts seinen Renner geschrieben, wozu er den Namen deshalb wählte, weil es soll rennen durch die Lande, und das Gedicht oft mit ihm davon renne und mit Gewalt ihn dahin und dorthin trage. Im Allgemeinen ist es eine zu weit ausgesponnene Strafpredigt mit zu vielen Abschweifungen und Wiederholungen, zahlreichen eingestreuten Fabeln, Geschichtchen, Anekdoten und Schwänken. Es herrscht darin das Sprüchwörtliche und Gnomische vor, der Dichter sucht die Ursache alles Uebels in der äußeren Gesellschaft, woran alle Stände Theil nehmen, und man sieht an seinen Strafreden, daß er an kein Besserwerden mehr glaubt; auch lehrte er in einer Weise, die dem Volke gefiel, welche die biblische Lehre verallgemeinte und in dem derben Volkstone vortrug, und in dieser Hinsicht erlangte dies Buch eine höhere Wichtigkeit für uns, indem es den Boden für die künftige Bibelübersetzung empfänglich machte. Diese hier angebahnte mystisch-allegorische Richtung pflanzte sich noch weiter fort und hatte auch schon früher einige Zweige getrieben, wie in Heinrich's von Krolewitz Umschreibung des Vater Unser, um 1252—55, und Kon-

rad's von Würzburg goldener Schmiede, worin der Dichter den Schmuck der Maria künstlich zusammenfügen will und sie nun in vielen Bildern, deren Mehrzahl aus der Bibel entlehnt ist, preist. Andere Gedichte suchten allegorisch die Vermählung der Seele mit Gott zu versinnlichen, wie z. B. in der Tochter von Syon (Seele, im Gegensatz zum Weltkinde, der Tochter von Babylon), zu Ende des 13. Jahrhunderts durch Bruder Lamprecht von Regensburg, einem Franziskaner, gedichtet und gedankenarm. Auf demselben Gebiete bewegte sich der Wiener Arzt Heinrich von der Neuenstadt, welcher nach dem Anticlaudianus des Alanus ab Insulis zu Anfang des 14. Jahrhunderts das Gedicht „Unseres Herrn Zukunft“ verfaßte, das ebenso allegorisch ist und in's Mystische hinüberstreift, als es eine Sittenpredigt enthält; aber es ist dabei anschaulicher, klarer, eindringender und satirischer, als die ähnlichen Werke, weil der Dichter eben das Leben sich näher besah und für jede Schilderung Modelle von Fleisch und Blut vor sich hatte. In Heinrich von Müglin streiten sich schon die Gegensätze der Scholastik und Mystik; er dichtete theils gnomenartige kleinere Gedichte, theils Größeres, wie ein Lobgedicht auf Maria, das sich an Konrad's von Würzburg goldene Schmiede anreihen läßt, aber ebenso sehr aus Theilen älterer Gedichte zusammengestoppelt ist, und endlich zu Ehren Karls IV. das Buch der Maide, worin er vor den Kaiser die verschiedenen Künste unter den Bildern von Jungfrauen treten läßt, um ihr Urtheil zu empfangen, das der Kaiser ablehnt, worauf die Theologie entscheidet, daß die Tugenden nicht von der Natur, sondern ein Ausfluß von Gott seien. Vielleicht ließen sich hierher auch noch die Liebesbriefe oder Büchlein von Hartmann von Aue und Ulrich von Liechtenstein setzen, die sinnreich die Herzensangelegenheiten besprachen; sie gehören aber schon eher zum Minnegesang, wovon oben die Rede war.

Hugo von Trimberg, aus dem Würzburgischen und ein Laie, war 1260—1309 Magister und Rector der Schulen am Kollegiatstift von Maria und Gangolph in der Theuerstadt von Bamberg, ziemlich gelehrt für seine Zeit, und schrieb außer obigem noch sieben deutsche und fünfthalb lateinische Werke, aber in Prosa. Neue Ausgabe vom histor. Verein in Bamberg 1833 u. 34, 3 Hefte, 4°. Heinr. v. Krolewitz Vater Unser, herausg. von Lisch, Quedlinburg 1830, 8. Konrad's von Würzburg goldene Schmiede, herausg. von W. Grimm, Berlin 1840, 8°. Die Tochter von Syon von Lampert in Hoffmann's Fundg. I. 307. Heinrich von Neuenstadt lebte am Schlusse des 13. Jahrhunderts; sein Gedicht ist nur theilweise gedruckt. Heinrich von Müglin lebte unter Karl IV., seine Gedichte sind noch ungedruckt.

68. Neben diesen mehr tiefsinnigen Dichtungen bildete sich noch eine andere Gattung der Poesie aus, die wir schon im welschen Gast, der Bescheidenheit und dem Renner eingemischt fanden, nämlich die der Beispiele, kleinen Erzählungen und Fabeln, die dazu dienen eine Lebensregel oder einen Sittenspruch anschaulich zu machen, nach dem Beispiele der antiken Erzählung und Fabel, welche am geeignetsten schien, Sätze der Moral dem Volke zu predigen und deren Wahrheit praktisch zu erhärten. Schon Stricker's Welt, eine Sammlung kleinerer Stücke, die er unter diesem Titel zusammenstellte, geht auf diese

didaktische Richtung hinaus und es gibt ihm eine kurze Erzählung oder einfaches Bild Gelegenheit zur umständlicheren Ausführung über irgend einen Gegenstand der Sittenlehre in schlichter Form. Oft ist es blos eine Anekdote, eine Erzählung, welcher er eine Moral abgewinnt, oft Allegorien, den Fabeln nachgeahmt, oft macht er Mährchen zu Fabeln oder umgekehrt Fabeln zu Mährchen mit kurzer Nutzanwendung. Viele davon sind ganz gut, viele aber matt und eintönig; am originellsten und von gutem Humor belebt sind seine Mährchen und mährchenhaften Fabeln. Unmittelbar an die aesopische Fabel angelehnt ist der Edelstein von Bonerius, einem Predigermönch aus Bern, der um 1324—49 lebte und uns darin hundert Fabeln hinterließ, welche solchen Anklang fanden, daß sie rasch verbreitet wurden und gleich nach Erfindung der Buchdruckerkunst man im J. 1461 zu Bamberg eine Ausgabe davon veranstaltete. Das Buch ist ausgezeichnet durch Klarheit, Bestimmtheit und Präcision der Lehre, schmucklos und ungeziert, enthält aber einen Schatz weiser Lehren, stellt die allgemeingültigste Regel der Sitte und des Lebens dar und kam dadurch dem wahren Wesen der Fabel am nächsten. Weit tiefer steht das um 1337 gereimte Schachzabelbuch des Mönchs Konrad von Ammenhusen im Thurgau, nach einem lateinischen Werke gearbeitet, worin der Verfasser eine Menge moralischer Mährchen und Erzählungen in etwa 20,000 Versen mittheilt, wofür das Schachspiel mit seinen Figuren blos den Rahmen abgab. In sinnbildlicher Deutung alter biblischen Geschichten erinnert er an die Mystiker, in der Manier an den Renner und originell und interessant wird er nur da, wo er auf seine Zeit und besonders auf den Bauernstand seinen Blick wirft und zur Satire greift.

Der Stricker, von dem es ungewiß bleibt, ob dies sein wahrer oder blos angenommener Name ist, war ein Oesterreicher und starb zwischen 1237 u. 1241. Von ihm sind zahlreiche Gedichte bekannt, wie Daniel von Blumenthal, Karl, Amis und kleinere Erzählungen, die er meistens nach fremden Vorbildern und Quellen bearbeitete. Seine kleineren Gedichte sind von K. Hahn herausgegeben, 1839. Boner's Edelstein beruht zum Theil auf älteren Quellen, zum Theil nahm er Sprüche aus Freidank auf. Der älteste Druck seines Edelstein enthält nur 85 Fabeln, alle hundert aber die Ausgaben von Benecke, der Edelstein, Berlin 1816, 8°., und von Fr. Pfeiffer im 4. Bande der Dichtungen des deutschen Mittelalters, Leipz. 1844, 8°. Das Schachzabelbuch hat zur Quelle das lateinische Buch de moribus hominum et officiis mobilium super ludo scaccorum des Dominikaners Jacob von Cessoles in der Picardie, 1290 geschrieben und 1483 zu Straßburg gedruckt. Das Schachzabelbuch selbst ist noch ungedruckt.

69. Neben dieser poetischen Produktion regte sich auch die Prosa und zwar begann sie zunächst im Volke, in den Städten und unter den Geistlichen, wo man für Gesetzbücher und Predigten die gereimte Poesie nicht mehr brauchen konnte. Hier bahnte nun vorzüglich Bruder David, Novizenmeister und Lehrer der Theologie in Regensburg und Augsburg, wo er 1271 starb, den Weg durch seine Predigten, worin er zwar das geistliche Leben empfiehlt und gegen die Eitelkeit der Welt eifert, aber nicht auf Abtödtung dringt, sondern ein weises Maaß beobachtet haben will. Lebendiger, feuriger und eindringender sind die Reden seines Schülers Berthold Lech, aus Winterthur,

der als Prediger Deutschland durchzog, überall vor Tausenden predigte, großen Ruhm erntete und 1272 starb. Auch er hat es noch mit dem praktischen Leben zu thun und er übte nicht geringen Einfluß auf seine Zeit, wie man ja beim Renner überall an ihn erinnert wird. Beider Beispiel ward vielfach nachgeahmt und wir haben nach und nach viele Predigten aus dieser und der folgenden Zeit mitgetheilt erhalten, die zwar diesen Vorbildern nicht zu vergleichen sind, aber immerhin den Eifer nach guter prosaischer Rede bewiesen. Nach und nach artete mit der Zeit jedoch auch dieser Eifer wieder aus, bis einige Jahrzehnte später Meister Eckhard der geistlichen Beredtsamkeit wieder einen neuen Schwung gab.

Von Rechtsbüchern in Prosa sind uns ebenfalls mehrere Stücke bekannt, wie der Erfurter Judeneid, ein schwäbisches Verlöbniß u. A. aus dem 12. Jahrhunderte und geringen Umfangs. Wichtiger sind die beiden Rechtsbücher aus dem 13. Jahrhunderte, nämlich der Schwaben- und Sachsenspiegel. Letzterer, um 1215—35 durch den sächsischen Ritter Eike oder Ecko von Repgow verfaßt, war anfangs in niederdeutscher Sprache geschrieben und eine Zusammenstellung der in jenen Gegenden gültigen Rechtsgewohnheiten, wurde aber später vielfach überarbeitet und erweitert, auch in's Hochdeutsche übertragen. Dieser Sachsenspiegel mochte dann Grundlage zum Schwabenspiegel gewesen sein, den ein oberdeutscher Geistlicher vor 1276 verfaßte, dazu aber noch zahlreiche andere Quellen benützte. Auch dies Rechtsbuch wurde in der Folge mehrfach überarbeitet und erweitert. Außerdem wurden in allen Theilen Deutschlands, besonders am Rheine, zahlreiche Land- und Stadtrechte und in reichster Anzahl Weisthümer niedergeschrieben, welche Provinzialverfassungen, Ortsrechte und Herkommen enthielten, die anfangs blos im Munde des Volkes fortgepflanzt, nun aber aufgeschrieben wurden. Auch für Urkunden begann man nun nach und nach die deutsche Sprache zu gebrauchen und wir haben deren, die bis 1272 zurückreichen. Für die Geschichte wurde die Prosa spärlicher angewendet, doch gehören hierher schon die in nieder- und oberdeutscher Sprache erhaltene Repgow'sche oder Sachsenchronik und Christian's des Küchenmeisters St. Gallisches Geschlechtsbuch, das eine Fortsetzung der alten Casus monasterii St. Galli ist. Selbst für Romane begann man hin und wieder die Prosa zu benutzen, was schon Ulrich von Liechtenstein in seinem Frauendienst bei einigen Briefen that, und erst neulich wurde eine am Schlusse des 13. Jahrhunderts verfaßte Meinauer Naturlehre bekannt gemacht.

Bruder David's Predigten sind zum Theil herausg. von Kling in seiner Ausgabe von Berthold's Predigten, Berlin 1824, 8°. und neuerdings von Fr. Pfeiffer in seinen deutschen Mystikern I., 1845. Berthold's Predigten in erwähnter Ausgabe Kling's (II. Predigten), altdeutsch. Blätter, II 120 und sonst. Andere Predigten stehen in Mone's Anzeiger, Hoffmann's Fundgruben I. 66, Leyser, Predigten des 13. u. 14. Jahrh. Quedlinburg 1838, 8°., K. Roth, Predigten des 12. u. 13. Jahrh. Quedlinburg 1839, 8°. Haupt's Zeitschrift II. 227 und Grieshaber's älteren noch ungedr. d. Sprachdenkm. religiösen Inhalts, Rastatt 1842, 8°. und Predigten

1844 u. 1846. Ueber Meister Eckart vgl. 8. — Der Erfurter Judeneid und das schwäbische Verlöbniß stehen, Ersteres in Dorow's Denkmälern alter Sprache und Kunst I. 2, IX, Letzteres im Rhein. Museum für Jurispr. III. 281. Der Sachsenspiegel, herausg. von Homeyer, Berlin 1835—44, 3 Bde. 8°., der Schwabenspiegel herausg. von W. Wackernagel, Zürich 1840, 8°. Die Weisthümer gaben heraus J. Grimm, E. Dronke und Beyer, Göttingen 1839—42, 3 Bde. 8°. Die Meinauer Naturlehre, herausg. von W. Wackernagel, Stuttgart 1851 8°., auf Kosten des liter. Vereins. Ein Stück eines Prosaromans aus den bretonischen Rittersagen, herausg. von Docen, in Büsching's wöchentl. Nachrichten II. 109.

70. Die Zeit, welche auf diese Produktionen folgte, war der Poesie nicht günstig. Nach dem Untergange des hohenstaufischen Hauses ging eine große Aenderung im deutschen Reiche vor sich, keine große That begeisterte mehr das Volk und seine Sänger und es geschah zwar viel, aber in anderer Richtung. Die habsburgischen Kaiser sahen nur auf die Vermehrung des Besitzes und zwar ihres eigenen, und neben den Sorgen für das kleine Leben, die immer größer wurden, fand die Poesie keine Stätte. Dazu kamen noch äußere Mißverhältnisse, Hungersnoth und Seuchen schreckten das Land, riefen eine düstere Stimmung in dasselbe, nichts war mehr da, woran die Ritterschaft sich heben und stärken konnte, an Kaiser und Papst wurde man irre, Egoismus und Rohheit befleckten das Leben und selbst die alte Treue und der fromme Glauben schwand dahin, um die sich vordem die Poesie so gern gerankt hatte. Freilich wurde Baukunst und Malerei gepflegt, der Handel begann sich zu regen und zu mehren, die städtischen Gemeinwesen erstarkten und die wichtigsten Erfindungen wurden gemacht, aber neben der Pflege der strengeren Wissenschaft kann die Dichtung selten gedeihen und die Erfindung der Buchdruckerkunst ließ nicht nur ein großes Heer unberufener Poeten aufkommen, sondern verrückte auch den alten Standpunkt des Dichters, der früher bestimmte Personen und Kreise vor sich hatte und nun vor dem allgemeinen Publikum, einer unendlichen Masse von Gleichgültigen und Unempfänglichen, jeder Dichtung Feindseligen dichten sollte. Denn nun schwand das Singen und damit auch der alte Wohlklang und Rhythmus der Poesie dahin, weil man nur das stumme Lesen im Auge hatte und das Ohr seine frühere Schärfe verlor. Außerdem kam die Gelehrsamkeit immer mehr auf, die neugestifteten Universitäten und die Scholastik kultivirten eine mehr spitzfindige Wissenschaft und Philosophie und es trennten sich die Gebildeten und Gelehrten vom Volke in weiter Scheidung, welche nun die volksmäßige Dichtung ganz isolirte und ihrer Verwilderung entgegenführte. Und als zuletzt die Gelehrsamkeit sich der altklassischen Literatur der Griechen und Römer zuwandte, als man nur noch lateinische Poesie gelten ließ und pflegte, da ward die vaterländische Sprache, Dichtung und Sage noch schroffer abgestoßen und ward die alte Herrlichkeit des deutschen Reichs und der deutschen Poesie vergessen, als ob sie nie dagewesen wäre. Freilich lag hierzu der Grund nicht allein in den äußeren Verhältnissen, sondern auch in den inneren; denn längst hatten die deutschen Dichter sich von den edlen, heimischen Stoffen und Formen weggewendet, die nationale Heldensage verschmäht und dafür nach

fremden Stoffen gegriffen, wofür nur ein künstliches Interesse erzeugt werden konnte, so daß zuletzt alle Poesie von Geltung Kunstpoesie war, die veralterte und ihrem Untergange verfallen mußte, weil sie bereits in zu starre und todte Formen gerathen war, sich davon beherrschen ließ und es verschmähte, sich an der inzwischen vernachlässigten Volkspoesie wieder zu verjüngen und frische Keime und Zweige zu treiben. Aus Mangel an schöpferischer Kraft ahmte Einer den Andern nach, man überbot sich in Künsteleien und zuletzt finden wir nichts mehr als geschickte Reimer, die nur dann sich wieder etwas erheben, wenn sie es wagen, sich von der Form frei zu machen und in's frische, volle Leben hinein zu greifen.

71. Der Verfall der deutschen Dichtung äußerte sich zunächst und am stärksten im Epos, welches wieder in einzelne Rhapsodien sich auflöste und selbst eine, zwar der alten Form nachgeahmte, aber schon den Umschwung der Zeit beurkundende Gestalt auch im Aeußeren annahm. Wie schon der Münchener Maler Ulrich Furterer in seinem Buch der Abenteuer die britischen Romane abkürzte und in der Strophe des Titurel umdichtete, so wurden auch die epischen Gedichte aus dem vaterländischen Sagenkreise von Kaspar von der Roen mit Ueberlegung und nicht ohne Geschmack zusammengezogen, weil das Volk an dem langweiligen Ausspinnen des Stoffs in den Rittergedichten keinen Gefallen mehr hatte und eine kürzere Erzählung verlangte. Sein Heldenbuch enthält die hauptsächlichsten Stoffe vom Rosengarten, Riesen Sigenot, Wolfdietrich, den Drachenkämpfen, Laurin, Otnit u. A. und war sehr verbreitet. Eine ähnliche kürzere und lockere Gestalt finden wir auch im Lied vom hörnenen Siegfried aus dem 15. Jahrhunderte und im Hildebrandsliede. In gleicher Weise drücken den Verfall der epischen Poesie aus der Landgraf Ludwig der Fromme von Thüringen, von einem Schlesier um 1300, eine Kreuzfahrergeschichte, worin Ludwig der Fromme und Heilige verschmolzen sind und der Inhalt sich um die Belagerung Ptolemais dreht; Reinfried von Braunschweig mit orientalischen Zügen, Wilhelm von Oesterreich, 1314 durch Johann von Würzburg gedichtet, der Alexander des Seyfried, um 1352 und Heinrich's von Neuenstadt Apollonius von Tyrland, nach dem Lateinischen bearbeitet. Das Gedicht Valentin und Namelos, einem niederländischen Gedichte nachgebildet, gehört dem karolingischen Sagenkreise an, entstand im 15. Jahrhunderte und schildert schon im roheren, derberen Geschmacke der Zeit. Auch einige andere Uebertragungen eines zweitheiligen Gedichts von Ogier von Dänemark, eines von Malagis nach flandrischen Originalen und vom niederländischen Reinhold von Montelban und Malagis besitzen wir, die uns zeigen, daß noch immer diese Art epischer Poesie vom Volke gerne gelesen wurde. Als Umdichter der letztgenannten niederländischen Stücke wird Johann von Soest genannt und fielen also diese in's Ende des 15. Jahrhunderts. Eine

ebenfalls ziemlich späte Bearbeitung ist Friedrich von Schwaben, das jedenfalls um 1462 gedichtet wurde und arm an Worten und Gedanken ist, auch schon aus älteren Gedichten ganze Stellen entlehnt. Daran möchte sich die Königstochter von Frankreich von Hans von Bühel, aber schon 1400 bearbeitet und zwar mit eigenthümlichen Reizen der Erzählung, und Johann's von Soest Margarethe von Limburg anreihen, die er nach 1470 verfaßte, ebenfalls nach einem niederländischen Gedichte, das schon vor 1357 bekannt war. (42.) Auch gereimte Legenden gehören noch hierher, die aber nach und nach von den prosaischen und zuletzt von der Reformation verdrängt wurden. Darunter kann man die nach einem niederländischen Werke bearbeiteten Reisen des h. Brabanus rechnen, eine Schrift, worin sich schon die ganze Verwilderung der Zeit zeigt, indem Menschenfresser, Höllen- und Geisterspuk darin erscheinen. Von noch schwächerem Gehalte ist das Leben der h. Elisabeth von Johannes Roth.

Das Heldenbuch Kaspar's v. Roen aus Münnerstadt in Franken in v. d. Hagen's Heldenbuch. Der Verfasser war ein wandernder Volksdichter. Das Hildebrandslied steht in Grimm's Ausgabe des älteren gleichnamigen Gedichts, S. 53 u. Uhland's Volksliedern I. 330. Der Landgraf Ludwig der Fromme, ausgezogen in Wilken's Gesch. der Kreuzzüge. Reinfried von Braunschweig auf der Hannoverschen und Wilhelm von Oesterreich auf der Heidelberger Bibliothek im Manuscript, wo auch Seyfried's Alexander. Apollonius von Tyrland im Auszug in Richard's Romanbibliothek IV., Valentin und Namenlos in Staphort's Hamburger Kirchengeschichte IV. 231 und im deutschen Museum 1784 II. 91. Ogier, in Fr. Adelung's fortges. Nachrichten S. 55—97, Heidelberger Jahrbücher 1808, XI. 416 und Mone's Anzeiger 1837. S. 189., wo auch von Reinold und Malagis Bruchstücke stehen. Friedrich von Schwaben in Adelung's fortg. Nachr. 109. Hans v. Bühel lebte am erzbischöfl. Hofe in Köln; seine Königstochter erschien 1500 in Folio zu Straßburg. Johann v. Soest hieß eigentlich J. Grumelkut, war 1448 zu Unna in Westphalen geboren, wurde vom Herzog v. Cleve zum Sänger ausgebildet, ward 1471 in Heidelberg beim Churfürsten Singmeister und starb 1506 in Frankfurt, wo er auch seine gereimte Biographie schrieb. Auszüge aus Margar. von Limburg in Mone's Anzeiger 1835, S. 164. Die Reisen des h. Brabanus in Brun's Romant. u. and. Red. in altplattd. Sprache, Berlin 1798, 8°. Leben der h. Elisabeth von J. Rothe in Menken's Script, Rer. Germ. II. und eine ältere Bearbeitung in Graff's Diutisca I. 344–489.

72. In Oesterreich ward zuerst der Uebergang der höfischen Bildung und Poesie in eine volksthümliche vermittelt und wenn auch die Dichter anfangs sich dem Volke blos näherten, um über dasselbe die Geissel der Satire zu schwingen, so konnten sie den Lauf der Dinge doch nicht aufhalten und alsbald strebte man auch von unten wieder hinauf, zumal als für die Kunst am Hofe sich wieder einige Aussicht zu zeigen schien. Doch Seifried Helbling, ein österreichischer Ritter, der um 1288—1299 dichtete, hat in seinem Sammelwerke der kleine Lucidarius gesucht, sich an die bessere Zeit der Ritterpoesie anzuschließen, und klagt über die Zustände des österreichischen Landes in der Manier des Nithart und Tanhuser's, wobei er besonders die Laster und Thorheiten im Volke charakterisirt. Aehnlich dichtete am Ende des 14. Jahrhunderts Heinrich der Teichner, der selbst vom Gewühl des Lebens sich zurückzog und als Laie, aber mit geistlicher Lectüre und Lehre beschäftigt, starb. Er hat schon alle Hoffnung auf das Hofwesen und die Ritterzucht aufgegeben

und betrachtet die Gebrechen seiner Zeit ganz gut, war aber nicht im Stande, sie ernstlich anzuklagen. Er sieht der Ritterschaft edlen Zweck im Schutze der Waisen und Bedrückten, nicht in Fehden und Kriegszügen und verachtet den Minnesang, weil er praktische Zwecke des Lebens im Auge hat; aber bei Allem diesem ist er doch nicht volksmäßig und es fehlen bei ihm die Schwänke und allegorischen Stücke, die doch sonst seinen Zeitgenossen so beliebt waren. Ueberhaupt herrscht in seinen Gedichten das Lehrhafte vor und noch abstrakter wird er in seinen Lehrgedichten und er war entschiedener dem Spruchgedichte zugeneigt, als der sangbaren Poesie. Doch mochte Manches von ihm in seinem Alter gedichtet sein, wo er in eine trübere Stimmung gerieth und meinte, ein Greis dürfe gar nicht mehr fröhlich sein. Ganz anders ist es bei Teichner's Freund Peter Suchenwirt der Fall, der am Ende des 14. Jahrhunderts als fahrender Sänger in Wien und an anderen Höfen lebte und daselbst das Leben und Treiben der Vornehmen kennen lernte, aber nicht an einer Besserung verzweifelte. Dies kommt freilich zum Theil daher, daß er als Herolds- und Wappendichter an den Höfen lebte und als solcher von allen Seiten gesucht und belohnt ward, aber dennoch hat er in seinem Brief über der Welt Lauf das Verderben an den Höfen und unter der Ritterschaft aufgedeckt, jedoch nicht ohne zu zeigen, wie dem eine bessere Richtung zu geben sei. Er dichtete auch Ehrenreden, worin er die Thaten verschiedener österreichischer und fremder Edlen besingt und lobpreist und selbst aus geringem Stoffe etwas zu machen weiß. Aber wo er größere Thaten suchen will, muß er seine Helden in die Ferne begleiten und von dem Verluste jeglichen Ruhms in Deutschland und der Schweiz schweigen, denn hier erlitt der Ritterstand eine Niederlage nach der andern, er verarmte und suchte zum Theil seine äußere Existenz nur noch in Raubverbrüderungen oder als feile Söldlinge, zumal ihm nicht nur von unten der aufblühende Bürgerstand und die Städte, die sich selbstständig fühlten, entgegentraten, sondern auch die Fürsten ihn von allen Seiten bedrohten.

Ueber Seifried Helbling's Werk vgl. Haupt's Ztschft. II. 1. 1837. Heinrich's des Teichner's Werke sind nur zum Theil gedruckt in: Wiener Jahrbücher 1818. 1 Thl. Liederbuch der Klara Hätzlerin, Quedlinburg 1840 und Docen's Miscellen II. 228–38. u. Aretin's Beiträgen IX. 1079–86. Von Suchenwirt's Ehrenreden ist vielleicht das Gedicht von Herzog Albrecht's Ritterschaft in Preußen (1377) die beste. Seine Werke gab Al. Primisser zu Wien, 1827, 8° mit Wörterbuch heraus, wozu aus Laßberg's Liedersaal II. 321 oder v. d. Hagen's Minnes. IV. 92 noch das Gedicht auf Graf Wernher von Honberg kommt.

73. Da das Volk keine Zeit und Lust für lange Gedichte mehr hatte und die Poesie doch von den Höfen zu ihm herabgekommen war, so mußte sie sich ihm auch anbequemen; es durfte kein langes Epos mehr sein, sondern ein kurzes Gedicht aus der Gegenwart, wofür man besonders nach kurzen historischen Anekdoten und Vorfällen der Zeit griff. Die nationalen Kriege der Schweiz brachten zuerst die volksthümliche Lyrik wieder zu Ehren und die Volkslieder von der Schlacht bei Sempach (1386), vor allen jenes von

Halb Suter, wurden überall mit Begeisterung aufgenommen. Selbst Suchenwirt dichtete ein volksthümliches Gedicht vom Krieg mit den Reichsstädten, worin er seinen Unwillen über diese das Volk aussaugenden Fehden ausspricht, während im Liede des Pfaffenfeindes von Aschersleben über die Magdeburger Fehde (1431—35) der Bürgerstand sich gegen den Adel und die Geistlichkeit regt. Alle diese Ereignisse waren jedoch nicht bedeutend und konnte es daher auch nicht der historische Volksgesang werden, während gerade jetzt im volksthümlichen Kirchengesange das Beste geleistet wurde. Ausgegangen war auch früher das Volkslied nie, aber es erschien nur vereinzelt, während die Befreiungskriege der Schweiz gegen Oesterreich im 14. Jahrhundert mächtig auf den Volksgeist wirkten, das Vertrauen auf Gott und sich selbst befestigten und nicht nur die Selbstständigkeit des Volkes selbst, sondern auch seines Gesanges erkämpften. In den historischen Volksliedern von den Schlachten und Kämpfen im Kloster von Frauenbrunnen, bei Sempach und Näfels sind die schönsten Volkslieder gesungen, während Suchenwirt vergebens noch einmal das Ritterthum in langweiligem Tone zu verherrlichen suchte; und wie hier der alte Ton und Ausdruck vom Volke wieder hervorgesucht worden zu solchen Liedern, so gebraucht Keppensen in seinem niederdeutschen Liede aus dem Lüneburger Erbfolgestreite (1371) die alten Späße und Ironie mit Glück, wie man auch in der Reimchronik des Mecklenburgers Ernst von Kirchberg den uralten Ton anklingen sieht und die gesammte Volksbildung dieser Zeit nur eine Wiederholung der älteren Geschichte im Kreise des ganzen Volkes ist. Doch blühte dieses historische Volkslied nur an der Süd- und Nordgränze des Reichs auf, wo das regste Leben herrschte und im Bürgerstande durch seine Freiheitsbestrebungen die alte Kraft wieder erwachte und gestählt wurde; im Innern Deutschlands ging nichts Großes vor und was dort gedichtet ward, geschah durch armselige Poeten für das Lob ihrer Brodherren und die Bauernkriege nahmen gleich eine solche Richtung, daß sie dieser Art Poesie keine Nahrung geben konnten.

Ein Hundert deutsche historische Volkslieder, gesammelt und in urkundl. Texten chronol. geordnet, herausg. von Fr. L. v. Soltau. Leipzig 1836, 8°. Sammlung histor. Volkslieder und Ged. der Deutschen, von O. L. B. Wolff. Stuttgart 1830, gr. 8. Alt-, hoch- und niederdeutsche Volkslieder, herausg. von L. Uhland, Stuttgart 1844, 8°. L. Rochholz, Eidgenössische Liederchronik, Bern 1835 und 1842.

74. Diesen schöneren Charakter des Volkslieds besitzen schon nicht mehr die Lieder des Freiburger Veit Weber aus dem burgundischen Kriege (1476) und andere Schweizergesänge und es mischt sich schon störend Uebermuth und Trotz auf den alten Ruhm ein, der in den dithmarsischen Liedern über die Schlacht bei Hemmingstede (1500) aus der Freiheitsliebe der Bauern gegen stolze Unterdrücker entsprang. Wo das Volkslied im Innern Deutschlands sich regte, ward es entweder moralisirend, oder es mahnte die Obrigkeit, ihr Amt besser zu verwalten, und die Dichter sind anfangs noch ganz im

Hofwesen und in den Regeln der höfischen Poesie befangen. Hans Rosenplüt, der Schnepperer (Schwätzer), welcher um 1431—1460 dichtete, war noch ein Wappendichter der alten Art, aber deshalb löste er sich doch vom Ritterwesen los und ging er über in Volksmanier und Volkssprache, wofür er viel mehr Sympathie hatte. Am meisten halten seine Erzählungen und Schwänke noch am alten Erzählerton; in seinem Gedichte von den sieben Wochentagen, seinen Reden zum Lob Mariä und seinen Allegorien mischt er aber schon den alten Schwulst mit den gemeinen Ausdrücken der Volkssprache und seine Fastnachtsspiele sind ganz in der schmutzigen Volksmanier gehalten. Rosenplüt fällt auch ein strenges Urtheil über die Welt, aber er ist dabei nicht unglücklich und wenn er auch in seinem Gedichte vom Einsiedel ein wirklich trauriges Bild von der Lage der Welt zeichnet und im Spruche zum Lobe des Herzogs Ludwig nur aus Pflichtgefühl redet, so zeigt dagegen die Lebensschilderung des Lebens und Treibens in Nürnberg (1447) eine größere Innigkeit und Vorliebe, welche er noch erhöht in seinem Fastnachtsspiel vom Türken, das ganz gut die Bahn der politischen Kritik eröffnet, welche nachher Hans Sachs und Hutten übten. Ihm entgegengesetzt ist der Weinsberger Michael Beheim, der mit einigen Dichtungen schon hier genannt werden muß, obschon er eigentlich erst unter den Meistersängern seine Stelle findet. Sein Leben zeigt am besten, wie der Bürgerstand genöthigt ward, wenn er dichten wollte, bei sich selbst zu bleiben und nicht nach den Höfen zu streben. Obschon ein Weber von Geburt, trieb ihn doch die Poesie an die Höfe der Fürsten und wanderte er in der Welt umher, um seinen Lebensunterhalt zu suchen. Zwar hatte er der dichterischen Anlagen nur wenige, aber um so größer war seine Hingebung, mit der er selbst die drückendste Armuth überstand. Es ging ihm schlimm, wohin er kam, denn man wollte keine Mahnworte, nicht Wahrheit hören, und so zog er nach Brandenburg und in die Pfalz, nach Lübeck, Dänemark und Krain, machte Gedichte zum Lob aller Fürsten, des Hauses Oesterreich, der Wiener Universität, denn sein Grundsatz war, Jeden zu loben, von dem er lebte, kam an den Hof Kaiser Friedrich's mit dem er 1462 die Belagerung durch Erzherzog Albrecht und Bürgermeister Holzer aushielt, schüttete dann seinen Aerger und Groll gegen die Wiener in einem besonderen Gedichte aus, wozu ihn freilich vorzüglich Fürstendienerei antrieb, und ärntete dafür doch keinen Dank, sondern wurde sogar vom Kaiser vor die Thüre gewiesen, so daß er, dem dies nur Strafe für seine Charakterlosigkeit war, auf einmal seine Richtung änderte und nun gegen Fürsten, Adel und Geistliche schrieb. Zuletzt fand er noch eine Zufluchtsstätte bei Pfalzgraf Friedrich in Heidelberg, indem der Fürst, so wenig er es verdiente, sich gerne loben ließ und in Michael Beheim nun einen solchen willfährigen Poeten fand, der mit Hülfe des Kaplans Mathis von Kemnat ein langes Heldengedicht über seinen neuen Gönner verfertigte, das, wenn es auch nicht dessen Ruhm förderte, doch durch

die ungeheuerlichen Uebertreibungen seine Lachlust reizen konnte. Das Beispiel Beheim's aber, der nach 1474 starb, war hinlänglich, um den dichtenden Schneider, Schuster und sonstigen Handwerksmann zu belehren, daß es mit dem Hofgesange zu Ende sei und er hinfort mit seinem Gesange unter den Meistern bleiben müsse.

Veit Weber's Kriegs- und Siegeslieder, herausg. von H. Schreiber, Freiburg 1819, 8°. Dithmarsische Lieder im Neocorus, herausg. von Dahlmann, 1827. Rosenplüt's Schriften sind meistens ungedruckt; in der Handschrift Nr. 19 zu Dresden stehen sie; Einzelnes auch im Bericht an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft in Leipzig, 1837, im Liederbuch der Klara Hätzlerin, in den altdeutschen Blättern 1. 4. und Tieck's deutschem Theater. Von Michael Beheim, geb. 1416, gest. vor 1474, ist nur sehr Weniges gedruckt. Handschriften in Heidelberg, zu Gotha und sonst; sein Buch von den Wienern, herausg. durch v. Karajan, Wien 1843, 8°.

75. Dasselbe Schicksal, wie die historischen Gattungen, erlebte auch das lyrische Lied und wir gleiten auch hier in den Ton des erotischen Volksliedes über. Schon im 13. Jahrhunderte nahm die höfische Lyrik nach und nach einen mehr volksmäßigen Ton an und die Sänger der Bürger näherten sich etwas der höfischen Dichtung, woraus sodann eine Art Mischung zwischen dem Minneliede und dem eigentlichen Volksliede entsprang, das den alten Inhalt in einfacherer Form und Rede gab. Am deutlichsten ist dies aus dem um 1470—71 abgeschriebenen Liederbuche der Klara Hätzlerin von Augsburg ersichtlich, welche eine Abschreiberin war und in diesem Buche eine Anzahl Priameln, Gnomen, minnigliche Sprüche, 85 erzählende oder didaktische und 134 lyrische Stücke von verschiedenen Verfassern sammelte, von denen besonders die letzteren die Umwandlung des Liebeslieds am Genauesten darthun. Einzelne Stücke bewahren noch die alten Eigenheiten des Minnegesangs, andere scheinen aus reinen Minne- und Volksliedern zusammengesetzt und andere gehen schon zu den derberen Formen der unteren Stände über, wobei die Liederweisen immer einfacher werden. Wie sehr das höfische Minnelied der Volkslyrik entgegenging, zeigen uns aber auch selbst zwei ritterliche Sänger, Hugo von Montfort aus Vorarlberg und Oswald von Wolkenstein aus Tyrol, welche mehrere Fahrten nach Litthauen, Compostella und Jerusalem mit einander machten. Oswald, der in einem Lande lebte, wo von jeher das Volksthümliche in Sage und Dichtung vorwaltete, konnte sich diesen Einflüssen auch nicht entziehen und neben seinen Minneliedern, geistlichen Gesängen, gereimten Biographien, politischen Spott- und Lehrgedichten sind gerade seine volksthümlichen Lieder das Beste, obschon Alles, was von ihm gedruckt ward, etwas Künstliches, Ueberladenes und Rohes an sich hat, was zum Theil von seiner verschrobenen Erziehung unter Bauern herkommen mag, die er später nur dürftig mit höfischer Bildung verbessern konnte. Einfacher, freier und gefälliger sind dagegen die Lieder des Hugo von Montfort, welche im Ganzen noch dem alten Minneliede näher stehen und nur durch einfachere Töne und gröbere Bilder dem Volkstone sich nähern. Wie er die meisten im Walde und im Freien gedichtet hat, so athmen sie auch mehr den frischen, gesunden Sinn der Natur

und lassen oft tiefe Gefühle erkennen, ohne sie auszudrücken. Hierher gehören jedoch nur seine Briefe und Lieder, zu denen sein Diener Burkart Mangolt die Musikweisen machte, denn seine Reden oder allegorischen Stücke, meistens in dialogischer Form und 1401 geschrieben, haben keine besonderen Eigenthümlichkeiten. Ein dritter Lyriker bürgerlichen Standes, der sich Muscatblut nannte und bis 1437 dichtete, ist der eigentliche Vermittler zwischen den letzten Minnesängern und den Meistersängern, wie er auch Letzteren als Muster und Vorbild diente. Muscatblut hat sich in den mannichfaltigsten Gegenständen und Arten des Vortrags versucht, aber seine Gedichte sind auch sehr ungleich. Seine Liebesgespräche in kurzzeiligem und langstrophigem Tone sind künstlich und geziert, ohne freie Bewegung und Natürlichkeit, seine Räthsel breit und sich bis zur Allegorie verflüchtigend; seine Marienlieder schwanken zwischen Verstiegenheit und burlesker Niedrigkeit; dagegen sind wieder seine Minne- und Naturlieder frisch und lebendig, und oft wird er ganz kräftig, kernig und von ehrbarem Ernst erfüllt, wo er über die Verderbniß seiner Zeit eifert.

Das zu Prag aufbewahrte Liederbuch der Klara Hätzlerin ist herausgegeben von K. Haltaus, Quedlinburg 1840, 8°. Hugo von Montfort geb. 1357, gest. 1423; Gedichte sind handschriftlich, Nr. 329, zu Heidelberg erhalten und nur Weniges davon gedruckt in Adelung's fortges. Nachr. 215, Mone's Anzeiger 1833 u. 1834 und sonst. Oswald von Wolkenstein, geb. 1367, gest. 1445, stammt aus Gröden in Tyrol, zog 1395 mit Herzog Albrecht IV. nach Palästina, reiste durch ganz Europa, nahm am Elephantenbunde Antheil, zog 1419 gegen die Hussiten und lebte dann auf seiner Veste Hauenstein. Seine Gedichte sind meistens noch ungedruckt; Einzelnes im Liederbuch der Hätzlerin, in Aufseß Anzeiger 1832, S. 212, und Hoffmann's Fundgruben I. 330. Muscatblut soll mit Glück an Höfen gesungen haben, es ist aber von ihm nur Weniges gedruckt in Aufseß Anzeiger 1832 u. 1833, altdeutsch. Museum I. 123 und II. 189, Liederbuch der Klara Hätzlerin und Mylin Lustgarten, Straßburg 1621. Handschriftlich steht Einiges im Heidelberger Codex 392 und sonst.

76. Charakterisch für diese Zeit sind auch die Allegorien oder allegorischen Erzählungen und Geschichten, welche den Uebergang vom Epos zum Drama vermitteln und zwar schon früher vereinzelt bei mehreren Dichtern, wie Thomasin, Stricker, Hugo von Trimberg und Liechtenstein's Frauendienst vorkamen, jetzt aber ihre weitere Ausbildung und Verbreitung fanden. Als hierher gehörig stehen im Liederbuche der Hätzlerin ganze Reihen von Schwänken, Beispielen, Lehren, Deutungen von Blumen und Farben, Geschichten und anderen Gedichten, worin das Lied in das Recitativ verfällt, sich zur Erzählung und lehrhafter Allegorie erweitert, dabei schildernd und reflectirend wird, Monologe und Dialoge daraus entstehen und entweder irgend ein Abenteuer, ein Traum, eine Vision, eine Naturschilderung oder ein Gemälde darin enthalten ist. Man nannte dies blos Rede und darunter begriff man die mannichfaltigsten Arten, welche Erzählung und Gespräch, Lehre und Gesang vereinigen und besonders gern, wie die Idylle, ruhige Zustände schildern. Von diesen sind die minniglichen oder Liebes-Allegorien die häufigsten und wohl auch die ältesten, indem schon die Jagd des Hadamar von Laber († um 1277), eines Bayern, dahin gerechnet werden kann. In die Liebesklage hat hier der

Jäger eine allegorische Jagdbeschreibung eingewebt, wo er sein Herz als Hund darstellt. Das Gedicht selbst ist in der Titurelstrophe und im Ganzen schwierig und wirkungslos, hat aber im Einzelnen treffende Gleichnisse und Bilder und zeigt tiefen Blick in das liebende Herz. Später ward die Minne sogar personificirt und Heinzelin von Konstanz in seinem Gedichte von der Minnelehre, auch Gott Amur genannt, führt uns in eine schöne Aue, wo wir Cupido und Frau Venus selbst antreffen. Aehnlich sind einige andere Minnegedichte dieser Zeit, wobei die dialogische Form erweitert und ein ganzer Liebesverkehr und Liebeswerbung dargestellt wird. Das Fleigertüchlein, von einem schwäbischen Dichter am Ende des 14. Jahrhunderts, will noch zu der früheren Ritterpoesie zurückkehren und ahmt den Titurel und Parcival nach, aber es gelingt ihm ebenso wenig hierin, als in seinem Spiegel, obschon darin schöne Bilder und Schilderungen nicht zu verkennen sind. Aehnlicher Art ist die Mohrin von Hermann von Sachsenheim, um 1450 gedichtet, worin wir schon in den Venusberg geführt werden und den alten Eckart und König Danhäuser antreffen, wie sich überhaupt manche Berührungen mit dem Liede vom treuen Eckart darin finden. In diese besseren Schilderungen mischten sich bald auch derbere, sentimentale und sogar grobe idyllische Spottlieder wurden in dieser Richtung erweitert, wie es der Spruch eines alten Liebhabers von seinem Abenteuer mit einer jungen Dirne, die Graserin, und andere Stücke darthun. Jedoch sind alle derartigen Allegorien gegen die Ausartung der ächten Minne gerichtet, was selbst Meister Altswert thut, obschon er in die gemeinsten Schilderungen und Ausdrücke verfällt. Von Schwulst, Uebertreibung, falsch erhabener Manier und Mischung des Ordinärsten mit dem Sonderbarsten erfüllt ist das Gedicht von der Minneburg, welches wohl schwerlich überboten wurde und höchstens in Meister Egen von Bamberg einen Gefährten hatte. Man könnte diesen noch eine ganze Reihe Stücke von Suchensinn, Schondoch, Görg Schilcher, Kaltenbach und Horder, Vohburg und Doro anfügen, besondere Eigenthümlichkeiten bieten sie aber nicht. Der einzige Dichter dieser Manier, welcher klar, volksmäßig und in edlerer Weise seinen Stoff behandelte, weshalb mehrere seiner Stücke volksmäßig und öfters verändert und gedruckt wurden, ist Schabab, oder, wie er sich nennt und unter welchem Namen er fast allein bekannt ist, der elende Knabe, von dem sich eine Pilgerfahrt zum Gericht der Minne (1459 gedichtet), eine Rede von der Minne und dem Pfennige (Geld), eine Rede vom Streite zweier Frauen über der Liebe Leid und Freud und eine andere von einem Traum in einem Garten erhalten haben. — Die letzte Verflüchtigung der epischen Elemente bezeichnet der um 1517 entstandene Theuerdank, welcher die Thaten des Kaisers Maximilian nach Art der alten Heldenbücher besingen will, aber schon in den Ton der Meistersänger verfällt und das wesentlich Poetische in der

Allegorie sucht. Das Buch ist von Kaiser Maximilian selbst entworfen, von **Melchior Pfinzing** ausgearbeitet, erzählt alle Fahrten, Abenteuer und sogar Zufälle auf der Jagd sehr monoton und knüpft dies an die Brautwerbung um Maria von Burgund, so daß es durchaus werthlos ist und auch nie gelesen worden wäre, hätte es nicht einen Kaiser zum Verfasser und eine für die damalige Zeit glänzende Ausstattung erhalten, wie sie nur die Erstlinge der Buchdruckerkunst geben konnten. So aber ward es gelesen, umgearbeitet und 1553 von Burkard Waldis erweitert, denn hatte das Publikum Gefallen an Gedichten über fürstliche Hochzeiten, Schützenfeste und Jagden, so mochte man auch die unbedeutenden Geschichtchen eines Kaisers lesen, der wirklich ein guter Jäger, Springer, Soldat und Schiffer war und den Glanz sehr liebte.

Hadamer's v. Laber Jagd und drei andere Minnegedichte seiner Zeit und Weise, herausg. von Schmeller, Stuttgart 1850. Heinzelin's v. Konstanz Gedicht, in der Biblioth. des liter. Vereins, Stuttgart 1843. Hermann v. Sachsenheim dichtete auch den **Goldenen Tempel** zu Ehren Maria und starb hochbetagt 1458. Die Mohrin erschien Straßburg 1512, Fol. Meister Altswert, herausg. von W. Holland u. A. Keller, Stuttgart 1850. Der Theuerdank erschien zuerst 1517 in Nürnberg. Kaiser Maximilian lebte von 1459 bis 1519; Melchior Pfinzing, geb. 1481 zu Nürnberg, war sein Geheimschreiber; 1513 dabei Probst zu St. Sebald in Nürnberg, dann kaiserlicher Rath, ging 1521 nach Mainz und starb daselbst 1535. Eine neue Ausgabe des Werks von K. Haltaus, Quedlinburg 1836. In Prosa umgesetzt vom Kaiser Maximilian und Treitzsauerwein, unter dem Titel Weißkunig, erschien es 1775.

77. Wie man in anderen Zweigen der Dichtung wieder die alte Manier der höfischen Dichter zurückzurufen bemüht war, so fiel nun der Geschmack auch wieder auf die alten Ritterbücher zurück, aber man brachte sie in Prosa und folgte auch lateinischen Quellen und Romanen im neugriechischen Geschmack. Von den Höfen aus ward nun diese Poesie in Prosaform zunächst verbreitet und vorzüglich waren es fürstliche Frauen, die solche Bestrebungen unterstützten, wie mehrere derselben verschiedener Sprachen, auch der klassischen, kundig waren, Margarethe von Lothringen 1405 den Lother und Maller aus dem Lateinischen in's Französische, ihre Tochter Elisabethe von Nassau dasselbe und den Hug Schapler, und Eleonore von Oesterreich um 1460 den Roman Pontus und Sidonia in's Deutsche übersetzten und bei ihnen Nikolaus von Wyle immer mit solchen Arbeiten thätig war. Freilich waren diese Bücher gerade nicht von Werth, noch von Ansehen und mußten es sich gefallen lassen, daß man sie in Auszüge brachte und zu Volksbüchern umschuf, wofür auch die gereimten Romanstoffe in Prosa aufgelöst wurden. Dies geschah vorzüglich, nachdem die Buchdruckerkunst erfunden war, wo man den Anfang mit prosaischen **römischen** und **trojanischen** Geschichten machte. Letztere haben den Guido von Colonna zum Vorbilde und sind mehrfach bearbeitet worden, von Hans Mair zu Nördlingen 1392; Heinrich von Braunschweig und Anderen, je nach dem Standpunkte der Verfasser; alle aber zeigen die ursprüngliche Gestaltung des Romans, der nicht aus dem Liebesleben hervorging, sondern aus der Chronik und Geschichte. Der **Apollonius von Tyrus** in Prosa, 1471 zu Augsburg erschienen, ist viel wahrer und wärmer gehalten als die

gereimte Bearbeitung desselben und sticht gegen die britischen Romane durch natürliche und menschliche Empfindungen und Einfachheit ziemlich ab, wie auch schon das gereimte Werk abenteuerliche Reisen einflicht. Ein vielverbreitetes Buch wurden dann die Reisen des Engländers Mandeville, welche zu Anfang des 15. Jahrhunderts von Michael Valher und später noch zweimal übersetzt wurden und zwar auch noch auf die alten orientalischen Züge des Alexander und Ogier sich beziehen, aber schon mehr auf die Wirklichkeit zurückleiten. Mehr noch dem Historischen verfallen die Reisen Schildberger's (1427), Hans Tucher's (1479) und Bernhard's von Breydenbach (1483), denen noch zahlreiche Entdeckungsreisen folgten, die durch den Reiz ihres dunklen Hintergrundes und der Ferne immer ein großes Publikum gewannen. Die in Prosa übertragenen romanhaften „die Gesicht Tyndali" und Reisen des h. Bradanus zogen wohl vorzüglich durch ihren Geisterspuk noch Einzelne an. Auch der Alexander ward 1444 vom Doctor Johann Hartlieb und noch einmal von Nicolaus im Grunde übersetzt, die erstere Ueberarbeitung ist aber mehr Chronik und soll als Fürstenspiegel dienen. Die Sage von Kaiser Karl's Streit vor Regensburg und von seinen Ahnen und seiner Geburt ist zum Stoffe eines Volksbuches geworden, während weder die Stoffe der Volksepen von Karl dem Gr., noch von den Nibelungen je in Prosa gebracht wurden, von woher man auch nur den Siegfried und zwar aus der Zeit seiner Ueberkraft in das Heldenbuch aufnahm. Größeren Anklang fanden die Erzählungen aus dem britischen Sagenkreise und hier wurde schon im 15. und 16. Jahrhunderte Raynald oder die Haymonskinder übersetzt und folgte dann der Hug Schapler, in welcher fabelhaften Geschichte von Hugo Capet's Thronbesteigung große Rohheit und Barbarei uns entgegentritt, die zur Zeit der Hussitenkriege natürlich mit Interesse gelesen wurde, zumal eine Berührung mit der Zeit darin liegt, daß Capet, ein Fleischersohn, seine zehn natürlichen Söhne darin zu Ehren bringt und also der Bürgerstand mit dem hohen Adel sich verschmelzt. Stoffe, welche den Ständeunterschied übersehen und Liebschaften unter allen Klassen enthalten, wurden daher gerne benützt und wirklich waren sehr häufig gelesene Volksbücher jene von Guiscard und Sigismonde und noch mehr die Geschichte der Griseldis. — Nach der alten Manier sind die Erzählungen Wigalois (1432), Tristan (1498) und Wilhelm von Oesterreich gearbeitet, der Fierabras hat aber schon mit Wildem, Uebertriebenheit, Aberglauben und Maschinenhaftem zu kämpfen und die Geschichte vom Herzog Herpin ist sogar blutig und gräßlich. Diesem an Roheit ähnlich ist Valentin und Namelos, 1465 und von Wilhelm Ziely 1521 mit der Geschichte von Olivier und Arthus aus dem Französischen übertragen, breit und weitschweifig, woran der Lanzelot noch viel mehr leidet und auch die besseren Geschichten Pontus und Sidonia und Lother und Maller Theil haben. Allmälig nahm wenigstens

das Abenteuerliche und Wunderbare ab und gelangte man zu einfacheren Stoffen, wozu besonders die Bekanntschaft mit dem Alterthume und Italien viel beitrug, wie man auch jetzt den Boccacio übersetzte und einzelne Stücke daraus abtrennte. Wir bekamen nun die beliebten Volksbücher vom Kaiser Oktavianus, vom Fortunatus (1450) und aus dem Französischen die Melusine, welche mit noch anderen große Verbreitung erlangten, da man an den Liebesepisoden des kleinen Lebens immer viele Freude hatte. Dazu, daß man wieder an diesem heiligen Seelenleben Antheil nahm, trugen wohl die griechischen Romane sehr viel bei und hauptsächlich die Bemühungen des Niclas von Wyle, diese südlichen Werke uns näher zu bringen. Er übersetzte in den Jahren 1460—80 die besten Schriften des Aeneas Sylvius und Einzelnes von Poggio, Petrarca und Hemmerlein, meistens von präktischer Lebensweisheit, die den Gebildeten um so mehr ansprach, als sie aus dem gesundesten Born des Lebens geschöpft war; aber er übersetzte auch noch andere Schriften, die ganz gegen das Herkommen gerichtet waren und in die öffentlichen Zustände scharf eingriffen, wodurch die Kritik angeregt und der erschlaffte Körper des Reichs nach und nach wieder zur Lebensthätigkeit erregt wurde. Des Aeneas Sylvius Eurycelus und Lucretia, 1462 übersetzt, erschloß auf einmal eine ganz andere Welt, einen Blick in's Herzensleben eines Liebespaars, und eröffnete eine andere Reihe der Ritterromane, die gegen alle bisherige Art vollständig absticht. Bald darauf, 1516, erschien in ähnlicher Weise Cymon aus Cypern, dann Camillus und Emilie und als sogar die älteren Romane wieder aufgelegt wurden, fanden doch im Buch der Liebe nur solche Stücke Aufnahme, welche die Liebe und das Seelenleben der Liebenden schildern. Neben Niclas von Wyle wirkten in gleicher Weise Albrecht von Eyb, der außer einer Uebersetzung eine Novelle in sein Ehebüchlein einschaltete (1472) und noch eine andere schrieb, und der Ulmer Arzt Heinrich Steinhöwel, durch welchen Boccacio's berühmtes Werk de claris mulieribus übertragen wurde. Am Ende dieser Zeit erschien noch der Amadis, 1583 übersetzt und noch häufig gedruckt, welches Buch einen großen Einfluß ausübte und nur mit Mühe durch die Gelehrsamkeit der schlesischen Schule auf die Seite geschoben werden konnte, ohne ganz vergessen zu werden.

Apollonius von Thrus, Augsburg 1471. Raynald, Simmern, 1535. Tristan, Augsburg 1498. Pontus und Sidonia, Augsburg 1498. Fierabras, Simmern 1533. Olivier und Arthus, Basel 1521. Lother und Maller, Straßburg 1514. Melusine, 1535. Genovefa und schöne Magellone, Heidelberg 1491. Translation oder Tütschungen des hochgelehrten Nicolai von Wyle, Straßburg 1510. Das Buch der Liebe erschien 1478 und in einer Ausgabe desselben sind enthalten: Kaiser Oktavian, die schöne Magellone, Ritter Galmy, Tristan, Camillus und Emilie, Florio und Bianceffora, Theagenes und Chariclea, Gabriotto und Reinhart, Melusine, der Spiegel der Tugend, Pontus und Sidonia, Herzog Herpin und Wigalois. — Nicolaus von Wyle war aus Bremgarten in der Schweiz, dann Schulmeister in Zürich, Rathschreiber in Nürnberg, 1462 Stadtschreiber in Eßlingen und 1478 im Dienste des Grafen Ulrich von Württemberg. Neue Ausgaben der Volksbücher besorgten Görres, Marbach und Andere, aber in der ächten, ursprünglichen Gestalt sind sie nicht mehr, sondern umgearbeitet.



78. Mit dem Minnegesang, der sich immer mehr dem Volke näherte und zuletzt ganz aus der alten Gestalt heraustrat, steht im Zusammenhang der **Meistergesang**, der in den Städten entstand, von dem es aber nicht bekannt ist, ob er schon vor Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Schulen und Gesetze besaß. Seine erste Heimath war der Oberrhein, zu Colmar, Straßburg, Mainz, Frankfurt, Würzburg, Zwickau und Prag, im 15. Jahrhundert hatte er seinen Sitz zu Nürnberg und Augsburg, im 16. zu Regensburg, Ulm, München, in Steiermark und Mähren, zu Breslau, Görlitz und bis nach Danzig, so daß er im Südwesten Deutschlands begann, im Nordosten endigte. Aus dem Wetteifer, welchen die Besten um den Vorzug hatten, gingen die Wettgesänge hervor und erst aus diesen mögen sich die engeren Vereinigungen der Meistersänger gebildet haben. In Mainz sollen dieselben ihren Anfang genommen haben und Frauenlob ward oft als Stifter der dortigen Meistersängerschule angesehen; wahrscheinlich verwechselt man damit eine kirchliche Singschule, aus der vielleicht später einzelne Meistersänger hervorgingen. Die Ordnungen der Meistersänger waren nicht überall gleich; in einzelnen Städten schlossen sich blos die Meister Eines Handwerks, in den meisten die Meister aller Handwerke an einander und bildeten eine Art Sängerzunft, was man jedoch nicht mit einer anderen Zunft vergleichen darf, da die Meistersänger nur als freie Gesellschaft angesehen sein wollten. Ihre Kunst sahen sie mehr als eine heilige an, die man ehrbar, sittlich und fromm üben müsse, weshalb die Gegenstände des Volksgesangs bei ihnen nicht Aufnahme fanden und Alles mit der Bibel oder ernsten Geschichte zusammenhängen mußte, ja bei Hauptsingen wurde nichts geduldet, als wofür der Stoff aus der Bibel genommen war. Die Ursache dazu mochte freilich zum Theil in dem Umstande beruhen, daß eben für die Meistersänger sich kein anderer Stoff bot; jedenfalls lag aber die Hauptbegründung in der festen sittlichen Haltung des Bürgerstandes, der nur darin einen schützenden Damm gegen das allgemeine Verderben erkannte. So verachtungsvoll man heutzutage an den Meistersängern vorübergeht, so erhebend ist es im Gegensatze zu unserer Zeit, zu sehen, wie der Handwerksmeister, wenn er Abends sein Geschäft beendet und die Werkzeuge zur Seite gelegt hatte, womit er mühesam seinen Unterhalt verdiente, sich in seiner stillen Kammer verschloß, seine Lieder dichtete, die alten Töne übte, über neue nachsann und sich freute, den Nachkommen zu bewahren, was von den Vorfahren auf ihn gekommen war. Am Sonntage wurde die mit bunten Schildereien verzierte Schultafel ausgehängt zur Verkündigung, daß nach dem Nachmittagsgottesdienste Schule gesungen werden solle, und dann versammelten sich auf dem Rathhause, später wohl auch in der Kirche, die Meister der Gesellschaft, die Sänger und Dichter, die Freunde und Schüler der Schule und eine Anzahl von Bürgern und bürgerlichen Frauen, um zuzuhören, wie die Meister ihre alten und neuen Töne und ihre künstlichen Reimverschlingungen vortrugen. An der Spitze der Gesellschaft stand das Gewerk, bestehend

aus dem Büchsenmeister oder Kassier, Schlüsselmeister oder Verwalter, Merkmeister und Kronmeister, und dem Merkmeister waren beigegeben die Merker, um auf die Fehler zu achten und das Urtheil abzugeben. Der Kronmeister krönte die vorzüglichsten Sänger mit einem der Gesellschaft gehörenden, kostbar verzierten Kranze, oder einer Kette mit werthvollem Kleinode, was für eine hohe Ehre galt. Die Gedichte wurden in ein großes Buch zusammengeschrieben und sorgfältig aufbewahrt. Die Poesie der Meistersänger war von sehr geringem Gehalt, denn man sah hauptsächlich auf die Reimkunst, wo die strenge Form, die unabänderliche Regel eingehalten werden sollte, und dadurch eine freie Bewegung des dichterischen Geistes, wenn er sich auch irgendwo regen mochte, gleich wieder erlahmen mußte. Auf die Worte und Silben hielt man vor Allem und setzte für Uebertretungen von Maß und Regeln 32 Strafen fest; dagegen kümmerte man sich wenig oder gar nichts um den Inhalt, wenn er nur recht deutlich und faßlich war und nicht gegen das Evangelium verstieß. Hinsichtlich des Strophenbaues ahmten sie die alten Minnesänger nach und behielten die dreitheilige Strophe bei, aber sie häuften die Reime ungeheuer, bis zu hundert in einer Strophe, und erfanden die närrischsten Namen für ihre Töne, wo es dann nicht nur einen blauen und rothen Ton gab, sondern auch eine warme Winterweis, eine englische Zimmetweis, kurze Affenweis, Fett-Dachsweis, Gestreift-Safran-Blümleinweis u. s. w. Und dieser Töne gab es in Nürnberg, wo man zu Hans Sachsen's Zeiten dritthalbhundert Meistersänger zählte, 220, die man gebrauchte. Die Tabulatur war der Inbegriff ihrer Ordnungen, Regeln und Statuten und wurde strengstens gehandhabt, daher blieb der Meistergesang Jahrhunderte lang lebendig, am meisten im 16. Jahrhundert, und selbst später erhielt er sich neben den freien Bewegungen der Literatur, bis er zuletzt in Mainz und 1770 in Nürnberg erlosch. Aber Eine Meistersängerschule überlebte sogar den Glanzpunkt der neueren Literatur. Noch im Jahre 1830 waren in Ulm zwölf alte Sangmeister übrig, welche zuweilen noch in ihren alten Tönen sangen, bis sie abstarben bis auf vier und diese ihre Lade, Schultafel mit den Gemälden, Tabulatur, Sing- und Liederbücher am 21. October 1839 dem Liederkranze übergaben und damit den Meistergesang beschlossen.

J. Grimm, über den altdeutschen Meistergesang. Wagenseil, von der Meistersänger holdseliger Kunst. Ueber die Ulmer Meistersänger: Allgem. Zeitg. 1839. Nro. 311. Beil. S. 2432.

79. Während wir bisher das Herabsteigen der Poesie aus den höheren Regionen betrachteten und sahen, wie die Meistersänger durch ihr Streben nach einer besseren Form den Uebergang zur neuen Zeit anbahnten, zeigt der **Volksgesang**, wie von den unteren Ständen aus die neue Kunst sich zu entwickeln begann. Es ist bemerkenswerth, wie jetzt wieder, wie zur Zeit, wo die ritterliche Poesie begann, der Süden und Norden, an den Gränzmarken Deutschlands der Hauptausgangspunkt für die neue Richtung war und wie zur Zeit der Einführung des Christenthums die Mönche die Bibel reimten und gegen das alte

Volkslied auftraten, jetzt das Volk die Bibel zum Inhalte seiner Dichtungen nahm und die Satire gegen die öffentlichen Zustände gebrauchte, und wie endlich zwischen beiden Zeiten eine große Aehnlichkeit sich offenbarte. Die Gestaltung des neuen Volksgesangs war durch die äußeren Verhältnisse bedingt und da wir in dieser Zeit mehr eine innerliche Geschichte hatten und mehr eine moralische Reformation des Volks vor sich ging, so konnte daraus für Romanzen oder Balladen kein Stoff gewonnen werden, sondern entstand die Satire; wo aber eine Begebenheit wirklich für eine Romanze den Stoff bot, war er blos so landschaftlicher Art, daß er weder auf einen weiteren Kreis, noch auf anhaltendes Interesse Anspruch machen konnte. Nur was sich für die Legende und Allegorie eignete oder besonders zum Gemüthe sprach, sang man im Volke. Aber alle diese Stoffe mußten es sich gefallen lassen, daß die ursprünglichen persönlichen Beziehungen und Namen daraus verschwanden, daß man Alles mehr in's Rührende zog und selbst die schaurigen Stoffe melancholisch, weich und wehmüthig gestaltete; denn die sittliche und gesellschaftliche Bildung des Vaterlandes war nun Hauptziel der Dichtung und man ließ Alles unbeachtet, was nicht allgemeine Früchte zu versprechen schien, und griff nur nach dem, was das Interesse und die Gefühle der gegenwärtigen Zeit fördern mochte, was sich auf das sittliche Bedürfniß des Bürgerstandes bezog. — Obschon das erotische Volkslied den Geistlichen mißfiel, erhielt es sich doch noch in seiner größeren Reinheit und trug noch viele Spuren des alten Minnelieds an sich. Das Volkslied hat überhaupt dieselbe Heimath, wie dies, am Oberrhein bis nach Oesterreich und Franken, während es gegen Niederdeutschland abnimmt und farbloser wird. In Tyrol und den entfernteren Punkten tragen die Volkslieder etwas Bäuerisches und Komisches an sich, während sie in Schwaben und am Rheine einen allgemeineren Charakter haben; überhaupt aber ist der Inhalt noch dem Minneliede verwandt und sind es Maigesänge, Wächter- und Tagelieder, Sommer- und Tanzlieder, herrscht dieselbe Freude und Beziehung zur Natur, sogar oft ähnliche Reimspielerei und wird der Name der Geliebten verschwiegen, wie dort. Nur konnten solche Richtungen nicht lange die Oberhand behalten, weil jetzt nicht mehr ein sich durchaus gleicher Stand, wie die Ritter, dichtete, sondern der Laie aller Orten, und wie der Adel mehr lesend in den Romansagen sich vertiefte, ein Gedankenleben führte und daher sein Lied monoton war, so entstand jetzt das Volkslied draußen in der freien Natur durch Bettler, Handwerksbursche, Landsknechte, fahrende Schüler und wer leichten Muthes die Straße dahinzog, wodurch das Lied Lebendigkeit und Sinnlichkeit erhielt und die grelle Farbe der Wirklichkeit und Wahrheit bis zur Uebertriebenheit an sich trug, während die Lieder der Ritter aus einer Art Traumleben hervorgingen und mehr einen ideellen Anstrich hatten, auch oft unpoetische Gegenstände behandelten, wogegen das Volkslied Inhalt und Form, individuelle Wahrheit und ideelle Allgemeinheit glücklich zu vereinigen wußte und noch poetischer wählte.

Talvj, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen Leipzig 1840, 8°.

80. Es war dies dem Volksliede auch um so mehr möglich, als die unteren Stände mit ihrem Leichtsinn, ihrer Sinnlichkeit, Derbheit und einem unverwüstlichen Humor ein an Bewegung und Mannichfaltigkeit reiches poetisches Leben lebten, im Gegensatze zu den Hofdichtern, die von ihren Empfindungen erzählten, hier die Empfindung von ihrem Gegenstande bis zur Heftigkeit bewegbar aus dem Dichter redete und erschütternd und rührend wirkte und das Volkslied überhaupt mit keckem Wurfe gerade die ächte Lyrik traf und obschon voll Sprünge und Lücken und ohne logische Verbindung, doch den schönsten inneren Zusammenhang zeigte. Was seit den frühesten Zeiten dem Volke eigenthümlich war, offenbarte sich wieder im Volksliede, die alten Refrains, Anfänge mit Alliteration, die elidirende und apostrophirende Manier in Sprache und Bild, das Entlehnen von Versen und ganzen Strophen, und was im Minneliede nur in halbdunkler Ferne lebte, das tritt hier in die Nähe und Gegenwart und wirkt unmittelbar. Auch stand der Text mit der Melodie in der innigsten Beziehung, alles ward melodisch und klangvoll und so vielfach Text und Musik in den einzelnen Gegenden verändert ward, so blieb doch überall die Uebereinstimmung derselben erhalten, die sonst künstlerisch nur sehr schwierig zu erzielen ist. Ein nicht gesungenes Volkslied war gar nicht denkbar. Die Entstehung desselben erfolgte auf verschiedene Art; bei dem Einen war es ein örtlicher oder persönlicher Anlaß, Andere entstanden in Gesellschaften, wo Einer eine Strophe dichtete und die Anderen weitere anfügten. Viele Volkslieder erfaßten historische Stoffe, wie vom Lindenschmidt im Breisgau, vom Kuefsteiner Befehlshaber Hans Benzenauer, von der Pavierschlacht, vom Möringer, Heinrich dem Löwen, Trimunitas u. A., die meisten sind aber Liebeslieder, Natur-, Wander- und Abschiedslieder, voll Wehmuth und Sehnsucht, Trauer und Freude, je nach der Grundstimmung; auch erschienen Wein- und Gesellschaftslieder voll ächter Lust, Witz und Humor, alle einfach und naturgetreu, wahr und tief empfunden, kernig und oft sogar derb, denn es ist nicht mehr die Frauenpoesie der höfischen Zeit, sondern das Volkslied ist durch und durch Männerpoesie. Die ältesten Volkslieder sind reiner und keuscher gehalten und wo sie sich Derbheiten und Obscönitäten erlauben, geschieht es so, daß man sieht, wie man damals nichts Arges darin sah. Roher wurde es aber und heftiger im 16. und 17. Jahrhundert, wo es sich aus dem freieren Gelegenheitsliede in das engere zog und an die Stelle der Lieder allgemeinerer Stände die der besonderen Handwerker und Klassen traten. Im Anfange des 16. Jahrhunderts war die schönste Zeit des Volkslieds, denn damals herrschte noch das reinste Volks- und Naturleben; aber mit dem Aufkommen des Meistergesanges drang auch das Künstliche in das Volkslied ein, man suchte Naturlaute nachzuahmen, sang Preis-, Ehr- und Ruhmlieder auf die verschiedenen Zünfte und gerieth zuletzt in's Schildern und Erzählen, was dem alten Charakter großen Abtrag that. Ueberhaupt stieg gegen

Ende des 16. Jahrhunderts das Schmutzige und Bäuerische, man wollte nüchterner und verständiger werden, ahmte nach, wurde lehrhaft und anspruchsvoll, das Lied bewegte sich nicht mehr unmittelbar in der freien Natur, sondern zog sich auf die Stube zurück und zuletzt gingen Lied und Melodie gar nicht mehr unmittelbar vom Volke aus, sondern wurden von professionirten Poeten und Musikern in der Weise des Volkslieds künstlich verfertigt, wobei man fremde Elemente hereinzog und auch alten Melodien neue Texte unterlegte.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. Achim von Arnim und Clemens Brentano, 3 Bde., Heidelberg 1808, 8°. J. J. Görres, Altdeutsche Volks- und Meisterlieder, Frankfurt 1817, 8°. L. Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder I. Stuttgart 1844—45. Hoffmann, Deutsche Gesellschaftlieder des 16. u. 17. Jahrh. 1844.

81. Wir haben schon oben gesehen, wie der Gegensatz gegen die heroische Poesie der höfischen Dichter immer mehr sich ausbildete und der Volkshumor seine Satire gegen die oberen Stände richtete, weil das Volk nun seine Kräfte und seinen Werth kennen gelernt hatte und einen natürlichen Verstand und Schlauheit besaß, welche die Nichtigkeit der vornehmen Halbbildung wohl durchschaute und dessen Blößen traf. Der Pfaffe Amis und der Pfaffe von Kalenberg (57) eröffneten die Reihe der daraus entsprungenen Schwänke und diesem Beispiele folgte bald darauf Achilles Jason Widmann aus Schwäbisch-Hall, der die Geschichte seines Landsmannes Peter Leu von Hall in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts reimte und darin eine Reihe im Volke umlaufender Schwänke verband, mehr zur Unterhaltung, als zu höherem Zweck. Hier ist der Stoff schon aus den untersten Klassen genommen, indem der Held es vom Blockträger zum Rothgerber, dann zum Büchsenmeister im Zuge gegen die Armagnaken bringt, endlich im 30. Jahre Schüler wird, vom Pfarrherr zu Westein als Helfer und Priester angenommen wird und hierauf zuerst aus Noth, später aber aus Spaß und um sich Geld zusammenzubringen allerlei Schelmenstreiche begeht, wozu er den Aberglauben und den Aberwitz der Zeit trefflich zu benützen versteht, ohne daß seine Streiche so wehe thun, als in den vorhergehenden Büchern. Zu einem Volksbuche gestaltete man auch das alte Gedicht von Salomon und Markolf um, worin besonders der Mutterwitz des einfachen Bauern gegen die Weisheit des Salomo hervorgehoben ist und angedeutet wird, daß sich die Wahrheit blos im Gewande der Thorheit zeigen dürfe. Markolf ist arm, aber dies gibt ihm Fröhlichkeit, Humor, Ungenirtheit und die Schlauheit, den Sinn der Worte seines Herrn zu verdrehen und alle seine bildlichen Ausdrücke zu persifliren, wobei er besonders auf die Frauen nicht gut zu sprechen kommt. Damit mehrfach verwandt ist der erneute Aesop, von Dr. Steinhoevel aus dem Lateinischen übertragen und mit Fabeln von Rimicius, Avienus, Petrus Alfonsi und Facetien von Poggio vermehrt. Das Buch wurde sehr beliebt, legte großen Werth auf die Moral und besonders gefiel die Einleitung vom Leben Aesop's, welches ganz schwankhaft angelegt ist und wieder das Uebergewicht gemeiner Weisheit bekräftigen soll. Hier ist Alles, Rede

wie Handlung, sinnreich und bedeutungsvoll, Fabel und Volkssprüchwort zeigen sich in engster Beziehung zu einander und man ersieht hieraus auch schon ein fernes Verhältniß zwischen den alten cynischen Philosophen und unseren Volks- und Hofnarren, die nach Rudolf von Habsburg immer mehr emporkamen. An innerem Gehalte geht diesen Produkten der Eulenspiegel nach, der ein Lieblingsbuch des Volks wurde und eine ungemeine Verbreitung erhielt. Der Eulenspiegel ist der personificirte Schwank, der aber durch das Einerlei ermüdet und das Komische einbüßt. Man kann ihn als den letzten Fahrenden betrachten, der die Welt durchzieht in jeder Gestalt und jedem Handwerk, wo dann jeder Spaß wieder vom besonderen Standpunkte ausgeht, während andere wieder Allgemeingut sind und überall belacht werden. Es ist ein Silbenstecher, nimmt Alles wörtlich, wird dadurch, daß er die Wahrheit sagen will, derb, dreist und grob und gibt seinem klaren Verstande eine so karrikaturmäßige Anwendung, daß man, besonders in der Jugend, Gefallen an seinen Späßen haben muß. Diese Zeit war überhaupt lachlustig und das Jahrhundert der Hofnarren und Anekdoten, deren viele gesammelt wurden, aber sich abkürzen lassen mußten. So sammelte Bruder Pauli, Barfüßer und Lesemeister in Thann im Jahr 1518, in seinem Schimpf und Ernst mit feiner Wahl und in kräftiger, naiver Sprache eine Reihe von Schnurren voll lebendiger Laune, voll ironischer und oft scharfer Moral, worin alle Zungendrescher gegeißelt werden, und nach ihm nahm Alles, in der Poesie wie im Leben, diese schalkhafte Richtung.

Peter Leu, Nürnberg 1560, und nun in v. d. Hagen's Narrenbuch. Salomon und Markolf im Narrenbuch. Der Aesop erschien Ulm, 1476 u. 1484. Ob der Eulenspiegel eine historische Person ist, wie sein Grab zu Möllen beweisen soll, ist nicht zu bestimmen. Das Buch ist um 1483 in niederdeutscher Sprache abgefaßt und 1495 so gedruckt worden; der erste hochdeutsche Druck stammt von 1519, 4°, Straßburg. — Pauli, von jüdischer Abkunft und sonst Johannes Pfedersheimer genannt, lebte früher zu Straßburg. Schimpf und Ernst durch alle Welthändel erschien Straßburg 1522; vgl. K. Veith, über den Barfüßer Joh. Pauli und das von ihm verfaßte Volksbuch Sch. u. E., nebst 46 Proben aus dems., Wien 1839.

82. Das Volksbuch vom Faust beruht auf einer volksmäßigen Grundlage, obgleich die Quelle davon eine gelehrte ist, denn auf einen als Zauberer bekannten Gelehrten, Johann Faust, übertrug die Sage die vorhandenen dunklen Zauberschwänke, brachte ihn in Verbindung mit einem der Erfinder der Buchdruckerkunst, die man ja selbst für etwas Zauberhaftes ansah, holte den ganzen Stoff herbei, der vom Zauberer Virgilius und anderen nebelhaften Magiern im Umlaufe war, und schuf dann erst hieraus die uns bekannte Person. Dieser Faust spielt den Hofnarren und Zauberer, um Anderen Gefallen zu erweisen, und verübt alle möglichen Kunststückchen, wodurch er mit dem Eulenspiegel verwandt ist; es liegt in der Sage aber auch noch ein tieferer Grund, nämlich das Streben, die Freiheit und Unschuld der Natur mit der Aufklärung und Vernunft zu verbinden und die Natur und Leidenschaft gewähren zu lassen, was aber nothwendiger Weise den tragischen Ausgang herbeiführen mußte, da man wohl die Rückkehr zur Natur den Bauern nachsah, aber den Genuß des

Lebens und die Voranstellung der Vernunft dem Teufel verfallen ließ. Erst die spätere Zeit erfaßte den Gedanken, die ächte menschliche Ausbildung durch solche Vereinigung zu vollenden, und schuf daraus das psychologische Drama, wozu der Inhalt schon in der alten Sage lag. Eine Verspottung der fabelhaften Reisebeschreibungen und Aventuriers, welche der Welt ihre Lügenberichte vorsetzten, ist das Buch vom Finkenritter, das geographische und historische Unmöglichkeiten aufzählt, von der verkehrten Welt berichtet, wo es steinerne Birnbäume, brennendes Wasser gibt und die Schaafe über Wölfe herrschen und allerlei andere Lügenmährchen und poetischen Unsinn auftischt. Für unsere Zeit ist der Reiz dieser Erzählungen dahin, aber damals, wo man wirklich solche Mährchen, die nur nicht so arg waren, in Reisebeschreibungen mittheilte, hatte man Freude an solcher volksmäßigen Verspottung, denn man kannte noch die speciellen Beziehungen, denen es galt. Das Lalenbuch oder das Buch von den Schildrittern entstand gleichfalls im 16. Jahrhundert und versammelt unter dem Namen der Stadt Schilda alle Streiche der Städter, die Einfalt und alberne Großthuerei, Verkehrtheit und Unbehülflichkeit der Bürger und Magistrate von Städten, die hinter der Zeit zurückblieben und an denen der Witz sich übte. Wie nämlich im Süden die einzelnen Stämme über einander spotteten, so mußten im Norden die Orte Schöppenstedt, Schilda, Krähwinkel u. a. alle albernen Streiche verübt haben, von denen man im Reiche sprach, wie sich alle Schelmenstreiche der Handwerker und Landfahrer an den Eulenspiegel anhefteten. Alle diese Volksbücher zeigen, wie sich gegen die Uebertreibung des ceremoniellen Gesetzes und der Sitte in den oberen Schichten der Gesellschaft eine Opposition regte, welche an die einstmalige Gleichheit der Menschen erinnerte und darauf ausging, die alte Einfachheit und Natürlichkeit wieder zurückzurufen, um ein neues, kräftiges Leben daraus zu gestalten, das von der Unnatur der höheren Gesellschaft nicht mehr zu erwarten war. Man erkennt dies Streben der unteren Stände nach Bildung und Gleichberechtigung schon in der Stellung der Hof- und Volksnarren ausgedrückt, die privilegirt wurden, die man aber bestrafte, wenn man einmal von ihren Witzen und ihrer unter dem Mantel der Thorheit geborgenen Wahrheit wirklich leiden mußte.

Das Buch von Faust scheint zuerst 1588 zu Frankfurt erschienen zu sein. Das vollständigste Material steht in Scheible's Kloster, Stuttgart 1846, 2. Theil. Der Finkenritter erschien jedenfalls vor 1570 zu Straßburg; nach v. Meusebach soll er von Fischart sein, was aber sehr unwahrscheinlich ist. Das Lalenbuch erschien zuerst 1598, wurde aber später um einen Theil vermehrt. Der erstere ist ganz, der zweite im Auszug in v. d. Hagen's Narrenbuch aufgenommen. Eine Ueberarbeitung davon ist der Grillenvertreiber, der 1605 zu Frankfurt erschien.

83. Nachdem die epische Poesie, welche auf der Vergangenheit ruht, zerfallen war und sie sich überall der Gegenwart genähert hatte, seitdem man Sinn gewann für das Plastische und das im Bilde Belebte nicht mehr lebendig genug erschien, sondern auch reden sollte, weshalb man den Bildern beschriebene Zettel aus dem Munde hängen ließ, war das Drama vorbereitet und zur Entwicklung



reif; aber der Grund dazu, die ersten Anfänge waren bereits lange vorher gelegt. Schon frühe fanden Prozessionen und Gaukeleien statt und kam zu den stummen Pantomimen Gesang, ja man führte Kreuzigungsgeschichten und den Todtentanz in Frankreich auf und in den Kirchen wurden frühzeitig mimische Aufführungen und Ceremonien veranstaltet, wie ja noch bis heute zu Rom die Passionsgeschichte an Ostern mit verschiedenen vertheilten Rollen gesungen wurde. Hieraus entwickelte sich die Aufführung der Leidensgeschichte in der Kirche, wozu bald Action kam und auch andere Vorstellungen, so daß hierbei auch Laien mitwirkten, die profane Zuthaten anfügten und zwar so, daß schon im 13. Jahrhundert gegen solche Spiele in der Kirche Verbote von Papst und Bischof erlassen wurden. Schon im Jahr 1322 führten die Predigermönche zu Eisenach die Geschichte von den klugen und thörichten Jungfrauen im Thiergarten auf, wo das hoffnungslose Ausgeschlossensein der Letzteren auf den Markgrafen Friedrich von Meißen einen solchen Eindruck machte, daß er in dumpfes Hinbrüten verfiel und ihn der Schlag traf. Die Darstellung der Mysterien scheint selbst bis in die kleinsten Dörfer versucht worden zu sein, aber später wurden solche Aufführungen vorzugsweise Sache der Städter, Handwerker und Schüler. Wir fingen überhaupt mit dem Drama klein an und ließen die Frucht langsam reifen; darum gedieh sie auch um so besser. Den Uebergang aus dem Epos und der Lyrik bildete zuerst der in den Allegorien auftauchende Dialog, eine größere Einwirkung hatten aber lateinische Dramen, worin sich schon im Jahre 980 die Nonne Rhoswitha versuchte und wovon der Abraham derselben im Anfange des 16. Jahrhunderts in's Deutsche übertragen wurde. Von den meisten in jenen Zeiten aufgeführten Stücken mochte nichts als der allgemeine Gang des Stücks und die Vertheilung des Stoffs aufgezeichnet worden sein, nur die kunstreicheren schrieb man auf und aus diesem Grunde haben sich auch so wenige davon erhalten. Das älteste Stück ist das Leiden Christi, das für den Gesang bestimmt war und nur wenige weltliche Strophen in deutscher Sprache enthält. Es stammt aus der Gegend von Tegernsee und dem 13. Jahrhundert, während aus der Gegend von St. Gallen und aus der Zeit von 1380 ein noch rohes Passionsspiel bekannt ist, welches schon einen scherzhafteren Ton anschlägt, aber auch noch mit Gesang und Rede, lateinischer und deutscher Sprache wechselt. Das beste ist wohl die Klage der Maria aus dem 14. Jahrhundert, das einfach angelegt ist und viel Wärme zeigt. Das Beste daran ist auch hier das derb Komische und Volksmäßige. Ein Spiel von St. Dorothea, um 1400, von Mariä Himmelfahrt, um 1391, die Auferstehung Christi und ein Osterspiel sind noch andere spärliche Reste aus dieser Zeit, von denen die Auferstehung Christi durchaus weltlicher, muthwilliger und komischer gehalten ist und ziemlich derbe Zwischenspiele hat. Eine besondere Art der Mysterien ist des Stadtpriesters Theodorich Schernberg's Spiel von Frau Jutten, 1480, das aber nicht scherzhaft, sondern ganz ernsthaft gehalten ist, wie

denn eine Anzahl Teufel Frau Jutta als Päpstin zu ihrer Unthat führen, dann Maria für sie bittet und Christus nur ungern einwilligt, ihr Verzeihung zu gewähren. Im 15. Jahrhunderte wurden diese Mysterien viel mehr erweitert und ein Passionsspiel vom Jahre 1498 wurde zu Frankfurt von 265 Personen aufgeführt, ja es gab Stücke, z. B. 1571 der Saul von Mathias Holzwart, der 50 Acte umfaßte und mehrere Tage zur Aufführung brauchte. Der Hauptinhalt wurde dazu regelmäßig aus dem neuen Testamente genommen, aber Zwischenspiele aus dem alten Testamente eingefügt, die auch später den Anfang der regelmäßigen Tragödie ausmachten.

Das Tegernseeische Leiden Christi in Hoffmann's Fundgruben II. 245. Das Frankfurter Passionsspiel von 1498 in Fichard's Frankf. Archiv III. Ein Osterspiel des 15. Jahrh. in Hoffmann's Fundgruben II. 296—338, aus dem 14. Jahrh. in Mone's Altdeutschen Schauspielen, 1841, und Mone's Schauspielen des Mittelalters, 1846. II. 33—106. Ein Spiel von der heil. Dorothea in Hoffmann's Fundgr. II. 284—295, von Mariä Himmelfahrt in Mone's altd. Schausp. Proben eines Alsfelder Passionsspiels in Haupt's Zeitschrift, 1843. III. 477—518. Andere stehen in Mone's Schauspielen des Mittelalters und zwar: aus dem 14. Jahrh. I. 72—128; aus dem 15. Jahrh. II. 183—350; und andere Texte ähnlicher Spiele. Schernberg's Spiel von Frau Jutten: 1765 von Hieron. Tilesius in Eisleben herausgegeben, steht auch in Gottsched's Nöthig. Vorrath z. Gesch. d. deutschen dramat. Dichtkunst II. 81--142.

84. Bis daher waren die Mysterien mit komischen Scenen oder Zwischenspielen geringzählig, als aber im 16. Jahrhunderte der dramatische Schwank sich ausbildete, trat auch das Komische mehr hervor und es löste sich die Komödie selbstständig ab, da schon die Osterspiele dies zuließen. Aber die Feste, selbst das Fastnachtsfest, waren durchaus nicht so burlesk, wie anderwärts, es herrschte schon mehr ein Ernst vor und das Volk liebte überhaupt die Vermischung von Ernst und Scherz nicht sehr. Der erste Versuch, das Komische in die Kunst einzuführen, geschah wohl mit Nachahmung körperlicher Gebrechen, Häßlichkeiten und carricirter Geberden, und der Teufel, der eine solche Carricatur bildet, ist die stehende komische Figur des himmlischen Dramas geblieben. Das Possenspiel mit seinen närrischen Figuren, das auf den alten Volksschwänken beruhte, umfaßte die derbsten, ausgelassensten Darstellungen, weil man eben an Fastnacht sich mehr als sonst erlauben durfte, und wie einfach der Anfang war, sieht man daraus, daß man diese Stücke fast improvisirend aufführte und nichts von äußerem Apparat dazu nöthig war, als ein paar Kleider und Bretter. Freilich ist daran auch nur erst sehr wenig von einem Schauspiel zu erkennen und das Ganze lief auf einige Dialoge hinaus, ohne Intrigue und Verwickelung. Dies findet man selbst in den meisten Stücken des Rosenplüt, welche mehr dialogisirte Schwänke, bäuerische Hochzeiten, Ehescandale und Kupplergeschichten darstellten und den Ritterstand, Minnedienst und die Uebertriebenheit des abtödtenden geistlichen Lebens verspotteten. Dabei war vorzüglich die Prozeßform diesen ersten Stücken gewöhnlich, besonders denen von Rosenplüt, und alle Lieblingsstücke aus der Bibel beruhen auf dieser Form. Der Sitz dieser ersten dramatischen Poesie war Nürnberg, wo auch der Barbier

Hans Folz um 1447 Schwänke, Fastnachtsspiele und Erzählungen dichtete, ja für seine Werke sich eine eigene Druckerei errichtet haben soll. Seine Stücke sollen jedoch den Rosenplüt'schen nachstehen. Zu diesen Bestrebungen, die in Zukunft durch Hans Sachs, Probst, Ayrer u. A. noch erweitert werden sollten, trat dann vorzüglich fördernd das Uebersetzen der antiken Lustspiele, wozu schon der erwähnte Vorgang mit einem Stücke der Hrosuith aufforderte. Zuerst dichtete man Lustspiele in lateinischer Sprache und führte sie auf, was an den norddeutschen Schulen bis in's vorige Jahrhundert fortgesetzt wurde. Man machte dazu deutsche Einleitungen und Einschaltungen und übersetzte diese Stücke endlich selbst in's Deutsche. Mit dem Eunuch des Terenz versuchte dies Hans Nydhardt zu Ulm 1486 und 13 Jahre später übertrug ein Anderer auch die übrigen Stücke, die man dann in Reime brachte, was auch Albrecht von Eyb mit zwei Stücken von Plautus versuchte und bald immer größere Nachahmung auf allen Seiten erlangte.

Von Rosenplüt sind 60 Fastnachtsspiele handschriftlich vorhanden, wovon 6 in Gottsched's nöthigem Vorrath II. 43, zwei davon in Tieck's deutschem Theater und ein anderes 1841 zu München von R. Marggraff herausgegeben sind. Ueber Rosenplüt vgl. 74. Hans Folz war zu Worms geboren und dann Barbier und Meistersänger in Nürnberg. Einige seiner Stücke sind daselbst 1519 und 1521 gedruckt. Mehrere Stücke aus dieser Zeit hat Gottsched am angef. Ort erhalten, auch fand man jüngst in Tyrol solche auf. Vgl. Ueber das Drama des Mittelalters in Tyrol, von Ad. Pichler, Innsbruck 1850, 8°, wo über 14 geistliche Stücke und ein Lustspiel ausführlich berichtet wird und von 7 anderen der Inhalt angegeben ist.

85. Alle diese Satire und die Opposition gegen die verdorbenen Zustände der Zeit ging hauptsächlich aus der sittlichen Einsicht und der gewonnenen Lebensklugheit des Volks hervor, das durch die Lehrpoesie noch mehr geweckt ward und die physische Gesundheit und Kraft sich aneignete, daß es die Reformation nicht nur annehmen, sondern auch eine vollständige Selbstumwandlung durch sie erfahren konnte. Diese Reformation selbst, deren Beurtheilung aber außerhalb der Literaturgeschichte liegt, wurde noch mehr vorbereitet und unterstützt durch ähnliche Lehrgedichte, welche wir hier noch vorzuführen haben. Dahin gehört das Buch der Tugend von Hans Vintler, das 1411 geschrieben wurde, auf das lateinische Werk flores virtutum gegründet ist, dabei aber noch andere Quellen benützt und im Anfange ganz bescheiden und allgemein gehalten ist, so daß die Beispiele meistens aus der Fabelzoologie oder dem römischen Alterthume gewählt sind. Im Verlaufe der Rede kommt er jedoch an die Gegenwart und greift nun die Hoffart der oberen Stände und der Frauen, den Adel und den Aberglauben an, wird dabei manchmal ziemlich derb und sogar grob, schont jedoch so ziemlich die Geistlichen. Das Ganze ist kunstlos und ohne Anspruch geschrieben und steht hinsichtlich seiner Form dem Renner nahe. — An ihn reiht sich Sebastian Brant an, ein sehr vielseitig gebildeter, gelehrter und überaus thätiger Mann, der freilich kein poetisches Talent besaß, aber die Gebrechen und Mängel seiner Zeit erkannte und sie scharf zu geißeln verstand.

Hierin hatte er Vorgänger, die Klagen über die öffentlichen Zustände waren allgemein, Sittenspiegel der Zeit beliebt und das Volk griff begierig nach den Schriften, welche seine Zustände verspotteten und die auch in nicht geringer Zahl erschienen. Brant machte Heiligengeschichten und lateinische Lobgesänge auf Maria, er nahm Bearbeitungen des Freidank und Renner vor, übersetzte von Wimpheling eine Schrift und interessirte sich noch für andere Werke; seine Hauptschrift war aber das Narrenschiff, welches zuerst im Jahre 1494 erschien und solchen Beifalls sich erfreute, daß noch in demselben Jahre vier Ausgaben gemacht wurden. Im Narrenschiff ist geradezu die didaktische Poesie zur Satire erhoben und dadurch ein Beispiel für die nachfolgende Zeit gegeben, welche auf diesem Wege fortschritt. Den Titel nahm er daher, daß es der Narren zu viel gebe, um in einem Wagen Platz zu finden, und er habe deshalb ein Schiff ausgerüstet, um die von allen Seiten herankommenden Narren alle aufzunehmen, wobei jedoch nicht Diejenigen Platz hätten, die sich für Narren, sondern blos jene, die sich für witzig hielten. Er ladet nun 113 Sorten Narren in sein Schiff und führt diese selbst an, indem er die Büchernarren vertritt, denen nun die übrigen Narren folgen. Als Vers gebraucht er eine verwilderte Art der kurzen Reimpaare und die Sprache ist der etwas ungelenke, rauhe Dialekt des Elsasses, der dafür wieder reich an Spottnamen ist; die Darstellung ist oft kurz und scharf, wird aber dadurch manchmal auch trocken und dürr. Indem Brant darin gegen die allgemeine Richtung seiner Zeit auftrat, hat er einen kühnen Muth bewiesen und es entsprang dieser wohl auch aus seiner strengen Moral und festen Gesinnung, die ihn jedoch nicht verhinderte, auch den Satz zuzugeben, daß man eben mit den Wölfen auch heulen müsse. Er zieht besonders gegen die Hoffart, das Zuviel und die Maßlosigkeit zu Feld und dringt auf Selbsterkenntniß, will Alles bessern und was das Große bei ihm ist, das ist sein Vertrauen, daß aus der trostlosen Gegenwart doch eine bessere Zukunft sich entwickle, das ist, daß er eine höhere Moral annahm, die Laster als Thorheiten ansah, welche den Menschen erniedrigen, und sie nicht verdammenswerth findet, weil die Religion sie bestrafe, sondern weil sie der Vernunft zuwider sind. Auch der öffentlichen Angelegenheiten nimmt er sich an, und zwar mit vielem Feuer, obschon gemäßigt. Daß Brant mit seinem Narrenschiff gerade zur rechten Zeit gekommen ist, zeigen die damals erschienenen verwandten Schriften, sowie daß sein Buch einen reißenden Absatz fand und öfters in fremde Sprachen übersetzt wurde. Auch nahm sich der bekannte Geiler von Kaisersberg geradezu ganze Kapitel aus diesem Buche zu Texten für seine Predigten.

Hans Vintler dichtete 1411, sein Buch erschien aber erst 1486 zu Augsburg. Sebastian Brant war 1458 zu Straßburg geboren, studirte später in Basel, wurde 1489 Doctor, lehrte daselbst die Rechte, wurde 1500 Rechtsconsulent in Straßburg, später Kanzler, wurde von Kaiser Maximilian zum Rath und Pfalzgrafen ernannt und starb zu Straßburg 1521. Das Narrenschiff erschien zu Basel 1494, in neuer Ausgabe von A. W. Strobel, Quedlinburg 1839, 8°.

86. Zu derselben Zeit wandte sich auch die Satire den weltlichen und geistlichen Höfen zu, hier jedoch nicht direkt, sondern unter dem Gewande des Thierepos. In Lübeck erschien nämlich 1498 der Reineke Fuchs in niederdeutscher Sprache, verließ aber den bisherigen unbefangenen, naiven Standpunkt, gab dem alten Werke einen ganz neuen Geist und Charakter, änderte den Stoff und die Form, wie es Zeit und Zweck zu verlangen schien, reihte Neues an und ward nun zur Satire, indem er die höhere Gesellschaft schildert, wie sie sich ohne höheres Prinzip zeigt, wo dann die geistige Ueberlegenheit den Sieg über die rohe Gewalt davon trägt. Im Reineke und Wolf sind die Hauptpersonifikationen dargestellt; der Reineke fühlt seine Ueberlegenheit und Unentbehrlichkeit und stützt seine Grundsätze auf die Verachtung Aller, was er jedoch nicht laut werden läßt, da er sie zu seinen Zwecken nöthig hat; seine Handlungen sind ihm entschuldigt durch die Nothwehr gegen die Großen, die man laufen lasse, während man die kleinen Diebe hänge, und das Ganze läuft darauf hinaus, daß die Oberen Schuld seien an den Fehlern der Menge und daß ihrem ehrgeizigen Treiben einmal ein Ende gemacht werden müsse. Gerade diese Richtung machte das Gedicht in dieser Zeit so interessant, weil der Kampf zwischen Volk und Geistlichkeit mit der Reformation begann und man andere Begriffe von Volks- und Fürstenrecht bekam, denen dies Buch gerade rechtzeitig kam. Wie sehr überhaupt die Satire als allegorisches Thiergedicht gefiel, das zeigten sogleich einige Nachahmungen, die jetzt gemacht wurden und zwar nicht ohne einigen Erfolg. Dahin gehört das mehr rein komische Gedicht der Flohhatz von Fischart, worin mit lebendiger Wahrheit und unübertrefflicher Laune die Lebens- und Todesleiden dieser den Menschen plagenden Thierchen geschildert sind, wobei freilich Natürlichkeiten und Derbheiten starker Art mit unterlaufen, die das Büchlein jetzt nicht allen Kreisen zugänglich machen, ihm aber damals, als es erschien, 1577, die größte Verbreitung verschafften. Mehr den Standpunkt der Satire hielt Georg Rollenhagen's Froschmäusler ein, der die homerische Batrachomyomachie zu einer Art Weltspiegel umschuf, um den Leuten die Wahrheit zu sagen, wobei er aber die komische Dichtung nicht auf geistliche Dinge, sondern blos auf weltliche angewendet wissen will. Im ersten Buche schildert die Maus, wie es in ihrem Staate stehe, im zweiten der Frosch, wie es mit seiner Herrschaft beschaffen ist, dann kriegen beide mit einander bis zu Ende und zuletzt wird die Lehre daraus gezogen, wie man Haus, Staat und Krieg verwalten soll. Das Gedicht hat eine lebhafte Sprache, schildert sehr anschaulich und auch die Verse fließen leicht, der Eindruck der Allegorie wird aber völlig vernichtet, da der Dichter die Thiere nicht nur als verkleidete Menschen geschildert hat, sondern am Schlusse geradezu erinnert, daß er unter den Thieren gewisse Personen verstehe. Dessen ungeachtet ward das Buch gern gelesen und viel verbreitet. Nicht ungeschickt ist auch der Ganskönig von Wolfhart Spangenberg, ein Gedicht zum Lobe der Gans, das nur im

Anfange sich an das Thierepos anlehnt und viele scharfe satirische Seitenhiebe den Heiligen und Geistlichen gibt. Geringer ist der Ameisen- und Mückenkrieg von Johann Christian Fuchs, mehr eine Nachahmung und Ueberarbeitung eines lateinischen Gedichts, und der Eselskönig, nach einem Entwurfe Spangenberg's in Prosa bearbeitet, mit manchen volksmäßigen Zügen und mehr dem Froschmäusler nachgeahmt, als Ganzes aber ohne weiteren Werth.

Den Reineke Fuchs soll der Niedersachse Nicolaus Baumann, der 1507—26 am Hofe zu Rostock lebte, bis er starb, aus dem flandrischen Reinaert bearbeitet haben; Andere lassen aber dies durch den Holländer Heinrich von Alkmar geschehen. Die erste Ausgabe erschien Lübeck 1498; die neueste von Hoffmann, Breslau 1834, 8°, mit Glossar. Die Flohhatz von Fischart erschien schon in mehreren Ausgaben vor 1577. Rollenhagen, geb. 1542 zu Bernau in der Mark, starb 1609 zu Magdeburg als Rector. Sein Froschmäusler erschien zuerst 1595, 8°, in Magdeburg und nach seiner eigenen Ausgabe ward er durch die Bemerkungen des Wittenberger Professors Veit Ortel von Winsheim darauf geführt. Der Gansfönig wurde 1607 in Straßburg gedruckt und dieser Spangenberg ist der Sohn des bekannten Theologen und Geschichtschreibers Cyriacus Spangenberg. Der Ameisen- und Mückenkrieg von J. C. Fuchs aus dem Schmalkaldischen ist der Moscaea des Italieners Teofilo Folengo nachgeahmt und erschien zuerst 1580 in Schmalkalden; neue Ausg. von Genthe 1833. Der Eselskönig, vom pseudonymen Ad. Rose von Creutzheim herausgegeben, erschien zu Ballenstädt 1617.

87. Ein Zeitgenosse Sebastian Brant's und sein Nachahmer, ihm aber an schneidendem Witze, poetischer Gabe, Lebendigkeit, Derbheit und satirischer Schärfe überlegen war der Straßburger Franziskanermönch Thomas Murner, ein unruhiger, unstäter, ruh- und rastloser, hochmüthiger, dünkelhafter, neidischer, mißgünstiger, händelsüchtiger Mensch, der immer voll Entwürfe und Pläne war, aber nichts ausführte, der sich allenthalben herumtrieb, allen Parteien diente, darum auch von allen Seiten verachtet wurde und zahlreiche Schriften hinterließ. Durch Brant's Narrenschiff angeregt, schrieb er zuerst seine Narrenbeschwörung, 1508, mit noch specielleren und lebendigeren Zügen als sein Vorgänger hat, und dann die Schelmenzunft, reich an beißendem Witz, Derbheiten und Rohheiten. In dieser aus Predigten, die er zu Frankfurt hielt, entstandenen Schrift griff er Gelehrte, Geistliche, Juristen und Fürsten an und sagte besonders über die Geistlichen das Bitterste und Schonungsloseste. Die Badefahrt, worin er Gott zu einem Bader machte, hat nie gefallen und auch die Gäuchmatt ist ohne Werth. Er versammelt darin die affectirten Phantasten, Spiegelgucker, Knebelbärte und Weiberdiener auf einer Matte, um hier die Allegorien vom Venusgarten zu parodiren, kommt aber wieder in seine langweiligere Manier und bringt Sprüchwörter und Liebesbeispiele an. Die Mühle von Schwündelsheim, 1515, ist unbedeutend und geißelt die Schaamlosigkeit der Geistlichen im Verkehr mit Frauen. Am besten ist sein Buch: Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat, im Jahre 1522 geschrieben. Hierin verficht er mit ungewöhnlicher Kraft und scharfen Waffen eine Idee von allen Seiten und im strengsten Zusammenhange und tritt satirisch gegen die Reformation auf, die ihrerseits blos die Fischart'schen Werke entgegenstellte, die freilich feiner,

gebildeter und aus heiterer Ruhe hervorgegangen sind, während der erbitterte Murner wild um sich schlägt, nur einige Aeußerlichkeiten der Reformation und das leere Wortgeklingel der rohen Menge berührt, auf das innere Wesen der Reformation aber gar nicht eingeht. Man könnte die Schrift wegen ihrer starken, derben Persönlichkeiten und weil sie blos an Aeußerlichkeiten haften bleibt, ein Pasquill nennen, denn es kommt ihr nicht auf Wahrheit an; aber Sprache und Darstellung ist lebhaft und rasch und nur Versbau und Ausdruck ungefügiger und rauher als die Brant'sche Schrift. In seinen prosaischen Schriften wird Murner unbedeutend, auch erlangten sie nie solches Ansehen, wie seine gereimten, wie man überhaupt in dieser Zeit Alles in Reime brachte und die ordinärsten und plumpsten Gedichte fabricirte, weil selbst der Bauer seine Wetterregeln in Versen lesen wollte.

Thomas Murner ist 1475 zu Straßburg geboren, ward 1499 Franziskanermönch, trieb sich in Italien, Deutschland, Paris und Krakau umher, hielt nirgends lange aus, ward 1509 in Basel Doctor der Theologie, predigte im Tone Geiler's von Kaisersberg und fing überall Streit an. Bald bekämpfte er obscure Theologen und die Bartholisten, bald trieb er scholastische Gelehrsamkeit, er übersetzte Luther's Schrift von der babylonischen Gefangenschaft, ward dann ein heftiger Gegner der Reformation, trat in den Sold Heinrich's VIII. von England und der katholischen Partheien der Schweiz und des Elsasses, flüchtete 1526 von Straßburg nach Luzern, griff hier die Schweizer Reformatoren an und entflammte den Religionshaß im Kappeler Kriege, mußte nach dem Religionsfrieden 1529 aber auch von hier wieder fort und ging nun nach Heidelberg. Er starb um 1536. Seine Narrenbeschwörung und Schelmenzunft erschienen in Straßburg 1512, die geistliche Badefahrt 1514, Gäuchmatt, Basel 1519. Ueber sein Leben vgl. G. E. Waldau, Nachrichten von Th. Murner's Leben und Schriften, Nürnberg 1775, 8°. Seine Schriften sind aufgezählt in Koch's Kompendium I. 130 und 154.

88. Von ungemeinem Einfluß auf diese ganze Zeit war Ulrich von Hutten, einer der edelsten, vom kräftigsten Feuer begeisterten Männer, der die Dichtung aus der bloßen Satire herausriß und sie zur schärfsten politischen Waffe machte, aber ungeachtet seiner großen und gewaltigen Kräfte doch der Zeit und ihren Verhältnissen erlag. Entsprossen aus einem alten Geschlechte, verließ er das Kloster und sein Vaterland, gab er Besitz und Wohlleben auf, um sich ganz der Dichtung und Weisheit zu widmen, obschon seine Eltern und Verwandten dagegen waren. Durch seine kunstmäßigen lateinischen Verse gewann er bald Namen und Verbindungen, aber die Poesie achtete man als Hauptbeschäftigung noch gar nicht und im Grimme über solche schnöde Ansichten entwarf er seine Satire auf Niemand, worin er schon die inneren Zustände des Vaterlands geißelte. Dann schrieb er die berühmt gewordenen Briefe der Dunkelmänner und seine gewaltigen Schriften gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg und dessen Mord an Hans von Hutten mit einer bis daher unbekannten Kühnheit, wodurch sein Ansehen immer höher stieg und er am Rhein am Hofe Albrecht's von Mainz eine Zufluchtsstätte fand. Aber wie er diesem Fürsten große Zumuthungen machte, reformatorisch in die Zeit einzugreifen, so schleuderte er nun noch heftigere Schriften über Staats- und Kirchenverbesserung in die Welt, wie seinen Dialog vom Hoffeind. Aber Hutten verfehlte sein Ziel,

weil er dem Volke zu sehr voraneilte und sich nicht zügeln konnte. Er wollte auch praktischer Staatsmann werden, die Ritterschaft bekehren, die er bisher für unheilbar hielt, und verließ dafür den festeren und wirksameren Boden. Doch trieb er auch andere Beschäftigungen, gab den Livius heraus und sehnte sich selbst nach einer Lebensgefährtin. Aber ihn, der in seiner Trias das Heftigste, was je da war, gegen Rom schrieb, der alle Großen angriff, verfolgte nun auch das Unglück und er sah sich getäuscht nach allen Seiten. Daher ward er um so wilder und ungebärdiger, schrieb er auf der Ebernburg seine kräftigen Mahnungen und Gespräche und bot jede Waffe auf, um seiner Sache den Sieg zu verschaffen. Und in diesem Bestreben gab er seine Dichterkrone auf und begann er (1520) seine Schriften zu verdeutschen und sich damit an die große Masse des Volks zu wenden. Hier preist er Ziska und die Hussiten, setzt er des Reiches Wohl über den Gehorsam gegen den Kaiser und verlangt er, daß Ritter und Städter vereint gegen das Pfaffenthum und die juristischen Zungendrescher auftreten. Zwei Stücke sind davon höchst bemerkenswerth: die Anschauenden und die Klage und Vermahnung wider die Gewalt des Papstes, worin seine Lieblingsideen und seine ganze Kraft und Kühnheit sich offenbaren und die heut zu Tage noch vieles Treffende haben. Das erste Stück ist in Lucian's Manier, die dann in der Folge bei uns höchst beliebt wurde, weil sie dem Sinne für dramatische Form entsprach. Diese von Hutten angefangene Art fand Nachahmer und eifrige Verbreiter, zahllose Schriften stellten nun mit namenloser Heftigkeit und Ungestüm immer höhere Forderungen an Staat und Kirche und bildeten alle Streiter um den Hauptführer der Reformation, Luther, der, von diesen, dem Volke und den Verhältnissen getragen, zum Siege kam, weil er den festen Boden und seine Stütze darin nicht verlor, während Hutten verfolgt umherirrte und als müder Wanderer im Jahre 1523 auf der Insel Ufnau im Züricher See starb.

Ulrich von Hutten ist 1488 auf seinem väterlichen Schlosse Steckelberg bei Fulda geboren. Seine Schriften sind 1821 ff. von E. Münch in einer Gesammtausgabe von 5 Bänden zu Leipzig erneuert worden; nachdem schon früher Aloys Schreiber seine Klage und Vermahnung nebst noch einigen anderen Stücken, Heidelberg 1810 und 1821, 8°, herausgegeben hatte.

89. Vielfach mit Hutten verwandt ist der Berner Maler Nicolaus Manuel (1484—1530), der die neu aufgebrachten Gespräche oder Fastnachtsspiele zur reformatorischen Polemik anwandte. Er erzählte zuerst die berüchtigte Geschichte von den Dominikanermönchen, welche 1507 den Ruhm der Wunder des h. Franzisci zu Bern vernichten wollten, dann schrieb er die Fastnachtspiele vom Todtenfresser und dem Statthalter Christi, wo im ersten die Unsitte der Geistlichkeit, im Andern die Hoffart des Papstes gegenüber der Armuth des Heilands dargestellt ist, und zuletzt ein muthwilliges Stück von der sterbenden Beichte. Aehnliche Spiele dieser Art wurden an anderen Orten aufgeführt, meistens eingreifend in die Wirren der Reformation, wobei deren Hauptpersonen selbst auftreten, während die Poesie sich vom Bauernkrieg ziemlich

abwandte. Im Bockspiel auf Schloß Rämbach, 1531, sprechen Luther, einige Gegner der Reformation und Andere; man brachte die Politik in Fabeln, ja sogar in Lieder, Satiren und Pasquille jeder Art, die, von religiöser Begeisterung durchdrungen, zur größten Kühnheit und Keckheit sich verstiegen, bis endlich Kaiser Maximilian II. ein strenges Mandat gegen solche Schriften erließ und ihnen ein Ziel setzte. In den Wirren des dreißigjährigen Krieges regte sich die historisch-politische Poesie noch einmal, aber nur um alsbald wieder in Unbedeutendheit zu versinken. Vor dieser Gemeinheit und Rohheit, ja vor gänzlichem Untergange retteten sich nur das Kirchenlied und einzelne Männer, die sich über die bäuerische Kultur erhoben, einen festen Grund in ihren moralischen Maximen und leidenschaftlosen Lebensansichten hatten und die Poesie von dem äußeren und inneren Verderben zu bewahren und zu reinigen suchten, wenn sie auch nicht die schöpferische Kraft besaßen, die Poesie aus der Tiefe emporzuziehen und sie neu zu beleben. Einer dieser Männer, der zuerst eine Ahnung davon hatte, wie tief die Dichtung gefallen war und wie sie sich wieder zu erheben habe, war Hans Sachs, der Schuster und Meistersänger von Nürnberg.

Nicolaus Manuel's Leben und Werke, von Grüneisen, Stuttgart 1837, 8°.

90. Hans Sachs war ein glücklicher Reformator in der Poesie, regsam und unermüdlich, von nicht geringem Talente, der zwischen der alten und neuen Kunst steht, die poetische Vergangenheit des Volks und der Poesie umfaßte, alle bekannten Stoffe und Formen behandelte, Antheil nahm an der religiös politischen Bewegung der Gegenwart und dann, aus diesen Kämpfen sich herausziehend, der Form hauptsächlich nachging, sie ausbildete und alles Wissen, alle Geschichten in den Kreis der Poesie zog, die von da an die Gränzen der Nationalität überschritt. Mitten in den Strudel der Ereignisse gestellt, wo die Gemeinheit der Parteisucht Sprache und Poesie verdarb, wo Alles sich fortreißen ließ durch die äußeren Begebnisse, bewahrte Hans Sachs seine gesunde, kernige Natur vor Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit und er geht so ruhig, so sicher mitten durch und erfaßt alle Bewegungen des Lebens, alle Regungen der Zeit, ergründet, schildert, lobt und tadelt sie, ohne irgend einmal zu wanken, ohne Mühe, Unruhe und Absicht; obschon man sieht, daß ihm nichts seinen Gleichmuth zu stören vermag, so ist er doch gegen nichts gleichgültig und er ist sogar bewegt und theilnehmend. Aber wenn er auch alle die Gebrechen des Reichs durchschaute, so wollte er doch nicht reformirend eingreifen, denn in seiner Vaterstadt behagte es ihm wohl und am praktischen Leben Theil zu nehmen nach Außen, das hätte seine behagliche Ruhe gestört. Nur einmal trat er aus dieser Ruhe heraus, als in Nürnberg die Reformation begann, wo er (1527) eine kleine Schrift gegen das Papstthum erscheinen ließ. Es bedurfte jedoch nur des Verbots und einer Mahnung durch den Rath, daß Hans Sachs fortan wohl ebenso für den Protestantismus schrieb, aber ruhig, bestimmt und

mit einer Mäßigung, welche den Inhalt vollständig beherrschte. Er hat dadurch sich freilich nicht den glänzenden Ruhm eines Hutten erworben, aber sein Wirken war um so nachhaltender, denn er gewann die besonnenen Köpfe und den ruhigen Gewerbsmann und wirkte auch in moralischer Hinsicht auf diesen, da er nicht mehr den unfläthigen, gemeinen Ton eines Murner u. A. anschlug, sondern Sprache und Darstellung über die bisherige Art erhob und Bildung verbreitete. Das Ansprechende an Hans Sachs ist gerade dies, daß er so leicht und spielend sich im Leben bewegte, daß seine schaffende Kraft ruhig und ungestört wirkte und daher seine Dichtung das Abbild seiner selbst ist, wobei wir freilich nicht übersehen dürfen, daß bei ihm Alles nur Anlage ist und keine Ausbildung erfuhr, weshalb er oft in müßiges Gerede verfiel, Manches verkehrt angriff, bei den tüchtigsten Stoffen keine Begeisterung zeigte und zuletzt aus Gewohnheit dichtete, nicht weil ihn etwa ein innerer Drang dazu trieb. Daran mochte freilich seine Bequemlichkeit, das Leben in der selbstzufriedenen Reichsstadt und vielleicht sogar Schüchternheit Ursache sein; immerhin ist es aber anzuerkennen, wie Hans Sachs, der ebenso gut kämpfen konnte wie Hutten und Andere, der sich hochgeehrt sah von Nah und Fern, doch immer bescheiden blieb, sein Gleichmaaß behielt und nirgends in Persönlichkeiten sich mischte, sondern einfach und ruhig seine Ansichten dem Volke vortrug, die Fehler mehr unterhaltend andeutete als geißelte und immer und überall geradeaus ging, unbekümmert um Anderer Urtheil, aber auch ebenso sicher seines Ziels und Erfolgs.

91. Betrachten wir die Reihe seiner Schriften in allgemeinerem Ueberblicke, so finden wir unter seinen ersten Gedichten Meistergesänge, die er auf seinen Wanderschaften machte und worin die züchtige Liebe vorwaltet, wie er denn schon frühe eine hohe, heilige Ehrfurcht vor dem Ehestand hatte, das Familienleben in der reichsten Glorie ihm vorschwebte und er alle Liebe bis dahin verspart wissen wollte. Mit solcher Gesinnung mußten ihm Pfaffen und Mönche mit ihrem unzüchtigen Treiben frühzeitig in trübem Lichte erscheinen und es erklärt sich bei einem solchen Geiste wohl, daß ihm die Reformation schon in ihren Anfängen nicht gleichgültig war, wie er sie denn schon 1523 mit dem Gedichte: die Wittembergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall begrüßte und in diesem Gedichte gegen allen Mißbrauch der Kirche sich erhob. Doch war er keineswegs gegen die sittlichen Mängel mancher Apostel der neuen Lehre blind, er mochte nicht die Schwärmerei, sondern die Früchte wollte er sehen, nicht die Theorie allein. Auch den Tod Luther's beklagte er in einem Gesange, worin die Theologie weint, aber den Trost erhält, daß sie unter höherem Schutze stehe und hinfürder keines Beistandes mehr gebrauche. Der Dichter erkannte wohl, daß all' der geistliche Firlefanz und Unsinn schwinde, aber er sah auch ein, welche Gefahren noch ausstehen, wie das Schulgezänk der Theologen Verderben drohe, und dies führte ihn auf ein

weiteres Gebiet, auf die Zustände des Reichs, die ihn in den vierziger Jahren des 15. Jahrhunderts besonders in Anspruch nahmen. Das Rettungsmittel aus den Wirren der Zeit sucht er im Gemeinsinn und in Eintracht; er erkennt das Traurige der Mönchsorden, Secten und des schändlichen Pfaffenlebens, wie der Wort-klaubenden Juristen, verlangt Vereinfachung der Verwaltung und Gesetze und dringt auf Entfernung von Eigennutz und Egoismus. Dieselbe Gesinnung fand er in den Schriften des Alterthums und so viele deren er erreichen konnte, benützte er und dichtete daraus eine Menge von Erzählungen und anderen Gedichten; er gebrauchte einzelne Gedanken und Aussprüche der Alten zu seinen Tugendklagen, allegorischen Schilderungen und Kampfgesprächen, welche zu seinen besten Arbeiten gehören, und fand sich durch diese Schriften auch besonders deshalb angezogen, weil sie eine durchaus gleichbleibende Mäßigung bewahrten. Dabei sammelte er sich das Verdienst, durch Hervorziehung des Lautersten und Besten aus dem Alterthume auf die Jugend wohlthätig gewirkt zu haben und ward ein humanistischer Volkslehrer. Im sechsten Jahrzehnte begann er die Schwänke und Fastnachtsspäße, ward er mehr lehrhaft und sah Alles aus dem Verhältnisse zur menschlichen Natur und Vernunft an, wobei er über die Thorheiten der Menschen lacht und in Ironie, statt in Strafpredigten ausbricht. Gerade diese Schwänke und Erzählungen belehrender Art sind so naiv unschuldig gegeben, voll Humor, gesunden Sinns und so trefflich dargestellt, daß es ihm Wenige nachzuthun vermochten, und Einzelne, wie die Späße von den Landsknechten, Himmelstürmern, St. Peter mit der Geiß u. A. sind wirklich unübertrefflich; auch gehören seine Fastnachtsspiele zu den vorzüglichsten Possen, die auch inneren Werth haben. Ueberhaupt liegt das Beste des Dichters da, wo er aus dem bürgerlichen wirklichen Leben schöpft, so ungemein treu, natürlich und lebendig schildert, das tolle Treiben der Welt darstellt und dabei seine guten, manchmal sogar derben Späße mit unterlaufen läßt. Seine Schwänke aus der Zeit von 1530—40 waren meistens allegorisch, später aber trat er darin in die wirkliche Welt, sagte mit Lachen, aber Schonung die Wahrheit und lehrte dabei Gutes, indem aus allen seinen Produkten seine sittliche Festigkeit und praktische Einsicht in das Leben hervorsteht und sich geltend macht. Gegen das Ende seines Lebens, als seine poetische Kraft abnahm und er vielfach beneidet wurde, klagte er über Abnehmen der Kunst und selbst ihm floß die Ader der Dichtung langsam. Dessenungeachtet ließ er nicht ab vom Dichten, weil er zu nützen vermeinte, und als er zwei Jahre vor seinem Tode seine Gedichte zusammenzählte, hatte er 208 Komödien und Tragödien, viele Schwänke und 4276 Meisterschulgesänge, im Ganzen aber 6048 Produkte verfertigt. Hierunter waren alle möglichen Arten von Dichtungen begriffen, denn so vielseitig wie er war selten ein Dichter. Er schrieb Eulenspiegeleien und Schwänke, naturhistorische Stücke, weltliche und geistliche Komödien und Tragödien, Anekdoten, Beispiele, Sprüche der Philosophen, Gespräche und

Betrachtungen, Evangelien, Fabeln, Psalmen, Prophezeiungen und testamentliche Lehren, didaktische Stücke, Allegorien, Meistergesänge, politische Gedichte, Lucianische Gespräche, Panegyriken, Narrenpoesien, Kirchenlieder und Dramen bunt durch einander. Im Drama suchte er die klassische Form nachzuahmen, aber die dramatische Kunst brachte es bei ihm blos zu einem schwachen Keime. Er bearbeitete für Fastnachtsspiele ernste Stoffe und religiöse Stücke aus Bibelstoffen und die ernsten Historien beruhen theils auf wirklicher Geschichte, theils auf den Novellen und Volksbüchern, die aber nicht mehr fruchtbar sein konnten. Hans Sachs hatte jedoch durch sein hohes Alter sich bereits selbst überlebt; darum verkannte ihn auch die nachfolgende Zeit, die ihn lange nur als den Repräsentanten der schlechten Reimer ansah, bis ihm Goethe wieder zu seinem verdienten Ansehen verhalf.

Hans Sachs, der Sohn eines Schneiders, ist am 5. Novbr. 1494 zu Nürnberg geboren, besuchte dort die lateinische Schule und das Gymnasium, lernte das Schusterhandwerk und den Meistergesang und ging dann auf die Wanderschaft, wo er weit herum kam und es ihm oft übel ging. Nach 5 Jahren kehrte er zurück, ließ sich 1519 als Meister in seiner Vaterstadt nieder, verheirathete sich und nahm an der Meistersängerschule Antheil, deren Oberhaupt er bald wurde und wo er Vieles dichtete, das er aber nie bekannt machte. An der Reformation nahm er großen Antheil, im Jahre 1522 besaß er bereits 40 Schriften Luther's und wirkte selbst eifrig für diese Sache. So lebte und wirkte er als Meistersänger, Dichter und vernachlässigte doch dabei sein Geschäft nicht, zog 1538 aus der Vorstadt in sein Haus im Mehlgäßlein, gewann von seiner Frau zwei Söhne und fünf Töchter, bis sie 1560 starb, gab 1558 den ersten Band seiner Gedichte heraus, verheirathete sich 1561 noch einmal, ward abermals glücklich, aber Kraft und Gehör nahmen ab in seinen letzten Jahren, von 1569 an ruhte er für immer und am 20. (25.?) Januar 1576, im 82. Jahre, starb er. Die letzten Jahre saß er, schneeweiß und grau wie eine Taube an Haar und Bart, hinter seinem Pulte, vor seinem großen Buche, neigte nur noch das weiße Haupt gegen die Besuchenden und sah sie mit seinem lieblichen, milden Greisenantlitze freundlich an. Seine Werke gab er gesammelt heraus: Nürnberg 1558—61 in drei Foliobänden; eine vollständigere Ausgabe in fünf Quartbänden wurde 1612—16 zu Kempten gedruckt. Eine Auswahl daraus gab J. A. Göz, Nürnberg 1829 u. 30 in 4 Bändchen 12°. Ueber sein Leben handelt die Lebensbeschreibung, welche Ranisch, Altenburg 1765, erscheinen ließ. Eine kürzere Darstellung ist: Hans Sachs. Sein Leben und Wirken aus seinen Dichtungen nachgewiesen von J. L. Hoffmann, Nürnberg 1847. Klein 8°. Eine neue Ausgabe von Hans Sachs wollte Bertuch unternehmen, sie ward aber nicht durchgeführt und wäre noch jetzt wünschenswerth. Sonstige Auswahlen gaben Höslein, Nürnberg 1781 8°. und G. G. Büsching, Nürnberg 1816—24. Buch 1—3.

92. Wir kommen auf das **Kirchenlied**, in welches sich die Poesie bei ihrer allgemeiner werdenden Verwilderung geflüchtet und darin rein erhalten hatte. In der ältesten Zeit nahm das Volk keinen thatsächlichen Antheil am Kirchengesange und konnte daher auch von einem eigentlichen Kirchenliede gar nicht die Rede sein. Aber schon in die alten lateinischen Hymnen mischten sich Spuren geistlicher Volksdichtung, und aller Anfeindungen ungeachtet erhielt sich die geistliche Gelegenheitspoesie doch, wie ja solche von Wallfahrten, Umgängen und den Flagellanten bekannt sind und schon zu Ende des 14. Jahrhunderts der Mönch Johannes von Salzburg in Freiburg lateinische Hymnen in's Deutsche übersetzte. Auch war es schon seit dem 15. Jahrhunderte eingeführt, Volksmelodien für geistliche Gesänge zu gebrauchen, was oft in Parodien

ausartete. Erst Luther war es, der den deutschen Kirchengesang schuf und, wie er sich in so vielen Zweigen reformatorisch bewies, auch hier das Kirchenlied hervorrief, indem er selbst dichterisch auftrat und die Melodien dazu angab, worin ihm die besten Kirchenliederdichter folgten, wie Spengler, Speratus, Chyomusus, Michael Weiß, Decius, Polyander, Hermann, Boye, Hans Sachs, Heermann, Altenburg u. A. Den Beifall, den Luther's Lieder erhielten, darf man nicht allein ihrem Werthe, sondern auch ihrem Verfasser zurechnen, denn er wirkte befruchtend, fördernd nach allen Seiten und ward überall nachgeahmt. Nach ihm bildete man die Fabel, das Schauspiel, die Liturgie und das geistliche Lied aus und in mehrfacher Hinsicht griff er in die Literatur ein, obschon er in einer Literaturgeschichte, zumal der Poesie, nicht seine Hauptstelle findet. Sein größtes Verdienst lag in der Feststellung und Gestaltung der deutschen Sprache, so daß das Neuhochdeutsche geradezu als der protestantische Dialekt angesehen werden muß, dessen freiheitathmende Natur längst schon ihnen unbewußt Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigt hat. Ueberhaupt lag die große Wirksamkeit Luther's für unsere Literatur darin, daß der Sitz derselben vom katholischen Süden nach dem protestantischen Norden verlegt ward, indem im Süden die poetische Literatur im Verfalle lag, in Norddeutschland aber das Kirchenlied noch unverbrauchte Kräfte fand und die Dichtung volksthümlich erhielt, bis neue Elemente sich bildeten und aus dem Kirchengesang später das Epos hervortrat, welches die Glanzperiode der neuen Zeit eröffnete, während die Katholiken seither fast nichts für deutsche Bildung thaten und die Nachkommen durch das Zurückbleiben ihrer Vorfahren hinter den großen Zeitideen furchtbar leiden müssen.

Das Kirchenlied mußte nothwendiger Weise Volkslied werden, da es gegen die unzüchtigen Volkslieder gerichtet war und gerade dadurch, daß es Volkslied war und in's Volk eindrang, hat es auch der Reformation so vielen Boden erobert. Ueberhaupt ließ Luther die ganze Liturgie sich volksmäßig ausbilden, wodurch nach und nach nur allzu viele ungeschickte Köpfe mit ihren Liedern auftraten und ihre Spreu einmengten. Volksmäßig ist daher das Kirchenlied im strengsten Sinne, denn es spricht nur das wirklich Erlebte und Erfahrene, das von Allen Erfahrene aus, das Herzensleid der Sünde in tiefen Schmerzenstönen, die himmlische Herzensfreude in hohen Jubeltönen und es liegt ihm alles Schildern, Ausmalen und Lehrhafte fern. Sogar in der äußeren Form schloß sich das evangelische Kirchenlied an die alten Volkselemente an, denn es ist im Hildebrandston gedichtet. Aber nur der geistige Duft des Volkslieds ist aufgenommen, nicht der Stoff, und ein ächtes Kirchenlied ist dies wahrhaft durch den Gesang und zwar nicht eines Einzelnen, sondern der ganzen Gemeinde.

A. H. Hoffmann's Geschichte des deutschen Kirchenlieds bis auf Luther's Zeit. Breslau 1832, 8°. Das deutsche Kirchenlied von Luther bis auf Nicolaus Heermann und Ambrosius Blaarer, von K. E. Ph. Wackernagel, Stuttgart 1841, 8°.

93. Die ersten Kirchenlieder waren selten allgemein, sondern angeregt durch bestimmte Anlässe, die ihnen Lebendigkeit verliehen und eine größere Innerlichkeit verschafften, waren doch manche in Zeiten der Bedrängniß und höchsten Noth gedichtet. Die anfängliche Reinheit des Kirchenliedes, das jedoch niemals eigentlichen künstlerischen Werth erhielt, verlor sich bald und man producirte es zu handwerksmäßig, als daß immer etwas Gutes hätte entstehen können, denn man übersetzte jetzt die Psalmen nicht mehr in freier Nachbildung, sondern künstlich mit Aengstlichkeit und kleinlicher Sorgfalt, so daß die Arbeit trocken ward und nicht mehr zum Herzen sprach. In dieser Richtung arbeiteten Hans Gamersfelder, Burkard Waldis und der Königsberger Lobwasser († 1585), der die französische Bearbeitung der Psalmen übertrug und daher um so weiter vom Tone des Originals sich entfernte. Ein Theil der Kirchenliederdichter schloß sich an das Volkslied an; sie nahmen Melodieen herüber und suchten den Text volksmäßig zu gestalten, geriethen dadurch aber vom eigentlichen Kirchengesange mehr in's geistliche Lied, indem sie nun Lieder für das Haus und besondere Gelegenheiten, Zeiten und Stände schrieben, die daher einen weltlicheren Charakter annahmen. Der Repräsentant dieser Richtung ist hauptsächlich Nicolaus Heermann (Cantor zu Joachimsthal, † 1561), der mehr für die Jugend und die Bergleute dichtete und zwar schlicht und einfach, während er später dadurch auf Irrwege gerieth und die dürrsten, trockensten Reimereien von Evangelien, Episteln, Katechismen und Bibelstellen verfaßte. Dies Streben nach Kindlichkeit und Naivetät verführte später Andere zu noch ärgerer Künstelei und Tändelei, Manche kamen ganz in die Manier der Meistersänger und Einige glaubten sogar dem verfallenden Kirchengesange aufhelfen zu können, wenn sie die antiken Metren dazu nachahmten, womit sich die alte Zeit mit der neuen berührte.

Die hauptsächlichsten Dichter von Kirchenliedern waren Paul v. Spretten, geb. 1484 in Schwaben, gest. 1554 als evang. Bischof zu Liebmühl in Preußen; Justus Jonas, geb. 1493, gest. 1555 als Generalsuperintendent zu Eisfeld im Meiningischen; Lazarus Spengler, geb. 1477 zu Nürnberg, dann erster Rathschreiber daselbst und gest. 1534; Nicolaus Decius, gegen 1524 Prediger in Stettin; Michael Weisse, aus Neisse in Schlesien, dann Pfarrer der böhmischen Gemeinde in Landskron, gest. um 1450; Adam Reißner, geboren 1496, gest. 1572 als Geschäftsmann in Frankfurt; Erasmus Alberus, geb. 1500 zu Sprendlingen, gest. 1553 als Generalsuperintendent in Neubrandenburg (94); Paul Eber, geb. 1511 zu Kitzingen, Professor und Superintendent in Wittenberg, gest. 1569; Nicolaus Heermann; Ambrosius Blaarer, geb. 1492 in Konstanz, ging 1548 von da fort und starb 1564 zu Winthérthur; Hans Gamersfelder, Bürger zu Burghausen in Baiern um 1542; Burkard Waldis (94); Ludwig Helmbold, geb. 1532 in Mühlhausen, Superintendent daselbst und gest. 1598; Nicolaus Selnecker, geb. 1532 bei Nürnberg, gest. 1592 als Superintendent in Leipzig; Martin Schalling, geb. 1532 in Straßburg, gest. als Pfarrer in Nürnberg 1608; Bartholomäus Ringwaldt, geb. 1530 zu Frankfurt, gest. 1598 als Prediger zu Langfeld in der Mark; Philipp Nicolai, geb. 1556 im Waldeckischen, gest. 1608 als Pfarrer in Hamburg; Ambrosius Lobwasser, geb. 1515 zu Schneeberg in Sachsen, gest. 1585 zu Königsberg als preußischer Rath. — Wie viele Kirchenlieder es gab, davon dient als Beweis, daß der dänische Justizrath v. Frankenau bis gegen 1740 deren über 33,000 gesammelt hatte und der Dombechant v. Hardenberg legte später ein Register über solche Lieder an, das 72,732 Anfangsverse enthielt. — Eine gute Sammlung ist: Rambach's Anthologie christlicher Gesänge, Hamburg 1816—33, 6 Bände.

94. Wie die Poesie allmälig vom Volke übergeht in den gelehrten Stand, zeigt neben anderen Erscheinungen auch die Fabel, welche mit dem Thierepos und der Uebersetzung des Aesop wieder aufgenommen wurde und selbst in Luther einen Verehrer und Bearbeiter fand. Nach ihm dichtete Hans Sachs Fabeln, aber nicht mehr in dem hergebrachten Charakter, sondern indem er Parabel, Allegorie und Erzählung mit einander vermischte, wo namentlich die Moral in der letzteren liegt. Ein viel bedeutenderer Fabeldichter wurde Burkard Waldis, welcher Welterfahrung mit Gelehrsamkeit verband und der Fabel schon einen satirischen Charakter verlieh. Vielfach dem Sebastian Brant verwandt, sieht er die Welt leiden unter der Tyrannei des Eigennutzes und predigt daher Armuth und Maaß, wobei er die Dürftigen damit tröstet, daß die Wetter sich lieber über hohe Häupter entladen. Waldis polemisirt in seinen Fabeln gegen die Geistlichkeit, besonders gegen die Heiligenverehrung, die Gotteslästerung und den Geldgeiz der Pfaffen, züchtigt ihr lästerliches Leben, verspottet die Concilien und hält sich so an den Ton des alten Reineke Fuchs, woraus sogar mehrere Stücke entlehnt sind; auch führt ihn dies dazu, die Fabel selbst zur politischen Satire zu benützen. Mehr burlesker Art sind die Fabeln von Erasmus Alberus, der eine Menge gelehrten Krams in die Fabel bringt, Umschweife macht, die alten Volksausdrücke bei Seite läßt und nach einem gewissen festen Numerus strebt. Wo Waldis mit mehr Ruhe seine Satire anbringt, wird dagegen Alberus heftig und bitter, denn er tritt entschieden als Parteimann auf und läßt seinen ganzen Grimm gegen Pfaffen, Papst und das Interim aus. — Wegen seines verwandten Inhalts gehört noch die Sprichwörtersammlung des Eucharius Eyring hierher, woran man sieht, wie die Fabel in das Sprichwort sich auflöst, und es scheint, daß er seine gereimten Sprichwörter zum größten Theil aus Fabeln genommen habe. Er ist weit weniger satirisch, auch seine Sprache nicht so bilderreich und gut, wie bei Waldis, sondern er verfällt in Grobheiten und Gemeinheiten und verweilt mit sichtlichem Wohlgefallen lange bei dem, was ihm eigentlich mißfallen sollte. Nach Eyring hörte die Fabel so ziemlich auf, nur Lazarus Sandrup verfaßte noch solche; dagegen erhielt sich die Liebhaberei am Sprichwort länger und setzte sich fort bis zur neueren Zeit.

Burkard Waldis ist in Allendorf an der Werra geboren, ward Mönch, machte viele Reisen, wahrscheinlich in Angelegenheiten der Geistlichen oder irgend einer Stadt, mußte in Folge der Reformation mehrere Jahre zu Riga gefangen bleiben und lebte später als evang. Pfarrer zu Abterode, wo er 1555 starb. Man hat vielfach vermuthet, er sei ein Kaufmann und wenigstens Bürger in Straßburg gewesen, was sich aber mit seiner Gelehrsamkeit nicht gut vertragen will. Seine vierhundert Fabeln und Erzählungen erschienen unter dem Titel: Esopus gantz new gemacht, durch Burcardum Waldis. Frankf. 1548. Erasmus Alberus ist im Jahre 1553 zu Neubrandenburg gestorben und auch Dichter von Kirchenliedern. Seine Fabeln erschienen unter dem Titel: Das Buch von der Tugent und Weißheit, nemlich 49 Fabeln, der mehrer theil auß Esopo gezogen, und mit guten Rheimen verkleret, zu Frankfurt 1550, 4. Eucharius Eyring war 1520 zu Königshofen im Grabfeld geboren, wurde evangelischer Pfarrer zu Streufdorf bei Hildburghausen und starb daselbst 1597. Er gab heraus Proverbiorum Copia, etlich viel

hundert lateinischer und deutscher, schöner und lieblicher Sprichwörter 2c., mit schönen Historien Apologis, Fabeln und Gedichten gezieret; Eisleben 1601—3, in 3 Theilen. Lazarus Sandrup ist weiter nicht bekannt, als daß er sich selbst einen Studirenden der Philosopie und Theologie nennt. Seine Schwänke erschienen zu Frankfurt 1618, 8°.

95. Viel langsamer und schwerer ging das Drama aus den Händen des Volkes in die der Gelehrten über, denn Letztere nahmen lateinische Muster als Vorbild und dichteten lateinisch, während das volksmäßige Drama in Hans Sachs bereits eine Höhe eingenommen hatte. Erst die Geistlichen, welche für das Volk deutsch schreiben mußten, bildeten zuerst ein geistliches Schauspiel aus und damit ein Mittelglied zwischen der Volks= und Gelehrtendichtung, bis die Wirren des 30jährigen Kriegs Erstere unterbrachen, wo dann die Gelehrtendichtung leichter aufkommen konnte. Bis dahin hatte das Drama einen nationalen Gang genommen, dadurch ward aber dieser Weg abgeschnitten und wir stützten uns auf fremde Vorbilder. Im 16. Jahrhunderte wurden Terenz, Plautus und andere Stücke der Alten und des Auslandes vielfach übertragen und aufgeführt und neuere Dichter schrieben ganz nach Art des Alterthums ihre lateinischen Tragödien, wie Frischlin, der in seiner deutschen Parabel von St. Christophel gezeigt hat, daß er ganz wohl auch die deutsche Sprache mit dichterischer Gabe benützen konnte, während seine Uebersetzer seine Stücke mißhandelten. Wie Nicodemus Frischlin, so dichtete auch Thomas Naogeorg lateinisch und ganz im lutherisch=reformatorischen Sinne, aber auch er konnte sich nicht zur deutschen Sprache bequemen. Erst Paul Rebhun übersetzte eines seiner Stücke und schrieb dann mehrere deutsche selbst, wie die Susanne und Hochzeit zu Canaa. Ihm folgte Joachim Gräff nach, der eine Anzahl biblischer Stücke schrieb, sie alle Sonntage aufführen ließ und bald in Sachsen Nachahmung fand, indem er die Grundsätze der Alten anwandte und selbst die Volkssprache vervollkommnete. Johann Criginger bildete in seinen Dramen sogar sechsfüßige Jamben, die volle Achtung verdienen, aber wie schwer damit noch durchzudringen war, zeigte Rebhun's Susanne, die man wieder in die althergebrachten achtsylbigen Jamben des Volksgeschmacks umänderte. Johann Wittel von Erfurt führte mit seinem Eiferopfer die Tragikomödie ein, worin ihm Dedekind mit mehreren Stücken nachfolgte, ebenso der Lübecker Joh. Striger mit seinem deutschen Schlemmer. Auch am Oberrhein erstanden dramatische Dichter, wie Wolfhart Spangenberg, und hier hatte das Schauspiel nicht mehr den religiösen Charakter, wie bisher, denn in diesen Gegenden nahm sich das Volk der Sache an und spielte diese Stücke, deren Spangenberg verschiedene verfertigt hat. Die geistliche Schauspieldichtung überhaupt wurde nach und nach mechanisch und lehrhaft, die Stücke frostig und leere Reimspielerei und Versekünstelei; Einzelne schrieben ganze Massen solcher trockenen Stücke, wie Georg Mauritius und Rudolf Bellinghausen und machten das Schauspiel so langweilig, daß nur etwas Neues zu kommen brauchte, um ganz rasch allgemeine Anerkennung

zu finden. Früher führten nämlich die Schüler solche Dramen auf, welche man nach und nach zu Festgelegenheiten brauchte und diesem entsprechend gestaltete, bis man die Stücke endlich auch vor und in's Volk brachte, das dann für sich selbst seine Bürgerspiele hielt. Stehende Gesellschaften bildeten sich schon um diese Zeit, weltliche Historien und romantische Stücke wurden geschrieben, Herzog Julius von Braunschweig, der selbst Fastnachtsstücke schrieb, hatte bereits 1600 eine Art Hoftheater errichtet und um dieselbe Zeit reisten ganze Trupps Schauspieler unter dem Namen englische Komödianten umher, brachten einige Stücke mit, erlangten großen Beifall und führten das Schaugepränge und lustige Unterhaltung ein, denn in ihren Stücken gab es höchst handgreifliche Szenen, Prügeleien, Narren, Tänze, Zaubereien, Morde und Schlächtereien neben Liebesszenen und ähnlichen Dingen, was ihnen ungemein vielen Zulauf verschaffte. Weniger durch Nachahmungen als durch Anregung wirkten diese Schauspieler, denn man griff wieder auf die weltlichen Stücke von Hans Sachs zurück und brachte das Volksschauspiel wieder zu Ehren, worin sich alsbald eine ganz national-komische Figur auszubilden begann, nämlich der Hof- und Volksnarr, der jedoch im Anfang noch als witzloser Warner erscheint. Daraus ging später der Hanswurst hervor, dessen Namen Luther im Jahre 1541 aufbrachte und dessen stehenden Witz wir wohl von den Engländern erhalten haben. — Der erste hauptsächlichste Schauspieldichter ist hier wohl Jacob Ayrer, der 1618 sein Opus theatricum herausgab, worin er die Mitte zwischen Hans Sachs und den englischen Stücken hält. Hans Sachs hatte das ganze Leben in das Bereich der Bücher gezogen und dem Schauspiele eine selbstständige Stellung verschafft, aber es herrschte bei ihm immer noch etwas Episches vor und es fehlte ihm noch ganz das innere Wesen des Drama's, wie auch seine Stücke nicht für die Aufführung berechnet waren. Auch Ayrer holte überallher den Stoff, aber bei ihm erscheinen schon Motive und Situationen und er schöpfte zum Theil aus altenglischen Quellen. Bei Ayrer verdient jedoch blos die Art und Masse der Stücke unsere Aufmerksamkeit, nicht der Gehalt, da sie hierdurch nicht über das Gewöhnliche sich erheben und keinen Begriff von einer Einheit haben, sondern die Handlung vorwaltet. Viel mehr Anlage zeigen die Stücke des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig († 1613), der dazu von den englischen Schauspielern angeregt wurde. Seine Lustspiele gehören zum Besten der Zeit und es kommen darin Intriguen und einige gute Figuren vor, wie z. B. im Vincentus Ladislaus Satrapa von Mantua, das wirklich originell ist. Auch einen Volksdichter hat das Drama aufzuweisen, nämlich den Barbier Jacob Vogel, der einige rohe Stücke, wie den Bautzen- und Clausensturm (1622) schrieb.

Nicodemus Frischlin, geb. 1547 zu Balingen, gest. 1590. Thomas Naogeorg Kirchmeyer, geb. 1511 zu Straubingen, gest. 1563 zu Wiesloch in der Pfalz. Paul Rebhun, geb. zu Berlin, gest. als Pfarrer in Oelsnitz um 1550; seine Stücke erschienen 1536–1538. Joachim Gräff aus Zwickau, seit 1545 Schulmeister in Dessau, schrieb seine Stücke 1535–45. Wittel's Eiferopfer

erschien 1571. Striger ward Prediger zu Lübeck und starb 1598. Sein Schlemmer erschien 1588 zu Magdeburg. Wolfhart Spangenberg's Stücke kamen 1603—15 heraus. Georg Mauricius war (1539—1610) Rector in Nürnberg, Rudolph Bellinghausen († 1645) Pfarrer in Osnabrück und schrieb mindestens 36 geistliche Komödien. Die englischen Komödianten erschienen besonders gegen 1620. Jacob Ayrer war Notar und Gerichtsprocurator in Nürnberg und starb gegen 1618. In seinem Opus theatricum hinterließ er uns 30 Komödien und Tragödien und 36 Fastnachtsspiele, von denen die Letzteren schon 1610 gedruckt waren. Sonst soll er aber noch 40 Schauspiele gedichtet haben, deren Druck Ayrer's Tod verhinderte. Vogel wurde sogar mit der Poetenkrone geschmückt; er ist ein eingebildeter Mensch, ganz dem Charakter der Zeit gemäß, und schrieb 1623 seinen poetischen Adler. Er war Bader in Stößen an der Saale und von ihm stammt der Namen Salbaderei.

96. Während letztere Zweige vorzüglich in Nord- und Mitteldeutschland ihren Boden fanden, zeigen sich noch im Südwesten, zu Straßburg, einige interessante Erscheinungen, da man überhaupt in jener Gegend an allen Bewegungen in der Politik, wie in der Literatur und Theologie großen Antheil nahm. Vorerst stellt sich uns Georg Wickram aus Colmar, Stadtschreiber von Burkheim, dar, der sich mit sehr Vielerlei beschäftigte, aber mehr auf die ältere Zeit zurückweist. Er war Schauspieldichter und Satiriker und schrieb 1557 eine Sammlung von Schwänken und Anedoten in Prosa unter dem Titel der Rollwagen, welchem von Anderen die „Gartengesellschaft" und der „Wegkürtzer" noch beigefügt wurde. In diesem Volksbuche ist die Erzählung kurz und schmutzig, obschon Wickram darin gegen das Unsaubere eifert, auch ist der Stoff aus der Fremde genommen. Sonst schrieb er noch Romane, die ganz an das Buch der Liebe erinnern und den Ton der Ritterromane auf bürgerliche Verhältnisse übertragen. Eine ähnliche Sympathie für das Frühere hat wohl auch Fischart, aber es bildet dies blos Eine Seite bei ihm und er steht viel mehr in der Gegenwart. Davon zeigt sein Eulenspiegel, den er in Verse brachte, die Flohhatz, deren schon oben gedacht wurde und die voll köstlicher Laune ist, noch mehr aber das 1578 erschienene Ehezuchtbüchlein, eine Satire auf den ehelosen Stand; aber meistens Uebertragung einzelner Plutarchischen kleinen Schriften enthaltend. Gegen die unsinnigen planetarischen Prophezeihungen ist seine Satire Aller Praktik Großmutter gerichtet, die der Rabelais'schen Prognostication nachgebildet ist. Noch mehr richtete er seine Satire gegen die Gegner der Reformation, die alle pasquillenartig voll verhaltenen Grimms und geistloser Verläumdung sind, während Fischart's Satiren, alle in sicherer und heiterer Verachtung ganz ruhig gehalten, sich überall einen treffenden Repräsentanten wählen, woran sich sein aristophanischer Witz um so feiner und treffender auslassen kann. Dahin gehören sein Bienenkorb, der Brodkorb des heiligen römischen Reichs, der Jesu-Wider, das Gedicht von St. Dominicus Leben u. A. Auch unter Holzschnitte machte er treffende gereimte Erklärungen, die ihres Erfolges immer sicher waren. Schwächer sind seine Paraphrasen einiger Psalmen und seine Kirchenlieder, denn zum Uebersetzen taugte Fischart nicht; dagegen ist wieder bemerkenswerth sein glückhaftes Schiff, welches bereits aus dem Volksgeschmacke heraustritt und voll Schwung

ist, wie kein anderes Gedicht des 16. Jahrhunderts. Sein berühmtestes Werk ist der Gargantua, 1575 erschienen, eine Nachahmung und Umarbeitung des Gargantua und Pantagruel von Rabelais, worin Gargantua, eine Figur aus der französischen Riesensage, modernisirt ist, um das Maßlose, Verkehrte, Unförmliche und Abenteuerliche der Zeit daran zu schildern. Fischart schwingt nun dabei seine Satire über alle die Thorheiten der Stammbäume, über die Schwelgerei, Trunksucht, den Kleiderluxus, die unvernünftige Kindererziehung, überkluge Gelehrsamkeit, Händel- und Prozeßsucht und andere Extravaganzen, und zwar Alles voll so frischem, kräftigem Leben, in so wahren, warmen Gestalten, daß das Buch eine Welt des unerschöpflichsten Reichthums ist, das seines Gleichen sucht. Fischart ist überhaupt eine der merkwürdigsten Erscheinungen in unserer Literatur. Kühn weiß er die Sprache zu bewältigen, schafft noch ungehörte Satzfügungen, die gewagtesten Perioden, die ausschweifendsten Gedankenverbindungen und versteht es, neue Worte aus dem reichen Schatze des Volksdialektes herbeizuziehen. Es ist nicht bloßer Wortwitz bei ihm, sondern der tolle Wörtertanz repräsentirt die Narren, die er vorführt, und die Bücher müssen genau und sorgfältig gelesen werden, um diese wunderlichen Spiele und satirischen Stacheln wahrhaft zu verstehen. Der Stil selbst ist ganz eigenthümlich und für die Satire sehr geeignet, denn zuerst sind zahlreiche Vordersätze gehäuft und dann eilt der Satz rasch einem unerwarteten Schlußsatze zu. Fischart wendet alle Launen und Gaukelspiele an, Narrheit und Weisheit, Zorn und Milde, Strenge und Sanftmuth, nur keine Thränen, denn ein so kräftiger Geist konnte nicht in Gefühlsdichtung und Formlosigkeit verfallen. Auch sieht man bei ihm schon die roheren, groben Volkssitten zu besserer und feinerer Kultur sich heben und auch hierdurch steht er ganz auf der Scheide zwischen der alten und neuen Zeit, die unter dem Wuste der Schulgelehrsamkeit ihn nicht mehr anerkennen wollte, bis ein besseres Zeitalter auch ihm wieder die verdiente Anerkennung zurückgab.

Wickram's Rollwagen erschien 1555 unter dem Titel Rollewagen von Schimpf und Ernst. — Joh. Fischart ist in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Mainz oder Straßburg geboren, lebte um 1586 als Doctor der Rechte in der Nähe von Saarbrücken und starb im Winter 1589. Er hat eine Menge Schriften geschrieben, die einer neuen Sammlung bedürften. Von Manchem ist seine Autorschaft ungewiß, da er sich Menzer, Reznem, Elloposcleros u. A. unterzeichnete. Man schreibt ihm über 50 Schriften zu. Von seinen geistlichen Liedern und Psalmen ließen 1849 G. v. Below und J. Zacher eine neue Ausgabe erscheinen. Die Titel seiner Bücher sind meistens sehr lang. Der Gargantua erschien zuerst 1575, 8°, und der Titel fängt an: Affentheurlich, Naupengeheurliche Geschichtklitterung, Von Thaten und Rahten der vor kurtzen langen weilen Vollenwolbeschreiten Helden und Herren Grandgusier, Gargantua und Pantagruel u. s. w. Manches von Fischart steht im 10. Bande von Scheible's Kloster.

97. Ein anderes Produkt dieser Zeit läßt sich Fischart anschließen, nämlich der Grobianus von Fr. Dedekind, 1549, der in der Folge mehrmals aus dem Lateinischen übersetzt ward und ganz den Charakter der Zeit bezeichnet. Weil man nämlich von dem Verbotenen und Gebotenen gerade das Gegentheil zu thun pflegt, empfiehlt dies Werk das Thun und Treiben des Grobianischen Gesellen,

dessen Tagewerk nun geschildert wird, und die Schilderung dieses Grundcharakters der Zeit wäre sogar ganz vortrefflich zu nennen, wenn sie nur besser geordnet und nicht so lange ausgesponnen wäre. Die Sprache ist sehr flüssig und gut. Außerdem gehören noch einige Männer hierher, welche diese Periode mit der neuen Zeit vermitteln halfen oder vielmehr auf der Schwelle zwischen beiden stehen, aber nicht wichtig und kräftig genug sind, um durch ihr Schwergewicht mehr dahin oder dorthin zu fallen. Diese sind alle Universitätsgelehrte, kennen die Literatur des Auslands und nehmen daher neue Formen an, ohne sich doch von der alten Volksmanier ganz loszureißen. Dahin gehören Paul Schede oder Melissus (1539—1602) und der Straßburger Peter Denaisius (geb. 1561, gest. 1600 in Heidelberg) und Andere, deren Ansehen natürlich mit dem Augenblick unterging, als von Schlesien eine neue Form kam und die Dichtung vom Volke in den Gelehrtenstand hinüberdrang und selbst eine gelehrte wurde.

Friedrich Dedekind war zu Neustadt geboren und starb 1598 als Inspektor der Kirchen im Bisthume Lübeck. Sein Grobianus erschien zu Frankfurt 1549, 8°, und dann vielfach vermehrt. In's Deutsche übersetzt wurde er von Caspar Scheidt, Wendelin Hellbach und Wenzel Scherffer, auch übersetzte ihn Roger Bull 1739 in's Englische. Paul Schede war 1539 zu Mellrichstadt geboren und starb 1602 als Bibliothekar in Heidelberg. Von ihm und Peter Denaisius stehen einige deutsche Gedichte in den Züricher Streitschriften Nr. 9, 4—9.

98. Werfen wir noch einen Blick auf andere Erscheinungen der Prosa, außer den genannten, so haben wir vorerst noch der Gesten der Römer (Gesta Romanorum) zu gedenken, die schon im 14. Jahrhunderte verdeutscht wurden, römische Legenden mit der Sagengeschichte der Kaiserzeit verschmolzen und eine Menge Novellen und Anekdoten enthalten. Hierauf folgten gegen den Schluß des 15. Jahrhunderts die Uebersetzungen von Boccacio's Decameron, woran sich später noch Mehrere versuchten, das Buch von der Heiligen Leben von Hermann von Fritzlar, einem Dominikaner, und Anderes, das sich hier und da erhalten hat. Mehr Wichtigkeit haben die geschichtlichen Werke in Prosa, die jetzt vor den Reimwerken das Uebergewicht haben und den wahreren Charakter der Geschichte annehmen, weil der kritische Geist das Wahre aus dem Sagenhaften und Dunklen herauszuscheiden suchte. Es gehören hierher die Limburger Chronik, die oberrheinische Chronik, welche um die Mitte des 14. Jahrhunderts verfaßt wurde, die Straßburger Chronik von Fritsche Closener, 1362 vollendet, die aus dieser entstandene, erweiterte elsaßische Chronik des Jacob Twinger von Königshofen, Petermann Etterlin's Chronik der Eidgenossenschaft, Diebold Schilling's Berner Chronik und Johannes Rothe's thüringische Chronik. In den Schweizer Chroniken zeigt sich bereits eine bessere Behandlung der Geschichte, wie überhaupt dort das Interesse daran tiefer im Volk wurzelte und die besten historischen Volkslieder verfaßt wurden. Seit Luther's Bibelübersetzung wurde die Sprache in solchen Werken kerniger und fließender und man sieht die Folgen

nicht nur bereits in Johann Thurnmayer's oder Aventinus bayerischer Chronik, sondern auch noch mehr in Sebastian Frank's Weltgeschichte und Chronik des deutschen Reichs, in des Aegidius Tschudi Schweizerchronik, dem besten Geschichtswerke seiner Zeit, und der in nieder- und hochdeutscher Sprache bearbeiteten pommer'schen Chronik von Thomas Kantzow. — Weniger gut und sogar rauher und ungelenker geschrieben sind die Selbstbiographie des Ritters Götz von Berlichingen und die Denkwürdigkeiten Hans von Schweinichen's, welche für die Schilderung ihrer Zeit von großem Interesse sind, wegen der Ungelehrtheit ihrer Verfasser aber als literarische Denkmale nicht hoch stehen. Auch auf Reisebeschreibungen dehnte sich die Prosa aus und ward hierfür schon zu den Erdbeschreibungen von Sebastian Frank und Sebastian Münster benützt.

Die deutschen Gesten der Römer gab A. Keller im J. 1841 aus der Münchener Handschrift heraus. Vgl. A. Keller, Gesta Romanorum 1837. Die Limburger Chronik wurde vom Stadtschreiber Tillemann bis 1399 geführt und von Anderen erweitert; sie erschien als Fasti Limpurgenses, 1617, 8°. Neue Ausgabe von C. D. Vogel, Marburg 1828. Die oberrheinische Chronik reicht bis 1334 und hat Fortsetzungen bis 1349, ist aber sonst ein schlechtes, kleines Machwerk. Sie ist herausg. von Fr. K. Grieshaber, Rastatt 1850, 8°. Closener war zwischen 1300—1320 geboren, Chorherr zu Straßburg und starb 1384. Sie ist 1842 zu Stuttgart von A. Schott herausgegeben. Twinger v. Königshofen, 1346 zu Straßburg geboren, 1420 als Domherr gestorben, schrieb eine größere und kleinere Chronik, letztere 1698 in 4°, von Schilter herausgegeben. J. Rothe war Kapellan der 1431 verstorbenen Landgräfin Anna zu Eisenach und wohl auch Verfasser des gereimten Lebens der h. Elisabeth. Die Chronik steht bei Mencken Script. Rer. Ger. II. Nr. 24. Diebold Schilling war 1465 Gerichtsschreiber in Bern; von seinem Buch sind blos die burgundischen Kriege, Bern 1743, in Fol. herausgegeben. Etterlin war ebenfalls Gerichtsschreiber zu Luzern und seine Chronik erschien zu Basel 1507 und 1752 in Folio. Aventinus, 1477 zu Abensberg geboren und daher so benannt, lehrte an mehreren Orten, ward bayerischer Prinzenerzieher und starb 1534 zu Regensburg. Seine Chronik erschien 1566 zu Frankfurt. Sebastian Frank, geb. 1500 zu Donauwörth, war ein Wiedertäufer und starb 1545 zu Basel. Das erste Werk erschien 1536 zu Ulm, das zweite zu Augsburg 1538. Tschudi, 1505 in Glarus geboren, starb dort als Landammann. Sein Werk ist 1734—36 in 2 Foliobänden von Iselin in Basel herausgegeben. Thomas Kantzow, zu Stralsund 1505 geboren, war Geheimschreiber mehrerer pommerischen Fürsten, ging 1538 nach Wittenberg und starb 1542 in Stettin. Niederdeutsch ist die Chronik herausgeg. von Böhmer, Stettin 1835, 8°, hochdeutsch von Medem, Anklam 1841, 8°, und in der zweiten hochdeutschen Bearbeitung, unter dem Titel Pommerania, von Kosegarten, Greifswald 1816—17, 2 Bde. Götz von Berlichingen, geb. 1480, gest. 1562, schrieb diese Biographie im Alter. Sie ward zu Nürnberg gedruckt 1731 und 1775, 8°. Neue Ausgabe von C. Lang, Heilbronn 1832, 12. und von M. A. Gessert, Pforzheim 1843, 8°. Hans von Schweinichen ist geb. 1552 und gest. 1616. Seine bis 1602 reichenden Denkwürdigkeiten gab Büsching 1820—23 zu Breslau in 3 Bdn. heraus. Sebastian Frank's Weltbuch erschien zu Tübingen 1534, Fol. Seb. Münster war 1489 zu Ingelheim geboren, verließ den Franziskanerorden, ward Professor in Basel 1529 und starb daselbst 1552. Seine Cosmographia erschien zu Basel 1544, Fol.

99. Neben der historischen Prosa entwickelte sich auch die Beredtsamkeit, namentlich die geistliche, und sie wurde besonders gefördert durch die Mystiker, die tüchtige Redner aufzuweisen hatten. Wir haben einiger derselben schon oben gedacht und fügen diesen hier noch Nikolaus von Straßburg und Johann Tauler bei. Beide sind Schüler des Bruders Eckart, wiesen in

ihren Reden auf die Einfalt des Lebens zurück und fanden eine bedeutende Wirksamkeit im Volke, besonders Tauler, der für einen größeren Kreis sprach und statt in abstracten Systemen zu verweilen, auf christlichen Wandel drang und die Verdorbenheit der Zeit angriff. Hatte man schon hier starke Stimmen gegen den Wandel der Geistlichen und die Richtung der Zeit, so war dies noch mehr der Fall bei Johann Geiler von Kaisersberg, welcher durch seine Rednergabe, in Sendschreiben, Briefen und Streitschriften mit überzeugender Kraft und Wärme noch schärfer gegen die Gebrechen von Hohen und Niederen auftrat, geradezu den Volkston wählte, selbst ganze Kapitel aus Brant's Narrenschrift zu Predigtthematen wählte und der Reformation bedeutend vorarbeitete. Er stieß fast die ganze Erbauungsliteratur, wie sie bisher vorhanden war, um und ebnete den Boden für die übrigen Kämpfer auf diesem Felde, auf welchem bald Hutten und Ulrich Zwingli weiter schritten und ihren Worten die Schärfe des Schwerts verliehen. Noch ein anderer Redner und Schüler von Luther ist Johann Mathesius, der populär und gemüthlich sprach und gleichfalls Fabeln und andere satirische Formen gebrauchte. — Abgesehen von Luther's Predigten, Streitschriften und lehrhaften Werken förderten auch diesen Zweig die Schriften von Heinrich Suso, Heinrich von Nördlingen und Otto von Passau, Zwingli's Schriften und manche andere Werke, wie die deutsche Theologie von Bischof Berthold, das Lob des göttlichen Worts, die im Volke und unter den Gelehrten nicht nur das Wissen zu bereichern suchten, sondern neben ihrer moralischen Wirkung auch zur Ausbildung der Prosa Vieles beitrugen. Doch nicht allein auf diese Zweige beschränkte sich die Prosa, sondern sie verdrängte nach und nach auch die lateinische Sprache aus anderen Gebieten und wie Albrecht von Eybe und Fischart die prosaische Form der deutschen Sprache schon zu Schriften über praktische Lebensweisheit anwandten, so schrieb darin Albrecht Dürer bereits seine Schriften über die Kunst, sammelten Johann Agricola und Sebastian Frank die deutschen Sprüchwörter und versuchte Valentin Ickelsamer sogar schon eine deutsche Grammatik, womit er nicht einmal allein dastand, indem ähnliche Bestrebungen neben ihm hergingen. Es bedurfte nur noch einer äußeren Achtung für deutsche Sprache und Poesie, Schriftsteller und Dichter, um vollends das Uebergewicht der lateinischen Sprache abzuschütteln und die vaterländische Sprache rasch ihrer Vervollkommnung entgegenzuführen, wie es in der neuen Zeit erfolgte.

Nikol. von Straßburg war Dominikaner und Lehrmeister in Köln, 1326 aber päpstlicher Nuntius und Aufseher über die Klöster seines Ordens in Deutschland. Predigten stehen von ihm im I. Bande der deutschen Mystiker von Franz Pfeiffer. Joh. Tauler war 1294 zu Köln oder Straßburg geboren, dann Dominikanermönch, hielt sich in verschiedenen Theilen Deutschlands auf, zuletzt 20 Jahre lang in Straßburg und starb 1361. Seine Predigten erschienen 1498 in 4° zu Leipzig. Neue Ausgabe, Frankfurt 1826, 3 Bde. Ueber ihn K. Schmidt, Joh. Tauler von Straßburg, Hamburg 1841. Geiler von Kaisersberg, 1445 zu Schaffhausen geboren, studirte in Freiburg und Basel, wurde 1478 Prediger in Straßburg und starb 1510. Ueber sein

Leben schrieb v. Ammon, Erlangen 1826, 8°. Seine Predigten erschienen Straßburg 1510. Mathesius war 1504 zu Rochlitz geboren und starb als Pastor zu Joachimsthal 1565. Seine Predigten erschienen in mehreren Sammlungen, seine Bergpostilla 1562. Heinrich Suso aus dem Geschlechte vom Berg ist zu Konstanz geboren, ward Dominikaner, nannte sich von seiner Mutter den Seusen und starb in Ulm um 1566. Seine Werke erschienen Augsburg 1482 und 1512. Vgl. Diepenbrock's Leben von H. Suso, Regensburg 1837. Otto von Nördlingen war Haupt der Gottesfreunde in Basel. Seine Briefe stehen in Heumann's Opuscula, Nürnberg 1747, 4°. Otto von Passau war Minorit und Lehrmeister in Basel am Schlusse des 14. Jahrhunderts. Sein Buch: die vierundzwanzig Alten oder der gülbene Thron der minnenden Seelen, erschien Augsburg 1480. Berthold, Bischof von Chiemsee, gab sein Buch 1528 zu München heraus. Albrecht v. Eybe, geb. 1420 in Franken, starb 1475 als Domherr in Bamberg und Kämmerling des Papstes Pius II. Sein Ehestandsbuch erschien 1472; sein Spiegel der Sitten, Augsburg 1511. Der berühmte Maler Albrecht Dürer, geb. 1471 in Nürnberg, gest. 1528 daselbst, schrieb unter Andern vier Bücher von menschlicher Proportion. Nürnberg 1525. Johann Agricola (Schnitter) ist 1492 zu Eisleben geboren und starb 1566 als Hofprediger zu Berlin. Seine Sprichwörtersammlung erschien niederdeutsch zu Magdeburg 1528, hochdeutsch zu Hagenau 1529. Frank's Sammlungen kamen 1541 und 42 in 4° zu Frankfurt heraus. Die Ickelsamer'sche Grammatik erschien 1537 zu Nürnberg, aber schon 1478 schrieb Nicolas v. Weyl in seiner Translation über deutsche Rechtschreibung.

IV.

Neue oder Neuhochdeutsche Zeit.

100. Die neue Zeit umfaßt die Periode seit Opitz bis zur Gegenwart und somit kaum etwas mehr als zwei Jahrhunderte, aber sie ist die reichste an Erscheinungen, die glänzendste, welche die deutsche Literatur erlebt hat. Diese nimmt nun einen durchaus neuen Charakter an. Während die frühere Zeit vorzüglich die einheimischen, deutschen Elemente ihren poetischen Schöpfungen zu Grund legte, nur gemildert und geheiligt durch den Einfluß des Christenthums, hat es die neuere Zeit wieder mit einem Kampfe zu thun, aber nicht mit einem Kampfe der Liebe, sondern mit einem Krieg auf Leben und Tod; es wurden die alten Traditionen und Wege aufgegeben, unser eigenes Leben vergessen, als ob es nie da gewesen, und dafür drängen nun mit Macht und reißender Schnelle fremde Elemente herein, die uns den Stamm unserer Dichtkunst an der Wurzel zu vernichten drohten. Aber der deutsche Geist war mächtig genug, sich wieder zu ermannen, aus dem Sclaven des Fremden sich zu erheben zu dessen gleichberechtigtem Genossen und der reichen Beute zuletzt sogar froh zu werden, so daß wir uns mit diesen fremden Stoffen, die wir in deutsches Gewand kleideten, denen wir deutschen Geist einhauchten, wieder nach eigenen Ideen und Planen ein herrliches Gebäude aufbauten, das glänzend hinausstrahlt in die Ferne und den Geschichtskreis erweitert über alle Gauen des Vaterlands bis zu den entferntesten Gegenden der Erde und die Wunder der tropischen Länder wie des Eismeeres in seinen Bereich gezaubert enthält. — Diese neuere Zeit trägt durchweg den Charakter der Kampfesfertigkeit und überall ist die Kritik die Beglei-

terin und nährende Mutter der neuen Literatur. Wir haben dabei die rührende Naivetät und Befangenheit, den kindlichen Sinn und die Natureinfalt der früheren Zeit verloren; aber dafür ist nun der Gesichtskreis größer und haben wir Weltverstand und Weltgewandtheit eingetauscht, damit wir um so besser unserer Bestimmung entgegen gehen, an die Spitze der Weltbewegung zu treten und unsere Literatur zur Weltliteratur zu machen.

Die Geschichte der neueren deutschen Nationalliteratur ist ziemlich bestimmt und scharf abgegränzt. Sie beginnt mit Opitz und seiner „deutschen Poeterei", 1624, und endigt mit der Gegenwart. Die einzelnen Perioden, in welche sie zerfällt, sind:

I. Von Opitz bis auf Gottsched, 1624—1730, oder das Zeitalter der gelehrten Poesie und des Ueberwiegens des Fremdländischen über das Einheimische.

II. Von Gottsched bis zum Anbrechen der klassischen Periode, 1730—1760, Verbreitungszeit einer neuen Selbstständigkeit.

III. Die klassische Periode, von Klopstock bis zu Göthe's Tod, 1760—1832.

IV. Die Zeit von Göthe bis zur Gegenwart.

A. Erste Periode.

Von Opitz bis Gottsched.

101. Wenden wir uns der ersten Periode zu, so trat in dem Momente ihres Beginnes nicht nur ein Wendepunkt in sprachlicher Hinsicht ein, indem durch Luther die einzelnen Mundarten aus der Schrift entfernt wurden, dafür aber die hochdeutsche oder Kanzleisprache zur Schriftsprache sich erhob und siegreich behauptete, sondern auch der Charakter der poetischen Literatur änderte sich vollständig. Die Poesie war früher vom Ritterstande in den weiten Kreis des Volks getreten und hatte zuletzt nur bei den niedrigen Handwerkern Schutz und Pflege gefunden; jetzt trat sie wieder zurück in den engeren Kreis eines gelehrten Adels, entfremdete sich durchaus dem Volke, ging dadurch auch des frischen, kernhaften Lebens verlustig und ward zur gelehrten Poesie. Hierdurch bedingte sich aber auch noch eine andere Umgestaltung: zuerst hatte man das Epische und Didaktische gepflegt, als dem Ritterthume am nächsten liegend, dann erhob sich im Volke die Sittenpoesie, und nun wandte sich die gelehrte Poesie der Form zu, welche sie nur von den Alten erlernen konnte, weshalb auch jetzt unsere Beziehungen zum Alterthume und seiner Kunst offener hervortraten.

Alle wesentlichen Formen der Poesie waren schon bei den Alten ausgebildet und die spätere Zeit hatte diesem nur Weniges beizufügen. Was in dieser Hinsicht noch geschah, verdankt man vorzüglich den Italienern, deren große Geister es verstanden, sich der klassischen Formen zu bemeistern und in dieselben ihre einheimischen Stoffe einzugießen. Dante, Torquato Tasso und Ariost haben aus dem Studium der Alten die poetische Form zu verstehen gelernt und

durch ihre Meisterwerke alle Dichtungen des Mittelalters überflügelt. Nach ihnen wollte man zu sclavisch die Form nachahmen, vergaß darüber den Geist und dachte, mit klassischer Form, Stoff, mythologischem Zierrath und poetischen Figuren sei der große Dichter gemacht, ja man ging sogar so weit, die lateinische Sprache wieder zur Dichtersprache zu machen, um nur recht genau den Römern nachzuahmen, so daß zuletzt sogar die Lorbeerkrone an die lateinische Sprache gebunden war.

Daß auch die Deutschen dieser Sitte folgten, an der vaterländischen Sprache stolz vorübergingen und lateinisch dichteten, darf nicht verwundern, wenn man bedenkt, daß nun die Poesie zu den Gelehrten zurückkehrte, diese aber die leichtfließende, wohlklingende rhythmische, lateinische Sprache vor Augen hatten und daneben allerdings die deutsche Sprache noch ungefügig, ungeschlacht und roh erscheinen mußte, zumal sie nicht einmal irgend eine Prosodie besaß, und die Anfänge derselben in den Tabulaturen der Meistersänger nur armselig genannt werden konnten. Außerdem mochten, da die altdeutsche Vorzeit ganz in Vergessenheit gerathen schien, die deutschen Stoffe, die man besprechen konnte, wenig poetisch begeistern und lag es den Neulateinern näher, wie die Sprache, so auch den Stoff zu ihren Gedichten dem Alterthume zu entlehnen. Endlich dichteten nun nur Vornehme und Gelehrte, welche die deutschen Gedichte für etwas Verächtliches oder doch Niedriges ansahen, weil sie aus dem Handwerksstande hervorgingen und an der Spitze dieser Meistersänger Schuster und Barbiere standen und als Häupter angepriesen wurden.

102. An der Blüthe der neulateinischen Poesie nahmen die Deutschen den lebhaftesten Antheil und die gelehrten Dichter würden sich selbst dem Volke und seiner Sprache rascher genähert haben, wären die Zeiten zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ruhiger und nicht so bewegt gewesen. Wir sehen daher gleich nach dem Abschlusse des Religionsfriedens vielfältige Bestrebungen, die deutsche Poesie in Aufnahme zu bringen und zum Uebergange zur vaterländischen Sprache mahnte schon das Beispiel des Auslands und das patriotische Verdienst, das hier zu erwerben war. Man durfte nur den Weg bahnen, und Beschützer dieser Bestrebungen gewinnen, um auch der äußeren Ehren theilhaftig zu werden, worin schon Joh. Heermann und der Bader Jacob Vogel vorangingen, bis endlich Fürsten und Herren sich der Sache annahmen, die Anfänge einer deutschen Grammatik und Poetik sich zu bilden begannen und auch die Sprache eine Veredelung durch die stammverwandte niederländische erfuhr, wobei immer das klassische Muster oder vielmehr das römische als Vorbild für die Dichtung vorschwebte und somit den Uebergang vermittelte, wie denn nun auch diejenigen deutschen Dichter das Beste leisteten, welche bei den alten Vorbildern in die Schule gegangen waren.

103. Daß erst durch die Vermittlung der Niederländer und nicht direkt diese neue Poesie von Italien aus den Weg nach Deutschland fand, kam wohl

weniger daher, daß wir diesem Volke seit Karl V. in politischer Hinsicht ferner standen oder weniger die Sprache nach italienischen Mustern bilden konnten, als von der Grundverschiedenheit beider Völker, denn wir hatten ja Uebersetzungen des Ariost und Petrarca schon im Anfange des 17. Jahrhunderts erhalten, ohne daß man vielen Sinn dafür gezeigt hätte. Der Grund lag in der Verschiedenheit des Volkscharakters. Die Italiener lebten damals meistens in solchen republikanischen Aristokratien, wie die alten Römerzeiten sie sahen, und darum erwachte durch das Studium der lateinischen Schriftsteller das Gefühl naher Verwandtschaft, das gegenseitige Verständniß und zog die großartige Römergeschichte die Nachkommen und Nachfolger im Lande zu so mächtiger Begeisterung an, die nicht blos in den oberen Ständen blieb, sondern tiefer in's Volk eindrang. In Deutschland hatten die politischen Verhältnisse eine durchaus verschiedene Gestaltung; hier fehlten solche republikanische Aristokratien, dagegen waren bei uns die kleinen patriarchalischen Ländchen mit rührigen Gemeinwesen zu Hause, wo die Fürsten mit einander wetteiferten und doch alle das Gefühl des gemeinsamen Vaterlands durchdrang, so sehr es nach und nach gelockert ward. Unsere politischen Zustände mit den kernhaften Gemeinwesen gaben eher die Grundlage ab für eine griechische Kultur, die freilich für die römische wenig empfänglich war, und erst durch das Medium der Niederländer, welche eine Art Verschmelzung beider politischen Richtungen andeuten mochten und uns stamm- und sprachverwandt sind, konnte der Einfluß der lateinischen Poesie auf uns mächtig werden, jedoch auch nur zuerst auf die Gelehrten, nicht auf das Volk, und selbst die Gelehrten erfaßten nur die Form, bis nach und nach auch der Geist sie berührte, die kräftigeren Talente erfaßte und, als er von uns erkannt und aufgenommen war, man plötzlich zum freien Verständnisse des Alterthums gelangte, der griechische Geist mit dem deutschen sich vermischte und so die klassische Zeit hervorrief.

Man hat noch immer das politische Element nach dieser Seite hin zu wenig berücksichtigt. Die kleinen republikanischen Aristokratien Italiens hatten ganz den römischen Anstrich und es bedurfte nur wieder einer näheren Bekanntschaft mit dem Alterthume, um die verwandten Beziehungen auf das Leben, wenigstens der höheren Stände und Gelehrten, einwirken zu lassen. In Italien erfaßte man aber mehr den Geist als die Form. Die Niederländer mit ihrer mehr demokratischen Richtung wichen davon schon mehr ab und nach den Griechen hin, darum wirkte das Wiederaufleben der klassischen Alterthumskunde hier wieder mehr auf das Praktische und die Form. Bei uns Deutschen dagegen bildeten die einst so blühenden Gemeinwesen einen guten Grund für Aufnahme des hellenischen Geistes, der sich bei den Römern eben zunächst in der Form äußerte, nicht im Geiste ihrer Schriften. Wir nahmen also vorerst die Form auf, um die Sprache darnach umzubilden, und als dies Geschäft der Gelehrten uns das Verständniß des uns vielfach verwandten Hellenenthums aufgeschlossen hatte, wirkte der griechische Geist plötzlich und unmittelbar mit aller Kraft auf unsere Literatur und nun erst war die klassische Zeit möglich.

Auf das rein absolutistische Frankreich, wo schon sehr frühe die Regungen eines aufblühen wollenden Gemeinwesens unterdrückt waren, konnte das Alterthum nur in formeller Weise wirken. Den Geist desselben vermochte Frankreich weder sich eigen zu machen, noch zu begreifen. Alle aus Italien berufenen Gelehrten und Kenner des Alterthums konnten daher hier keine befruchtende Wirksamkeit entfalten und höchstens auf eine Hofgeschichte und die praktischen, absoluten Wissenschaften sich mit Erfolg werfen. Daher entstand in Frankreich zuerst wieder eine Poetik

und erhielten wir von daher die Anregung zu gleichen Richtungen, sowie im Gebiete der Jurisprudenz und Scholastik, welche nur in absoluten Staaten recht gedeihen können.

Wo Rechtsbewußtsein im Volke sich findet, wo die meisten Weisthümer zu Hause sind, wird man überall auch mehr geistiges Leben und Aufblühen der Poesie bemerken, und hierin liegt auch die Ursache, daß Nord- und Ostdeutschland, sowie einzelne Striche des übrigen Vaterlands so wenige nur einigermaßen bedeutende, oder gar oft nicht einen einzigen Dichter hervorbrachten. Nur ein rühriges Staatsleben ist das Vaterland ächter Poesie.

104. Alle unsere lateinischen Poeten standen zunächst mit den niederländischen Gelehrten in Verbindung und dann auch mit den französischen. Von da empfingen sie die Regeln, welche dann auch für die deutsche Poesie maßgebend wurden. Julius Cäsar Scaliger hatte 1561 auf den Grund der alten Poesien eine Poetik bearbeitet, worin die Form, die Redefiguren, Vers- und Dichtungsgattungen vollständig und in Ordnung zusammengestellt waren, so daß das Werk die Rüstkammer für alle Poeten abgab; und wie darnach Ronsard in Frankreich seine gezierten, anmaßenden, gespreizten Verse dichtete, worin er Phrasen der Alten und Italiener als poetischen Schmuck untermengte und dadurch als Dichterfürst sich geltend machte, ging man auch bei uns zu Werk, nur daß man in jener ängstlichen, religiösen Zeit nicht so frei, ungenirt und unweltlich dichtete. Auch waren unsere meisten Dichter Protestanten und scheuten sich deshalb, so offenhin katholische Muster, wie Jacob Balde, nachzuahmen. Dagegen konnten schon die mehr strengen, auf Ehrbarkeit, Sitte und Religion haltenden Niederländer als Muster gelten, wie sie es z. B. dem Opitz wurden, der Heinsius und Sannazar neben Ronsard stellte.

Auch bei uns waren einige hervorragende Männer, wie Hutten, Reuchlin, Celtes, Erasmus und Agricola, die mehr auf den Geist des Alterthums dringen wollten, aber sie wurden meistens in die Religions-, Staats- und Volkssache hineingezogen, dadurch ihre Thätigkeit zersplittert und ihr Wirken hatte nur nach einzelnen Seiten hin Erfolg. Die Philologie trat nun in die Schule ein und ward Gegenstand der Jugenderziehung, konnte jedoch nur langsam auf den Geist des Volks wirken, weil man sie eben von der todten Seite ergriffen hatte. Als jedoch die Deutschen, besonders die Vornehmen, immer mehr Frankreich nachahmten, dort ihre Bildung und Sitten holten und das Streben französischer Dichter für ihre Muttersprache bemerkten, entstand endlich auch bei ihnen ein Wetteifer, den schon Fischart und Weckherlin offenbaren, und es war dazu nicht nur Alles schon in Straßburg und Heidelberg vorbereitet, sondern es zeigten sich bereits überall einzelne, oft unbewußte Versuche, welchen wir leider nicht mehr viel und genau auf die Spur zu kommen vermögen. Dahin gehören vornehmlich die Gedichte des Danzigers Ernst Schwabe v. d. Heyde (1616), der schon die italienische Manier nachahmte, die Elisionen der Volkssprache bestritt und die neue Prosodie anbahnte. Schon drei Jahre zuvor hatte Hübner Alexandriner drucken lassen, noch ehe er von Opitz wußte; aber dies Alles hätte nicht viel gefruchtet, wäre spurlos vorübergegangen, als vereinzelt, wenn nicht massenweise und aus höherer Stellung dafür gewirkt worden wäre.

Ueber den immer mehr eindringenden Einfluß des Französischen in Sitte und Sprache vgl. Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft, 1—77.

Schwabe's Buch „Poetik oder Poesie", von Opitz benützt, von Wenzel Scherffner 1652 genannt, scheint nicht mehr vorhanden zu sein.

105. Es war nämlich die neue geistige Bewegung nicht nur von Schlesien ausgegangen, sondern fand noch tiefere Wurzeln in Sachsen, ohne welches Schlesien nie sich so erhoben hätte, so wie in Anhalt, wo der Fürst ein vielgereister Mann war, der Frankreich und Italien kennen gelernt hatte und von daher Eifer zu ähnlichen Bestrebungen nach Hause brachte, so daß man hier ganz den italienischen Anstrich am Hofe fand. Dieser Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen war im August in Weimar mit seinen Vettern versammelt, um der Leichenfeier für die Herzogin Dorothea Maria von Sachsen-Weimar († 18. Juli 1617) beizuwohnen, und als nun nach dem Begräbnisse die Leidtragenden im Schlosse Hornstein weilten und die Unterhaltung auf die Akademien des Auslandes gelenkt ward, machte Kaspar von Teutleben, Hofmeister des Prinzen Johann Ernst von Weimar, den Vorschlag, auch in Deutschland eine solche Gesellschaft zu erwecken, darin man gut rein deutsch zu schreiben sich befleißige und dasjenige thäte, was zur Erhebung der Muttersprache dienlich. Die Anwesenden gingen gelehrig darauf ein und so ward denn an demselben Tage, 24. August 1617, die Gesellschaft gestiftet, die zur Andeutung ihres Strebens sich die fruchtbringende nannte und zum Gemälde den „indianischen Palmbaum" (Kokosnuß), sowie zum Sinnspruche: „Alles zu Nutzen" wählte. Doch nannte sie sich auch im Wortspiele mit germinans und germana die deutsche. Jedes Mitglied sollte der Gesellschaft in Gold geschmelztes Gemälde, Namen und Wort auf der einen, wie auch seinen Namen, Gemälde und Wort auf der andern Seite an einem sittig-grünen seidenen Band tragen und die Zwecke waren hauptsächlich: die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder Wörter auf's Möglichste und Thunlichste erhalten und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Reimedichten befleißigen. Die Würde des Oberhaupts erhielt Kaspar von Teutleben, der sich in Nachahmung der Academia della crusca den Namen „der Mehlreiche" wählte und Titularoberhaupt bis zu seinem Tode (1628) war; aber das wahre Oberhaupt wurde dennoch Ludwig von Anhalt, der Nährende genannt, welcher sich am meisten Mühe für die Sache gab. Die sechs übrigen Mitstifter außer diesen zwei waren: die Herzoge Johann Ernst (der Käumling), Friedrich (der Hoffende) und Wilhelm von Weimar (der Schmackhafte), Ludwig der Jüngere von Anhalt-Köthen (der Saftige), Christoph von Krosigk (der Wohlbekommende) und sein Vetter Bernhard von Krosigk (der Reinliche), beides anhaltische Edelleute. — Es regte sich bei den Stiftern kein gewöhnlicher Gedanke, ja es zeigte sich schon ein Fortschritt darin, daß die Gesellschaft des kirchlichen Bekenntnisses nicht gedachte und jedem gebildeten Deutschen der Zutritt offen stand. Doch war der Typus des Ritterwesens

noch zu Grund gelegt und die Gesellschaft nur für Vornehme bestimmt, weil sie durch ihr Beispiel am meisten wirken sollten, und ebenso deshalb, weil die Glieder alle als Gleiche unter einander verkehrten, also blos Vornehme gewählt werden konnten. Daher Anfangs die peinliche Wähligkeit und Vornehmthuerei, wie ja auch bis 1647 nur zwei Geistliche (Andreä und Rist) Zutritt erhielten. Praktisch und gesellig, war der Zweck, deutsch zu reden, schreiben und leben; es war bei Zusammenkünften der Belobteste, wer alle Mitglieder mit ihren Gesellschaftsnamen am richtigsten benennen und sinnvolle Anspielungen auf Wort und Gemälde der Anwesenden machen konnte. Aber freilich vergaßen sie oft das Ordensgesetz so sehr, daß hohe und ernstgesinnte Mitglieder in französischer Sprache über Gesellschaftsangelegenheiten briefwechselten. Auf die Anfangs müßige Praxis folgte bei denkenden und thätigen Mitgliedern bald das theoretische Streben in Bezug auf Sprachwissenschaft, Dichtkunst und Poetik, und ernsthafter Gegenstand der Zusammenkünfte war Sprachgrübelei und zwar nicht ohne Erfolg. Hätten sie nur eine mehr streng wissenschaftliche Bildung genossen, so wäre schon von ihnen ein deutscher Sprachschatz zusammengebracht worden, wie ihn der Augsburger Arzt Georg Henischius 1616 versuchte, aber nicht über G hinausführte.

Wurde auch die feierliche Aufnahme in Weimar oder Koburg Anfangs vorgenommen, so war doch ebenso früh das Schloß zu Köthen der Hauptsitz, wo sich das Rituale ausbildete und die Aufnahme dann unter allerlei Scherzen (das Hänseln) geschah und die Zusammenkünfte oft dergestalt lustig wurden, daß Uebelwollende den Bund geradezu eine Saufgesellschaft nannten. Mit Ludwig's Tod, 1650, trat Wilhelm IV. von Weimar an die Spitze und nun kam der Sitz wieder dahin, auch erhielt der Orden nach dem langen Kriege wieder einige poetischere Färbung. Hier ward nun Neumark eigentlicher poetischer Repräsentant des Ordens, begrüßte Andere und ward von diesen begrüßt und zahlreiche Fremde kamen hier zusammen; auch gewann dadurch die Universität Jena wieder neues Ansehen. Nach Herzog Wilhelm's Tod, 1662, ward durch fünf Jahre kein neues Oberhaupt gewählt und dann verlegte Herzog August den Sitz nach Halle, wo sein Tod 1680 der Gesellschaft den Todesstoß gab, denn man wählte keinen Nachfolger mehr und gegen 1708 ging der Orden ganz ein. Bis 1668 waren unter den Mitgliedern des Palmenordens 1 König, 3 Churfürsten, 49 Herzoge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen, 35 Freiherren und 600 Adelige und Gelehrte und bis 1680 zählte man überhaupt 890 Mitglieder. Von bekannten Dichtern wurden Mitglieder Joh. Val. Andreä (der Mürbe) 1646, Sigm. v. Birken (der Erwachsene) 1657, Aug. Buchner (der Genossene) 1641, Joach. v. Glasenapp (der Erwachsende) 1646, Andr. Gryphius (der Unsterbliche) 1662, Christian Gueintz (der Ordnende) 1641; Ch. Ph. Harsdörffer (der Spielende) 1642, Gust. v. Hille (der Unverdrossene) 1637, Ernst Christoph Homburg (der

Keusche) 1648, Tobias Hübner (der Nutzbare) 1619, Fr. v. Logau (der Verkleinernde) 1648, Wilh. v. Kalchum-Lohausen (der Feste) 1629, Martin Milag (der Mindernde) 1637, Joh. Mich. Moscherosch (der Träumende) 1645, Georg Neumark (der Sprossende) 1653, Adam Olearius (der Vielbemühte) 1651, Mart. Opitz (der Gekrönte) 1629, Joh. Rist (der Rüstige) 1647, Joh. Matth. Schneuber (der Riechende) 1648, Just. George Schottel (der Suchende) 1642, Joh. Wilh. v. Stubenberg (der Unglückselige) 1648, Kaspar v. Teutleben (der Mehlreiche) 1617, Dietrich von dem Werder (der Vielgekörnte) 1620, Paul v. Winkler (der Geübte) 1662, Philipp Zesen (der Wohlsetzende) 1648. Was die Erfolge der Gesellschaft betrifft, so machte sie es dem Adel zur Pflicht, die Poesie und deutsche Sprache zu beschützen, was denn wirklich auch geschah, ja sogar zur Ehrensache wurde, hingegen aber wieder bewirkte, daß die Poeten aus diesem Protektionswesen ein Mittel zur Bettelei durch Dedikationen machten und in der kriechendsten, erbärmlichsten Weise die geistlosesten Gelegenheitsgedichte verfertigten und alle Hohen der Reihe nach ansangen. Ein anderer Erfolg war der der gemeinsamen Unterstützung, Förderung, Lobhudelei und Bewunderung, sowie eines schönen Friedens in der Gelehrten- und Dichterwelt. Jedoch auch dies hatte wieder den bedeutenden Nachtheil, daß die Poesie der scharfen Kritik entbehrte, dadurch so viel Mittelmäßiges entstand und man im Eigendünkel sich über die größten Meister erhob.

Obschon das an die Stelle der Volkspoesie Tretende nur wenig war, so war es doch etwas Neues, Werdendes, das sich auszubilden suchte. Nur traten eben zu viele mittelmäßige Mitglieder ein und ermunterte man das Vielproduciren, folglich auch die Sündfluth seichter Schriften und die Unzahl der Uebersetzungen, welche eben gerade das Gegentheil des Vereinszwecks erzielten, nämlich Fremdes zu uns hereinzogen; doch ward jetzt die deutsche Sprache immer mächtiger, sie machte sich schon frühe geltend im Schauspiele und eroberte sich nun auch die Dichterkrone für deutschen Poeten, ja selbst auf den Schulen drang sie ein und besonders in der Dichtkunst ward sie allein Meister. Hier erhielt sie sich auch am reinsten und deutschesten, während die Bibelübersetzung nicht viel auf die Kanzleisprache wirkte und diese eine Menge Gallicismen, Italienismen und lateinische Ausdrücke aufnahm. Diesem Unwesen trat blos die Poesie entgegen und auch diese hätte es nicht so erfolgreich gekonnt ohne die fruchtbringende Gesellschaft und die vielleicht übertriebenen Bestrebungen ihrer Puristen, die man vielfach mißdeutete und verleumdete und die wegen ihrer Prosodie selbst ein Logau, Lauremberg, Schupp und Andreä zum Theil nicht ganz ohne Unrecht belächelten.

Man hat in neuerer Zeit auf etwas Anderes aufmerksam gemacht, was nicht so ganz ohne Grund ist, obschon man ihm zu viele Wichtigkeit beilegte. Das Beispiel Frankreichs mit seiner Akademie, die tonangebend, ja absolutistisch auftrat und mißbräuchlich dem Volksgeiste zuwider wirkte, konnte bei uns nicht

Nachahmung finden. Wien konnte in geistiger Hinsicht nie Einfluß auf das übrige Deutschland gewinnen und wird es auch nie; überhaupt war Deutschland von jeher in zu viele kleine Staaten getheilt, denen von vorn herein jede Obervormundschaft zuwider war, die sogleich andere Einflüsse entgegensetzten, und ferner waren ja fast alle Dichter protestantisch, die sich nimmermehr von Wien beherrschen ließen. Aber auch die fruchtbringende Gesellschaft konnte leicht zu einem gefährlichen Tribunale werden, obschon Anfangs die Mitglieder veranlaßt wurden, ihre Arbeiten nach Köthen zur Censur einzusenden; denn wir sahen schon oben, daß sich mancherlei Opposition gegen das Gebaren der Gesellschaft zeigte, daß dieselbe überhaupt keine wahren Talente in sich schloß und Opitz sogar zuletzt gegen sie vornehm that, wie ja die Schlesier es zu dritt mit der ganzen Sippe wohl aufnehmen konnten, ja schon Opitz sie verdunkelt. Ohnehin thaten sich bald noch andere Gesellschaften auf, die der fruchtbringenden hinlänglich die Wage zu halten vermochten.

Vgl. darüber Barthold, Gesch. d. fruchtbring. Gesellschaft, Berlin, Duncker 1848, 8°. — Gervinus Gesch. III. 174—189.

106. Einen anderen Einfluß auf unsere Literatur übte der dreißigjährige Krieg, der freilich unvertilgbare Wunden dem Vaterlande schlug und Vieles schadete, aber doch auch wieder für die Poesie anregend war, mehr als die kirchlichen Streitigkeiten, worin alle Poesie zu Grund gehen muß. Er schloß nämlich auch Manches wieder enger zusammen, brachte Zusammenhang in die europäische Kultur und die Literatur der verschiedenen Völker einander näher. Er förderte durch seine immerwährende Nothzeit die deutsche Kirchenpoesie, das Volkslied bekam wieder neuen Schwung und das Beste und Selbstständigste der Poeten dieser Zeit ist eben das, was unmittelbar daraus hervorging, wie Opitzen's Trostgründe rc. Der Krieg verbreitete die Poesieen, den Sinn dafür und die Dichter selbst gewannen größere Aussicht des Blicks, als sonst in ihrer eigenen Heimath, wo sie nichts sahen und hörten, als Alltägliches. Freilich verwilderten die Sitten, freilich ging materiell manches Gute verloren, aber sobald der Krieg zu Ende war, blühte plötzlich Alles rasch empor und zeigte eben nur, daß die Besiegung Schuld am Hemmnisse war, nicht der Krieg, denn dieser ist ein Prüfstein der Kraft, ein Sammelplatz der Tugend, wo, was zu schwach ist, versinkt, große Herzen aber genesen (Tscherning); ja Opitz selbst sagt es, daß die Gewalt der Waffen es nur auf Land und Leute, nicht auf Bestrebung der Wissenschaft absehe, und Dilherr (Sendschr. an Harsdörffer) schrieb geradezu, daß hochbegabte Gemüther in diesen allergräulichsten Läuften — etwas Ruhe in beförderlicher Ausarbeitung jetzt besagter deutscher Poesie suchten und guten Theils erlangten. —

107. Wenn auch in anderen Theilen Deutschlands Versuche gemacht wurden, der Poesie wieder aufzuhelfen und die vaterländische Dichtung in Aufnahme zu bringen, wie es die angeführten Beispiele zeigen, so gebührt das Hauptverdienst doch Schlesien und zwar nicht, weil hier einzig der neue Aufschwung seinen Sitz

hatte, da vielmehr Sachsen, Thüringen und Norddeutschland mindestens ebenso viel Antheil daran gebührt, als weil Opitz hier auf einmal die Poesie wieder zu Ehren brachte, seine Dichtungen und poetischen Regeln maßgebend wurden und sein Ruhm auch auf sein Vaterland einen Glanz warf, der dessen wirkliches Verdienst weit überstieg.

Ursprünglich slavisch und von slavischen Ländern und slavischer Kultur umschlossen, überkam Schlesien frühe die freiere Richtung und wandte sich rasch und ungestört der Reformation zu, welche ein rührigeres Leben unter die gebildeteren Stände brachte und das Aufblühen der Gelehrsamkeit um so mehr förderte, als gerade Schlesien weniger von den Kriegsstürmen berührt ward. Freilich stand die Volksbildung nicht auf derselben Stufe, wie im übrigen Deutschland, aber dafür hob sich der Gelehrtenstand um so mehr und schon Melanchthon konnte sagen, „kein deutsches Land habe so viel gelehrte Leute erzeugt, namentlich Dichter (lateinische), welche auch Italien gelobt hätte, als seiner Zeit Schlesien.“ Schon die Theilung der Herzoge aus dem Piastenhause in viele Zweige gewährte mehr als *einen* Mittelpunkt der Bildung, ohne die Freiheit des Einzelnen zu gefährden, die gemeinschaftlichen Landtage gaben das Mittel, sich wieder als Gesammtheit zu fühlen und dem Oberherrn gegenüber sich geltend zu machen, und besondere Sorgfalt ward auf gute Schulen gelegt. Hochberühmt wurde die Schule im kleinen Städtchen Goldberg, welche *Valentin Friedland von Trotzendorf* zu so hoher Blüthe brachte, daß sie Musterschule wurde und noch nach dessen Tode (1556) 140 Herren und Adelspersonen und über 300 bürgerliche Personen daselbst studirten. Auch in anderen Städten blühten die Schulen auf, in Breslau sammelte Thomas von Rhediger eine reiche Bibliothek, und selbst Fürsten und Adel blieben nicht zurück. Durch Herzog Joachim Friedrich von Brieg kam 1596 ein neues Leben in das Land, die Fürsten lernten das Ausland und dessen Bildung kennen, versammelten hochgebildete Räthe um sich und es ward sogar Sitte beim Adel, sich als Gönner der Gelehrten und Poesie aufzuthun, wie es z. B. den Grafen von Dohna nicht zu viel dünkte, für ein deutsches Kirchenlied hundert Thaler Ehrensold zu geben.

Wie im übrigen Deutschland die neue Dichtung bereits vorbereitet war, so gab es auch in Schlesien schon deutsche Dichter; aber sie waren alle noch mehr Volksdichter, welcher Art Poesie Opitz gerade entgegengesetzt war. So dichtete *Michael Weiß* schon früher deutsche Kirchenlieder, wie auch *Peter Titus* in Beuthen (1542—1613), der Cantor *Joachim Sartorius* in Schweidnitz (1591) und *Johann Heermann* (1585—1647), welche sogar schon gegen die bisherige Art der Versbildung Bedenken äußerten. Unter solchen Verhältnissen, wo Alles vorbereitet war, bedurfte es also nur eines kühnen, hervorragenden Geistes, um die alten Fesseln des fremden Gewands abzuschütteln und eine neue Bahn zu brechen. Dies Verdienst gehört Opitz.

Valentin Friedland, nach seinem Geburtsorte von Trotzendorf genannt, geb. 1490, studirte in Leipzig und Wittenberg, war daselbst Schüler Melanchthon's, wurde hierauf Lehrer in Görlitz, 1523 in Goldberg und starb 1556. — Michael Weiß war 1531—39 Prediger zu Landskron und Füllneck in Böhmen verbesserte und nicht nur die vorhandenen Kirchengesänge der böhmischen Brüder, sondern verfertigte auch selbst 17 eigene in deutscher Sprache. Vgl. Olearii Liederschatz I. 17—22; Wetzel's Lebensbeschreibungen III. 402—5. Peter Titus, Pastor in Beuthen, gab 1603 zu Breslau sein neues Quadragesimale heraus, worin er gesteht, wohl zu wissen, daß seine Reime oft hart, voll schlesischer Provinzialismen und Zusammenziehungen der Silben seien. — Ueber J. Heermann vgl. 130.

108. Martin Opitz, am Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts zu Bunzlau geboren, durch seinen wohlhabenden Vater mit den Mitteln zu tüchtiger Ausbildung versehen, gebildet auf den besten Anstalten seiner Heimath und schon frühe für die Dichtung begeistert, war ein kräftiges Talent mit klarem, verständigem Blick, übte sich frühe in Verfertigung lateinischer Gedichte und zeigte schon auf dem Gymnasium seinen Widerwillen gegen die Unsitte seiner Zeit, den Sitten und Moden der Fremde nachzulaufen, deutsche Bildung und Rede zu verachten und die einheimische Sprache durch fremde Worte und Wortfügungen zu verderben. In seinem 1618 erschienenen Aristarchus eiferte er heftig dagegen, denn in dieser Unsitte liege zugleich die Quelle des Verderbens von Vaterland und Volk und daß man sich selbst verachte und deshalb auch vom Auslande verachtet werde. Ihn, der die glatte, wohlklingende Sprache in den Dichtungswerken der Römer, Italiener, Spanier und Franzosen kannte, der sah, wie man überall im Auslande suchte, den klassischen Mustern des Alterthums nachzuahmen und Sprache und Dichtung dadurch wieder zur Blüthe zu bringen, begeisterte der Gedanke, dieselbe Mission im deutschen Vaterlande zu übernehmen und diesem Bestreben war er durch sein ganzes Leben getreu, opferte er Zeit, Mühe und Kraft, opferte er zeitweise sogar seine religiöse Ueberzeugung.

Man hat Opitz geschmäht und seinen Charakter in den Koth herabgezogen, weil er immer und überall, unter Aufopferung seines besseren Gefühls und Selbstbewußtseins, um Gunst und Gönner gebuhlt habe, weil er alle Großen der Reihe nach anfang, es mit Niemanden zu verderben suchte und heute für den Grafen von Dohna ein zur Katholisirung seiner Glaubensgenossen bestimmtes Buch des Becanus, morgen für den Rath der Stadt Breslau, Dohna's erbittertsten Gegner, des Hugo Grotius Gedicht von der Wahrheit der christlichen Religion übersetzte, weil er ein Lager, eine Partei mit der andern vertauschte, bis er zuletzt im Dienste des Polenkönigs starb; und es ist wahr, der Flecken der Kriecherei haftet an seinem Charakter. Wenn wir aber die Zeit betrachten, in welcher er lebte, den Zustand, worin sich damals die deutsche Poesie befand, und die Menge der Vorurtheile, die gegen dieselbe vorwalteten, so darf man ihm diesen Makel billig verzeihen, denn er hat es vorzüglich dadurch dahin gebracht, daß er zu seinem hohen Ansehen gelangte und hierdurch auch die deutsche Poesie wieder eine ehrenvolle Stellung einnahm und sich erheben konnte.

Vor Opitz war die deutsche Poesie ganz in den Händen der Meistersänger gewesen, sie war gleichsam zum Handwerk geworden, und schon deshalb hatten sich die Vornehmen von ihr stolz zurückgezogen. Auch die Gelehrten, welche die feine Bildung der Alten, deren wohlklingende, rhythmische Sprache kannten und in lateinischen Gedichten nachahmten, konnten an den unbehülflichen einheimischen Dichtungen und deren ungeschlachter, ungefügiger Sprache kein Wohlgefallen finden und achteten sie für etwas bauernmäßiges und so kam es, daß man Poet und Gratulant, Bänkelsänger und Bettler neben einander stellte. Durch die Gelegenheitspoeten, die in Schlesien vorzüglich zu Hause waren und immer auf dem Anstande lagen, um bei Todtkranken, beim ersten Gemunkel von einem vornehmen Verlöbniß, bei Geburten und anderen Gelegenheiten gleich mit ihren Versen bei der Hand zu sein, schändete sich die Poesie selbst, und erst mußte hierin eine Aenderung eintreten, ehe sie wieder zu Ehren kam. Obschon auch Opitz noch die Gelegenheitspoesie gebrauchte, war er doch gleich von vorn herein bemüht, sich von den bisherigen Poeten zu unterscheiden, trieb er nie Handel mit Gedichten und suchte er durch Anlehnen an antike Formen und Regeln die deutsche Poesie zu einer neuen Höhe heranzubilden, die Gelehrten und Großen für sie zu gewinnen und sie über den bisherigen Tadel zu erheben.

Opitz, der die altdeutsche Poesie aus einzelnen Fragmenten kannte und würdigte, war daher vorerst bemüht, die deutsche Sprache von fremder Verderbniß zu reinigen, in die Verse ein bestimmtes, geregeltes Maaß zu bringen und da er für den Rhythmus der altdeutschen Gedichte nicht empfänglich war und seine Bildung hauptsächlich durch das Studium der Alten und deren Nachahmer erlangt hatte, wollte er, dem Beispiele der Italiener und Franzosen gemäß, auch deren Regeln, Formen, Art und Weise auf die deutsche Dichtung übertragen. Demgemäß legte er die Poetiken von Hieronymus Vida und Julius Cäsar Scaliger zu Grund, verwarf er die Knittelverse und Sylbenzählung und suchte er sogar die Moralisten zu gewinnen, indem er erklärte, die Poesie habe nicht nur zu ergötzen, sondern dabei immer auch zu unterrichten und zu nützen. Sagt er doch geradezu, sie umfasse alle Künste und Wissenschaften in sich, und beruft sich auf das Beispiel der Alten, welche die Philosophie und Arzneikunst, Landbau, Jagdkunst und Geschichte in Versen gelehrt hatten. Die neulateinischen Dichter griff er hierdurch schon auf ihrem eigenen Gebiete an, noch mehr aber weil er geradezu lehrte, um sich zum vollkommenen Dichter zu bilden, müsse man sich vorzüglich an die Alten halten, daraus sich einen Vorrath von malenden und schmückenden Beiwörtern sammeln, ja sogar denselben ganze Plätze entlehnen, zu welchem Behufe das Uebersetzen griechischer und römischer Dichter vorzüglich anzurathen sei. — Hiermit erreichte Opitz nicht nur seinen Zweck, sondern diese Ansicht von der Poesie, diese Grundlage bildete die Richtung der ganzen Periode, die Opitz eröffnete und beherrschte.

Hätte er sich seinem Grundsatze gemäß blos an die Alten gehalten, so wäre

wohl ein besseres Resultat daraus entsprungen; Opitz beging aber, gleich seinen Nachfolgern, den Fehler, statt unmittelbar zu den rechten Quellen hinabzusteigen, sich blos zu den Nachahmungen derselben zu wenden, die ja bekanntlich nur die späteren lateinischen Dichter und deren zierliche Phrasen und leeres Wortgeklingel kopirten. Die niederländische gedrechselte und gekräuselte Versmacherei eines Daniel Heinsius konnte kein gutes Muster abgeben, noch weniger aber die französische Poesie eines Ronsard, Bartas u. A., die schon Nachahmungen der Nachahmungen waren und sich somit um so weiter vom Geiste der Alten entfernt, ihn verflacht und verwässert hatten. Seine Zeit mit der vorwiegenden gelehrten Richtung theilte freilich diese Ansicht und pries als zweiten Virgil, Pindar und Homer unseren Opitz, der durch geschickte Benützung seiner Verbindungen und zeitgemäßes Anbringen seiner Poesien sich die Gunst der Großen von halb Europa und vom Kaiser den Lorbeerkranz und den Adelstand erworben hatte, was die Mitwelt als Erfolg seines poetischen Genies ansah, obschon es mehr das Resultat seiner Kriecherei war.

Martin Opitz wurde am 23. Dezember 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, wo sein Vater, Sebastian Opitz, als Rath lebte und ein nicht unbemittelter Mann war. Derselbe schickte ihn in die Schule der Stadt, wo unser Opitz einen guten Grund zu den alten Sprachen legte und der Rector Christoph Opitz sein Oheim war. Dessen Nachfolger Valentin Sänftleben nahm sich des Jünglings an und trug namentlich zur ersten Entwicklung seiner Dichteranlagen bei, auch befreundete sich hier Opitz mit Kaspar Kirchner und Bernhard Wilhelm Nüßler, die ihm später als gelehrte Räthe am Liegnitzer Hofe den Weg zur vornehmen Gesellschaft bahnten. Im Jahr 1614 kam er auf das Magdalenen-Gymnasium zu Breslau, dessen Rector Johann Höckel später in den Adelstand erhoben ward, wo er sich in gesellschaftlichen Formen ausbildete und zwei Jahre blieb. Als er von hier wegging, machte er als erstes Erzeugniß seiner Muse im Jahre 1616 einige kleine lateinische Gedichte unter dem Titel Strenuae bekannt, Opfer des Danks an Lehrer, Freunde und Wohlthäter. Als Führer zweier vornehmen Knaben, worunter der Sohn des kaiserl. Kammerfiscals Tobias Scultetus von Schwanensee und Bregoschütz, besuchte er 1617 das vom Freiherrn von Schönaich errichtete Gymnasium zu Beuthen und bezog dann 1618 mit Nüßler die Universität Frankfurt, um des Vaters Wunsche gemäß Jurisprudenz zu studiren, was er aber bald mit Philosophie, Geschichte, Beredtsamkeit und Dichtkunst vertauschte, die Alten studirte und sich neuen Sprachen, sogar dem Altdeutschen zuwandte. Hier schrieb er in wenigen Tagen seinen Aristarchus, seu de contemptu linguae teutonicae, 1618, und dichtete zwei Brautlieder, seinen ersten Versuch in deutschen Versen, die er zu Görlitz herausgab. Die politischen Stürme trieben Opitz aus dem Lande, nachdem er noch 1619 eine gedruckte Rede an König Friedrich von Böhmen hatte erscheinen lassen, Breslau 1619. Mit Unterstützung seines Vaters begab er sich nun nach Heidelberg, wo er vom Geheimenrath G. M. Lingelsheim als Lehrer seiner Kinder aufgenommen wurde, mit Gruter in Verbindung kam, Kaspar v. Barth, Julius Zinkgreff und Andere zu Freunden gewann, ein vergnügtes, lustiges Leben führte und seine Kenntnisse bereicherte. Hier wandte er sich noch ausschließlicher der Poesie zu und übersetzte den Lobgesang auf den Heiland, von Heinsius, dessen Dichtungsmanier ihn vorzüglich anzog. Spinola's Erscheinen vertrieb ihn im Oktober 1620 von Heidelberg; er wandte sich dann nach Straßburg, wo ihn Matthias Bernegger wohlwollend empfing und einen deutschen Virgil aus ihm prophezeite, und ging mit dem von Heidelberg ihm befreundeten Dänen Hamilton nach den Niederlanden, wo er gegen Ende dieses Jahres ankam. Zu Leyden ward er mit Scriver, Vossius, Rutgersius und Daniel Heinsius bekannt, dessen lateinische Poesie nachtheilig auf Opitz einwirkte, so daß er mehrere seiner Poesien übersetzte, wodurch er sich auch den Hugo Grotius verpflichtete, denn er suchte überall Freunde und Gönner zu gewinnen und scheute dafür selbst Aufopferungen nicht. Hierauf begab er sich nach Friesland und Holstein, verlebte dort sieben Monate und schrieb in ruhiger Zurückgezogenheit sein Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Kriegs, 1621. Erst zu Ende dieses Jahres

wagte er sich nach Bunzlau zurück, kam im Februar 1622 nach Liegnitz und wurde bald vom Herzoge Georg Rudolf von Liegnitz an seinen Hof gezogen, wo er Bewunderung und gastliche Aufnahme, wie bei dem Adel, fand. Durch ein Trauergedicht auf den Tod der Gemahlin dieses Fürsten suchte er sich ein Amt zu gewinnen und als es nicht gelang, bemühte er sich, durch den Arzt Kaspar Kunrad zu Breslau, um eine Stelle als Professor der Philosophie und Humaniora an der Fürstenschule zu Weißenburg (jetzt Karlstadt) zu Siebenbürgen bei Bethlen Gabor, wohin er nach Ostern 1622 kam. Hier beschäftigte er sich sogleich mit den Alterthümern Daciens, ein Werk (woran er noch 16 Jahre arbeitete, es aber unvollendet hinterließ, worauf es verloren ging), das ihm jedenfalls hohen Ruhm gebracht hätte und wozu er wohl auch viel Talent besaß, und erfreute sich der fürstlichen Gunst; aber schon im nächsten Frühjahre ergriff ihn so sehr das Heimweh, daß er seinen Plan, Griechenland zu bereisen, aufgab und nach Deutschland zurückkehrte, krank an Geist und Seele. Schon im Vorsommer 1623 war er wieder in Schlesien, dedicirte Anfangs August sein Zlatna dem Heinrich von Stange, kaiserl. Rath und Beamten zu Brieg und Liegnitz, und lebte bald bei reichen Gönnern, bald am Hofe, wo er auf der Fürstin-Wunsch die Sonntags- und Festepisteln in gereimte Verse übertrug und zum Titularrath erhoben wurde. Bis daher erschienen von ihm nur einzelne Stücke, nun gab aber sein Freund Zinkgreff gegen seinen Willen zu Straßburg 1624 eine Sammlung seiner Gedichte heraus, jedoch incorrect und nicht gut ausgestattet. Um diese Zeit gab er seine **Prosodia Germanica** oder Buch von der deutschen Poeterei heraus, Breslau 1624, das er den Bürgermeistern und dem Rathe seiner Vaterstadt widmete und das bis 1647 sechs Auflagen erlebte. Er reiste im Frühjahr 1625 nach Meißen und Sachsen, zum Theil um Anknüpfungspunkte, auch mit der fruchtbringenden Gesellschaft, zu suchen, wo er mehrere Monate im Hause des Wittenberger Professors Buchner zubrachte. Nach Anhalt kam er nie und seine Aufnahme in die Gesellschaft konnte er gleichfalls noch nicht erwirken, so sehr er sich darum bemühte und Zueignung seiner Gedichte, sowie ein Trostgedicht auf das Ableben der Prinzessin Luise Amöna, dahin sandte. Unmuthig ging Opitz von Wittenberg nach Dresden, wo Johann Seussius, der lateinische Poet und Secretär des Kurfürsten, ihn ohne Vorurtheil empfing und auch mit dem Komponisten Heinrich Schütze bekannt machte. Bald darauf ging er in Gesellschaft Kaspar Kirchner's, des liegnitzischen Gesandten, nach Prag und Wien, wo er dem Kaiser ein Trostgedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl, Bischofs von Breslau († 26. Decbr. 1624 in Madrid), überreichte und von Ferdinand II. eigenhändig mit dem Lorbeer gekrönt wurde. Vor Ende Juli 1625 war Opitz wieder in Schlesien und bestrebte sich auf alle mögliche Weise um Aufnahme in die fruchtbringende Gesellschaft, aber vergebens. Zurückgezogen gab er nun seine „Acht Bücher deutscher Poematum“ 1625 zu Breslau und die Uebersetzung der Trojanerinnen des Seneca heraus, bis er, überdrüssig seiner schmarotzerartigen Stellung und des berufslosen Umherschweifens, im Frühling schon wieder nahe daran war, nach Dacien zurückzukehren. Da bot sich ihm Gelegenheit, in ein vornehmes, glänzendes Verhältniß zu treten, wobei er jedoch sein kirchliches Interesse total verläugnen mußte. Der strengkatholische Burggraf Karl Hannibal von Dohna suchte einen gewandten Secretär und erwählte dazu auf Kirchner's Empfehlung Opitz. Diesem öffnete diese Stelle Aussicht auf Befriedigung seines Ehrgeizes und er war so eifrig, daß er sich freiwillig dem Heereshaufen des Obristen Pechmann anschloß, aber im Oktober 1626 nur durch zeitige, eben nicht rühmliche Flucht der Gefangenschaft entging. Hier schändete Opitz seine Gesinnung, indem er zur Zeit der schrecklichen Dragonaden, mit denen Dohna die Protestanten zur Kirche hetzte, denselben besang und wie ein Apostate auf sein Verlangen, obschon anonym, des Jesuiten Martin Becanus Manuale „zur Belehrung der Irrenden“ (1631) übersetzte. Der Kaiser verlieh ihm auf Dohna's Empfehlung im Herbste 1627 den Adelsbrief als Martin Opitz von Boberfeld, und Opitz dichtete um diese Zeit vielerlei. Endlich im Jahre 1629 ward er als der „Gekrönte“ in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, aber empfindlich über das lange Warten blieb er darüber kalt. Im Frühjahre 1630 wurde er von Dohna als Kundschafter nach Paris geschickt, wo er im Mai anlangte, seine Aufträge wohl besorgte, mit den angesehensten Staatsmännern und Gelehrten verkehrte und sich das Vertrauen des Hugo Grotius erwarb, dessen Gedicht von der Wahrheit der christlichen Religion er übersetzte. Im Herbste kehrte er nach Breslau zurück, aber im April 1633 starb sein Gönner und Opitz stand wieder verlassen da. Deshalb suchte er seine alten Freunde wieder auf, schloß sich an die Piasten an und widmete dem Herzoge Johann Christian von Brieg sein Gedicht **Vesuvius, poema germanicum.** Als eben Opitz auf einer Gesandtschaftsreise

mit Nüßler zum Kanzler Oxenstierna sich befand, mußte der Herzog im Herbste 1633 fliehen, und Opitz erwarb sich bald darauf das Wohlwollen des schwedischen Legaten, in dessen Dienst er trat. Hier unterhandelte er im August und September 1634 zwischen Dresden und dem Feldlager Banier's, ging aber bald nachher mit dem Herzoge Johann Christian von Brieg nach Thorn (Herbst 1635) und zog sich dann mit Vergünstigung desselben nach Danzig zurück, wo es dem Dichter gefiel, und er durch des Nigrinus Empfehlung und Gelegenheitspoesie, sowie Dedicationen den Grafen Gerhard von Dönhof, Hofmarschall und General beim König Wladislaw von Polen, als Gönner gewann und so vom Könige die Stelle eines Historiographen und Secretärs mit 1000 Thlr. Gehalt erhielt. Nun lebte er ruhig und glücklich, hoch verehrt, mit allen Großen befreundet, übersetzte die Antigone des Sophocles (1636), die Psalmen (1637), sammelte 1637 einen großen Theil seiner Gedichte unter dem Titel „poetische Wälder“, dichtete die Lobschrift auf den König (1636) und gab das Annolied heraus, das er 1639 dem Danziger Bürgermeister Czirenberg widmete. Aber es kam eine Seuche in die Gegend und nach kurzer Krankheit unterlag ihr auch Opitz am 20. August 1639 und ist in der nördlichen Seitenhalle der Danziger Pfarrkirche, unweit des „jüngsten Gerichts“, begraben. Sein wohlgetroffenes Bild in halber Figur befindet sich dort auf der Stadtbibliothek. — Von den Ausgaben seiner Schriften sind zu nennen: die von Zinkgreff herausgegebene, Straßburg, 1624, in 4°. Vom Verfasser selbst: Breslau 1625, 4°, 1629, 8°, 1637, 8°. Danzig 1641, 2. Bd. 8°, mit seiner Anordnung, obschon nach seinem Tode. Darnach sind abgedruckt die Ausgaben: Frankfurt a. M. 1628, 1644 und 1648, 4°, Amsterdam 1646, 3 Bd. in 12°. — Am vollständigsten, aber auch fehlerhaftesten ist: Breslau 1690, 3 Bde. 8°, die auch den Titel Frankfurt und Leipzig 1724 hat. — Die von Bodmer und Breitinger besorgte kritische Ausgabe, aber mit veränderter Orthographie ist: Zürich 1745, 8°; wovon aber nur 1 Theil erschien, da ihr die gottschedisirte von Dr. W. Triller in den Weg trat, Frankfurt 1746, 4 Bde. 8°. — Ueber Opitzens Leben sind geschrieben: die von seinem jüngeren Landsmanne Christoph Coler als Gedächtnißfeier lateinisch verfaßte Laudatio Honori et Memoriae Martini Opitii vor der Ausgabe Breslau 1690. Sie ist von C. G. Lindner übersetzt worden in seinen: Nachrichten von Opitzens Leben, Tod und Schriften, Hirschberg 1740. 2 Bde. 8°. — Vergl. auch Hegewisch in Schlegel's deutschem Museum II., 116—157 und 285—311; — Manso in Nachträgen zu Sulzer VI., 141. — Hoffmann's Spenden 2. S. 57—72 und dessen politische Gedichte aus d. d. Vorzeit S. 211—212.

109. Fassen wir Opitzen's Gedichte näher in's Auge, so konnte er für die geistliche Poesie sich an zahlreiche Vorgänger anlehnen. Aber sein Mangel an musikalischem Gehör, seine Abneigung gegen solche Vorgänger und seine durchweg gelehrte Richtung, bei kaltem, nüchternen Verstand, entfernte ihn von dem einfachen Bibeltexte der Luther'schen Uebersetzung und dem andächtigen, von musikalischem Sinne getragenen älteren Kirchenliede. Wohl schöpfte er daraus so viel, daß man bei der geistlichen Poesie mit Bildern sparsam umgehen müsse, aber die Ungeschminktheit suchte er dadurch zu erreichen, daß er ängstlich die Bibelworte zu übersetzen und ihren ächten Sinn zu gewinnen suchte. Darum sind auch seine Psalmen (1637) so trocken und langweilig, beinahe eine gelehrte Arbeit zu nennen, wozu er alle Commentatoren zu Rathe zog, aber eben dabei auch den Hauch der Poesie daraus vertrieb. Seine Episteln (1624), ohnehin, wie die Psalmen, auf Veranlassung seines Gönners, des Herzogs von Liegnitz, geschrieben, sind blos ein Werk der Reimkunst, wo zwar die gegebenen Gedanken in glatte Verse gegossen sind, aber der musikalische und biblische Charakter vergebens gesucht wird. Im hohen Liede (1627), das er im fünffüßigen Jamben bearbeitete, war es nicht die Erhabenheit des Gedichts, das ihn anzog, sondern er sah es als eine Ekloge, als ein Schäfergedicht an und er sagt selbst, daß es ihm blos deshalb so gefiel, weil es da lauter Hirten,

nur Worte von der Liebe und Vergleichungen aus dem ländlichen Leben gebe. Noch tiefer stehen die Klagelieder des Jeremias (1626) in Alexandrinern und Jonas (1628), wozu er des Hugo Grotius lateinische Paraphrase zum Vorbilde nahm. Auch geistliche Hymnen in Alexandrinern begann er zu dichten, worin Künstlichkeit und Witz Andacht erzeugen soll und Opitz die heidnische Mythologie mit einmischte. Sie sind ganz nach Art eines Prudentius und Lactantius geschrieben. Im Jahre 1619 übersetzte er des Heinsius Lobgesang Jesu Christi, der ganz dieser Art entsprach, und er ahmte denselben 1622 im Lobgesang über den freudenreichen Geburtstag unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi nach, wobei aber Alles durchaus kalt, trocken und eintönig ist, mühsam mit Geschichte, Betrachtung und Lehre untermengt, so daß von der alten und geistigen Andacht keine Spur mehr zu finden ist und Alles einen weltlichen Anstrich hat, der gegen die gemüthreichen Kirchenlieder nur zu grell absticht. Aehnlicher Art sind seine in Alexandrinern gedichteten: Auf den Anfang des Jahres 1621 und Klage beim Kreuze unsers Erlösers.

Entgegengesetzt der bisherigen Richtung dichtete Opitz auch weltliche Liebeslieder und ahmte er eine Reihe von Sonetten, Rondeaux und Liebeslieder der Italiener, Spanier, Franzosen und Niederländer nach, wobei aber wieder Alles verstandesmäßig, kalt, voll Allegorie, Witz und Antithesen ist, denn überall lag das Didaktisch-Moralische zu Grund und unter dem Bilde der Liebe wollte er in Weisheit, Zucht und Höflichkeit unterrichten, was geradezu der Tod jeder lyrischen Poesie ist. Gerade hieraus erkennt man am besten, wie die ganze Poesie von Opitz, wie seiner Nachfolger, in sich unwahr ist und auf willkürlicher Fiction beruht, wie die meisten Gefühle erheuchelt, dem Verse und Worte zu lieb und auf dem Papier, nicht aber im Herzen des Dichters sind, noch weniger aber zum Herzen des Lesers dringen. Seine Richtung prägen vorzüglich einige didaktisch-beschreibenden Gedichte aus, worin er ebenfalls fremde, wiewohl freier, nachzuahmen strebte. Dahin gehören Lob des Feldlebens (vor 1620 gedichtet, 1623 gedruckt), Zlatna oder von Ruhe des Gemüths (nach einem anmuthigen Orte in Siebenbürgen genannt, 1623), Vielgut (nach einem Lustschlosse des Herzogs von Münsterberg genannt, 1629), Lob des Kriegsgottes, in scherzhaft-satirischem Tone (1628) und Vesuvius (1633), alle in langweiligen Alexandrinern gedichtet und voll überflüssiger Gelehrsamkeit und Breite, so daß er dem letzteren Gedichte sogar noch einen Commentar beifügte. — In einer ähnlichen Dichtungsart zeigte sich Opitz allein erfindend, nämlich in seiner Schäferei von der Nymphe Hercynia (1630), die er zur Verherrlichung des Hauses Schaffgotsch schrieb und worin er von der Erzählung in Gespräch und Schilderung übergeht und dazwischen allerlei Gedichte, Lieder, Sonette und Alexandriner einreiht, bis er mit Ehrengedichten schließt. Opitz hatte hierzu Sidney's Arcadia und Montemayor's

Diana als Vorbilder, sowie die Visionen und Allegorien des Mittelalters, und seine Arbeit machte sogar in der Art Epoche, daß man sie fortan häufig nachahmte und daraus die späteren, ebenso ärmlichen und jedenfalls nicht viel besseren Lob- und Ehrengedichte hervorgingen.

Im Gegensatze gegen sein geringes productives Talent zeigt Opitz eine nicht unbedeutende Fähigkeit zu Uebersetzungen, die wenigstens genau und wortgetreu zu sein streben. Er übertrug nicht nur Epigramme und Spruchverse, sondern auch zwei italienische Singspiele, Daphne, ein mythologisch-schäferliches Stück nach O. Rinuccini (1627), und Judith, ein geistliches (um 1630), welche mithalfen das alte Volksschauspiel zu verdrängen; ferner die Trojanerinnen des L. A. Seneca (1625) und die Antigone von Sophocles (1636), die noch jetzt lesbar sind und womit er den Weg zu unserer jetzigen treuen Uebersetzungskunst bahnte. Noch ein Gedicht haben wir von ihm zu erwähnen, das sein gelungenstes ist, nämlich seine Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Kriegs, die er 1621 in Jütland, fern von Büchern und Gelehrsamkeit mitten unter Kriegsstürmen verfaßte und worin allein Wahrheit, Standhaftigkeit, Gemüth, Vaterlandsliebe und Leben ist, das aber auch um so greller absticht gegen seine übrigen Dichtungen. Er gab sie erst 1633 heraus, weil sie streng protestantischen Geist athmen und er inzwischen bei Dohna und dem Kaiser Gunst verdienen wollte. —

110. Sollen wir die Gesammtleistungen unseres Dichters beurtheilen, so ist unläugbar, daß er ein nicht unbedeutendes poetisches Talent mitbrachte, das nur unter der Fülle der Gelehrsamkeit und wegen der durchaus formellen Richtung nicht häufig genug durchdringen konnte. Opitz wußte wohl, daß der wahre Dichter geboren werden müsse, daß man sich nicht dazu machen könne; er verlangte schöpferische Kraft und Phantasie, nur irrte er eben wieder darin, daß er wähnte, die Neulateiner wären passende Muster und die Phantasie bestehe darin, die Mythologie und poetischen Bilder der Alten recht anzuwenden, was ihn auch verführte, sie zu christlich-geistlichen Gedichten zu gebrauchen. Da er keine Empfänglichkeit für die schlichte Einfachheit der Natur und Musik hatte, glaubte er, die Wirkung der Poesie beruhe in Feinheit, Witz, treffenden Gegensätzen und Sentenzen, in bloßer Nachahmung und reichem Ausschmücken mit Bildern und gelehrten Kenntnissen. Daher kommt die durchaus didaktische Richtung seiner Poesie, das Malen und Schildern, das durch ihn auf lange Zeit Mode wurde. In seinen „Oden und Liedern" tritt dies etwas zurück und schon hier, noch mehr aber in seinen Trostgedichten offenbart sich sein poetisches Talent unverhüllter und reiner, obschon er auch viele der ersteren blos deshalb geschrieben haben mochte, um seinen Vorbildern nachzuahmen. Doch darf man Opitzen's Zuschrift an Ludwig von Anhalt vom J. 1625, worin er sagt, seine Liebeslieder seien blos Allegorien und er habe sie gedichtet, ohne daß sein Gemüth es so gemeint, nicht für Wahrheit nehmen, denn er schrieb dies einzig

in der Absicht, um in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen zu werden, die vorzüglich an seiner Liebespoesie noch Anstand genommen hatte.

Den ungeheuren Ruhm, den Opitz bei seinen Zeitgenossen erlangte, von denen ihm dennoch Einige poetisches Talent absprachen, mag er zwar zu großem Theile seiner Kriecherei, seinem geschickten Drehen und Wenden verdanken; ein Theil desselben ist aber dennoch verdient, indem Opitz, abgesehen von seinen poetischen Schöpfungen, der Vater unserer neuen Poetik wurde, so daß auch wir noch ganz auf seinen Schultern stehen. Dies Verdienst kann ihm nicht abgesprochen werden, in dieser Hinsicht hat er vollständig seine Mission erfüllt. Die deutsche Poesie mußte wieder eine strenge Form erhalten, die Vermählung des Antiken mit dem Modernen angebahnt werden, wozu eben die Aufnahme der antiken Formen den ersten Schritt bildete und die ebenfalls nicht angewendet werden konnten, wenn nicht die deutsche Sprache eine Prosodie zuvor erhalten hatte. Für Alles dies hat aber Opitz Bahn gebrochen in seinem kleinen Büchlein „Von der deutschen Poeterei“, das er 1624 in fünf Tagen schrieb. Es ist ein Werkchen, das nach Vida und Scaliger bearbeitet ist und in zwei Theile zerfällt, deren erster die schon oben aufgeführten Ansichten über das Wesen der Poesie überhaupt enthält. Im zweiten, für uns ungleich wichtigeren Theile gibt er Vorschriften über die Sprache und metrische Form der deutschen Gedichte. Die kurzen Reimpaare wurden nämlich früher nur nach der Zahl der Hebungen gemessen, nicht nach den Silben und den zwischen den Hebungen stehenden Senkungen und diese Messung der Verse ging im 15. Jahrhundert der Art verloren, daß man zuletzt die Verse nur nach der Silbenzahl maß und gar nicht mehr auf Hebung und Senkung Rücksicht nahm. Hierdurch entstanden die monströsesten Verse, welche bei jedem feiner gebildeten Ohre Widerwillen erregen mußten, und Opitz begann diesem Unwesen dadurch abzuhelfen, daß er Verse bilden lehrte, worin nicht nur eine regelmäßige Silbenzahl, sondern auch eine regelmäßige Abwechslung zwischen Hebung und Senkung unter Berücksichtigung des Wortaccents eingeführt wurde. So einfach und vor Augen liegend diese Sache war, so nahe Ernst Schwabe von der Heide, ja schon Weckherlin und vielleicht noch Einer oder der Andere ihr gekommen waren, so fehlte doch Allen das Wort, das sie suchten und auszusprechen sich bemühten, ohne es finden zu können. Opitz traf allein das richtige Wort und sein ist das Verdienst, das ihm Niemand abstreiten kann. Er allein hat die Knittelverse und damit die handwerksmäßige, leierartige Poesie verdrängt, die so lange das Aufleben einer besseren Dichtung verhinderte und die Gebildeten abschreckte. Freilich hat uns Opitz dafür die noch langweiligeren Alexandriner mit ihren eintönigen Cäsuren und Reimen gebracht, die nur zu lange Zeit hindurch aus unserer Poesie nicht zu vertreiben waren; aber dies ist immer das Geschick derer, die eine neue Bahn brechen; ihr Blick erkennt den Fehler, zeigt an, wo hinaus das Bessere zu suchen sei, sie machen jedoch in eigenen Versuchen,

in dem, was sie für das Alte setzen, nur selten glückliche Griffe, ja Opitz hat uns durch seine Pedanterie um die alten schönen Fügungen gebracht, wo das Beiwort hinter das Hauptwort gesetzt werden konnte (z. B. das Mündlein roth).

Ernst Schwabe von der Heide hielt sich in Danzig auf und gab 1616 zu Frankfurt a. d. O. ein von Opitz benütztes Büchlein heraus, worin die Gedichte schon ganz den neuen Weg einschlugen, obschon Schwabe noch nichts über die Silbenbetonung enthielt, die Opitz erst in den Niederlanden aus Abraham van der Myle's Buch de lingua Belgica 1612 kennen lernte. Auch Tobias Hübner in Dessau († 1636) wollte schon 1613 die neue Prosodie vor Opitz angewendet haben. Wie dem aber auch sei, — zum Bewußtsein der unumgänglichen Nothwendigkeit und zur eigentlichen Ausbildung der neuen Versmessung kam es erst durch Opitz.

111. Es darf nicht Wunder nehmen, wenn die Opitzische Versbildung auch auf Widersacher stieß und besonders das Kirchenlied und die Volkspoesie nicht so leicht vom alten Herkommen lassen wollte. Es lag darin noch zu viele Musik, man wollte einer Silbe wegen einen guten Gedanken nicht aufgeben, so sehr man auch wieder das Bessere der neuen Lehre einsah. Die Form beherrschte eben noch die Dichter zu sehr, man war noch nicht derselben Herr, um in sie alle Gedanken, alle Gebilde der Phantasie ungezwungen eingießen zu können. Daher wollten sich Weckherlin und besonders Schupp nicht fügen. Dagegen erhielt Opitz in dem Wittenberger Professor August Buchner einen rüstigen Gehülfen, der auf dem angebahnten Wege fortschritt und die Opitzische Lehre systematisch ausführte. Er vorzüglich prägte die Lehre vollständig aus, daß der Dichter nie lehren solle, ohne zu ergötzen, nie ergötzen solle ohne zu lehren; die Poesie begreife alle göttlichen und menschlichen Dinge und trage die Philosophie im schmeichelnden Gewande von Fabel und Erdichtung vor. Buchner führte auch die Daktylen wieder ein, die er aus Ulrich von Liechtenstein's Dichtungen kennen gelernt hatte, und schrieb selbst einige Gedichte. Er war Opitz überlegen an lateinischer und griechischer Gelehrsamkeit, ihm verwandt an kritischem Sprachforschergeiste und Begeisterung für die deutsche Poesie und zeigte in allen Dingen ein so verständiges Maaß, daß ihm pompöser Wortschwall und Gesuchtheit später einzig vor allen Zeitgenossen mißfiel. Besonders ausgebildet war sein Geschmack und Ohr und seine Kenntniß der Sprachregelrechtigkeit in Beurtheilung fremder Produkte, weshalb seine Wirksamkeit auch so erfolgreich war. — Schon Buchner's Wegweiser zur deutschen Dichtkunst enthielt einige grammatikalische Parthien und die Folge der Lehren von Opitz war auch, daß man nun der deutschen Grammatik sich wieder zuwandte. Der Rector Christian Gueintz in Halle suchte in seiner Sprachlehre und Rechtschreibung auf die Meißnische Mundart zurückzugehen und that dies mit der Billigung und Zustimmung der fruchtbringenden Gesellschaft. Obschon letztere seiner Arbeit Ansehen geben sollte, so ward dieselbe doch verdunkelt durch ein Mitglied derselben, den Wolfenbütteler Consistorialrath Justus Georg Schottel, der mit seinem Eifer für Sprachreinigung schon in's Lächerliche gerieth und gegenüber den Regeln Scaliger's und den Werken der Griechen und Römer mit Selbstgefälligkeit seine breiten prosodischen Lehren und seiner

Nürnberger Freunde klappernde, in's Kindische verfallende Reime als Muster aufstellen wollte.

August Buchner ist 1591 von angesehenen Eltern zu Dresden geboren, erhielt zu Schulpforte eine gute Bildung, seit 1610 zu Wittenberg und zeichnete sich schon so früh aus, daß ihn der Kurfürst 1616 zum Professor der Poesie erhob, wo er eine Menge Schüler um sich versammelte. Im Jahre 1641 wurde er als „der Genossene" in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, ward zuletzt auch Professor der Beredtsamkeit an der Universität und starb 1661 so geehrt, daß ein Schüler 1665 seine Vorträge über die deutsche Poeterei herausgab. Eine Prosodie soll er selbst schon vor 1645 bekannt gemacht haben; von seinen eigenen Gedichten hat er nur eines herausgegeben: Weihnachtsgedanken und Nachtmahl des Herrn, Wittenberg 1638. Zwei andere wurden von Andersen erhalten und auch seine Briefe 1720 von Joh. Jac. Stübel zu Frankfurt und Leipzig in 3 Theilen herausgegeben. — Christian Gueintz, geboren 1592 zu Kokau in der Niederlausitz, 1627 Rector am Gymnasium in Halle, wo er 1650 starb, war seit 1641 als „der Ordnende" Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und gab heraus: Deutscher Sprachlehr-Entwurf. Köthen 1641, 8°, und „Deutsche Rechtschreibung", Halle 1645, 8° und 1666. — Ueber Schottel vergl. §. 118.

112. An Opitz haben wir ein glänzendes Beispiel, wie ein bahnbrechender Geist die ganze nachfolgende Zeit beherrscht und mit sich fortreißt. Alle Dichtungsgattungen, in welchen er sich versucht, wurden weiter ausgebeutet, wenn man auch nicht immer einen passenden Inhalt dafür gewinnen konnte, und wie er die Alten und deren ausländische Nachahmer kopirte, so ward Opitz wieder von seinen Zeitgenossen und Nachfolgern nachgeahmt, die man daher manchmal als die erste schlesische Dichterschule gruppirt hat. Nur das weltliche und geistliche Lied folgte seinem Vorgange nicht, denn die Musik rettete es von der nüchternen, allzu verstandesmäßigen Richtung und erhielt es in seiner reineren, naturgemäßeren Gestaltung. Dagegen wichen in den anderen Dichtungsarten die Phantasie und der poetische Schwung der neuen Breite, Gelehrtheit und dem Prangen mit Witz und epigrammatischen Antithesen. Ueberhaupt ward jetzt vorzüglich die didaktische und nachahmende Dichtung ausgebildet und konnte blos eine Art ihre wahre und erfolgreiche Pflege erhalten, nämlich das Epigramm, wodurch diese Zeit viele Aehnlichkeit mit der gnomischen Dichtung der Ritterzeit bekam. Während wieder von oben herab die kleinen Fürsten Beschützer der Poeten wurden, kamen diese völlig in den Zug der Gelehrsamkeit, welche bei ihnen Dünkelhaftigkeit, Selbstruhm und Ueberschätzung hervorrief. Unter solchen Umständen konnte natürlich das Liebeslied nicht oder nur selten gelingen, suchte man den poetischen Schwung durch Allegorien, mythologische Maschinerie, Symbole und witzige, oder sententiöse Redensarten zu ersetzen und so wenig hatte man eine Ahnung von dem gänzlichen Unwerthe dieser Richtung, daß man glaubte, das goldene Zeitalter der Poesie wäre angebrochen und dieselbe habe nicht nur die Alten bereits hinter sich gelassen, sondern sei auch selbst nicht mehr zu übertreffen. Nur bei Opitz selbst findet man noch Spuren, daß er manchmal selbst an seinem poetischen Genie zweifelte.

Viel trug zu diesem Zustande auch die Zeit selbst bei, welche eine der traurigsten war, die Deutschland erlebt hat. Der lange, Alles verwüstende

Krieg ermattete die Geister, zog sie ab von den allgemeinen Angelegenheiten und wandte ihre Theilnahme mehr den einzelnen Höfen, Gemeinde- und Familieninteressen zu, so daß die Dichtung keine großen Stoffe vor sich hatte und sich auf Gelegenheitspoesie und unbedeutendere Begebnisse und Festlichkeiten beschränkte. Daher lagen die epische und dramatische Poesie brach, letztere beschränkte sich auf allegorische Festspiele und musikalische Stücke, selbst die Romane wurden seltener und durch Uebersetzungen ersetzt und die Dichtung verbreitete sich selten weiter als über geistliche Hymnen und Gelegenheitsgedichte, Lieder und Oden, Madrigale, Sonette, Elegien, Episteln, Satiren, Epigramme und besonders auf die süßliche, geistlose Faulenzerdichtung der Schäfereien, wobei man Ronsard und seine Nachahmer und die neueren Italiener und Spanier zum Muster nahm. —

Durch Opitz und seine Wanderungen wurde diese neue Richtung der Poesie durch ganz Norddeutschland getragen und plötzlich sehen wir an allen Enden zahlreiche Dichter wie Pilze aufschießen, von denen nur wenige sich über die Mittelmäßigkeit erheben und die meisten sich ziemlich gleich sehen; nur daß sie bald diesen, bald jenen Zweig mehr cultivirten. Auch kann man sagen, daß von nun an die Dichtung nur den protestantischen Ländern angehörte, indem der katholische Süden, ein paar Dichter ausgenommen, nur höchst Unbedeutendes leistete.

113. Am nächsten an Opitz steht der Sachse Paul Flemming, einer der schönsten Charaktere unter allen weltlichen Dichtern seiner Zeit, der jedenfalls eine eigene Schule um sich versammelt und ein erfolgreiches Wirken hinterlassen hätte, wenn ihn nicht der Krieg und der Reisetrieb weggeführt hätten fern von dem Vaterlande und er nicht gleich nach seiner Rückkehr in der Blüthe seines Lebens gestorben wäre. Aber auch so regte er noch in Hamburg, wo er endete, so mächtig an, befruchtete er dort die weltliche Lyrik so sehr, daß sich daselbst immer noch ein reiner Nachhall von ihm erhielt und bis auf Hagedorn und Klopstock fortdauerte. Flemming war weder Kriecher, noch Schmeichler, erhielt sich überall seine Selbstständigkeit und suchte so wenig nach Ruhm, daß er nicht einmal daran dachte, seine Gedichte zu sammeln, die erst nach seinem Tode erschienen. Seine Reisen gaben ihm Lebenserfahrung und Weltkenntniß, hielten ihn frei von der gelehrten Richtung Opitzens und bewirkten, daß er als Lyriker, was er vorzüglich ist, unvergleichbar viel wahrer ist, als dieser. Die Gefährtin seiner Poesie ist ächte, innige Freundschaft, er liebt die vergönnte Fröhlichkeit und fingirt nicht Gefühle, sondern wo sein Herz wallt in Frohsinn und Liebe, da spricht er es rein und unverblümt aus, denn er scheut sich nicht des Feuers geständig zu werden, das seine Adern durchwallt. Daher findet man bei ihm Aehnlichkeit mit den Minneliedern, nur daß bei Flemming Alles plastischer hervortritt. Dieser Gegensatz der Wahrheit und des Gefühls gegen Opitz zeigt sich bei ihm überall, selbst in den Gelegenheitsgedichten, wo er sich

hütet Etwas zu sagen, wobei sein Herz nicht mitspricht. Auch verstand er es, die Bilder des Volkslieds mit seinen Gedichten zu verweben und selbst die Alexandriner werden leichter und schwebender. Seine Sonette sind weit besser im Tone der Italiener gedichtet als die Opitzischen, wie sein Gedicht „O liebliche Wangen" und Anderes bezeugt. Sein Kirchenlied „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen," sein Liedchen „Wie er wolle geküsset sein," sein Gedicht auf die Hochzeit eines gewissen Schörkel sind wirklich gut zu nennen und diesen ließen sich noch manche andere, wie das Sonett „An sich", die Gedichte an Deutschland und an seine Stiefmutter, anreihen. Nur seine Jugendgedichte leiden am Fehler der Ueberfüllung und Ausschweifung, an übertriebenem Auftragen von Glanz und Farben, sonst aber sind Innigkeit, Innerlichkeit und intensive Gedrängtheit beständige Eigenschaften unseres Dichters, der die Sehnsucht, wie die Gemüthsstille, die Schmerzen, wie die Freuden zum Gesang erheben konnte und sich nie von lähmendem Trübsinn beherrschen ließ. Unstreitig war er an wahrer poetischer Anlage seinen Zeitgenossen weit überlegen, obschon seine absoluten Erfolge schon deshalb nicht so groß sein konnten, weil er mitten in seinem bewegten Leben so frühe starb.

Paul Flemming, der Sohn eines reichen, lutherischen Predigers, ward am 17. Oktober 1606 zu Hartenstein in Sachsen geboren, verlor seine Mutter frühe, die ihm aber eine liebevolle Stiefmutter ersetzte, ward im väterlichen Hause sorgfältig erzogen, besuchte dann die Fürstenschule zu Meißen und lernte die Werke der Alten hier näher kennen. Auch scheint schon hier sein poetisches Talent sich geoffenbart zu haben. In Leipzig studirte er Arzneiwissenschaft, ward aber dabei der Poesie nicht untreu und scheint daselbst noch länger als bis 1631 geblieben zu sein, wo er die Magisterwürde erlangte. Im Jahre 1633 vertrieb ihn der Krieg aus Sachsen und er ging nach Holstein, wo gerade der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein eine Gesandtschaft an seinen Schwager, den russischen Czaren Michael Feodorowicz in Moskau, vorbereitete. Auf Verwenden seines Freundes, des Leibarztes Hartmann Grahmann, der die Reise mitmachte, wurde er als Hofjunker und Truchseß dafür angenommen und bereitete sich durch das treffliche Lied „In allen meinen Thaten" zu der gefahrvollen Reise vor, die am 22. Oktober 1633 zu Gottorf angetreten wurde. Von Riga aus ward sie zu Land fortgesetzt, die Gesandtschaft gelangte am 18. August 1634 nach Moskau und erreichte hier vollständig ihren Zweck, den freien Durchzug für eine andere Gesandtschaft an den Schach Sefi von Persien zu erlangen. Am 6. April 1635 nach Gottorf zurückgekehrt, wurde die zweite Reise vorbereitet, welche am 27. October 1635 von Travemünde aus angetreten wurde und zwar von mehr als hundert Personen. Das Schiff strandete am 9. November bei der Insel Hochland vor Reval, aber alle Personen wurden gerettet, doch verweilte man hier dreizehn Wochen, um neue Schreiben von Holstein kommen zu lassen. Endlich gingen sie über Moskau nach Astrachan und Flemming hat die Erlebnisse auf dieser Sommerreise in vielen Gedichten besungen, die manchen Unmuth über den stolzen, mißtrauischen Gesandten Brügmann enthalten, der ihm die Reise verleidete. Auch auf dem kaspischen Meere war in Folge eines Sturms Flemming in Todesgefahr und erst nach vielen Mühen erreichte die Gesandtschaft Ispahan, wo sie fünf Monate blieb und bei Gelegenheit eines Streites zwischen der Dienerschaft und einigen Fremden Flemming blos in einer armenischen Kirche Schutz und Rettung fand. Am 21. December 1637 kehrte die Gesandtschaft zurück und zwar durch die blühende Landschaft Kilan, aber schon hier wird Flemming von Todesahnung ergriffen und sein Herz wurde betrübt von Gram über die Noth des fernen Vaterlandes. Nach Reval zurückgekehrt, verlobte sich Flemming mit der Jungfrau Anna Niehousen, der Tochter eines angesehenen Kaufmanns, und eilte dann nach Hamburg, wo er sich nach erlangter Doktorwürde, die er zu Anfang des Jahres 1640 in Leyden erwarb, als Arzt niederzulassen gedachte. Kaum war er aber wieder in Hamburg, so starb er daselbst am 2. April 1640 mit edler Ergebung und im muthigen Bewußtsein seines unver-

gänglichen Dichterruhms, was er noch drei Tage zuvor in einem Sonette als eigene Grabschrift ausgesprochen hatte. Ein großer Theil seiner Gedichte ist verloren gegangen. Der Vater seiner Verlobten gab eine Sammlung der übrigen 1642, 8°, zu Lübeck und dann zu Jena heraus, unter dem Titel „Poetische Wälder“, die bis 1685 noch fünf Auflagen erlebten. Außerdem sind von ihm lateinische Gedichte erhalten, von welchen ein Theil in Rubella seu suaviorum liber. Lips. 1631, 4° und Epigrammata latina antehac non edita. Amstel. 1649, 8°. Hamb. 1649, 8°, letztere durch Olearius, herausgegeben sind, ein Theil aber handschriftlich auf der Wolfenbütteler Bibliothek aufbewahrt ist. — In neuerer Zeit gab Gustav Schwab, Stuttgart 1820, 8°, eine Auswahl von Flemming's Gedichten, nebst seiner Lebensbeschreibung heraus. — Auf Flemming, der den kaiserlichen Lorbeer erhalten haben soll, machte schon Zesen aufmerksam, der ihn über Opitz stellte, noch mehr aber Morhof. Vergl. auch Varnhagen von Ense's biograph. Denkmale, 4. Bd.

114. Verfolgen wir vorerst das weltliche Lied, wie es von den Nachfolgern Opitzens weiter ausgebildet wurde, so werden wir nur die hervorstechendsten anzuführen haben, welche selbst fast nur ein literarhistorisches Interesse zu bieten vermögen, und gruppiren dieselben am besten nach ihrer landschaftlichen Vertheilung, wobei wir fast den wenigsten in Schlesien selbst begegnen. Am unfruchtbarsten ist der Oberrhein, wo im Gegensatze zu der fruchtbringenden Gesellschaft der Straßburger Professor Joh. Matth. Schneuber und Esaias Römpler von Löwenhalt, beide selbst Dichter, im Jahre 1633 die aufrichtige Tannengesellschaft stifteten, welche darauf ausging, die Reinheit der deutschen Sprache zu erhalten und wieder herzustellen, aber ihre Stifter nicht überlebte, weil der Kreis dichterischer Kräfte dort zu gering war. Sie selbst dichteten nur Unbedeutendes, was noch vielfach an das spätere Volkslied des 16. Jahrhunderts erinnerte und zwar durch Inhalt und Form. In Württemberg steht der Schlesier Christoph Kaldenbach zu Tübingen fast vereinzelt da und wirkte als Professor der Poesie für die formelle Ausbildung derselben, das Beispiel Buchner's nachahmend; seine deutschen Gedichte sind jedoch voll hochtrabender Worte und deuten schon den später einbrechenden Schwulst an. Dagegen zeigen die Gedichte einiger Schweizer schon einen naturgemäßeren, einfacheren und wahreren Ton, mehr Beweglichkeit, Natur und Menschenkenntniß. Dies gilt besonders von den Gedichten des Herisauer Joh. Grob, bekannt unter dem Namen Reinhold von Freienthal, weniger von jenen Joh. Wilh. Simler's zu Zürich, der Naturschildereien und Jahreszeitlieder liebte. Aus Oesterreich ist fast kein bemerkenswerther Dichter bekannt, denn der ganze katholische Süden blieb für die Poesie todt und der Einzige, dessen wir hier gedenken müssen, ist ein Protestant. Wolfgang Helmhardt von Hohenberg aus Unterösterreich, später aber in Regensburg lebend, dichtete nicht nur einen Psalter und eine Proserpina, sondern sogar eine Art Epos „Habsburgischer Ottobert“, in 36 Büchern und 40,000 Alexandrinern, wozu er den Stoff selbst erfand, denn er gibt darin dem Hause Habsburg einen abenteuerlichen Ahnen, ganz im Geschmacke des Ritterromans. Das Werk ist zwar ohne alle epische Kunst, mit ermüdenden Tiraden ausgeschmückt und die Alexandriner oft ziemlich holperig, auch meinte der Dichter selbst sich höchstens

mit einem Ennius vergleichen zu dürfen, aber doch darf es ohne Scheu neben die anderen Leistungen der fruchtbringenden Gesellschaft treten, der er als der „Sinnreiche" angehörte. Die übrigen österreichischen Mitglieder dieser Gesellschaft, wie Graf Adam von Kuefstein, Matthias von Lilienberg und Joh. Wilh. von Stubenberg, sind als fleißige Uebersetzer bekannt.

Von Löwenhalt sind bekannt: Erstes Gebüsche seiner Reimgedichte. Straßburg 1617, 8°. — Von Schneuber: Gedichte, Straßb. 1644. — Kaldenbach war 1613 zu Schwibus geboren, studirte zuletzt in Königsberg, erhielt dort ein Schulamt, war mit Dach befreundet, kam 1636 als Professor der Geschichte, Poesie und Beredsamkeit nach Tübingen und starb daselbst 1698. Er schrieb in lateinischer Sprache eine Poetik, Poetice Germanica, Nürnberg 1674, 12°, und „Deutsche Lieder und Gedichte", Tübingen 1674, 12°, und ist auch unter dem Namen Celadon bekannt. — Grob's Gedichte sind zum Theil mit seinen Epigrammen 1670, zum Theil unter dem Titel: Reinhold's von Freienthal poetisches Spazierwäldlein, 1760, erschienen. — Simler's Gedichte erschienen 1648 zu Zürich. — Hohenberg ist im Jahr 1612 zu Lengenfeld geboren, trat 1632 in Kriegsdienste, vernachlässigte dabei jedoch Wissenschaften und Sprachen nicht, fühlte aber den geistigen Druck in Oesterreich schwer, verkaufte daher 1665 seine Güter in Oesterreich und ging nach Regensburg, wo er 1686 starb. Sein Ottobert erschien 1664 in 8° zu Erfurt.

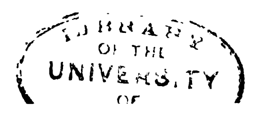
115. Um Buchner in Wittenberg versammelte sich ein ganzer Kreis junger Poeten, welche die Dichtung beinahe handwerksmäßig trieben, denn Buchner ermunterte die Meisten schon aus dem Grunde, weil er den Stil durch poetische Versuche zu bilden glaubte. Weil er die geistliche Poesie und besonders die Hymnen empfahl, versuchten sich seine Schüler zumeist darin, diese selbst sind aber zu unbedeutend, um genannt zu werden. Nur des Andreas Scultetus müssen wir gedenken, der sehr jung starb und durch Lessing's Ueberschätzung zu Ehren kam. Aber er wird von gelehrtem Wuste fast niedergedrückt, während bei allem seinem feurigen und kühnen Streben nach dem Höchsten, bei seinem Verachten des Gewöhnlichen und Gemeinen und dem eigenthümlichen Aufschwung der Phantasie und des Gefühls doch keine Haltung zu finden ist. — An einem Schlesier, Wenzel Scherffner von Scherfenstein, ist außer vieler Gelehrsamkeit fast kein Zusammenhang mit Opitz zu bemerken. Er hat viele Vorliebe für altdeutsche Stücke, übersetzte den Grobianus und wendete sich auch dem Nürnberger Schäfergeschmack zu, was viele Sonderbarkeiten bei ihm hervorrief, indem er z. B. die alten Götter germanisiren wollte und Vulkan als den Grobianus, Bacchus aus Bacharach einführte.

Andreas Scultetus war der Sohn eines Schusters zu Bunzlau, besuchte seit 1639 das Gymnasium zu St. Elisabeth in Breslau, schrieb hier schon Gedichte und starb bald darauf, oder jedenfalls um 1642. Sein Hauptgedicht: Andreae Sculteti Boleslavii Oesterliche Triumphposaune, ist 1642, 4° in Breslau erschienen. Im Jahre 1771 gab Lessing seine Gedichte zu Braunschweig heraus und Nachlesen dazu lieferten J. G. Jachmann, Probst und Rector in Oels, 1794, und Hier. Scholtz, Diakonus in Breslau 1783, doch sind dies blos deutsche und lateinische Gelegenheitsgedichte. Scherffenstein, zu Leobschütz geboren, ließ 1640 den Grobianus und 1652 zu Brieg seine „Geist- und weltliche Gedichte" erscheinen, worin sich unter Andern ein antiquarisch-erzählendes Stück von der alten Deutschen Ankunft, Leben, Städte, Sitten und Gottesfurcht befindet. Er war Organist in Brieg und auch Componist.

116. Fern im Nordosten, wo Opitz starb, pflanzte sich seine Dichtungsmanier ebenfalls fort und wie zu Wittenberg, so regte sich nun auch in der Universitätsstadt Königsberg ein poetisches Leben, das zum Theil schon der

Psalmendichter Ambrosius Lobwasser (1515—1585) hervorgerufen hatte und später in Simon Dach seinen Mittelpunkt fand. Die Hauptvertreter dieses Kreises waren **Robert Roberthin, Heinrich Albert** und **Simon Dach**, die schon mehr lebendige Natürlichkeit als die Schlesier besitzen und in der Lyrik oft sogar Flemming übertreffen. Alle drei Dichter waren durch Freundschaft mit einander verbunden und eine melancholische, schwermüthige Stimmung charakterisirte sie, die stets in ihren Liedern des Todes gedenken und auch im anakreontischen Liede düster endigen. Von Roberthin sind nur sehr wenige geistliche und weltliche Lieder erhalten, welche sich ebenso sehr durch die Sicherheit und Leichtigkeit der Form, als durch Kraft des Ausdrucks und Klarheit der Gefühle und Begriffe empfehlen und einen gebildeten Geist und ein warmes Herz verrathen. Albert, der zugleich ein geschickter Componist war, dessen Weisen überall Eingang fanden, zeigt in seinen geistlichen Liedern, deren noch manche, wiewohl entstellt, in den protestantischen Gesangbüchern sich erhalten haben, eine fromme Ergebung und einen einfachen und edlen Stil; jedoch auch in leichter, scherzender Freude wußte er ihn mit Anmuth zu bewegen, wie sein Tanzlied beweist, das sich von dieser Art allein erhalten hat. Eine reichere Anzahl von Gedichten besitzen wir von Simon Dach, auch solche in lateinischer Sprache. Dach ist besonders im eigentlichen und singbaren Liede in seiner Sphäre; Innigkeit, Herzlichkeit, naives, kindliches Aussprechen der ganzen vollen Seele sind die inneren Charakterzüge seiner Gedichte, die dazu noch eine ungemein leichte und gefällige Form und Sprache haben. Unbefangene Heiterkeit und behagliche Freude herrscht in seinen Brauttänzen und heiteren Musenspielen; sein Leid ist aber selten tief ergreifend, seine Liebe sanft und gleichmäßig, denn Tiefe des Geistes, Stärke und Gluth der Empfindung gehen ihm ab. Nur in den Gesängen der Freundschaft wird er übervoll, gehen ihm die Worte aus und bricht er oft mitten im Strom der Gefühle ab. Seine geistlichen Lieder sind mehr innige Gebete, stille Betrachtungen und Seufzer einer nach Erlösung schmachtenden Seele, als erhebende Preis- und Dankgesänge; doch sind sie innig und fromm gefühlt, zumal seine Sterbelieder. Mehrere seiner lyrischen Gedichte trafen den Ton des Volkslieds sehr glücklich, wie das in preußischer Mundart gedichtete „Aennchen von Tharau“ noch heute vom Volke gesungen wird. Seine Gelegenheitspoesie ist schwach und verdient vergessen zu bleiben. Die übrigen Königsberger Dichter, die sich um obige drei schaarten, sind bedeutungslos.

Robert Roberthin war zu Königsberg im Jahre 1600 geboren, wurde daselbst churfürstlicher Ober- und Regimentssecretarius bei der preußischen Regierung, verheirathete sich 1630 mit Ursula Vogt, war ein eifriger Beschützer junger poetischer und musikalischer Talente, wie er denn sich vorzüglich um Dach verdient machte, und starb am 7. April 1648. Er war ein Freund von Opitz gewesen, der ihn auch 1638 besuchte. Von seinen Gedichten sind nur wenige in H. Albert's musikalischen Sammlungen erhalten, die theils mit seinem ganzen Namen, theils mit D. und Berintho unterzeichnet sind. — **Heinrich Albert** wurde am 28. Juni 1604 zu Lobenstein im Voigtlande geboren, studirte die Rechte in Leipzig, wandte



sich aber bald in Dresden der Musik zu und kam 1626 nach Königsberg, wo seine Compositionen Glück machten und ihm 1631 die Stelle eines Organisten erwarben. Beim churfürstlichen Hause in Gunst, ward er deshalb vielfach angefeindet, blieb aber doch in Königsberg, vermählte sich 1638 und starb am 6. Oktober 1668. Er versammelte seine Freunde oft um sich in seiner schönen Kürbishütte und hier wurden die besten seiner Lieder gedichtet und componirt. Von Albert sind bemerkenswerth: Poetisch-musikalisches Lustwäldlein, das ist: Arien oder Melodeyen Etlicher theils Geistlicher, theils Weltlicher, zur Andacht, guten Sitten, keuscher Liebe und Ehren-Lust dienender Lieder. In ein Positiv, Clavicimbel, Theorb oder anderes vollstimmiges Instrument zu singen gesetzt von Heinrich Alberten. Erstlich gedruckt zu Königsberg in Preußen. Fol. (144 Lieder, die meisten von diesen drei Dichtern) — 8 Theile. Der Arien Etliche 2c., Lieder 2c. Zum viertenmal gedruckt durch Joh. Reusnern 1652–64. Fol. (die sechs ersten Theile sind Wiederholung des Lust-Wäldleins). In Leipzig kam davon eine Duodezausgabe als Nachdruck heraus, von Ambrosio Profe gedruckt, 1657, jedoch nur die geistlichen Lieder enthaltend; die weltlichen druckte man 1657 zu Brieg nach. — Partitura oder Tabulatur Heinrich Albert's Musikalischer Kürbis-Hütte, mit 3 Stimmen; es erschienen mehrere Hefte davon. In dieser Sammlung sind seine Lieder mit H. A., oder Celadon unterzeichnet und sein Schäfernamen war Damon. — Simon Dach, der Sohn eines Dollmetschers der Litthauischen Sprache, ward am 29. Juli 1605 zu Memel geboren, lernte frühe Musik (Geige) und besuchte die Domschule zu Königsberg, die er nur 1620 während der Pest verließ. Später ging er auf drei Jahre nach Wittenberg und dann nach Magdeburg, von wo ihn 1626 ebenfalls die Pest wegtrieb. In Königsberg studirte er nun Theologie und Philosophie und ward 1633 als Kollaborator an dortiger Domschule angestellt, welches Amt aber den schwächlichen Mann niedergedrückt hätte, wäre er nicht mit Roberthin bekannt geworden, der ihn zu sich aufnahm und sein Talent unterstützte und leitete, bis Dach endlich im Jahre 1636 zum Conrector seiner Schule ernannt wurde und nun freier den Musen leben konnte. In Folge eines 1638 überreichten poetischen Glückwunsches gab ihm 1639 Churfürst Friedrich Wilhelm die Professur der Poesie an der Königsberger Hochschule und von nun an überfloß sein Herz in Dankbarkeit gegen seinen Herrn, so daß er kein Ereigniß im Fürstenhause mehr unbesungen ließ. Auf eine poetisch angebrachte Bitte des Dichters schenkte ihm der Churfürst das Gütchen Curheim, worauf er sich 1641 vermählte und glücklich und zufrieden lebte, bis seiner Freunde Tod ihn schwermüthig stimmte und er am 15. April 1659 nach einem Jahre-langen Krankenlager starb. Er hat viele Gedichte hinterlassen, aber nur die wenigsten sind gedruckt oder in Sammlungen vereinigt. Die Meisten erhielten sich in den Albertischen Arien und in Kirchenbüchern. Nur die Gelegenheitsgedichte auf das churfürstliche Haus sind gedruckt in: Churbrandenburgische Rose, Adler, Löw und Scepter, von S. D. poetisch besungen. Königsberg 4° (1661 von seiner Wittwe herausgegeben). Diese bilden auch den Hauptheil von Simon Dach's poetischen Werken 2c. Königsberg 1696, 4°, der aber noch zwei verschrobene, allegorische Schauspiele enthält: Cleomenes, der allerwertheste und lobwürdigste treue Hirt der Krone Pohlen, — und Sorbuisa, ein Schäferspiel, das zur ersten Jubelfeier der Stiftung der Königsberger Hochschule im Jahre 1644 gedichtet wurde. In mehreren Sammlungen stehen von ihm Gedichte und seine meisten Produkte, von Joh. Kaspar Arlet gesammelt, befinden sich seit 1784 in der Rhedigerschen Bibliothek zu Breslau. Dach unterzeichnete auch: Chasmindo oder Sichamond.

117. Im Brandenburgischen gedieh die Poesie noch nie, auch in dieser Zeit machten sich hier nur einige sehr untergeordnete Poeten bemerklich und selbst diese waren geborene Schlesier. Dahin gehört der Gelegenheitsdichter Nicolaus Peucker zu Köln an der Spree, der selbst zu bescheiden von sich dachte, um seine Gedichte zu sammeln. Er hatte einiges Talent für drolligen Scherz, große Leichtigkeit im Versmaße und ein gewisses Geschick, denselben Stoffen neue Seiten abzugewinnen. Mehrere seiner oft naiven Lieder haben überdies etwas Volksmäßiges und es liegen ihnen meist bekannte, volksthümliche Weisen zu Grund (z. B. O Tannenbaum 2c.). Manche seiner Gedichte sind übrigens geistleere, ungenießbare Reimereien, ja voll plumper Gemeinheit und der Kern

seiner Scherze bestand oft nur in Namenwitzen und rohen Zweideutigkeiten, woran freilich die Zeit und Gegend Geschmack zu haben schien. Besseres Gedeihen fand die Poesie in Rostock, da dort der Krieg sich weit weniger fühlbar machte und auch früher schon viele Anregung gegeben war. Diese nährte der Arzt und Professor der Poesie Peter Lauremberg, der zwar nur lateinisch dichtete, aber auf bessere Vorbilder verwies und junge Talente leitete und förderte. Sein jüngerer Bruder, Johann Wilhelm Lauremberg, wurde ein Satirendichter, wie wir sehen werden, und sein Nachfolger im Amt und Wirksamkeit, der Schlesier Andreas Tscherning, der die Opitzische Richtung hierher verpflanzte, jedoch nicht sclavisch daran festhielt, sondern sich ebenso an Flemming und Buchner lehnte und gegen die Schreibesucht der Dichter eiferte. Er war fast nur Nachahmer, sein Vers ist gut gemessen und auch wohlklingend, die Sprache korrekt und die Gedanken und Bilder reiflich erwogen und ohne Auswuchs, aber es fehlt überall der Ton eigenthümlicher Begeisterung. Nur in einigen seiner früheren Gedichte spricht eine gewisse treuherzige Wärme an, die später dem Zwange der gelehrten Gelegenheitspoesie unterlag. Ueberhaupt ist es sehr zweifelhaft, ob nur Tscherning ein Dichter geworden wäre, wenn er nicht Opitz als Landsmann und Gönner gehabt hätte. Selbst seine gelehrten Arbeiten zeigen keine Eigenthümlichkeiten des Geistes, sondern mehr umfassende Kenntnisse und Fleiß seiner Studien. Doch sind seine Bemühungen für die Verbesserung des grammatischen und prosodischen Lehrgebäudes der deutschen Sprache anerkennungswerth, wiewohl er auch hier mehr auf dem Grundsteine von Opitz und Buchner weiter baute.

Nikolaus Peucker, Schüler von Opitz und selbst ein Schlesier, starb im Jahr 1674 zu Köln an der Spree als churfürstl. brandenburg. Kammergerichts-Advokat, Stadtrichter und Stadtkämmerer. Er war bei Hof wohlangesehen und durfte sich Manches erlauben. Seine Gelegenheitsgedichte sammelte Buchhändler Pfeiffer unter dem Titel: Nikolaus Peucker's, Die rechte, klingende, lustige Paucke von hundert sinnreichen Scherzgedichten, nach des Autors Tode in Ordnung gebracht von Otto Christ. Pfeiffer. Berlin 1702, 12°. Den Namen Paucke wählte der Herausgeber wohl deßhalb, weil der Dichter selbst ähnliche Spiele mit seinem Namen machte. Vrgl. Fr. Nicolai in Biester's Berliner Blättern 1797. Juli, pag. 80. — Andreas Tscherning, der Sohn eines angesehenen, aber nicht reichen Bürgers in Bunzlau ist 1611 daselbst geboren, besuchte die dortige Schule und während der Religionswirren jene in Görlitz, hierauf in Breslau und bezog 1635 die Universität Rostock, wo er, von Opitz an den Professor P. Lauremberg empfohlen, von diesem in seinen poetischen Studien gefördert wurde. Er lernte auch Arabisch und übersetzte die Sprüche des Ali. Aus Mangel an Mitteln kehrte er 1637 nach Bunzlau zurück, von wo er wegen der Religionsbedrückungen nach Breslau ging, Hauslehrer wurde und im kaiserl. Rathe Matthias Apelles von Löwenstern einen väterlichen Gönner fand. Endlich setzten ihn die Beisteuern seiner Freunde in den Stand, seine Studien in Rostock zu vollenden, wo er 1644 die Magisterwürde und noch in demselben Jahre, nach Lauremberg's Tod, den ordentlichen Lehrstuhl der Dichtkunst erhielt. Hier lebte er nun 15 Jahre lang, zuletzt drei Jahre an einer Brustkrankheit leidend, die in eine solche Geschwulst überging, daß er aller Bewegung unfähig wurde, und starb am 27. September 1659. Lange wurde er bedeutend überschätzt. Seine Schriften sind: Andreas Tscherning's Deutscher Gedichte Früling. Auff's neue übersehen und verbessert. Nachgedruckt In Rostock durch Johann Richeln, In Verlegung Joachim Wilden. 8°, ohne Jahrzahl. Sie erschienen früher zu Breslau 1642 und 1649. Nachtrab des Sommers deutscher Gedichte von Andreas Tscherningen, ausgesendet und verlegt in Rostock.

Gedruckt durch sehl. Nicolaus Keyln, Akad. Buchh. Erb. 1655. 8°. (Enthält fast nur Gelegenheitsgedichte, die früher auf fliegenden Blättern erschienen. Seine kleinen gelehrten Gelegenheitsschriften erschienen: Semi-Centuria Schediasmatum. Rostock 1643. 8°. — Unvorgreifliches Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst, insonderheit der edlen Poeterey; wie auch kurzer Entwurf oder Abriß einer deutschen Schatzkammer. Lübeck 1659. 12°. Die Uebersetzung der Sprüche des Ali ist seinem Frühling angehängt als Centuria Proverbiorum Alis, Imperatoris Muslimci, distichis latino-germanicis expressa ab A. Tscherningio, cum notis brevioribus. Sonst wird noch von ihm erwähnt: eine lateinische Uebersetzung des Anakreon, Promulsio Programmatum Academicorum, eine Rede für Deutschland und ein Schauspiel Judith.

118. In Hannover und Braunschweig wütheten die Kriegsstürme zu oft, um der Poesie die nöthige Muße zu lassen, und was daher bekannt ist, kann auf keine Bedeutung Anspruch machen. Der als Vielschreiber genannte Bellinghausen in Osnabrück gehört noch mehr der Zeit vor Opitz an und hat blos einige Kirchenlieder verfaßt, die besser sind; während Backhaus zwar Opitz kennt, aber nichts als prosaische Reimerei lieferte. Mehr bekannt ist Justus Georg Schottel zu Wolfenbüttel, der sich durch seine Arbeiten um die deutsche Sprache verdient machte und seinen Eifer und Stolz als deutscher Sprachwart in einem elegischen Gedichte laut werden ließ, aber schon mehr dem süßlichen, bombastreichen Tone der Nürnberger sich näherte. Mehr Opitzianer war der Helmstädter Professor Enoch Gläser, der in seiner Elmenschäferei, seiner Schäferbelustigung und anderen Liedern immer auf Opitz zurückkommt, wenn er auch schon die Schäfermanier anstimmt, ja sogar in seinen moralischen Liedern Opitz geradezu nachahmt. Viel wichtiger wurde die Elbegegend und Schleswig-Holstein, wo von Alters her immer größere geistige Regsamkeit gefunden wurde. Hier bildeten Rachel und Rist die Opitzische Richtung aus und nur Zacharias Lund, Vicar zu Aarhus, zeigte sich als treuer Schüler Buchner's, dem er auch in der mehr gelehrten Richtung folgte, wie er denn auch seine Gedichte mehr zur Uebung fertigte, als aus innerem Drang. Er hatte noch viel mit der Sprache zu ringen, doch zeigen seine Gedichte im Ganzen einen heiteren Ton, der sich nur selten zum Ueppigen und Muthwilligen neigt. Seine Reflexion thut der Sprache des Gefühls wenig Eintrag und in seinen geistlichen Gedichten in Alexandrinern nimmt er sogar hier und da einen höheren Aufschwung, wodurch er seinen Landsmann Rist übertraf, obschon dieser zu einem bedeutenden Namen gelangte. Johann Rist, Pastor zu Wedel an der Elbe, war einer der schreibseligsten Dichter und fast so hoch gefeiert wie Opitz, an den er sich anschloß und den er zu ergänzen suchte. Wie dieser, verachtete er später seine Jugendarbeiten und wandte sich der geistlichen Poesie zu, welche in allgemeiner Gunst stand und in Bibeln und Kirchenvätern eine unerschöpfliche Quelle hatte. Ihm dünkte das Wesen eines wahren Dichters darin zu bestehen, daß man die Bilder und Mythologie der Alten wohl anbringe, in fortdauernder Allegorie schreibe und durch Ausrufungen und rhetorische Figuren bewege, und wie weit diese Ansicht führte, zeigte er an sich selbst; er blieb in der Mitte zwischen Schwulst und Gemeinheit und wurde wässerig, so schaal und farblos, wie nicht

leicht ein anderer Poet gewesen ist. Und doch hielt er sich für einen der größten Geister und machte er die kolossalsten Entwürfe. Abgesehen von seinen zahllosen weltlichen und Gelegenheitsgedichten, schrieb er eine Menge geistliche Gedichte über alle möglichen Themata, und dabei spann er den Stoff so weitläufig aus, daß er zu gar keinem Ende kommen konnte und auch der kräftigste Gedanke in einer Fluth von platten Redensarten ersäuft wurde. Alles ist gewöhnlich, oberflächlich und charakterlos, nur auf Korrektheit zielend und nur seine frühesten Gedichte athmen noch frisches Leben und sind theilweise sogar naiv und originell. Dessen ungeachtet errang er einen Namen und Ruf, wie selten ein Anderer, indem er vorzüglich die fromme Welt für sich gewann und allenthalben Freunde zu erwerben suchte, die er lobte, wobei er aber auch nirgends sein Selbstlob vergaß. Wohl nur aus diesem Grunde stiftete er 1656 den Schwanenorden an der Elbe, der ihn jedoch nicht überlebte, und bis zu seinem Tode ward er als Elbeschwan und als Gott des Parnasses ausgeposaunt, er, der nüchternste Mensch von der Welt, der bei einem Stück geräuchertem Speck und einem Tränklein Bier sein poetisches Handwerk trieb und der deutschen Poesie in ihrem Wachsthume bedeutend schadete.

Justus Georg Schottel ward am 23. Juni 1612 als der Sohn eines Predigers geboren, besuchte die Gymnasien zu Hildesheim und Hamburg, studirte in Gröningen, Leyden, Leipzig und Wittenberg die Rechte und Sprachen, ward zu Wolfenbüttel Hofmeister des Prinzen Anton Ulrich, stieg bis zum Hofconsistorial- und Kammerrath, wurde als der Suchende Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, als Fontano Genosse der Pegnitzschäfer, erhielt von Helmstedt die juristische Doctorwürde und starb am 25. Oktober 1673 zu Wolfenbüttel. Seine: Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache erschien 1663 in 4° zu Braunschweig und seine Elegie 1640 in 4° unter dem Titel: Lamentatio Germaniae expirantis. Der nunmehr hinsterbenden Nymphen Germaniae elendeste Todesklage. — Enoch Gläser, 1628—68, war ein Schlesier und schrieb: Elmenschäferei, 1650, Schäferbelustigung 1653. — Zacharias Lundt, am 5. April 1608 zu Nübel im Schleswigischen geboren und der Sohn eines Predigers, besuchte seit 1628 das Gymnasium zu Hamburg und dann die Universitäten Leipzig, Wittenberg und Königsberg, wo er die Theologie aufgab, um philologischen und historischen Studien obzuliegen. Zu Wittenberg erhielt er von Buchner die Anregung zur Poesie und begann dort schon poetische Uebersetzungen aus dem Französischen und Holländischen zu machen. Sechs Jahre lang lebte er dann zu Lütkenhorn und Hamburg als Lehrer junger Leute, wandte sich dann den Staatswissenschaften zu und ging bis 1640 mit einem Zöglinge auf eine Reise durch Deutschland, dann mit einem Andern auf die Ritterakademie Soroe und bereiste dann wieder Deutschland und einen Theil des übrigen Europa. Im Jahre 1645 zurückgekehrt, wurde er Rektor der lateinischen Schule zu Herlof auf Seeland, erhielt 1647 von der Universität Kopenhagen die philosophische Doktorwürde und wurde bis 1657 Bibliothekar beim Reichsrath Georg Seefeld, dann aber in Kopenhagen königlicher Hoffecretär und Vicarius des Stifts Aarhuus, und wurde hauptsächlich zum Dechiffriren geheimer Staatsschriften verwendet, bis er am 8. Juni 1667 starb. Von seinen deutschen Gedichten veranstaltete er in seiner Jugend eine Sammlung: Zachariae Lundii Allerhand artige deutsche Gedichte, Poemata, Sampt einer zu End angehengter Probe außerlesener, scharffsinniger, kluger Hoff- und Schertz-Reden, Apophthegmata genannt. Leipzig, in Verlag Gottfr. Grossens. 1636. 4. Sonst übersetzte er noch ein holländisches Gedicht in's Deutsche. Hamburg 1636. — Johann Rist, eines Predigers Sohn, wurde am 8. März 1607 zu Pinneberg geboren, besuchte das Gymnasium in Bremen, wo er schon dichtete und seine Freuden- und Trauerspiele zu Hamburg zur öffentlichen Vorstellung brachte, und bekam dadurch nicht nur große Fertigkeit im Versemachen, sondern arbeitete so rasch, daß seine Produkte nichts als gereimte Prosa wurden. Auf den hohen Schulen zu Rinteln, Rostock, Leipzig, Utrecht und Leyden studirte er nun Theologie, Mathematik, Chemie und Medizin, erwarb sich den Ruf eines

großen Gelehrten und Dichters und ward nach seiner Rückkehr Pfarrer an der Elbe, wo er fortan blieb, bis er am 31. August 1667 starb. Er stiftete 1656 den Schwanenorden und erlangte große Ehren; so wurde er Mecklenburgischer Kirchenrath, kaiserlicher Pfalzgraf und gekrönter Dichter, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft als der Rüstige, und bei den Pegnitzschäfern als Daphnis aus Cimbrien. Rist bahnte geradezu die Gottschedische Richtung an, aber gerade seine hausbackene Poesie mit ihrer prosaischen, handgreiflichen Faßlichkeit erwarb ihm so großen Beifall und Ruhm und wenn Rist dadurch selbst benebelt wurde, so ist es kein Wunder, denn die anerkanntesten und würdigsten Männer überhäuften ihn mit pomphaften poetischen und allegorischen Titeln und Ehrengedichten. Rist hat sehr Vieles geschrieben, wir können aber die Titel nur ganz kurz aufführen, denn sie sind, wie der erste zeigt, unmäßig lang: 1) Neues Musikalisches Seelenparadies, in sich begreifend die allerfürtrefflichsten Sprüche der heiligen Schrift alten Testaments, in ganz lehr- und trostreichen Liedern und Herzensandachten, welche sowohl auf bekannte und in den evangelischen Kirchen gewöhnliche, als auch neue, von dem fürtrefflichen Musico, Herrn Christian Flor, der Kirchen zu Sanct Lambrecht in Lüneburg wohlbestellten Organisten, so künst- als lieblich und andächtig gesetzte Melodien können gespielet und gesungen werden, richtig erkläret und abgefasset, nunmehr aber, zur Beförderung göttlicher Ehre und Fortpflanzung des heiligen und allein seligmachenden Wortes, wie auch Wiederaufrichtung unseres leider! fast ganz zerfallenen Christenthums, an das offene Licht gebracht und mit einem dreifachen Register oder Blattweiser hervorgegeben von Johann Rist. Lüneburg 1660, 62. II. 8°. — 2) Himmlische Lieder. 1644 und 1652. 8°. — 3) Neuer himmlicher Lieder sonderbares Buch, eb. 1651. 8°. — 4) Passionsandachten. Hamburg, 1648 und 1654. 8°. — 5) Neue heilige Passionsandachten. Hamburg 1664. 8°. — 6) Sabbathische Seelenlust. Lüneburg 1651. 8°. — 7) Frommer und gottseliger Christen alltägliche Hausmusik oder musikalische Andachten. Lüneburg 1654. 8°. — 8) Musikalische Katechismusandachten. Lüneburg 1556. 8°. — 9) Musikalische Kreuz-, Trost-, Lob- und Dankschule. Lüneburg 1659. 8°. — 10) Musa Teutonica, d. i. teutscher poetischer Miscellaneen, erster Theil. Zweiter Druck. Hamburg 1637 und 1640. 8°. — 11) Poetischer Lustgarten. ebend. 1638. 8°. — 12) Poetischer Schauplatz. eb. 1646. 8°. — 13) Teutscher Parnassus. Lüneburg 1652. 8°. — 14) Neuer teutscher Parnaß. Lüneburg 1652. 8°. Kopenhagen 1668. 8°. — 15) Des Daphnis aus Cimbrien Galathee. Lüneburg 1642, 8°. — 16) Des edlen Dafnis aus Cimbrien besungene Florabella. Hamburg 1656. 8° und öfters. — 17) Kriegs- und Friedensspiegel. eb. 1640. 4°. — 18) Allerebelstes Leben der ganzen Welt. Hamburg 1664. 12°. — 19) Allerebelste Thorheit der ganzen Welt. eb. 1664. 12°. — 20) Allerebelste Erfindung der ganzen Welt. eb. 1667. 12°. — 21) Erbauliche Monatsgespräche. Frankft. 1663. 12°. — 22) Lob-, Trauer- und Klaggedicht über gar zu frühzeitiges Absterben Martin Opitzens. Hamburg 1640. 8°. — 23) Capitan Spavento oder Rotomontades espanolles, d. i., spanische Aufschneidereien. Aus dem Französischen in teutsche Verse gebracht, eb. 1635. 8°. u. 1636. 8°. — 24) Starker Schild Gottes wider die Mordpfeile falscher und verleumderischer Zungen. Hamb. 1644. 8°. — 25) Holsteins erbärmliches Klag- und Jammerlied &c., durch Friedlieb von Sanftleben. eb. 1644. 8°. — 26) Das Friede wünschende Deutschland, in einem Schauspiele vorgestellt und beschrieben u. s. w. Sehr oft gedruckt. Hamb. 1648. 12°. 1649. 8°. Köln 1649. 12°. Nürnberg 1653. 8°. — 27) Das Friede jauchzende Deutschland, welches vermittelst eines neuen Schauspiels theils in ungebundener, theils in gebundener Rede und anmuthigen Liedern &c., vorstellt Johann Rist. Nürnberg 1653. 8°. — 28) Perseus, d. i. eine neue Tragödie, welche in Beschreibung theils wahrhafter Geschichten, theils lustiger und anmuthiger Gedichten einen sonnenklaren Welt- und Hofspiegel jedermänniglichen präsentiert und vorstellet. Hamburg 1634. 8°. — 29) Wallenstein. Ein Trauerspiel. 1647. 8°. 30) Musikalische Festandachten. Lüneburg 1655.

119. In Sachsen fand die Poesie in einem hervorragenderen Manne keinen Mittelpunkt, sondern hatte viele untergeordnete Freunde und Pfleger, die ganze Bände zusammen reimten, ohne daß die Nachwelt es der Mühe werth erachtete, ihrer mehr zu gedenken. Der Leipziger Stadtrichter Georg Finckelthaus, der Flemming nachahmte, kehrte im Gegensatze zu anderen Poeten mehr die heitere Weltlichkeit heraus und gefiel sich im Derben, welche Richtung auch der dortige Bürgermeister Christian Brehme einhielt, bei dem das Ordinäre,

Studenten- und Bauernmäßige vorherrschte und sich den Nürnbergern zuwandte. Wir können füglich deren Produkte übergehen und heben bloß drei Poeten hervor. Ursprünglich gehörte Ernst Christoph Homburg zur Opitz'schen Schule, aber die Holländer und Franzosen, deren Witz und Artigkeit ihn anzog, führten ihn von Opitz nach und nach weg. Freilich lockten ihn auch diese in manche leere und fade Tändelei, aber wo er sich frei von fremdem Einflusse hielt, tönt sein Lied recht erfreulich in das Ohr und die Leichtigkeit, sowie der Wohlklang der Verse erhöhen diesen natürlichen Reiz noch etwas. Nur ließ er sich eben auch oft dadurch verleiten, sich gar zu bequem gehen zu lassen. Er dichtete übrigens nicht nur lyrische und dabei auch geistliche Gedichte, sondern auch Epigramme, eine Tragikomödie und übersetzte Cat's Selbststreit aus dem Holländischen, wofür er großen Beifall erhielt. David Schirmer zu Dresden kam aus der Schule Buchner's und seine Stellung als sächsischer Hofpoet mußte ihn in die von ihm eingeschlagene Richtung nothwendig führen und dem herrschenden gelehrten und nachahmenden Geschmacke huldigen lassen. Seine Hof- und Prunkgedichte leiden unter der Ueberschwänglichkeit und Bombast, indem darin die wahre Sprache des Gefühls nur selten laut wird. Dagegen sind seine Liebeslieder, die züchtiger gehalten sind, seine Sonette, Epigramme und eine Reihe von Elegien in Alexandrinern schon besser, obschon er auch hier mehr Nachahmer Anderer ist, die er gerade zum Vorbilde nahm. Die Sprache ist leicht fließend und rhythmisch, das Streben darnach läßt ihn aber nur zu oft in leere Ton- und Reimspiele verfallen. Außer den Hirtenstücken in der Manier der Nürnberger schrieb Schirmer noch Singspiele und Ballete, die nicht ohne Geschick und im Einzelnen nicht ohne musikalischen Sinn ausgeführt sind, wobei aber nicht außer Auge gesetzt werden darf, daß ihm meistens noch mehr als der Plan vorgeschrieben war. Georg Neumark verfolgte in seinen ersten Versuchen, die auch seine besten blieben, die Richtung von Flemming und Cats und dichtete manchmal sogar zart, schlicht und rein; später ward seine Poesie aber eine künstliche und unterlag er dem Wortüberfluß und gelehrten Apparate. Nur wo seine Herzensstimme sich im Gottvertrauen aussprach, ward er wahr, natürlich und innig und am besten zeigt sich dies in seinem Liede: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Seine erzählenden Gedichte mit weltlichen und biblischen Stoffen sind breit und ermüdend und nur als Vorläufer der größeren historischen Romane bemerkenswerth. In seinem Filamon verfällt er in die Manier der Nürnberger, obschon er früher gegen dieselbe geeifert. Ungeachtet seiner Unbedeutendheit erwarb sich Neumark doch einen großen Ruf, erlangte überall her Spenden von Ehrengedichten und pries sich sogar selbst als Tugendhelden. Auch Johann Franck, der Kirchenliederdichter, gehört als Nachahmer von Opitz hierher und ist in seinem weltlichen Helicon voll Redensarten und gelehrten Schwalls, daß er ganz unnatürlich erscheint, während ihn in den

Kirchenliedern der Einfluß der Bibel und von Luther's kräftiger Sprache auf dem Pfade der edleren alten Einfalt erhielt.

Georg Finckelthaus nannte sich auch Gregor Federfechter aus Lützen und gab heraus: Deutsche Gesänge, Hamburg 1640. — Christian Brehme, geb. 1607 als Bürgermeister in Leipzig, ließ 1637 seine Gedichte und 1647 seine neue Gartenlust erscheinen. — Ernst Christoph Homburg ist im Jahr 1605 zu Mühla bei Eisenach geboren, wurde Gerichtsaktarius und Rechtsconsulent in Naumburg, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft als der Keusche und des Schwanenordens als Daphnis und starb am 2. Juni 1681. Er schrieb: Schimpf- und ernsthafte Clio ꝛc. 1638. 8°. Wiederholt Jena 1642. 8°. Die erste Ausgabe unter dem Namen Erasmus Chrysophilus Homburgensis. Sie besteht aus zwei Theilen, deren erster lyrische Gedichte und der andere Epigramme enthält. Dabei sind aber viele Nachbildungen und Uebersetzungen aus dem Französischen und Holländischen. — 148 geistliche Lieder, mit Melodien von Werner, Fabricius und Paul Becker, gab er in zwei Theilen 1658 zu Naumburg und 1659 zu Jena heraus. Tragikomödie von der verliebten Schäferei Dulcimunda. Jena. 1643. 8°. und 1646. 8°. Uebersetzung des Selbststreits des holländischen Dichters Cats. Nürnberg 1647. 8°. David Schirmer, eines Pfarrers Sohn, war um 1623 geboren zu Pappendorf bei Freiberg, besuchte die Stadtschule zu Halle, wo sich Rector Gueintz seiner annahm, und besang schon zu Ostern 1643 in Alexandrinern die tapfere Vertheidigung Freibergs gegen das Torstenson'sche Heer. Hierauf ging er nach Leipzig, fand dort an Heinrich Albrecht einen poetischen Freund und an Marina eine Geliebte, die er in Sonetten feierte, bis sie starb. Dann begab er sich nach Wittenberg zum Buchnerschen Kreise, begrüßte 1646 den Churfürsten Georg I. dort mit Gedichten, wurde 1647 als der Beschirmende in die deutschgesinnte Genossenschaft aufgenommen und kehrte gegen 1649 nach Leipzig zurück. Auf Buchner's Empfehlung wurde Schirmer im Jahre 1650 nach Dresden berufen, um dort den Hof durch seine poetischen Leistungen zu verherrlichen, jedoch ohne den Titel als Hofpoet. Da er deßhalb wieder fort wollte, erhielt er 1653 förmlich Besoldung und wurde 1656 Bibliothekar. Bald darauf starb der Churfürst und bei dieser Veranlassung dichtete er die schönen Lieder: „Meinen Jesum laß ich nicht“ und „Denn meine Freud, die ist bei Dir, o mein Herr Jesu Christ.“ Die Stelle an der Bibliothek brachte ihm viele Arbeit zu und 1682 erhielt er seine Entlassung, worauf er noch einige Jahre in Dresden lebte und dort starb. Von seinen Schriften sind zu nennen: David Schirmers poetische Rosengepüsche. Halle 1650, Dresden 1653 und 1657. 8°. (Blos letztere enthält 2 Bücher): Singende Rosen oder Liebes- und Tugendlieder, in die Musik gesetzt durch Phil. Stollen. Dresden 1654. Fol. — Poetische Rautengepüsche in 7 Büchern herausgegeben. Dresden bei Andr. Löffler 1663. 8°. (Daraus ist Mehreres einzeln gedruckt). — Lobgesang von Jesu Christo. Leipzig 1659, 8°, und Dresden 1665. 8°. — Poetische Nachtwachen über das Leiden Christi. Dresden 1670. 8°. — Georg Neumark ist geboren am 16. März 1621 zu Mühlhausen, besuchte 1630–40 das Gymnasium zu Schleusingen, ging 1643 auf die Universität Königsberg, wo er Rechtswissenschaft studirte und fünf Jahre zubrachte, während ihm inzwischen ein Brand alle Habe raubte, erwarb sich durch seine musikalische Fertigkeit und poetischen Versuche Freunde, lebte 1649 und 1650 zu Thorn und kehrte dann nach Hause zurück, wo er noch in Hamburg so in Noth kam, daß er seine Viola da Gamba versetzen mußte. Endlich bekam er eine Stelle beim schwedischen Residenten v. Rosenkranz, löste das Instrument wieder aus, wo dann das Lied: „Wer nur“ ꝛc. entstand und ging 1651 nach Wedel zu Rist und nach Gottorp, wo er durch Olearius dem Herzoge Friedrich VII. von Holstein vorgestellt wurde, aber Dienste ablehnte, worauf er sich nach Weimar begab, da dort sein Oheim wohnte und er sich bereits von Hamburg aus durch Uebersendung einiger poetischen Schriften beim Herzoge Wilhelm IV. empfohlen hatte. Ein pomphaftes Preisgedicht, „lobtönende Ehrensäule,“ überreichte er ihm und bald ward er als Canzleiregistrator und Bibliothekar angestellt, wo er denn keinen Anlaß versäumte, um die Fürstenfamilie anzusingen. Im Jahre 1653 trat er als „der Sprossende“ in die fruchtbringende Gesellschaft, die er neu belebte und 1679 auch als Thyrsis der II. oder Obersächsische in den Pegnitzschäferorden, was er schon 6 Jahre früher angesucht hatte. Er starb am 8. Juli 1681 als herzoglicher Archivsecretär und kaiserlicher Pfalzgraf zu Weimar. — Von seinen Schriften ist anzuführen: Betrübt verliebter, doch endlich hocherfreuter Hirt Filamon wegen seiner edeln Schäfernymphen Bellisflora. Königsberg 1648. 8°. — Keuscher Liebesspiegel, d. i. ein bewegliches Schauspiel von der holdseligen Kallisten und ihrem treubeständigen Lysander. Thorn

1649. 12°. — Poetisches musikalisches Lustwäldlein. Hamburg 1652. 12°. — Dasselbe später mit Zusätzen unter dem Titel: fortgepflanzter musikalisch-poetischer Lustwald. In drei Abtheilungen. Jena 1657, 8°. — Poetisch-historischer Lustgarten. Frankfurt 1666, 12°. — Poetische Tafeln oder gründliche Anweisung zur deutschen Verskunst. 1667, 4° und schon 1650 zu Thorn. — Perlenkrone. 1672, 8°. — Davidische Ehrenkrone christlicher Potentaten. 1675, 12°. — Geistliche Arien. Weimar 1675, 8°. — Der neusprossende teutsche Palmbaum oder ausführlicher Bericht von der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft Anfang, Absehen, Satzung, Eigenschaft und derselben Fortpflanzung. Nürnberg 1668, 8°. — Aemylianische Sonntagsandachten. — Davidischer Regentenspiegel. — Frauenzimmerspiegel.

120. Von größerer Wichtigkeit für die Poesie wurde Hamburg, wo von nun an eine neue Bewegung begann, die sich fort erhielt bis auf Lessing. Gelehrte und lyrische Dichter, Satiriker und Dramatiker folgten sich hier und es ließe sich eine Menge von Namen anführen, wenn nicht die ganze Poesie dieses Zeitraumes eine zu untergeordnete Rolle spielte. Es genügt, die drei hervorragendsten zu nennen, von denen Georg Greflinger, der in Hamburg als Notar lebte, der Aelteste ist. Er versuchte sich in verschiedenen Gebieten des Wissens und der Kunst und besaß ziemlich viel Talent für die Geschichtschreibung, aber als Dichter steht er nur sehr niedrig. Er schrieb ein Gedicht über den 30jährigen Krieg, das nur gereimte Prosa ist, sonst jedoch ganz gut erzählt, übersetzte Vieles, namentlich auch von Cats, und schrieb Epigramme, die zu den besseren dieser Zeit gehören. Seine Liebeslieder sind weltlich und sogar derb und oft burlesk und es gelingt ihm darin mancher Ton, der dem Volksliede verwandt ist. Jakob Schwieger aus Altona und später erst in Rudolstadt kann der eigentliche erotische Dichter dieser Zeit genannt werden. Seine ersten Produkte bis z. J. 1657 sind zwar nur im Fluge hingeworfene Verseleien, wozu ihn seine Fertigkeit im Versemachen verleitete; als ihm aber Zesen bei der Aufnahme in die deutschgesinnte Gesellschaft diese Flüchtigkeit zum Vorwurf machte, ging er behutsamer zu Werk und lieferte reifere Erzeugnisse, die in seiner „geharnischten Venus“ und „des Flüchtigen flüchtige Feldrosen“ enthalten sind. Nehmen wir bloß diese zur Beurtheilung vor, so sind sie leicht und heiter, oft anmuthig scherzend, selten und darin immer nur mit Maaß zürnend und behandeln den Gegenstand in mannichfachen Weisen, in geschmeidiger, sogar melodiereicher und nur stellenweise harter Sprache. Manchmal wird der Ausdruck wirklich hart und mager und die Darstellung allzu keck und muthwillig. Neben den genannten mag noch die „adelige Rose“ und die „verführte Schäferin Cynthia“ zu seinen besten Erzeugnissen gehören. Außerdem schrieb Schwieger auch noch dramatische Werke, Trauer-, Lust- und Mischspiele, von denen einige auf fremder Erfindung beruhen, von ihm aber in den komischen Elementen nicht übel dramatisch gestaltet sind, wie sein „der vermeinte Prinz“, nach dem Italienischen des Pallavicini, und „Ernelinde“, welcher Stoff dem Englischen entnommen sein soll. Das dritte Stück „die Wittekinden“ ist ganz von ihm, aber hinsichtlich der Erfindung, Anlage und Ausführung so schlecht, der Hanswurst darin so albern, dessen Possen so grob und witzlos, daß schon

dieses Stück hinreichen konnte, den Zeitgenossen jede Lust am Theater zu nehmen und Gottsched zur Verdammung des Hanswursts zu bewegen.

Georg Grefflinger aus Regensburg starb 1677 in Hamburg, nannte sich gewöhnlich Seladon von der Donau und schrieb eine gereimte Geschichte des 30jährigen Krieges in Alexandrinern, Epigramme, weltliche Lieder, Frankfurt 1651, poetische Rosen und Dörner, Hülsen und Körner, 1655, und übersetzte Cats Trauring aus dem Holländischen ins Deutsche. Jakob Schwieger oder Schwiger, der sich auch Philidor den Dorferer nannte, ward im Anfange des dritten Jahrzehnts des 17. Jahrhunderts zu Altona geboren, studirte um 1650 zu Wittenberg Theologie, kam 1654 nach Hamburg, wo er am 1. August in den Rosenorden als „der Flüchtige“ aufgenommen wurde, lebte aber überall ohne Amt, als fröhlicher Gesellschafter und stets fertiger Gelegenheitsdichter, abwechselnd zu Hamburg, Stade, Glückstadt und auf dem Gute eines bemittelten Gönners zu Gottesdorf. Ohne Vermögen, wußte er durch solche Gelegenheitspoesien und Uebersetzungen sich seinen Unterhalt zu verschaffen und blieb lebenslänglich unstät. Im Jahre 1657 zog er als Soldat nach Großpolen und hier begeisterte ihn die Liebe plötzlich zu besseren Gedichten, die er später in der geharnischten Venus bekannt machte. In demselben Jahre kehrte er wieder nach Hamburg zurück und trat er als Mitglied zum Elbeschwanorden. Auf kurze Zeit nahm er in Glückstadt eine Anstellung an, aber schon 1665 war er wieder am Hofe von Schwarzburg-Rudolstadt, wo er zu des Fürsten Vermählung einige dramatische Gedichte zur Aufführung brachte und in diesem Jahre oder 1667 starb. Seine Schriften sind: Liebesgrillen, d. i. Lust-, Liebes-, Scherz- und Ehrenlieder, deren gar wenige aus dem Niederländischen übersetzt, die meisten aber aus eigener Erfinnung zu Papier gebracht und in zweien Büchern abgetheilet von Jacobo Schwiegern, der hochedelen teutschen Poesi Liebhabern. Zudem mit schönen und zwar neuen gar unbekannten Melodeyen von unterschiedlichen in der Sing- und Orgelkunst wohlerfahreren, guten Freunden gezieret. Erster Theil, Hamburg, im Verlage des Autoris, 1654, 12°. — Ueberschriften, d. i. kurze Gedichte ꝛc. Stade, im Verlage des Autoris, 1654, 12°. — Gebets-Rauchwerk aus Col. 1, 9–14 in einer zu Stade gehaltenen Predigt A. 1655 vorgestellet. Stade, 1655. — Des Flüchtigen flüchtige Feldrosen, in unterschiedlichen Lustgängen vorgestellet. Hamb. 1655. 12°. — Liebesgrillen, d. i. Lust- und Liebes-, Scherz-, Ehren- und Sittenlieder. Von Neuem durchgesehen vom Autor selbst, zugleich mit dem andern Theil vermehrt ꝛc., Hamburg 1656, 12°. — Wandlungslust, welche in allerhand Verbindungs-, Hochzeit-, Neujahrs- und Liebesschäfereien bestehet. Hamburg 1656, 12°. — Erstes geistliches Lustgemach. Lübeck 1656. — Verlachte Venus, aus Liebe der Tugend und teutsch gesinnten Gemüthern zur ergetzung aufgesetzet. Glückstadt 1659. (Hamburg 1660, 12°). — Adeliche Rose, welche den getreuen Schäfer Siegreich und die wankelmüthige Adelmuth der edelen und keuschen Jugend vorstellet. In 3 Theilen. Glückstadt 1659, 12°. — Die verführte Schäferin Cynthie durch listiges Nachstellen des Floridans. Glückstadt, 1660, 12°. — Geistliche Seelenangst zur Zeit der Anfechtung. Hamburg 1660. — Sicherer Schild wider die Verleumdungspfeile. Glückstadt, 1660. — Die geharnischte Venus oder Liebeslieder im Kriege gedichtet, mit neuen Gesangweisen, zu singen und zu spielen, gesetzet, nebenst etlichen Sinnreden der Liebe, verfertiget und lustigen Gemüthern zu gefallen herausg. von Filidor dem Dorfferer. Hamburg 1660, 12°. — Filidor's erster Theil der Trauer-, Lust- und Mischspiele, oder Lustspiele von dem vermeinten Prinzen Floridor in Sicilien, Herrn Alberto Antonio, Grafen von Schwartzburg, und Aemiliae Julianae, Gräfin von Barby, auf deren gräflichem Beilager den 7. Juni 1665 in dem Schlosse Heydeck vorgestellet. Jena, 1665, 4°. — Ernelinde, Prinzessin von Norfolk und die Wittekinden oder Sing- und Freudenspiel von des hochgräfl. Schwartzburg Hauses Ursprung ꝛc., ebendaselbst gedruckt. — Filidor's erst entflammte Jugend. Kopenhagen 1667, 12°.

121. Noch wichtiger als Vorgenannte ist der Sachse Philipp Zesen, der ein höchst unruhiges Wanderleben führte und für die große literarische Streitsucht seiner Zeit das schlagendste Beispiel abgibt. Dasselbe Parteiwesen, das damals herrschte, hat auch lange darnach verhindert, ihn richtig zu beurtheilen, denn Neid und Lüge verleumdeten ihn und man stellte ihn geradezu

neben Don Quixotte und zur Ehrenrettung einer so lächerlichen Person wollte sich lange Niemand finden. Und doch hat er nichts Anderes gethan, als die gepriesenen Poeten seiner Zeit auch, und an Kenntnissen und Belesenheit überragte er die Meisten, denn er dichtete lateinisch, französisch und holländisch, schrieb ganze holländische Werke und er vorzüglich leitete den engeren Verkehr unserer Dichtung mit der ausländischen. Er wie seine ganze Schule hatte es mehr auf künstliche und zierliche Verse abgesehen und deßhalb nicht nur den Daktylen (von ihm Dattelverse genannt) den Vorzug gegeben, sondern auch die kuriose Versmacherei der Italiener und Franzosen, die Madrigale (die er Schattenliedlein hieß), Rondeaux u. a. nachgeahmt. Ueberhaupt ging ihm die Wissenschaft der Form und des Aeußern vor und so kam es, daß das Gute an ihm dadurch nicht so gut aufkommen konnte. Doch in den meisten Fällen blickt immer wieder das angeborene Talent durch und unter leeren Reimereien offenbart sich oft ein schönes, nur durch einseitige Richtung unterdrücktes Talent. Manche seiner Lieder athmen warmes Gefühl und innige Zärtlichkeit und sind sogar durch neue Bilder überraschend, voll Wohlklang und Einheit. In seinen Liedern behandelt er die Frauen so zart wie die Minnesänger und offenbart darin eine schmachtende Sehnsucht und träumerische Stimmung, die seinen Zeitgenossen ungewohnt vorkam. Auch zeigt sich bei ihm ein mystischer Zug, der ihn zur geistlichen Poesie und Bearbeitung der Nachahmung Christi von Thomas a Kempis in spruchartigen Gedichten führte. Zesen's Hauptziel war jedoch die Reinigung der deutschen Sprache von fremden Wörtern und ihre Weiterbildung, welchem Zwecke er sein ganzes Leben widmete, und zwar mit einer solchen Ausdauer, wie nicht wohl ein Anderer, obschon er dafür reichlich mit Spott und Hohn überschüttet wurde, weil er sich ungeachtet des oft überraschenden Scharfblicks im Einzelnen zu häufig von Irrthümern und Uebertreibungen fortreißen ließ, die man aber nicht ihm, sondern mehr seinen Schülern anrechnen muß. Zesen gründete nämlich im Mai 1643 zu Hamburg die deutschgesinnte Genossenschaft, mit dem Sinnbilde der Rose, die bis in's achtzehnte Jahrhundert fortdauerte; dieselbe theilte er später in vier Zünfte, nämlich die Rosenzunft mit 9 Tribus von je 9 Mitgliedern, die Lilienzunft (1669) mit 7 Tribus zu 7 Personen, die Nägleinzunft mit 5 Tribus zu 5 Personen und die Rautenzunft mit 144 Mitgliedern. In dieser Gesellschaft wurden die Zesen'schen Grundsätze über Sprachreinigung weiter ausgebildet und der Eifer seiner Schüler führte zu Uebertreibungen, die man bis zur neuesten Zeit gewöhnlich ihm selbst anrechnete. Zesen selbst war einer der fruchtbarsten Dichter seiner Zeit, der auch Romane schrieb und vom achtzehnten Jahre bis zu seinem siebenzigsten nicht aufhörte, Verse zu machen, nachdem längst alle Träger der ersten schlesischen Schule ausgestorben waren und der Namen Zesianer schon zum Spott geworden war. Nichtsdestoweniger blieben ihm seine Anhänger treu und man begegnete ihnen noch bis zu Gottsched's Zeiten herab.

Philipp Zesen, der sich Phil. Zese, Caesien und Caesius schrieb, war geboren am 8. Oktober zu Priorau bei Bitterfeld und der Sohn eines Pfarrers und erhielt am Gymnasium zu Halle durch den Rector Gueintz die erste Begeisterung für die Poesie, aber auch durch zu frühzeitiges Lob seine schriftstellerische Hast und Eitelkeit. Schon 1638 gab er er ein Gedicht heraus (Melpomene oder gebundene Klagrede über das Leiden unseres Heilands. Halle 1638, 4°) und bald darauf seine poetische Abschiedsrede vom Nutz und Werth des Salzes (Halle 1639, 8°). Auf der Hochschule zu Wittenberg genoß er Buchner's Lehre und Gönnerschaft, trat aber, obschon ihn dieser vor Eitelkeit warnte, schon im nächsten Jahre mit seinem „Helikon" (Hochdeutscher Helikon oder Grund-richtige Anleitung zur hochdeutschen Dicht- und Reimkunst 2c., Wittenberg 1640, 1641, 1649. Jena 1656 und als Nachtrag: Leiter zum hochdeutschen Helikon, Amsterdam 1643. Hamburg 1656) als Lehrer auf und ging dann nach Leipzig. Hier machte er neue Forschungen und es beschäftigten ihn schon literarische Fehden, in die ihn seine Leidenschaftlichkeit brachte. Letztere trieb ihn auch zu zärtlichen Abenteuern und Eines derselben machte er zum Inhalte eines pomphaften Liebesromans (die adriatische Rosemund. Amsterdam 1645. 3. Aufl. 1664), was seinen Feinden eine mächtige Waffe in die Hand gab, als sie ihn unter seinem angenommenen Namen (Ritterhold von Blauen) entdeckten und erfuhren, daß er und ein ordinäres Leipziger Wäscher- und Stubenmädchen die Helden des Stücks seien. Von Leipzig ging er nach Hamburg, wo er 1643 den Rosenorden stiftete, worin er selbst mit dem Namen des „Färtigen" an der Spitze stand. (Vergl. sein: das hochdeutsche helikonische Rosentahl, Amsterd. 1669, 8°. Das Verzeichniß der Mitglieder steht in: Der ganzen hochpreiswürdigen deutschgesinnten Genossenschaft sämmtlich von 1643 bis 1685 nach einander einverleibten Zunftgenossen Zunft-, Tauf- und Geschlechtsnamen. Wittenb. 1685, 8°.) Nachdem er hier einen Verein seiner Verehrer zu Stande gebracht, ging er ohne Amt, unstät und wanderlustig nach Amsterdam und führte dies Leben bis wenige Jahre vor seinem Tode fort, von der Schriftstellerei und Mildthätigkeit wohlhabender Freunde lebend, aber inmitten aller Entbehrungen, unter Hohn und Spott unverdrossen seinem Ziele zusteuernd. Von Amsterdam ging er nach Paris, dann von Hugo Grotius und If. Vossius empfohlen nach den Niederlanden zurück, versah in Amsterdam eine Zeit lang die Stelle als Corrector und hielt sich einigemale in Hamburg auf. Eine Anstellung nahm er nicht an, aber den schmeichelnden Titel eines kaiserlichen Pfalzgrafen und gekrönten Dichters, den Rathstitel mehrerer sächsischen Höfe und die Aufnahme in die fruchtbringende Gesellschaft, worin er den Beinamen „der Wohlsetzende" führte. Diese Auszeichnungen machen es erklärlich, warum er nach allen seinen Gegnern nicht viel fragte und sie stolz abfertigte, wie er überhaupt so in sich hinein und für sich lebte, so daß er manchen Angriffen den Stachel gar nicht anmerkte. Gegen Ende der siebziger Jahre verheirathete er sich, kehrte 1683 nach Hamburg zurück und starb daselbst am 13. November 1689. — Der Sprachreinigung opferte er seine Kräfte, Mittel, Zeit, Ruhe und sogar seine Ehre; mit einer Begeisterung, die an Schwärmerei gränzte, eiferte er gegen das von ihm als unrichtig erkannte Herkömmliche und machte sich dadurch Viele zu Feinden und besonders Solche, welche im Vorhandenen schon die Höhe der Kunst erreicht glaubten. Von dem Grundsatze ausgehend, daß man schreiben müsse, wie man spreche, wollte er die Sprache reformiren und mischte dabei freilich viel Wahres und Falsches durcheinander. (Vgl. von seinen hierhergehörigen Schriften Hochdeutsche Sprachübung oder unvergreifliches Bedenken über die hochdeutsche Hauptsprache und derselben Schreibrichtigkeit. Hamburg 1643, 8°. Danzig 1645, 12°. — Rosenmohnd, d. i. in einunddreißig Gesprächen eröffnete Wunderschacht zum unerschätzlichen Steine der Weisen 2c. Hamburg 1651, 12°. — Hochdeutsche helikonische Hechel oder des Rosenmohndes zweite Woche 2c. Hamburg 1668, 8°.) Allerdings hat er außer seiner kuriosen Rechtschreibung eine Menge längst eingebürgerter Wörter auf die possirlichste Weise verdeutscht, z. B. Natur Zeugemutter, Affekt Gemüthstrift, Person Selbststand, Vers Dichtling, Venus Lustinne, Aurora Röthinne, Amor Lustkind, Kometen Strobelsterne, Nase Löschhorn, was sich denn ganz besonders wunderlich in seinen Gedichten ausnimmt und wofür ihn nicht nur Rachel in der Satire „der Poet" geiselte, sondern auch der bekannte Theolog Abraham Calov Corrumpuntius patriae linguae zubenannte. Daß er aber dennoch dabei manches Gute schuf, welches man durchaus nicht erkennen wollte, beweist seine Verdeutschung von Artikel Geschlechtswort, Vocal Selbstlauter, Diphthong Zweilauter und Aehnliche, welche man damals mit Spott verfolgte, während wir sie jetzt gebrauchen. Uebrigens sind die meisten Ungereimtheiten auf Rechnung seiner Schüler zu setzen. In seinem

„Helikon", der sich vom schlichten Reimwörterbuche zu einem prosodischen Hand- und Hülfsbuche erweiterte, herrscht gleichfalls manches Ungereimte vor (wie z. B. seine Freude über die von Buchner „erfundenen" Palmen- oder Dattelreime, sein Stolz auf die von ihm eingeführte anakreontische Versart, sein Abschnitt von „allerhand dichterischen Kunststücklein und Lustspielen", z. B. in Form eines Herzens, Bechers ꝛc.), aber doch ist auch hier manches Gute enthalten und man hätte nur darauf fortbauen dürfen, um vor Voß über die deutsche Zeitmessung und vor Grimm über den Kunstbau des Liebs in's Klare zu kommen. — Die Zesianer hieß man Ueberklüglinge, unzeitige Sprachketzer, phantastische Pickelheringe und ihr Streben „teuflische Raserei". Das vollständigste Verzeichniß seiner Schriften ist zuerst 1656 von ihm und 1672 von Anderen seinem Leiter zum hochdeutschen Helikon beigegeben und zählt 75 Nummern. Außer den Romanen (§. 134) und prosaischen Schriften gehören als bemerkenswerth hierher: Frühlingsluft, oder Lob-, Lust- und Liebeslieder. Hamburg 1642, 12°. Danzig 1648, 12°. Hamburg 1650 12°. (Eine Auswahl davon: Deliciae vernales oder etliche aus Ph. Caesie Lob- und Liebesliedern liebliche Merkoden mit Melodeyen von den Musis abgesungen. Erfurt 1647, 4°). — Dichterische Jugend- und Liebesflammen, in etlichen Lob-, Lust- und Liebesliedern mit artigen Sangweisen durch Malach. Siebenhaar, Joh. Soopen u. A. Hamburg 1651, 12°. — Gekreuzigte Liebesflammen oder geistlicher Gedichte Vorschmack. Hamburg 1653, 12°. — Dichterisches Rosen- und Lilienthal mit mancherlei Lob-, Lust-, Schmerz-, Leid- und Freuden-Liedern gezieret. Hamburg 1670 und 1672. — Reiselieder zu Wasser und zu Lande. Hamburg 1677, 8° und 1687. — Prirau oder Lob des Vaterlandes, Amsterdam 1680.

122. Durch Zesen und die Nürnberger wurden auch Frauenzimmer in die Dichtkunst eingeführt und der mystische Hang Zesen's mochte viel dazu beitragen, daß er sich weiblicher Poeten annahm, obschon man sich im Allgemeinen nicht damit befreunden konnte. In seiner deutschgesinnten Genossenschaft war Vorsitzerin der Lilienzunft die Freiin Katharina Regina von Greiffenberg auf Seissenegg in Oesterreich, die fremde Sprachen verstand und 1662 geistliche Sonette, Lieder und andere Dichtungen (Urania betitelt) herausgab. Sonst lebten solcher Poetinnen noch mehrere in Deutschland und besonders in Hessen-Darmstadt gaben sich drei Landgräfinnen mit frommer Poesie ab, ließen aber ihre Dichtungen nicht drucken. Tadelnswerther war es, wenn solche Frauen sich in theologische Mysterien vertiefen wollten, wie die 1648 gestorbene Holsteinerin Anna Owena Hoyers, die sich den Wiedertäufern zuwandte. Eine Gertrud Möller, geborene Eyfler, ebenfalls in Sprachen bewandert und Mitglied des Pegnesischen Blumenordens, ward sogar gekrönte Dichterin, und Sibylla Schwartz in Greifswald, welche bereits in ihrem 17. Lebensjahre starb, erfreute sich eines nicht unbedeutenden Ansehens, so daß Samuel Gerlach 1650 noch ihre Gedichte herausgab. Besonders reich an weiblichen Dichtern war jedoch der Pegnitzorden, dessen Schäferpoesie ihnen mehr behagte.

Der Pegnesische Schäfer- oder Blumenorden wurde im Jahre 1644 von Harsdörffer und Klaj gestiftet, welche um die Wette ein Hochzeitsgedicht fertigten, dafür einen Blumenkranz als Preis aussetzten und daraus Anlaß nahmen, einen Blumenorden zu gründen. Dieser Orden hatte am längsten Bestand, denn er besteht noch und fand seinen Anlehnungspunkt besonders in dem zu Nürnberg blühenden Meistergesange, der sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte und ganz zu dem spießbürgerlichen Krame der Kleinstädter paßte. Er erborgte seinen Ursprung vom Vorbilde der Arkadia in Rom und dem schon

von Opitz eingeführten Schäfergeschmack, berief sich auf die Erzväter, auf David und Salomo und bei ihm ist Alles verkünstelt, verdreht und versüßelt, wird das Wesen der Poesie in klingenden Versen und hüpfenden Dactylen und Anapästen gesucht. Welch unpoetische Ansicht diese Dichter selbst von ihrer poetischen Schäferei haben, spricht schon ihre Vorrede des pegnesischen Schäfergedichtes aus: „Es haben die Poeten ihre liebreichsten Kunstgedanken durch lustige Schäfergedichte an- und aufgebildet. Solches hat ihnen vielleicht darum beliebet, weil das sorgenlose Hirtenleben ein uralter, nothwendiger, unschuldiger und dem höchsten Gott wohlgefälliger Stand ist, maßen mit selbem der geist- und weltliche verglichen wird. Man möchte hierbei einwenden, daß die Schäfer dergleichen Unterredungen nicht führen, ja solche zu verstehen nicht fähig waren. Hierauf wird geantwortet, daß die Beschreibung ihrer bäuerischen Gespräche und groben Sitten mehr Verdruß als Belustigung zu befahren, und diese Schäfer durch die Schafe ihre Bücher, durch derselben Wolle ihre Gedichte, durch die Hunde ihre von wichtigem Studiren müßige Stunden bemerket haben, welches sie dem Leser Eingangs anzumelden nicht umgehen sollen.“ Keine moderne Schäferwelt ist wohl so steif und pedantisch geworden, wie diese, welche alle Verhältnisse des Lebens, alle Formen der Kunst und alle Erscheinungen der Natur in dieselbe mit ängstlicher Ziererei hineindrängten, so daß diese Schäfer in ihrem papierenen Naturzustande dastehen, wie kindische Alte. Der in ihrem Grunde durchaus heuchelnden unwahren Zeit gefiel dies unwahre, häßliche, weichliche und weinerliche Wesen sehr wohl, weshalb wir hier gar vielen solcher Idyllendichter begegnen, die jetzt kaum außer Mode gekommen sind; denn solche arkadische Faullenzerpoesie ist nur in einer ebenso trägen, schlaffen, verkünstelten, unwahren und abgedorrten Welt möglich. Mag ursprünglich der Zweck und die Absicht noch so rein gewesen sein, der Verein hat doch nie Etwas genützt, sondern nur geschadet. Er befliß sich freilich der Reinheit der Sprache, aber Verse wie: „Es grunet und grünet die Zierde der Auen;“ „Von bundlich und rundlich gewundenen Samen;“ „Ihr narbicht und farbicht geblümete Rasen“ machten ihn nur lächerlich, wie er denn die Ziererei bis zu den schwerfälligsten und bedeutungslosesten Spielereien mit Namen, Zahlen und Sprüchen in Verkehrungen, Verdrehungen, Anagrammen u. s. w. trieb, ja sogar es versuchte, Gedichte in der äußeren Form von Kränzen, Schäferflöten, Röhrbrunnen, Wappen und Bäumen zusammenzustellen. Diese Schäferpoeten verfertigten auch Singspiele, worin keine Handlung, dafür aber Worte und Gesang in Menge vorkommen, was bis auf unsere Oper herab sehr schädlich gewirkt hat. Für uns sind sie besonders deshalb oft eckelhaft anzuschauen, weil sich diese Pegnitzschäfer gegenseitig mit Weihrauchduft und Lorbeerkränzen gleichsam überschütteten.

Die Pegnitzschäfer nahmen Hirtennamen an, wie Harsdörffer Strephon, Klaj Clajus, Birken Floridan, der Blumenhold mit dem Sinnbild Floramor oder Tausendschön; sie nahmen als Symbol die siebenfache Panspfeife und fügten später noch die Granadille oder

Passionsblume hinzu als Zeichen ihrer mehr geistlich gewordenen Tendenzen. Jedes Mitglied erhielt eine Blume, die mit dem Namen auf ein weißes seidenes Band gestickt war, nebst einem Spruche als Ordenszeichen. Sie gaben Gesammtwerke ihres Vereins heraus, wie: Pegnesisches Schäfergedicht in den Berinorgischen Gefilden angestimmet von Strephon und Clajus. Nürnberg 1644, 4°. — Fortsetzung der Pegnitzschäferey, behandelnd unter vielen andern rein- und neuen freymüthigen Lust-Gedichten und Reimarten derer von Anfang des Teutschen Kriegs verstorbenen Tugend-berühmtesten Helden-Lob-Gedächtnisse; abgefasset und besungen durch Floridan, den Pegnitz-Schäfer, mit Beistimmung seiner andern Weidgenossen. ibid. 1645, 4°. — Pegnesis oder der Pegnitz-Blumengenoß-Schäfere Feldgedichte in neun Tagzeiten, meist verfasset und hervorgegeben durch Floridan. Nürnberg 1679—83. 2 Bde. Vergl. auch Julius Tittmann, die Nürnberger Dichterschule. Göttingen 1847, 8°.

123. Zum Pegnitzorden gehörte eine große Anzahl von Poeten, die meistens nicht der Erwähnung werth sind, weshalb wir uns auf die hauptsächlichsten beschränken. Der Stifter des Vereins, Georg Philipp Harsdörffer, war Rathsherr in Nürnberg, der Vieles gelesen und weite Reisen gemacht hatte und durch seinen Einfluß, den er in seiner Heimath besaß, dem Verein Achtung und Anhänger verschaffte. Seine große Belesenheit machte ihn zum Vielschreiber und oberflächlichen Reimer und in seinen Gesprächspielen ist die Poesie blos die Form, um seine Weisheit auszukramen und von einem Gegenstand auf den andern überzuspringen. Es herrscht darin ein Spiel mit Vergleichungen und Deutungen vor und Alles geht auf Allegorie aus, die überhaupt bei diesen Poeten sehr beliebt war. Daß er übrigens dichterische Begabung besaß, zeigt seine Behauptung, daß die Erfindung und Phantasie das Wesen der Poesie bilden, weshalb er selbst Opitz nicht recht als Dichter gelten lassen wollte. Sein Nathan, Jotham und Simson enthält in 6 Büchern 300 Fabeln und Parabeln, ebenso viele geistliche Dichtungen und 200 Räthsel und der didaktische Theil dieses Buchs gehört zum Besten, was diese Zeit leistete. Diese Parabeln in poetischer Form finden wir wieder in seinen herzbeweglichen Sonntagsandachten und seinen hundert Andachtsgemälden, worin die prosaischen Gebete und geistlichen Lieder schwach, dagegen die Andachtsgemälde besser und ihm ganz eigenthümlich sind, denn hier tritt Harsdörffer aus seiner sonst vorwaltenden Nüchternheit heraus und zeigt er die glänzende und üppige Manier der Nürnberger. Sonst ist er auch noch bekannt als der Herausgeber des Nürnberger Trichters, einer Art Poetik, worin er die deutsche Reim- und Dichtkunst in sechs Stunden lehren wollte. Wie Harsdörffer der begabteste unter den Mitgliedern dieses Vereins ist, so wurde er auch von seinen Freunden in hohen Ehren gehalten und fast vergöttert. Neben ihm tritt Johann Klaj zurück, dem wir später noch begegnen werden und der außer mehreren Schäferspielen und Gelegenheitsgedichten noch eine Anzahl geistlicher Gedichte in dramatischer oder dialogischer Form schrieb, die jedoch nur als monströse Karrikaturen des Heiligsten gelten können. Fruchtbarer an literärischer Thätigkeit und berühmter als Harsdörffer war sein Nachfolger im Vorsitze des Vereins, Siegmund von Birken, der aus Böhmen flüchtend in Nürnberg eine neue Heimath fand. Er besaß nicht unbedeutendes Talent zu prosaischer Darstellung und

bewies dies in mehreren Schriften, worin er vorsichtig schrieb, auch kannte er die Alten genauer; aber er zog ebenso sehr auch die Neulateiner, Spanier und Italiener vor, lehnte sich an Wien und den Süden an, gefiel sich in sonderbaren Wortversetzungen, Abkürzungen und Aenderungen, prächtigen Redensarten und gelehrtem Kram, so daß selbst seine Nachfolger sich dagegen erklärten. Seine Sucht, neu und überfein zu werden, verdarb seine Sprache, und nur selten kann sich Phantasie und Gefühl bei ihm reiner zeigen. Er schrieb Schäfereien, Schauspiele und Aufzüge und was er in scenischer Hinsicht ausgearbeitet hatte, gab er als Geschichtschrift unter dem Titel „friederfreute Teutonia" heraus. Ferner übersetzte er Virgil's Eklogen, bearbeitete den Fugger'schen Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich, schrieb den ostländischen Lorbeerhayn in Schäferform, die Guelfis und dichtete selbst geistliche Gedichte, bei welchen schon die hochtrabende, nach Neuem und Ungewohntem haschende Sprache einen unangenehmen Eindruck machte, und endlich gab er auch eine Dichtkunst heraus. Von seinen dramatischen Gedichten ist seine Psyche das Beste. — Von Birken's Nachfolgern cultivirte Dilherr die geistliche Poesie und dichtete mancherlei Lieder und Gebetreime in dem einfacheren Kirchenhymnenstyl, nur daß zu viele theologische Kenntnisse eingemengt sind. Eine ähnliche Richtung schlug Omeis ein, der nur Geringes dichtete und in seiner Reim- und Dichtkunst zeigte, wie sehr er nüchtern und prosaischer Ort war. Dieser Omeis war Vorstand des Blumenordens und durch ihn und seine Nachfolger ging ihm vollends jede wahre Poesie verloren.

Georg Philipp Harsdörffer, aus einer alten rathsfähigen Patrizierfamilie abstammend, wurde am 1. Nov. 1607 zu Nürnberg geboren, studirte zu Altdorf und Straßburg die Rechte, Philosophie und Sprachen, machte fünf sehr lange Reisen durch Frankreich, Italien, England und Holland und erwarb sich bald ebenso großen Ruhm in der Gelehrsamkeit, wie in der Dichtkunst, obschon ihm Tiefe und Gründlichkeit abging. Im Jahre 1631 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und gelangte bald in den hohen Rath. Geehrt und bewundert, immer thätig im Amt und seiner Muse, als Mitglied aufgenommen von der fruchtbringenden Gesellschaft als der Spielende, von der deutschgesinnten Genossenschaft als Kunstspielender, lebte er glücklich, bis er am 22. September 1658 starb. Er schrieb leicht und viel; seine Werke umfassen an 50 Bände, wovon besonders seine dialogische Encyklopädie, Frauenzimmer-Gesprächspiele, Nürnberg 1644—49, 8 Thle. 8°, ihn sehr bekannt machten. Außer einigen Uebersetzungen, wie der Diana des Loredano und des Montemayor, sind seine poetischen Arbeiten: Herzbewegliche Sonntagsandachten, das ist, Bild-, Lieder- und Gebetbüchlein &c. Nürnberg 1649 und 1652, 2 Thle. 8°. — Nathan, Jotham und Simson, das ist, Geistliche und Weltliche Lehrgedichte &c. Nürnberg 1650—51 und 1659, 2 Thle. 8° (meistens Parabeln in Prosa). — Seine Studien über deutsche Grammatik und Poetik sind niedergelegt in seinem schon so kurios betitelten: Poetischer Trichter oder der Deutschen Dicht- und Reimkunst, Nürnb. 1650—54, III, 8°, worin er eine Anweisung gab, in sechs Stunden ein Dichter zu werden. Harsdörffer liebte sehr das Spiel mit Sinnbildern und nahm den Marino, Loredano und auch die tiefsinniger allegorisirenden Spanier zum Muster; sein Stil ist leicht und harmonisch, aber oft auch die Sprache bis zum Unverständlichen geziert und steif oder lose und läppisch. — Johann Klaj ist 1616 zu Meißen geboren, studirte zu Wittenberg Theologie und wurde daselbst zum Dichter gekrönt, aber 1644 aus Sachsen vertrieben. In Nürnberg gab er nun Unterricht und erhielt bald durch Harsdörffer ein öffentliches Lehramt an der Sebaldusschule, wo er dann mit seinem Freunde zu hohen Ehren kam, sich verheirathete, 1650 die Pfarrei Kitzingen erhielt, als der „Fremde" in die deutschgesinnte Gesellschaft aufgenommen wurde und 1656 starb. Seine Schriften sind:

Weinacht-Liebt ꝛc. Nürnb. 1644, 4°. — Auferstehung Jesu Christi, ib. 4°. — Höllen- und Himmelfahrt Jesu Christi, nebenst darauf erfolgter sichtbarer Ausgießung Gottes des Heiligen Geistes, ib. — Engel- und Drachen-Streit, ib. — Freudengedichte der seligmachenden Geburt Jesu Christi zu Ehren gesungen, ib. — Der Leidende Christus in einem Trauerspiele vorgestellet, ib. 1645, 4°. — Trauerrede über das Leiden seines Erlösers, ib. 1660, 4°. — Herodes der Kindermörder. Nach Art eines Trauerspiels ausgebildet, ib. 1645 und oft. — Andachtslieder ib. 1646, 4°. — Schwedisches Fried- und Freudenmahl, ib. 1649, 4°. — Ira, das ist vollständige Ausbildung des zu Nürnberg geschlossenen Friedens 1650, ib. 4°. — Geburtstag des Friedens, ib. 1650, 4°. — Lobrede der deutschen Poeterey, ib. 1645, 4°. Als Beispiel der trillernden, klingenden und wirbelnden Verslein dienen folgende Strophen:

Wir holen Violen in blümichten Auen, — Narcissen entsprießen von perlenen Thauen ꝛc.
Es lispeln und wispeln die schlüpfrigen Brunnen ꝛc.

Sigmund von Birken, später auch Betulius genannt, ist am 25. April 1626 zu Wildenstein bei Eger geboren, von wo sein wenig bemittelter Vater nach Nürnberg floh und dort Diakonus wurde. Er studirte 1643 in Jena die Rechte, kehrte aber nach zwei Jahren nach Nürnberg zurück, trat 1645 in den Blumenorden und kam dann als Prinzenlehrer nach Wolfenbüttel und später zu zwei Prinzessinnen nach Dannenberg. Nach dem westphälischen Frieden kehrte er nach Nürnberg zurück, wurde 1659 Vorsteher des Blumenordens, von Kaiser Ferdinand III. in den Adelstand erhoben und starb am 12. Juni 1681 als gekrönter Dichter, kaiserlicher Pfalzgraf mit zwei goldenen kaiserl. Ehrenketten und Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft als Erwachsener, der deutschgesinnten Genossenschaft als Riechender und selbst als venetianischer Akademiker der Ricovrati. Von ihm, der Vieles schrieb, ist unter den dramatischen Werken die Psyche das beste; seine meisten weltlichen Lieder stehen in den Gesellschaftschriften. Von geistlichen Sammlungen sind zu nennen: Teutscher Olivenberg, Nürnb. 1650, 4°. — Christlicher Weihrauch, ib. 1652, 12°. — Passionsandachten, ib. 1653, 12°. — Vom Fato oder Gottesgeschick, ib. 1655, 12°. — Sonn- und Festtagsandachten, ib. 1661, 8°. — Todes-Gedanken und Todten-Andenken, ib. 1670, 12°. — Heiliger Sonntags- und Kirchenwandel, ib. 1681, 8°. — Ferner schrieb Birken: Teutsche Rede-, Bind- und Dichtkunst, ib. 1679, 12° und Oesterreichischer Ehrenspiegel, ib. 1688, 3 Thle. Fol. — Daniel Omeis ward 1646 zu Nürnberg geboren, wurde 1674 Professor in Altdorf, gekrönter Dichter, Pfalzgraf, als Damon der Norische Vorstand des Blumenordens seit 1697 und starb 1708. Seine Gedichte sind ohne Werth; auch ist nicht bedeutend seine Gründliche Anleitung zur deutschen accuraten Reim- und Dichtkunst, Altorf 1704, 8°. — Sein Schwager war Johann Michael Dilherr, der auch Lieder und Gebetreime dichtete, als Antistes Ministerii und Pastor an der Sebalduskirche zu Nürnberg angestellt war und 1669 starb. — Die Vorsteher des Blumenordens waren: Harsdörffer bis 1658, Birken bis 1681, Omeis 1708, Christoph Fürer der Siebente von Haimendorf, der Prediger Joachim Negelein 1749, der Altorfer Prof. der Gesch. Christian Gottlieb Schwarz 1751, Anton Ulrich Fürer von Haimendorf 1765, der Altorfer Theologe Johann Augustin Dietelmeier 1785, der Prediger Johann Heinrich Hartlieb bis 1788, der Theolog Georg Wolfgang Panzer und nach ihm der Pfarrer Gotthold Emanuel Friedrich Seidel.

124. Es ist hier noch eines Dichters zu gedenken, der fast ebenso gut unter die Vorgänger Opitzen's gerechnet werden könnte und der vielleicht dessen Stelle besser ausgefüllt hätte, wäre sein Aufenthalt nicht so lange im Auslande gewesen. Georg Rudolf Weckherlin, ein Schwabe, der in London lebte, war im Anfange sogar gegen Opitzen's strenge Regeln und wollte blos allmälig die Volkspoesie zu höheren Formen führen, weshalb er noch ganz den Ton derselben anschlägt und bisweilen sogar derb wird. Aber er war zu gewandt und besaß zu große Weltkenntniß, als daß er sich blos in diesem Kreise bewegt hätte. Durch seine Vertrautheit mit der englischen Literatur gewannen seine Gedichte die ihnen eigenthümliche kecke Freiheit und natürliche Kraft, wodurch er eben die Pedanterie seiner Zeit hinter sich läßt. Seine meisten Gedichte offenbaren

eine ächte, kernhafte Gediegenheit, vieles Feuer, kühne Freiheit des Geistes und oft sogar eine bis zum Uebermuth gehende Gewandtheit in der Behandlung des Stoffs und der sprachlichen Form; ferner aber auch eine kecke Laune, übersprudelnden Muthwillen in den Trinkliedern und Epigrammen, sowie eine großartige Ironie in seinen späteren Gedichten. Während er in einigen anakreontischen Liedern einen leichten, eleganten Scherz zeigt, erhebt er sich wieder in dem Gedichte auf Gustav Adolf's Tod zu einer epischen Würde und Fülle, der wir in jener Zeit nicht wieder begegnen. Hinsichtlich der Form selbst steht Weckherlin dem Opitz nach, obschon er schon vor ihm die gelehrte Poesie und die Messung der Verse anwandte, denn nicht durchgängig mißt er die Verse, sondern er zählt sie und gebraucht auch viele fremde Ausdrücke, besonders Anglicismen. Doch auch dadurch erwarb er sich Verdienste, indem er manche kunstreiche Versarten und Strophenbildungen, z. B. die Sonette, anwandte und sich an neue Dichtungsarten, wie Idyllen und Eklogen, wagte, lange bevor die Nürnberger dies Feld ausbeuteten. Opitz selbst achtete ihn und sandte ihm seine Gedichte, wie auch er ein Lobgedicht an Opitz richtete, aber die übrige Coterie sah ihn scheel an und noch Zesen sagte von ihm: „der Wäkkerlein singt mit, so vihl als ihm vergunnt." — Neben Weckherlin mag des Julius Wilhelm Zinkgref hier gedacht werden, der zu dieser Zeit in einem ähnlichen Verhältnisse steht. Er gab eine Sammlung von Sprüchwörtern heraus und darunter auch schon einzelne Epigramme, unterscheidet sich aber von der ersten schlesischen Schule dadurch, daß er noch eine andere prosodische Form hat und sich mehr dem Tone des alten Volkslieds und der kräftigen Gedrungenheit der Weckherlin'schen Sprache nähert. Sein „Soldatenlob" nach dem Tyrtäus, um 1623 auch einzeln in Frankfurt erschienen, verdient in seiner feurigen Kraft und nervigen Gediegenheit den besten Weckherlin'schen Alexandrinern an die Seite gestellt zu werden. Am berühmtesten wurden aber seine Apophthegmata, eine unschätzbare Sammlung für Sprache und Sittengeschichte. Er gab diesen Sentenzen aus dem Munde bedeutender Personen der älteren und neueren Zeit eine ungemein passende und gefällige Einkleidung, so daß sie mit den Kaisersprüchen beginnen, mit den Narrensprüchen endigen und noch jetzt eine nützliche und anziehende Lecture bilden.

Weckherlin wurde im J. 1584 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater als Beamter lebte, studirte in Tübingen die Rechte, machte dann Reisen nach Frankreich, England und vielleicht auch nach Spanien, und wurde 1609 in seiner Vaterstadt als herzoglicher Secretär angestellt, wobei er noch eifrig die Funktionen als Hofpoet ausübte, die ihm die Gunst der Großen und den Neid der Beamten zuführten. Während des 30jährigen Kriegs kam er, wohl mit der Churfürstin von der Pfalz, nach England und 1630 war er in London Secretär bei der deutschen Kanzlei und hatte dabei einen bedeutenden und ehrenvollen Wirkungskreis, wobei er dennoch überall seinen deutschen Charakter zu bewahren verstand und mit innigster Theilnahme um die Angelegenheiten des Vaterlandes besorgt war. Er starb wahrscheinlich 1651 mit Hinterlassung zweier Kinder. Seine Gedichte erschienen noch 1618 in Stuttgart gesammelt, mit dem Titel: Zwei Büchlein Oden und Gesänge. Sie wurden

zu Amsterdam 1641, 1646 und 1648 wiederholt aufgelegt und vermehrt. Die letzte Ausgabe enthält unter der Abtheilung „Geistliche Gedichte" eine Uebersetzung vieler Psalmen mit wenigen eigenen Stücken und die weltlichen zerfallen in sieben Abtheilungen, nämlich 1) Oden und Gesänge, 2) Trauer- und Grabschriften, 3) heroische Gedichte, 4) Buhlereien oder Lieb-Gedichte (Sonette), 5) Eclogen oder Hirten-Gedichte, 6) Epigrammata und 7) Erfindungen für Aufzüge, Balleth, Maßcaraden und etliche fürtreffliche Cartelen. — Herder war der Erste, der wieder auf ihn aufmersam machte (1779, October, deutsches Museum). — Julius Wilhelm Zinkgref ist am 3. Juni 1591 zu Heidelberg geboren, wo er auch unter seines Vaters Leitung, der pfälzischer Rath war, Jurisprudenz studirte. Er hörte auch den Gotofredus und Janus Gruterus und als 1610 sein Vater gestorben war, machte er 1611 eine fünfjährige Reise durch einen großen Theil Deutschlands, die Schweiz, Frankreich, England und die Niederlande, erhielt nach seiner Rückkehr in Heidelberg die juristische Doctorwürde und lebte daselbst ohne Amt, bis 1619 seine Mutter starb und ihn die Kriegsstürme vertrieben. Nachdem er auf kurze Zeit nach Heilbronn geflohen war, wurde er Generalauditor bei der Heidelberger Besatzung, bis die Baiern die Stadt eroberten und plünderten, wobei auch Zinkgref Alles verlor. Er flüchtete nun nach Frankfurt und dann nach Straßburg, wo er Reisesecretär und Dolmetscher des französ. Gesandten Marescot wurde, mit dem er mehrere Reisen an verschiedene deutsche Höfe machte. In Stuttgart zwang ihn jedoch eine Krankheit, zurückzubleiben und auszuscheiden. Später ging er wieder nach Straßburg und von da nach Worms, wo er sich 1626 mit einer jungen Wittwe, der Tochter eines hessischen Commissarius in St. Goar, vermählte. Als sich in Westdeutschland die Unruhen wieder minderten, bekleidete er einen Gerichtsposten (Landschreiber) in Kreuznach und einen zweiten in Alzei, aber nach der Schlacht bei Nördlingen flüchtete er mit den Seinigen nach St. Goar, wo er am 1. November 1635 an der Pest starb. Er war ein tüchtiger Charakter, deutsch, gestählt durch wechselvolles, stürmisches Leben und aufrecht erhalten durch höhere Güter und Schätze. — Er gab heraus: deutsche Apophthegmata, das ist der Deutschen kluge und scharfsinnige Sprüche. Strasburg I. Thl. 1628, II. Thl. 1631; neue Auflage das. 1639, 8°. Vermehrt und mit dem Leben des Verfassers herausgegeben von Joh. Leonhard Weidner. Amsterdam 1653, 2 Thle. 12°. Weidner machte jedoch einige eigene, schlechte Zuthaten. — Emblematorum Ethico-Politicorum Centuria, Frankf. 1623, 4°; editio ultima auctior et emendatior. Heidelb. 1664, 4°, von Greflinger besorgt. Heidelb. 1681, 4°. — Auch hier sind einige Sittensprüche darin enthalten; es ist aber lateinisch. — Martini Opicii Teutsche Poemata und Aristarchus ꝛc. Sampt einem anhang Mehr auserleßener geticht anderer teutscher Poeten, Dergleichen in dieser Sprach hiebevor nicht außkommen. Straßburg in Verlegung Eberhard Zetzners. Anno 1624, 4°. — Lateinische Gedichte von ihm stehen in Weidners Triga poetica und hinter obiger Ausgabe von Opitz. Eine Auswahl seiner Apophthegmata veranstaltete Guttenstein, Mannheim, 1835, gr. 12°.

125. Den allegorischen Charakter der Nürnberger Schäferpoesie theilte auch das Volkslied, das in Süddeutschland seine Heimath hatte und mit den Werken der Malerei und Holzschneidekunst in Verbindung trat. Die Sitte der Niederländer, die Streitigkeiten in religiöser und politischer Hinsicht zu Karrikaturen und Allegorien zu benützen und diese durch Reimereien zu erläutern, verpflanzte sich auch nach Süddeutschland und fand hier vielseitige Nachahmung theils in poetischen Erklärungen durch Volkslieder, theils in der Manier Hans Sachsen's oder anderer Weise. Nachdem man die Jesuiten und die Geistlichkeit überhaupt zum Gegenstande der Spottlieder gemacht, ergriff man den Stoff aus dem böhmischen und dreißigjährigen Krieg und ließ dem Volkswitze freies Feld, so

daß manchmal ganz köstliche Produkte daraus entstanden. In dieser Art ist der Monolog eines Prager Kochs aus dem Jahre 1620 sehr wohl gelungen und es ließe sich diesem noch manches Gute anreihen, das in den verschiedenen Sammlungen der Volkslieder unter Gewöhnlichem verborgen ist. Alle Parteien ergossen in solchen Produkten ihren Spott und ebenso gut wird die Schlacht bei Leipzig zum Gegenstücke gewählt, wie der Fall von Magdeburg und andere Ereignisse. Im Allgemeinen sind diese Volkslieder gut gelungen, aber schon mischt sich hier und da ein gelehrter Zug ein, weil die Verfertiger der Zeichnungen den Stoff nach ihrer Art geben und die Erklärer sich darnach richten mußten und sich in gelehrten Deutungen ergingen, so daß diese Dichtungsart nach und nach ganz zur Allegorie ward und auf das Gebiet der Didaktik hinüber gleitete.

Soltau, Sammlung von hundert historischen Volksliedern. — Historische Volkslieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert von Ph. M. Körner. Stuttgart 1840.

126. Schon bei Opitz durchdrang das Epigrammenartige die Dichtung, man suchte Gegensätze auf und alle Sprachen lieferten solche kurze Gedichte mit treffenden Pointen; auch konnte in diese Gattung das affektirte, weitschweifige Wesen der anderen Dichtungsarten nicht eindringen. Den Anfang machten schon Zinkgref's Apophthegmata und die kurzen Anekdoten, die auf einen Witz ausgingen und daher auch mehr dem gelehrten Stande gefielen, als dem Volke, das nicht lange eine verborgene Bemerkung zu ergründen liebt. Durch Rist wurden die Sprüchwörter in Epigramme umgewandelt, Weckherlin übersetzte solche aus dem Martial und es gibt wenige Dichter dieser Zeit, die nicht auch Epigramme gemacht hätten. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts traten zuerst einige Poeten auf, die sich ausschließlich dieser Dichtungsart widmeten und zwar sind sie alle gleichzeitig. Valentin Löber in Bremen übersetzte die Epigramme Owen's in's Deutsche und zwar nicht mit besonderer Prägnanz und diese Epigramme tragen auch nicht alle das Gepräge des wahren Epigramms und sind zu allgemein. Sie betreffen blos Geizige, Bastarde, böse Frauen, Juristen und Aerzte u. s. w. und man kann selten die Wahrheit und Veranlassung des Witzes daraus erkennen, so daß sie den Leser unbefriedigt und kalt lassen. In denselben Fehler verfiel auch Logau, der zwar öfters bekannte Gegenstände auswählt, aber die Besonderheit unberücksichtigt läßt und sich mehr der Zeit und ihrer Sittenverderbniß entgegenwendet, so daß er in's Gebiet der Satire und Strafrede verfällt. Ueberhaupt gehen diese Epigrammatisten gern in's Gebiet der Gnome über, wo gerade Logau schöne Gedanken und Bilder anzubringen versteht und seine Lebenskenntniß zeigt. Logau ist der eigentliche Epigrammatiker des 17. Jahrhunderts, der den übrigen an fließender Sprache und Gewandtheit der Darstellung gleichkommt, sie aber durch Ernst der Gesinnung, Wahrheit der Empfindung und schlagende Kürze übertrifft. Ueberall zeigt er einen hohen, sittlichen Adel, sein Patriotismus ist wahr, warm und frei

von aller Anmaßung und enthusiastischer Ueberspannung und seine Epigramme beziehen sich nicht blos auf literarische Zustände, Privatthorheiten und Krähwinkeleien, sondern aus dem tiefsten Innern seines Gemüths macht der Unwille über die Entartung seines Vaterlands durch fremde Mode und Sitte bald scheltend, bald spottend sich Luft, und ebenso innig klagt er über die Leiden und Schläge, welche die Auflösung aller Zucht und Frömmigkeit durch den wilden Krieg bewirkt haben. Daher ist er besonders zornentbrannt gegen das Soldatenwesen, das der ächten Ritterlichkeit den Untergang brachte, daher jammert er über den fruchtlosen Frieden, der den langen Kampf, statt mit Vereinigung, mit der Zerreißung Deutschlands endigte. Seine Vorliebe für den Adel und sein scharfer Spott über den leeren Afteradel ging nur hervor aus dem Bewußtsein dessen, was der Adel einst war und sein sollte und könnte, und darf ihm um so weniger verübelt werden, als er selbst aus einer alten, reinen und ritterlichen Familie stammte und lebenslänglich die treueste und biederste Gesinnung gegen seinen Lehensherrn zu zeigen bestrebt war. Dieser Charakter des Dichters spiegelt sich treu in seinen Gedichten ab; kräftig, schlicht, gerade und gediegen fließt der Gedanke in kurzen Sätzen hin, und weniger kümmert er sich um Eleganz des Stils und Wohlklang der Verse, als um unumwundenes Aussprechen dessen, was er will und meint. Darum haben manche seiner gnomischen Stücke den treffenden Schlag alter Volkspoesie. Um Logau richtig zu beurtheilen, darf man ihn auch weniger mit Anderen vergleichen; er ist überall ganz er selbst und wenn man auch nicht ohne Grund die Nachlässigkeit und Flüchtigkeit seines Stils tadeln mag, so ist ebenso die feine Grazie seiner lakonischen Muße dafür anzuerkennen. Er selbst strebte nicht nach Dichterruhm und seine Epigramme waren lange verschollen, bis endlich Lessing und Ramler mit erneuertem Nachdruck wieder auf ihn aufmerksam machten.

Friedrich von Logau, aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Schlesiens stammend, wurde im Juni 1604 zu Nassebrockut bei Nimptsch geboren, gab sich schon in seiner frühen Jugend, als er noch Edelknabe bei der Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg war, mit der Dichtkunst ab, studirte Jurisprudenz und machte verschiedene Reisen, worauf er zu Brieg beim Herzoge Ludwig VI. von Liegnitz und Brieg Rath und Kanzleirath wurde, seit 1653 zu Liegnitz lebte, wohin der Hof ging, und 1655 daselbst starb. Er wurde 1648 unter dem Namen des „Verkleinernden" und dem Symbole des Milzkrauts in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, schrieb aber blos unter dem Namen Salomon von Golaw. Seine Jugendgedichte gingen ihm in den Kriegszeiten verloren; seine Sinngedichte entstanden ihm dann rasch; er schrieb sie meistens in der Nacht nieder und manche sogar in den Schmerzen der Gicht. Er gab zuerst im Jahre 1638 eine kleine Sammlung der Letzteren heraus unter dem Titel: Erstes (und anderes) Hundert deutscher Reimsprüche Salomons von Golau. In Verlegung David Müllers sel. Erben in Breslau, 12°. Die vollständigste Ausgabe ist: Salomons von Golau deutscher Sinn-Gedichte drei Tausend, Breslau. In Verlegung Caspar Kloßmanns, gedruckt in der Baumannischen Druckerei durch Gottfried Gründern, 8°; ohne Jahr (wahrscheinlich 1654). Die Sammlung enthält jedoch 3553 Sinngedichte. Später ward Logau's gar nicht mehr gedacht und nicht einmal von seinem Sohne, was vermuthen läßt, daß man sie von oben herab zu unter-

drücken suchte. Erst im Jahre 1702 veranstaltete ein Unbekannter eine schlechte und verunstaltete Auswahl dieser Sinngedichte als: S. v. G.'s auferweckte Gedichte, Frankfurt und Leipzig, 8°, und mengte Fremdes darunter. Endlich gaben im Jahre 1759 Lessing und Ramler eine Auswahl Logauischer Sinngedichte heraus, die Ramler 1791 wiederholte, wobei aber Letzterer zu viele Aenderungen vornahm und dadurch die Eigenthümlichkeiten des Dichters verwischte. In jüngster Zeit erschien: S. v. Logau und sein Zeitalter. Geschildert in einer Auswahl aus dessen Sinngedichten. Frankfurt 1849, 6°. — Valentin Löber war Arzt in Bremen und lebte 1620—85. Seine Uebersetzung erschien zu Hamburg 1653.

127. Wie überhaupt die wenigsten dieser Sinngedichte dem eigentlichen Wesen des Epigramms entsprachen, so wurden mit diesem Namen auch andere kleine Gedichte bezeichnet, wie Madrigale, Rondeaux und sogar Sonette. Erst Kaspar Ziegler schied das Madrigal von dem Epigramme ab und zog es vor, weil er es für die Musik gebrauchte und er die deutsche Sprache nicht für die nöthige Kürze geeignet hielt. Nach ihm thaten sich noch einige andere Madrigalendichter auf und wandten diese Form sogar auf geistliche Gegenstände an, wie es namentlich bei Scheffler der Fall war (129). Auch Räthsel kamen um diese Zeit in die Mode und manche Gedichte Logau's würden geradezu Räthsel sein, wenn sie keine Ueberschrift hätten. Solche Räthsel sammelten Huldrich Therander oder Johann Sommer, der auch Leberreime schrieb, eine Art Gedichte, die später sehr beliebt wurden. An diese reihten sich dann die zahlreichen anderen kurzen Gedichte an, welche immer mehr in's Gebiet der Spielereien herabsanken. Sie hatten nur das Gute, daß das Volk an diesen witzigen, über alle Gegenstände des Lebens und der Oeffentlichkeit sich aussprechenden kurzen Gedichten Gefallen fand und sie immer mehr anwandte, um seinen Spott und Witz darin auszulassen. Daher bahnten sie der Satire den Boden, welche sich als Gegensatz zur Idylle ausbildete und zugleich auch gegen diese Faullenzerpoesie sich oft richtete. Einer der ersten Satiriker dieser Zeit war Joh. Wilh. Lauremberg, der seine Alexandriner noch ganz im Volksdialekte schrieb und sich wenig um die neuere Art der Dichtung bekümmerte. Er schrieb vier Satiren, welche die Veränderlichkeit in allen menschlichen Dingen, das Nichtige des Modewesens und die Versmacherei um Lohn zum Gegenstande haben und ächt komisch sind. Es zieht hier besonders der gesunde, naive Menschenverstand und der faßliche Volkswitz an und selbst da, wo die Gelehrsamkeit in Episoden ausschweift, tritt sie mehr als Redseligkeit auf. Lauremberg verdient neben Moscherosch gestellt zu werden, nur ist er eben nicht poetisch. Aber er steht höher als Rachel und selbst Andreas Gryphius, der auch drei Scherzgedichte schrieb und zwar über die verdorbenen Sitten, falschen Freunde und eisenfresserische Prahlhanserei der Zeit. Seine Satiren sind voll, gedrungen und mehr im Geiste Juvenal's, auch spitzig und geißelnd, sogar derb. Noch geringhaltiger ist Joachim Rachel, dessen Satiren zwar regelmäßig, korrekt und fein sind, aber den Opitzischen Geschmack zeigen und zu allgemein werden. Sie sind meistens Umarbeitungen antiker Satiren, nur daß der Eifer den Ver-

fasser oft zu weit treibt und er darüber auch das Gute angreift. Seine beste Satire, vom Poeten, die auch sehr gefiel, leidet an dem Fehler, daß er Alles, was er sagt und was die ganze damalige Poesie charakterisirt, blos auf die Gelegenheitspoeten bezog und es sich nicht einfallen ließ, daß seine Satire die Poesie im Allgemeinen treffend bezeichne. Eine viel bessere Satire auf das Treiben und Unwesen der Poeten schrieb Johann Riemer, die nach einem lateinischen Vorbilde gearbeitet ist und die Zustände dieser Zeit sehr gesund und richtig beurtheilt.

Kaspar Ziegler, 1657 in Leipzig gestorben, nach Koch erst 1690, war ein Jurist und gilt als Erfinder der Madrigale. Er schrieb: Büchlein von deutschen Madrigalen, Leipzig 1653, und geistliche Elegien, 1648. — Joh. Sommer, nannte sich auch Joh. Olorinus Variscus und schrieb: Aenigmatographia, Magdeburg 1605, und Hepatologia hieroglyphica rhythmica. — Johann Willmsen (Wilhelms Sohn) Lauremberg war 1591 zu Rostock geboren, wurde daselbst Professor der Mathematik und seit 1623 an der Ritteracademie zu Soroe, wo er im Jahre 1659 starb. Seine vier Satiren erschienen zu Cassel 1750, 8°, waren aber schon einmal 1654 gedruckt, unter dem Titel: De veer olde beröhmede Scherzgedichte, als erstlich: Van der Minschen itzigen verdorvenen Wandel und Maneren. II. Van Alamodischer Kleverdracht. III. Van vermegender Sprake und Tituln. IV. Van Poesie und Rymgedichten. In Nedderdütsch gerymet durch Hans Willmsen L. Rostock. Diese Schrift ist auch in's Hochdeutsche übertragen. — Johann Rachel ist 1618 zu Lunden geboren, studirte zu Rostock und Dorpat, wurde Rector zu Heide in Dithmarsen, 1660 zu Norden in Ostfriesland und seit 1668 Rector zu Schleswig, wo er 1669 starb. Er schrieb zehn Satiren, wovon sechs zu Frankfurt 1664 und vier im Jahre 1668 erschienen, die später noch mehrmals herausgegeben wurden. — Johann Riemer ist 1648 zu Halle geboren, ward 1678 Professor am Gymnasium in Weißenfels und starb 1714 als Pastor an der St. Jacobskirche in Hamburg. Er schrieb: Reime dich oder ich fresse dich, das ist, deutlicher zu geben Antipericatametanaparbengedamphirribificationes poeticae, oder Schellen und scheltenswürdige Thorheit bäotischer Poeten in Deutschland, Hanswursten zu sonderbarem Nutzen und Ehren, zu keinem Nachtheil der edlen Poesie, unsrer löblichen Muttersprache, oder einiges rechtschafnen gelehrten Poeten zu belachen und zu verwerfen vorgestellt von Hartmann Reinholden, dem Frankfurther. Northausen 1773, 8°. Seine übrigen Schriften, wie der lustige Hofparnassus, 1679, und der Erzverläumder und Ehe-Teuffel von Schottland, Weißenfels 1679, sind schlecht.

128. Auch in der geistlichen Dichtung gingen durch Opitz große Veränderungen vor und zwar äußerte sich sein Einfluß zunächst bei den Uebersetzungen der Psalmen, woran sich Verschiedene versuchten, in Alexandrinern und mit Reimen nach der neuen Regel. Außerdem brachte man die Evangelien und Epistel in Reime oder in betrachtende Lieder und alle Formen der Poesie und besonders das hohe Lied wurden viel bearbeitet, weil man es als eine Schäferdichtung ansah und die süßlichen Tändeleien daran knüpfen konnte. Diese Dichtung brachte viel Unheil in die Kirchenpoesie, statt der alten Einfachheit führte man einen reicheren Schmuck, ja sogar die Zierrathen der heidnischen Mythologie ein und hierzu trug besonders der Jesuit Jacob Balde Vieles bei, der viele seiner lateinischen Gedichte deutsch variirte und vom Majestätischen in's Gemeine und Lächerliche herabsank. Er und einige Andere bereiteten schon

die Richtung Friedrich von Spee's vor, welcher geraume Zeit vor Opitz das Richtige hinsichtlich der Sylbenmessung geahnt hat und auch den Versuch machte, aus den Mundarten schöne Ausdrücke und Wendungen in's Hochdeutsche zu verpflanzen. Spee suchte den alten Ton des evangelischen Kirchenlieds in die katholische Kirchenpoesie überzutragen, wurde aber dabei viel sinnlicher, so daß er oft an die Minnesänger erinnert und seine Gottesliebe mehr den Charakter der Leidenschaft als der stetigen Hingebung hat. Gegenüber der Künstlichkeit der schlesischen Schule zeigt sich bei ihm eine vollere Wahrheit, reine christliche Liebe, ein inbrünstiges Lieben und Sehnen nach dem Heiland und ein kindliches, tiefes und inniges Naturgefühl, das ihn dann auch herzliche, anmuthige und phantasievolle Lieder dichten ließ. Der Grundgedanke derselben ist geradezu die zärtliche Sehnsucht der Seele nach ihrem Bräutigame, Jesus, alle seine Wendungen, seine Farbenpracht zielen blos dahin und wenn wir dies bei einem anderen Dichter tadelnswerth finden müßten, so freuen wir uns hier über sein kindliches Treiben, zumal nicht leicht ein Anderer so wenig mit seinem Wissen geprunkt hat, als er, weshalb denn auch seine Dichtung der Weise des Volkslieds sich näherte. Ungeachtet dessen blieb seine Trutznachtigall durchaus unbeachtet, bis endlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts man seiner wieder gedachte und ihn die romantische Schule wieder zu Ehren brachte. Die Protestanten beachteten ihn zu seiner Zeit schon darum nicht, weil er die Einfachheit verließ und er die italienische Schwulst in's Kirchenlied brachte, zumal in seinen geistlichen Eklogen, die von seinen Liedern stark abstechen. Diese üppigere Richtung fand leider auch bei verschiedenen evangelischen Kirchenliederdichtern Eingang und verweltlichte dasselbe, wie die hierher gehörenden Gedichte von Klaj, Harsdörffer und Schottel hinlänglich beweisen. Opitz in seinen Hymnen führte dazu noch einen anderen Fehler ein, indem er denselben einen antiken Anstrich zu geben suchte und die heidnische Mythologie zu Hülfe nahm, worin ihn seine Nachfolger noch überboten und auf die geschmackloseste Weise Bilder und Vergleichungen häuften, hochfliegende Redensarten und Absurdität, Dunst und Plattheit mit einander vermengten.

Friedrich von Spee, aus dem adeligen Geschlechte der Spee von Langenfeld, ist 1591 oder 1593 zu Kaiserswerth geboren und kam im Jahre 1610 in das Jesuitenkloster zu Köln, um sich für den geistlichen Stand zu bilden. An den weltlichen Zwecken dieser seiner Genossenschaft hatte er kein großes Behagen, er hatte mehr ein frommes, nach inniger Befriedigung sich sehnendes Gemüth und behielt daher eine mildere Gesinnung. Nachdem er bis gegen 1627 als Lehrer der Philosophie und Moraltheologie mit Beifall gewirkt hatte, wurde er nach Franken geschickt, wo er dann besonders in Bamberg und Würzburg thätig war und zu seinem Grausen an zweihundert Unglückliche, die in Hexenprozessen zum Tode verurtheilt worden waren, auf die Richtstätte begleiten mußte. Der Gram darüber machte ihm frühzeitig graue Haare und als ihn der nachmalige Erzbischof Joh. Phil. v. Schönborn fragte, weshalb er so frühe ergraut sei, da gab er zur Antwort: das komme von den Hexen, die er zum Feuertode begleitet und deren nicht eine schuldig gewesen sei. Endlich schrieb er auch sein Buch Cautio criminalis gegen die Hexenprozesse,

1631, und das Buch ward noch öfters abgedruckt, auch wirkte es wenigstens an einigen Orten. Bald darauf wurde Spee beauftragt, im Hildesheimischen Missionspredigten zu halten, um das Volk wieder katholisch zu machen, weshalb er in Peina sich aufhielt; aber er gerieth dadurch in Lebensgefahr und kam bald wieder zurück, worauf er nach Trier ging und dort, als er im Spitale während der Belagerung Dienste leistete, am 7. August 1635 den Anstrengungen erlag. — Ein Jahr vor seinem Tode bereitete er eine Sammlung seiner geistlichen Gedichte vor, der er den Namen Trutznachtigall gab, wie er in der Vorrede sagt, weil sie „trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singet". Sie ward nach seinem Tode von einem seiner Schüler herausgegeben und führt den Titel: Trutz Nachtigal, oder geistlichs poetisch Lustwäldlein, desgleichen noch nie zuvor in deutscher Sprach gesehen. Cölln, 6°. Wilh. Friessen 1649, 12°. Neue Abdrücke 1656, 1660, 1664, 1683 und von Clemens Brentano besorgt 1817 zu Berlin. Die Willmes'sche Ausgabe, Köln 1812, ist freie Ueberarbeitung. — Auch schrieb Spee als Leitfaden beim Unterrichte ein in Gesprächsform abgefaßtes und mit zahlreichen Liedern und Parabeln in Prosa durchwebtes Erbauungsbuch: Gulden Tugendbuch, oder Werke und Uebung der fürnembsten Tugenden, Glaubens, Hoffnung und Liebe ꝛc. Cölln, b. 10. Friessem 1647, 8°, ferner 1649, 1656, 1666, 1668, 1748 und überarbeitet Coblenz 1829, in 2 Theilen. Letztere Schrift erwarb ihm die Achtung von Leibnitz, der dagegen an den deutschen Versen keinen Geschmack fand. — 1802 gab Jg. H. von Wessenberg neun Lieder Spee's heraus, aber verstümmelt, umgearbeitet und sogar aus zwei oder mehr Gedichten Eines bildend. Auch Fr. Schlegel nahm 1806 im poetischen Taschenbuch mit einigen Spee'schen Gedichten Aenderungen vor.

129. Während diese Richtung mehr äußerlicherer Natur war, gaben einige Andere weniger auf Poesie und Schmuck der Rede, als auf die Geheimnisse der Mystik und unter ihnen steht Johann Scheffler, ein Schlesier, der unter dem Namen Angelus Silesius schrieb, oben an, wie ja auch Schlesien die Heimath der Schwärmerei war. Scheffler ist offenbar angeregt durch Spee, aber es fehlt ihm dessen Leichtigkeit und er ergeht sich in Gemeinplätzen, wo bei Spee Tändelei und Naivetät, poetische Bilder und Gedanken einen besonderen Reiz geben. Schon durch seine geistlichen Lieder trat Scheffler aus dem Kreise der Schulgelehrsamkeit und Künstelei heraus, obgleich dieselben meistens nur andächtige Tändeleien ohne wahres Gefühl sind, worin die verliebte Psyche mit den Wunden des Erlösers schäferlich wie mit Blumen spielt. Doch haben sich einige seiner geistlichen Lieder, die durch Innerlichkeit und Innigkeit hervorragen, bis auf unsere Zeit in den Gesangbüchern erhalten. Dagegen zeigt er sich als besserer Dichter in seinem cherubinischen Wandersmann, der geistliche Sprüche enthält. Sie umschließen den Kern der tiefsten und höchsten Gedanken in kindlich anspruchsloser, von warmer Empfindung innig durchdrungener Form und haben das Tiefsinnige und Hochpoetische, jedoch auch öfters das schauerlich Uebergöttliche des theosophischen Pantheismus an sich, der freilich eine ähnliche mystische Richtung voraussetzt, um besonderes Gefallen zu erregen. Mystische Neigungen zeigen sich auch bei Knorr von Rosenroth, aber es blickt hier schon mehr die gesundere Richtung durch und das Studium von Boethius und Aristoteles. In einsamer Abgeschiedenheit und Seelengenuß im Guten erkennt er den Weg zur wahren Seelenruhe und die didaktische Poesie gewinnt bei ihm die Oberhand. Dagegen gelangte diese Art der Dichtung zum Extrem in

Quirinus Kuhlmann, der voll Exclamationen, Geschmacklosigkeit, Plattheit und Lächerlichkeit ist und Versspielereien liebte. Seine himmlischen Liebesküsse, eine Anzahl Sonette, verläuft sogar in baaren Unsinn, so daß ein weiteres Fortgehen auf diesem Wege sogar als eine Unmöglichkeit erscheinen mußte.

Johann Scheffler, 1624 zu Glatz oder Breslau von lutherischen Eltern geboren, war schon von frühester Jugend an der Mystik zugeneigt, welche die Vereinigung der Seele mit Gott und Gottes mit der Seele erstreben zu können wähnte. Durch die Schriften von Jakob Böhme, Tauler u. A. versenkte sich der Jüngling immer mehr in dieser Richtung und nachdem er in der Medicin promovirt hatte, suchte er vorzüglich die pietistischen Sektenversammlungen auf, die ihn jedoch nicht befriedigten. Zum Hofmedicus des Herzogs von Württemberg-Oels ernannt, gerieth er bald mit der Geistlichkeit in Oels in heftigen Streit und trat 1653 zur katholischen Kirche über. Von nun an hatte er aber noch weniger Befriedigung und sein düsterer Unmuth sprach sich deutlich genug aus in der fanatischen Unduldsamkeit seiner eigenen Streitschriften, denn als Pantheist konnte er sich mit keinem Glauben zufrieden geben. Nach mancherlei Wechseln, die ihn auch an den Hof des Kaisers Ferdinand III. führten, nahm er die Priesterweihe an, wurde Rath des Bischofs von Breslau, trat später in das dortige Kloster zu St. Matthias und starb am 9. Juli 1677. Glücklicherweise sind die meisten seiner Gedichte früh geschrieben und athmen daher noch den stillen Frieden der Poesie. Von seinen poetischen Schriften sind zu nennen: Johannis Angeli Silesii, Cherubinischer Wandersmann, oder geistreiche Sinn- und Schluß-Reime zur göttlichen Beschaulichkeit anleitend 2c. Glatz 1674, 12°, 1675 und öfters; Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche 2c. Breslau 1657, 1668, 1697, 8°. Betrübte Psyche. Breslau 1664, 12°. Die köstliche evangelische Perle. Glatz 1678, 8°. Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge 2c. Schweidnitz 1675, 12°. — Knorr von Rosenroth, der 1689 starb, besuchte den Orient, lernte dort Alchymie und gab 1684 den neuen Helikon heraus, eine Reihe von Sittensprüchen. — Quirinus Kuhlmann, 1651 zu Breslau geboren, war ein Anhänger Jakob Böhme's, trieb sich als Geisterseher und Prophet in Holland, England, Frankreich, der Türkei, Preußen und Liefland herum, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden und wurde endlich 1689 wegen seiner Schwärmerei zu Moskau lebendig verbrannt. Er schrieb: Kühlpsalter, Amsterdam 1684—86. 3 Theile, und Himmlische Liebesküsse, 1671.

130. Gegenüber diesen mystischen Subtilitäten erhielt sich das ächte evangelische Kirchenlied in seiner alten, einfachen Gestalt und die Bedrängnisse des dreißigjährigen Kriegs mögen nicht wenig daran Ursache sein, daß eine ungemein große Anzahl solcher Lieder in dieser Zeit entstand. Johann Valentin Andreä dichtete in der Weise Weckherlin's geistliche Lieder, worin die alte Gedrungenheit und Kraft erhalten ist, aber weder eine Spur von der neuen Sprachcorrektheit, noch überhaupt poetisches Talent gefunden wird. Von Martin Rinckart aus Meißen ist unter Geringerem das schöne Lied: „Nun danket alle Gott" erhalten; höher steht aber Johann Heermann, welcher seines Landsmanns Opitz Gesetze auf die Kirchendichtung anwandte, ohne sich wieder von dessen Richtung irre leiten zu lassen. Seine zahlreichen Lieder wurden immer sehr hoch geachtet, aber es ist nicht Alles gut, besonders nicht seine Evangelien, während seine Haus- und Herz-Musik in ein gutes Herz voll Einfalt und Natürlichkeit blicken läßt. Da er aber nach neuen Stoffen sich

umsah und Predigten und andere Erbauungsschriften benützte, so schlichen sich auch schon bei ihm neue Tendenzen ein und würde er breit und leer. Mehr aus innerem Drange und noch ganz in der alten Weise dichtete David von Schweinitz voll ächter und tiefer Frömmigkeit, einfach und schlicht, fast mild elegisch. Auch schrieb er Lieder für die Hausandacht. Rist verfertigte seine geistlichen Lieder mehr mechanisch und so schlecht er sonst dichtete, so wenig Talent er hier zeigte, so blieb doch noch an diesen Liedern etwas vom alten Geiste. Höher stehen Dach's Lieder, die tiefer gefühlt sind und eine sanfte Schwermuth durchblicken lassen, während Rist auf Bestellung dichtete, was er nicht fühlte. Auch Neumark dichtete Kirchenlieder, worunter sich einige recht gute finden, die aus lebendiger Bewegung des Gemüths entsprangen, die größere Mehrzahl ist aber schwach. Der Charakter derselben ist ein geduldig leidendes Gemüth, es fehlt bei ihm all' das hohe Zierwerk und unprotestantische Wesen und seine Lieder sind auch mehr moralisch als kirchlich, weil er selbst kein Theolog war. Er verräth schon den Uebergang zu einer weltlicheren Behandlung und gerade in die Mitte zwischen beiden gehört Andreas Heinrich Buchholz zu Braunschweig. In seinen etwas lang gehaltenen Hausandachten blieb er dem alten Standpunkte treu, aber in seinen geistlichen Poematen neigte er sich der Kunstdichtung zu und zeigte sich die neue Manier. In der „betrübten Sion," einem strophischen Gedichte, offenbart sich viele Wärme, Fluß der Rede und das Ganze ist dem Inhalte angepaßt, was in der „getrösteten Sion" schon nicht mehr der Fall ist, da er dazu den Alexandriner anwandte. Man erblickt an seinen verschiedenen Produkten, wie er auch anfangs die neue weltliche Richtung einschlug, dann aber zum alten Ton zurückkehrte, als sich eine Opposition gegen diese Verweltlichung aufgethan hatte.

Joh. Val. Andreä ist 1586 zu Herrenberg im Württembergischen geboren, erlangte eine vielseitige Bildung, studirte seit 1601 zu Tübingen, widmete sich später der Theologie, machte 1607—14 Reisen, wurde dann Diakonus in Vaihingen, später Superintendent von Calw, 1639 Consistorialrath und Hofprediger in Stuttgart, gerieth in heftige kirchliche Streitigkeiten, legte 1650 sein Amt nieder, ging als Abt nach Bebenhausen und 1654 nach Adelsberg, starb aber noch 1654 in Stuttgart. Seine meisten Schriften sind lateinisch und polemischen Inhalts. Seine „Geistliche Kurzweil" erschien 1619 zu Straßburg, die „Christlichen Gemäl", zu Tübingen 1620, 4°, Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz 1616 und die Christenburg, 1836 von Grüneisen herausgegeben. — Johann Heermann ist 1585 zu Rauden in Schlesien geboren, wurde Prediger zu Köben und starb 1647 zu Lissa. Seine Haus- und Herzensmusik erschien zu Leipzig 1644, 1663, 12° und Breslau 1650, 12°. — David von Schweinitz lebte 1600—1667 und schrieb: Herzensharfe, 1650, und kleine Bibel. Rist §. 118, Dach §. 116 und Neumark §. 119. Andreas Heinrich Buchholz ist geboren 1607 zu Schöningen, ward Schulmann an mehreren Orten, 1641 Professor in Rinteln, 1647 Prediger in Braunschweig, dann Oberhofprediger und Superintendent und starb 1671. Seine geistlichen deutschen Gedichte erschienen in Braunschweig 1651, seine christlichen Hausandachten das. 1663. Ueber seine Romane §. 135.

131. Noch mehr als Buchholz wendete der Schlesier Andreas Gryphius den Schmuck der Rede in der kirchlichen Poesie an, obschon er noch

Quirinus Kuhlmann, der voll Exclamationen, Geschmacklosigkeit, Plattheit und Lächerlichkeit ist und Versspielereien liebte. Seine himmlischen Liebesküsse, eine Anzahl Sonette, verläuft sogar in baaren Unsinn, so daß ein weiteres Fortgehen auf diesem Wege sogar als eine Unmöglichkeit erscheinen mußte.

Johann Scheffler, 1624 zu Glatz oder Breslau von lutherischen Eltern geboren, war schon von frühester Jugend an der Mystik zugeneigt, welche die Vereinigung der Seele mit Gott und Gottes mit der Seele erstreben zu können wähnte. Durch die Schriften von Jakob Böhme, Tauler u. A. versenkte sich der Jüngling immer mehr in dieser Richtung und nachdem er in der Medicin promovirt hatte, suchte er vorzüglich die pietistischen Sektenversammlungen auf, die ihn jedoch nicht befriedigten. Zum Hofmedicus des Herzogs von Württemberg-Oels ernannt, gerieth er bald mit der Geistlichkeit in Oels in heftigen Streit und trat 1653 zur katholischen Kirche über. Von nun an hatte er aber noch weniger Befriedigung und sein düsterer Unmuth sprach sich deutlich genug aus in der fanatischen Unduldsamkeit seiner eigenen Streitschriften, denn als Pantheist konnte er sich mit keinem Glauben zufrieden geben. Nach mancherlei Wechseln, die ihn auch an den Hof des Kaisers Ferdinand III. führten, nahm er die Priesterweihe an, wurde Rath des Bischofs von Breslau, trat später in das dortige Kloster zu St. Matthias und starb am 9. Juli 1677. Glücklicherweise sind die meisten seiner Gedichte früh geschrieben und athmen daher noch den stillen Frieden der Poesie. Von seinen poetischen Schriften sind zu nennen: Johannis Angeli Silesii, Cherubinischer Wandersmann, oder geistreiche Sinn- und Schluß-Reime zur göttlichen Beschaulichkeit anleitend ꝛc. Glatz 1674, 12°, 1675 und öfters; Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche ꝛc. Breslau 1657, 1668, 1697, 8°. Betrübte Psyche. Breslau 1664, 12°. Die köstliche evangelische Perle. Glatz 1678, 8°. Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge ꝛc. Schweidnitz 1675, 12°. — Knorr von Rosenroth, der 1689 starb, besuchte den Orient, lernte dort Alchymie und gab 1684 den neuen Helikon heraus, eine Reihe von Sittensprüchen. — Quirinus Kuhlmann, 1651 zu Breslau geboren, war ein Anhänger Jakob Böhme's, trieb sich als Geisterseher und Prophet in Holland, England, Frankreich, der Türkei, Preußen und Liefland herum, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden und wurde endlich 1689 wegen seiner Schwärmerei zu Moskau lebendig verbrannt. Er schrieb: Kühlpsalter, Amsterdam 1684—86. 3 Theile, und Himmlische Liebesküsse, 1671.

130. Gegenüber diesen mystischen Subtilitäten erhielt sich das ächte evangelische Kirchenlied in seiner alten, einfachen Gestalt und die Bedrängnisse des dreißigjährigen Kriegs mögen nicht wenig daran Ursache sein, daß eine ungemein große Anzahl solcher Lieder in dieser Zeit entstand. Johann Valentin Andreä dichtete in der Weise Weckherlin's geistliche Lieder, worin die alte Gedrungenheit und Kraft erhalten ist, aber weder eine Spur von der neuen Sprachcorrektheit, noch überhaupt poetisches Talent gefunden wird. Von Martin Rinckart aus Meißen ist unter Geringerem das schöne Lied: „Nun danket alle Gott" erhalten; höher steht aber Johann Heermann, welcher seines Landsmanns Opitz Gesetze auf die Kirchendichtung anwandte, ohne sich wieder von dessen Richtung irre leiten zu lassen. Seine zahlreichen Lieder wurden immer sehr hoch geachtet, aber es ist nicht Alles gut, besonders nicht seine Evangelien, während seine Haus- und Herz-Musik in ein gutes Herz voll Einfalt und Natürlichkeit blicken läßt. Da er aber nach neuen Stoffen sich

umsah und Predigten und andere Erbauungsschriften benützte, so schlichen sich auch schon bei ihm neue Tendenzen ein und würde er breit und leer. Mehr aus innerem Drange und noch ganz in der alten Weise dichtete David von Schweinitz voll ächter und tiefer Frömmigkeit, einfach und schlicht, fast mild elegisch. Auch schrieb er Lieder für die Hausandacht. Rist verfertigte seine geistlichen Lieder mehr mechanisch und so schlecht er sonst dichtete, so wenig Talent er hier zeigte, so blieb doch noch an diesen Liedern etwas vom alten Geiste. Höher stehen Dach's Lieder, die tiefer gefühlt sind und eine sanfte Schwermuth durchblicken lassen, während Rist auf Bestellung dichtete, was er nicht fühlte. Auch Neumark dichtete Kirchenlieder, worunter sich einige recht gute finden, die aus lebendiger Bewegung des Gemüths entsprangen, die größere Mehrzahl ist aber schwach. Der Charakter derselben ist ein geduldig leidendes Gemüth, es fehlt bei ihm all' das hohe Zierwerk und unprotestantische Wesen und seine Lieder sind auch mehr moralisch als kirchlich, weil er selbst kein Theolog war. Er verräth schon den Uebergang zu einer weltlicheren Behandlung und gerade in die Mitte zwischen beiden gehört Andreas Heinrich Buchholz zu Braunschweig. In seinen etwas lang gehaltenen Hausandachten blieb er dem alten Standpunkte treu, aber in seinen geistlichen Poematen neigte er sich der Kunstdichtung zu und zeigte sich die neue Manier. In der „betrübten Sion," einem strophischen Gedichte, offenbart sich viele Wärme, Fluß der Rede und das Ganze ist dem Inhalte angepaßt, was in der „getrösteten Sion" schon nicht mehr der Fall ist, da er dazu den Alexandriner anwandte. Man erblickt an seinen verschiedenen Produkten, wie er auch anfangs die neue weltliche Richtung einschlug, dann aber zum alten Ton zurückkehrte, als sich eine Opposition gegen diese Verweltlichung aufgethan hatte.

Joh. Val. Andreä ist 1586 zu Herrenberg im Württembergischen geboren, erlangte eine vielseitige Bildung, studirte seit 1601 zu Tübingen, widmete sich später der Theologie, machte 1607—14 Reisen, wurde dann Diakonus in Vaihingen, später Superintendent von Calw, 1639 Consistorialrath und Hofprediger in Stuttgart, gerieth in heftige kirchliche Streitigkeiten, legte 1650 sein Amt nieder, ging als Abt nach Bebenhausen und 1654 nach Adelsberg, starb aber noch 1654 in Stuttgart. Seine meisten Schriften sind lateinisch und polemischen Inhalts. Seine „Geistliche Kurzweil" erschien 1619 zu Straßburg, die „Christlichen Gemäl", zu Tübingen 1620, 4°, Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz 1616 und die Christenburg, 1836 von Grüneisen herausgegeben. — Johann Heermann ist 1585 zu Rauden in Schlesien geboren, wurde Prediger zu Köben und starb 1647 zu Lissa. Seine Haus- und Herzensmusik erschien zu Leipzig 1644, 1663, 12° und Breslau 1650, 12°. — David von Schweinitz lebte 1600—1667 und schrieb: Herzensharfe, 1650, und kleine Bibel. Rist §. 118, Dach §. 116 und Neumark §. 119. Andreas Heinrich Buchholz ist geboren 1607 zu Schöningen, ward Schulmann an mehreren Orten, 1641 Professor in Rinteln, 1647 Prediger in Braunschweig, dann Oberhofprediger und Superintendent und starb 1671. Seine geistlichen deutschen Gedichte erschienen in Braunschweig 1651, seine christlichen Hausandachten das. 1663. Ueber seine Romane §. 135.

131. Noch mehr als Buchholz wendete der Schlesier Andreas Gryphius den Schmuck der Rede in der kirchlichen Poesie an, obschon er noch

vielfach den einfachen protestantischen Gang festhielt und die ihm eigene finstere, schwermüthige Richtung durchblicken ließ. Er war mehr ein Nachfolger Flemming's als von Opitz und steht überhaupt hoch über demselben, aber unglückliche Verhältnisse und Krankheit machten ihn so schwermüthig, tiefsinnig und hypochondrisch, daß sich dieser Grundzug in allen seinen Gedichten abspiegelt. Gryphius behandelte alle Arten der ernsten Dichtung auf selbstständige, eigenthümliche und poetische Weise, ließ alle Spielereien der Poesie und Gelegenheitsdichtung bei Seite und hatte einen offenen, reichen Sinn für alles Große und Schöne. In seinen Gedichten herrscht ein Gewühl von poetischen Gedanken und Bildern, seine Sonette spiegeln ganz den Ernst seines Lebens ab und seine Kirchhofgedanken in 50 Strophen gehen auf das Erschütternde und Schreckhafte aus und hier tritt schon die Ueppigkeit der Sprache nachtheilig ein. Ueberhaupt ist hier und in seinen Oden alles voll Trauer und Grabesdunkel, die Welt ein Jammerthal. Hierüber muß man sich freilich hinwegsetzen, wenn man den formellen Werth dieser Dichtungen würdigen will, der wirklich bedeutend ist. Einen reichen Ruhm erwarb sich Gryphius als Dramatiker (§. 141), aber auch im epischen Gedicht wollte er wetteifern, er schrieb Satiren, Passionslieder und geistliche Oden. Ueberhaupt steht er auch als Lyriker hoch durch inniges und tiefes Gefühl, Feuer und Schwung, durch kühne, lebendige Bilder und erhabene Gedanken, sowie großartigen Ernst. Doch konnte er auch scherzen, wo sein eigenes Gefühl nicht mit berührt wurde. Am schönsten spricht sich seine Individualität in den Sonetten aus. Dagegen beruhen seine Fehler in der Ueberschwenglichkeit des Gefühls, es kommt manches Harte und Rohe dazwischen vor, er erlaubte sich Härten und Zusammenziehungen, gab auf das Maaß der Sylben wenig Acht und machte die Wortstellungen oft bis zum Unklaren und Unverständigen verworren. Einer der edelsten und liebenswürdigsten Dichter seiner Zeit war Paul Gerhard, der den Ton des lutherischen Kirchenliedes strenger beibehielt und ein viel froheres, zuversichtlicheres Gemüth zeigte, als Gryphius, indem er inniges Vertrauen auf Gott und das Leben hatte das Höchste gern recht nahe und vertraulich an sich heranzog und den ewigen Gott mehr als sterblichen Mann und Vater umfing. Darum erscheint bei ihm auch nicht jene falsche Demuth und Zerknirschung, zeigt er eine ungeheuchelte Frömmigkeit und Gutmüthigkeit und ist selbst die Sprache wohlgefällig, aber einfach, ohne Pomp und Zierlichkeit und von der Wärme des Gefühls getragen; sehr wirksam sind dabei die biblischen Worte, Bilder und Wendungen, die er einmischt. Gerhard ist überhaupt durchaus volksmäßig, sogar in der Sprache, die veraltete Formen und Worte aufnahm, und ohne Glätte und Eleganz im Ausdruck, obschon auch die Form in einigen seiner Stücke so vollendet ist, als es nur sein konnte. Eine ähnliche Richtung schlug Johann Francke ein, dessen weltliche Lieder, im irdischen Helikon, freilich sehr unbedeutend sind, der aber in seinem geistlichen Zion Kirchenlieder lieferte,

die den alten Ton zu bewahren suchen und doch schwunghaftig, kunstreich und deklamatorisch werden, wo die christliche Mystik schon eine größere Rolle spielt und die Andacht mehr Sache und Gegenstand ist, während die Sprache sich ganz auf die Bibel stützt. Auch er hat ein mehr heiteres Gottvertrauen und seine Lieder sind musikalischer, als die Gerhard'schen, aber dieser ist volksthümlicher, gemüthlicher und inniger.

Andreas Gryphius wurde am 11. Oktober 1616 zu Großglogau geboren, wo sein Vater Archidiakonus war, verlor denselben schon 1621 durch Vergiftung und gerieth selbst in eine tödliche Krankheit. Seine Mutter, die sich wieder vermählte, starb auch schon 1628, von ihm tief betrauert, dann erlitt der Stiefvater Plünderung und waren die Kriege immer stürmischer. Im Jahre 1631 ging er auf die Schule nach Görlitz, wegen der Kriegsunruhen aber bald darauf nach Glogau, wo ihm alsbald eine Feuersbrunst Alles raubte. Durch eine Elegie gewann er die Unterstützung des Magisters Eder, der ihn nach Fraustadt auf die Schule that, wo Gryphius auch Polnisch und orientalische Sprachen trieb und dann die neueren Sprachen erlernte. Im Jahre 1631 verfertigte er schon sein erstes Trauerspiel, der Kindermörder Herodes, das 1634 gedruckt wurde, und mehrere andere Gedichte. In letzterem Jahre begab er sich nach Danzig auf's Gymnasium, gab aber bald selbst Unterricht und ließ den erneuerten Parnaß erscheinen. Im Jahre 1636 ging er nach Fraustadt zu seinem Stiefvater, dem Pastor Eder, und dann auf die Güter Georgs von Schönborn, um dessen Kinder zu unterrichten. Dieser, der kaiserlicher Pfalzgraf war, krönte ihn 1637 zum kaiserlichen Poeten und gab ihm alle Rechte und Freiheiten der Adeliggeborenen. Die Religionsstreitigkeiten und seine Schrift über den Freistadter Brand von 1637 verursachten ihm viele Verfolgungen, sein Gönner Schönborn starb, sein eigener Bruder wurde von seiner Pfarrei vertrieben und Gryphius ging deshalb nach Danzig und am 26. Juni 1638 nach Holland. In Leyden hörte er nun Vorlesungen und ward 1639—44 selbst Lehrer der verschiedensten Gegenstände, Anatomie, Logik, Metaphysik, Geographie, Geschichte, Trigonometrie, Optik, Astronomie, Physiognomik und Chiromantik. Im Jahre 1638 ließ er die erste Sammlung seiner Epigramme und Sonette erscheinen und in Holland lernte er auch das Wesen und die Technik des Drama's kennen. Inzwischen kamen neue Unglücksfälle über ihn; es starb 1640 sein Bruder und er selbst wurde schwer krank; aber damit hatte auch sein Leiden den Höhepunkt erreicht und ging es ihm von nun an täglich besser. Im Jahre 1644 machte er mit dem Pommern Wilh. Schlegel eine Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland, lebte 1646 ein Jahr lang in Straßburg, wo er das Trauerspiel Leo Arminius dichtete, und ging dann über Holland nach Stettin zu Schlegel, bei dem er einige Trauerspiele vollendete. Im Jahre 1647 kam er nach Fraustadt zurück, lehnte einen Ruf nach Frankfurt und Upsala ab und verheirathete sich, als der westphälische Frieden wieder Ruhe brachte, worauf er Syndikus seiner Vaterstadt wurde und seine freie Zeit den Musen widmete, bis er am 16. Juli 1664 vom Schlag getroffen starb. Kurz vorher ward er von der fruchtbringenden Gesellschaft als „der Unsterbliche" zum Mitglied aufgenommen worden. Seine Gedichte sind in folgender Reihenfolge erschienen: Der Kindermörder Herodes, Glogau 1634; des Herodes Ende, 1635; Erneuerter Parnassus, Danzig 1636; Deutsche Gedichte, 1636; Ueber den Untergang der Stadt Freystadt, 1637; Fontanalia, Danzig 1638; Das 3. und 4. Buch der Sonette, Leyden 1639; Das 1. Buch der Sonette und ein Buch der Oden, deutsche und lateinische Epigramme, Leyden 1643; Uebersetzung von Vondels Gibeoniter; Olivetum Libri III., Florenz 1646; Zweites Buch der Sonette und Oden, Straßburg 1646; Leo Arminius, 1646; Katharina von Georgien, 1647; Beständige Mutter oder Heil. Felicitas, 1647; Piastus, Buß- und Gesangspiel, 1648; Peter Squentz, 1648; Horribilicribrifax, 1649;

Carolus Stuardus, in der ersten Form, 1649; Golgatha, um 1650; Thränen über das Leiden des Herrn, 1636; Majuma, Freudenspiel, 1653; Drittes Buch der Oden, 1655; Kirchhofsgedanken, 1656; Sterbender Papinianus, 1659; Uebersetzte Lobgesänge oder Kirchenlieder, 1660; Uebersetzung der Säugamme des Hieron. Razzi 1662; Der schwermende Schäffer nach Corneille, 1663; die Fischer, Lustspiel; Heinrich, die Gibeoniter und Ibrahim unvollendet. Von seinen Werken erschienen Gesammtausgaben: Andreä Gryphii Trauerspiele, auch Oden und Sonette. Breslau 1663. Andreä Gryphii um ein merkliches vermehrte teutsche Gedichte. Breslau und Leipzig 1698, 2 Thle., von seinem ältesten Sohn Christian besorgt. Beide Ausgaben sind unvollständig. Ueber sein Leben: Leubscher, Schediasma de Claris Gryphiis, Brieg 1702; Stosch, Dank- und Denksäule Andr. Gryphii, 1665; Bredow's nachgelassene Schriften, Breslau 1616; Dr. Julius Herrmann, Ueber Andr. Gryphius, im Osterprogramm der Leipziger städtischen Realschule, Leipzig 1851. — Paul Gerhard wurde im Jahre 1606 zu Gräfenhaynichen geboren, wurde Geistlicher, 1641 Probst in Mittenwalde, 1657 Diakonus an der Nikolaikirche zu Berlin und predigte daselbst mit großem Beifalle, gab auch 1657 die erste Sammlung seiner geistlichen Lieder heraus. Als eifriger Lutheraner wollte er nicht den geforderten Revers zu Gunsten der Reformirten, 1665, unterschreiben und ward daher seiner Stelle entsetzt am 16. Februar 1665, worauf er sich nach Sachsen begab, bei welcher Gelegenheit er das Gedicht „Befiehl du deine Wege" verfertigt haben soll, und erhielt vom Herzog von Sachsen-Merseburg ein Jahrgeld, bis er von demselben als Archidiakonus nach Lübben berufen wurde, 1669, wo er im Jahr 1676 starb (am 27. Mai). Seine Kirchenlieder sind noch in unseren Gesangbüchern erhalten, aber sehr verstümmelt. Er dichtete 120 geistliche Lieder. Sie sind erschienen: Haus- und Kirchenlieder, Berlin 1666, Fol. und Frankfurt a. d. O. Sein Freund J. G. Ebeling gab sie 1669 zu Stettin heraus und andere Ausgaben sind vom Prediger Feuerlein, Eisleben 1700, von J. H. Feustking, Zerbst 1707, 12°. Die neueste ist: Paul Gerhard's geistliche Lieder, getreu nach der bei seinen Lebzeiten erschienenen Ausgabe wieder abgedruckt. 2. Aufl. 16°. Stuttgart 1850. — Johann Francke war 1618 zu Guben geboren, wurde daselbst Bürgermeister und starb 1677. In seinem Geistlichen Sion, Guben 1674, 8°, sind 110 Lieder enthalten und viele derselben stehen noch in unseren Gesangbüchern. Vaterunserharfe, 1646; irdischer Helikon.

132. Neben diesen rein poetischen Produktionen blieb auch die Prosa nicht unbeachtet und zwar zeigte sie zunächst bei einigen Produkten einen volksmäßigeren Charakter, die sich ganz den Zeitverhältnissen anpaßten und geradezu den Grundcharakter der Zeit selbst am besten und genauesten abspiegeln. Wir meinen hier aber erst die Prosa der Romane. Den Anfang macht Johann Michael Moscherosch mit seinen Gesichten Philander's von Sittenwald, die 1650 erschienen, worin noch nach Art der älteren Didaktiker, wie Fischart, die Satire dazu angewendet wird, den Leuten lachend die Wahrheit zu sagen und durch in's Lächerliche-ziehen das Verkehrte zu verbannen. Obschon Moscherosch als „der Träumende" Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft war und mit seinen Zeitgenossen in vielfacher literarischer Berührung stand, so gerieth er doch nicht in die Art und Weise der neuen Sprache, sondern lehnte sich an die älteren Satiriker, die seine Vorgänger waren, und webte sogar eine oft seltsame Mischsprache ein. Das Buch ist dem spanischen Werke sueños des Quevedo nachgeahmt, aber bloß in der Grundlage, denn es ist ein durchaus deutsches Buch geworden, ein Produkt seiner Zeit. Zunächst stammt aus dem

Süden die Form der Allegorie, in welche sich fast alle Satire auflöst und dadurch oft langweilig und frostig wird, und wohl darum auch wandte sich die Satire mehr gegen die Fehler des Verstandes und der Intellectualität, gegen die Verkehrtheiten der gelehrten Stände, gegen Modethorheiten, die verrückten Grundsätze von Ehre und Reputation und die wälschen Sitten und Undeutschheit. Man findet darin ganz gute satirische Einzelnheiten und treffende Einfälle, aber das Buch, indem es sich gegen den gelehrten Kram und die Steifheit und alberne Pfiffigkeit der Welt wendet, bringt dabei selbst zu viel des gelehrten Krams, wird selbst so steif, ledern und lächerlich schlau und zeigt, wie eben der Verfasser selbst von der Zeit unwillkürlich angesteckt wird. Sein größtes Verdienst liegt in der Schilderung der Zeit und das Stück, welches das Soldatenleben schildert, ist so treffend und charakteristisch, daß es den tiefsten und wahrsten Blick in das Leben und Treiben des dreißigjährigen Kriegs gewährt. Aus diesem Grunde ward es auch so beliebt, daß man es vielfach mit Fortsetzungen versah, welche bald mehr, bald weniger dem Charakter Moscherosch's treu blieben, manchmal aber auch geradezu in den eigentlichen Roman übergehen. Wie Moscherosch bloß eine Seite der Junker und Ritter schildert, so gibt uns Hans von Schweinichen das ganze lüderliche Treiben derselben zum Besten und zeigt uns, wie die Stände sich vermischten, das Extremste die Rollen wechselte und der Adel ein freibeuterisches und dem Faustrecht entsprechendes Leben führte, im Reiche wie Vagabunden herumzog, obschon er nichts zu schaffen hatte und mit Spielen, Saufen, Schuldenmachen und Lüderlichkeit seine Zeit vergeudete. In dieser Hinsicht ist das Buch fast noch wichtiger für die Zeitgeschichte, als das von Moscherosch, indem Schweinichen zu allen seinen Schilderungen lebendige Modelle hatte.

Johann Michael Moscherosch, der Sohn eines Predigers, wurde am 5. März 1600 zu Willstätt im damaligen Hanau-Lichtenbergischen und jetzigen Badischen geboren und soll aus der unter Karl V. aus Arragonien nach Deutschland gewanderten Familie de Musenrosh stammen, was mir aber durchaus unwahrscheinlich klingt. Er studirte seit 1620 zu Straßburg Philosophie und die Rechte, wurde 1624 Magister, ging dann nach Paris, wurde 1626 Hofmeister der Grafen von Leiningen-Dachsburg und 1628 Amtmann zu Kriechingen. Im Jahre 1636 nöthigten ihn die plündernden Franzosen von da wegzugehen und nach Straßburg zu fliehen; er trat aber alsbald wieder beim Herzoge von Croy und Arschot als Rath und Amtmann von Vinstingen an der Saar ein. Doch auch hier erreichten ihn die Kriegsstürme, wodurch er seine Habe verlor und selbst sein Leben gefährdet sah. Deshalb ging er wieder nach Straßburg und wurde vom schwedischen Generalmajor Moser zum schwedischen geheimen Kriegsrath nach Benfeld berufen, wo er sich den Ruf eines menschenfreundlichen Mannes erwarb und mehrere Stellen angeboten erhielt. Er ward sodann Secretär und Fiscal in Straßburg, gab aber wegen Undank und Haß diese Stelle wieder auf und wurde 1656 bei Graf Friedrich Casimir von Hanau Rath und später Präsident der Kanzlei, Kammer und des Consistoriums. Auch hier machte sich der Mann durch seinen geraden Diensteifer Feinde, deshalb wurde er später Rath des Churfürsten von Mainz, Johann Philipp, und der Landgräfin Hedwig Sophie von Hessen. Als er 1669 nach Worms in Privatangelegenheiten reiste, starb er daselbst am

4. April. — Sein Hauptwerk ist: Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philander's von Sittewald, das ist, Straff-Schriften Hanß Michael Moscherosch von Wilstädt, in welcher aller Welt Wesen, aller Menschen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalts, Heucheley, Thorheit begleidet, öffentlich auff die Schau geführet, als in einem Spiegel dargestellt und gesehen werden. 2. Thl., Straßburg 1650, 8°.; ibid. 1677, 8°. Schon 1640 ließ er sie einzeln erscheinen, die man aber 1646 mit eilf untergeschobenen Gedichten in Leyden nachgedruckt hat, weshalb er sie selbst herausgab. In der ächten Ausgabe sind 14 Gesichte enthalten, nämlich: I. Schergen-Teuffel, Welt-Wesen, Venus-Narren, Todten-Heer, Letztes Gericht, Höllen-Kinder und Hof-Schule; II. à la mode Kehrauß, Hanß hinüber, Hanß herüber, Weiber-Lob, Thurnier, Pflaster wider das Podagram, Soldatenleben und Reformation. Sonst erschienen noch von ihm Centuriae VI. Epigrammatum, Straßburg 1643, 1650. Frankfurt 1665, 12°, und Cura parentum, christliches Vermächtniß oder schuldige Vorsorge eines treuen Vaters nebst Testament, so eine Mutter ihrem noch ungeborenen Kinde machte, Straßburg 1643, 1647, 1678, 12°. Hierin ist ein Kinderlied. In neuester Zeit hat H. Dittmar eine Ausgabe des Philander begonnen, Berlin 1830, 8°, hat aber blos die vier ersten Gesichte erscheinen lassen. — Hans von Schweinichen lebte um 1552—1616 und schrieb Memoiren, welche J. G. G. Büsching im Jahre 1820 zu Breslau herausgab.

133. Vielfach verwandt mit Moscherosch's Philander und ein noch volksthümlicheres, getreueres Gemälde des dreißigjährigen Kriegs ist der Simplicius Simplicissimus von Samuel Greifenson von Hirschfeld oder eigentlich von Grimmelshausen, der seinen wahren Namen unter anderen zu verstecken liebte, wie er beim Simplicius sich als German Schleifheim von Sulsfort unterzeichnete. Der Simplicissimus lehnt sich an die älteren Schelmenromane an, ist aber durchaus dem Leben entnommen und die Wirklichkeit darin ist bedeutender als die Poesie. In gedrängter Fülle und volksmäßigem Stile breitet es ein reiches Bild des Lebens vor uns aus, voll Weltkenntniß, und zeigt, wie Zeitverhältnisse wahre Einfalt und wahre Schelmerei neben einander abwechselnd entwickeln und mitten durch doch immer der gute Kern sich geltend macht. Schon der Stoff ist interessant; der Held wird als ein Bauern- und Hirtenjunge im Spessart und in tiefer Abgeschiedenheit auferzogen, ohne Kenntnisse, in roher Einfalt. Dann kommen die Schweden und plündern, er flieht in den Wald, wo ein Eremit sich seiner annimmt, kommt in's Hauptquartier nach Hanau, dessen Kommandant ihn als seiner Schwester Sohn erkennt. Aber über seine naive Einfalt lachen die Leute und wollen ihn zum Narren machen, während er seine Rolle consequent durchführt und diese dafür narrt. So kommt er von einer Truppe zur andern, in mancherlei Feldlager, tritt als weitgefürchteter Jäger in Westphalen auf, macht Streifzüge, verübt Schelmenstücke wie ein anderer Eulenspiegel, muß überlistet heirathen, kommt nach Paris, an den Oberrhein, an den Mummelsee, wo er die Sagen hört und sich von den Geistern den Mittelpunkt der Erde zeigen läßt, und kauft sich dann in jener Gegend an. In den ersten Büchern herrscht ein frisches, ächtes und gesund-poetisches Leben, wie in keinem andern Werke dieser Zeit, und nur das letzte Buch verläßt diesen Plan und verliert sich in der Zeitrichtung, so daß es

besser ganz weggeblieben wäre. Das Buch fand so großen Beifall, daß es nicht nur oft gedruckt wurde, sondern auch zahlreiche Nachahmer und Fortsetzer fand, indem man Nebenpersonen desselben zu Helden anderer Erzählungen machte. Dahin gehören der Trutzsimpler, der seltsame Springinsfeld, der güldene Hund (1675) und der Schelmufsky (von E. S. 1670), von denen der letztere einer Erwähnung verdient und den Uebergang zu den Aventurierromanen macht. Der Held ist eine Frühgeburt, kann schon am neunten Tage reden und lebt von Ziegenmolken. Dadurch stark geworden, zieht er mit einem Grafen in der Welt herum, schneidet überall auf und macht Glück mit seinen Schwänken, bis er zuletzt als Lump nach Hause kehrt und von der Mutter wieder fortgejagt wird. Diese Art der Romanendichtung ging dann über in die Studentenromane, die gegen Ende dieses Jahrhunderts in die Mode kamen.

Hans Jakob Christophel von Grimmelshausen ist am Anfange des dreißigjährigen Kriegs in Gelnhausen geboren (1625?) und zwar von protestantischen Eltern, nahm Kriegsdienste, kam dann in Dienste des Bisthums Straßburg und war in der letzten Zeit seines Lebens Schultheiß zu Renchen in der badischen Ortenau, wo er am 17. August 1676 starb. Er schrieb außer dem Simplicissimus noch andere Romane, aber ohne Werth, und bei keinem anderen Dichter zeigt sich die Verschiedenheit zwischen volks- und kunstmäßiger Poesie so grell, als bei ihm, in dem die Volksdichtung noch einmal alle ihre Kraft äußerte. Uebrigens scheint es mir ganz gewiß zu sein, daß blos die Liebesromane, wie Proximus und Lympida, von ihm sind, nicht aber die oben genannten Nachahmungen des Simplicissimus, der Trutzsimpler, der seltsame Springinsfeld und das wunderbarliche Simplicianische Vogelnest, welche Andere verfertigten und ihnen aus Grimmelshausens Namen mit Anagrammen verfertigte Pseudonamen vorsetzten. Der Simplicissimus erschien zuerst 1669, 12° in Mömpelgardt unter dem Titel: Der abentheuerliche Simplicissimus Teutsch, das ist die Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchshaim, wo und welcher Gestalt er nemlich in diese Welt gekommen, was er darinnen gesehen, gelernt und erfahren und ausgestanden, auch warum er solche wieder freiwillig quittirt. Ueberaus nützlich und meniglich nützlich zu lesen. Diese Ausgabe enthielt nur fünf Bücher, in der zweiten Ausgabe von demselben Jahre kam auch das sechste Buch heraus. Gesammtausgabe der Grimmelshausen'schen Schriften: Nürnberg 1683—85 und 1713 in 3 Theilen. Seine Liebesromane sind: „Der keusche Joseph sammt seinem Diener Musai", „Dietwalt und Amelinde" und „Proximus und Lympida", von denen die zwei Ersteren vor dem Simplicissimus erschienen. Neuerdings erschien Letzterer in erneuerter Sprache durch O. L. B. Wolff, 2. Aufl. 1851. Leipzig. — Der Schelmufsky von E. S. erschien 1696.

134. Im Gegensatze zu dem Schelmenromane bildete sich der ernste Roman aus und zwar ging die Anregung dazu von Vornehmen des Südens aus, die französische, italienische, spanische und englische Muster aufsuchten und übersetzten, während die selbstständigeren Romane im Norden verfaßt wurden. Die Gränze zwischen dem eigentlichen Ritterromane und den neueren Prosaromanen bildete der schon oben erwähnte Amadis, der schon im 16ten Jahrhunderte in's Deutsche übersetzt wurde und noch lange gefiel. Später aber brachte man ihn in Verruf, weil keine offenbare Lehransicht herrschte, keine Allegorie darin

war und den schlüpfrigen Schilderungen keine streng moralische Seite entgegengestellt war. Ueberhaupt war ihm die Zeitrichtung entgegen, welche Erdichtung und Lüge für Eins ansah und in ihrer Ehrbarkeit deshalb verdammte. Das Wunderbare liebte man nicht mehr, es mußte alles historisch oder, wenn es nicht geschehen, doch so platt und ordinär sein, daß es täglich vorkommen könnte, und es tritt hier ebenso, wie im Simplicissimus u. A., das Erfahrungsmäßige und Wahrscheinliche als der Kern und die Quelle für den Roman hervor. Nach Verbannung des Amadis schritt man jedoch nicht so rasch zu eigenen Produktionen, sondern man begnügte sich vorerst mit Uebersetzungen und Umarbeitungen, z. B. der bergeries von Juliette von Montreuse, der Diana von Montemayor, der Ariana des Desmarets, der Arcadia Sidney's (1629) u. A., von denen besonders letztere einen großen Einfluß auf Deutschland übte, indem sie die Entstehung der zahlreichen Schäferromane zur Folge hatte und den Uebergang vom Gedichte zur Geschichte vermittelte. Auch einige italienische Stücke von Giovanni Ambrosio Marini, Loredano u. A. wurden übersetzt und man mußte erst hierin sich versucht haben, ehe man an eigene Produktionen denken konnte. Von diesen war der Roman Dianea von Dietrich von Werder einer der ältesten, der in Episoden die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs erzählte und ganz den Charakter der nachfolgenden Romane ausprägte. Nur ist das Historische darin ziemlich schwach gerathen und blickt überall die Ungeschicklichkeit des Verfassers hervor, der früher nur mit Uebersetzung des Tasso sich abgab und nun auf ein neues Feld sich wagte. Einer der beliebtesten Romanenschreiber wurde Philipp von Zesen, dessen adriatische Rosamund Ritterholds von Blauen nur ein Jahr nach Werder's Dianea erschien. Das Buch ist wunderlich abgeschmackt und sollte bloß der erste und einzige Versuch Zesens sein, die Liebesgeschichten auch in Deutschland einzuführen und ihnen eine liebliche Ernsthaftigkeit beizumischen; der Verfasser hielt aber sein Wort nicht und verfaßte noch zwei Romane aus biblischen und rabbinischen Stoffen, nämlich von Simson und von Assenat. Bei diesen Romanen ist jedoch des Verfassers Hauptzweck auf Kenntniß orientalischer Alterthumskunde gerichtet und deßhalb das Buch mit Anmerkungen überschüttet. Beim Simson hatte er Pallavicini's Simson zum Vorbild, beim Assenat die Geschichte Joseph's und der Assenat; außerdem übersetzte er noch aus dem Französischen Ibrahim's und Isabelle's Wundergeschichte und die afrikanische Sophonisbe. Hinsichtlich der Sprache unterscheidet sich in diesen Romanen Zesen von den übrigen Romanenschreibern, indem er, gegenüber deren langen und endlosen Perioden, in kurzen Sätzen schrieb und zwar mit ziemlich bombastischem Schwung und Anwendung seiner abenteuerlichen Orthographie und verdeutschten Wörter. Gerade langweilig sind diese Romane nicht zu nennen, aber die Handlung darin ist allzu dürftig und die Zeit vergeht den Helden und Heldinnen mit höchst Unbedeutendem. Hierin stehen aber Grim-

melshausen's Liebesromane weit nach und diese sind jedenfalls sehr langweilig.

Ueber Zesen §. 121. Grimmelshausen §. 133.

135. Diese Liebesgeschichten verbanden sich bald auch mit Staatsactionen und schon im Assenat ist es zum Theil auf Schilderung des ägyptischen Staatsregiments und Hoflebens abgesehen, wofür man ebenfalls in Frankreich Vorgänger hatte. Diese Staatsactionen wurden aber bald zur Hauptsache und es entstand eine ganze Reihe von Helden- und Staatsromanen, die nichts Anderes abzweckten, als die Darstellung des Hofprunks und der Hofkabalen, die im Ganzen so steif und künstlich sind, wie das Hofleben überhaupt. Im Anfange, namentlich in den Romanen des Braunschweigischen Hofpredigers Andreas Heinrich Buchholz, haben dieselben noch einen großartigeren Hintergrund, indem die Helden gewaltige Thaten verrichteten und in Buchholzen's beiden Romanen sind geistliche Zwecke und Unterhaltung vereinigt. Dieselben sind: „des christlich deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte“ und „Herkuliscus und Herkuladisca.“ Im letzteren Romane sind sogar geistliche Lieder und Gebete enthalten und ohne solches geistliche Beiwerk wäre das Buch geradezu ein wahrer Ritterroman, wozu man ihn später auch wirklich machte, indem man den geistlichen Kram in der Ausgabe von 1744 wegließ und der Schlüpfrigkeit das Gegengewicht nahm. Ganz bestimmte Geschichtsromane schrieb der auch durch Kirchenlieder und sonst bekannte Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, der seiner Art noch den Vorzug vor der eigentlichen Geschichte gab, weil letztere nicht einmal immer die Wahrheit sagen dürfe, hier aber die erdichtete Geschichte unter dem Gewande der Poesie die Wahrheit sagen und sie zu Zwecken der Erbauung und moralischer Belehrung verwenden könne, was ganz der durch die Schlesier angeregten Zeittendenz entsprach, welche die Poesie weniger um ihrer selbst willen, als wegen ihrer nützlichen Lehrhaftigkeit empfahl. In seiner „der durchlauchtigen Syrerin Aramena Liebesgeschichte“ ist eine Art Hof- und Weltspiegel aufgestellt, der selbst Gottes Ehre befördern sollte und ganz allegorisch gehalten ist, und die Allegorie spielt noch eine viel größere Rolle in seinem anderen Romane: Octavia, römische Geschichte. Hier ist die Geschichte der römischen Kaiser von Claudius bis auf Vespasian erzählt, aber es ist dem Verfasser nur darum zu thun, in den Episoden Anekdoten und Hofklatschereien unter erborgten Namen zu erzählen und damit den Reiz der Memoiren zu verbinden. So soll die Octavia die Prinzessin von Ahlen (Gemahlin Georg's I. v. England), andere Personen die Geschichten des Don Carlos, die angebliche Unterschiebung des Prinzen von Wales u. A. schildern und diese 48 Episoden der zweiten Ausgabe (die erste hatte nur 34) mochten auch am meisten zur Verbreitung des Buchs beitragen, aber der Schlüssel zu diesen fehlt, sonst würde das Buch wirklich einen wichtigen Beitrag zur Sitten-

geschichte seiner Zeit liefern, da der Verfasser gewiß in viele Geheimnisse eingeweiht war, die er hier allegorisch erzählte. Zu gleicher Zeit mit der Octavia erschien ein anderer Roman von Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen, der in seiner asiatischen Banise oder blutigem, jedoch muthigem Pegu den ganzen Glanz der Lohenstein'schen Diction zu entfalten suchte und seinen Roman auf den Gipfel der Schwulst und Abgeschmacktheit hinaufschraubte, so daß man heut zu Tage nur mit Mühe begreifen kann, wie solcher Unsinn so viele Leser gewinnen und so sehr gefallen konnte. Dies Alles wollte jedoch noch Lohenstein überbieten in seinem Romane Arminius und Thusnelda, einem wahrhaft monströsen Werke von vier Quartbänden, das man für den Gipfel der Kunst hielt und in alle Welt hinausposaunte, weil eine Unsumme von Gelehrsamkeit darein gepfercht war. Er enthält die Geschichte von Deutschland und der Entdeckung Amerika's, Staatshändel, Völkerkunde, Metaphysik und Medicin, Naturwissenschaft und Moral und eine ganze Bibliothek ist darin aufgezeichnet in allen Arten des Stils und der Darstellung, so daß auch wirklich die Gelehrten über diesen ungeheuren, vielseitigen Notizenkram erstaunten. An Poesie und einen tüchtigen Entwickelungsgang der Erzählung ist hier nicht zu denken und nur die Sprache ist auffallend besser als in den übrigen Lohenstein'schen Produkten, ja als in den meisten Romanen dieser Zeit.

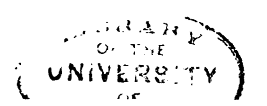
Von Buchholz (§. 130) erschien Herkules und Valiska, Braunschweig 1669, 4°, 1676 und 1744 in 2 Bdn., Herkuliskus und Herkuladiska ibid. 1659 und 1676, 4°, und Frankfurt 1713. — Anton Ulrich Herzog von Braunschweig, geb. 1633, gestorben 1714 und in seiner letzten Zeit katholisch geworden, schrieb früher 61 geistliche Lieder in: Churfürstliche Davids Harfen-Spiele, Nürnberg 1667, 8°. Aramena erschien daselbst 1669, 1678, 8° in 5 Theilen und noch 1782 abgekürzt durch Sophie Albrecht zu Berlin in 2 Theilen; die Octavia in Nürnberg 1677 und 1685 in 6 Theilen, in Braunschweig 1712 in 4 Theilen. — H. A. v. Ziegler und Kliphausen ist 1653 zu Radmeritz in der Lausitz geboren, studirte zu Frankfurt a. d. O. Jurisprudenz, ward Rath des Stifts Wurzen, lebte auf seinen Gütern und starb 1697 zu Liebertwolkwitz. Seine „Asiatische Banise" erschien 1688 zu Leipzig und nachher noch öfters und hatte auch in der Vorrede die Quellen angegeben, woraus er den Stoff zur Darstellung der asiatischen Sitten schöpfte. Ueber Lohenstein §. 143. Der Titel seines Buchs ist: D. C.'s von Lohenstein großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrmann, als ein tapferer Beschirmer der deutschen Einheit, nebst seiner durchlauchtigen Thusnelda, in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlicher Nachfolge, in zwei Theilen vorgestellet und mit annehmlichen Kupfern gezieret. Leipzig 1689 und 1690. Eine neue Ausgabe 1731 in vier Quartbänden. Lohenstein hatte das Buch nicht vollendet; die Fortsetzung besorgte sein Bruder Hans Caspar v. L., die Vollendung der Magister Christian Wagner, Pastor zu St. Johannis in Leipzig.

136. Derartige Werke, wie die vorgenannten, wurden um diese Zeit noch in Menge geschrieben, und einer der schnellsten Schreiber solcher Produkte, deren er 21 unter dem Namen Talander in die Welt schickte, war August Bohse aus Halle, der aus dieser Art von Literatur seinen Nahrungszweig machte, jedoch nicht so schnell arbeitete, wie es später geschah. Hieraus gingen

die historisch-politischen Romane hervor, welche das Treiben und die Weisheit der Kabinete und Diplomatie zu schildern suchten und die größten Erbärmlichkeiten der Welt zu der Quelle der wichtigsten Staatsactionen machten, dann aber auch Geschichte und Geographie einwebten. Hiervon ist der Aeyquam oder der große Mogul, das ist chinesische und indische Staats-, Kriegs- und Liebesgeschichte von Christian Wilhelm Hagdorn, 1670, so ziemlich der Anfang, indem darin, ähnlich wie in der Octavia, europäische Vorfälle und Anekdoten als in Indien und China geschehen vorgestellt werden. Dem Beispiele Bohse's folgte Everhard Guerner Happel, welcher als professionirter Schriftsteller lebte und 15 Romane schrieb. Ihm ging der Hauptzweck dahin, Geschichte und Geographie auf unterhaltende Weise dem Publikum beizubringen und da die neuentdeckten Weltgegenden und das ferne Asien den Reiz des Neuen, Abenteuerlichen und Wunderbaren boten, so verbreiteten sich diese Romane vorzüglich über diese Gegenden und zogen auch die Gegenwart in die Darstellung, was man bisher nur selten gewagt hatte. Happel schrieb den asiatischen Onogambo, den insulanischen Mandorell, den italienischen Spinelli, den ungarischen Kriegsroman, spanischen Quintana, französischen Cormantin, ottomanischen Bajazet, afrikanischen Tarnolast, den akademischen Roman, den deutschen Karl, worin er seine eigene Lebensgeschichte zum Besten gibt, den engelländischen Eduard, bayerischen Max, sächsischen Wittekind, schwäbischen Ariovist und europäischen Toroan, und zwar ist der Inhalt so gewählt, daß jeder Roman einen Geschichtsroman auf ein Jahr von 1685 bis 1693 darstellt. Dieselbe Richtung verfolgten dann noch die Romane von Hunold, Rost, Celander, Pallidor, F. C. v. Glaubitz und Melissus, denen sich noch eine ganze Schaar anderer anreihen ließe, deren Produkte nur wenig bekannt wurden, die für die Sittengeschichte aber doch nicht ganz ohne Interesse wären, da sie immer mehr in die Gegenwart eingriffen und theilweise sogar satirisch wurden.

August Bohse ist 1661 zu Halle geboren, lebte als Schriftsteller bald in Hamburg, bald in Dresden, war einige Zeit hindurch in Leipzig, Erfurt und Jena Lehrer der Redekunst, und wurde zuletzt Professor in Liegnitz, wo er vor der Mitte des 18ten Jahrhunderts starb, etwa 1731. Von Chr. W. Hagdorn ist nichts Näheres bekannt; sein Buch erschien 1670 zu Amsterdam. Eb. W. Happel ist 1648 zu Marburg geboren, lebte von der Schriftstellerei in verschiedenen Städten, zuletzt in Hamburg und starb daselbst um 1695. Sein erster Roman, der Onogambo, erschien 1673. In vier seiner Romane ist die Beschreibung der vier Welttheile enthalten, neun andere geben die Ereignisse verschiedener Jahre und sein akademischer Roman schildert das Studentenleben.

137. Wie die bisherigen Romane aus Vorliebe für fremde und unbekannte Weltgegenden entsprangen und sich schon hier die Satire in den Gegensätzen unserer übertünchten Modewelt und Verschrobenheit gegen die geschilderte Natürlichkeit der fernen Länder geltend machte, so beuteten die Robinsonaden dieses Feld noch mehr aus und zwar so, daß sie nicht in das Pasquill ausarteten, wie die historischen Romane. Diese Robinsonaden erhielten ihre



Entstehung im Auslande, durch Daniel de Foe, der im Jahre 1714 das Buch Robinson Crusoe schrieb und darin die Schicksale des Spaniers Serrano und des auf Juan Fernandez verschlagenen Engländers Alexander Selkirk mit einander verwebte. Das Buch wurde 1721 in's Deutsche übersetzt und bald darauf entstand eine ganze Bibliothek solcher Robinsonaden, deren mehr als vierzig in dem Zeitraume von 25 Jahren erschienen und mit größter Neugier von der Lesewelt verschlungen wurden. Diese Beliebtheit des Stoffs entsprang aus der Zeitrichtung und der immer mächtiger werdenden Opposition gegen dieselbe. Nachdem nämlich das gesammte Leben ein steifes, erheucheltes, gepudertes und beperücktes geworden war, das sich künstlich in den schroffsten Convenienzgesetzen bewegte, und der Staat selbst unter dieser Unnatürlichkeit seufzte, deuteten die Robinsonaden zurück auf den Naturzustand und die Ungeschminktheit des Lebens, so daß gerade diese Romane beim großen Publikum dasselbe erzielten, was die Philosophen unter den höheren Schichten der Gesellschaft. Beide machten Opposition gegen das Bestehende, wiesen auf eine neue, wieder unmittelbar von der Natur ausgehende Kultur und bereiteten dadurch die Revolution vor, welche ja auch der Meinung war, durch vollständige Aufhebung des Geschichtlichen die Welt beglücken zu können. Es entstanden aus diesem Zeitdrange der deutsche, italienische und sächsische Robinson, der geistliche, medicinische und moralische, ja sogar weibliche Robinsoninnen wurden geschrieben und die Sache zuletzt wirklich auf die Spitze getrieben. Aus den Robinsonaden entwickelten sich dann auch die Geschichten der Aventuriers, an denen jene Zeit so reich war, indem der arme Adel zu Landfahrern wurde, die von Hof zu Hof zogen, um dort zu schmarotzen oder Dienste zu suchen, und dabei nur zu oft ein wahres Vagabundenleben führten. Zunächst waren es jedoch mehr solche Aventuriers, die auf seltsame Abenteuer in der halben Welt herumzogen und die mannichfaltigsten Schicksale erlebten, wie z. B. das Buch zeigt: Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines gebornen Sachsens ꝛc., von Gisandern, dessen Verfasser eigentlich Schnabel hieß und das 1731—43 in 4 Bänden erschien, und das noch 1825 unter dem Namen die Insel Felsenburg neu aufgelegt wurde. Auf dieses folgten noch zahlreiche andere Aventuriers und sogar noch 1788 erschien die letzte Robinsonade, Wenzel von Erfurt, und wurde der alte Robinson von Campe zu einem Kinderbuche abgekürzt.

De Foe's Robinson erschien in London englisch 1719, in vier Theilen 1721 zu Leipzig in's Deutsche übersetzt und noch in demselben Jahre zwei Fortsetzungen und Seitenstücke dazu. Vierzig andere Robinsonaden sind bei Koch, Compendium d. deutsch. Lit.-Gesch. II, p. 267—72 und noch andere in Kayser's Bücherlexikon verzeichnet. Bei Koch folgen darauf auch noch die Aventuriersromane, deren erster 1724 erschien. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß Süddeutschland fast gar keinen Beitrag dazu lieferte, obschon es von den Schwaben sprüchwörtlich ist, daß sie am meisten in der Welt herumziehen. Die Insel Felsenburg mit einem unmäßig langen Titel kam 1731—43 zu Nordhausen heraus und

die neueste Ausgabe mit Einleitung von Ludwig Tieck erschien 1825. Noch jetzt wird der Campe'sche Robinson auf allen Märkten als beliebtes Volksbuch verkauft.

138. Die wieder angeregte Satire ging gern auf dem Wege von Moscherosch weiter; da sie aber gegen die Pedanterie der Wissenschaft und Gelehrsamkeit sich richtete, so trat die Poesie immer mehr zurück und ward Einkleidung und Form weniger berücksichtigt. Es sind daher die meisten hierher gehörigen Schriften ohne Bedeutung und nur wenige hervorzuheben, worunter vorerst die von Balthasar Schupp, der ebenso ein Gegner der Opitzischen Poesie, als der ganzen schwerfälligen und unnützen Schulphilosophie seiner Zeit war. Er schrieb voll Witz und Humor, natürlich und lebendig und so launig und treuherzig, so anschaulich und oft so sarkastisch und bitter, daß seine Satiren unstreitig zu den besten seiner Zeit gehörten. Er wählte darin die Form des Gesprächs, die damals sehr beliebt war, erzählte in der Weise Moscherosch's einen Traum und gebrauchte sogar Visionen. Große Poesie ist nicht vorhanden und die Satire geht zu oft in den Predigtton über, auch lehnte er sich an das Volksmäßige an und gebrauchte Anekdoten zu seinen Zwecken, so daß er in mancher Hinsicht in das Burleske des Abraham a Santa Clara gerieth, dessen Stelle er bei den Protestanten vertrat. Auch seine Predigten sind frei von der Steifheit seiner Zeit und einige seiner Neujahrsgratulationen können als Muster der Volksberedtsamkeit gelten. Viele seiner Schriften verdanken wir seinen Streitigkeiten mit seinen pedantischen Kollegen in Hamburg, die er treffend abfertigte. Ueberhaupt ist er überall auf das Praktische gerichtet, er will die wahre menschliche Bildung aus der Schule des Lebens geholt haben, weist auf sittliche und religiöse Grundlagen zurück und hält der pedantischen Gelehrsamkeit die alte Philosophie des Sokrates entgegen, die allein natürliche Weisheit bringe. Ihm entgegen steht auf katholischer Seite der Pater Abraham a Santa Clara, der zu Wien Hofprediger war und zugleich Schnurren und Schalksnarrheiten auf die Kanzel brachte. Bei ihm steht Aufklärung neben rohem Aberglauben, Derbheit neben höfischer Schmeichelei und gelehrter Kram neben roher Volksmanier, durch welche Gegensätze er eben Effekt machen wollte, denn darauf war Alles bei ihm abgesehen, darauf zielten seine Anekdoten und Schnurren, die oft in's Gemeine und Schmutzige fallen. Pater Abraham hätte kein sinnloseres Zerrbild aufstellen können, als sein Judas der Erzschelm ist, und wenn allenfalls der Pfaffe von Kalenberg zu seiner Zeit als ein Repräsentant des Volkswitzes gefallen kann, so können die Schmierereien dieses neueren Paters, der mehr Hofnarr als Hofprediger war, die Aufmerksamkeit und Beachtung nicht mehr verdienen, welche unsere blasirte Zeit solchem Schmutz und solcher tollen Manier hin und wieder gewidmet hat.

Johann Balthasar Schupp ist 1610 zu Gießen geboren, studirte Philosophie und Theologie zu Marburg, reiste durch Deutschland bis nach Königsberg, besuchte noch die Hochschule zu Rostock, wo er 1631 zu lehren begann', von wo er aber bald wegen der Kriegsunruhen nach Marburg ging. Auch hier hielt er nicht lange aus, sondern reiste

nach Holland, machte dort viele Bekanntschaften und kehrte 1635 als Professor der Geschichte und Beredtsamkeit nach Marburg zurück. Im J. 1643 nahm er auch ein Predigeramt daselbst an, ward 1646 zu Braubach Hofprediger und Consistorialrath, ward vom Landgrafen von Hessen zu den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück gesandt und hielt dort im J. 1648 vor den Abgeordneten die Friedenspredigt. Dies verschaffte ihm einen Ruf als Prediger zu St. Jacob nach Hamburg, wo er mit großem Beifall auftrat, aber auch mit seinen Kollegen viele Streitigkeiten auszufechten hatte, bis er 1661 starb. Er schrieb mehrere Schriften in lateinischer und deutscher Sprache und letztere gab sein Sohn heraus: Lehrreiche Schriften, deren sich beides Geist- als Weltliche, weß Standes und Alters sie auch sind, nützlich gebrauchen können, Frankfurt 1677. — Abraham a Santa Clara hieß eigentlich Ulrich Megerle und ist geboren zu Krähenheinstetten im badischen Seekreise am 4. Juni 1641, trat im zwanzigsten Jahre in den Orden der Barfüßer-Augustiner, wurde Prediger zu Taxa in Baiern, zu Wien und Grätz, 1669 kaiserlicher Hofprediger in Wien, 1689 Provinzial seines Ordens und starb am 1. December 1709. Seine Schriften sind zahlreich und erschienen 1687—95 in vier Bänden. Neue Ausgabe: Passau 1834—36, 7 Bde. 12°. Im Einzelnen mögen davon erwähnt werden: Merks Wien; — Heilsames Gemisch Gemasch; — Judas der Erzschelm; — Huy und Pfuy; — Ga ga gack, ein Ei sagt, was die Kirchfahrt und Kloster Taxa sei; — Abrahamsches Gehab dich wohl; — Reim dich oder ich lies dich.

139. Die Romane von Christian Weise sind durchaus didaktisch und unterscheiden sich dadurch von den bisherigen, zumal er den Stoff aus der Gegenwart nimmt. Wie schon sein gleichzeitiger Landsmann, Balthasar Kindermann, der sich Kurandor von Sittau nannte, nach Moscherosch's Manier schrieb und neue Gesichter herausgab, so lehnte sich auch Weise an Moscherosch an und kleidete seine „drei Hauptverderber" ganz ähnlich ein, wie er überhaupt den Roman für eine Sittenschule erklärte, die geselliges Benehmen und Weisheit lehren solle, aber so, daß die Wahrheit versüßt werde und die Lehre sich im Roman bewährt, wie das Verderbliche des Gegensatzes darin offenbar wird. Er nimmt seine Moral aus dem Epiktet, tritt gegen die Schulweisheit auf und verweist auf die praktische Lebensphilosophie, dabei aber auch auf das Religiöse und Christliche, auf die wahre Weisheit der Griechen, die nur die verderbte Natur des Menschen nicht recht kannten, welche erst durch das Christenthum geoffenbart worden. In seinen Romanen nannte sich Weise bald Catharinus Civilis, bald Siegmund Gleichviel und er gab diesen selbst Titel, welche an seinen Vorgänger erinnern, wie z. B. die drei Hauptverderber, die drei Erznarren, der politische Näscher und die Bude der Klugheit. Weise traf mit seinen Romanen die Richtung, welche das Volk bevorzugte, und sie sind auch wirklich historisch bedeutender, als die übrigen Romane seiner Zeit, obschon sie der Form nach niedrig stehen. Man ahmte ihn deshalb vielfach nach, wie z. B. Johann Riemer in Halle, der den politischen Stockfisch, den politischen Maulaffen u. A. schrieb und auch ganz die Manier Schupp's verfolgte, indem er auf das Gebiet der Wissenschaft überging.

Balthasar Kindermann, geboren 1636, gestorben 1706, war Magister, Mitglied des Schwanenordens unter dem Namen Kurandor von Sittau und schrieb: Neue Gesichter, 1676, Buch der Redlichen, 1664; Unglückselige Nisette, Berlin 1660, 8°; Deutscher Poet,

Wittenberg 1664, 8°. — Christian Weise, der Sohn eines aus Böhmen vertriebenen evangelischen Pfarrers, der in Zittau dritter Lehrer war, ist am 28. April 1642 zu Zittau geboren, erhielt von seinem Vater eine vortreffliche Erziehung, zeigte, obschon körperlich schwächlich, schon im siebenten Jahre bedeutende Kenntnisse und bezog 1660 die Universität Leipzig, wo er sich dem Studentenleben nicht ganz entzog, dann aber um so mehr sich der Wissenschaft zuwandte, und Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft und Arzneikunde, vor Allem aber Staatswissenschaft eifrig studirte. Im J. 1663 trat er als Lehrer der Poetik, Rhetorik und Moralphilosophie in Leipzig mit Beifall auf, zog es aber bald vor, zum Grafen von Leiningen-Westerburg als Secretär nach Magdeburg zu gehen. Weil er diesem nicht in den Kriegsdienst folgen wollte, ging er nach Helmstädt und kam durch Empfehlung des Professors Conring als Erzieher in das Haus des Grafen Schulenburg nach Amfurth. Von 1670 bis 1678 war er Professor der Poesie und Beredtsamkeit am Augusteum zu Weißenfels, wo er ein sehr erfolgreiches Wirken begann, dem er alles Andere opferte, und kam 1678 als Rector an das Gymnasium zu Zittau, dem er 30 Jahre lang vorstand und es zur Blüthe brachte. Daneben gab er eine Menge Schriften heraus über Religion, Politik, Geschichte, Genealogie, Rhetorik und Logik, führte mit seinen Schülern dramatische Stücke auf und erwarb sich allseitig Liebe und Achtung, obschon ihn Viele wegen seiner Opposition gegen die prunkhafte Richtung der Zeit befehdeten. Am 21. Oktober 1708 starb er, bis an's Ende thätig. Polyhistorie machte ihn zum Vielschreiber. Seine Lustspiele und Possen erschienen theils einzeln, theils in anderen seiner Schriften, wie dem politischen Redner (Leipzig 1677), den überflüssigen Gedanken, den reifen Gedanken, der neuen Jugendlust (Leipzig 1684), den freimüthigen Reden (Leipzig 1693), theils gesammelt im zittauischen Theatrum (Leipz. 1683, 4°), der Comödienprobe (Budissin 1693) und der theatralischen Sittenlehre (Zittau 1719). — Seine lyrischen Gedichte finden sich in: Christ. Weise's überflüssige Gedanken der grünenden Jugend. Leipz. 1668, 1672, 1677, 1680, 1701, 8°. (Lieder, Dialoge mit untermischten Liedern, 2 Lustspiele, 1 Singspiel.) — Der grünen Jugend nothwendige Gedanken, deren überflüssige Gedanken entgegengesetzt und zu gebührender Nachfolge allen curiosen Gemüthern recommandirt von Christ. Weisen, Leipz. 1675, 1690, 8°. (116 Gelegenheitsgedichte, Reden und Prosa ꝛc.) — Christ. Weise's reiffe Gedanken, das ist, allerhand Ehren-, Lust-, Trauer- und Lehrgedichte bei männlichen Jahren nach unterschiedener Gelegenheit aufgesetzt und nunmehr zur Verbesserung der überflüssigen Gedanken herausgegeben. Leipz. 1683, 1690. (Gedichte, Prosa, Reden und Lustspiel.) — Geistliche Lieder. Budissin 1719, 8°. — Seine satirischen Schriften sind: „Die drei Hauptverderber", Leipz. 1671. — Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt u. s. w. durch Catharinum Civilem, ohne Druckort 1672, 12°. N. A. Leipz. 1704. Vielfach beschäftigten ihn Moral und Politik und von seinen dahin einschlagenden zahlreichen Dissertationen zeugt von der oft glücklichen Wahl der Stoffe die eine: Von dem Sittlichen in den üblichen Höflichkeitsformeln (de Moralitate formularum amoenae civilitatis).

140. Der dreißigjährige Krieg hatte die weitere Ausbildung des Drama's, wie es von Hans Sachs und Ayrer angebahnt war, unterbrochen und es selbst konnte nicht durchdringen, weil es bisher blos auf Festlichkeiten berechnet war und von Knaben oder Handwerkern aufgeführt wurde, so daß die Darstellung selbst nur wenig anziehen konnte. Opitz, der überall anregend eingriff, wandte sich zuerst wieder dem Drama zu, aber vorzüglich wegen der Form, weshalb er zwei antike Stücke und zwei italienische Sing- und Schäferspiele in's Deutsche übertrug, dabei jedoch nur an die Lectüre dachte und das Drama bei den Gelehrten wieder einführte. Wer dann ihm nachfolgte, der schrieb auch

ein oder das andere dramatische Gelegenheitsgedicht und wir erhielten so eine ganze Menge Dramen, welche Rist dem volksthümlichen Charakter näher brachte, die aber nur wenig zur Aufführung kamen und bald zum Possenspiele zurückkehrten, bis dieses der französischen Manier wieder weichen mußte und die nationale Ausbildung des Dramas in den ersten Anfängen wieder gehemmt wurde. Das Drama selbst lehnte sich an die Romane an, woraus für die Höfe die Tragödie entsprang, während die Schäferromane Schäferspiele, die Schelmenromane die Lustspiele hervorriefen und jede Art der Romanenerzählung wieder eine andere Seite des Dramas begründete.

Neben der von Opitz eingehaltenen Richtung folgte man Anfangs doch noch der älteren Weise und verband man die volksmäßigere Poesie mit der modernen fremden Dichtung, so daß darin der langsamere Uebergang von Ayrer auf Opitz liegt. Man bearbeitete vorzüglich gern Geschichtsstücke, die der Zeit angehörten, und solche allegorisch-historische Dramen schrieb auch Rist, von dem noch einiges dahin Gehörige vorhanden ist, wie das friedewünschende Deutschland (1647), das friedejauchzende Deutschland (1653), die geradezu an Moscherosch erinnern. Dabei erscheint eine neuere Sitte, Zwischenspiele, welche unter Anderen den bekannten Zesen verspotten und zur Kritik und Polemik dienen, die sich nach und nach immer offener hervorthat. Knorr von Rosenroth schrieb ein allegorisches Lustspiel von der Vermählung Christi mit der Seele, den Calderon'schen Stücken verwandt und für musikalische Composition bestimmt, wie überhaupt das geistliche Drama frühe zum Singspiele wurde.

Der eigentliche Begründer des neuen Drama's war Johann Klaj von Nürnberg, der eine ganze Reihe geistlicher Stücke schrieb, die eine durchaus eigenthümliche Richtung haben und dem Beispiele der Niederländer folgten. Seine Stücke sind noch nicht eigentliche Schauspiele, sondern mehr Anfänge derselben, nach der Art der Tableaux, welche der Poet erklärt. Sie wurden nach dem Gottesdienste aufgeführt und mit Musik begonnen und beschlossen. Der Dichter erzählte den Gegenstand und führte dann die Personen redend ein, aber nicht dialogisch, sondern hinter einander, von Liedern und Chören unterbrochen, und da ihm die bildliche Darstellung der Tableaux fehlte, so mußte er durch kräftige, blumenreiche, sogar schwülstige Beschreibungen diese ersetzen, zumal die Nürnberger an solcher phantastischen Pracht große Freude hatten. Deshalb wurden auch die Versspielereien reichlich angewendet, die ihnen eigen waren, und für klägliche Darstellungen Trochäen, für fröhliche Daktylen und für reine Erzählung Jamben gebraucht, wobei Naturlaute, Trommeln und Trompeten nachgeahmt wurden. Dies Alles machte aber mehr Eigenschaften der Oper und des Oratoriums aus, als des Schauspiels, und derartige Darstellungen fanden in ihrer ganzen Pracht bei feierlichen Gelegenheiten, wie beim großen Friedensfeste, statt und wurden auch anderwärts an den Höfen nachgeahmt, besonders zu Dresden, Wolffenbüttel und Braunschweig.

141. Das geregelte Schauspiel fand in Schlesien seine Wiege und hier hat besonders **Andreas Gryphius** Bahn gebrochen. Er wandte sich schon in seinem achtzehnten Jahre dem Drama zu und hätte ganz Vorzügliches leisten können, wären nicht so unglückselige Stürme über ihn hereingebrochen, die ihn düster und schwermüthig machten, die Kraft seines Genius lähmten und eine so finstere Weltansicht in ihm hervorriefen. Er besaß ein großes Talent, die Menschen zu ergründen und zu kennen, er verstand es, aus der Fülle des Lebens zu schöpfen und faßte die Geschichte scharf und sicher auf. Aber er lebte unter ungünstigen Zeitverhältnissen; die Lage des Vaterlandes war traurig und jammervoll, es fehlte ihm eine anregende, gebildete Umgebung und vor Allem ein Theater, welches die Dramen würdig und erfolgreich aufführen konnte, so daß er seine Schauspiele mehr für die Lectüre schrieb und in die gelehrte Nachahmung verfiel. Er lebte lange in den Niederlanden und hier übten besonders Vondel, Heinsius und Grotius nachhaltenden Einfluß auf ihn, wie er hauptsächlich von Ersterem das Schwung- und Pomphafte, Gelehrte, Schulmäßige und Steife annahm und ein Stück von ihm (die Gideoniter), sowie ein anderes von Razzi übersetzte, obschon er das Uebersetzen nicht leiden mochte und auf eigene Schöpfungen drang. Er nahm aus dem Alterthume den Tacitus und Seneca zu seinen Vorbildern, ahmte aber deshalb des Letzteren Dramen nicht blind nach. Seneca verführte ihn zu dem Gesuchten, Ungeheueren und Unerhörten, zu den hochtrabenden Worten in seinen Stücken, wobei jedoch Gryphius das Witzige, Epigrammatische und Spruchreiche annahm. Besonders bestrebte er sich, die Leidenschaften kräftig zu schildern und hierbei verfiel er in alle die Ungeheuerlichkeiten und Grausamkeiten und brachte er so übertriebene Handlungen und schreckliche Scenen, solches Ueberheroische und Dithyrambische vor, daß seine Stücke ganz damit überhäuft sind und überall nur Leidenschaft herrscht. Dies konnte er nur dadurch umgehen, daß er, statt alle Pracht auf Schildereien zu verwenden, mehr Handlung in die Stücke gebracht hätte, was er leider nicht that und wodurch das Interesse sehr gemindert wurde, denn dadurch sehen sich alle Charaktere bei ihm gleich und wo irgend Schattirungen angebracht sind, so geschieht dies blos durch noch grelleres Licht. Um den Römern genau nachzukommen, suchte er auch den furchtbaren Hintergrund des Schicksals, der Furien und der Unterwelt zu ersetzen und zwar durch Gespenster, Geister, Träume, Wahrsager und Zauberer, welche mit ihrem prophetischen Pathos die göttliche Weisheit darstellen sollen. Auch im Aeußeren war Seneca Vorbild, denn wie er befolgte er die Einheit der Zeit, jedoch nicht des Orts, und wechselte regelmäßig Erzählung, Reden und Chöre; aber eigentliche dramatische Anordnung, dramatische Wirkung fehlte überall, weil die Stücke keinen inneren Halt hatten und die Scenen nur dafür gemacht sind, um die Handlungen aufzuklären. Dessenungeachtet ist Gryphius wirklich der Schöpfer und Gründer des modernen Drama's, das den nationalen Weg verließ, um fremde und moderne Stoffe

zu ergreifen und auf kunstmäßig gelehrte Weise, mit Vorwiegen der Subjectivität des Dichters darzustellen. Seine Tragödien haben meistens fernliegende Stoffe, wie Leo der Armenier, Papinianus, die arm an Handlung sind, Karl Stuart, noch mehr rhetorisirend, Katharina von Georgien, aus Chardin's Voyages en Perse entlehnt, Cardenio und Celinde, nach einer italienischen Novelle und höchst schwach, und die beiden Singspiele Majuma und Piastus. Viel bedeutender sind seine Lustspiele, jedoch nur seine eigenen, nicht die nach fremden Vorbildern nachgeahmten, worunter z. B. das verliebte Gespenst gar kein Interesse erregte, wenn nicht darin ein Scherzspiel in schlesischem Volksdialekt, die geliebte Dornrose, eingefügt wäre, worin der Dichter das Einfachste leicht und gewandt zu behandeln versteht. Ausgezeichnet sind jedenfalls seine Originallustspiele Peter Squenz und Horribilicribrifax, worin ächt komische Charaktere gezeichnet sind. Das erstere Stück steht mit der Episode von Shakespeare's Sommernachtstraum in Verbindung, ja vielleicht mit der Quelle selbst, woraus auch dieser geschöpft hat, aber das Stück ist völlig originell und deutsch. Es stellt die Nichtigkeit und Ungeschicklichkeit der Volkskomiker dar, die sich, wie hier an Pyramus und Thisbe, an gelehrten und mythologischen Stoffen versuchten; es ist eine Komödie in der Komödie; die Pointe zielt dahin, daß die Schauspieler selbst die komischen Figuren sind und die dummsten Streiche machen, so daß sie vom zusehenden Könige nichts für die Aufführung, wohl aber 15 Gulden für jeden Fehler erhalten, und der Schulmeister erscheint als ein recht dummdreistes Universalgenie, der alle Wissenschaften verstehen will und doch nichts versteht. Aehnlich ist das Scherzspiel Horribilicribrifax, worin die beiden abgedankten Capitäne Horribilicribrifax und Diridaradatumdarides, aufschneidende Parteigänger des 30jährigen Kriegs, trefflich gezeichnet sind. Während diese armen Schurken und Eisenfresser mit lauter französischen und italienischen Brocken um sich werfen, repräsentirt der abgedankte Schulmeister und Magister Sempronius die verschrobene Schulgelehrsamkeit, die in lauter Redensarten der Alten sprach und die Sprachmengerei sehr bunt trieb. Gerade diese Sprachmischung ist es auch, was diese Stücke etwas langweilig macht, denn sie spinnt sich zu lang fort und ermüdet, während doch sonst diese beiden Lustspiele eine Ausnahme der ganzen Zeit bilden und das wirkliche Leben zu schildern unternahmen und durchführten.

A. Gryphius, §. 131.

142. Es war der Poesie nicht wohl möglich, in der bisherigen gelehrten Richtung anders weiter zu bringen, als indem man das Schildern und Buntmalen, den Gebrauch der ausschmückenden und klingenden Beiwörter vermehrte, das Pathos verstärkte, und in dieser Hinsicht ist Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau schon weiter geschritten, als Andreas Gryphius, auf den er unmittelbar folgen muß, obschon er außer einer Uebersetzung des pastor fido nichts Dramatisches schrieb. Seine erste Anregung zur Poesie erhielt er

von Opitz, aber er wandte sich bald mit mehr Vorliebe den Italienern zu, besonders dem Guarini und Marino, deren süßliche, schwülstige und unreine Poesie dieser überreizten Zeit gefiel und woher er die gehäuften Kraftausdrücke und übertriebenen Schilderungen entlehnte und selbst die Schlüpfrigkeit in seine Dichtungen kam. Er übersetzte noch Plato's Phaedon nach der Bearbeitung Theophile's, wandte sich aber später mehr weltlichen Stoffen zu, wie überhaupt Hoffmannswaldau durchaus Weltkind ist, das mit den Liebesgöttern scherzt, sich den Freuden der Welt in die Arme stürzt und daher in den Gedichten auch lieblicher, weicher und weichlicher wird. Seine Hymnen sind schon sehr frivol, aber noch mehr seine im Ovidischen Geschmack geschriebenen erotischen Liebesbriefe, denen immer eine kurze Liebesgeschichte in Prosa vorausgeht, die aber durchaus obscön sind, so daß sie Jeden beleidigen müssen, der noch irgend ein Gefühl für Anständigkeit hat. Ungeachtet seines hochtrabenden Tons werden diese Stücke doch alle ermüdend und gehen die oft vortrefflichen Epigramme und Antithesen ganz verloren. Uebrigens ist in Bezug auf das Obscöne nicht zu vergessen, daß er die meisten seiner desfallsigen Stücke nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte und daß er wohl das Buntmalen einführte, aber noch nicht übertrieb, während er das Verdienst hat, den feinen Ton der Sprache angebahnt zu haben, wie er bei späteren Dichtern sich offenbarte. Was seine erotischen Heldenbriefe oder Heroiden betrifft, so enthalten sie eine Reihe historisch bekannter Liebesgeschichten, wie Karl's V. mit Barbara von Blomberg, Albert's III. von Bayern mit Agnes Bernauerin, des Grafen von Gleichen und seiner zwei Frauen, des Herzogs Heinrich von Braunschweig mit Eva von Trott und Abälard's mit Heloise.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau ist am 25. December 1618 zu Breslau geboren, wo sein Vater kaiserl. Kammerrath war; er besuchte die Schulen daselbst und ging dann auf das Gymnasium zu Danzig, wo Opitz sich seiner annahm und seine dichterischen Versuche unterstützte. Er begab sich sodann auf die Universität Leyden; aber die strengen Wissenschaften sagten ihm nicht zu und darum zog er es vor, im Geleite des Fürsten von Fremonville eine Reise durch die Niederlande, England, Frankreich und Italien zu machen, wo er das Leben kennen lernte. Er war sogar Willens, den kaiserlichen Gesandten nach Constantinopel zu begleiten, wenn ihn sein Vater nicht daran gehindert hätte. Er blieb nun in Breslau, verheirathete sich, ward in den Rath aufgenommen, obschon er das erforderliche Alter nicht hatte, und erfüllte seine Verpflichtungen mit wohlwollender Humanität, strenger Rechtlichkeit und großem Eifer, so daß ihn seine Mitbürger ehrten und er mehrmals mit Aufträgen an den Wiener Hof betraut wurde, wo er gleichfalls in Gunst kam und den Titel eines kaiserlichen Raths erhielt. Er starb als Präses des Rathscollegiums und Direktor des Burglehens Namslau am 18. April 1679. Er dichtete bis in sein Alter, aber weniger aus poetischer Anregung, als zu seinem eigenen Vergnügen und würde seine Gedichte wohl nicht selbst herausgegeben haben, wenn nicht Andere einzelne hätten drucken lassen. Seine Gedichte gab er heraus unter dem Titel: C. H. v. H. deutsche Uebersetzungen und Gedichte. Breslau, 1673, 8°. Später erfolgten daselbst und in Leipzig bis 1730 noch fünf andere Ausgaben und Neukirch veranstaltete deren noch zwei in 7 Theilen, worin er auch das Ungedruckte aufnahm, dabei aber manches Unächte und Veränderte.

143. Die bisher schon übertriebene Richtung verfolgte Daniel Kaspar von Lohenstein bis zum Extrem, obschon er eigentlich viel weniger ein Dichter war und der gelehrte Jurist überall sich bemerklich machte. Seine lyrischen Gedichte sind schwach und Gelegenheitspoesie, sein Roman eine Nachahmung des Anton Ulrich von Braunschweig, seine Heroiden dem Hoffmannswaldau nachgebildet, seine Dramen dem Gryphius. Aber Allen steht er fern und da er deren Kraft, Lieblichkeit und poetischen Grund nicht besaß, so suchte er sie zu überbieten durch größeren Mordspektakel, schwulstigere Redensarten und bombastischeren Stil, so daß er wahrhaft roh und ekelhaft wurde. Die Marinische Unmanier ist hier auf die Spitze getrieben, die Hoffmannswaldauischen grellen Lichter erscheinen gegen Lohenstein mild und dunkel und er scheut selbst das Schändliche und Gräßliche nicht, um Effekt zu machen. Denn Lohenstein war kein Dichter, sondern ein Verstandesmensch, der seinen gelehrten archäologischen Kram in den Stücken an den Mann brachte, eine Menge historische und geographische Kuriositäten benützte, Sentenzen, Sprüche und Witze einmengte und sogar oft da mit Witzreden Effekt machen wollte, wo es geradezu nur die Situation thun sollte und auch that. Sein Trauerspiel Ibrahim Bassa, eine Jugendarbeit, ist noch das Beste von ihm und ist wenigstens regelmäßig angelegt und die Handlung ordentlich fortschreitend; aber seine späteren Stücke setzen sich auch über diese allgemeinen Grundbedingungen des Drama's hinaus. So ist die Cleopatra voll von politischer Geschichte und höchst langweilig; so die Sophonisbe als eine wahre Unnatur geschildert, obschon dies Stück noch weniger anstößig ist und selbst einen Anflug von Poesie hat. Ganz schändlich ist die Agrippina, worin alles Ehrgefühl mit Füßen getreten ist, und ähnlicher Art sind die Epicharis und Ibrahim Sultan gehalten, überall Uebertriebenheit, Unnatur, Gräßlichkeit und Verachtung jedes moralischen Gefühls. Und doch ward Lohenstein von seinen Zeitgenossen geachtet und gepriesen, zog ihm ein langer Schweif von Nachbetern und Nachahmern nach, galten seine Werke als die Musterbilder des guten Geschmacks und glaubte man in ihm die Poesie auf einer Höhe angekommen zu sehen, die nicht mehr überragt werden konnte. Wirklich wäre es auch unmöglich, diese Höhe des Bombastes und Unsinns weiter zu treiben; aber es kostete Mühe, hier die Wahrheit geltend zu machen, und wie noch die Zinzendorfische Poesie von dieser bombastischen Sprache angesteckt ist, so hat sich die Lohensteinische poetische Prosa bis auf unsere Tage erhalten, wo geistesarme Lehrer sie in der Schule pflegen und fördern.

Daniel Kaspar von Lohenstein wurde am 25. Januar 1635 zu Nimptsch in Schlesien geboren, wo sein Vater Einnehmer der kaiserlichen Gefälle war, kam im siebenten Jahre auf das Mariengymnasium in Breslau, schrieb hier sein Trauerspiel Ibrahim Bassa, das er mit den Gymnasiasten aufführte, bezog 1650 die Universität Leipzig, studirte Jurisprudenz und neuere Sprachen, ging hierauf nach Tübingen und machte dann Reisen durch Deutschland, die Schweiz, die Niederlande und Hamburg. Er wollte auch noch Frankreich und Italien bereisen und kam schon bis nach Grätz, aber die Pest bewog ihn zur Umkehr,

er ging noch durch einen Theil Ungarns und dann nach Hause, wo er sich 1657 vermählte und durch seine Frau drei Rittergüter bekam. Im J. 1666 wurde er württemberg-ölsischer Regierungsrath, dann Syndikus seiner Vaterstadt und zuletzt Protosyndikus von Breslau, auch bei Gelegenheit einer Sendung nach Wien kaiserlicher Rath. Er starb zu Breslau am 28. April 1683. Neben seinen vielfachen amtlichen Geschäften fand er immer noch viele Zeit zum Dichten und selbst als ihn die Gicht plagte, stand er nicht davon ab. Seine poetischen Arbeiten sind lyrische, dramatische und ein Roman. Die lyrischen gab er zu Breslau 1680 und 1689 heraus und vereinigte dazu die drei Abtheilungen Himmelschlüssel, Rosen und Hyazinthen, sowie geistliche Gedanken und Thränen. Die geistlichen Gedanken erschienen 1708 auch einzeln zu Breslau. Einiges Andere, wie das beschreibende Gedicht Venus und Lieder, sind in der Neukirch'schen Sammlung von Hoffmannswaldau's u. A. Gedichten enthalten. Die Trauerspiele erschienen: Ibrahim Bassa, Breslau 1689, Agrippina, 1665, 1685; Epicharis, 1665, 1685; Kleopatra, 1661, 1680, 1689, beide Hefte zusammen 1701; Sophonisbe, 1680, 1689; Ibrahim Sultan, zur Vermählungsfeier des Kaisers Leopold, 1673 und 1679. Gesammtausgaben seiner Gedichte erschienen: Trauer- und Lustgedichte, Breslau 1680 und 1689, und: Sämmtliche geist- und weltliche Gedichte, Leipzig 1733, 8°. Ueber seinen Roman Arminius vgl. §. 135.

144. Hoffmannswaldau und Lohenstein werden gewöhnlich die Repräsentanten der zweiten schlesischen Schule genannt, obschon Beide ziemlich von einander verschieden sind und eigentlich von einer Schule nicht die Rede sein kann. Aber verschiedene Poeten traten in die Fußstapfen der Beiden und zwar sowohl im Gebiete des Drama's wie der Lyrik, obschon nach solchen Vorgängern die Nachfolger auf keine Bedeutung mehr Anspruch machen können. Unter diesen mag **Heinrich Mühlpforth** aus Breslau genannt werden, der anfänglich zu schönen Hoffnungen berechtigte, aber früh unterging. Seine Gelegenheitsgedichte verfertigte er in höchster Eile und oft unter den heftigsten Gichtschmerzen, aber sie zeigen doch einen Reichthum glücklicher Gedanken und sinnreiche Mannichfaltigkeit und eine Leichtigkeit in Handhabung der Sprache, welche er eigentlich allein von Hoffmannswaldau gelernt hat, während er sonst mehr der Opitzischen Weise treu blieb und nicht so übertrieb wie Hoffmannswaldau, dessen Wechselbriefe er glücklich nachahmte. Im Drama fand Lohenstein einen Nachfolger an dem Schlesier **Johann Christian Hallmann**, der dessen Manier jedoch wieder dem Volke näherte, Harlekinsspäße einmischte, Pastorelle und Singspiele verfaßte, wie den Adonis und die Urania, und sogar zur Oper überging, wohin seine Katharina von England zu rechnen ist. Seine Tragödien Marianne und Stratonice sind dagegen wieder mehr Lohensteinisch. Ein dritter Nachfolger, **Aug. Ad. von Haugwitz** aus der Lausitz, ahmte zwar auch diese Manier nach, aber schon viel weniger hochrednerisch und mehr für das Theater passend, wie er auch schon Pariser Ballete für das Dresdener Hoftheater einrichtete.

Heinrich Mühlpforth, der Sohn eines Kaufmanns zu Breslau, ist daselbst am 10. Juli 1639 geboren, wollte, als er im zwölften Jahre seinen Vater verloren, zuerst Maler und dann sollte er Apotheker werden, machte aber in Erlernung alter Sprachen solche Fortschritte, daß er 1658 in Leipzig Medizin studiren konnte. Die übereilte Verbindung mit einem zanksüchtigen Weibe verleidete ihm den Aufenthalt daselbst und sein Studium, weshalb er 1660 nach Wittenberg ging, um Jurisprudenz zu studiren. Später

erhielt er zu Breslau die Stelle eines Notars beim Consistorial- und Vormundschaftsgericht, die er pflichttreu bekleidete, bis er am 1. Juli 1681 starb, wie erzählt wird, durch eine unregelmäßige Lebensweise sich selbst den frühen Tod herbeiführend. Hoffmannswaldau, den er doch so sehr in lateinischer und deutscher Sprache gefeiert hat, machte schon bei Mühlpforth's Lebenszeit die epigrammatische Grabschrift auf ihn: Neun Wörter und nicht mehr soll diese Grabschrift haben: — Hier unter diesem Stein liegt Gicht und Durst begraben. — Seine ersten poetischen Versuche machte Mühlpforth auf dem Gymnasium und später trug ihm die Gelegenheitspoesie Manches ein. Er war zu bescheiden, um seine Gedichte herauszugeben, die daher erst nach seinem Tode erschienen: Heinrich Mühlpforth's teutsche Gedichte. Breslau, I. Thl. 1686; II. Thl. 1687, 8°. Auch erschienen von ihm: Henrici Mühlpforti Poemata. Breslau 1686. Vgl. Kahlert in schlesischen Provinzialblättern 1836, St. 34. — Johann Christian Hallmann, um 1650 in Breslau geboren, studirte in Jena, war 1684 Candidat der Rechte, prakticirte beim kaiserlichen Oberamte in Breslau, lebte dann in Wien in größter Dürftigkeit, suchte vergebens durch den Uebertritt zur katholischen Religion sich Ehrenstellen zu erwerben und starb 1716 zu Wien. Seine Trauer-, Freuden- und Schäferspiele (7 an der Zahl) erschienen um 1684 zu Breslau. Seine Trauerspiele sind: nie beleidigte Liebe oder die großmüthige Marianne (1670); die himmlische Liebe oder die beständige Märtirin Sophia (1671); die göttliche Rache oder der verführte Theodoricus Veronensis (1684); die denkwürdige Vaterliebe oder der vor Liebe sterbende Antiochus und die vom Tode errettende Stratonice, ein Trauer-Freudenspiel (1684). Ferner ist opernartig: Katharine von England (1684); Adonis (1673) und Urania (1667); endlich sind Uebersetzungen: die unüberwindliche Adelheide (1684) und der tapfere Heracleus. — August Adolf von Haugwitz, aus dem bekannten Geschlechte in der Lausitz, lebte gegen das Ende des 17. Jahrhunderts und schrieb: Schuldige Unschuld oder Maria Stuarda, Königin von Schottland (in Prosa 1683) und Obsiegende Tugend, oder der bethörte, doch wieder bekehrte Soliman (in Versen 1684). Ersteres ein Trauer-, letzteres ein Mischspiel, beide enthalten in seinem Prodromus poeticus, Dresden 1684, 8°. Er wollte sogar den Wallenstein dramatisch behandeln.

145. In Schlesien, wo dieser Anfang für das gelehrte Drama gemacht wurde, breitete es sich nicht sonderlich viel aus, dagegen treffen wir in den verschiedenen Gegenden Deutschlands einzelne Fortsetzungen dieser Anfänge, besonders an den Höfen, bei Feierlichkeiten und Festen und an den Schulen. Hier wirkten eine Menge untergeordneter Poeten, die alle keiner Erwähnung verdienen, und wie Schwieger zu Rudolstadt einige Stücke für Hoffeste schrieb, die auf dem Schlosse Heydeck aufgeführt wurden, so war besonders Christian Dedekind in Dresden thätig und hat eine ganze Menge geistlicher Gedichte und Operntexte geschrieben, worin er die italienische Oper nachahmte und die wunderlichsten Dinge zusammenreimte, wie z. B. in seinem sterbenden Jesus Judas sich auf der Bühne erhängt, indeß der Satan dazu ein Echo macht, dann Judas am Stricke zerplatzt und der Satan die Eingeweide in einem Korbe auffängt und eine Arie dazu singt. Ueberhaupt kam nun die Oper in die Höhe und kein Schauspiel konnte sich erhalten, wenn es nicht wenigstens am Schlusse der Akte Chöre hatte. Bei der Oper erlaubte man sich Alles, sogar das Widersprechendste, und die Einheit beachtete man gar nicht mehr, denn der einzige Zweck war, Aug und Ohr zu unterhalten und die Sinne zu kitzeln, wie es ganz dieser üppigen und wollüstigen, verdorbenen Zeit entsprechend war. Nach der

Dichtung richtete sich die Musik nicht, sondern diese war Hauptsache und wie es der Hof verlangte und zwar oft bis in die geringsten Einzelnheiten hinein, und wie es gerade der vorhandene Apparat erlaubte, mußte Alles zusammengereimt werden. Es ist ganz erstaunlich, zu sehen, wie viele Opern in dieser Zeit verfaßt wurden und von dem Prachtaufwande derselben zeugen hinlänglich einzelne Aufführungen, wovon z. B. am Wiener Hofe unter Karl VI. zwei Opern 120,000 Gulden Kosten verursachten, obschon dort blos die Sänger, nicht aber die Virtuosen gut bezahlt wurden. Zu Hamburg glänzte am Ende des 17. Jahrhunderts die Oper vorzüglich und neben Kayser trat dort bis 1709 selbst ein Händel mit seinen Compositionen auf. Dort war nämlich schon 1678 ein Opernhaus gegründet worden; aber seit 1702 verfiel auch hier die Oper wieder, obschon sie vortrefflich eingerichtet war und besonders gute Maschinerien hatte. Man gab geistliche und weltliche Opern; Hölle und Teufel, Götter und Drachen, Donner und Regen, Ballette und Blutscenen traten darin auf und Alles nahm eine phantastische, groteske Richtung. Man darf sich daher auch nicht verwundern, daß ungeachtet ihrer Massenhaftigkeit und Menge die Oper doch an und für sich in ihrem Keime verdorben war und zu keinem Werthe gelangen konnte, der auch später sich noch geltend machen durfte. Am meisten verlor aber die Oper durch den Abfall von Hunold und Postel, die sich von ihr wegwandten, nachdem sie unstreitig unter den Operndichtern die besten gewesen waren; denn sie selbst erkannten, wohin die Oper gerathen war, und wollten nichts mehr davon wissen, wie selbst Händel, der Componist, zum Oratorium überging, um darin seinen Ruhm zu erobern und seine Opern damit vergessen zu machen. Zum Verderben der Oper trug aber auch der Umstand bei, daß das Schauspiel wieder aufkam, indem man französische Stücke von Racine, Moliere u. A. übersetzte und bessere Schauspieler auftraten, wie sie z. B. die Treu'sche und Veltheim'sche Gesellschaft besaßen. Ja letztere hätten sogar sehr günstig wirken können, wenn sich nicht zu oft Frauen an die Spitze dieser Trupps gestellt hätten, welche wieder von ihrer Höhe herabstiegen. Es artete nämlich das Schauspiel wieder in den gemeinen Volkswitz aus, der Harlekin wurde läppisch, steif und hölzern und unsere Komik so platt, daß Gottsched ganz Recht hatte, den Hanswurst feierlichst vom Theater zu verbannen. Denn wohl ist es Schade, daß der Kern zu einer solchen komischen Figur vernichtet wurde, aber in solcher Gestalt, wie der Hanswurst war, konnte ewig nichts Gutes daraus entspringen.

Ueber die Geschichte des Drama's: Gottsched's nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, sowie die Nachlese dazu von Friesleben. Barthold Feind's Abhandlung über die Opern vor seinen deutschen Gedichten, Stade 1708, 8°.

146. Wie schon Gryphius das Lustspiel neben dem Trauerspiel bearbeitete, so folgte ihm auch Christian Weise, nur daß dieser von dem unnatürlichen Pathos und der schwulstigen Buntmalerei zur Einfachheit und Natur zurückkehrte. Hätte er nicht in seinen weltlichen und geistlichen Gedichten die Natur

gar zu prosaisch aufgefaßt und die Poesie verwässert, so würde sein Name bedeutend höher geachtet werden, denn im Lustspiele hat er offenbar wieder eine gesunde Richtung eingeschlagen und vielfach das Richtige so gut getroffen, als es nur die Zeit erlaubte. Im Lustspiel schränkte er sich nicht in die starre Regel ein, gab er die antike Einrichtung auf und suchte er die Personen viel schärfer zu charakterisiren, als es bisher geschehen war, wodurch es ihm auch möglich war, mehr Personen einzuführen und die Handlung kürzer und dramatischer zu machen. Er hielt sich freilich oft zu viel an die Natur, aber er weiß doch Maaß zu halten und sogar im Possenspiele, wo er sich in der niederen Gesellschaft bewegte und die Gefahr des Mißgriffs zu groß war. Er war dagegen, daß man neutestamentliche Stücke schrieb, und hätte gut gethan, dies auch mit den alttestamentlichen zu thun, in die er die Possen und Späße der neuen Zeit verlegte und den Stoff für Schul- und Lehrzwecke passend zu machen suchte. Auch im Sing- und Satirspiel war er nicht glücklich, während ihm das Intriguen- und und Novellenstück ganz wohl gerieth. Darunter zeichnen sich „die triumphirende Keuschheit“ und „der Pickelhäring“ aus. Am besten sind seine eigentlichen Possenspiele, worin er die pedantische Schulweisheit verhöhnt, den Gebrauch der deutschen Sprache verficht und gegen die Verrücktheiten der Modesucht auftritt, indem er dagegen Natur und Einfachheit setzt und so volksmäßig den Stoff zu bearbeiten weiß, wie er es sonst selten that, so daß man ihm die unterlaufenden Derbheiten gerne verzeiht. Seine ersten Stücke sind dagegen ohne Gehalt und es schadete ihm überhaupt, daß er sich zu sehr an Opitz hielt. Er fand viele Nachahmer, aber alle geriethen auf große Abwege, verbanden das Possenspiel mit dem Singspiel und lieferten die unfläthigsten Stücke. Dieser Art sind die dramatischen Produkte von Christian Friedrich Henrici zu Leipzig, der sich auch Picander nannte und die erbärmlichsten Pickelhärings-späße auf die Bühne brachte.

Weise führt uns wieder auf die lyrische Poesie zurück, denn auch in ihr versuchte er sich. Nachdem nämlich durch festes Zusammenhalten die Poeten wieder zur Geltung gelangt waren und die Volkspoesie ganz schwieg, schieden sich zuerst von den adeligen die gelehrten oder schulmeisterlichen Poeten ab, und bald begann von der Schweiz und Niedersachsen her die Polemik und brach die Kritik ihr bisher befolgtes Schweigen, welches der Dichtung selbst höchst schädlich gewesen war. Weise selbst war der Mittelpunkt dieser mehr schulmeisterlichen Poeten, wähnte, daß die Poesie nun nicht höher steigen könne, und betrachtete sie nur als Nebenbeschäftigung und als bestimmt für pädagogische Zwecke, weßhalb man nicht mit Unrecht sagen kann, die Schuljugend sei seine Muse gewesen. Er suchte neben dem üblichen Fabriciren lateinischer Verse auch das deutsche Versmachen in den Schulen einzuführen, um dadurch bessere Gewandtheit im Schreiben und im Sprechen zu erzielen, wie er ja auch seinen Dramen den Nebenzweck setzte, reden zu lehren und dabei dem Geiste Unbe-

fangenheit, dem Körper die für das Leben nöthige Anmuth und Gewandtheit zu geben. So rühmlich in mancher Hinsicht seine Absicht sein mochte, so verderblich wurden die Folgen, denn er erzog dadurch ein ganzes Heer von Dichterlingen und Wasserpoeten, die den Geschmack verdarben und das jämmerlichste Zeug producirten. Seine eigenen lyrischen Gedichte sind gewöhnliche Reimereien in der einfachen Natürlichkeit, die in's Triviale und Platte herabsinkt. Die Gedichte seines späteren Alters sind dagegen durch Inhalt und Ton von denen seiner Jugend sehr verschieden. In seinen „überflüssigen Gedanken“ machte er zum Erstenmal den Versuch, eine Anzahl lyrischer Gedichte in Dialogen einzuleiten und zu erläutern, und hier erscheint er überall als ein lustiger, aber doch etwas roher Gesell von lebhaftem Geist und von Witz, jedoch ohne feingebildeten Geschmack. Keinen Stoff verschmähend, läßt er bald launig, bald burlesk und possenhaft seine Empfindungen spielen, bald knüpft er an kleine Lebensvorgänge irgend einen Gedanken oder Einfall, den er nach seiner Weise in leichten Reimen mit Humor witzig und keck, leider aber auch hier und da mit einer gegen Sitte und Geschmack verstoßenden Zügellosigkeit durchführt. Hohe Gedanken, kühne Bilder und pomphafte Sprache sind nicht seine Sache und er zeigt sich überall als Gegner der herrschenden Zeittendenzen. Uebrigens müssen die Verhältnisse, in denen er seine Jugend zubrachte, Manches entschuldigen; er selbst erklärte seine Jugendarbeiten für poetische Steckenreiterei und eine der Natur abgetragene Schuld, gab sie aber doch wieder heraus, sie (ironisch?) für Allegorie anzusehen bittend. In seinen späteren Gedichten suchte er diese Jugendsünden wieder zu versöhnen. Sie bestehen aus Gelegenheitsgedichten, wozu nur selten eigene Erlebnisse den Stoff lieferten. Hier ist der Uebermuth der Jugend und der Anflug von Poesie nicht mehr vorhanden, obschon auch Einiges nicht übel gelungen ist. Auch einige fromme, einfache geistliche Lieder, denen jedoch die Poesie der begeisterten Andacht älterer Liederdichter abgeht, finden sich dabei. Uebrigens verdient Weise nicht so geschmäht zu werden, wie es oft geschieht; Einzelne seiner Lieder klingen ganz volksmäßig und sie schlagen oft einen heitern, neckischen Ton an, der ganz lieblich klingt.

Ueber Weise §. 139. Christian Friedrich Henrici war 1700 zu Stolpen bei Meißen geboren, studirte in Wittenberg und Leipzig, erwarb sich sein Brod daselbst durch seine Gedichte, erhielt 1727 eine Stelle beim Oberpostamt daselbst, ward im Steuerfach beschäftigt und starb 1764 als Oberpostcommissarius. Er gab heraus: Ernste, scherzhafte und satirische Gedichte, Leipzig 1727—37, 4 Bände 8°, und zweite Ausgabe 1748—51 in 5 Bänden; ferner 1729 den Text zur Passionsmusik von Sebastian Bach; Picander's deutsche Schauspiele, Berlin 1726, 8°, worin drei Lustspiele in Prosa stehen, nämlich: der academische Schlendrian, der Erzsäufer und die Weiberprobe, welche für die Leipziger Bühne geschrieben waren.

147. Einer der treuesten Anhänger Weise's war Daniel Georg Morhof, ein vielseitig gelehrter Professor zu Rostock und dann zu Kiel, der seine deutschen Gedichte ebenfalls als Nebenarbeiten ansah, aber bereits in mancher

Hinsicht ein gesundes Urtheil zeigte. So setzte er Flemming über Opitz und seine Gedichte zeigen schon die Flemming'sche Richtung. Auch schrieb er einige kernhafte Epigramme und machte sogar den Versuch, Horazische Oden als Beispiele der verschiedenen deutschen Reimgebäude zu bearbeiten. Er schrieb nämlich einen „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie“, worin er den theoretischen Theil kurz abfertigt, weil er von den Regeln weniger hoffte und die unmittelbar und frei hervorquellende Poesie viel höher achtete. Er schied auch zuerst die epische, dramatische und lyrische Poesie strenger von einander und erkannte das Sangbare als Hauptforderung an die Lyrik, hielt aber ein Epos für unmöglich, jedoch wohl mehr aus dunkler Ahnung, als aus bestimmter Erkenntniß, daß dazu die Zeit nicht mehr vorhanden sei. Auch scheint Morhof die altdeutsche Poesie, soweit er sie kannte, besser gewürdigt zu haben, denn er lobte den Hans Sachs, auf den diese Zeit sonst verächtlich herabsah. In dieser Hinsicht urtheilte auch J. G. von Eckhard ähnlich, indem er sich der Meistersänger annahm und, wiewohl schüchtern, dieselben mit den Dichtern seiner Zeit zu vergleichen wagte. Im Allgemeinen rief Weise's nüchterne Poesie nur ganz alltägliche, platte Dichtungen hervor und allseitig schossen solche Dichter auf, die in den Nebenstunden Reime schmiedeten und dieß als Zeitvertreib ansahen. Dahin gehört Weise's Nachfolger im Amte, der Zittauer Rector Joh. Christoph Wenzel, der mit seinen Lorbeer-, Cypressen- und Cederwäldern und Rosengebüschen vielen Beifall gewann, was eben kein gutes Zeichen der Zeit war; ebenso dessen Nachahmer Christoph Heinrich Amthor, der in der Lohenstein'schen Manier voll Rohheit und Affektirtheit fast nur Gelegenheitsgedichte machte und trotz diesem doch eine Zeitlang hoch geachtet wurde, so erbärmlich auch seine Poesie war. In dieselbe Kategorie gehören dann noch Corvinus und der erwähnte Henrici, deren poetische Produkte aus faden Stadtklatschereien, rohem Humor und ärmlichen Witzen bestehen, daß es ganz unbegreiflich ist, wie sie nur Leser für solches elende Zeug finden konnten.

Daniel Georg Morhof, einer der größten Gelehrten seines Jahrhunderts, war 1639 zu Wismar geboren, studirte in Rostock, wurde daselbst Professor der Poesie 1660, reiste in demselben Jahre nach Holland und England, kam 1665 nach Kiel, machte nochmals Reisen in die genannten Länder und starb 1691 zu Lübeck. Von ihm erschien außer zahlreichen anderen und nicht hierher gehörigen Werken: Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie, Kiel 1682, Lübeck 1700 und 1718; diesem Buche sind als Anhang 500 Seiten Gedichte beigefügt die er schrieb, und welche ganz ordentlich sind. — Eckhard lebte 1674—1730, war der Nachfolger Leibnitzens und schrieb, als hieher gehörig: Poetische Nebenstunden von H. A. E. G. v. D. 1721. — Joh. Christoph Wenzel ist geboren 1659 zu Unterellen bei Eisenach, wurde 1695 Direktor der Landschule zu Altenburg, 1713 Direktor des Gymnasiums in Zittau und starb 1723. Sein obengenanntes Buch erschien 1709. — Christoph Heinrich Amthor war 1678 zu Stollberg geboren, wurde Professor der Rechte und Staatswissenschaften zu Kiel, dann um 1717 königlicher Kanzlei- und Regierungsrath, Historiograph und Präsident zu Rendsburg, später Justizrath und starb 1721 zu Kopenhagen. Poetischer Versuch einiger deutschen Gedichte und Uebersetzungen, Flensburg

1717, 8°; zweite Ausgabe, Rendsburg 1734, 8°. — Gottlieb Siegmund Corvinus, 1677 zu Leipzig geboren und daselbst 1146 als praktischer Jurist gestorben, schrieb unter dem Namen Amaranthes: Proben der Poesie in galanten verliebten Scherz- und satirischen Gedichten, Frankfurt 1710, 1711, 2 Thle. 8°, und unter seinem eigenen Namen: Reifere Früchte der Poesie, Leipzig 1720, 8°. — Ueber Henrici S. 146.

148. Ein eifriger Verehrer von Weise war auch Erdmann Neumeister, der in Weise einen zweiten Aristophanes erkannte und auch sonst ein sehr falsches Urtheil fällt, indem er die ordinärsten Poeten über die besseren setzte und Hoffmannswaldau hoch hielt. Er selbst gab Gedichte heraus, welche ganz erbärmlich sind, und schrieb ein Buch über die Kunst, zur reinen und galanten Poesie zu gelangen, worin er wohl die Weise'sche Ansicht wiederholt, daß Alles auf die poetische Inspiration ankomme, aber den naiven Glauben hegt, man könne diese Inspiration künstlich hervorbringen. Ein anderer Gelehrter, Burchard Mencke in Leipzig, sah ebenfalls die Poesie als eine Art müßiger Beschäftigung zur Ausfüllung von Nebenstunden an und verfaßte neben seinen gelehrten Arbeiten eine Anzahl Gedichte, ohne irgend einen inneren Beruf dazu zu haben. Anfangs galten ihm Hoffmannswaldau und Abschatz als die größten Vorbilder und er schrieb sehr hölzerne, armselige Gedichte voll Kleinlichkeitskrämerei und sogar Satiren, die freilich nur Armseligkeiten betrafen, da er meinte, daß man Personen von höherem Ansehen und Familie verschonen müsse, wobei er sich auf den Franzosen Boileau berief; später aber verließ er diese schulmeisterliche Richtung, nahm Besser und König als Vorbilder und ahmte die Franzosen und Engländer nach. Er trug viel dazu bei, daß deren Literatur, besonders aber die französische, in Deutschland Eingang fand, und wie schon sein Vater in Leipzig mit den Actis eruditorum die erste deutsche Zeitung gründete, so nahm er daran eifrigen Antheil und bald ward französische Bildung an allen Höfen, bei allen Vornehmen eingeführt. Das in Leipzig gegebene Beispiel ward auch in Hamburg befolgt und selbst Thomasius begann ein Journal, die freimüthigen Gedanken, in deutscher Sprache, welches auch die Poesie besprach und der Kritik ein weites Feld öffnete. Zugleich suchte man wieder das Gesellschaftswesen in neuen Schwung zu bringen und Leibnitz gab sich alle Mühe, in Wien, Dresden und Berlin Akademien nach dem Muster der französischen in's Leben zu rufen, was ihm bloß in Berlin 1701 gelang, eine allgemeine Grammatik zu begründen und ähnliche Vorschläge auszuführen. Dies konnte unserer Sprache und Literatur gefährlich werden, glücklicherweise kam es aber auch nicht zu Stande und wenn auch Mencke in Leipzig wirklich eine deutsche Gesellschaft stiftete, die unter Gottsched später zeigte, welche Gefahren solche Unternehmen bringen konnten, so brachten doch die Schweizer bald ein heilsames Gegengewicht und ward die Kritik täglich regsamer. Den wichtigsten Nutzen stifteten diese Zeitschriften jedoch dadurch, daß sie die Gelehrten und Dichter einander näher brachten, die Bücher rasch verbreitet und besprochen wurden und die Poeten nun nicht mehr für einen näheren und besonderen Kreis

von Gönnern und Freunden schrieben, sondern ihre Produkte vor den allgemeinen Richterstuhl der Kritik kamen, wo von den äußersten Gränzen des Vaterlandes sich vielfache Stimmen darüber laut machten. Die erbärmlichen Produkte des kleinlichen Alltagslebens konnten daher nimmer bestehen, die Kritik wurde schärfer und man legte einen strengeren Maaßstab an, zumal nun auch die Scaliger'sche Poetik außer Geltung kam und man durch Boileau auf Horaz gewiesen wurde, der das Wesen der Poesie schärfer und strenger erfaßte und wieder auf den größeren Meister Aristoteles zurückwies, mit dessen genauerem Verständniß erst wieder eine gesundere, frischere und lebensvollere Poesie möglich war, was freilich noch längere Zeit, Uebung und zahlreiche Reibungen verlangte, ehe man diesem Ziele näher kam.

Erdmann Neumeister, geboren 1671 zu Uechtritz bei Weißenfels, studirte in Leipzig, wurde dort Privatdocent, dann Pfarrer an verschiedenen Orten, 1704 Hofdiakonus und Hofprediger in Weißenfels, 1706 in Sorau, kam 1715 als Geistlicher an die Jakobskirche in Hamburg und starb im Jahre 1756. Er schrieb unter Anderem: Die allerneueste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen 2c., an's Licht gestellet von Menantes (Hunold), Hamburg 1707 und später noch mehrere Ausgaben. Das Beste von ihm sind seine geistlichen Lieder, auch schrieb er eine nicht unwichtige Dissertation über die Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, der wir manche interessante Schrift verdanken. — Johann Burchard Mencke, der Sohn von Otto Mencke, ist 1675 zu Leipzig geboren, wurde 1699 daselbst Professor der Geschichte, war ein sehr gelehrter Mann und in vielen Gebieten des Wissens thätig, nannte sich Philander von der Linde vor seinen Gedichten, stiftete 1697 die deutsche Gesellschaft und starb 1732. Seine eigenen Gedichte und Uebersetzungen gab er in Leipzig 1710—13, 8° in 4 Theilen heraus. Seine Galanten Gedichte erschienen aber schon früher. Ueber sein Leben schrieb R. Treischke, Leipzig 1842.

149. Während diese Vorbereitung in Sachsen erfolgte, stand in Schlesien noch das Ansehen Hoffmannswaldau's fest und fand er zahlreiche Nachahmer, die jedoch meistens nicht für die Oeffentlichkeit dichteten. Dahin gehören Hans von Assig aus Breslau, dessen Gedichte erst nach seinem Tode erschienen, und Hans Aßmann Freiherr von Abschatz, der die Italiener nachahmte und von seinem Freunde Lohenstein das pomphafte und schwülstige Formenwesen dieser Schule annahm, das er jedoch öfters abwarf, um mehr in natürlicher Freiheit und Anmuth zu dichten oder die weite Form durch den reichen Strom ihrer Empfindung und Phantasie auszufüllen. Ein inniges, warmes Gefühl der Liebe und Andacht durchdringt die meisten seiner weltlichen und geistlichen Lieder und selbst der reiche Bilderschmuck in den geistlichen Stücken drückt den Schwung des frommen Geistes nicht nieder. Mehrere seiner patriotischen Lieder zeigen eine gediegene Manneskraft und ein edler, gegen Halbheit und Eitelkeit zürnender Sinn, sowie die Klugheit des behaglichen Hauslebens traten in seinen gnomischen und epigrammatischen Versen hervor, deren Manche den Logau'schen an Gesinnung, Form und Gehalt verglichen werden können. Bemerkenswerth ist auch bei ihm, daß er religiöse, moralische und Naturbetrachtungen vereinigt. Dagegen ist Christian Gry=

phius schon mehr zu den wässerigen Poeten zu rechnen, indem er zwar die Schlesier der zweiten Schule bewunderte, aber dann doch wieder gegen dieselben stritt, die Italiener vorzog, auf Opitz verwies und sich in Declamation und hohler Poesie erging, die von der seines Vaters nichts erbte, als das Schwermüthige, das jedoch bei Christian Gryphius bis in's Abscheuliche und Eckelhafte herabsank. Am besten sind noch seine Jugendgedichte, die einen Anflug von seines Vaters Geist haben; im Allgemeinen sind sie aber sehr geringhaltig und unterliegen zu sehr der Weise'schen platten Manier. Uebrigens thut man ihm Unrecht, wenn man glaubt, er habe bloß die Italiener und deren französische Schule empfohlen; er that es bloß für den Fall, daß man nicht zu den Mustern der Griechen und Römer selbst zurückgehen könne, die er schon als Rektor des Breslauer Magdalenengymnasiums kennen und schätzen mußte. — Diese Dichter allein hatten mehr in die Richtung von Andreas Gryphius hinübergelenkt, während man sonst mit mehr Vorliebe bei der heiteren und galanten Poesie des Hoffmannswaldau stehen blieb. Letztere ward wieder von Benjamin Neukirch gepflegt, der ganz in der Manier desselben und Lohenstein's dichtete und am besten die Bestimmung der Hoffmannswaldau'schen Richtung würdigte. In seiner Anthologie von Hoffmannswaldau's und Anderer Gedichten zeigte er sogar eine Ahnung vom wahren Wesen der Poesie und verzweifelte nicht mehr am Epos, sondern glaubte nur, daß epische Dichter selten auftreten, auch die Franzosen nicht dazu berufen seien, die mehr für lyrische und Gelegenheitspoesie, sowie für das Drama Talent haben. Als das Galante bei den Franzosen erkannte er nicht mehr seltsame Bilder an, sondern Gedanken und die geistreichen Lichtblitze und hierin, glaubte er, könne man sich leichter und mit mehr Glück versuchen, wie auch Hoffmannswaldau der Repräsentant dieser Gattung selbst war. Mit ihm schloß er die schlesische Dichtung ab und wirklich verlor dieselbe nicht nur ihre Selbstständigkeit, sondern Neukirch selbst wandte sich später davon ab und dem französischen Geschmacke zu, den die Canitz und Besser einführten, der aber mit seiner einfacheren Diction dem Neukirch die Hülle raubte, unter welcher er seine Gedankenleere und Mittelmäßigkeit verborgen hatte und die so groß war, daß er Fenelon's Telemach wirklich für einen epischen Stoff nahm und in deutschen Alexandrinern reimte. Ungeachtet dieser Armseligkeit Neukirch's stand er aber doch in hohem Ansehen und selbst Gottsched gab noch seine Gedichte heraus, was Neukirch in richtigerer Würdigung seiner selbst nicht mehr thun wollte.

Hans von Assig war 1650 zu Breslau geboren und starb 1694 daselbst. Seine Gedichte erschienen 1719 zu Breslau. — Hans Aßmann von Abschatz ist am 4. Febr. 1646 zu Würbitz in Schlesien geboren, wurde nach seines Vaters frühem Tode von der Mutter erzogen, verlor auch diese schon im dreizehnten Lebensjahre und kam dann auf das Gymnasium zu Liegnitz, wo er sechs Jahre blieb und dann zu Straßburg und Leyden Jurisprudenz und Staatswissenschaften studirte. Hierauf machte er drei Jahre lang Reisen durch Holland, Frankreich, Italien, bewirthschaftete dann die väterlichen Güter und ver-

heirathete sich 1669. Nach dem Aussterben der Piasten 1675 wurde Abschatz an das Ruder der Geschäfte für das Fürstenthum Liegnitz berufen, um die Rechte des Landes gegen Kaiser Leopold zu wahren, wurde zweimal an denselben geschickt, der ihn bei dieser Gelegenheit in den Freiherrenstand erhob, und zog sich dann auf seine Güter zurück, wo er seine Mußezeit der Poesie widmete und am 22. April 1699 starb. Abschatz übersetzte zuerst den Pastor fido, den er aber Anfangs blos für seine Freunde bestimmte. Erst nach seinem Tode wurden seine poetischen Schriften, wahrscheinlich durch Christian Gryphius, herausgegeben. Herrn Hannß Aßmanns Freyherrn von Abschatz Weyl. gewesenen Landes-Bestellten im Fürstenthum Liegnitz, und bei den Publ. Conventibus in Breßlau Hochansehnl. Deputirten Poetische Uebersetzungen und Gedichte. Leipzig und Breßlau, bey Christian Bauch, Buchhändler Anno 1704, 8°. — Der Inhalt davon ist: Die Uebersetzung des Pastor fido und der Scherzsonette Adimari, weltliche Gedichte (theils Liebeslieder unter dem Titel: Anemons und Adonis-Blumen, theils Gelegenheitsstücke, theils vermischte Poesien); geistliche Gedichte mit dem Titel Himmelschlüssel und Epigramme und Reimsprüche gnomischer Gattung. — Christian Gryphius, der älteste Sohn von Andreas G., ist 1649 zu Fraustadt geboren, wurde 1674 Professor am Elisabethgymnasium zu Breslau, 1686 Rector des Magdalenäums und starb 1706. Seine Gedichte sind meistens geistliche Gedichte und Gelegenheitspoesie und erschienen unter dem Titel: Poetische Wälder, zu Frankfurt, 1698, 8°, und später noch eine Auflage. — Benjamin Neukirch, der Sohn eines Beamten, ist am 27. März 1665 zu Reinke in Schlesien geboren, besuchte die Schule des polnischen Städtchens Bojanova, dann ein Gymnasium zu Breslau, studirte die Rechte zu Frankfurt a. d. O. und Halle und, nach kurzem Zwischenaufenthalte in Schlesien, zu Leipzig, wo er 1689 die erste Ausgabe von Lohenstein's Arminius besorgte, war 1691 in Berlin als Sachwalter thätig, gab aber diesen Erwerbszweig auf, um als Dichter am Hof sein Glück zu machen, wo er denn keine Gelegenheit versäumte, sich dem Hofe und den Mächtigen zu empfehlen, an seinen Nothstand zu erinnern und um Brod zu betteln. Allein seine Hoffnungen schlugen fehl, woran auch Besser schuld sein soll, und als der Churfürst die Nachtigallen unter seinen Schutz nahm, brach er in rührende Klagen aus. Endlich bekam er eine kärgliche Anstellung an der Ritterakademie in Berlin und hier, wo er fast ebenso bedrängt war, fühlte er sich doppelt verlassen, weil er erkannte, welch' klägliche Rolle ihn das Lobdichten spielen lasse. Als König Friedrich I. die Ritterakademie aufhob, war er wiederholt sehr übel daran, bekam aber endlich den Ruf als Hofrath und Lehrer der Prinzen nach Anspach, wo er in günstige Verhältnisse kam und im August 1729 starb. In seinen letzten Jahren übersetzte er den Telemach in Alexandrinern, der prachtvoll ausgestattet zu Anspach in drei Bänden, 1726, 1738 und 1739 in Folio und dann in wohlfeilerer Ausgabe in 8°, I. Bd. 1738 zu Berlin, II. und III. Bd. 1739 zu Frankfurt und Leipzig erschien. — Eine vollständige Sammlung seiner Gedichte wollte er nicht herausgeben, sondern theilte blos einen Theil lyrischer Versuche in seiner Sammlung der Gedichte von Hoffmannswaldau &c. unter dem Zeichen N. B. mit. Andere (geistliche Oden, Psalmen und Satiren) erschienen ohne sein Zuthun in Gottf. Benj. Hanke's Gedichten (Dresden 1727) und in v. Hohberg's Beitrag zum schlesischen Helikon (Sorau 1733). Endlich erschien nach einseitigen Ansichten Gottsched's eine Auswahl weltlicher und geistlicher Oden, davidischer Psalmen, Satiren, poetischer Sendschreiben &c. unter dem Titel: Herrn Benj. Neukirch's, weil. markgräflich brandenpurg-anspach'schen Hofraths, auserlesene Gedichte, aus verschiedenen poetischen Schriften gesammelt und mit einer Vorrede von dem Leben des Dichters begleitet von Joh. Christ. Gottscheden. Regensb. 1744, 8°.

150. Am Wendepunkte des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zeigte sich zuerst der Einfluß der französischen Literatur auffallender als bisher und es war gut, daß dieselbe an den glanzvollen Höfen zu Wien

und Dresden und beim neuen Könige von Preußen Eingang fand und nicht die deutsche Literatur sich daselbst einen Heerd gründete, weil von daher nur nachtheilige Folgen zu erwarten waren. In Berlin fand der französische Geschmack eine bleibende Stätte durch **Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz**, der in Paris die glänzenden literarischen Kreise gesehen hatte und schon dadurch sich von der steifen und pedantischen Schulmeisterpoesie der Deutschen abwandte und in den Franzosen seine Vorbilder sah. Er führte in die Poesie wieder die feinere oder doch anständigere Sitte des Hofes ein, förderte andere Talente und kehrte von dem bisherigen Bombaste zur Einfachheit und Natürlichkeit zurück. Von ächter Poesie ist jedoch auch bei ihm nur wenig zu finden, wie er überhaupt sein dichterisches Talent selbst nicht zu hoch anschlug. Unter dem Einflusse Boileau's dichtend, ist bei ihm die Sprache gemessen, edel, rein und fließend und hierin geht er selbst Wernicke vor. Von seinen lyrischen Gedichten sind die geistlichen, welche fromme Gefühle in reiner Sprache darstellen, die besseren, obschon sie noch sehr fern vom ächten Kirchenliede stehen; seine Elegie auf den Tod seiner ersten Gemahlin, so sehr sie gerühmt ward, ist nur schwer zu genießen und selbst seine Satiren, die ungeachtet der ermüdenden Geschwätzigkeit einst überschätzt wurden, sind nur nüchterne Schilderungen ohne Witz oder gründlichen Zorn und ohne individuelles Leben. Er erscheint darin bloß als Diplomat und Hofmann und setzte die Satire nicht mit der Zeit in Verbindung, was allein seine Satire über die Poesie thut, die er jedoch ebenfalls nur als Nebenbeschäftigung ansah. Etwas besser gelang ihm das leichte Geplauder der versifizirten Epistel, die aber auch voll Geschwätzigkeit sich über das Alltägliche zu verbreiten pflegt, wie überhaupt Canitz mehr ein Salonsplauderer war, der in den Büchern nur blätterte, aber in nichts tiefer einging.

Friedr. R. L. Freiherr von Canitz, der Sohn des Brandenburgischen Hofkammergerichtsraths Ludwig von Canitz, ist am 27. Novemb. 1654 zu Berlin geboren, kurz nach des Vaters Tod, wurde bei seiner Großmutter erzogen und ging 1671 auf die Universität Leyden, 1672 aber nach Leipzig, wo er bis 1675 glückliche Jahre verlebte und dann mit einem erfahrenen Führer nach Rom, Lyon und Paris, 1677 aber über England und Holland zurückreiste, Verbindungen anknüpfte, Kenntnisse und Lebensgewandtheit erwarb. Zum Kammerjunker ernannt, begleitete er drei Jahre hinter einander den Churfürsten Friedrich Wilhelm auf dessen Feldzügen gegen die Schweden in Pommern und Preußen und wurde dann Amtshauptmann. Mit Besser befreundet, 1581 mit Dorothea von Arnimb verheirathet und vermöglich, bedurfte er des Hofs nicht; dieser aber sandte ihn 1682 als Hof- und Legationsrath und Brandenburgischer Bevollmächtigter beim oberrheinischen Kreise in wichtigen Aufträgen nach Frankfurt, wo er großes Geschick zeigte und daher die einträglichere Amtshauptmannstelle zu Mühlenhof und Müllenbeck erhielt. Auf's Neue erhielt er Aufträge nach Hannover, Köln, Celle und Wien, wurde 1688 bei Friedrich III. Geheimer-Rath und ging abermals nach Wien, dann nach Hamburg und an die braunschweigischen Höfe. Gegen Ende 1689 zu Sonnenberg in den Johanniterorden aufgenommen, lebte er nun glücklich zu Blumenberg bei Berlin, wo er die Satire „vom Hofleben“ schrieb. Bald mußte er wieder Sendungen nach Zeitz und an die nieder-

sächsischen Höfe übernehmen, später aber traf ihn eine Reihe trüber Ereignisse. Am 9. April 1691 starb seine Gattin (in seinen Gedichten Doris genannt) und wenn er auch durch neue Aufträge des Hofs sich zu zerstreuen suchte und sich zum zweiten Mal verheirathete, so verschmerzte er diesen Verlust nie. 1697 ward er Geheimer-Rath und 1698 in den wirklichen Reichsfreiherrnstand vom Kaiser erhoben. Er nahm im Haag an den Unterhandlungen in Folge des Ryswicker Friedens Theil, mußte aber 1699 wegen zunehmender Kränklichkeit zurückkehren und sah gefaßt seinem Tode entgegen. Am 11. August 1699 traf ihn der Schlag, der sogleich seinen Tod herbeiführte. — Seine Gedichte wollte er nicht publiziren. Sie erschienen erst nach seinem Tode und zwar anfangs ohne seinen Namen, unter dem Titel: Nebenstunden unterschiedener Gedichte. Berlin 1700, 8°. (Besorgt von Dr. Joachim Lange.) Neue Ausgaben: 1702, 1703, 1708, 1712, 1714, 1715 und 1718. Erst die vom Freih. v. Canstein besorgte Ausgabe (Berlin 1719) trug seinen Namen. Eine sorgfältig geordnete und ausgestattete Ausgabe besorgte der Dresdener Hof- und Ceremonienrath König: „Des Freih. v. Canitz Gedichte, mehrentheils aus seinen eigenhändigen Schriften verbessert und vermehrt mit Kupfern und Anmerkungen, nebst dessen Leben u. s. w. Leipzig und Berlin 1727, gr. 8°. 2. Aufl. 1734." Die neueste Auflage erschien 1765 und ein sauberer Abdruck davon mit Kupfern, Bern 1770, kl. 8°. — Bodmer gab, Zürich 1737, eine Ausgabe nach König's Lesarten, aber anders geordnet.

151. Neben Canitz wirkte Johann von Besser, einer der nüchternen rhetorischen Poeten dieser Zeit, der, wie er am Hofe Ceremonienmeister war und darin sein Möglichstes zu leisten suchte, auch mit derselben kalten Eleganz und Glätte Gedichte zu machen suchte und bei seiner gleichgesinnten Mitwelt deshalb als poetisches Glanzgestirn angesehen, ja als Muster empfohlen wurde, wie man sogar den Hof um seinen Besitz beneidete. Nur hie und da machte er einen glücklichen ironischen Wurf. Seine Gedichte sind wie sein Leben; seine Jugend war bedeutungsvoll und von der reinsten Liebe erhellt, seine männlichen Jahre glänzend, aber ohne Herzensbefriedigung, sein Alter kalt, umwölkt, genußleer und doch voll trüber Todesfurcht. Ebenso finden wir in der ersten Zeit zwar manches unreife Gedicht, doch nicht selten auch anziehende Innigkeit und Wärme; in der zweiten Zeit war Besser nur Hofdichter, um Pracht der Sprache bemüht, nach Correktheit strebend, aber kühl und nicht selten frostig. In der letzten Zeit brauchte er viele Zeit zu seinen Gedichten und konnte sogar Manches aus Mangel an Kraft gar nicht vollenden. Zeichen eines ächten Dichtergemüths vermissen wir bei ihm überall und Manches ist sogar geradezu unanständig zu nennen. Sein Nachfolger im Amt und dieser Art von Poesie war Johann Ulrich von König, ein Schwabe, der früher in Hamburg Opern schrieb und in Dresden sein Gedicht August im Lager schrieb, das nichts ist als eine Beschreibung von Gegenständen, ohne alle Handlung und Anregung der Gefühle, nur eine Beschreibung der nackten Natur, der er bis in die geringsten Kleinigkeiten nachgeht. Seine Gelegenheitspoesie nimmt immer einen kühnen, feurigen Schwung, kann aber nichts beleben und läßt Alles kalt und matt. So sehr König mit seinen heroischen Gedichten sich aufblähte, so blieb er immer kriechend und das Einzige, was an ihm bemerkenswerth ist, mag das sein, daß er die Kritik der Franzosen und Engländer kannte und den

französischen Geschmack später festhielt, auch schon in die Manier der Schweizer überging. An diese Hofpoeten schloß sich Karl Gustav Heräus zu Wien an, der auch in diesem Fache arbeitete, eine neue Sprachgesellschaft gründen wollte und den Versuch machte, Hexameter zu bilden, die er jedoch noch reimte, sowie der Königsberger Professor Johann Valentin Pietsch, der Lehrer Gottsched's, der von Lucan die Großrednerei und Forcirtheit annahm, dadurch aber auch jede freie Bewegung und Natürlichkeit verlor, so daß er mit Lohenstein viele Aehnlichkeit hatte, obschon er ein Gegner desselben war. Doch ist seine Poesie noch immer jener von Besser und Heräus vorzuziehen.

Johann von Besser, der Sohn eines Predigers, ist am 8. Mai 1654 zu Frauenburg in Kurland geboren, erhielt frühe guten Unterricht und studirte zu Königsberg Theologie. Als Begleiter des jungen Kurländers Maydel ging er 1675 nach Leipzig, wo dieser in einem Duell erschossen würde, weshalb auch Besser in Untersuchung kam. Deshalb und weil ihn die Geistlichkeit wegen einer Satire auf Carpzow, die man ihm zuschrieb, verlästerte, ging er nach drei Jahren, als die Untersuchung zu seinen Gunsten entschieden war und seine Verbindung mit Katharina v. Kühlewein, einer reichen Erbin, hintertrieben ward, im J. 1680 nach Berlin, ward vom Fürsten von Dessau dem Churfürsten empfohlen, begleitete ihn im Juni 1681 nach Halle und ward in Folge eines überreichten Gedichts als wirklicher Legationsrath angestellt. Der Churfürst ward ihm sehr gewogen, empfahl ihn dem Churfürsten von Sachsen, der ihn zu Torgau empfing, und auf beider Fürsprache erhielt er im März 1682 die Hand seiner Katharina. Im März 1684 ging er als Brandenburgischer Resident nach London, wo ihm Karl II. sehr wohlwollte. Geheimerath Fuchs suchte ihn entfernt zu halten, Besser ward aber doch, weil er bei der Thronbesteigung Jacobs II. dem venetianischen Gesandten den Vortheil abgewann, in der Gunst des Churfürsten restituirt und 1686 auf sein wiederholtes Ansuchen zurückgerufen, worauf er sich vorsichtig an den Begünstigten Dankelmann hielt, auch mit Fuchs sich wieder zu stellen suchte. 1687 ward er Regierungsrath im Herzogthum Magdeburg und dann mit einer schwierigen Sendung nach Preußen beauftragt, die er glücklich löste. Bald darauf starb der Churfürst und auch seine Frau am 22. December 1688. Besser entsagte inzwischen der Poesie nicht, er begann das unvollendete und nicht verdienstlose „Lobgedicht oder der Zunamen Friedrich Wilhelms des Großen" und ein Gedicht auf der Gattin Tod. Friedrich III. gab ihm den Adel und die Stelle eines Ceremonienmeisters und nun war er die Seele der Hoffeste, die er, wie die Fürsten und die Staatsmänner, durch Festgedichte, Festspiele und Feierlichkeiten feierte, wofür er äußere Auszeichnung und reichen Ehrensold erhielt und auch gegen Neider und Feinde sich zu behaupten wußte. Nach Dankelmann's Sturz war Graf Kolbe von Wartenberg sein Beschützer und bei der Königskrönung wurde er Oberceremonienmeister und zugleich Ceremonienmeister des Adlerordens, sowie Ritter des Ordens de la generosité. Mit König Friedrich's Tod verschwand sein Einfluß, zwei Monate später erhielt er seine Entlassung und vergebens suchte er nach Wien zu kommen durch ein Gedicht auf Prinz Eugen. Endlich 1717 vom Grafen v. Flemming und von Manteuffel empfohlen, ward er Ceremonienmeister bei König August II. von Polen, mit dem Titel Geh. Kriegsrath. Doch in diese Welt paßte er nicht mehr, sie überflügelte ihn, obgleich ihm König, der Poet, half, auf den Besser immer eifersüchtig war, obschon dieser mit ihm die größte Nachsicht und Geduld hatte. Ja er gerieth in pecuniäre Enge, so daß er seine ansehnliche Bibliothek an König August verkaufte. Als er 1728 nach Königsberg zu seiner Tochter reiste, ward er krank und starb nach kurzer Krankheit am 10. Febr. 1729 zu Dresden. Seine Gedichte und prosaischen Arbeiten erschienen zuerst: Des Herrn von Besser Schriften, beides in gebundener und

ungebundener Rede, soviel man deren theils aus ihrem ehemaligen Drucke, theils auch aus guter Freunde schriftlicher Communication zusammenbringen können. Leipzig 1711, 8°, 1720, 8°. — Eine ansehnliche, vermehrte Ausgabe besorgte König: Des Herrn von Besser Schriften u. s. w. Nebst dessen Leben und einem Vorberichte von Joh. König, königl. poln. Hoffecretär und Hofpoeten. Zwei Theile, Leipzig 1732, gr. 8°. — Keine dieser Ausgaben enthält alle Schriften Besser's; namentlich sind die von Neukirch in seiner Sammlung der Hoffmannswaldau'schen Gedichte aufgenommenen, bis auf die „Ruhestatt der Liebe", ausgeschlossen geblieben. Letzteres nahm jedoch König auf, aber ohne Seitenzahlen, um es nach Belieben entfernen zu können. Ueber sein Leben vergl. Johann v. Besser. Von K. A. Varnhagen van Ense. (In dessen biograph. Denkmalen IV., Berlin 1826, S. 281 rc.) — Johann Ulrich von König ist im Jahre 1688 zu Eßlingen in Württemberg geboren, studirte in Tübingen Theologie, in Heidelberg die Rechte und ging nach zehnjährigem Aufenthalte in Hamburg, wo er besonders Opern schrieb, zuerst nach Weißenfels und 1719 nach Dresden. Hier bot man ihm das alte Amt des Pritschmeisters an, König war aber zu stolz dazu, es in der alten Gestalt anzunehmen, und bekam nun einen römischen Heroldsrock und einen ehrbareren Titel an des alten Stelle, nämlich den als sächsischer Hofrath und polnischer Ceremonienmeister seit Besser's Tod im Jahre 1727. Er starb am 14. März 1744. Sein Glück machte er vorzüglich dadurch, daß er die Zusammenkunft der Könige von Polen und Preußen im Lustlager bei Radewitz besang (1730). Sein „August im Lager" erschien zu Dresden 1731 Folio, blieb aber unvollendet. Sonst verfaßte er noch einzelne theatralische Stücke, Epigramme u. A. Dies ist gesammelt in: Des Herrn v. König's Gedichte, herausgegeben von J. L. Rost, Dresden 1745, 8°. — Karl Gustav Heräus ist 1671 von deutschen Eltern zu Stockholm geboren, besuchte deutsche Schulen und Universitäten, erhielt 1694 in Hamburg ein Kanonikat, gab dies dann wieder auf, um am schwarzburg-sondershausischen Hofe eine Stelle anzunehmen, hielt sich seit 1709 in Wien auf, wurde daselbst katholisch, um eine Anstellung zu finden, erhielt auch solche als Antiquitäteninspector, wurde später kaiserlicher Rath und starb 1730 zu Wien. Seine Gedichte, worunter zwei erzählende über den spanischen Feldzug Karls von Oesterreich und Karls XI. von Schweden, sind gesammelt in den Vermischten Nebenarbeiten Herrn K. G. Heräi, Wien 1715, 4°, und Gedichte und lateinische Inschriften des Herrn K. G. H., Nürnberg 1721, 8°. — Johann Valentin Pietsch ist 1690 zu Königsberg geboren, studirte zu Frankfurt a. d. O. Medicin, lernte hier Neukirch und Besser kennen, erwarb sich durch sein Gedicht auf den Prinzen Eugen und dessen Sieg bei Temeswar 1717 die Stelle als Professor der Poesie zu Königsberg, wurde bald darauf königlicher Leibmedikus und Oberlandphysikus in Preußen und starb 1733. Seine Gedichte gab sein Schüler Gottsched heraus: Gesammelte poetische Schriften, Leipzig 1725, 8°. Eine vollständigere Sammlung enthält J. G. Bock's Ausgabe: Herrn J. V. Pietschen gebundene Schriften, Königsberg 1740, 8°.

152. Wenn man geglaubt hatte, die Poesie fände nach diesen Vorgängen an den Höfen eine bleibende, schützende Stätte, so irrte man sich sehr, denn man wollte die Poesie dort nur als dienendes Werkzeug zur Unterhaltung haben und als man in den Hofkreisen französisch zu sprechen anfing, hörte dort das Interesse für die deutsche Literatur immer mehr auf. Sie wandte sich daher an den Mittelstand, zumal die, wenn auch von Genie erfüllte, aber rohere Jugend für die Höfe gar nicht paßte, wie dies das einzige poetische Genie dieser Zeit, Christian Günther aus Striegau, deutlich genug zeigte. So sehr ihn der Vorwurf der Sittenlosigkeit und Ausschweifung trifft, so viele rohe Stellen in seinen Gedichten erscheinen, so wenig ästhetische Befriedigung sie gewähren, so

sehr war seine Poesie voll frischer Subjectivität, war er ein Poet im vollen Sinne des Worts. Er war ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch-bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; er besaß überhaupt Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen und zwar in dem gemeinen, wirklichen Leben. Wir bewundern an ihm seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durch das Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter, oder wenn man will, seiner Charakterlosigkeit an. Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten. Dies Urtheil von Göthe bezeichnet ganz den wahren Charakter Günther's, dessen Poesie sich über die seiner Zeitgenossen kühn erhebt und dem nur gute Erziehung, höhere Bildung und günstigere Zeiten fehlten, um ihn zum großen Meister zu machen. In seinen Gedichten tritt seine ganze Persönlichkeit in den Vordergrund, sie bilden eine psychologische Geschichte seines Lebens, worin die Leidenschaften eine große Rolle spielen. Zu früh mit Poesie beschäftigt, weil sie für ihn ein zweites Lebenselement war, ohne tüchtige, sittliche und geistige Durchbildung ward er fortgerissen vom wilden Strudel der rohen Studentenwelt, fiel er diesem Treiben ganz anheim, so daß er darin den moralischen und physischen Untergang fand, zerfiel er in seinem vielseitigen Unglück mit Gott, der Welt und sich, ward von seinem unmenschlichen Vater verstoßen, der ihm die Poesie mit Stockprügeln auszutreiben suchte, und verlor so, von einem Unglück in's andere verfallend, jeden höheren Halt seines Lebens. Und dennoch fehlte im Grunde seiner Seele nicht die edlere Richtung; wenn er der Poesie und seinem Leben die Zügel zur ausschweifendsten Wildheit gelassen, wenn er von leidenschaftlichem Welthasse erfüllt sich trotzig und wild gebärdet, wenn er ganz der Sinnlichkeit verfallen war, hob sich seine innere Stimme wieder, ward er zerknirscht, fromm, mild und weich und rauschte sein Gesang klar, einfach und melodisch vorüber. Aber gerade dieser Wechsel reiner Ideen und wilder Berauschung ließ ihn zu keinem Aufschwung kommen und lähmte seine Schwingen. Er ging vom Standpunkte der Schlesier aus, denn ein anderer war dem Jünglinge nicht bekannt; wie er aber schon hier das Gelegenheitsgedicht dadurch erhöhte, daß er ihm lebendige Wahrheit zu verleihen, ihm Farbe und Ton zu geben wußte, so verstand er es später um so besser, das Fehlerhafte dieser früheren Richtung hervorzuheben und nach Besserem zu streben. Er versuchte alle Arten der Lyrik, das Lied und die Ode, die geistliche und weltliche Seite und besonders seine erotischen Lieder sind wahr, leicht und gefällig, wie sie in dieser Zeit bei keinem anderen Dichter gefunden werden. Nur fehlt diesen, wie den sonst innig gehaltenen geistlichen Gedichten, die ruhige und feste Hal-

tung und Würde und seine sonst so lebensfrischen, kräftigen Studentenlieder verfallen zu häufig in Rohheit. Vielgepriesen ist seine Ode auf den Frieden mit der Pforte, an Prinz Eugen; aber so sehr sie sich erhebt und poetischen Schwung hat, so sehr mischt er hier wieder das Gemeine mit dem Erhabenen, Plattheit mit Feierlichkeit und tritt die Lobrednerei hervor, so daß das Ganze, ungeachtet einzelner kräftiger Schilderungen, oft langweilig wird. Sonst zeigt sich bei ihm häufig die Verbissenheit und Gereiztheit über das äußere Leben, das ihn so stiefmütterlich behandelte, es tritt zu oft die Satire hervor, aber es zeigt sich auch das Streben, die engen Schranken des conventionellen Lebens zu durchbrechen und namentlich den Frauen eine höhere und würdigere Stellung in der Gesellschaft zu erringen. Günther ist die erste Schwalbe des anbrechenden deutschen Dichterfrühlings und daß man die höhere Kraft und Weihe seiner Muse wenigstens ahnend zu würdigen wußte, das beweist der Beifall, den seine Gedichte bei den Zeitgenossen fanden. Sein Leben selbst, ohne dessen Kenntniß auch seine Gedichte nicht verständlich sind, drückt ebenfalls das Ringen der alten Rohheit, Zügellosigkeit und Unnatur mit der genialen Kraft der späteren Zeit aus, und man kann den unglücklichen Dichter nicht verdammen, sondern nur bedauern, nur schmerzlich beklagen, daß die rauhere Lebensluft eine so vielversprechende Knospe in ihrer ersten Entfaltung zerstörte.

Johann Christian Günther ward am 8. April 1695 zu Striegau geboren und war der Sohn des unbemittelten Stadtphysikus. Frühe lernte er gern und rasch, aber er wurde zu streng behandelt, so daß sich sein Inneres gegen diesen Zwang auflehnte. Denn während ihn sein Drang zur Poesie trieb, wollte sein Vater ihn nur mit den Studien des Broderwerbes beschäftigt wissen, so daß er nur lateinische Verse duldete. Er sollte nicht studiren, weil es zu theuer sei, aber Günther warf sich um so mehr auf die Wissenschaften und gewann endlich den Dr. Theim von Schweidnitz für sich, der ihn auf das Gymnasium dieser Stadt brachte und auch für ihn sorgte, daß er 1715 nach Wittenberg gehen konnte. Hatte ihn die Poesie schon vorher beschäftigt, so geschah es hier um so mehr, er vernachlässigte wegen ihr das medicinische Studium und das Beispiel der damaligen Hofpoeten regte ihn an, sich ganz der Poesie zu widmen, für die er geboren war. Sein Hang, sich ganz gehen zu lassen, leichtsinnige Liebschaften, die er anknüpfte und wieder aufgab, machten ihn nach und nach lüderlich, er liebte bald die Freuden des Weins zu sehr und gerieth in Schulden, so daß sein Vater, dem davon übertriebene Berichte zugingen, sich ganz von ihm zurückzog. Damit begann seine Noth und sein Elend; er hatte mit Mangel zu kämpfen und je mehr er selbst fühlte, daß er besser sei, als sein Ruf, um so mehr ließ er sich gehen und ward er trotzig und erbittert. Aber sein besseres Ich zog ihn immer wieder empor, er klagte sich selbst mit bitterer Reue an und faßte den Vorsatz, besser zu werden. Und hätte ihn hier sein Vater wieder liebevoll aufgenommen, wäre ihm ein treuer Freund zur Seite gestanden, so möchte er auch die Stürme seines Innern bändigen und eine Klarheit über sein Leben sich verbreiten. Aber leider sollte dieß nicht sein. Nachdem ihm der Aufenthalt in Wittenberg durch sein Unglück verleidet war, ging er im Juni 1717 nach Leipzig, und ward von Prof. Burchard Mencke unterstützt und ermuntert, auch trug die im nächsten Jahre erfolgte Einäscherung Striegau's, wodurch sein Vater seine letzte Habe verlor, viel dazu bei, ihn in guten Grundsätzen zu bestärken und Mencke selbst wollte ihn an einen Hof bringen. Deßhalb schrieb er die Ode an Prinz Eugen, aber sie hatte nicht den gewünschten Erfolg, auch in Dresden entging ihm eine schon zugesagte Stelle,

weil ihn heimliche Feinde betrunken machten, als er dem Könige vorgestellt werden sollte, und er sich frei über dortige Zustände äußerte. Er suchte dieß zwar durch eine Lobschrift auf den König wieder gut zu machen, es half jedoch nichts mehr und Günther ermannte sich auch von diesem Schlage wieder. Er begab sich nun nach Striegau, um durch die niedrigste Demüthigung sich wieder mit seinem Vater zu versöhnen, aber dieser gefühllose Mann wies ihn mit unmenschlichem Starrsinn ab und nun irrte Günther ohne Halt am Leben und verzweiflungsvoll umher, von seinen Gönnern lebend, bei denen seine Muse betteln ging. Endlich nahm sich Herr von Löwenstädt in Breslau seiner an und empfahl ihn als Erzieher dem Grafen von Schafgotsch, wo er jedoch wieder betrunken erschien und so sein Glück verscherzte. Nun wollte er nach Leipzig gehen, um zu promoviren, und bekam dazu vom Herrn von Breßler das nöthige Geld; aber da er sich in Gesellschaft eines andern lustigen Studenten von Lauban auf den Weg machte, so hielten sie sich überall auf und verzehrten viel, obschon ihm in Jauer der Herr von Richthof wieder neue Mittel gab. In Lauban trieb er Winkelpraxis als Mediziner und verfiel in Noth und Krankheit, so daß abermals Freunde und Gönner zusammentraten, um ihn zu unterstützen und ihm zum Ziel zu verhelfen. Nochmals versuchte er seinen Vater zu versöhnen, aber nochmals vergebens, indem dieser die Bedingung stellte, daß er sich zuerst als wirklicher Arzt etablire. Um dieß zu thun, ließ er sich an einem kleinen Orte an der polnischen Gränze nieder, zog jedoch in der Umgegend umher und gewann den Herrn von Nimptsch auf Bischdorf für sich, der sogar seine Bewerbung um eine Pfarrerstochter unterstützte. Nun ging er wieder fort in der Absicht zu promoviren, zog aber noch lange umher, bis er gegen Ende des Jahres 1722 nach Leipzig abreiste, geistig und körperlich zerrüttet und in größter Noth. In Jena gab ihm ein mitleidiger Edelmann Wohnung und Kost, aber Günther fühlte seinen herannahenden Tod, ging ihm gefaßt entgegen und starb am 15. März 1723, worauf ihn seine Landsleute auf der Universität ehrenvoll bestatten ließen. Seine Gedichte erschienen erst nach seinem Tode: Sammlung von J. Chr. Günther's theils noch nie gedruckten, theils schon herausgegebenen deutschen und lateinischen Gedichten. Breslau 1723, 8°. Eine reichhaltigere Auflage erschien 1724 und dann noch vermehrtere 1727 und 1735. Letztere ward bis 1764 sechsmal wiederholt und enthält Günther's Bild. Sie ist eingetheilt in Oden und Lieder, Gedichte theils moralischen, theils verliebten Inhalts, Sinngedichte oder Kantaten, Elegien, Stanzen, Jamben, Trochäen und lateinische Gedichte und kleine epigrammatische Stücke. Wahrscheinlich haben seine Gedichte durch wohlgemeinte Verbesserungssucht gelitten. Die Einzelndrücke derselben sind noch nicht verzeichnet, um dadurch eine neue kritische Ausgabe zu erleichtern. Vgl. J. Chr. Günther, ein literar. histor. Versuch von H. Hoffmann, Breslau 1832.

153. Nach Neukirch und Günther war Niemand mehr da, der die Opitzische Richtung mit Ehren fortsetzen konnte, und eine neue Bahn zu brechen, waren beide ebensowenig geeignet, als einige andere gleichzeitige Poeten. Dahin gehören G. B. Hanke aus Schlesien, der sich besonders an Neukirch hielt, in seinen Satiren blos triviale Dinge behandelte und in's Gemeine verfiel, während er darin gerade gegen solche Fehler loszog. Seine Gedichte sind überhaupt sehr roh und können in dieser Hinsicht fast nur mit denen von Daniel Stoppe aus Hirschberg verglichen werden, der in seinen Gelegenheitsgedichten so gemein und renommistisch ist, wie es seit Opitz nirgends mehr gesehen ward. Dies war der Charakter seiner Poesie, als er an der Spitze der sogenannten hirschbergischen Schule stand, die er bildete, um den Ruhm Schlesiens fortzupflanzen; später kam er aber von diesen Rohheiten zurück, nahm einen verständigeren

Ton an und schrieb Fabeln. Damit ward er aber der schlesischen Schule schon untreu, denn er wie seine Genossen wandten sich zuletzt ganz Gottsched zu, der die neue Zeit eröffnete.

Während somit die alte Richtung im Osten und Mittelpunkte Deutschlands abwelkte, entfaltete sich in Hamburg eine reichere poetische Thätigkeit und ward mit der französischen Richtung auch die Kritik in unsere Literatur eingeführt, die dann in der nächsten Zeit in der Schweiz schärfer und strenger wurde. In Hamburg war der Sitz der Musik, des Schauspiels und Romans, und Hunold hatte hierher die Lohenstein'sche üppige Manier verpflanzt, jedoch mehr in Hinsicht auf den Sachinhalt, als der Sprache, ahmte hierin mehr dem Weise nach und war überhaupt mehr ein Nachbeter und Nachahmer der elendesten Poesie, ohne Kunst und ohne Kritik, die bei ihrem Erwachen alsbald Gelegenheit fand, sich gegen ihn zu kehren. Neben ihm stand sein Freund Postel, der auch Opern dichtete, aber später sich davon losriß und auf einen besseren Weg gerieth. Er war nämlich einer der ersten Verehrer Homer's und schrieb ein Epos Wittekind, das, so lächerlich es uns jetzt vorkommen mag, dennoch den Weg für Klopstock bahnte und selbst im Stoff eine gute Wahl aus der deutschen Heroenzeit traf, den freilich der an Lohenstein, Happel und Marini sich anlehnende Postel nicht würdig zu bearbeiten verstand. Ueberhaupt war bei ihm der Begriff des Epischen noch sehr weit, denn er suchte noch mit Beschreibungen den meisten Effekt zu machen und verwechselte beschreibende Poesie geradezu mit der epischen. — Neben solchen Poeten schrieb nun aber auch Christian Wernicke, in dem sich die Kritik alsbald geltend machte und der dafür, daß er sich auf ziemlich mäßige Weise gegen Lohenstein aussprach, ja nur dessen Uebertreibungen dabei im Auge hatte, alsbald in eine literarische Fehde mit den genannten Hamburgern gerieth. In einigen seiner Epigramme, die nächst den Logauischen die besten seiner Zeit waren, berührte er die wunden Stellen mit schonungsloser aber heilender Hand schmerzlich, jedoch wohlthätig. Darüber wurden Hunold und Postel unwillig und der Letztere antwortete durch ein Sonett, worin er Wernicke einem Hasen verglich, der auf dem todten Löwen (Lohenstein) herumspringe. Wernicke antwortete darauf durch ein Heldengedicht „Hans Sachs", worin der Held Stelpo (Anagramm von Postel) von Hans Sachs, dem Könige aller schlechten Poeten und seichten Reimer, als Nachfolger im Regiment der armseligen Poeten gekrönt wird. Da Postel erkrankte und 1705 starb, so trat für ihn Hunold auf den Schauplatz mit einem bissigen, aber als Poesie werthlosen Produkte: der Poesie rechtmäßige Klage gegen die gekrönten und andere närrische Poeten, das Wernicke durch eine wenig geziemende politische Rache zu vergelten suchte, wogegen Hunold sein „Schreiben an einen gelehrten Freund von einigen schlimmen Poeten und andern unzeitigen Scribenten" herausgab. Darauf lieferte Wernicke neue, starke Ausfälle in einer neuen Ausgabe seiner Epigramme und nun schrieb Hunold die oft

angeführte, aber ungeschickte und ohnmächtige Schmähschrift: „der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poete, in einer lustigen Komödie, wobei zugleich eine Critique über eines Anonymi Ueberschriften, Schäfergedichte und unverschämte Durchhechlung der Hoffmannswaldau'schen Schriften," worin Wernicke unter dem Namen Wecknar die Rolle des Harlekins oder Pritschmeisters erhielt. Wernicke's Antwort bestand nur in wenigen Sinngedichten „an Menalkas" und er gab sie zugleich mit einem zweiten Abdruck seines Heldengedichts in der dritten vermehrten Ausgabe seiner Gedichte. — Was seine Epigramme betrifft, so sind sie fast alle durch männliche Würde und gedrungene Kürze ausgezeichnet und zeigen große Kenntniß des menschlichen Herzens. Reich an Witz und durchdringendem Verstand, voll Begeisterung für deutsche Art und Kunst bekämpfte er die französische Unsitte und die Verkehrtheiten der Hoffmannswaldau-Lohenstein'schen Schule. Seinem Vorgänger Logau, den er nicht gekannt zu haben scheint, steht er an naiver Einfalt nach, er übertrifft ihn aber an Tiefe der Beobachtung und Menschenkenntniß. Seine früheren Produkte sind mit mehr Feuer und Witz, die späteren mit mehr Nachdenken, Verstand und Absicht geschrieben. Zu ersteren gehören die historischen, zu den anderen die satirischen Epigramme, worin er mit lächelndem Munde die Thorheit der Welt aufzieht, während er in den ersteren die Laster eifrig züchtigt. Er erklärt selbst, daß er nichts übersetzt habe, sondern Alles sein Eigenthum sei. Sein Heldengedicht Hans Sachs darf man ihm nicht so übel nehmen, da er damit weniger diesen Dichter herabsetzen, als ihn zu einem Collectivnamen für alle schlechten Poeten gebrauchen wollte, während er sonst von Hans Sachs erklärte, daß er ihn höher achte, als zehn Hoffmannswaldau und Lohenstein.

G. B. Hanke ist um 1673 geboren und starb nach 1735; seine Gedichte erschienen 1731. — Daniel Stoppe ist 1697 zu Hirschberg geboren, studirte in Leipzig, wurde 1742 Conrector in Hirschberg und starb daselbst im J. 1747. Er gab heraus: Deutsche Gedichte, in zwei Sammlungen, Frankfurt und Leipzig 1728, 1729, 8°, dann „Der Parnaß im Sättler, oder scherz- und ernsthafte Gedichte," Frankf. und Leipz. 1735, 8°, und zwei Theile: Neue Fabeln oder moralische Gedichte, der deutschen Jugend zu einem erbaulichen Zeitvertreib. Breslau 1738, 4°. — Christian Friedrich Hunold ist 1680 zu Wandersleben bei Arnstadt geboren, studirte die Rechte in Jena, führte einen leichten Lebenswandel, verlor dadurch sein Vermögen, kam 1700 nach Hamburg, ward Schreiber bei einem Advokaten, dann selbst Sachwalter, ertheilte daneben Unterricht in der Dicht- und Redekunst und schrieb unter dem Namen Menantes allerlei Gedichte, Romane, Opern, Uebersetzungen u. dgl. Wegen seines satirischen Romans (1705) mußte er Hamburg verlassen, und blieb endlich in Halle, wo er 1714 promovirte, Vorlesungen hielt und 1721 starb. — Christian Heinrich Postel ist 1658 zu Freiburg im Lande Hadeln geboren, studirte in Rostock, ward Licentiat der Rechte, machte Reisen nach Holland, England, Frankreich und Italien und ward dann Advokat in Hamburg, wo er bald zahlreiche Opern schrieb und übersetzte. Später reiste er noch einmal nach der Schweiz und starb im J. 1705 zu Hamburg. Sein unvollendetes Epos „der große Wittekind" gab nach Postel's Tod C. F. Weichmann im J. 1724, 8°, zu Hamburg mit Postel's Biographie heraus. — Von Christian Wernicke's Lebensumständen ist wenig bekannt. Sein Vater war ein Sachse, seine Mutter aus England, er selbst in Preußen geboren; im Jahre 1685 ging er auf die

Universität Kiel, wo er sich an Morhof anschloß. Als dieser meinte, kein neuerer Dichter könne es mit Martial aufnehmen, machte Wernicke selbst den Versuch. Im näheren Umgange mit einer geistreichen Frau, von ihm als Amaryllis gefeiert, verlebte er später drei Jahre auf einem Landsitze und machte hier seine zahlreichen Epigramme. Dann ging er auf Reisen, durch Frankreich und die Niederlande, auch nach London, wo er eine Anstellung zu erhalten hoffte, aber wegen heimlicher Feinde nicht erhielt. Nach abermaligem Aufenthalte bei seiner Freundin lebte er in Hamburg, ging als dänischer Staatsrath und Resident nach Paris und starb dort gegen 1720. Seine Epigramme erschienen in 6 Büchern zuerst 1697: Ueberschriften oder Epigrammata in kurzen Satiren, kurzen Lobreden und kurzen Sittenreden bestehend. Eine zweite, vermehrte Auflage besorgte er: Ueberschriften oder Epigrammata in acht Büchern, nebst einem Anhange von etlichen Schäfergedichten, theils aus Liebe zur Poesie, theils aus Haß des Müssiggangs geschrieben, Hamburg 1701. — Hans Sachs, Hamb. 1702, Fol., Altona 1703. — Poetischer Versuch, in einem Heldengedichte, etlichen Schäfergedichten, mehrentheils aber in Ueberschriften bestehend, Hamburg 1704, 8°. Hierin machte er zahlreiche Aenderungen, zum Theil durch Hunold's Rügen veranlaßt, jedoch nicht immer mit Glück. Bodmer besorgte 1749 eine neue Ausgabe und Ramler 1780 eine Auswahl, wobei er aber zu viele Abänderungen machte.

154. An Wernicke sind noch mehrere Epigrammatiker anzureihen, die aber weit hinter ihm zurückstehen, wie Beccau in Neumünster, der sich auch in Cantaten versuchte, und Barthold Feind, welcher sich durch seine scharfen Epigramme das Leben verbitterte und bis an seinen Tod verfolgt wurde. Doch gehören hierher weniger seine Opern und sonstigen Gedichte, als seine große Kenntniß der fremden Literatur und die gesundere Ansicht von der Poesie selbst, die er in einem Aufsatze vom Temperamente der Poeten niederlegte. Er hielt den Lohenstein zwar für den größten deutschen Dichter, aber er schätzte auch Wernicke sehr hoch und achtete Hunold nicht, während ihm Postel schon mehr galt. Ja Feind kannte sogar den Shakespeare als einen großen Dramatiker und war unparteiisch genug, um Jedem sein Recht zu geben. Ein anderer Niedersachse, Michael Richey, suchte gleichfalls die gelehrte Pedanterie von sich abzustreifen und die Welt in der bürgerlichen Gesellschaft, und wie er kränklich war, so bekamen auch seine Gedichte einen solchen Anstrich, daß sie Lieblingslectüre von kränkelnden Menschen wurden. Diese sind fast nur Gelegenheitsgedichte, aber er versteht es, Alles so leicht, frei und ungezwungen zu machen, daß sie ein ganz anderes Aussehen bekamen und an die Stelle der Schwerfälligkeit, Witz und Gewandtheit trat. Richey, der für sich selbst die Kritik nicht sehr liebte, arbeitete thätig an der Zeitschrift „der Patriot“ mit, aber die Koterie derselben überschätzte sich selbst und so sehr man sich auch Mühe gab, sich geltend zu machen, so ging doch der ganze Haufen dieser niedersächsischen Dichterlinge der Vergessenheit entgegen. Nur Barthold Heinrich Brockes machte eine Ausnahme, der zugleich den Uebergang von dieser vorbereitenden Periode in die neuere Epoche bildet, welche die klassischen Dichter Deutschlands umfaßt. Neben Günther hatte er die meiste Einwirkung auf unsere Literatur, obschon er diesem an poetischem Genie weit nachstand. Gegenüber der formellen Nüchternheit seiner Zeitgenossen führte Brockes wieder eine

freiere, lebendigere Darstellung in die Dichtung ein und bereitete dadurch die spätere, frischere Zeit vor, denn wie Postel's Wittekind das Epos von Klopstock ermöglichte und anbahnte, so führte Brockes — durch Uebersetzung des bethlehemitischen Kindermords von Marino — die Naturschilderung, die poetische Malerei, das bald Weiche, bald Gewaltige, Prunkvolle und Allegorische wieder ein, das wir dann weiter ausgebildet in Klopstock finden. Brockes wandte sich ganz der Natur zu, jedes Blatt, jedes Fäserchen ist ihm ein lebendiger Quell für die Dichtung, die er dem Preise des Schöpfers in seinem Werke „Irdisches Vergnügen in Gott" widmete, und seine Beschreibung des Frühlings wurde die erste Anregung und Quelle für das spätere Kleist'sche Werk. So bedeutend er aber dadurch wirkte, so gut es war, daß er Malerei und Musik, Moral, Religion und Natursinn wieder für die Poesie gewann, was ihm großen Ruhm in seiner Zeit brachte, so einförmig und monoton wurde er wieder, weil keine originelle Auffassung und keine höhere Weltanschauung damit verbunden ist, wodurch er sein Ansehen länger behaupten konnte. In den Lehrgedichten folgte er den Franzosen, in den Hirtengedichten den Italienern und am unglücklichsten ist er in Letzteren. Auch brach sein musikalischer Sinn die steifen Fesseln der Opitzischen Formen; er brachte mehr Abwechslung und Rhythmus in die Verse und lehrte einen melodiereicheren Strophenbau, was für die folgende Zeit nicht ohne große Folgen war. Aber seine wohlthätige Wirksamkeit erhellt blos aus dem Ganzen; betrachtet man seine einzelnen Gedichte, die meistens Gelegenheitsgedichte der Natur sind, so ist Brockes ebenso kleinlich, wie seine Zeitgenossen und steht immer noch halb auf dem Opitzischen Boden, denn in seiner dritten Periode wollte er ein großes physikalisches Lehrgedicht schreiben, worin er den kleinlichsten gelehrten Kram aufzuspeichern gedachte und womit er ebenfalls auf ein bedeutendes Gedicht von Haller im Anfange der nächsten Periode hinüber leitet.

Joa. Beccau war 1720 Rector zu Neumünster in Holstein und seine theatralischen Gedichte erschienen zu Hamburg 1719, 8°. — Barthold Feind ist 1664 zu Hamburg geboren, studirte die Rechte, wurde Licentiat, reiste durch Italien und Frankreich, trat in schwedische Dienste, ward als Pasquillant sehr verschrieen, seine Papiere wurden zweimal vom Henker verbrannt und er starb 1721 im dänischen Gefängnisse zu Rendsburg. Seine deutschen Gedichte erschienen 1708, 8°, zu Stade; sonst schrieb er aber noch einige andere Schriften, die in seinen Gedichten enthalten sind. — Michael Richey ist 1678 zu Hamburg geboren, studirte in Wittenberg, erhielt einen Ruf nach Greifswald als Professor, lehnte ihn aber ab, weil er krank wurde, studirte dann noch zu Kiel, wurde 1704 Rector zu Stade und 1717 Professor am Gymnasium zu Hamburg, wo er 1761 starb. Viele seiner Gedichte stehen in Weichmann's Poesien der Niedersachsen, Hamburg 1721—38, 6 Bände. Seine deutschen Gedichte gab Gottfried Schütz 1764—66 in 3 Theilen zu Hamburg heraus. — Barthold Heinrich Brockes ward 1680 zu Hamburg geboren, studirte 1700 in Halle die Rechte, machte Reisen in Deutschland, nach Italien, Genf, Frankreich und Holland, erwarb sich 1704 zu Leyden die Rechte eines Licentiaten und lebte dann mit sprachlichen und anderen Studien beschäftigt in Hamburg, wo er 1720 in den Rath eintrat, 1721 an mehrere Höfe gesandt wurde, 1735 die Verwaltung des Amts Ritzebüttel bekam und 1747

starb. Sein Hauptwerk: Irdisches Vergnügen in Gott, erschien 1728 in 9 Bänden zu Hamburg und enthält die meisten seiner Dichtungen. Andere erschienen einzeln. Einen Auszug aus den ersten 5 Theilen besorgten Wilkens und Hagedorn zu Hamburg 1738 und 1763, 8°. Seine Uebersetzung von Marino's bethlehemitischem Kindermord wurde 1715 von J. U. König zu Hamburg und Köln herausgegeben.

155. Neben diesen Bewegungen im Gebiete der Poesie suchte auch die Prosa von ihren Fesseln sich zu befreien, obschon dies viel schwerer hielt als bei der Dichtung, weil noch immer die lateinische Sprache zu gelehrten Werken verwendet wurde, da dieselbe eine allgemeine Sprache für alle Völker wurde, während die deutsche Sprache die Schriften blos für einen engeren Kreis bestimmte. Daher wandte man die deutsche Prosa auch zuerst bei solchen Werken an, welche weder eine sehr große Verbreitung suchten, noch auch blos für die Gelehrten berechnet waren, wie z. B. Städtechroniken und historische Schriften, deren eine große Menge gedruckt wurden. Für die Literaturgeschichte ist ihre Bedeutung ganz gering und sie kann sich ferner blos noch mit solchen Werken beschäftigen, welche auch in sprachlicher Hinsicht hervorragen und Fortschritte darin darthun, oder sie gedenkt der Leistungen der Dichter, die sie in der Prosa hinterließen. Unter den zahlreichen Chroniken dieser Zeit sind nur bemerkenswerth die Chronik von Speier von Christoph Lehmann, die Geschichte des Hussitenkriegs von Zacharias Theobald, die Chronik vom Lande Dithmarschen von Johann Köster, der sich Neocorus nannte und in niederdeutscher Sprache schrieb; die Schweizerchronik von Michael Stettler und die pommer'sche Chronik von Johann Micrälius. Hier ist die Sprache noch ziemlich rauh und mit fremden Worten stark vermischt, auch die Kunst der Geschichtschreibung noch sehr klein, indem Wahrheit und Fabel bunt durch einander gemengt wurden; jedoch zeigt sich bereits eine bessere Sichtung des Stoffs und ein Streben nach pragmatischer Darstellung. Hatten schon diese Historien fremde Worte in großer Zahl, so tritt die Sprachmengerei in dem schlechten Kanzleistil um so greller in der Geschichte des Schwedenkriegs von Boguslaw Philipp von Chemnitz hervor, das sonst ganz gut gehalten und nur zu sehr schwedisch gefärbt ist. Viel einfacher und schlichter gehalten ist des Friedrich Frisius Erzählung der Eroberung Magdeburgs und S. v. Birken's Oesterreichischer Ehrenspiegel, das eine Bearbeitung des Fugger'schen Werks ist, aber mit großer Aengstlichkeit Alles ausgeschieden hat, was die katholische Geistlichkeit und die dem Kaiserhause befreundeten Mächte nur irgendwie unsanft berühren möchte. Nach diesen Schriften zeigte sich nur wenig Gutes in dieser Art; selbst Samuel Pufendorf's Einleitung zu der Historie der vornehmsten Staaten ist in stilistischer Hinsicht höchst unbedeutend und erst als diese Periode ihrem Ausgange entgegen ging, raffte sich auch die Prosa wieder auf. Das erste Beispiel davon ist die unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie von Gottfried Arnold, dem freilich Thomasius viel dabei geholfen haben soll, und hierauf folgten die jetzt noch in Anerkennung stehenden Werke von Joh.

Jak. Mascou und Graf Heinrich von Bünau, die nicht nur mit kritischem Geiste die ältere Geschichte Deutschlands durchdrangen, sondern auch eine klarere, gediegenere Darstellung davon gaben. Neben diesen größeren Werken sind auch die kleinen Biographien J. U. König's nicht zu übersehen, der das Leben von Canitz und Besser schrieb und diesen Zweig der Prosa als einer der Ersten bearbeitete. Endlich sind mit diesen historischen Zweigen verwandt die Beschreibung Deutschlands: „Deutscher Nation Herrlichkeit" von Matthis Quad von Kinkelbach und die noch bessere neue orientalische Reisebeschreibung von Adam Olearius, dem Reisegefährten Flemming's; von diesen ist namentlich das letztere Werk eine der vorzüglichsten Leistungen der Prosa in dieser Periode.

Christoph Lehmann ist 1568 zu Finsterwalde in der Lausitz geboren, studirte in Leipzig, wurde 1594 Conrector zu Speier und später Raths- und Stadtschreiber daselbst, als welcher er im Jahre 1611 seine Chronik der freien Reichsstadt Speier, Frankfurt 1612, Fol., schrieb, nahm 1629 churtrier'sche und bischöflich-speier'sche Dienste, kam 1637 als Syndicus nach Heilbronn und starb daselbst 1638. Er gab auch eine Sammlung von Reimsprüchen heraus: Florilegium politicum; politischer Blumengarten, 1630. — Zacharias Theobald ist 1584 zu Schladenwalde in Böhmen geboren, wurde Feldprediger und dann Pfarrer und starb 1627. Seine Geschichte des Hussitenkrieges erschien: II Thle. Wittenberg 1610, eine um zwei Bücher vermehrte Ausgabe, Nürnberg 1621, 4°, eine andere Breslau 1750, 4°. — Johann Köster, Pfarrer in Büsum in Norderdithmarschen, starb 1630. Seine Chronik ward erst 1827 zu Kiel in 2 Bänden von F. C. Dahlmann herausgegeben. — Michael Stettler, um 1580 zu Bern geboren, versah dort mehrere Aemter, ward zuletzt Generalcommissär und starb 1642. Seine Annales, oder Beschreibung der vornehmsten Geschichten, so sich in Helvetia zugetragen haben, erschienen Bern 1626, 2 Thle., Fol., und erweitert 1631 — Johann Micrälius ist 1597 zu Köslin geboren, studirte Theologie, promovirte darin, wurde Professor am Gymnasium zu Stettin und starb 1658. Seine Chronik vom alten Pommerland erschien Stettin 1639, 2 Bde. und 1723. — Bogislav Philipp von Chemnitz wurde 1605 in Stettin geboren, studirte zuerst, nahm dann Kriegsdienste in Holland und Schweden, wurde königlicher Rath und Historiograph, in den Adelstand erhoben und starb 1678. Von seiner Geschichte des 30jährigen Kriegs erschienen blos 2 Theile, nämlich I. in Stettin 1648 und II. in Stockholm 1653, Fol. — Friedrich Frisius, 1619 zu Leipzig geboren, erlebte die Belagerung und Verwüstung von Magdeburg selbst, wurde später Conrector in Osnabrück und starb 1680. Seine Erzählung steht in: Hundertjährigem Magdeburgischem Denkmal, Magdeburg 1731. — Gottfried Arnold wurde 1666 zu Annaberg geboren, studirte in Wittenberg, schloß sich in Dresden an Spener an, wurde 1697 Professor der Geschichte in Gießen, trat aber bald wieder zurück, verwaltete von 1700 an geistliche Aemter zu Altstädt, Werben und Perleberg und starb 1714. Außer seinen geistlichen Liedern schrieb er eine Kirchen- und Ketzergeschichte, Frankfurt 1699, 1700, Fol., und Schaffhausen 3 Thl. 1740—42. — Joh. Jacob Mascou ist 1689 zu Danzig geboren, studirte in Leipzig, machte Reisen in verschiedene Länder, wurde 1714 zu Leipzig Docent, dann Professor der Rechte, Rathsherr, Proconsul und starb 1761. Seine Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie erschien zu Leipzig 1726, 4°, wozu 1737 noch eine Fortsetzung kam. — Heinrich von Bünau ist 1697 zu Weißenfels geboren, studirte in Leipzig, wurde Beisitzer des Oberhofgerichts daselbst, dann erhielt er verschiedene Aemter zu Dresden, bei Kaiser Karl VII., der ihn in den Reichsgrafenstand erhob, nach dessen

Tod zu Weimar und Eisenach und starb 1762 zu Osmannstädt bei Weimar. Seine genaue und umständliche deutsche Kaiser- und Reichshistorie erschien Leipzig 1728—43, 4 Thle. 4°. — Matthis Quad ist 1557 zu Deventer geboren, kam frühe in die Pfalz, machte große Reisen, gab Erdbeschreibungen und Karten heraus, lebte später in Köln, schrieb sich von seinem Gute im Jülich'schen auch von Kinkelbach und starb um 1609. Sein Buch erschien zu Köln 1609, 4°. — Adam Olearius, 1599 zu Aschersleben geboren, studirte zu Leipzig, docirte daselbst, ward Hofmathematikus und Bibliothekar des Herzogs Friedrich III. von Schleswig-Holstein, ging als Herzogl. Rath mit der Gesandtschaft nach Rußland und Persien und starb 1671. Seine Reisebeschreibung erschien zu Schleswig 1647, Fol. und dann noch 1656, 1663 und 1671 und Hamburg 1696. Im Anhange dazu hat er orientalische Sprüche und Sinngedichte übersetzt, mit der Ueberschrift: Gülustan oder Rosenthal aus dem Persischen des Schach Saadi. Er war als der „Vielberühmte" Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und soll eigentlich Oehlenschläger geheißen haben.

156. Geringer waren die Leistungen der kirchlichen Beredtsamkeit, indem der Standpunkt der Theologie selbst hemmend entgegentrat und nicht einmal die bescheidensten Forderungen von den Kanzelrednern befriedigt wurden. Sie bewegten sich im steifen Formelwesen der Dogmen und ihre Pedanterie machte Form und Inhalt noch ungenießbarer. Doch können Einzelne genannt werden, die sich über die große Masse etwas erhoben, und zwar nur von Seiten der protestantischen Theologie, da der bekannte Abraham a Santa Clara (138) der katholischen Kirchenkanzel eben nicht zur Weihe diente. Dahin gehören Joh. Arndt, Phil. Jak. Spener, Aug. Hermann Francke, Joachim Lütkemann, Joh. Balthasar Schupp, Heinrich Müller, Joh. Lassenius und Gottlieb Cober. Auch die weltliche Beredtsamkeit ist ohne Werth, so sehr sich die Verfasser der deutschen Rhetoriken darum bemühten, sie zu heben. Meistens sind es Lobreden bei irgend einer Feier, Grabreden oder auch Staatsschriften, die noch mehr vom barbarischen Kanzleistile angesteckt wurden. Außer Hoffmannswaldau, Lohenstein, Canitz und Neukirch, die gelegentlich eine Rede hielten, sind hier Valentin Ludwig von Seckendorf, Paul von Fuchs, Samuel von Königsdorf und Nicolaus Hieronymus Gundling anzuführen, aber es bedarf blos der Nennung ihrer Namen, um den vollständigen Pedantismus in diesen Reden voraus zu kennen. Höchstens ist in einer oder der anderen Rede, z. B. der Canitzischen Klagrede über den Tod der brandenburgischen Prinzessin Elisabeth Henriette, die Sprache reiner, was freilich in damaliger Zeit kein geringes Verdienst, zumal für einen Hofmann, war, da man an den Höfen entweder nur Französisch, oder eine Art Kauderwelsch von französischen und deutschen Worten sprach und dies noch dazu für schön galt. Neben diesen eigentlichen Reden fand man auch einige Anleitungen zum Briefschreiben und sogar eigentliche Briefsteller mit zahlreichen Mustern, die jedoch noch schlechter sind, da man sich für die Briefe blos der lateinischen und französischen Sprache in der gelehrten und gebildeten Welt bediente und noch Gottsched's Frau schrieb, ihr Lehrmeister habe ihr erklärt, es sei nichts gemeiner, als deutsche Briefe.

Johann Arndt ist 1555 zu Ballenstädt geboren, wurde Lehrer und dann Pfarrer, aber von seinem Landesfürsten abgesetzt, worauf er 1590—1591 geistliche Aemter zu Quedlinburg, Braunschweig und Eisleben verwaltete, als Generalsuperintendent nach Celle kam und dort 1621 starb. Sein wichtigstes Werk ist: Vier Bücher vom wahren Christenthum, 1605—1609 und bis jetzt noch immer wieder neu aufgelegt; seine sämmtlichen geistlichen Schriften erschienen Leipzig und Görlitz 1734—36, 3 Thle. Fol. — Philipp Jacob Spener ist 1635 zu Rappoltsweier im Elsaß geboren, studirte in Straßburg und anderwärts, war 1663—86 Prediger zu Straßburg und Frankfurt, kam dann als Hofprediger nach Dresden, 1691 nach Berlin und starb 1705 als Probst und Consistorialrath. Er ist der Vater des Pietismus und hielt schon 1670 in Frankfurt pietistische Conventikel, weshalb er seit 1686 in verschiedene Streitigkeiten verwickelt wurde. Er schrieb viele Schriften, worunter auch Predigten. — August Hermann Francke ist 1663 zu Lübeck geboren, studirte zuletzt in Leipzig, hielt seit 1689 daselbst Vorlesungen, weshalb er angefeindet wurde, ging 1690 als Prediger nach Erfurt, wo er mit den Katholiken Händel bekam, und 1692 nach Halle als Professor der orientalischen Sprachen und dann auch der Theologie und als Prediger. Hier gründete er 1695 die Armenschule, woraus später das berühmte Waisenhaus entstand, und starb 1727. Er gab mehrere Jahrgänge Predigten heraus. — Joachim Lütkemann, 1608 zu Demmin in Pommern geboren, studirte Theologie, wurde 1639 Archidiakonus und 1644 Professor der Physik und Mathematik in Rostock, wo er wegen theologischer Streitigkeiten abgesetzt wurde. Er ging daher 1649 als Generalsuperintendent nach Wolfenbüttel, wurde Abt von Riddagshausen und starb 1655. Seine Predigten erschienen in mehreren Sammlungen; am bekanntesten wurde seine Regentenpredigt. — Schupp S. 138. — Heinrich Müller ist 1631 zu Lübeck geboren, wurde 1653 Archidiakonus zu Rostock, hielt Vorlesungen an der Universität, wurde zuletzt Stadtsuperintendent und starb 1675. — Johann Lassenius ist 1636 zu Waldau in Pommern geboren, reiste weit herum, begab sich auch zu einer Schauspielertruppe, wurde dann Rector und Prediger zu Itzehöe, zuletzt Professor der Theologie, Hofprediger und Consistorialassessor in Kopenhagen und starb 1692. Er beflis sich einer kurzen, gedrungenen Sprache. — Gottlieb Cober ist zu Altenburg geboren und starb schon als Candidat der Theologie 1717 zu Dresden. Er schrieb: „Der Passionsprediger", Leipzig 1715; „Der aufrichtige Cabinetsprediger", Leipzig 1723, 2 Thle. 2. Aufl. — Valentin Ludwig von Seckendorf ist 1626 im Bambergischen geboren, trat in die Dienste mehrerer Fürsten, wurde zuletzt churbrandenburgischer Geheimer-Rath und Kanzler der Universität Halle und starb 1692. Er übersetzte Lucan's Pharsalia, Leipzig 1695, 8°; seine 44 deutsche Reden erschienen daselbst 1686 und 1691. — Paul von Fuchs ist 1640 zu Stettin geboren, ward Advokat in Berlin, Professor der Rechte in Duisburg und 1670 nach Berlin berufen, wo er zuletzt Staatsminister und vom Kaiser in den Reichsfreiherrenstand erhoben wurde, und starb 1704. Seine Reden stehen in Christ. Lünig's Reden großer Herren, Leipzig 1719 und folg., 12 Thle. 8°. — Samuel von Königsdorf hieß zuerst S. Regius, ist 1662 zu Breslau geboren, wurde zuletzt Obersyndicus, kaiserlicher Rath, geadelt und starb 1719. Er schrieb eine „Lobrede auf Kaiser Leopold den Großen" 1705. — Nicolaus Hieronymus Gundling ist 1671 zu Kirch-Sittenbach bei Nürnberg geboren, wurde ein Schüler von Thomasius, seit 1703 Docent und dann Professor der Beredtsamkeit, des Natur- und Völkerrechts in Halle, königl. preußischer Geheimer-Rath und starb 1729. Außer zahlreichen gelehrten Werken schrieb er eine Rede auf Friedrich Wilhelm, König von Preußen. — Zu den erwähnten Briefstellern gehören: Chr. Weise's Curiense Gedanken von deutschen Briefen, Dresden 1691, 8°; B. Neukirchs Galante Briefe und Gedichte, Koburg 1695; A. Bohse's Gründliche Anleitung zu deutschen Briefen, Jena 1700, 8°; sein Allzeit fertiger Briefsteller, Leipzig 1709, 3 Thle.; Neukirch's Unterricht von deutschen Briefen, Leipzig 1707, 8°. —

157. Wie schon erwähnt, wurde für die strengeren gelehrten Disciplinen die deutsche Sprache nur selten gebraucht und es bedurfte erst des Vorgangs eines bedeutenden Gelehrten, um ihr auch hier Eingang zu verschaffen. Schon Jakob Böhme bediente sich zu seinen Schriften der deutschen Sprache und zwar auf eine wirklich erfolgreiche Weise; aber er that es nur, weil er nicht lateinisch schreiben konnte, sondern ein Schuster war, der, als er seine philosophischen Beobachtungen anstellte, nicht mehr Zeit hatte, das Versäumte nachzuholen. Erst die späteren Meister in der Wissenschaft verschafften der deutschen Prosa Geltung und hier ist besonders Gottfried Wilhelm von Leibnitz zu nennen, der in einigen seiner deutsch geschriebenen kleinen Arbeiten zeigte, daß die deutsche Sprache ganz passend sei, um auch die abstraktesten Stoffe darzustellen. Er würde ganz leicht die deutsche Prosa in allgemeine Aufnahme gebracht haben, wenn er nicht seine meisten Schriften lateinisch und französisch geschrieben hätte, da er sie allen Nationen zugänglich machen wollte, und zum Theil auch durch die bisher gebräuchlichen französischen und lateinischen Kunstausdrücke förmlich dazu genöthigt worden wäre. Aus diesem Grunde findet er auch in der deutschen Literaturgeschichte keine größere Stelle, so reich und nachhaltend eingreifend in viele Gebiete des Wissens und der Kunst sein Wirken war. Christian Thomasius dagegen erwarb sich das Recht, einer der größten Sprachbeförderer und Aufklärer genannt zu werden, denn man braucht dafür nur die unermüdlichen Anstrengungen zu betrachten, die er machte, um die Folter abzuschaffen und dem Aberglauben und den Hexenprozessen zu steuern, um zu erkennen, welche Mühe er dazu aufwenden mußte. Er war es dabei, der, um diesen Zweck zu erreichen, sich an's Volk wandte und zuerst die deutsche Sprache auf den Katheder brachte. Hierin liegt sein glänzendster Ruhm und er war es auch, der eine deutsche Monatsschrift (freimüthige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken, seit 1688) herausgab, dadurch die deutsche Journalistik begründete und endlich, trotz aller Verfolgungen, siegreich durchdrang. Was er begonnen, setzte Christian Wolff fort und zwar brachte er nicht nur in die Wissenschaft eine deutsche Richtung, sondern auch in den prosaischen Ausdruck größere Bestimmtheit, Sicherheit und Haltung, wenn gleich die Sprache noch ohne Lebendigkeit, freie Bewegung und zu allgemein gehalten war. Jedenfalls begründete Wolff die philosophische Kunstsprache unseres Volks, welche sodann immer weiter ausgebildet wurde, da später auch Dichter über strengere Disciplinen zu schreiben begannen. Für andere Schriften, namentlich polemischen, kirchlichen und moralischen Inhalts, fand die deutsche Prosa schon größere Anwendung, wie wir es bereits bei Schupp gesehen haben, der den Ausdruck kräftig zu handhaben verstand (138). Einer der vorzüglichsten didaktischen Prosaisten dieser Zeit war auch Samuel von Butschky, welcher auch Gleichnißreden herausgab und viele Schriften schrieb, während Johann Arndt, Christian Scriver, Ph. J. Spener und Gott-

fried Arnold die deutsche Prosa für Predigten und theologische Schriften mit vielem Erfolge anwandten, so daß die Kanzelberedtsamkeit durch sie bedeutend gefördert wurde. Endlich ward schon Christian Wernicke als bedeutender Kritiker genannt (153), während Harsdörfer (123) in Nürnberg in seinen Gesprächspielen als encyclopädischer Schriftsteller auftrat und hier besser schrieb, als in seinen poetischen Produkten, deren viele in der genannten Schrift aufgenommen sind. Im Allgemeinen machte sich jedoch auch in dieser Periode die Prosa nicht von dem hergebrachten Pedantismus los, wovon sie erst Lessing befreite.

Jacob Böhme ist 1575 zu Alt-Seidenburg bei Görlitz geboren, erlernte das Schusterhandwerk, konnte aber nur wenig lesen und schreiben. Erst als er sich in Görlitz als Schuster niedergelassen hatte, kam ihm der Drang, das Versäumte nachzuholen, was ihm so schnell gelang, daß er sein Wissen selbst göttlichen Offenbarungen zuschreiben wollte. Im J. 1612 schrieb er: „Morgenröthe im Aufgange", welche Schrift Anfangs blos in seiner Handschrift cursirte, ihm aber bereits die Verfolgung seines Oberpfarrers zuzog, die dann immer zunahm, je mehr Schriften Böhme seit 1619 verfaßte und darin seine theosophischen Anschauungen und Spekulationen niederlegte. Er ward dadurch der Begründer einer eigenen mystisch-philosophischen Richtung, betrieb sein Handwerk nicht mehr, erwarb sich viele Freunde, hielt sich meistens bei diesen auf, machte größere Reisen und starb 1624 zu Görlitz. Seine Schriften sind in neuerer Zeit von Scheibler gesammelt und wieder herausgegeben worden und haben bis auf unsere Zeit oft nur zu große Beachtung erhalten, die nur einzelne Theile davon verdienen. — Gottfried Wilhelm von Leibnitz ist 1646 zu Leipzig geboren und der Sohn eines Professors, machte dort seine Studien, besuchte auch die Universität Leipzig, studirte Philosophie, Mathematik, Jurisprudenz, Politik und Geschichte, kam 1667 als Kanzleirevisionsrath nach Leipzig, verrichtete die wichtigsten diplomatischen Geschäfte, machte Reisen nach Paris, London und Holland, lernte daselbst die größten Männer kennen und wurde 1676 Hofrath und Bibliothekar in Hannover, wo er die Geschichte des Hauses Braunschweig schreiben sollte, weshalb er, um die Quellen aufzusuchen, durch Deutschland und Italien und zweimal nach Rom und Wien reiste, wo ihn der Kaiser im J. 1711 zum Reichshofrath und Freiherrn ernannte. Leibnitz hatte darauf gedrungen, daß zu Wien, Dresden und Berlin Akademien der Wissenschaften errichtet würden, was nur in letzterem Orte durchgeführt wurde, wobei Leibnitz die Präsidentschaft erhielt; auch bekam er Jahrgehalte und Titel von mehreren Fürsten, stand in den höchsten Ehren und starb 1716 zu Hannover. Seine meisten Schriften sind lateinisch und französisch; seine deutschen Schriften gab heraus G. E. Guhrauer, Leibnitz's deutsche Schriften. Berlin 1838—40. 2 Bde., 8°, wobei die interessante Abhandlung: Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, die er 1697 schrieb. — Christian Thomasius ist im J. 1655 zu Leipzig geboren, studirte daselbst und in Frankfurt a. d. O., hielt dort juristische Vorlesungen, machte eine Reise nach Holland und ging dann wieder nach Leipzig, wo er Rechtspraktik trieb und dann Vorlesungen hielt. Dabei trat er gegen die alte Pedanterie der Gelehrten auf, schloß sich an die Pietisten an, bekam deshalb mit den Theologen Händel und sollte darüber 1689 verhaftet werden, weshalb er fortging und sich nach Berlin begab. Hier erhielt er die Berufung als brandenburgischer Rath an die Ritterakademie Halle, wo er Vorlesungen hielt, die nach Errichtung der Universität immer mehr besucht wurden. Er wurde nicht nur Professor der Rechte, sondern auch preußischer Geheimer-Rath, Direktor der Universität und starb 1728. Er schrieb zahlreiche Schriften verschiedenen Inhalts. Sein Leben beschrieb H. Luden, Berlin 1805, 8°. — Christian Wolff wurde 1679

zu Breslau geboren, studirte zu Jena und Leipzig, hielt hier Vorlesungen über Mathematik, wurde 1707 als Professor nach Halle berufen, lehrte 1709 Philosophie, auf welche er die Mathematik anwandte, und gab 1712 seine ersten Werke darüber heraus. Deshalb klagten ihn die Theologen des Unglaubens und der Irrlehre an, so daß er 1723 seines Amts entsetzt und aus dem Lande verwiesen wurde, worauf er in Hessen-Kassel Aufnahme fand, nach Marburg berufen und Auszeichnungen von vielen Seiten erhielt. Friedrich Wilhelm I. wollte ihn gerne wieder nach Halle zurück haben, er ging aber erst wieder dahin, als Friedrich II. auf den Thron kam und ihn im Jahre 1740 zum Geheimen-Rath und Vicekanzler der Universität ernannte. 1743 wurde er Kanzler, 1745 in den Reichsfreiherrenstand erhoben und starb im Jahre 1754. — Samuel von Butschky ist 1612 zu Breslau geboren, studirte die Rechte in Wittenberg, erwarb sich eine Buchdruckerei und mehrere Landgüter in Schlesien, wurde katholisch, von Kaiser Leopold I. in den Adelstand erhoben, erhielt mehrere Aemter, wurde Manngerichts- und Landesältester des Fürstenthums Breslau, kaiserlicher Rath und starb 1678. Er schrieb unter Anderem: Fünfhundert sinnen-, geist- und lehrreiche Reden und Gemüthsübungen 2c., Breslau 1666, 8°; Patmos, enthaltend sonderbare Reden und Betrachtungen, Leipzig 1677, 8°; Wohlbebautes Rosenthal 2c., Nürnberg 1679, 8°. — Christian Scriver ist 1629 zu Rendsburg geboren, wurde 1653 Diakonus zu Stendal, dann Pastor, Consistorialassessor und Inspektor zu Magdeburg, kam 1690 als Consistorialrath und Oberhofprediger nach Quedlinburg und starb 1693. — G. Arnold, §. 155.

B. Zweite Periode.

1730 bis 1760.

158. Aus der nur langsam und mühesam sich aufraffenden ersten Periode der neuen Zeit treten wir in eine regere, lebendigere Thätigkeit, in die Zeit des Ringens, Kämpfens und Strebens, um das Blüthenalter der deutschen Poesie herbeizuführen, um auf einmal auf dem weiten Felde der heimischen Kultur und Literatur die herrlichsten Blüthen und Blumen hervorschießen zu lassen und auf einen Höhepunkt zu gelangen, den Deutschlands Literatur noch nie erreichte und wohl nie wieder erreichen wird. Bisher war die deutsche Dichtung auf ihre Heimath beschränkt, isolirt und nahm fortwährend fremde Einflüsse auf, statt solche auf das Ausland zu gewinnen; nun aber erhob sie sich über alle anderen Literaturen der neueren Völker und zwar unter dem günstigen Verhältnisse, daß die übrigen europäischen Literaturen bereits im Sinken begriffen waren, als die deutsche ihre Höhe erstieg, und daß dies zugleich in die Zeit fiel, wo bereits das Mittelalter vollständig abgethan war und eine harmonische Verbindung von Natur und Kultur erreicht werden konnte, nämlich ein Drama, das nun auch die Hauptrichtung unserer Poesie wurde und auf alle anderen Arten desselben den bedeutendsten Einfluß ausübte. Wäre damals Deutschland ein eroberndes Land gewesen, hätte es seine Waffen siegreich in's Ausland getragen und große Thaten zur Schau gestellt, so hätte gerade diese Versöhnung der seit Jahrhunderten sich widerstreitenden Gegensätze unserer Literatur einen Hauptvorzug und eine mächtige Bedeutung für unsere Nachbar-

länder schon von vornherein gegeben, während dieselbe erst spät und langsam einzutreten begann. Es verhinderte dies aber auch noch der Umstand, daß unsere Dichtung, obgleich sie sich so leicht und gern auf die älteren Literaturen stützte und dadurch den Charakter der Universalität gewann, doch wieder einen ganz eigenthümlichen, nationalen Zug behielt und sich so ganz mit deutschem Leben und Denken verschmolz, so weit eingriff in alle Wissenschaften und sich an sie die Revolution anschloß, welche dieselben durchdrang, während in Frankreich die Philosophie diese Stelle einnahm und die Dichter eben nichts anderes als Dichter waren, um deren Individualität und Lebensschicksale man sich nicht zu bekümmern brauchte. Bei uns dagegen tritt die Persönlichkeit des Dichters viel heller und deutlicher hervor, wir verfolgen mit dem größten Interesse die geistige Ausbildung und Entwicklung der einzelnen Persönlichkeiten und gerade Wissenschaft und Kunst war es allein, an die sich bei uns Alles rankte, weil wir kein ächtes politisches Leben, keine Geschichte und keinen Staat hatten und leider noch nicht haben. Darum zeigte sich aber auch unsere Literatur durchaus frei und ungehemmt durch Schranken und Rücksichten und sie mußte es auch, weil *sie* bei uns die Revolution bewirkte, die darum ohne tiefere Erschütterungen vorüberging, da die Poesie mildert und versöhnt, während die Philosophie und Religion Fanatismus hervorrufen. Ueberhaupt ist in dieser Zeit nicht mehr eine ästhetisch-systematische Unterscheidung nach Arten der Dichtung oder eine rein chronologische Aufzählung der Schriftsteller nothwendig oder nur räthlich, sondern sie reihen sich nach ihrer mehr oder weniger großen Bedeutung an einander an und gruppiren sich nach der Wirksamkeit und den Richtungen der Hauptgeister, an denen schon allein der ganze Gang unserer Literatur nachzuweisen wäre und welche Klopstock, Wieland und Lessing, Herder, Voß, Jean Paul, Schiller und Göthe sind. —

159. Die erste Periode der neuen Zeit hatte es hauptsächlich mit der Begründung einer neuen, regelmäßigen Form zu thun, sie mußte erst das Aeußere berücksichtigen und hier sich Bahn brechen, ehe sie den Geist erfassen konnte. Darum hatte auch das Formenwesen zu sehr überhand genommen und bedurfte es keiner geringen Anstrengung, um dasselbe wieder abzuschütteln, sich von den französischen Fesseln frei zu machen und den Kern rein darzustellen, befreit von allen Schlacken und entstellenden Hüllen, die Gesetze allein aus der Natur und den ewigen Forderungen der ächten Kunst schöpfend. Hierfür bildete diese Periode die Uebergangszeit und durch den Streit zwischen Gottsched und den Schweizern mußte zuerst der alte Bombast, der Formelkram und das Reimflickwerk über den Haufen geworfen werden, ehe die Poesie wieder nüchtern und einfach wurde, einen neuen Inhalt bekam und sich neue, aber höhere Muster und Regeln erwarb. Bevor man aber zum freieren Blick auf die großartigen Muster der Griechen kam und diese nur zu würdigen und verstehen lernte, mußte man zufrieden sein, daß man die sinnlosen Italiener entfernte, statt deren die vor-

züglicheren Franzosen aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., besonders aber die Engländer zu Mustern nahm und dadurch nach und nach auf das Verständniß der Antike geführt wurde, wozu eine Veranlassung um so leichter gegeben ward, als man sich gerade auf die heftigste und erbittertste Weise über die Vorzüge der französischen oder englischen Richtung stritt und zwischen der französischen Regelrichtigkeit und englischen Dichterkraft blos dadurch entschieden werden konnte, daß man sich an die Griechen wandte, dort den höheren Maßstab holte und Lessing mit seiner Verstandesschärfe und seinem klaren, das Richtige erfassenden Geiste denselben festhielt und in unserer Literatur dauernd geltend machte. Es hat daher der sonst so verachtete Gottsched durch sein hartnäckiges Festhalten am französischen Geschmacke unserer Literatur einen Dienst erwiesen, indem es dadurch der englischen Richtung nicht möglich wurde, sich festzusetzen und breit zu machen, und der lange Streit, der von den jungen Talenten Anfangs nur zu Gunsten der Engländer geführt wurde, ihnen allmälig die Augen öffnete und das Verständniß der Antike anbahnte, das zuerst Lessing und Winkelmann erschlossen. Wir haben daher in dieser Periode die Zeit von Gottsched bis auf Lessing zu betrachten, welche beide Anfangs- und Endpunkte bezeichnen.

160. Um eine zusammenhängendere Geschichtserzählung zu gewinnen, sind einige Dichter vorauszuschicken, welche zwar nicht Gottsched vorausgingen, aber neben ihm wirkten und von seinen späteren Streitigkeiten nur wenig oder gar nicht berührt wurden. Es sind vorzüglich die drei Dichter Drollinger, Haller und Hagedorn, welche diese Zeit unserer klassischen Dichter eröffneten, und wenn sie auch eng mit Richey und Brockes verbunden sind, welche die Sinnlichkeit wieder in die Dichtung einführten und die sentimentale Richtung anbahnten, so sind sie doch wieder in mancher Hinsicht von ihnen verschieden, und besonders letztere führen uns in ein Land, das für die deutsche Literatur lange Zeit hindurch ohne Bedeutung gewesen war, nun aber den Anstoß zum vollständigen Umschwunge geben sollte. Durch die Stiftung der verschiedenen Gesellschaften war die Dichtung auch in der Schweiz zur Pflege gekommen und hier, wo die Kräfte noch unverbraucht lagen, konnten sie sich um so lebendiger regen und suchte man alsbald die Selbstständigkeit zu bewahren, sowie der Kritik ihr Recht zu geben. Ueberhaupt drang der Einfluß von England und Frankreich am meisten in die südlichen und nördlichen Gränzlande ein, wo sich die meiste Freiheitsliebe erhalten hatte und die Gemeinwesen blühten, dabei aber auch die größte Sittenstrenge und ein frommer, religiöser Sinn herrschte, der sehr empfänglich war für die weiche, sentimentale Richtung der Literatur. Hier tritt uns nun zuerst der Badener Karl Friedrich Drollinger entgegen, der in Basel lebte, dort in freundschaftlichen Verbindungen stand und den Uebergang der Poesie von Brockes zu den Schweizern vermittelte, nachdem er den Standpunkt der Schlesier verlassen, den er Anfangs inne hatte.

Er warf sich vorzugsweise auf die geistliche Poesie und was er für diese that, läßt sich am besten ermessen, wenn man den Zustand derselben in dieser Zeit in's Auge faßt.

Unter dem Einflusse der Franzosen hatte sich nämlich die Religiosität wieder erhoben und entstand der Pietismus, der Anfangs sogar der Träger der freieren Richtung war und vorzüglich durch Spener hervorgerufen wurde. Außer Neumeister dichtete Benjamin Schmolck geistliche Lieder, aber so kalt, trocken und dürr, so ohne Gedanken, daß sie als Fabrikarbeit erscheinen, wie er sie ja auch blos auf Bestellung verfertigte. Etwas besser sind die Lieder Joachim Neander's, der einfach und anspruchslos schrieb, ja sogar warm und herzlich, im Sinne und Ausdrucke der Bibel, aber die Zeit nicht befriedigte, weil diese neue Elemente verlangte. Aus demselben Grunde konnten auch A. H. Francke und die hallischen Kirchenliederdichter sich nicht über das Fabrikmäßige erheben und man erkannte schon an den versuchten Sammlungen von Kirchenliedern, daß es mit der Blüthezeit derselben zu Ende gehe. Dieses bezeichnete geradezu Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf, der Stifter der Herrenhuter, dessen Dichtungen auf die frühere Zeit zurückweisen und an die katholischen Spielereien mit Gott und Jesu erinnern, auch durchaus geschmacklos und schwatzhaft sind. Dieser trivialen Art von geistlicher Dichtung suchte nun Drollinger entgegenzuwirken, indem er nach höherem poetischen Schwung, Reichthum an Gedanken und Fülle der Empfindungen strebte und den weltlichen Schmuck damit verbinden wollte, so daß er die geistlichen Lieder zu Oden und Lehrgedichten umformte. Drollinger hat auch wirklich in seinen Oden vom Lobe der Gottheit, der göttlichen Vorsehung, der Unsterblichkeit u. A. ganz gute Gedichte geliefert, welche den Psalmenton treffen und doch den Bibelton erweitern; und seine Fabeln sind ganz gut und fließend erzählt. Ueberhaupt zeigte er schon ziemlich vielen dichterischen Beruf und verachtete er die gehaltlose Gelegenheitspoesie, obschon man auch bei ihm noch Spuren der hergebrachten Zierlichkeit und conventionellen Poesie antrifft. Seine Vorzüge beruhen vorzüglich in dem durchsichtigen, klaren Flusse der Rede, sowie darin, daß ihm das Herz die Quelle der Poesie war und er erst später die Kritik eintreten lassen wollte, was ihn als unmittelbaren Vorgänger Klopstock's und den Eröffner dieser neuen Bahn bezeichnet, während ihn die Vorliebe zum Musikalischen, Malerischen und Lehrhaften eng mit Brockes verknüpfte.

Benjamin Schmolck ist am 21. December 1672 zu Brauchitschdorf bei Liegnitz geboren, wurde später erster Pfarrer in Schweidnitz und starb daselbst am 12. Februar 1737. Er hat eine ganze Reihe geistlicher Lieder gedichtet, die er in vielen Schriften veröffentlichte. Nur Einzelne sind gut, die meisten aber geschmacklos und ungenießbar, wie er überhaupt seinen Schriften die unsinnigsten Titel gab, z. B. Freudenöl in Traurigkeit, schöne Kleider für einen betrübten Geist, geistlicher Pestweihrauch, lustiger Sabbath in der Stille zu Zion u. s. w., was die damalige Zeit freilich für schön hielt. — Joachim Neander, um 1640 von reformirten Eltern zu Bremen geboren, erhielt frühe durch den



Prediger Theodor Underey1 seine fromme Richtung, widmete sich der Theologie und studirte zu Heidelberg, wo er sich nur Wenigen, wie dem Spanheim, anschloß. In Frankfurt ward er mit Spener befreundet, erhielt einen Ruf als Rector an das reformirte Gymnasium zu Düsseldorf und brachte die Anstalt zur Blüthe, hielt aber besondere Erbauungsstunden und es wurde ihm deshalb die Schule verschlossen. 1679 wurde er als Prediger an die Martinskirche zu Bremen berufen, versah sein Amt mit Treue und Eifer, obschon man ihn vielfach befehdete, und starb am 31. Mai 1680. Seine Lieder erschienen daselbst 1679 und sind später noch mehrmals neu aufgelegt worden, bis 1716. — Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf ist am 26. Mai 1700 zu Dresden geboren und der Sohn des sächsischen Conferenzministers, erhielt im Hause seiner Großmutter eine fromme Erziehung und wurde bald schwärmerisch, zumal als er an das Pädagogium zu Halle kam, wo Francke lehrte. 1716 bezog er die Universität Wittenberg, studirte neben seinen Berufsfächern Theologie und machte 1719 eine Reise nach Holland, die er unter dem Titel: „Attici Wallfahrt durch die Welt" beschrieb. Im Jahre 1721 wurde er als Hofrath bei der Landesregierung angestellt, legte diese Stelle jedoch schon 1723 nieder, gab sich der Theologie wieder hin und hielt Andachtsübungen. Im Jahre 1722 hatte er sich vermählt, nahm dann ausgewanderte mährische Brüder auf seinem Gute Berthelsdorf auf und entschloß sich, eine besondere kirchliche Gemeinde zu stiften, was ihm viele Verdrießlichkeiten zuzog. Im Jahre 1734 ließ er sich unter angenommenem Namen zu Stralsund in der Theologie examiniren, machte dann viele Reisen, um seine Gemeinde zu verstärken, und wurde sogar 1736 aus seinem Vaterlande verwiesen, wohin er erst 1747 zurückkehren durfte. Unterdessen ließ er sich in Berlin zum Bischof der mährischen Kirche weihen, gab 1739 eine Art Katechismus heraus und reiste nach Westindien und 1741 nach Nordamerika, um seine Lehre zu verbreiten, worüber er Vorträge hielt. Er führte eine starke Correspondenz, schrieb über hundert Bücher, worin schöne Stellen mit Geschmacklosem abwechselten, zahlreiche Lieder voll spielender, zweideutiger und unanständiger Stellen, die er später zu entfernen suchte, und kehrte 1743 nach Europa zurück, wo er Liefland, Holland und England besuchte und in letzterem Lande vier Jahre zubrachte. Später vermählte er sich zum zweiten Male und starb am 9. Mai 1760 zu Herrnhut. Sein Leben ist von Spangenberg, Barby 1772—75, in 8 Theilen, und in Varnhagen van Ense's Denkmalen, 5. Bd., beschrieben. Seine geistlichen Gedichte gab A. Knapp, 1845, zu Stuttgart heraus. — Karl Friedrich Drollinger ist am 26. December 1688 zu Durlach geboren, besuchte daselbst die Schule, studirte 1701—10 in Basel die Rechtswissenschaft, promovirte, wurde zu Durlach Registrator am geheimen Archiv, 1722 Hofrath und 1726 geheimer Archivar. Wegen der Kriegsunruhen ging er mit seinem Fürsten nach Basel und arbeitete hier so eifrig und angestrengt, daß er am 1. Juni 1742 starb. Unter seinen Gedichten ist das Grablied auf den Tod eines Rattenfängers eine der ältesten Romanzen. Seine Gedichte gab der ebenfalls als Dichter bekannte Professor Spreng 1743 zu Basel heraus.

161. Von bedeutenderem Einflusse auf unsere Literatur wurde Albrecht von Haller aus Bern, einer der größten Gelehrten aller Zeiten, der auch durch die reiche Fülle seines umfassenden Wissens und seinen europäischen Ruhm das Ansehen der Poesie wieder hob und dieselbe vollends von den Fesseln der Schlesier befreite. Er war vorzüglich ein Dichter des Verstands, des Ernstes und sogar schwerfälliger Gedrungenheit und suchte die Poesie dazu zu benützen, die Resultate des Denkens und Forschens unter das Publikum zu bringen. In seiner Jugenddichtung „der Morgen" hielt er sich zwar noch an die prächtig schildernde Manier, aber bald nahm er die Engländer, zumal Pope und Virgil,

zum Muster und folgte ihnen so sehr, daß sein männlicher Sinn und Ernst geradezu in finstere Strenge überging, daß sein Vortrag schwer, voll und gedrungen wurde und er statt der Empfindungen Gedanken und Betrachtungen gab. Man findet daher bei ihm Härte, Anspannung und Malerei, Kälte und Schwermuth, seine Dichtungen vermochten nicht sich zur Höhe der freien Idealität zu erheben und besonders fehlte ihm für die Lyrik die Musik des Herzens, denn selbst seine berühmte Elegie auf den Tod seiner Mariane enthält fast nur Reflexion. Dagegen kam ihm seine praktische Verständigkeit sehr wohl zu statten und machte ihn zu einem didaktischen Dichter, welche Richtung Haller begründete. Sein Gedicht „die Alpen“ ist daher auch seine beste Produktion, entsprungen aus der unmittelbarsten Anschauung der heimathlichen Natur, auf einer Reise durch die Alpen, welches zum Grundthema hat: Einfachheit des Lebens in innigster Befreundung mit der Natur sei das reinste und schönste Glück. Einzelne Stellen darin sind ansprechend und gut gehalten, das Ganze aber zu kräftig und derb aufgetragen. Ein eigentliches Lehrgedicht ist jenes „Ueber den Ursprung des Uebels,“ worin es ihm nicht um ein poetisches Gesammtbild, sondern um Gedanken und Weisheit zu thun ist, denn es sind gereimte Abhandlungen, hier und da unterbrochen durch scharf präcisirte Sentenzen. Dabei ist bemerkenswerth, daß Haller von der philosophischen Lösung der Frage in's Religiöse hinüber geht und die biblische Geschichte zu Grund legt. Zur Satire hatte Haller keine Anlage, auch hoffte er davon nichts und wo sie bei ihm durchbricht und er gegen die Freigeister polemisirt, da fehlt ihm alle Urbanität und verfällt er in finstere Strenge, der alles Ideale fern liegt und die sich in Härte und Dunkelheit verliert. In seinem Alter schrieb er auch politische Romane voll aristokratischer Gesinnung und mit unpoetischem Pragmatismus. Dahin gehören Usong, worin er den wohlmeinenden patriarchalischen Despotismus preist, Alfred, zum Lobe der constitutionellen Monarchie, und Fabius und Kato, eine ähnliche Schrift zu Gunsten des aristokratischen Republikanismus, der ihm am meisten behagte. In diesen Schriften ist es ihm aber nur um die Lehre, um Raisonnement zu thun, Alles wird breit auseinandergesetzt und weder hierin, noch in seinen anderen Gedichten bewies sich Haller als einen wahren Dichter, was er zuletzt selbst eingestand, als die neueren Dichter rasch auf einander folgten. Dessen ungeachtet nimmt er eine nicht unbedeutende Stelle in der Literatur ein, weil er dem schlesischen Unwesen ein Ende gemacht, den poetischen Ton wieder gehoben, einen edleren Geschmack hervorgerufen und überhaupt die Poesie auf's Neue wieder zu Ehren gebracht hat, wie er auch im Fache der strengen Wissenschaft, zumal der Botanik und Physiologie, eine ganz neue Bahn brach.

In Bezug auf das Lehrgedicht schlossen sich die meisten nächstfolgenden Poeten an Haller an und dichteten didaktische Stücke, da solche für mittelmäßige Köpfe ganz geeignet sind. Diese Bahn schlug gleich der Freiherr von

Creutz in Homburg ein, der noch dem Alexandriner treu blieb, weil er Klopstock nicht nachzufolgen wagte und ganz in's Systematische und Prosaische verfiel. Neben seinem Gedichte von der Unsterblichkeit stehen die langen Lehrgedichte von Daniel Wilhelm Triller über Materien aus der Natur- und Sittenlehre, der übrigens auch ein jämmerliches Epos, den sächsischen Prinzenraub, Fabeln und Aehnliches schrieb, ja sogar eine komische Epopee, den Wurmsaamen, verfaßte. Andere Dichter, deren wir noch später gedenken werden, versuchten sich wenigstens in ihrer Jugend einmal im Lehrgedichte und besonders wichtig machte sich Johann Jakob Dusch in diesem Gebiete, der nach Affekt und Rührung strebte, aber keine lebendige Phantasie besaß. Dusch schrieb auch zwei Bände moralischer Briefe zur Bildung des Herzens, voll Ueberladung und Geziertheit, ebenso mehrere Romane, wie Geschichte Karl Ferdiner's, die einst viel gelesen war; aber Alles ist lehrhaft und die Poesie hat daran nur geringen Antheil. Endlich gehörte noch Withof aus Duisburg hierher, dessen Gedichte, z. B. über die zeitliche Glückseligkeit und Anderes, im Ganzen gering sind, wenn auch Einzelnes gut sein mag. Die lehrhafte Poesie machte überhaupt kein Glück, ward mißbraucht zu den trockensten Darstellungen, z. B. von der Wässerung der Aecker, und die grellsten Ausartungen zeigen sich in dem Produkte des Breslauer Arztes Tralles, der das Riesengebirg in der Haller'schen Manier besang und noch eine ganze Schaar gleich erbärmlicher und jämmerlicher Poeten hinter sich nachzog.

Albrecht von Haller ist am 16. October 1708 zu Bern geboren und war in seiner Jugend schwächlich und trübsinnig, dabei aber um so mehr zum Lernen geneigt. Schon im sechsten Jahre lernte er lateinische, im achten griechische und hebräische Sprache und machte sich eine Menge Excerpte, so daß er schon als Kind sich mehr als zweitausend Lebensbeschreibungen notirt hatte. Als zwölfjähriger Knabe machte er eine Satire, besuchte dann das Gymnasium zu Bern und ließ sich hierauf bei einem Arzte zu Biel in der Cartesianischen Philosophie unterrichten, wobei er aber weder seine Poesien, noch seine Excerpte zu machen unterließ und durch Niemand davon abgebracht werden konnte. Im fünfzehnten Lebensjahre bezog er die Universität Tübingen, um Medizin zu studiren, ging aber schon 1725 nach Leyden, wo Albinus und Boerhave seine Lehrer wurden und er 1727 promovirte. Im Jahre 1727 ging er weg, lernte dann in England und Frankreich die berühmtesten Aerzte und Naturforscher kennen, nahm in Basel bei Bernoulli Unterricht in der höheren Mathematik und machte dann zur Stärkung seiner Gesundheit eine Reise durch die Alpen, wobei ihn der Botaniker Johann Geßner begleitete und auch Haller mit vielem Fleiße die Alpenpflanzen sammelte. Das Resultat dieser Reise war das Gedicht die Alpen, das 1729 erschien. Hierauf lebte er ein Jahr lang in Basel, schrieb an einem großen Lehrgedichte: Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, und hielt für den damals kranken Meig Vorlesungen über Anatomie, bis er 1729 sich in Bern als praktischer Arzt niederließ. Man machte ihm jedoch zum Vorwurf, daß er Poesie und Botanik trieb, wie er damals das Gedicht vom Ursprung des Uebels schrieb, die Alpen jährlich bereiste und ein Werk darüber vorbereitete. Während des Winters hielt er Vorlesungen über Anatomie, seit 1734, und zwar unentgeldlich und bewirkte auch, daß ein anatomisches Theater errichtet wurde. Nachdem er vergebens um die Professur der Beredtsamkeit sich beworben, wurde er 1735 Aufseher der Bibliothek, blieb aber nur kurze Zeit

an dieser Stelle, indem ihm seine Aufsätze über Botanik und Anatomie einen Ruf nach Göttingen verschafften, dem er 1736 folgte. Hier traf ihn schon in den ersten Wochen das Unglück, seine Gattin zu verlieren, worauf er sich von allem Umgang zurückzog und arbeitete, wobei ihm die Regierung höchst freigebig entgegen kam und ein anatomisches Theater, sowie einen botanischen Garten anlegte. Im Jahre 1739 besuchte er die Schweiz, verheirathete sich abermals und verlor seine Gattin auch bald wieder. Im Jahre 1741 verheirathete er sich zum dritten Male und nun lebte er glücklich und wirkte höchst günstig für die Universität, nach und nach 86 anatomische, medicinische und botanische Schriften verfassend, worunter seine Flora der Schweiz, die Boerhavischen Vorlesungen, die Physiologie und seine anatomischen Tafeln. Von 1745 an war er Mitarbeiter, seit 1747 Direktor der Göttingischen gelehrten Zeitung; auch gerieth er mit mehreren Gelehrten in Streitigkeiten, so mit Homberger in Jena über das Athemholen, mit Linne über die Botanik, mit La Mettrie, weil ihm dieser sein atheistisches Buch l'homme machine widmete und ihn dadurch in den Geruch des Atheismus bringen wollte. Die Akademien zu London, Stockholm, Bologna, Paris, Florenz, Berlin u. A. erkoren ihn zu ihrem Mitgliede, 1749 ward er von Kaiser Franz in den Reichsadelstand erhoben und vom Könige von England und Hannover zum Staatsrath ernannt. Als er 1745 seine Vaterstadt besuchte, ward er als Mitglied in den großen Rath aufgenommen und da seine Kollegen durch Kabalen ihm in Göttingen den Aufenthalt verleideten, so entschloß er sich, nach Bern zurückzukehren. Doch nahm er noch 1751 an der Stiftung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften Antheil und wurde zu deren beständigem Präsidenten erwählt. Im Jahre 1753 nahm er seine Entlassung und ging nach Bern zurück, behielt jedoch seinen Gehalt, seine Titel und die Präsidentenstelle der königl. Gesellschaft der Wissenschaften und war beständig für die gelehrte Zeitung thätig, in welche er über zwölftausend Recensionen lieferte. In Bern erkannte man seine Verdienste so sehr an, daß er alle auswärtigen Anträge ablehnte und nunmehr sein ganzes Streben dem Wohle des Vaterlandes zugewendet war. Er verbesserte als deren Direktor die Salzwerke zu Bex und Aigle, die Anstalten der Akademie Lausanne, die medicinische Polizei, beförderte den Ackerbau, machte den Plan zu einem Waisenhause und vermittelte den Gränzstreit zwischen Bern und Wallis. Er war auch literarisch ungemein thätig, schrieb die botanische, chirurgische, anatomische und medicinisch-praktische Bibliothek, verfaßte drei Romane, führte eine reiche Correspondenz in fünf Sprachen, erhielt 1777 den Besuch des Kaisers Joseph II. und starb am 12. December 1777. Haller's Verdienste um die Wissenschaften sind ungemein groß, namentlich um die Botanik und Physiologie. Er stellte die Lehre von der Reizbarkeit auf, machte die sorgfältigsten Beobachtungen über die Theorie der Erzeugung und erforschte ebenso die Naturgeschichte des Thierreichs. Seine früheren poetischen Versuche verbrannte er selbst, seine übrigen erschienen: Versuch Schweizerischer Gedichte, Bern 1732, 8°, und sind bis zu seinem Tode 33 Mal aufgelegt worden. Seine Lehrgedichte sind: Ueber die Ehre, 1728; Die Alpen, 1729; Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, 1729; Ueber den Ursprung des Uebels, 3 Bücher, 1734. Die letzte Ausgabe seiner Gedichte erschien 1828. — Friedrich Karl Kasimir Freiherr von Creuz ist am 24. November 1724 zu Homburg v. d. Höhe geboren, ward, ohne die Universität besucht zu haben, 1745 Hofrath bei der Regierung, führte seit 1749 die Streitigkeiten zwischen Homburg und Darmstadt zu Gunsten des Ersteren, wurde deshalb 1755 von letzterem Staate ein Jahr lang auf einer Festung gefangen gehalten, wurde 1751 hessischer Staatsrath, ward Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin und Reichshofrath, arbeitete sehr viel und starb am 6. September 1770. Er schrieb Oden und Lieder, 2. Thle., Frankfurt 1769, aber sehr nüchtern, ein Trauerspiel Seneca, daselbst 1754, das an demselben Fehler leidet, und „die Gräber", daselbst 1760; auch in's Gebiet der Philosophie wagte er sich mit seinem, Montesquieu entgegengesetzten Buche: „Ueber den wahren Geist der Gesetze" (1768) und

Creutz in Homburg ein, der noch dem Alexandriner treu blieb, weil er Klopstock nicht nachzufolgen wagte und ganz in's Systematische und Prosaische verfiel. Neben seinem Gedichte von der Unsterblichkeit stehen die langen Lehrgedichte von Daniel Wilhelm Triller über Materien aus der Natur- und Sittenlehre, der übrigens auch ein jämmerliches Epos, den sächsischen Prinzenraub, Fabeln und Aehnliches schrieb, ja sogar eine komische Epopee, den Wurmsaamen, verfaßte. Andere Dichter, deren wir noch später gedenken werden, versuchten sich wenigstens in ihrer Jugend einmal im Lehrgedichte und besonders wichtig machte sich Johann Jakob Dusch in diesem Gebiete, der nach Affekt und Rührung strebte, aber keine lebendige Phantasie besaß. Dusch schrieb auch zwei Bände moralischer Briefe zur Bildung des Herzens, voll Ueberladung und Geziertheit, ebenso mehrere Romane, wie Geschichte Karl Ferdiner's, die einst viel gelesen war; aber Alles ist lehrhaft und die Poesie hat daran nur geringen Antheil. Endlich gehörte noch Withof aus Duisburg hierher, dessen Gedichte, z. B. über die zeitliche Glückseligkeit und Anderes, im Ganzen gering sind, wenn auch Einzelnes gut sein mag. Die lehrhafte Poesie machte überhaupt kein Glück, ward mißbraucht zu den trockensten Darstellungen, z. B. von der Wässerung der Aecker, und die grellsten Ausartungen zeigen sich in dem Produkte des Breslauer Arztes Tralles, der das Riesengebirg in der Haller'schen Manier besang und noch eine ganze Schaar gleich erbärmlicher und jämmerlicher Poeten hinter sich nachzog.

Albrecht von Haller ist am 16. October 1708 zu Bern geboren und war in seiner Jugend schwächlich und trübsinnig, dabei aber um so mehr zum Lernen geneigt. Schon im sechsten Jahre lernte er lateinische, im achten griechische und hebräische Sprache und machte sich eine Menge Excerpte, so daß er schon als Kind sich mehr als zweitausend Lebensbeschreibungen notirt hatte. Als zwölfjähriger Knabe machte er eine Satire, besuchte dann das Gymnasium zu Bern und ließ sich hierauf bei einem Arzte zu Biel in der Cartesianischen Philosophie unterrichten, wobei er aber weder seine Poesien, noch seine Excerpte zu machen unterließ und durch Niemand davon abgebracht werden konnte. Im fünfzehnten Lebensjahre bezog er die Universität Tübingen, um Medizin zu studiren, ging aber schon 1725 nach Leyden, wo Albinus und Boerhave seine Lehrer wurden und er 1727 promovirte. Im Jahre 1727 ging er weg, lernte dann in England und Frankreich die berühmtesten Aerzte und Naturforscher kennen, nahm in Basel bei Bernoulli Unterricht in der höheren Mathematik und machte dann zur Stärkung seiner Gesundheit eine Reise durch die Alpen, wobei ihn der Botaniker Johann Geßner begleitete und auch Haller mit vielem Fleiße die Alpenpflanzen sammelte. Das Resultat dieser Reise war das Gedicht die Alpen, das 1729 erschien. Hierauf lebte er ein Jahr lang in Basel, schrieb an einem großen Lehrgedichte: Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, und hielt für den damals kranken Meig Vorlesungen über Anatomie, bis er 1729 sich in Bern als praktischer Arzt niederließ. Man machte ihm jedoch zum Vorwurf, daß er Poesie und Botanik trieb, wie er damals das Gedicht vom Ursprung des Uebels schrieb, die Alpen jährlich bereiste und ein Werk darüber vorbereitete. Während des Winters hielt er Vorlesungen über Anatomie, seit 1734, und zwar unentgeldlich und bewirkte auch, daß ein anatomisches Theater errichtet wurde. Nachdem er vergebens um die Professur der Beredtsamkeit sich beworben, wurde er 1735 Aufseher der Bibliothek, blieb aber nur kurze Zeit

an dieser Stelle, indem ihm seine Aufsätze über Botanik und Anatomie einen Ruf nach Göttingen verschafften, dem er 1736 folgte. Hier traf ihn schon in den ersten Wochen das Unglück, seine Gattin zu verlieren, worauf er sich von allem Umgang zurückzog und arbeitete, wobei ihm die Regierung höchst freigebig entgegen kam und ein anatomisches Theater, sowie einen botanischen Garten anlegte. Im Jahre 1739 besuchte er die Schweiz, verheirathete sich abermals und verlor seine Gattin auch bald wieder. Im Jahre 1741 verheirathete er sich zum dritten Male und nun lebte er glücklich und wirkte höchst günstig für die Universität, nach und nach 86 anatomische, medicinische und botanische Schriften verfassend, worunter seine Flora der Schweiz, die Boerhavischen Vorlesungen, die Physiologie und seine anatomischen Tafeln. Von 1745 an war er Mitarbeiter, seit 1747 Direktor der Göttingischen gelehrten Zeitung; auch gerieth er mit mehreren Gelehrten in Streitigkeiten, so mit Homberger in Jena über das Athemholen, mit Linne über die Botanik, mit La Mettrie, weil ihm dieser sein atheistisches Buch l'homme machine widmete und ihn dadurch in den Geruch des Atheismus bringen wollte. Die Akademien zu London, Stockholm, Bologna, Paris, Florenz, Berlin u. A. erkoren ihn zu ihrem Mitgliede, 1749 ward er von Kaiser Franz in den Reichsadelstand erhoben und vom Könige von England und Hannover zum Staatsrath ernannt. Als er 1745 seine Vaterstadt besuchte, ward er als Mitglied in den großen Rath aufgenommen und da seine Kollegen durch Kabalen ihm in Göttingen den Aufenthalt verleideten, so entschloß er sich, nach Bern zurückzukehren. Doch nahm er noch 1751 an der Stiftung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften Antheil und wurde zu deren beständigem Präsidenten erwählt. Im Jahre 1753 nahm er seine Entlassung und ging nach Bern zurück, behielt jedoch seinen Gehalt, seine Titel und die Präsidentenstelle der königl. Gesellschaft der Wissenschaften und war beständig für die gelehrte Zeitung thätig, in welche er über zwölftausend Recensionen lieferte. In Bern erkannte man seine Verdienste so sehr an, daß er alle auswärtigen Anträge ablehnte und nunmehr sein ganzes Streben dem Wohle des Vaterlandes zugewendet war. Er verbesserte als deren Direktor die Salzwerke zu Bex und Aigle, die Anstalten der Akademie Lausanne, die medicinische Polizei, beförderte den Ackerbau, machte den Plan zu einem Waisenhause und vermittelte den Gränzstreit zwischen Bern und Wallis. Er war auch literarisch ungemein thätig, schrieb die botanische, chirurgische, anatomische und medicinisch-praktische Bibliothek, verfaßte drei Romane, führte eine reiche Correspondenz in fünf Sprachen, erhielt 1777 den Besuch des Kaisers Joseph II. und starb am 12. December 1777. Haller's Verdienste um die Wissenschaften sind ungemein groß, namentlich um die Botanik und Physiologie. Er stellte die Lehre von der Reizbarkeit auf, machte die sorgfältigsten Beobachtungen über die Theorie der Erzeugung und erforschte ebenso die Naturgeschichte des Thierreichs. Seine früheren poetischen Versuche verbrannte er selbst, seine übrigen erschienen: Versuch Schweizerischer Gedichte, Bern 1732, 8°, und sind bis zu seinem Tode 33 Mal aufgelegt worden. Seine Lehrgedichte sind: Ueber die Ehre, 1728; Die Alpen, 1729; Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, 1729; Ueber den Ursprung des Uebels, 3 Bücher, 1734. Die letzte Ausgabe seiner Gedichte erschien 1828. — Friedrich Karl Kasimir Freiherr von Creuz ist am 24. November 1724 zu Homburg v. d. Höhe geboren, ward, ohne die Universität besucht zu haben, 1745 Hofrath bei der Regierung, führte seit 1749 die Streitigkeiten zwischen Homburg und Darmstadt zu Gunsten des Ersteren, wurde deshalb 1755 von letzterem Staate ein Jahr lang auf einer Festung gefangen gehalten, wurde 1751 hessischer Staatsrath, ward Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin und Reichshofrath, arbeitete sehr viel und starb am 6. September 1770. Er schrieb Oden und Lieder, 2. Thle., Frankfurt 1769, aber sehr nüchtern, ein Trauerspiel Seneca, daselbst 1754, das an demselben Fehler leidet, und „die Gräber", daselbst 1760; auch in's Gebiet der Philosophie wagte er sich mit seinem, Montesquieu entgegengesetzten Buche: „Ueber den wahren Geist der Gesetze" (1768) und

der Schrift considerationes metaphysicae (1760). — Johann David Triller ist 1695 zu Erfurt geboren, wurde Hofrath und Professor der Medicin in Wittenberg und starb daselbst 1782. Er schrieb: Der sächsische Prinzenraub, Frankfurt 1743; Wurmsaamen, 1751; Neue Aesopische Fabeln, Hamburg 1740 und 1750; Poetische Betrachtungen, 6 Th., 1725—50. — Johann Jakob Dusch ist am 12. Februar 1725 zu Celle geboren, studirte Theologie zu Göttingen, lebte seit 1756 zu Altona, wurde 1766 Rector am dortigen Gymnasium, erhielt den Titel als dänischer Justizrath und starb am 18. December 1787. In seinen Gedichten fehlte ihm vorzüglich Phantasie und seine Schriften sind meistens überladen mit rhetorischem Schmuck. Er schrieb: Moralische Briefe zur Bildung des Herzens, Leipzig 1759, 2 Bde.; mehrere Romane, wie: Geschichte Karl Ferdiner's, 3 Bde., Breslau 1776 und die Pupille, 2 Bde., Leipzig 1798. Auch seine Briefe zur Bildung des Geschmacks, 6 Thle., Leipzig 1764 und 1773, fanden damals Beifall. Seine vermischten Werke erschienen 1754. — Withof ist 1725 zu Duisburg geboren, starb 1789 und schrieb über die Unsterblichkeit (in den moralischen Ketzern). — Der Breslauer Arzt Tralles ahmte Haller in seiner Beschreibung des Riesengebirges nach, ist aber sehr prosaisch und platt. — Sonst schrieben noch ähnliche Lehrgedichte: Suero, über die beste Welt; Lichtwer, Recht der Vernunft; Uz, Theodicee; Wieland, über die Natur der Dinge; Kastner, über die Kometen; Tscharner, von der Wässerung der Aecker; Elias Schlegel, über Mathematik; ja sogar Lessing machte in seiner Jugend ein Gedicht von der Mehrheit der Welten, das er später selbst belachte.

162. Einen Gegensatz zu Haller bildet Friedrich von Hagedorn aus Hamburg, der ein feiner, gewandter Lebemann von heiterer Laune, Jovialität und sogar etwas locker war, sich in allen Gesellschaften leicht bewegte, Vieler Freundschaft erwarb und ein gutes, weiches Herz besaß, welcher Charakter sich in allen seinen Gedichten abspiegelt. So gern er Ausländer als Vorbilder nahm, wie den Lafontaine für die Fabel, den Chapelle und Chaulieu für das lyrische Gedicht und Boileau und Pope für das moralische Gedicht, so hielt er sich doch auch an die älteren deutschen Dichter und bildete dadurch einen Gegensatz zu Haller, von dem er sich überhaupt dadurch unterschied, daß er die Franzosen und feinere Hofpoesie vorzog, Alles mit heiterem Auge anblickte, selbst in der Satire mehr die gutmüthige Ironie vorwalten ließ, gern mit der Welt schwamm und die Fortschritte der Poesie so auf sich einwirken ließ, daß er seine Gedichte fortwährend auszufeilen und zu verbessern suchte. Anfangs zeigten seine Gedichte noch ganz das Gepräge der Canitzischen Richtung, aber bald machte er sich davon los, seine Poesie wurde reiner und heiterer und der Einfluß des Horatius zeigte sich bei ihm zuerst in schönerem Lichte. Doch herrscht auch bei ihm noch zu oft die Reflexion vor, die Empfindungen sind häufig weniger erlebt, als erdacht und seine Naivetät ist nicht überall wahr. Sein dichterisches Selbstgefühl, seine Behaglichkeit des Lebens und seine äußere Stellung ließen ihn allen Streitigkeiten der Poeten fern bleiben und dies Kämpfe schadeten ihm auch nicht, denn ganze Schaaren von Dichtern der heiteren Gattungen folgten ihm und sein Einfluß auf die nachfolgende Zeit war höchst bedeutend. In seinen Gedichten sind besonders drei Seiten hervorzuheben, die Lyrik, Didaktik und Fabel. Seine Wein- und Liebeslieder athmen

einen frohen Weltton, frei und sorgenlos, und sind meistens epigrammenartig zugespitzt, wie die Franzosen es liebten, seine didaktischen Gedichte sind nach horazischer Art voll Urbanität gedichtet und sollen die ächte Zufriedenheit und wahre Freude lehren. In der Fabel versuchte sich Hagedorn gleichfalls mit Glück und es ist darin derselbe Grundcharakter zu finden; nur sind dieselben oft zu weitschweifig und ungefällig. Eigentliche Fabeln dichtete er jedoch weniger, denn meistens sind es Anekdoten, Schwänke und Erzählungen, bei denen es schon ein großer Fortschritt war, daß ihm die Erzählung Selbstzweck war. Aus diesem Kreise werden sogar jetzt noch einige Produkte gern gelesen, wie sein Johann, der muntere Seifensieder, das Mailied und die Fabel vom Hühnchen und Diamant, von denen jedoch das erstere Gedicht dem Burkard Waldis entlehnt ist.

Friedrich von Hagedorn ist 1708 von vermöglichen Eltern geboren, die später ihr Vermögen verloren, erhielt eine gute Erziehung, dichtete schon im eilften Jahre, erhielt Aufmunterung dazu durch Brockes, studirte die Rechte in Jena bis 1729, gab dann eine Sammlung Gedichte heraus, die noch sehr der Feile entbehrten, erhielt im nächsten Jahre beim dänischen Gesandten in London die Stelle als Privatsecretär, trat 1731 zurück, machte eine Reise durch Brabant und Holland und nahm dann die Stelle als Secretär beim englischen Court in Hamburg an, die ihn der Nahrungssorgen enthob und viel freie Zeit ließ, verheirathete sich und lebte ganz der Poesie, bis er im Jahre 1756 starb. Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien als „Versuch" 1729 zu Hamburg; seine moralischen Gedichte daselbst 1750 und dann 1751 und 1752 und seine poetischen Werke daselbst 1756 in 3 Theilen, welche Sammlung 1757, 1764, 1769 und später neu aufgelegt wurde. Unter seinen Gedichten sind auch drei Satiren: über die Gallomanie, der Gelehrte und der Schwätzer, eine Nachahmung des Horatius.

163. Die erwähnten drei Dichter sind diejenigen, welche die neue Epoche der Literatur eröffneten, aber vollständig gebrochen mit der älteren Zeit ward erst durch die neuerwachte Kritik, die zuerst in Gottsched lebendig wurde und dann durch die Streitigkeiten mit den Zürichern sich läuterte und eine richtige Basis erhielt. Johann Christoph Gottsched ward dadurch der eigentliche Begründer und Eröffner der neuen Richtung und nur ein Mann wie er war geeignet dies zu thun, weil das Gemeine und Platte blos auf seinem eigenen Felde, mit seinen eigenen Waffen bekämpft werden kann. In Ostpreußen geboren, von einem Schulpoeten unterrichtet, ein junger Mann von imponirender Gestalt, floh er vor den Werbern aus seinem Vaterlande, ging 1723 nach Leipzig, ward Hauslehrer bei Mencke, gelangte zum akademischen Lehramte und kam auch in die deutsch-übende Gesellschaft, die er alsbald zu seinen Zwecken zu benützen suchte und daher die „Deutsche" nannte, weil er damit umging, sie zur Akademie und Gesetzgeberin zu machen. Nach dieser Gesellschaft und abhängig von ihr bildeten sich rasch andere Vereine, die Gottsched's Ansehen verbreiteten, er selbst schrieb Lehrbücher, um sich als kritischer Meister aufzuthun, wie eine Redekunst, kritische Dichtkunst, Weltweisheit und Sprachkunst, machte daraus wieder kleinere Auszüge, um diese Bücher in die Schulen

zu bringen, suchte sich allenthalben die Lehrer zu verbinden und ward dadurch der unumschränkte Kritiker und Diktator in Sachen der Kunst und des Geschmacks fast dreißig Jahre hindurch. Hierfür gab er nicht nur seit 1725 kritische Zeitschriften heraus, die für die übrigen den Ton angaben, sondern er wirkte besonders auch vom Katheder, hielt Vorlesungen in deutscher Sprache, ließ geeignete Werke übersetzen und verhalf der deutschen Sprache wieder zu ihrem Recht. In seinen kritischen Bestrebungen hielt er sich an die Leibnitz-Wolfische Philosophie, er suchte es mit keiner Partei der Theologen zu verderben, obschon seine ganze Richtung der Orthodoxie entgegen war, erhob sich gegen die französische Freigeisterei und strebte sogar darnach, den Hof sich zu verbinden, weshalb er auch die dahinzielende Gelegenheitspoesie wieder in Schutz nahm und dadurch den ganzen Troß der Gelegenheitspoeten und Bettelreimer für sich gewann. Seine Zeitschriften waren zwar blos nüchtern und gewöhnlich, ganz dem französischen Geschmacke eines Boileau gemäß, aber sie waren dadurch auch dem Mittelstande angepaßt, dem jede feinere Bildung fremd war, und er bewirkte dadurch den Umschwung der Literatur vom Volke aus, nicht von oben herunter. In seiner kritischen Dichtkunst sind die Regeln den Franzosen entlehnt und verwässert; aber er mußte dies fast thun, um die Ueberschwänglichkeit eines Marini und Lohenstein zu verbannen. Seine Beispiele sind den Alten, den Franzosen und Deutschen entnommen und die Wahl derselben ward wohl auch dadurch bedingt, daß er die Partei berücksichtigen mußte, die ihn trug, denn hätte er nicht Partei gemacht, armselige Poeten gelobt und durch seine Recensionen Lärm verursacht, so wäre auch seine Wirksamkeit nur eine höchst geringe geblieben. In diesem Streben genügte ihm aber seine eigene Thätigkeit nicht, er trieb auch Andere zum Schreiben an, gründete dadurch eine wahre Bücherfabrik, die nach seinen Vorlagen arbeitete, und holte sich sogar eine Frau, die für ihn literarisch thätig war. Luise Victorie Adelgunde Gottsched, geborene Kulmus, besaß jedoch einen feineren Sinn als er, sie war schon früher Dichterin und hatte keinen Gefallen an manchen seiner Thorheiten, wie daß er z. B. Schönaich krönte, ja sie ließ sich nicht einmal bewegen, in die deutsche Gesellschaft zu treten. Hätte sie sich nicht von ihrem Manne verleiten lassen, an seinen Streitigkeiten Theil zu nehmen, so hätte sie einer rühmenderen Erwähnung in der Literaturgeschichte sich verdient gemacht. Neben ihr war dann noch der Magister Johann Joachim Schwabe für Gottsched thätig und dieser selbst zeigte der Welt mit großer Wichtigthuerei die Arbeiten seiner Schüler, wovon 1738 ein Band Proben herauskam.

Es war freilich vermessen von Gottsched, sich der Welt als Dichter, Redner, Uebersetzer und Philosoph aufdringen zu wollen, ohne dazu eigentlichen Beruf zu haben; aber indem er durch alle möglichen Mittel sich emporhob, warf er wieder Glanz und Ansehen auf die deutsche Sprache und Literatur selbst und regte er den Eifer für dieselbe an. Ob er aus richtigem Takte, oder vom Zufall

geleitet dazu kam, sein Hauptaugenmerk dem Drama zuzuwenden, wissen wir nicht; er hat jedoch hier zunächst anregend gewirkt, denn ein erfolgreicher Umschwung konnte nur von daher kommen. Abgesehen von den Uebersetzungen französischer Stücke, die er und seine Frau herausgaben und die in der deutschen Schaubühne stehen, wollte Gottsched auch selbstproducirend auftreten und schrieb deshalb nach dem Vorbilde des englischen Dichters Addison seinen Kato, den er als Muster dieser Art aufstellte und der, so schlecht und lächerlich er auch ist, dennoch viel dazu beigetragen hat, den Geschmack zu verbessern. Der Beifall, mit dem sein Kato und seine Uebersetzungen gegeben wurden, verleiteten Gottsched zu dem Entschlusse, den Hanswurst von der Bühne zu verbannen, und es ward ihm 1737 nicht schwer, die Schauspieldirektorin Neuber dazu zu vermögen, daß sie den Hanswurst mit einer lächerlichen Feierlichkeit auf der Bühne entfernen ließ. Allerdings zeigte dies Autodafe an, daß damit alle nationale Eigenthümlichkeit von der Bühne verbannt sei, aber gerade damals war auch der Hanswurst so ledern und das Volksschauspiel so erbärmlich, daß es ganz gut war, es für einige Zeit in Mißcredit zu bringen und die steifmonarchischere Tragödie und das französische vornehme Drama an dessen Stelle zu setzen.

Gottsched suchte auch durch Uebersetzung andere Schriften der Franzosen bei uns einzuführen, z. B. Fontenelle's Rede über die Mehrheit der Welten, gab Nachrichten über die Erfolge in der Bühnenwelt, verbreitete die Lehren der praktischen Philosophie im Volke und noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren seine Lehrbücher in allen Schulen verbreitet, in allen Kreisen gerühmt. Damals hätte denn auch Gottsched sich zurückziehen und den Platz jüngeren Kräften überlassen sollen, denn seine Mission schien erfüllt zu sein; aber indem er sich zäh und fest als Diktator des Geschmacks behaupten wollte, da er für seine Ansicht und seine Partei das Recht der Untrüglichkeit in Anspruch nahm und nicht mit der Zeit voranschreiten wollte, so wuchs diese ihm über den Kopf, seine Streitigkeiten mit seinen Gegnern raubten ihm nach und nach alles Ansehen und zuletzt ward er lächerlich und ein warnendes Beispiel für alle Spätere, die den Geist in sich monopolisiren und den Fortschritt an sich allein fesseln wollen. Und doch hat Gottsched gerade in der letzten Zeit sich noch die meisten Verdienste erworben, indem er das nöthige Material zu einer Geschichte des deutschen Drama's sammelte, den Reinecke Fuchs herausgab und selbst in seinen so mißhandelten Kritiken von Klopstock's Messiade dessen wunde Flecken und Blößen ganz richtig traf.

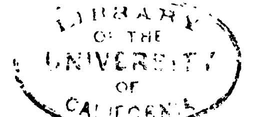
Johann Christoph Gottsched, der Sohn eines Predigers, ist am 2. Februar 1700 zu Judittenkirch bei Königsberg geboren, bekam im elterlichen Hause den ersten Unterricht in Sprachen und Wissenschaften, bezog 1714 die Universität Königsberg, um Theologie zu studiren, wandte sich bald dem Studium der Philosophie, schönen Wissenschaften und Sprachen zu, gab einige Gedichte und philosophische Abhandlungen heraus, floh vor den Werbern nach Leipzig, wo ihn der Magistrat schätzte und er Hauslehrer bei Mencke wurde, und hielt Vorlesungen über die schönen Wissenschaften. Die deutschübende Gesellschaft wählte ihn

1726 zu ihrem Senior, erhielt dann von ihm den Namen der Deutschen und wirkte sehr zu Gunsten Gottsched's, der jedoch später, weil man einen seiner Gegner aufnahm, austrat und die Gesellschaft der freien Künste stiftete. Er wurde 1730 außerordentlicher Professor der Philosophie und Dichtkunst, 1734 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik, verheirathete sich 1735, wurde Decemvir der Universität und Senior der philosophischen Facultät und des Fürstencollegiums und starb am 12. Decbr. 1766. Eine seiner ersten Arbeiten ist die Herausgabe der Gedichte von Pietsch, der sein Lehrer war; von Zeitschriften ließ er erscheinen: 1725 die unvernünftigen Tadlerinnen, 1727 den Biedermann, 1731 bis 1744 die kritischen Beiträge, 1745—50 den neuen Büchersaal und 1751—62 das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit. Sonst ist von ihm zu nennen: Redekunst, 1728; kritische Dichtkunst, 1729; Weltweisheit, 1734; Sprachkunst, 1748; Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, 2 Bde., 1757—65; Sterbender Cato, 1732; Iphigenie, aus dem Französ. des Racine, 1732; die parisische Bluthochzeit, 1732; Agis, König zu Sparta, 1753; Atalante, 1742; Endymion, 1724; Triumph der Treue, 1754 (mit Ausnahme des Kato nur Uebersetzungen); Heinr. v. Alkmar Reineke der Fuchs, nach der Ausgabe von 1498 in's Hochdeutsche übersetzt 1752, und sonst noch Zahlreiches, das längst vergessen ist. — Seine Frau, Luise Adelgunde Victorie, war die Tochter des polnischen Leibarztes Kulmus, ist im Jahre 1713 zu Danzig geboren, erhielt eine gute Erziehung, hatte viele Kenntnisse in der Geographie, Geschichte, Tonkunst und im Zeichnen, lernte, schon verheirathet, noch die lateinische und griechische Sprache, half ihrem Mann bei seinen Arbeiten, ohne deßhalb die häuslichen Pflichten zu vernachlässigen, schrieb Manches, hatte überhaupt mehr Geist als ihr Gemahl, schrieb auch besser und starb 1762. Sie übersetzte die Tragödien Cato, Cornelia und Alzire; schrieb die Panthea, 1745; die Lustspiele: die Pietisterey im Fischbein-Rock oder die doctormäßige Frau, 1736; die ungleiche Heirath, 1743; die Hausfranzösin oder die Mamsell, und das Testament; ferner drei Satiren: Eine satirische Lobrede auf den sogenannten Amaranthes, 1738; eine Satire gegen den homiletischen Schlendrian jener Zeit, 1740, und die Satire: der kleine Prophet von Böhmischbroda 1753 gegen die Operette: der Teufel ist los. Ferner gab sie heraus: Triumph der Weltweisheit, 1738; und nach ihrem Tode erschienen ihre Briefe, Dresden 1771 in 3 Thln., welche das Beste aus ihrer Feder sind.

164. Ein so einseitiger Mann mit solchem Starrsinne mußte bald entschiedene Gegner hervorrufen und man konnte auch gleich in seiner ersten Zeit erkennen, nach welcher Seite hin Spaltungen entstehen würden. Doch um diese vor dem Publikum zu eröffnen, um Gottsched gegenüber mit Erfolg zu wirken, war ein Mann nöthig, wie Johann Jakob Bodmer aus Zürich, der von redlichem Willen erfüllt war, die deutsche Literatur wahrhaft zu fördern, sich durch Princip und Richtung von Gottsched unterschied und ebenso wie dieser seinen Geschmack für ausschließlich hielt und nach persönlicher Diktatur strebte, ebenso eingebildet war und sich für einen großen Dichter und Meister ausgab. In Zürich waren damals zahlreiche Freunde der Literatur versammelt und Bodmer, der von Jugend an sich dem Dilettantismus hingab, von der Wissenschaft zum Kaufmannsstande überging, auch da nicht aushielt, sondern sich in ein Amt zurückzog, das ihm freie Muße verstattete, ward ein wahrer Enthusiast für die Literatur, vielgeschäftig, beweglich und machte sich Alles, was herauskam, gleich zu eigen, wie ein Kind, das nach Allem greift, was es sieht, immer thätig sein will, durch übertriebenes Lob verwöhnt und dann durch jeden Tadel gereizt

wird. Bodmer arbeitete daher viel, aber leicht, selbstgefällig und ließ es drucken, unbekümmert ob es Werth habe, oder nicht. Dieses Sichgehenlassen verlieh ihm aber auch eine Leichtigkeit und Gewandtheit, zu scherzen und das zu belachen, was der pedantische Gottsched mit verbissenem Grolle aufgenommen hätte, und bewirkte, daß ihm die besten Köpfe ihre Freundschaft schenkten und eben dadurch auch sein Ansehen mehrten. Doch hielten sie es nicht lange bei ihm aus, weil er zuletzt seine Herrschsucht zu sehr zeigte. Bodmer hielt sich auch für einen Poeten, obschon er dazu nicht viel mehr Talent besaß wie Gottsched, und seine Leistungen in dieser Hinsicht sind sehr schwach, wie sein Epos Noachide, zu dem er schon vor Klopstock's Messiade die Idee gefaßt haben wollte, seine dramatischen Arbeiten, seine Uebersetzungen von Homer, Apollonius, Buttler und Milton beweisen, und nur dadurch hat er einen Vorzug vor Gottsched, daß er besser und eindringlicher auf die altdeutschen Dichterwerke verwies, die mittelalterliche Romantik besser hervorzog und nicht nur die Gedichte von Canitz und Opitz wieder herausgab, sondern auch die Manessesche Sammlung der Minnesänger und Bruchstücke des Nibelungenlieds drucken ließ, was von den erfreulichsten Folgen war. Hierbei hatte er aber die Unterstützung eines trefflichen Mannes, des Züricher J. J. Breitinger, der gelehrter, einsichtsvoller und behutsamer als Bodmer, ein lebensfroher Mann und ausgezeichneter Kritiker war und sich seinen Blick nicht durch die Anmaßung verwirrte, selbst als Dichter auftreten und gelten zu wollen. Ohne diesen hätte Bodmer den Kampf auch nicht durchführen können, welcher sich zwischen ihm und den Leipzigern erhob.

Die englische Zeitschrift „der Zuschauer“ von Addison veranlaßte Beide und einige Freunde, eine ähnliche Zeitschrift auch in Deutschland herauszugeben, und so entstanden in den Jahren 1721—22 die Discurse der Maler, wozu Bodmer fast die Hälfte des Inhalts lieferte. Die Kritik darin ward freilich auf eine höchst unbeholfene, fast läppische Weise geführt, aber auch so gab diese Zeitschrift die Veranlassung zum mächtigsten Umschwunge in unserer Literatur, denn sogar Gottsched kam dadurch zuerst auf die Idee, die Poesie kritisch zu behandeln. Die Zeitschrift richtete sich zunächst gegen die große Schaar der erbärmlichen Alltagsschriftsteller, die sich in den Zeitungen und Wochenschriften breit machten, und wies zuerst wieder darauf hin, wie allein der Einfluß der Einbildungskraft den Geschmack wieder bessern könne, womit überhaupt die Grundverschiedenheit der Schweizer und Gottsched's dargelegt wurde. Hatten schon die Gedichte von Haller und Hagedorn die Schweizer in ihrem Bestreben ermuntert, so kam ihnen Milton's verlorenes Paradies gerade zu rechter Zeit, um sie in ihren Ansichten zu befestigen. Bodmer ergriff sogleich diese Richtung, als er den Plan zur Noachide faßte, und übersetzte Milton's Werk, welches Unternehmen Anfangs sogar Gottsched billigte, obschon er es in seiner Kritik nicht unterlassen konnte, einige höhnische Seitenblicke darauf zu werfen. Als



Letzterer entschiedener gegen Milton auftrat und erklärte, diese Geschmacksrichtung werde sich nicht länger erhalten, entbrannte darüber der heftigste Streit und plötzlich erschien Klopstock's Messiade, welche von ganz Deutschland mit Bewunderung aufgenommen wurde und den Schweizern den vollständigsten Sieg verschaffte. Bis dahin verging jedoch eine Reihe von Jahren und inzwischen bestand sogar ein freundschaftlicher Verkehr zwischen Leipzig und Zürich, obschon es Gottsched nicht lassen konnte, immer gröbere Sticheleien auf die Schweizer einfließen zu lassen und ihnen sogar heftige Seitenhiebe zu geben. Auch die Schweizer enthielten sich eines stärkeren Auftretens, bis ihnen aus Norddeutschland eine erwünschte Ermunterung zukam, welche wir zuerst betrachten müssen, ehe wir diese Streitigkeiten weiter verfolgen.

Johann Jakob Bodmer, der Sohn eines Pfarrers, wurde am 19. Juli 1698 zu Greifensee bei Zürich geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, sollte dann Theologie studiren, was er aber aus Abneigung unterließ, hierauf in Italien die Kaufmannschaft erlernen, hatte aber mehr Freude an Romanen und Abenteuern und lebte seit 1720 zu Zürich als Privatmann, worauf er 1725 Professor der Schweizergeschichte, 1737 Mitglied des großen Raths wurde, und ein hohes Alter erreichte, in welchem er sich auf ein Landgut zurückzog, 1775 sein Lehramt niederlegte und am 2. Januar 1783 starb. In Verbindung mit Breitinger und Anderen gab er 1721 die Zeitschrift „Discurse der Maler" heraus. Im Jahre 1740 erschienen seine Abhandlungen vom Wunderbaren in der Poesie, 1736 sein Briefwechsel mit Conti über die Natur des poetischen Geschmacks, 1746 seine eigenen Gedichte, 1752 die Noachide, 1758—59 die Minnesänger, 1753 Wolfram von Eschenbach, 1757 altdeutsche Fabeln, 1745 die Gedichte von Opitz und 1737 jene von Canitz; endlich übersetzte er 1724 Milton's verlorenes Paradies, 1737 Buttler's Hudibras, 1749 die Argonauten des Apollonius und 1778 Homer's Werke. Außer der Noachide, welche von Collyer in's Englische übersetzt wurde, gab er unter dem Titel Kalliope in 2 Bänden 12 kleinere epische Gedichte heraus, nämlich: Jakob und Joseph, Jakob und Rahel, Dina und Sichem, Joseph und Zulika, die Sündfluth, die gefallene Zilla, Jakobs Wiederkunft von Haran, Kolombona, die Rache der Schwester, Ynkle und Yariko, Monime, Parcival; ferner schrieb er von epischen Gedichten: Wilhelm von Oranse, zwei Gesänge; das Begräbniß und die Auferstehung des Messias, Frankfurt und Leipzig 1775, 8°; Hildebold und Wibrade, Chur 1777, 8°; Makarin, Sigarin, Adelbert, drei epische Gedichte, Zürich 1778. Eine Art komische Epopöe ist sein Arminius Schönaich, ein episches Gedicht von Hermanfried, 1756. In das Gebiet der Satire gehören seine Schriften im Gottsched'schen Streit, nämlich: Nothwendiges Ergänzungsstück zu der Schutzvorrede Herrn D. Triller vor seinem neuen äsopischen Fabelwerke, 1740; Ablehnung des Verdachts, daß sich die Schweizerische Nation habe überreden lassen, an Milton's verlornem Paradiese Geschmack zu finden; Echo des deutschen Witzes; Komplott der herrschenden Poeten; vom Natürlichen in Schäfergedichten, 1746; von den Grazien des Kleinen, 1769; der gerechte Momus, 1780; und Anderes in den freimüthigen Nachrichten von neuen Büchern, 1744—63. Eine satirische Parodie auf Lessing's Fabeln ist: Lessing'sche unäsopische Fabeln, enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere rc., 1760; zu seinen Tragödien gehören: der erkannte Joseph und der keusche Joseph, zwei tragische Stücke in fünf Aufzügen, 1754; Ulysses, 1760; drey neue Trauerspiele, Johanna Gray, Friedrich von Toggenburg, und Oedipus, 1761; Neue theatralische Werke, Lindau 1768—69, 3 Bde.; der Fußfall vor dem Bruder, 1773; der Hungerthurm zu Pisa, Lindau, 1770, ist Parodie des Ugolino von Gerstenberg. Sonst schrieb er Dramatisches: Politische Schauspiele, Zürich 1768—69,

3 Thle.; Cajus Gracchus, ein politisches Schauspiel, 1773; der Tod des ersten Menschen, und die Thorheiten des weisen Königs, zwey religiöse Dramen, 1776. Seine kritischen Lobredichte und Elegien erschienen 1747. — Johann Jakob Breitinger entstammte einem alten Züricher Geschlechte und ist am 1. März 1701 zu Zürich geboren. Er studirte alte Sprachen, Philosophie, Literatur und Geschichte, nahm dann mit Bodmer großen Antheil an der Verbesserung des Geschmacks, gab 1723 Verbesserungen zu Statius heraus, besorgte 1731—32 eine bessere Ausgabe der Septuaginta, wurde 1731 Professor der griechischen und hebräischen Sprache am Gymnasium seiner Vaterstadt, später Kanonikus, verbesserte das Gymnasium und die theologischen Lehranstalten Zürichs, stiftete die ascetische Gesellschaft, förderte und unterstützte junge Talente, besonders auch Haller, und starb am 14. December 1776. Er hat viele kleinere Schriften, besonders über die Schweizerischen Alterthümer erscheinen lassen und seine kritische Dichtkunst kam 1740 nebst seiner Abhandlung von den Gleichnissen heraus.

165. Christian Ludwig Liscow aus dem Mecklenburgischen wandte zuerst die Satire auf die verderbliche Richtung in der Literatur an und ging so gerade und energisch auf sein Ziel los, daß er weder Namen noch Stand schonte und auch die Schweizer ermunterte, gegen den so gefürchteten Gottsched nachdrücklicher aufzutreten. Liscow ist unstreitig der bedeutendste Satiriker, ausgezeichnet durch philosophische Auffassung, geistreiche Schärfe der Ironie, männliche Gesinnung und den Muth, die allgemeinen Gebrechen an persönlichen Repräsentanten darzustellen. Hinsichtlich der Schreibart war er zwar correct und phantasielos nach Art der Franzosen, aber so rein und keck, daß er geradezu den Uebergang zu Lessing anbahnte. Er erhob sich in seiner Satire sowohl gegen die symbolisch-theologische Orthodoxie, als auch gegen die anmaßenden Mittelmäßigkeiten unter den Schriftstellern, welche die Hauptursache waren, daß die Literatur sich nicht heben konnte, und worin er ebenfalls wieder ein Vorgänger Lessing's war, dem er überhaupt in sehr vielen Punkten gleicht. Wo eine solche Mittelmäßigkeit sich erhob, um den Absolutismus in der Literatur zu predigen, schwang Liscow gleich die Geißel der Satire zur Vertheidigung der geistigen Freiheit und zwar mit solcher Gewalt und solchem Nachdrucke, daß er seinen Gegner vollständig vernichtete. Unter diesen machten sich besonders der Magister Sievers und der Professor Philippi zu Halle bemerklich, welche solche Zeitschriften herausgaben und die Mittelmäßigkeit in ihren Schutz nahmen, so daß an ein Besserwerden nicht zu denken war, so lange solche Subjekte eiferten. Und doch zeigte auch Liscow ein edles Herz gegen sie, indem er mit seinen Angriffen einhielt, als Philippi in Unglück gerieth, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß er sich hier und da zu sehr reizen und von persönlichem Hasse leiten ließ, was man ihm namentlich gegen Sievers Schuld gab. Seine Schriften „Ueber die Unnöthigkeit guter Werke zur Seligkeit" (1730) und besonders „Von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten, 1734" zeichnen sich besonders aus und hierin ist weder Stand noch Rang geschont, so daß ihm diese Satiren auch im Leben manche Verfolgung zuzogen. Hiermit gab er natürlich schon indirekt Anlaß zur Verlachung

der Gottschedianer, wenn er diesen selbst auch nicht angeführt, ja seiner vertrauensvoll gedacht hatte; die Schweizer ließen jedoch seine Schrift nachdrucken und fügten Gottsched den Namen der elenden Scribenten bei, wogegen Liscow sich nicht erhob, der überhaupt nun auch von Gottsched ungünstig zu sprechen begann und durch die Sammlung seiner Schriften einen festen Grund für die Aufnahme, Würdigung und Pflege der poetischen Kritik legte.

Christian Ludwig Liscow entstammt einer mecklenburgischen Predigerfamilie, wurde am 26. April 1701 zu Wittenberg geboren, erhielt daselbst den ersten Unterricht, besuchte das Gymnasium in Lübeck, vielleicht später auch zu Wismar, und bezog im siebenzehnten Jahre die Universität Rostock, 1718, wo er die Rechte studirte und sich durch scharfsinnige Disputationen auszeichnete. Später studirte er auch in Jena, 1722, und vielleicht auch in Halle, von da an fehlen aber Nachrichten über ihn. Erst im J. 1726 erschien er wieder in Schwerin und begann seine schriftstellerische Thätigkeit, worauf er dieselbe ununterbrochen fortsetzte, einige Zeit zu Lübeck im Hause des Geheimen Raths von Thienen als Privatlehrer seiner Stiefsöhne v. Brömbsen zubrachte, hier Veranlassung zu seinem Streite mit dem Magister Sievers bekam und 1729 Gottsched kennen lernte; er ging im Frühjahr 1734 von da weg nach Wismar und ward Privatsekretär des holsteinischen Geheimeraths Matthias von Clausenheim, wo er abwechselnd in Hamburg und Körchov lebte, bis er im October 1735 in die Dienste des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg trat, der aus dem Lande vertrieben war und bis 1741 in Wismar lebte. Er wurde wirklicher Sekretär desselben für die diplomatischen Angelegenheiten und ging in des Herzogs Aufträgen im April 1736 nach Paris, wo er aber seinen Zweck nicht erreichen und auch vom Herzoge nicht die Mittel zur Heimreise erhalten konnte, weßhalb er sich im Anfang September nach Rotterdam begab, aber auch von hier aus kein Geld erlangen konnte, bis ihn Freunde in den Stand setzten, nach Hamburg zu gehen, wo er im April und Mai 1737 seine Entlassung verlangte, weil man ihn im Stiche gelassen. Im J. 1738 ging Liscow als Privatsekretär nach Preetz zum Geheimen Rath von Blome, wo er angenehme Tage zubrachte, gab 1739 seine Schriften heraus, schrieb über die pragmatische Sanction, soll nach Hamburg gegangen sein, eine Reise nach England gemacht haben und kam im December 1740 nach Hannover, wo man ihm Hoffnung auf eine Stelle gemacht hatte und er wirklich preußischer Legationssekretär beim Grafen Dankelmann wurde, mit dem er nach Mainz und Frankfurt ging. Auf der Rückreise blieb er im Mai 1741 in Hamburg zurück, verließ den preußischen Dienst, ward im Juli Privatsekretär des sächsischen Ministers, Grafen von Brühl, und im September Königlicher Kabinetssekretär, wozu 1745 der Titel als Kriegsrath kam. Er ward vorzüglich in polnischen Angelegenheiten gebraucht, arbeitete die Staatsschriften in diesem Fache aus, war befreundet mit dem Dichter Rost, verheirathete sich 1745, erhielt dadurch das Gut Berg vor Eilenburg, nahm an einem Memorial über die öffentliche Verwaltung Sachsens Antheil und ward deßhalb im December 1749 zur Verantwortung gezogen und festgehalten. Endlich im April 1750 wurde er gegen das eidliche Versprechen des Schweigens über alles Vergangene der Haft und des Amts entlassen, ging dann auf sein Gut bei Eilenburg und starb daselbst am 30. October 1750, immer mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Es hat sich darüber die noch nicht widerlegte Nachricht allgemein erhalten, daß Liskow zu Berg bei Eilenburg in einer Art Haft lebte, die sich auf zwei Stunden Umfang erstreckte. Seine Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften erschien 1739 in zwei Ausgaben. 1806 hat sie Müchler, Berlin, 3 Bände, wiederholt. Ueber sein Leben berichten Helbig, Leipzig 1844, und Lisch, Schwerin 1845, beide nach Archivurkunden und sich gegenseitig ergänzend. — Der Magister Sievers aus Lübeck ist 1701 geboren, war ein fleißiger, aber anmaßender junger Mensch, der seit seinem einundzwanzigsten Jahre

schriftstellerte, schrieb zahlreiche Schriften und starb 1736. — Johann Ernst Philippi ist zu Merseburg geboren, war 1731—35 Professor der Beredtsamkeit in Halle, lebte dann in Göttingen, Jena und anderwärts und schrieb Allerlei, z. B. Cicero, ein großer Windbeutel, Rabulist und Charlatan, 1735; Regeln und Maximen der edeln Reimschmiedekunst, auch kriechender Poesie, 1743 u. s. w.

166. Nachdem einmal der Streit mit Gottsched eröffnet war, begannen die Schweizer selbständiger aufzutreten, erschienen 1740 Breitinger's Abhandlung von den Gleichnissen, Bodmer's Schrift von dem Wunderbaren, bald darauf seine Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter und setzte dem Gottsched'schen Werke Breitinger seine kritische Dichtkunst entgegen, worin er als Selbstdenker und kritischer Forscher auftrat, während das Gottsched'sche Werk nichts als eine Combination französischer Regeln war. Der Zeitrichtung entsprechend ging Breitinger von der Vergleichung der Malerei mit der Poesie aus und zielte dabei auf ihre gemeinschaftliche Wirkung auf die Phantasie, während Gottsched immer nur die Philosophie und das trockene Verstandeswesen im Auge hatte und Phantasie und schöpferische Kraft als fehlerhaft verwarf, auf welche Verirrungen ihn freilich Lohenstein und Marini brachten. Gottsched verwarf geradezu die Phantasie eines Milton, Ariost und Tasso, ja, um das Wunderbare der Fabel zu rechtfertigen, nahm er seine Zuflucht zu der Ausrede, daß Thiere, Bäume und Steine vielleicht in der anderen Welt Sprache hätten, indeß die Schweizer nach einer Poesie des Herzens strebten und neben ihrer Vergleichung mit der Malerei die Fabel besonders hervorhoben, weil sie nämlich diese in weiterem Umfange nahmen und selbst das Epos eine ausführliche Fabel nannten. Gottsched hob die Regel über die dichterische Anlage und gab seine kritische Dichtkunst als ein Werk, woraus man lernen könne, Gedichte zu machen, während sich die Schweizer auf das Neue und Werdende stellten und der poetischen Schöpfungskraft den Hauptvorzug gaben, so daß sie durchweg auf die Zukunft wiesen, während Gottsched die Zeit eines Pietsch für den Gipfelpunkt der deutschen Literatur erklärte.

Dieß sind die Hauptpunkte, um welche sich der Streit drehte, bei dem eben nicht viel herauskommen konnte, da beide Theile oft von zu großer Leidenschaftlichkeit und Gemeinheit erfüllt waren, um klar zu sehen und der Literatur wahrhaft nützlich zu werden; denn ihr Gezänk drehte sich um Kleinigkeiten und Worte, es entstanden daraus leere Katzbalgereien und beide Theile machten sich nur lächerlich, so daß dadurch ihre wirklichen Verdienste in Schatten gestellt wurden, welche bei Bodmer im Eifer für Hervorziehung altdeutscher Denkmale, bei Gottsched in seinem unerschütterlichen Bestreben, die deutsche Sprache zu emancipiren, bestand. Der Umschwung der Zeit hatte inzwischen den Sieg vollständig auf die Seite der Schweizer gebracht und das Ansehen Gottsched's verscholl immer mehr. Schon im Jahre 1738 entzog er sich durch übergroße Empfindlichkeit, als er wegen Aufnahme eines seiner Gegner aus der deutschen Gesellschaft trat, deren Hülfe und Ansehen; dann verdunkelte ihn Gellert an

der Universität, wurden seine Schulbücher von neueren verdrängt und endlich seine kritische Dichtkunst durch die Aesthetik von Baumgarten ganz bei Seite geschoben. Vergebens wehrten sich Gottsched's Schüler dagegen; sie wurden von Lange und Pyra zurückgewiesen, beinahe alle seine Schüler verließen ihn, und zuletzt suchte er sogar vergeblich in Wien eine Stellung zu erlangen, um von da aus wieder an Einfluß zu gewinnen. Endlich brachte ihn seine Empfindlichkeit gar noch in Conflikt mit der Schauspielerin Neuber zu Leipzig, welche einen Akt seines Cato parodirt aufführen ließ und in Gegenwart des Hofes selbst in einem Vorspiele Gottsched unter der Gestalt des Tadlers auf die Bühne brachte, welchen Vorfall der Poet Rost im Jahre 1742 unter dem Titel „das Vorspiel" zum Gegenstande einer boshaften, poetischen Erzählung machte. Rost war überhaupt der unversöhnlichste Gegner Gottsched's, machte ein Spottgedicht darüber, daß ungeachtet Gottsched's Bestrebungen die Oper 1752 wieder emporkam, und Gottsched, der sich darüber bei dem Grafen von Brühl beschwerte, mußte sich die Demüthigung und den Hohn gefallen lassen, von Brühl in Anwesenheit Rost's persiflirt zu werden, indem er ihm das Spottgedicht selbst vorlesen mußte. Dessenungeachtet blieb Gottsched fest bei seinen Ansichten und Bestrebungen bis in sein hohes Alter, nachdem er sich leider da Verdienste gesucht, wo er keine hatte, und seine wahren Verdienste, wofür ihm heute noch die ganze deutsche Literatur dankbar ist, gar nicht erkannt hatte und dieselben ein halbes Jahrhundert hindurch von seinen Verirrungen verdunkelt wurden.

Ueber diese Streitigkeiten vgl. Manso im 8. Bande der Nachträge zu Sulzer's Thorie; Danzel's Gottsched und seine Zeit, Leipzig 1848, der über 4700 Briefe aus Gottsched's Hinterlassenschaft benützte, und die verschiedenen Streitschriften selbst.

167. Gottsched hatte eine große Anzahl von Schülern, welche ihm lange treu anhingen und selbst noch bis zu seinem Tode ausdauerten. Viele gesellten sich ihm freilich nur bei, um gelobt zu werden, und verließen ihn, als sein Wort nichts mehr galt. Unter seinen Anhängern war Johann Joachim Schwabe einer der berühmtesten, da bei ihm die Blößen der Schule noch viel offener hervortraten. Seit 1741 gab er acht Bände Belustigungen des Verstandes und Witzes heraus, woran die ganze Schule Antheil nahm und die vorzüglichsten Mitarbeiter Gellert, Zachariä, Kästner, Zernitz, Schlegel, Mylius, Cramer, Kleist, Uz, Ebert, Rabener u. A. waren. Sobald jedoch die Schweizer Gottsched lächerlich machten und heftigere Angriffe begannen, sobald die Lacher auf deren Seite standen, zogen sich die meisten von Gottsched zurück und suchten sich von beiden Parteien unabhängig zu erhalten. Den Anfang zu diesem Abfalle machte Karl Christian Gärtner aus Freiberg, der Anfangs für Gottsched an der Uebersetzung des Bayle'schen Wörterbuchs arbeitete und einige Bände von Rollin's Geschichte übersetzte, dann aber im Gefühle, Besseres liefern zu können, mit einigen Freunden den Plan zu einer neuen Zeit-

schrift entwarf, die den Namen **Neue Beiträge des Verstandes und Witzes** mit den Druckorten Bremen und Leipzig erhielt, damit man schon aus dem Titel die Unabhängigkeit von Leipzig erkennen könne; doch that er dieß erst, als er vergebens versucht hatte, in dem Schwabe'schen Blatte eine Umwandlung zu veranlassen. Die Mitarbeiter der neuen Zeitschrift, welche in 6 Bänden 1750—63 erschien, waren im Anfange Cramer, J. A. Schlegel, Rabener, C. Arnold Schmid, Ebert, Zachariä, Elias Schlegel und Gellert im 4. Bande, und später Giseke, Spener, Fuchs, Schmidt und Klopstock nebst zahlreichen Anderen. Die Gesellschaft beabsichtigte, nichts aufzunehmen, was nicht gut sei, deßhalb eine strenge Kritik zu üben und sich außerhalb jeden Streites zu stellen; auch zeigte sich das Absterben der sächsischen Literatur nicht besser, als in dem Umstande, daß die Theilnehmer der Zeitschrift fast alle nach Norddeutschland gingen und die Zurückgebliebenen, Gellert und Rabener, den ordinären, hausgebackenen Ansichten der Sachsen noch ziemlich anhingen. Manches Schöne zeigte sich in diesem Kreise, besonders umschlang sie Alle innige Freundschaft, es herrschte ein heiterer, herzlicher Ton und noch in den späteren Jahren priesen sie diese Zeit als die glücklichste ihres Lebens. Als sie sich jedoch trennten und von einander schieden, als dieser schöne Kreis sich löste und widrige Schicksale auf die Einzelnen einstürmten, durchdrang sie Alle Schmerz und ein elegisch-sentimentaler Ton, die Heiterkeit schwand und ging bei den Meisten über in Ernst und sanfte Schwermuth. Gärtner selbst wirkte mehr dabei als strenger Kritiker, denn als schaffender Geist, da er nur wenige Gedichte und einige Schäferspiele schrieb. Das Beste davon waren seine poetischen Erstlinge, die in der Schwabe'schen Zeitschrift abgedruckt waren, sowie die Theaterstücke „Die geprüfte Treue" und „Die schöne Rosette."

Johann Jakob Schwabe, 1714 zu Magdeburg geboren, wurde Professor der Philosophie und Bibliothekar in Leipzig und starb daselbst im J. 1785. Er schrieb: Critischer Sack-, Schreib- und Taschenalmanach auf das Jahr 1744, gestellt durch Chrys. Mathanasium, (gegen die Schweizer); Voll eingeschanktes Tintenfäßl eines allezeit paratseienden Brief-Secretary — von R. D. Vito Blaurockelio. Kuffstein 1745, 8°. — Seine Zeitschrift erschien zu Leipzig 1742—50 in 8 Bdn. 8°. — **Die Neuen Beiträge** zum Vergnügen des Verstands und Witzes kamen 1750—63 in 6 Bdn. 8° heraus. Ein Auszug erschien 1768 in 2 Bänden zu Braunschweig. — **Karl Christian Gärtner** ist am 24. November 1712 zu Freiberg geboren, wo sein Vater Kaufmann und Postmeister war, besuchte die Fürstenschule in Meißen, studirte in Leipzig und arbeitete dort für Gottsched und seine Zeitschrift. Später machte er sich von ihm los, gründete das neue Blatt und nahm dadurch großen Antheil am Umschwunge der Literatur. Im Jahre 1745 ging er als Führer von zwei jungen Grafen nach Braunschweig, wurde daselbst zwei Jahre später Professor der Beredtsamkeit und Sittenlehre am Collegium Carolinum, war sehr berufsthätig und starb am 14. Februar 1791. Es erschienen von ihm: die geprüfte Treue, Braunschweig 1768; die schöne Rosette, Leipzig 1782.

168. Mehrere Theilnehmer an diesen Beiträgen waren durchaus keine produktiven Dichter und verfaßten bloß Einiges, um den Anderen etwas nachzukommen, und überhaupt waren es vorzugsweise veredelte Gelegenheitsgedichte.

Dahin gehören die Produkte des Gottlieb Fuchs, der sie als die Gedichte eines Bauernsohnes herausgab und dadurch einiges Interesse erregte. Hervorstehend war schon mehr Johann Arnold Ebert aus Homburg, der in seinen Gedichten mit den Halberstädtern verwandt ist und ein heiteres, scherzhaftes Wesen offenbarte. Doch hielt er sich selbst nicht für einen Dichter, wandte sich bald ganz der Prosa zu und übersetzte Glover's Leonidas und Young's Nachtgedanken, wodurch er die englische Literatur bei uns einführte und damit die Anglomanie anbahnte, indem darauf Richardson's Romane und Ossian erschienen, welche nicht wenig zur sentimentalen Stimmung, dem künstlich Gedankenvollen, Rührenden und Empfindsamen der nachfolgenden Zeit beitrugen. Am Allgemeinsten ist die Lyrik von Nicolaus Dietrich Giseke aus Günz in Ungarn vertreten, ausgezeichnet durch seinen angenehmen persönlichen Umgang, der in seinen Liebesliedern bereits die spätere Empfindsamkeit zeigte und reine und fließende Verse lieferte. Begeisterung, besonders aber Witz und humoristische Laune sind bei ihm nicht zu finden, daher ist er auch am glücklichsten in der erzählenden und didaktischen Prosa, wo ihn ein sanfter Fluß der Worte und Gedanken, gefällige Moral, edle Einfalt und gewandte Sprache auszeichneten. Bemerkenswerth ist bei ihm auch, daß er über die Freigeisterei seiner Zeit polemisch wurde und dabei doch wieder, gegenüber den Anhängern Spinoza's, die sich zu einem Theil von Gott machten, die Weisheit der Einrichtungen in Natur und Welt und deren Reize hervorhob. Doch war Giseke nur eine vorübergehende Erscheinung, die sich auf längere Zeit keine Geltung verschaffen konnte, welche aus diesem Kreise nur Wenige erlangten. Dahin gehört zuerst Gottlieb Wilhelm Rabener aus Wachau in Sachsen, ein Satiriker, der aber witziger und kerniger in seinem Leben war als in seinen Schriften, welche keineswegs den Beifall verdienten, den ihnen die Zeitgenossen zollten. Poesie sucht man in Rabener's Satiren vergebens, denn nicht nur war er selbst kein Dichter, sondern er sah die Satire auch nur als eine Art praktischer Predigt und Fabel an. Rabener gehörte in jeder Beziehung noch unter die Gottschedianer, es mangelte ihm Tiefe des Verstandes und Phantasie, Kühnheit und Schärfe und sein Stil ist eine glatte Geschäftsprosa, breit und langweilig, wie sie für die beschränkten Köpfe seiner Zeit taugte, die Alles gern bequem und deutlich hatten. Sein Amt verschaffte ihm freilich Kenntniß der Menschen, aber es waren dieß nur Leute des gewöhnlichen Alltagslebens, kleinliche Verhältnisse und zudem verwarf man jede schärfer eindringende persönliche Satire, verwechselte man sie mit dem Pasquill und wollte Rabener nirgends anstoßen, wo er allenfalls Unannehmlichkeiten zu befürchten hatte, woran am wenigsten der Satiriker Anstand nehmen sollte. Darum hielt sich Rabener weder an den heftigen Kampf der Dichterschulen, wovon freilich das Publikum übersättigt schien, wagte er sich nicht an höhere Stände, an das Staatsleben oder nur an die tieferen Gebrechen der Zeit, welche allein der Satire einen passenden Stoff

gewähren können, sondern Rabener hielt sich bloß an die Eigenheiten und Kleinlichkeiten des gewöhnlichen Lebens und balgte sich mit Krautjunkern, schlechten Richtern, Geizhälsen, Informatoren, Dorfgeistlichen, Schulmeistern und Kammerjungfern herum. Freilich litt die damalige Welt an solchen Uebeln, die er schilderte, und Rabener's Satire mag nicht ganz erfolglos gewesen sein, aber dieß Alles wäre auch ohne ihn gefallen und jedenfalls war dieß ein unwürdiger Stoff für einen Dichter, der daraus nimmermehr etwas Gutes schaffen konnte. Dessenungeachtet wirkte gerade dieser Umstand, daß Rabener's Satiren damals sehr gerne gelesen wurden, weil die Leute eben so harmlos, verstandesdürr und platt waren. Für uns ist am genießbarsten sein in scherzhaftem und fast muthwilligem Tone geschriebener Brief an Ferber, worin er erzählt, wie sein Haus abgebrannt sei und dabei auch seine Schriften zu Grund gingen, welcher Brief zu seiner Zeit ihm sogar übel gedeutet wurde.

Gottlieb Fuchs ist 1722 zu Leppersdorf in Sachsen geboren, war der Sohn eines armen Bauern, besuchte bis 1745 die Stadtschule zu Freiberg, studirte dann Theologie in Leipzig, wurde von Gottsched und Hagedorn zum Dichten aufgemuntert, ging 1746 nach Dresden, wurde 1751 Diakonus zu Zehren und 1769 zu Taubenheim bei Meißen, wo er starb. Es erschienen von ihm drei Lieder 1753 zu Leipzig, drei andere 1752 zu Dresden und daselbst erschienen 1771 Gedichte eines ehemals in Leipzig studirenden Bauernsohnes, herausgegeben von Heinrich August Offenfelder. — Johann Arnold Ebert ist 1723 zu Hamburg geboren, besuchte daselbst das Johanneum und Gymnasium und wurde durch Hagedorn zu poetischen Produktionen und dem Studium der englischen Sprache ermuntert. Im Jahre 1743 studirte er in Leipzig Theologie, wandte sich dann humanistischen Studien zu, schloß sich an die dort lebenden jungen Dichter an, wurde 1748 Lehrer an der Pensionsanstalt des Carolinums zu Braunschweig und unterrichtete den Erbprinzen daselbst in der englischen Sprache. 1753 wurde er ordentlicher Professor am Carolinum, später Hofrath, verheirathete sich 1773 und starb am 19. März 1795. Er übersetzte Glover's Leonidas, 1749, Young's Nachtgedanken in vier Bänden, 1760—71 und gab seine sämmtlichen Gedichte, Hamburg, 1789, unter dem Titel „Episteln und vermischte Gedichte" heraus, denen Eschenburg nach des Dichters Tod noch einen Theil nachfolgen ließ. — Nikolaus Dietrich Giseke, eigentlich Köszechi, ist am 2. April 1784 zu Günz in Niederungarn geboren, kam frühe mit seiner Mutter nach Hamburg, wurde durch Brockes und Hagedorn für die Poesie gewonnen, studirte seit 1745 zu Leipzig Theologie, verband sich mit den dortigen jungen Dichtern und gab 1748 mit Cramer und J. A. Schlegel die Sammlung vermischter Schriften heraus, worauf er als Erzieher in Hannover und Braunschweig lebte. Im Jahre 1753 wurde er Prediger zu Trautenstein, 1754 Oberhofprediger in Quedlinburg und 1760 Superintendent zu Sondershausen, wo er am 23. Februar 1765 starb. Er war auch als Kanzelredner ausgezeichnet und nach seinem Tode wurden seine poetischen Werke von Gärtner, 1767, zu Braunschweig herausgegeben. — Gottlieb Wilhelm Rabener ist im Jahre 1714 zu Wachau bei Leipzig geboren, wo sein als Rechtsgelehrter angesehener Vater ein Rittergut besaß, erhielt eine gute Erziehung, besuchte im 14. Jahre die Fürstenschule zu Meißen, studirte sechs Jahre später zu Leipzig das Cameralfach, schloß sich an Gellert und Gärtner an, wurde 1741 Steuerrevisor für den Leipziger Kreis, zwölf Jahre später Steuersekretär in Dresden, nach dem siebenjährigen Kriege Steuerrath und starb im J. 1771 am Schlagfluß. Seine ersten Satiren erschienen in der Schwabe'schen Zeitschrift und den Bremer Beiträgen, welche er 1751 in 2 Bänden besonders herausgab. Diesen fügte er 1752 und 1752 unter dem Titel satirische Briefe zwei andere Bände bei und bereitete noch einen

fünften Band vor, der aber erst nach seinem Tode erscheinen sollte, weil er darin die Thorheiten und Laster der höheren Stände geiselte. Das Manuscript dazu verbrannte ihm aber 1760 beim Bombardement Dresdens. Im Jahre 1772 gab C. F. Weiße seine freundschaftlichen Briefe nebst einer Biographie heraus.

169. Zeigte sich schon bei Rabener Passivität und große Weichlichkeit, so offenbarte sich die schwächliche Seite dieser Zeit noch viel mehr in Christoph Fürchtegott Gellert aus Hainichen, dessen persönliche Verhältnisse den Charakter seiner Schriften am besten erklären. Auch er hatte in seiner Jugend Freude am Leben und der Geselligkeit, aber der enge und pedantische Schulzwang zerstörte schon frühe seine beste Jugendfreude, er ward an Bedientendienste und niedrige Ehrfurcht gewöhnt und die Noth zwang ihn, Akten und ähnliche Schriftstücke abzuschreiben, wodurch er sich seinen fließenden Kanzleistil angewöhnte. Schon frühe wandten ihn Kränklichkeit und Hypochondrie zu einer Art Religiosität hin, die wahrhaft ängstlich war, indem er sich einmal selbst darin gefiel, schwermüthig, milzsüchtig und abergläubig zu sein, und ein anderes Mal darüber jammerte, daß ihm diese trübe Ansicht die Freuden des Lebens raube und sein Dasein verdüstere. Und doch rang er ängstlich darnach, immer tiefer in diese religiöse Stimmung zu gelangen und ging darauf aus, auch Andere dafür zu gewinnen. Damit verband er eine äußere Bescheidenheit, durch die doch immer ein feiner Ehrgeiz schimmerte, wie er denn auch mit seiner großen Strenge ein liebreiches Wesen nach Außen verband, welches den Umgang mit ihm angenehm machte. Ueberhaupt zeigen viele seiner Schriften, daß er doch gerne von Freundschaft, von Liebe und den weltlichen Freuden spricht; er nimmt sich dafür nur kleine Freiheiten und doch wurden auch diese von der kleinlichen Zeit dazu benützt, die Redlichkeit seiner Gesinnung in ein zweideutiges Licht zu stellen. Gellert war überhaupt ein Mann ohne Kraft und Saft und verwarf sogar die Alten, weil sie nicht der Meinung waren, der Mensch müsse sich zu Gottes Ehre erniedrigen, und weil der Altmeister Aristoteles erklärte, seine gepriesene Geduld verrathe einen Sclavencharakter und seine Sanftmuth sei Gemüthsschwachheit. Ohne eine schläfrige Tugendlehre und mit mehr Kraft und Energie hätte daher auch Gellert bedeutend wirken können, denn er hatte einen großen Einfluß auf die bürgerlichen Stände, da er faßlich, populär und ziemlich breit für den trockenen Hausverstand lehrte, der eben nicht mehr verstand oder verlangte, als was Gellert's ordinäre Muse darbot. Noch mehr als seine Schriften trug seine Wirksamkeit als Mensch und Lehrer zu seinem Ruhme bei, denn er las über Moral, Beredtsamkeit und Dichtung, leitete stilistische Uebungen, behandelte Alles so schonend und aufmunternd, ertheilte überallhin Rath und überwachte selbst die Sitten der Studirenden, so daß man ihn den Hofmeister des Volks nennen konnte, Alles ihm mit Vertrauen, Liebe und Ehrfurcht entgegen kam, man nur Lob für ihn wußte und noch lange über seinen Tod hinaus jeder Tadel über ihn schwieg, bis erst die männlichere

neuere Zeit das Versäumte nachholte und ihn nach seinem wahren Werthe beurtheilte. Gellert war überhaupt der Schriftsteller der Mittelmäßigkeit, und darin ist der ganze Zauber seines Ruhms zu suchen, denn wie damals in größerem Maaßstabe, so gibt es zu allen Zeiten eine unübersehbare Menge, welche die großen Geister nicht zu fassen versteht und sich von ihnen angewidert fühlt, während sie sich an ihres Gleichen gerne anschmiegt und zum Verständniß solcher Produkte weder Mühe noch Geist nothwendig hat. Seinen Hauptruhm haben ihm unstreitig die Fabeln gebracht, aber er verkannte das Wesen derselben durchaus und hielt sich mehr an die geschwätzige Weise eines Lafontaine, statt auf die besseren Muster zurückzugehen. Daher sind sie bei ihm auch ganz in Gottsched's Manier, überdeutlich, redselig, geschwätzig, platt und alltäglich und es ist ihm mehr darum zu thun, mühelos zu unterhalten und am Ende einen langweilig spaßhaften Scherz zu geben, so daß man das Ganze ohne Mühe und Anstrengung lesen kann. Die Thiere, welche darin auftreten, sind modisch verschnörkelte Menschen, von Naturpoesie ist keine Spur vorhanden, und wie in seinen übrigen Schriften, so sucht man auch hier vergeblich nach Poesie oder irgend einem erhebenden Aufschwung. Als Schulpoesie mögen seine Fabeln noch jetzt Werth haben, denn ein Fortschritt zu schlechterer Poesie ist davon nicht möglich und die Moral wenigstens zu gebrauchen, obschon sie eben nicht geeignet ist, Menschen von Mark und Kern zu bilden. Ebenso gehören der Mittelmäßigkeit seine Oden und Lieder an, welche durchaus verwässert sind, eine Religion des philisterhaften Gewohnheitsmenschen vortragen und sich zwar der Form nach an die älteren Muster anschließen, aber den lehrhaften Ton nicht verlassen und sich höchstens zu einem betrachtenden Gebete aufschwingen, so daß sie die Stufe in der Geschichte des Kirchenlieds bezeichnen, wo es seinem entschiedenen Verfalle entgegen geht. Am besten sind noch seine Lieder, die von der göttlichen Vorsehung und dem Vertrauen darauf handeln, weil ihm diese wirklich aus dem Herzen kamen. Unleidlicher sind seine Lustspiele, die man als Seitenstücke zur Allegorie betrachten kann, worin nicht Menschen, sondern personifizirte Tugenden und Laster auftreten, aus welchen der seichte Moralist überall spricht. Am besten ist hier noch seine Betschwester, wo wenigstens die Charakterzeichnung etwas aus dem Leben gegriffen und der unter heuchlerischer Frömmigkeit üppig hervorwuchernde Geiz gut dargestellt ist, obschon auch hier an Uebertriebenheit und Handlung reicher Ueberfluß ist. An letzterem Fehler leidet in noch höherem Maaße sein einziger Roman „Leben der schwedischen Gräfin“, wo von Reflexion und Moralisiren keine Spur zu finden ist, während die Handlung auf die abenteuerlichste Weise vorübereilt, so daß auch hier nichts Anderes als Geschichte, durchaus aber keine Poesie erscheint. Doch ist das Buch in lebendigem Tone geschrieben und die Handlung geht so rasch vorüber, wie man es damals nicht gewohnt war. Seine Briefe sind der Ausfluß eines freundlichen und wohlwollenden Gemüths, schildern aber nichts

Anderes, als das kleinliche Alltagsleben eines deutschen Philisters, der von dem großartigen Treiben der Welt keine Ahnung hat. Seine moralischen Vorlesungen sind Moralpredigten über die gewöhnlichen Lebensverhältnisse mit Beispielen aus dem Alltagsleben, zwar voll Gemüth, aber ohne rednerischen Schwung und gestützt auf die Philosophie des gemeinen Menschenverstandes, die nicht erhebt, sondern langweilt.

Christian Fürchtegott Gellert ist am 4. Juni 1715 zu Hainichen bei Freiberg geboren, wo sein Vater als Prediger in dürftigen Verhältnissen lebte. Dieser erzog ihn streng gottesfürchtig und der junge Gellert mußte schon in seinem elften Jahre sich durch Abschreiben einigen Verdienst verschaffen. Zwei Jahre später machte er als ersten poetischen Versuch ein Geburtstagsgedicht für seinen Vater und kam 1729 auf die Fürstenschule zu Meißen, wo er Gärtner und Rabener kennen lernte. Im Jahre 1734 studirte er in Leipzig Theologie, widmete sich aber nicht dem praktischen Seelsorgerberufe, weil er zu ängstlich war, eine schwache Brust und kurzes Gedächtniß hatte und ein erster Versuch, wobei er im Anfange der Predigt stecken blieb, ihn abschreckte. Er blieb daher ein Jahr lang zu Hause, wurde 1739 Hofmeister in der Nähe von Dresden und begleitete dann seinen Neffen auf die Universität Leipzig, wo er Unterricht gab, Sprachen lernte und mit den dortigen jungen poetischen Talenten bekannt wurde. Seine ersten Produkte lieferte er in die Schwabe'sche Zeitschrift, 1742, später in die Bremer Beiträge und erwarb sich bald ein nicht geringes Ansehen, besonders durch seine Fabeln und Erzählungen. Wegen seiner fortdauernden Kränklichkeit hielt er seit 1745 akademische Vorträge über die schönen Wissenschaften, Literaturgeschichte und Rhetorik und gewann durch seinen leicht verständlichen Vortrag bald ein großes Publikum. Von 1740 an erschienen seine Fabeln, welche ihn rasch beliebt machten. 1748 gab er seine Lust- und Schäferspiele heraus, ließ seinen Roman und eine Sammlung Briefe erscheinen und darauf folgten seine Lehrgedichte, geistlichen Oden und Lieder und eine Sammlung vermischter Schriften in Versen und Prosa. Erst im Jahre 1751, nachdem er schon lange in ganz Deutschland ein bedeutendes Ansehen erlangt hatte, wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie mit hundert Thalern Gehalt, wo die Hörsäle oft kaum die Zuhörer fassen konnten. Als seine Hypochondrie immer mehr zunahm, gab er die Dichtkunst auf und hielt Vorlesungen über die Moral, welche von allen Ständen besucht wurden. Von Bekannten und Unbekannten erhielt er oft ansehnliche Geschenke, General Kalckreuth schenkte ihm das Pferd, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten, damit Gellert alle Tage ausreiten könne, Graf Moritz von Brühl gab ihm seit 1762, ohne sich zu nennen, eine jährliche Pension von 150 Thalern, nach dem Tode des Geschichtschreibers Mascov erhielt er auch einen Gnadengehalt von 454 Thalern und auch sonst trug man dazu bei, ihm seine Sorgen zu erleichtern, wie ihm denn einmal im härtesten Winter ein Bauer einen vierspännigen Wagen voll gespaltenes Holz vor die Thüre führte, damit der arme Dichter, der ihm und seiner Familie am warmen Kamin so viel Freude mit seinen Fabeln gemacht habe, sich auch wärmen könne. Schon 1752 fing seine Gesundheit an zu wanken und vergebens gebrauchte er die Bäder von Karlsbad und Lauchstädt. Aber Gellert, den eine immer trübere Stimmung anwandelte, war unermüdlich in seiner amtlichen Thätigkeit, obwohl es sich selbst der Staat zu seiner Pflicht machte, ihm Schonung seines Lebens und Enthaltung aller anstrengenden Arbeiten in offiziellen Schreiben zu empfehlen. 1763 und 64 besuchte er ohne Erfolg Karlsbald und ging 1769 noch einmal in seine Vaterstadt. Im letzten Jahre wurde er bedenklich krank; er litt an einer Darmentzündung und obwohl sein Fürst ihm mit Estaffette den Ersten seiner Leibärzte zusandte, waren doch alle Bemühungen vergebens und starb er am 13. Dezember. Seine dramatischen Werk sind: Die Betschwester, die zärtlichen Schwestern, das Loos in der Lotterie, die kranke Frau, das Band, Sylvia, das Orakel, ein Singspiel. Seine geistlichen

Oden und Lieder erschienen zu Leipzig 1757; seine Lieder daselbst 1743; das Leben der schwedischen Gräfin 1746 und später noch öfters. Eine Sammlung seiner sämmtlichen Werke kam in 10 Bänden 1784 heraus. Sein Briefwechsel mit Demoiselle Luzius in Dresden von 1760 bis 1769 wurde 1823 von Ebert mit seinen noch ungedruckten Aufsätzen herausgegeben. Sein Leben beschrieb Döring, Leipzig 1833, 2 Bände.

170. Nach Gellert wurden auch von Anderen Fabeln gedichtet, weil diese Gattung sehr beliebt war; aber man verließ die bisher eingehaltene Richtung nur wenig. Näher zu Gottsched und Triller stand Magnus Gottfried Lichtwer, dessen Fabeln viel mehr Eigenthümlichkeiten und lebendige Selbstständigkeit besitzen und sogar das Thierleben wahr auffassen, so daß einzelne Fabeln geradezu als Bruchstücke aus einem vortrefflichen Thierepos gelten könnten. Gerade diese schärfere Auffassung ist Lichtwer'n eigenthümlich und hierin war er am glücklichsten, wie z. B. seine „seltsamen Menschen“ und der kleine Töffel“ ganz vortrefflich sind; wogegen in der vielgerühmten Fabel von den Katzen und dem Hausherrn zwar die Darstellung ganz vorzüglich ist, die angehängte Moral aber die gemachte Wirkung wieder ganz aufhebt. Lichtwer's Fabeln wurden schon von Gottsched empfohlen, zur eigentlichen Berühmtheit gelangten sie aber bloß durch Ramler und Lessing, welche sich eigenmächtig erlaubten, ohne Willen und Wissen Lichtwer's 65 seiner Fabeln umzuarbeiten und als zweite verbesserte Ausgabe drucken zu lassen, was Lichtwer jedoch veranlaßte, selbst Verbesserungen daran vorzunehmen und sie noch mehr auszufeilen. Nach ihm dichteten noch Andere Fabeln, wie Burmann, Willamov, der dialogisirte Fabeln schrieb, Zachariä und andere Dichter, deren zum Theil noch später gedacht wird, da andere Dichtungsgattungen ihr Hauptfeld waren. Fast ausschließlich Fabeldichter war dagegen Gottlieb Conrad Pfeffel aus Kolmar, der neben Gellert am meisten in die Schulen eindrang, sehr beliebt wurde, aber mehr Florian nachahmte, als Lafontaine. Man erkennt daran einen Fortschritt hinsichtlich der sprachlichen Glätte, sie sind nicht so weitschweifend wie die Gellert'schen, aber matt, weichlich, nüchtern und trocken und eingemischte gemeine Kraftausdrücke und schlechte Witze schaden ihnen oft zu sehr. Er versuchte sich auch in anderen Gedichten und darunter sind sogar seine besseren Leistungen zu finden, wie z. B. sein Ibrahim, die Tabakspfeife u. A.

Magnus Gottfried Lichtwer, der Sohn eines vermöglichen sächsischen Beamten, ist am 30. Januar 1719 zu Wurzen geboren, bekam zu Hause eine gute Erziehung, studirte in Leipzig die Rechte, trieb ältere und neuere Sprachen und suchte sich besonders eine feine Weltbildung anzueignen, weßhalb er mit vornehmen Familien umging und ein vortrefflicher Tänzer, Fechter und Reiter wurde. Als er 1741 die Universität verließ und noch keine Stelle erlangen konnte, promovirte er zu Wittenberg in der Jurisprudenz und Philosophie und mußte dann wegen Erbschaftsprozessen mehrere Jahre in Quedlinburg und Halberstadt zubringen, wo seine Fabeln entstanden, die er 1748 anonym zu Leipzig erscheinen ließ. Als er abermals vergebens einen Staatsdienst gesucht, kaufte er sich ein Kanonikat im Halberstadter Kapitel, verheirathete sich 1749 und lebte sehr glücklich. Endlich gelang es ihm, auch Referent bei der preußischen Regierung in Halberstadt und später Rath zu werden. Im J. 1757 gab er seine Fabeln zu Berlin heraus, die dann Gottsched

empfahl, Mendelssohn aber scharf kritisirte. Weil Ramler an seinen Fabeln eigenmächtig änderte, entspann sich zwischen beiden eine Fehde, welche ihn selbst bekannter machte; doch Lichtwer hielt sich von allen Dichtern persönlich fern, vermied sogar Gleim, der doch in Halberstadt selbst wohnte, und lebte bloß seinen Berufsgeschäften. Er war eitel, sogar stolz, schätzte äußere Ehren sehr hoch und war sogar geizig. Seinen vielen Geschäften erlag seine Gesundheit nach und nach und als ihm sein Oberer, der Großkanzler Cramer, in Gegenwart des Kollegiums und der Subalternen einen Verweis wegen seiner Breite und Weitschweifigkeit gab, kränkte ihn dieß so sehr, daß er in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli 1783 starb. Ausgaben: Vier Bücher Aesopischer Fabeln, Leipzig 1748, 8°; verbessert Berlin 1758; verbessert und verändert das. 1762, 8°, und 1775, 8°. — **Johann Gottlieb Willamov** ist 1736 zu Mohrungen geboren, wurde später Professor in Petersburg und starb 1777. Seine 53 dialogischen Fabeln erschienen Berlin 1765, 8°, und 1790, 8°. — **Gottlieb Konrad Pfeffel**, der Sohn des Bürgermeisters und Stadtrichters in Kolmar, wurde am 28. Juni 1736 daselbst geboren, erhielt durch seine Mutter eine vortreffliche Erziehung, wurde von seinem Verwandten, dem Kirchenrath Sander in Köndringen, zur Universität ausgebildet und ging im sechszehnten Jahre nach Halle, um daselbst Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften und Jurisprudenz zu studiren, zog sich aber eine Augenkrankheit zu, bekam den schwarzen Staar und wurde fast ganz blind. Nun lebte er bald im Elsaß, bald in der Schweiz, erblindete vollständig, verheirathete sich 1759 und lebte von da an glücklich und zufrieden, vorzüglich mit Poesie beschäftigt. Seine praktischen Versuche in 3 Büchern, die 1761 zu Frankfurt erschienen und eine Auswahl seiner Gedichte enthielten, erwarben ihm bereits vielen Beifall, worauf er im nächsten Jahre eine Reihe kleiner dramatischer Versuche folgen ließ. Seine Bibliothek des Schönen und Guten war ein verunglücktes Unternehmen, und konnte sich nicht lange halten; dies verleidete ihm aber seine schriftstellerische Thätigkeit nicht. 1766 gab er wieder Gedichte heraus unter dem Titel: „Neue Beiträge zur deutschen Makulatur, erster und letzter Band,“ hierauf: Magasin historique pour l'esprit et le coeur, das in einigen höheren Lehrinstituten eingeführt wurde, übersetzte Büsching's Erdbeschreibung in's Französische und Fleury's Kirchengeschichte in's Deutsche und trieb besonders Kriegswissenschaft, welches sein Steckenpferd wurde. Später gründete Pfeffel eine Erziehungsanstalt unter dem Namen Académie militaire, worin durchschnittlich 40 Eleven für den Kriegsdienst gebildet wurden und auch Pfeffel einen Theil des Unterrichts besorgte. Von 1783 an gab er nach einander 3 Bände Fabeln heraus, welche ihm eigentlich erst seinen wahren Ruhm brachten, von Städten das Ehrenbürgerrecht und von Akademien ihre Diplome zuführten. Durch die Revolution hörte sein Institut auf und ging sein Vermögen größtentheils verloren, dessen ungeachtet feierte auch er die Revolution in zahlreichen Gedichten und schrieb in dieser Zeit seine poetischen Erzählungen. Napoleon erhob ihn zum Präsidenten des Unterrichtsausschusses für das Departement des Oberrheins, stellte ihn 1803 an die Spitze des protestantischen Consistoriums und gab ihm einen Jahresgehalt, den später auch seine Wittwe bis zu ihrem Tode fort bezog. Zuletzt wurde Pfeffel noch in den obersten Verwaltungsrath für das Kirchen- und Schulwesen nach Straßburg berufen, stand seinen Aemtern mit Treue und Eifer vor und starb am 1. Mai 1809. Seine Fabeln und Erzählungen sind nach seinem Tode mehrmals neu aufgelegt worden.

171. Ein Fabeldichter in der Manier des Burkhard Waldis war auch J. **Friedrich Wilhelm Zachariä** aus Frankenhausen, der aber hierin mehr Nachahmer war und weniger Glück machte als mit der sogenannten komischen Epopöe, welche dem poetischen Schöpfungsvermögen näher führte, indem sie bereits zur Darstellung ausgedehnterer Verhältnisse leitete, was freilich hier noch ziemlich geringfügig war. Zachariä wurde durch Pope's Lockenraub dazu

angeregt und beabsichtigte dabei einen kleinen Gegenstand im großen Stile des ernsten Epos zu behandeln und dies zu parodiren. Seine Erfindungsgabe ist jedoch sehr schwach und es herrscht in seinen Stücken weder Tiefe der Satire, noch freier Humor und Alles ist leer und geringfügig, obschon seine Zeit großen Gefallen daran fand. Am besten ist sein „Renommist“, den er noch sehr jung herausgab und worin er wenigstens einen frisch der Gegenwart entnommenen Gegenstand lebendig darstellt. Er schildert nämlich darin die Rohheit der damaligen Studenten zu Jena, das unmäßige Biertrinken, ihre Prügeleien und Fechterscandale und stellt einen nicht übeln Gegensatz zwischen Rohheit und Mode, den Renommisten und Stutzer dar, ohne jedoch dem Stoffe eine ächt komische Seite abzugewinnen. Seine übrigen Stücke erregen durch ihre gesuchten Maschinerien und geringfügigen Motive nur Langeweile. Dahin gehören sein „Phaeton“, wozu er statt des Alexandriners den Hexameter wählte, eine Parodie auf Ovid's Phaeton und die Fruchtbarkeit elender Dichterlinge, die ohne Talent große Epopöen schaffen wollen, ohne welche Absicht man das Ganze für eine Idylle halten könnte, indem darin ein Mädchen im Phaeton allein und selbst kutschiren will und für ihren Vorwitz im See abgekühlt wird. Sein „Murner in der Hölle“, worin er von einem Lieblingskater erzählt, der getödtet ward und, weil er nicht begraben wurde, nicht in die Hölle kommen konnte, galt ihm selbst für seine beste Leistung, ist aber sehr unbedeutend. Im „Schnupftuch“ entsteht aus einer Kleinigkeit gewaltiger Spektakel und Unglück, die „Lagosiade“ besingt in hochtrabender Prosa, wie ein Jäger mit einer Keule einen Hasen erschlägt, und von ähnlicher Art sind seine „Verwandlungen“. Sonst versuchte er sich noch in den langweiligsten beschreibenden Gedichten, worauf er durch die englische Literatur geführt wurde und wohin die Tageszeiten, die vier Stufen des weiblichen Alters und die Schöpfung der Hölle zu rechnen sind. Als Klopstock's Oden erschienen, ahmte er auch diesen nach, doch sind seine Oden und Lieder voll gesuchter Bilder und Ausdrücke und ohne Werth, wie überhaupt Zachariä überall nur Nachahmer war und kaum auf den Namen eines Dichters Anspruch hat. Sonst übersetzte er noch Milton's verlorenes Paradies in Hexametern, aber matt und sehr untreu. — Die komische Epopöe fand außer Zachariä noch zahlreiche Nachahmer in Schönaich, Dusch, Uz und Anderen, ihre Produkte sind aber kaum nennenswerth.

Justus Friedrich Wilhelm Zachariä ist am 1. Mai 1726 zu Frankenhausen geboren, studirte von 1743 an zu Leipzig Jurisprudenz, widmete sich fast ausschließlich der Literatur und Dichtkunst, ging 1747 nach Göttingen, wurde 1748 Lehrer am Carolinum zu Braunschweig, 1761 Professor der schönen Wissenschaften, erhielt die Aufsicht über die Buchdruckerei und Buchhandlung des Waisenhauses daselbst, gab mehrere Jahre hindurch öffentliche Blätter heraus und starb am 30. Januar 1777. Die Schöpfung der Hölle und die Unterwerfung gefallener Engel erschien 1760 zu Altenburg und zu Rostock 1767, sein unvollendetes Epos Cortes zu Braunschweig 1766, sein Renommist 1754 und später; die Verwandlungen und Lagosiade 1757, Murner in der Hölle 1757 und 1767, wurde auch in's Lateinische, Französische und Englische übersetzt; im Jahre 1772 gab er zu Leipzig heraus:

Zwei schöne neue Mährlein als: a) von der schönen Melusine, einer Meerfey; b) von einer untreuen Braut, die der Teufel holen sollen, der lieben Jugend und dem ehrsamen Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime verfasset." Seine Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier erschienen zu Braunschweig 1771 und 1777. Seine beschreibenden Gedichte sind: Die vier Stufen des weiblichen Alters, Rostock 1771, 1757 und 1767; die Tageszeiten, 1755, 1757 und 1767; der Tempel des Friedens, 1756; Schilderung des arkadischen Thals, 1772; Tayti oder die glückliche Insel, 1777, und das Bruchstück von Pyrmont-Elysium 1776. Im Jahre 1774 erschienen seine scherzhaften epischen Poesieen, nebst seinen Liedern zu Braunschweig. Eine Gesammtausgabe seiner poetischen Schriften in 9 Theilen kam daselbst 1763 bis 1765 heraus und enthält auch seine Hercynia, oder dichterische Beschreibung einer Harzreise, und Eschenburg fügte diesen noch 1781 seine hinterlassenen Schriften bei.

172. Nachdem die deutsche Literatur lange vergebens gerungen hatte, zu einem nationalen Ansehen zu gelangen, in Sprache und Geist größere Selbstständigkeit, tiefere Wahrheit der Empfindung und höhere Lebensauffassung zu erlangen und einzugreifen in die Entwicklung und Ausbildung der Nation, erschienen plötzlich Klopstock und Wieland, die, so verschieden sie auch im Leben und ihren Ansichten waren, doch die neue Zeit mit Erfolg anbahnten, indem sie selbstschöpferisch auftraten. Klopstock's Messias und Wieland's Agathon waren die Verkündiger unseres Dichterfrühlings, der nach zwanzigjährigem Ringen endlich seine herrlichste Blüthezeit erreichte und zur klassischen Periode führte, welcher jedoch beide Dichter noch keineswegs angehörten, obwohl ihre Wirksamkeit auch noch tief in diese Zeit hineinreichte. Denn obschon sie ernstlich bestrebt waren, die alten Standpunkte und Wege zu verlassen, obwohl sie die Wege dazu eröffneten und hinüberleiteten, so knüpfen sie ihre ganze Haltung, ihre Form, ihre Grundsätze und Ansichten noch an die vorbereitende Zeit und konnte der durch Lessing, Herder, Göthe und Schiller bewirkte mächtige Umschwung im ganzen Gebiete der Dichtung nur wenig oder gar nicht mehr auf sie einwirken. Auf der Stelle, wohin sie die Literaturgeschichte verweist, nehmen sie aber den ehrenvollsten und höchsten Rang ein und wird ihr Wirken und Schaffen von der spätesten Nachwelt anerkannt und bewundert werden, wenn auch ihre Werke nicht mehr gelesen werden und halb vergessen sind, denn auf den Werth der alle Zeiten beherrschenden und unvergänglichen Dichtung können sie nur geringen Anspruch machen. In Klopstock war die ideale Subjectivität vertreten, er schwang sich mit seinem reichen Gemüthe über das irdische Leben hinaus in die Unendlichkeit der Zukunft und des Jenseits, er strebte dahin, Alles zu entkörpern und zu Geist zu machen, und wollte die nationale Selbstständigkeit der deutschen Literatur dadurch begründen, daß er auf das deutsche Alterthum zurückging und dort seine nationalen Elemente und seine Begeisterung holte, während Wieland sich an die englische und französische Literatur anlehnte, dort seinen Stoff und seine Vorbilder suchte, die reale Subjectivität zu Grund legte, aus der Gegenwart schöpfte und im Diesseits, in der Wirklichkeit die Befriedigung suchte. Dies zeigen auch ihre Dichtungen in jeder Beziehung; Klopstock's

Poesie ist eine durchaus religiös-ethische, voll erhabenen Schwungs des Geistes, voll Wahrheit des reichsten Gemüths, ernst und feierlich; die Muse Wieland's folgt dagegen der Richtung von Anakreon und Horatius, sie schwelgt im Glanze des wirklichen genußreichen und üppigen Lebens, lenkt den Blick aus der nebelhaften Ferne des Ideellen auf das Reich der heiteren Sinnlichkeit und sichert der Erde ihre Rechte gegenüber den poetischen Aussichten in das Jenseits. Haben Beide daher auch nicht eingegriffen in den lebendigeren Strom des Umschwungs, so waren sie doch der Ausgangspunkt, von dem dieser anhob, und wie Klopstock dem deutschen Ausdrucke eine höhere, würdigere, mit ernster Gravität einherschreitende Form gab, so rettete ihm Wieland die Gewandtheit, heitere Gefälligkeit und zierliche Leichtigkeit, so daß man nicht mit Unrecht zwischen ihnen und den altdeutschen Dichtern Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg einen Vergleich ziehen kann, indem letztere dieselbe Sendung erfüllten, wobei sie jedoch in künstlerischer Hinsicht noch eine höhere Stellung einnahmen.

173. **Friedrich Gottlieb Klopstock**, der Sohn eines Beamten in Quedlinburg, erhielt im väterlichen Hause durch eine ernste und strenge Erziehung eine ebenso ernste und tief sittliche Richtung, war erfüllt von dem sicheren Gefühle der menschlichen Würde, erfüllt vom Muthe, die Welt kühn und ungebeugt zu durchwandeln, ganz auf Innerlichkeit gewiesen und von frühe an dem mächtigen Einwirken der Natur und der Religion hingegeben. Sein Geist war vertrauter mit den hohen Gestalten der Bibel und des Alterthums, als mit der Gegenwart, er konnte deren Weben und Treiben nicht mit großartigem Blicke durchschauen und durchdringen und verstand es nicht, die Zustände und Interessen der Zeit richtig aufzufassen und zu würdigen, weshalb er auch sein ganzes Leben hindurch mehr auf den engeren Kreis der Gesellschaft beschränkt blieb und inniger zu einzelnen Personen hingezogen wurde. Obwohl er das zarteste und reichste Gefühl besaß und ein heiterer Natursinn ihn belebte, so verschaffte ihm doch sein Zurückgezogensein von der Welt einen aristokratischen Anstrich, eine gezierte Vornehmheit und sogar Einseitigkeit und Beschränktheit, welche blos ein näherer Verkehr mit der größeren Welt abschleifen und aufheben kann und im Bewußtsein seines inneren Werthes strebte er hinauf aus der Wirklichkeit in das Reich des Ideellen und nur Ahnbaren und bewirkte sein fortwährender Verkehr mit den großartigen und heiligen Gestalten des biblischen und heidnischen Alterthums, daß er sich selbst als einen solchen Patriarchen, gleichsam als einen Vertreter der überirdischen Welt, als einen Vertreter der Religion, Sittlichkeit und Freiheit ansah und er sich zuletzt erhaben über die anderen Menschen glaubte. Diese übersinnliche Ueberschwänglichkeit beherrschte sein ganzes Leben, verklärte die Liebe und Freundschaft bei ihm in göttlichem Scheine und ließ ihn nur in der Vergangenheit und Zukunft leben. Selbst sein Patriotismus, von dem er so glühend erfüllt ist, hielt sich nicht an die

gegenwärtigen Zustände, die freilich auch nicht erhebend waren, sondern er schöpfte ihn aus der dunklen Ferne der Vergangenheit, aus einer nebelgrauen Zeit, die ihre Gestalten größer und gewaltiger erscheinen ließ. Es war ihm überhaupt nicht gegeben, die geheimnißvollen Geburtswehen der Zeit zu erkennen und das Ineinandergreifen der Ereignisse und Begebenheiten zu verstehen; darum ward er auch so plötzlich und mächtig begeistert, als die französische Revolution anbrach, und ward er ebenso plötzlich wieder abgekühlt, als sie die gehoffte und geträumte Freiheit nicht ohne Schmerzen, sondern unter dem Zucken der ganzen Menschheit bringen wollte.

Aus dieser Grundstimmung seines Charakters ging auch die Schwermuth hervor, die alle seine Gedichte beherrschte, die Elegie, welche vorzüglich der Liebe und Freundschaft gewidmet ist, zum Grundton seiner Poesie machte und ihn vielfach in einen süßlichen und empfindelnden Ton, in eine übertriebene Sentimentalität verfallen ließ, welche besonders in seinen Briefen widerlich hervortritt, denn da schwelgt Alles in der überreizten Stimmung, die ihn des Mondes Strahlen küssen machte und seine Briefe so leer und nichtig werden ieß, daß man heut zu Tage nicht begreifen kann, wie man sich damals so sehr daran ergötzen mochte. Eben diese Sentimentalität und Ueberschwänglichkeit war denn auch Ursache, daß man in Klopstock's Gedichten so wenig Handlung findet, denn Menschen, die sich so viel mit Empfindungen und Versteigen in's Ideelle abgeben, besitzen nicht das nöthige Schrot und Korn, um handelnd aufzutreten oder kräftige Handlungen darzustellen. — Das Hauptmotiv bei seinem poetischen Wirken und im ganzen Leben war die Religion und wie er sich selig fühlte in dem Gedanken, durch seine Dichtung zur Verherrlichung der Religion beigetragen zu haben, so beseligte sie seine Liebe, so ließ sie ihn nie ganz unglücklich werden, als die erste Geliebte seine Neigung nicht erwiderte, so heiligte sie seine Ehe und gab ihm jenes Vertrauen und jene höhere Weihe, welche ihn trotz aller Schwermuth glücklich bis ans Ende sein ließ. Beide Eigenschaften, seine Sentimentalität und Religiosität, ließen aber ihn sich nicht nur von den übrigen Menschen geistig absondern, sondern auch sich überschätzen, die Dinge einseitig auffassen und ihn zuletzt der Mitwelt entfremden.

In seinen geistigen Arbeiten erhob er sich streng für die deutschen Elemente und wollte er die Dichtung nach Form und Inhalt zu einer nationalen gestalten; dabei war er bestrebt, die deutsche Sprache volksthümlicher und freier auszubilden, sie zu bereichern und ihr einen kräftigeren und edleren Ausdruck zu geben. Er erkannte es laut an, daß der eigentliche Gehalt der Dichtung im Geiste bestehe, und sprach es sogar theoretisch aus, daß der Geist ohne Leib kein Leben habe und sogar das Göttliche ohne Welt sich in's Nebelhafte verflüchtige. Aber in seinen Dichtungen folgte er dieser Wahrheit nicht; er besaß keinen wahren schaffenden Genius und verstand es nicht, die Idee mit der Wirklichkeit zur freien Darstellung des Schönen zu verbinden. Bei ihm ist Alles körperlose

Idee und schwebt hinüber in's Reich der Unendlichkeit, wo keine Form und daher auch keine Schönheit mehr zu suchen ist. Weil er es nicht verstand, die Welt mit ihren Interessen zu begreifen, ist alle seine Schilderung leben- und seelenlos und führt uns sein Messias in eine abstrakte Unendlichkeit, welcher der Geist selbst mit größter Anstrengung der Denkkraft nicht mehr folgen und nichts mehr darin klar erkennen kann, weil Alles im Halbdunkel verschwindet. Klopstock rang überall das Unaussprechbare auszusprechen, das Formlose zu erfassen, und wo die Worte eben nicht ausreichten, mußte ein erhabenes Verstummen eintreten. Dies bedingte auch seinen Stil, denn es herrscht bei ihm in der Sprache eine ängstliche Unruhe, ein Versteigen im Ausdruck und ein Haschen nach effektvollen Worten, Phrasen und Bildern, womit er darstellen wollte, was sein geistiges Auge nur dunkel ahnte, was eben auch seine Messiade langweilig macht. Nur wo sein eigenes Herz Gegenstand der Dichtung ist, wo er seine eigenen Gefühle vorträgt, klingt der ächte Ton wahrer Poesie an und wird er ein musikalischer Dichter, dessen Worte die Schmerzens- und Freudenlaute wiedertönen lassen. So großartig auch die Gegenstände seiner Dichtkunst sind, indem sie Religion und Vaterland betreffen, so wenig vermochte er es, sie den Forderungen der ächten Kunst anzupassen, denn die Religion versteigt sich in das Bereich wesenloser Gestalten, ohne sich jedoch der dogmatischen Beschränktheit zu entwinden und seine erzwungene Begeisterung für die Wallhalla und das halbthierische Leben unserer Urväter ist weder geeignet nationalen Sinn, noch Begeisterung hervorzurufen.

Vielleicht sein größtes Verdienst ist das, welches er um die Sprache erworben hat, indem er sie wieder auf ihren inneren Kern zurückführte, mit kühnem Griffe Worte und Wendungen aus der Volkssprache entnahm, aus den älteren Dichtungen Kraft und Stärke schöpfte und ihr so wieder eine jugendlichere Frische gab, so daß er eigentlich der Begründer einer neuen Epoche für unsere Sprachwissenschaft wurde, obschon auch bei ihm die Sprache oft zu unplastisch, schroff, verkünstelt und forcirt wurde. Besonders die Ausbildung der Prosa hat er gefördert und ihr größere Lebendigkeit und Farbenreichthum verliehen. Auch darin besteht sein Verdienst, daß er nicht nur von den Alten den großen Gedanken eines Epos und einer begeisterten Ode schöpfte und ihnen nationalen Inhalt gab, sondern auch ihre Versmaaße bei uns einführte und dadurch die Poesie von den handwerksmäßigen Reimspielereien und dem todten Formalismus befreite und es dem Gedanken möglich machte, die Form frei zu beherrschen, obgleich die antiken Versmaaße für unsere deutsche Sprache gerade nicht sonderlich geeignet sind. — Hierin liegen Klopstock's Vorzüge und Mängel, und daraus erklärt sich auch, wie er in der klassischen Periode, die er durchlebte, vereinsamt dastand und jetzt schon seit langer Zeit nur sein Namen mit Anerkennung und Verehrung genannt wird, seine Werke aber ungelesen in den Bibliotheken stehen bleiben.

Friedrich Gottlieb Klopstock, der Sohn eines Commissionsraths, der später die Pachtung des Amts Friedeburg in der Grafschaft Mansfeld übernahm, ist am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren, erhielt eine gute Erziehung, wobei auch seine körperliche Ausbildung nicht vernachlässigt wurde, so daß er im Reiten, Jagen und Schlittschuhlaufen der Gewandteste in der ganzen Gegend war, kräftigte sich in der schönen Natur, kehrte im dreizehnten Lebensjahre nach Quedlinburg zurück, besuchte dort einige Jahre das Gymnasium und ging dann nach Schulpforte, wo er eifrig die alten Sprachen trieb und er schon mit dem Gedanken umging, der Homer der Deutschen zu werden. Es ist zu bedauern, daß er von dem Gedanken abkam, den er zuerst hatte, Heinrich den Städteerbauer zum Gegenstande eines Epos zu machen; sein frommer Sinn wandte sich bald wieder davon ab und strebte darnach, zum Inhalt des höchsten Gedichts auch das Höchste zu wählen, den Messias, der die Erlösung vollbrachte und die Menschheit mit der Gottheit vereinigte. Von diesem Gedanken erfüllt, bezog er 1757 die Universität Jena, um daselbst Theologie zu studiren. Aber bald genügte ihm diese nicht mehr und er entschloß sich nur der Poesie zu leben. Hier entwarf er nun die ersten Gesänge seines Messias und zwar in Prosa, weil ihm keine der bisher gebräuchlichen Versarten dazu würdig erschien. Da sein weich gestimmtes Herz in Jena eines Freundes entbehrte, ging er schon nach dem ersten Semester, auf Einladung seines Verwandten Schmidt aus Langensalza, nach Leipzig, gewann an Kühnert, Rothe und Olde gleichgestimmte Freunde, schloß sich an den Kreis der dortigen jungen Dichter an, veröffentlichte 1748 seine ersten lyrischen Gedichte und noch in demselben Jahre die drei ersten Gesänge seines Messias und zwar in Hexametern, wie man sie bisher in Deutschland noch nicht gelesen hatte. Das Aufsehen, welches das Gedicht erregte, war außerordentlich, der ganze bisherige Gottsched'sche Kreis erhob sich fast einstimmig dagegen und besonders die Theologen lästerten über das Werk, während die Einsichtsvolleren es als die Morgenröthe einer neuen Zeit begrüßten und den Dichter wie einen Heiligen verehrten. Als sich der Kreis der Leipziger Poeten zerstreute, fühlte sich Klopstock hier vereinsamt und er nahm daher gern das Anerbieten seines Verwandten Weiße in Langensalza an, die Erziehung seiner Kinder zu leiten, zumal hier auch die in seinen Oden so hoch gefeierte Fanny Schmidt lebte, der er all' sein Sehnen und Hoffen weihte. Er fand hier jedoch nicht Erwiederung seiner Neigung und dieß trug viel dazu bei, jene melancholisch-elegische Stimmung in ihm zu nähren, welche ihn in seinem ganzen Leben begleitete. Er nahm daher gerne die Einladung Bodmer's an, zu ihm nach Zürich zu kommen, wohin er 1750 ging, wo er eine begeisterte Aufnahme fand und neu erglühte für Freiheit und Vaterland. Doch fühlte er sich daselbst nicht ganz heimisch und auch Bodmer fand sich in dem Dichter mehrfach getäuscht. Deßhalb war es ihm erwünscht, daß er auf Veranlassung der Grafen Bernstorf und Moltke von König Friedrich V. von Dänemark die Einladung erhielt, mit einem Gehalte von 400 Thalern nach Kopenhagen zu gehen, um die Messiade zu vollenden. Noch im Jahre 1751 folgte er diesem Rufe, besuchte auf der Reise seine Eltern in Quedlinburg, sah zu Braunschweig einige seiner Leipziger Freunde, von denen ihn Giseke auf die Hamburgerin Margaretha (Meta) Moller aufmerksam machte, die seine aufrichtigste Verehrerin sei, und besuchte dann dieselbe in Hamburg, wo alsbald die zärtlichste Neigung zwischen ihnen entstand und Klopstock fortan seine Geliebte unter dem Namen Cidli besang. In Kopenhagen fand er die ehrenvollste Aufnahme, wurde in die glänzendsten Zirkel des Hofs gezogen und ging mit dem Könige im nächsten Jahre nach Holstein, wo er seine Verlobte in Hamburg besuchte, mit der er sich zwei Jahre später, im Juni 1754, verband. Die glückliche Ehe dauerte jedoch nicht lange, denn Meta starb schon im November 1558. Die Freundschaft Bernstorf's und die Dichtkunst gaben ihm wieder Ruhe und Heiterkeit und 1771 ging er mit Bernstorf auf seine Güter, da er mit dem Titel Legationsrath einen lebenslänglichen Gehalt bekam, den er verzehren konnte, wo er wollte. Im Jahre 1775 berief ihn Markgraf Karl Friedrich von Baden nach Karls-

ruhe, wohin Klopstock ging und mit der größten Verehrung daselbst aufgenommen wurde, den Titel als Hofrath und einen lebenslänglichen Gehalt bekam. Da ihm der Aufenthalt in Karlsruhe nicht gefiel, gab ihm der Markgraf die Erlaubniß zu leben, wo er wolle, und Klopstock ging nun nach Hamburg, in dessen Nähe seine Meta begraben lag. Hier erreichte er die höchste Stufe seines Ruhms, er erhielt von allen Fremden, die nach Hamburg kamen, die Zeichen der höchsten Achtung und Verehrung und verlebte den Abend seines Lebens glücklich. Als die französische Revolution ausbrach, begrüßte er sie in begeisterten Oden, wofür ihm die französische Nation das Bürgerrecht ertheilte und das Nationalinstitut ihn zum Mitgliede aufnahm. Später jedoch, als die Gräuel der Revolution sich häuften und man ihm wegen seiner Begeisterung für dieselbe Vorwürfe gemacht hatte, schrieb er strenge Strafgesänge gegen dieselbe, denn sein leicht erregbarer Geist konnte den großartigen Gang der Weltgeschichte nicht begreifen. Schon auf seinem Krankenbette vermählte er sich 1791 mit Frau v. Winthem und lebte dann noch über eilf Jahre sanft und geräuschlos bis zum Frühjahre 1803, wo er am 14. März starb. Am 22. März fand sein Leichenbegängniß statt auf dem Friedhofe zu Ottensen, unter der Linde, wo seine Meta ruhte und er ihr die Grabschrift gesetzt hatte:

Saat, gesäet von Gott, am Tage der Garben zu reifen,

wurde sein Sarg eingesenkt und nie ist das Leichenbegängniß eines deutschen Dichters so ehrenvoll gefeiert worden, als das Klopstock's. — Seine Messiade erschien in langen Zeiträumen; die ersten drei Gesänge erschienen im 4. Bande der Bremer Beiträge, dann die ersten fünf, Halle 1751; zehn Gesänge, Kopenhagen 1755 und Halle 1756; der eilfte bis fünfzehnte Gesang, Kopenhagen 1768 und Halle 1769; der sechszehnte bis zwanzigste Gesang, Halle 1773. Mit veränderter Rechtschreibung gab er das ganze Gedicht zu Altona 1780 heraus. Es wurde in's Lateinische, Englische, Französische, Italienische, Holländische und Schwedische übersetzt. Seine geistlichen Lieder erschienen zu Kopenhagen 1758 bis 1769 in zwei Theilen. Seine Oden und Lieder erschienen zuerst in den Bremer Beiträgen und Cramer's nordischem Aufseher und dann] als Oden und Elegien zu Hamburg 1771 und in seinen kleinen poetischen und prosaischen Schriften, Frankfurt 1771. Seine dramatischen Werke sind: der Tod Adam's, Kopenhagen und Leipzig 1757, 1758; Salomo, Magdeburg, 1764; David, Hamburg 1772; die Hermannsschlacht, ein Bardiet für die Schaubühne, 1769; Hermann und die Fürsten, ein Bardiet, 1784, und Hermann's Tod, ein Bardiet, 1787. Seine prosaischen Hauptwerke sind: die deutsche Gelehrten-Republik, Hamburg 1774 (nur der erste Band ist erschienen); Fragmente über Sprach- und Dichtkunst, 1779, und grammatische Gespräche, 1794. Neueste Ausgabe seiner Werke, Leipzig 1844, 10 Bände und 3 Supplementbände. — Auswahl aus Klopstock's nachgelassenem Briefwechsel, herausgeg. von Clodius, 2 Thle., Leipzig 1821. — Klopstock, er und über ihn, von Karl Fr. Cramer, 5 Thle., Leipzig und Altona 1774; zweite Ausgabe 1782—93. — Klopstock und seine Freunde, herausgeg. von Klamer Schmidt, Halberstadt 1810.

174. Das Hauptwerk Klopstock's ist seine Messiade, welcher er sein ganzes Leben gewidmet hat und wozu er die Idee schon von frühester Jugend an in sich trug, wozu ihn Milton's verlorenes Paradies vor Allem begeisterte. Er wollte darin die große That der Versöhnung darstellen, Gott und Vaterland verherrlichen und darin seine tiefsten Empfindungen und Gedanken, den höchsten Ausfluß seines Geistes niederlegen und darum ist die Messiade auch sein Hauptwerk, wovon seine übrigen Gedichte nur Variationen sind. Als Ganzes betrachtet ist die Messiade durchaus kein Werk von poetischer Schönheit, nur einzelne Theile desselben sind schön, nämlich solche Stellen, wo sein eigenes Herz mitspricht, wo es sich in Zorn oder Liebe, in Schmerz oder Freude ergießt. Aber diese ein-

zelnen Stellen verlieren sich in dem großen Ganzen und können nicht verhindern, daß die Messiade weder ein national klassisches Epos, noch überhaupt ein Epos ist. Schon der Gegenstand war nicht dazu geeignet oder bot doch unüberwindliche Schwierigkeiten, denn indem Klopstock es unternahm, den Hergang der erlösenden Thatsachen darzustellen, wie sie sich im Rathschlusse Gottes und seines Sohnes gestaltet haben, und nicht wie sie sich auf Erden sichtbar für die Menschen zeigten, gerieth er auf einen bedenklichen Pfad und wo er auf diesem Wege Handlungen Gottes darstellen sollte, wobei er sich doch innerhalb der christlichen kirchlichen Ueberlieferung halten wollte, wandelte er auf der schärfsten Kante zwischen dem Zulässigen und Verwerflichen, raubte ihm die Gefahr, in willkürliche Phantasmen zu gerathen, alle Ruhe und Sicherheit und konnte er es nicht einmal vermeiden, hier und da in die Zweigötterei zu verfallen. Es fehlt dem Gedichte vor Allem an Handlung, an Anschaulichkeit und wirklichem Leben; kühne Gleichnisse, immer wiederkehrende Bilder, forcirte Kraftausdrücke, das ewige Jauchzen und stille Beten der Engel und Seraphime und die vielen Thränen, die stromweise das Gedicht durchrinnen, können nicht für die Inhaltsleere entschädigen und am wenigsten das Verstummen des Dichters, wo er keinen Ausdruck für seinen Gedanken mehr finden kann, die Klarheit ersetzen, welche vor Allem die epische Poesie verlangt. Wie der Dichter es verschmähte, den Erlöser und sein Werk mit den Menschen und den damaligen historischen Verhältnissen zu verknüpfen und in den Himmel hinaufstieg, ohne sich zu erinnern, daß es noch eine Erde gebe, ebenso fehlt es ihm an ruhiger Entwicklung, an gleichmäßigem Fortschreiten der Handlung, an der erhabenen Unparteilichkeit und Klarheit, mit der Alles vor dem Auge vorüberziehen soll; überall drängt sich die Persönlichkeit des Dichters, das Sentimentale und Lyrische vor, da sich doch der Epiker nicht genug objektiv halten kann. Die Personen ziehen gleich wesenlosen Schatten an uns vorüber, sie offenbaren sich nicht durch Handlungen, sondern durch Reden, Singen, Beten, Verwünschungen, Fluchen und Ausrufungen, nirgends sind die Personen in schärferen Umrissen gezeichnet, nirgends zeigt sich Individualisirung, lebendiges Kolorit und Wahrheit, sondern ein Seraphim steht dem anderen so ähnlich wie ihre Flügel, die satanischen Gestalten unterscheiden sich höchstens durch größere oder geringere Wuth, Alle sprechen dieselbe Sprache und diese ist so übertrieben dunkel, verworren und erzwungen, daß sie jede Harmonie trübt und jeden poetischen Genuß zerstört. Mag daher auch der religiöse Standpunkt bei Klopstock und Homer ein ähnlicher sein, so wäre es doch vermessen und ein vollständiges Verkennen der Poesie, wollte man beide Dichter mit einander vergleichen und die Messiade nur entfernt neben das griechische Meisterstück stellen. Auch hinter Dante und Milton, die sich gleichfalls an das religiöse Epos machten, ist Klopstock zurückgeblieben. Den Hexameter wandte Klopstock bei diesem Gedichte zuerst nach bestimmten metrischen Prinzipien an und es ist ein nicht geringes Verdienst von ihm, daß er es wenig-

stens versuchte, den hohen Rhythmus der Homerischen Verse nachzuahmen, wenn man auch weit davon entfernt ist, die Klopstock'schen Verse für gute Hexameter zu halten. Das Verdienst der Messiade besteht überhaupt mehr in der Anregung und dem mächtigen Umschwunge, den sie der deutschen Literatur gab, als in ihrem inneren Werthe, denn nie ging sie in's Volk über und selten wird man Jemanden finden, der sie ganz gelesen hat.

175. Während Klopstock sich durch seine Messiade unsterblich glaubte und von diesem seinem Ruhm etwas zu viel eingenommen war, verdiente er ihn mehr durch seine Lyrik, welche sein eigentlicher Beruf war, denn sie paßt besser zur Subjectivität und er konnte darin ganz seine Begeisterung und die Müsik seines Herzens niederlegen. Selbst die Messiade ist nur eine Reihe lyrischer Einzelheiten. In seinen Oden kommt auch die Weltlichkeit zu ihrem Rechte und er feiert darin Freundschaft und Liebe, Wein und Genuß, Vaterland und Religion. Gerade seine Gedichte an Fanny und Meta, welche auf dem Boden der Wirklichkeit stehen und aus bestimmten Lebensverhältnissen hervorgegangen sind, machen den größten Eindruck, wie auch seine Oden auf das Vaterland, worin er Hermann und Thusnelda, die großen Heinriche, Luther, König Friedrich und Kaiser Joseph feiert, voll der höchsten Begeisterung sind und doch auf dem festesten Boden ruhen. Einen gleich hohen Schwung nahmen auch seine Oden auf die Freiheit, aber hier nicht minder wie in der Messiade versteigt er sich zu oft in die einsame Höhe geistlicher Betrachtung, macht ihn sein Streben, das Unaussprechbare auszusprechen, verworren und dunkel und herrscht in den meisten Gesängen der David'sche Psalmenton. Am schwächsten sind seine Bardenlieder, die theils durch ihre politische Absichtlichkeit den Eindruck schwächen, theils durch das Hereinziehen der nordischen Mythologie einen gelehrten Anstrich erhielten und schwer verständlich sind. Ueberhaupt ist ihm der Versuch, die antiken Versmaaße in seinen Oden anzuwenden, nicht gelungen, weil der Genius der deutschen Sprache ein anderer ist, so daß man oft schwer das Metrum herausfinden würde, wenn es Klopstock nicht darüber geschrieben hätte, und selbst der Zusammhang oft nur mit Mühe zu finden ist. Den Reim, welchen er in den Oden verschmähte, wandte er in seinen geistlichen Liedern an, ohne dessen Meister zu werden. Zwar herrscht hier eine tiefe religiöse Gesinnung, aber im Allgemeinen sind diese Lieder nach Gellert'scher Art verwässert und breit getreten, so daß sie vielfach blos Umschreibungen von Bibelstellen sind und nur einige wenige, wo er von der Auferstehung und dem Märtyrerthume spricht, an den höheren Schwung der Oden erinnern. Sie dringen nicht zum Herzen und können höchstens eine dunkle Empfindung in der Seele erregen.

Aus seiner ganzen Anlage geht schon von vornherein hervor, daß Klopstock am wenigsten für das Drama begabt war, denn es verlangt eine Handlung, die genau motivirt in der Gegenwart sich vor uns abrollt, eine scharfe Individualisirung der Personen, eine diesem entsprechende Sprache und vor Allem ein

richtiges, tieferes Verständniß der Zeit und ihrer Geschichte. Klopstock hat sich auch in diesem Gebiete versucht, aber nur seine gänzliche Unfähigkeit darin dargelegt und es mag ihm wohl selbst eine dunkle Ahnung davon vorgeschwebt haben, da er in der Einleitung erklärte, seine Stücke seien nicht für die Bühne geschrieben. Wenn dies aber nicht der Fall ist, so haben sie auch keinen Zweck und keine Ursache des Daseins. Wir haben von ihm drei alttestamentliche Stücke, der Tod Adam's, Salomo und David, die weder tragisches, noch überhaupt menschliches Interesse erregen können, über den langen Reden, Botschaften und Berathungen zu keinem Ziele kommen und langweilen. Seine sogenannten Bardieten oder vaterländischen Dramen, die offenbar in politischer Absicht geschrieben sind, sollten zwar mehr Interesse versprechen, aber er führt uns darin in eine nebelgraue Zeit, von der wir kaum etwas wissen, und Stoff und nordische Mythologie liegen uns so fern und sind nur durch Studien verständlich, so daß sie nimmermehr nationale Begeisterung erregen können. In der Hermannsschlacht ist nichts von einer Schlacht zu sehen, sondern wird nur davon erzählt, in Hermann und die Fürsten vergeht der größte Theil des Stücks mit einer langweiligen Berathung, ob man die Römer im Lager oder Wald überfallen solle, und nachdem in Hermann's Tod ebenfalls lang berathen und unterhandelt worden, wird die Handlung zuletzt so schauerlich, daß sie in's Lächerliche verfällt. Das Beste an diesen Stücken ist noch die Sprache der Prosa, die aber auch hier zu oft in Klopstock's Fehler ausartet.

Klopstock hat uns auch einige prosaische Schriften hinterlassen, welche sich auf die Theorie der Sprache und Dichtkunst beziehen und wenigstens damals nicht ohne Werth waren. Außer einer Abhandlung über die Nachahmung des griechischen Sylbenmaaßes und kleineren Aufsätzen, schrieb er die deutsche Gelehrtenrepublik, eine halb wissenschaftliche Schrift, welche voller Sonderbarkeiten und Abgeschmacktheiten ist und worin er zwar auf Einheit in den Bestrebungen der deutschen Gelehrten dringt, aber eine kastenartige literarische Aristokratie herstellen will, die mit ihren Aldermännern, Zünften, Strafen und Belohnungen in's Lächerliche verfällt. Seine Fragmente über Sprache und Dichtkunst und grammatischen Gespräche sind viel bessere Arbeiten und können jetzt noch mit Interesse gelesen werden, obwohl auch aus ihnen hervorgeht, daß er dem Fortschritt der Zeit nicht mehr folgen konnte. Hier ist die Sprache meistens gediegen und gebildet, obwohl auch hier seine allgemeinen Mängel nicht fehlen und der vornehme Ton, den er annimmt, sogar gesteigert ist.

176. Den Ton, welchen Klopstock angeschlagen, führten zahlreiche Andere fort, die alttestamentlichen Stoffe und Epopöen wurden Mode und Alles suchte, gleich ihm, sich in die seraphimische Höhe zu versteigen. Da die ersten Gesänge der Messiade erschienen, als der Streit zwischen Gottsched und den Schweizern am heftigsten entbrannt war, so wurden sie kein geringes Gewicht für Letztere,

welche das Gedicht nicht ohne Recht als von ihnen zunächst angeregt betrachteten und darauf ihren vollständigen Sieg gründeten. Klopstock schloß sich sogleich auch näher an die Schweizer an, als man ihn angriff, und diese gaben sich die größte Mühe, das Gedicht zu erheben und zur allgemeinen Anerkennung zu bringen; hatte doch Bodmer schon vor ihm den Plan zu einer Noachide gefaßt, die er nun ausführte und der er eine ganze Reihe anderer folgen ließ, denn hatte er die Messiade angeregt, so glaubte er in seiner Selbsttäuschung, solche Gedichte ebenso gut, wenn nicht noch besser, hervorbringen zu können. Leider bestärkten ihn seine jüngeren Freunde in dieser Täuschung und Bodmer machte sich in der Folge immer mehr durch seine Einbildung und eigensinnige Herrschsucht lächerlich, da er Klopstock, Gerstenberg, Gellert und selbst Lessing meistern wollte, abgeschmackte Dramen schrieb und in denselben Fehler fiel, der Gottsched gestürzt hatte. Dieser hatte nun Gelegenheit, sich zu rächen; aber so treffend er auch die Blößen seiner Gegner erkannte und die Gehaltlosigkeit der seraphischen Gestalten zu tadeln wußte, so machten doch er und seine Schildknappen sich noch mehr lächerlich, weil sie sich nicht in den rechten Gränzen zu halten wußten und verwarfen, was ein Gewinn für die Sprache und Literatur war. Gottsched ging sogar so weit, Klopstock und den Schweizern Dichter seine Schule entgegenzusetzen, und veranlaßte Naumann, den berüchtigten Nimrod zu schreiben, und den Freiherrn Christoph Otto von Schönaich, einen jungen preußischen Kürassier-Lieutenant, zu dem vermeintlichen Epos: Hermann oder das befreite Deutschland, in achtfüßigen Trochäen. Um diesem Glanz zu geben, verschaffte er sich dafür von Voltaire ein Empfehlungsschreiben und bewirkte, daß ihm der Landgraf von Hessen dafür eine Denkmünze verehrte. Aber es half leider nichts, denn sogar Gottsched's nächste Freunde schüttelten darüber die Köpfe und wenn es auch 1753, 1760 und sogar noch 1805 wieder aufgelegt wurde, so war und blieb dies Machwerk doch vergessen, ebenso wie Schönaich's „ganze Aesthetik in einer Nuß“, eine ganz verfehlte Satire, die freilich die Ueberschwänglichkeiten Klopstock's gut schilderte, aber sonst zu voll des Lächerlichen war. Dies war die vollständigste Niederlage für den Leipziger Kunstrichter und es bedurfte keiner Wielandischen Dunciade mehr, die beabsichtigt war, um Gottsched vollends todt zu machen.

Ueber Bodmer vergl. 164. — Christian Nicolaus Naumann, 1719 zu Bautzen geboren, lebte nachher als Magister der Philosophie in Görlitz, und schrieb: Nimrod, ein Heldengedicht in 24 Büchern, Frankfurt 1752. — Christoph Otto Freiherr von Schönaich ist 1725 zu Amtitz in der Niederlausitz geboren, wurde Lieutenant in einem preußischen Kürassierregiment, später sächsischer Hauptmann und Kanonikus in Altbrandenburg und starb als Senior des Geschlechtes von Schönaich-Carolath-Beuthen am 15. November 1807. Er schrieb: Hermann oder das befreite Deutschland, Leipzig 1751; Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen, Berlin 1757; Versuch in der tragischen Dichtkunst, bestehend aus vier Trauerspielen: Zayde, Marianne, Thusnelde und Zarine, Leipzig 1754; Montezuma, Königsberg 1763; Oden, Satiren und Nachahmungen, Leipzig 1761; die ganze Aesthetik in einer Nuß u. s. w., Leipzig 1754; die ganze Aesthetik in einer Nuß in ein Nüßchen

gebracht, 1755; ein Mischmasch von allerlei ernsthaften und lustigen Possen, 1756; der Sieg des Mischmasches, Troßberg 1755.

177. Vorzüglich durch Klopstock angeregt wurde Salomon Geßner aus Zürich, der als ein Landschaftsmaler sich auch auf die poetische Malerei warf und der sittlich didaktischen Zweckmäßigkeit anhing, auch von der Sentimentalität Klopstock's angezogen wurde. Da er ohnehin in einem ruhigen und friedlichen Lande wohnte, wo damals keine Thaten geschahen, so wandte er sich der Idylle zu, die nur Zustände und Stimmungen darstellt, nicht Thaten. Schon in seinem Tod Abel's ahmte er Klopstock nach, indem er darin auf das Rührende und Haltungslose ausging, noch mehr aber in den Idyllen, die auf wahre Poesie keinen Anspruch machen dürfen. Es sind dies leichte, oberflächlich angelegte Gemälde, Bildchen ohne Lebendigkeit, ohne wahre Naivetät und Entwickelung; Alles ist idealisirt, lebt ein hohles Scheinleben, die Hirten sind aber für solch' ideales Wesen wieder zu dürftige Geschöpfe, durch alle Idyllen geht ein fortwährendes Einerlei und selbst die Hirten, Fischer und Naturmenschen sind dies nicht in Wahrheit, sondern übertünchte Städter, die blos andere Kleider anzuziehen brauchen, um in die vornehmen Salons zu passen. Wäre er noch bei Klopstock stehen geblieben und hätte er wenigstens häusliche Zustände geschildert, so mochte er Besseres leisten, aber er nahm die französische Schäferpoesie zu Hülfe, färbte Alles modern und wählte dazu noch eine abgeschmackte poetische Prosa, welche sich wohl durch Gefälligkeit und Reinheit empfehlen mag, aber zu keiner Poesie paßt. Diese Sprache war es aber besonders, welche den Idyllen im Ausland einen großen Ruhm verschaffte, denn sie ist glatt und zum Erlernen der deutschen Sprache für Ausländer besonders geeignet. In Deutschland war der Ruhm der Geßner'schen Idyllen nur von kurzer Dauer, denn nicht nur lehnte sich Lessing dagegen auf, sondern Voß lieferte bessere und ansprechendere Idyllen, welche diese verdrängten. — Neben Geßner dichtete Jakob Friedrich Schmidt Idyllen aus der heidnischen Vorwelt, die einst viel verbreitet waren, aber noch früher vergessen wurden, als die Geßner'schen. Nachahmungen von Geßner gab Franz Xaver Bronner heraus, dessen Fischeridyllen wirklichen Naturzuständen entlehnt sind und ganz luftig und schwebend aussehen, aber doch zu wenig Kenntniß der Menschen und des Lebens verrathen, da sie der Verfasser in der Enge seiner Klosterzelle dichtete, was ihnen einen elegischen Ton verlieh. Seine Fischeridyllen, welche 1777 entstanden, gab Geßner 1787 empfehlend heraus und Bronner ließ diesen 1794 noch neue nachfolgen. Interessanter ist jedoch seine Selbstbiographie, die im Jahre 1795 erschien und einen reichen Beitrag zur Kenntniß der Religions- und Kulturverhältnisse in Süddeutschland während des siebenten und achten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts lieferten.

Salomon Geßner, der Sohn eines Buchhändlers, wurde im Jahre 1730 zu Zürich geboren und erhielt anfangs einen mangelhaften Unterricht, so daß er nur zu geringen Hoffnungen zu berechtigen schien; als er aber zu einem Landprediger gebracht

wurde, lernte er mit vollem Eifer Sprachen und andere Gegenstände, erwachten seine Anlagen und der Umgang mit der Familie des Geistlichen regte ihn selbst zu poetischen Produktionen an. Seine Gedichte gewannen an Haltung und Kraft, erhielten Beifall und im Umgang mit Zürichs Gelehrten läuterte sich sein Geschmack. Da sein Vater wünschte, daß er die Buchhandlung übernehme, so schickte er ihn 1749 nach Berlin, wo er aber einen solchen Widerwillen gegen diesen Beruf faßte, daß er seinen Principal verließ und, als ihn sein Vater zur Rückkehr zu demselben durch Vorenthalten von Geldunterstützungen zwingen wollte, sich durch Malen von Landschaften seinen Unterhalt zu verdienen suchte. Glücklicherweise fand er im Hofmaler Hempel einen Gönner, der ihn empfahl und ihn aufforderte, nach Holland zu gehen, um sich dort in der Landschaftsmalerei auszubilden. Hierdurch verständigten sich auch seine Eltern mit ihm, welche nun, in der Besorgniß, er möchte sich einem herumziehenden Künstlerleben hingeben, ihn aufforderten, in Berlin zu bleiben und sich dort in der Malerei auszubilden. Hier lernte er nun auch Ramler kennen, der ein so strenges Urtheil über seine poetischen Versuche fällte, daß sich Geßner entschloß, fortan nur in wohlgefügter, harmonischer Prosa zu schreiben. Von Berlin ging er nach Hamburg, lernte dort Hagedorn kennen und kehrte dann nach der Schweiz zurück, wo alsbald von ihm sein Lied eines Schweizers an sein bewaffnetes Mädchen (1751) und zwei Jahre später sein Gemälde Die Nacht erschien. Der Beifall, der ihm dafür zu Theil wurde, veranlaßte ihn hierauf, rasch seine übrigen Produkte folgen zu lassen und so erschienen 1754 sein größeres Gedicht Daphnis, 1756 Inkle und Yariko, sowie ein Band Idyllen. Später gab er den Tod Abel's heraus, 1772 erschien eine Gesammtausgabe seiner Gedichte in 4 Bänden, worunter der erste Schiffer so ziemlich das beste ist, und 1772 erschien ein zweites Bändchen Idyllen, sowie seine Briefe über die Landschaftsmalerei. Geßner verheirathete sich inzwischen, warf sich ganz auf die Malerei, machte darin glänzende Fortschritte, bekam für seine radirten Blätter hohe Preise bezahlt, wurde in den Rath aufgenommen und lebte zuletzt nur als Künstler, bis er am 2. März 1787 am Schlagflusse starb. Als Künstler hat sich Geßner große Verdienste erworben; seine Radirnadel ist leicht und kräftig, seine Prospekte wild und romantisch und besonders bewundert man seinen Baumschlag. Unter seine besten Arbeiten rechnet man 12 radirte Landschaften, die 1770 erschienen. Die besten Ausgaben seiner Werke erschienen zu Zürich 1777 bis 1778 in zwei Quartbänden, mit vielen Kupferstichen und Vignetten von seiner eigenen Hand; 1765 bis 1774 in 5 Bänden, 1818 in 3 Bänden und in neuerer Zeit wurde die Prachtausgabe wiederholt und eine Sammlung aller seiner Radirungen in zwei Foliobänden veranstaltet. Auf der Promenade an der Limmat errichtete ihm seine Vaterstadt ein Denkmal. — Jacob Friedrich Schmidt ist im Jahre 1730 zu Blasienzella geboren, studirte Theologie und starb 1796 als Diakonus zu Gotha. Von ihm erschienen: poetische Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte, Altona 1759, fünfzehn Idyllen in Versen und Prosa enthaltend; Idyllen nebst einem Anhange einiger Oden aus dem Französischen übersetzt, Jena 1761; kleine poetische Schriften, Altona 1766; Sammlung einiger Kirchenlieder, Gotha 1779; Gedichte, Leipzig 1786. — Franz Xaver Bronner ist am 23. December 1758 zu Höchstädt an der Donau geboren, wo sein Vater Knecht in einer Ziegelbrennerei war, wurde durch den Kantor des Orts für den Gesang ausgebildet, kam 1769 als Chorknabe in das Jesuitencollegium nach Dillingen, wurde nach beendigter Schulzeit Benediktinermönch zu Donauwörth mit dem Namen Bonifazius, widmete sich nun erst dem Studium der Physik, Mathematik, Philosophie, Musik und Poesie und dichtete im Kloster, wo er aus der engen Spalte seines Fensters nichts vor sich hatte, als das Fischerdorf Ried und floh 1784 aus seinem Kloster nach Basel und Zürich, wo er den Namen Johann Winfried annahm und als Notensetzer in einer Druckerei Beschäftigung erhielt. Salomo Geßner gab mit einer Empfehlung seine Fischeridyllen heraus und nahm sich seiner an. Später ließ er sich

bewegen, in ein anderes Kloster nach Augsburg zurückzukehren, als man aber nicht hielt, was man ihm versprochen, floh er zum zweiten Mal zu seinen Freunden in die Schweiz und erhielt dort eine Anstellung an der Cantonsschule zu Aarau. Während der französischen Revolution ging er nach Frankreich, erhielt 1810 einen Ruf nach Kasan in Rußland, kehrte aber 1817 zurück und lebt noch in Aarau. Seine Fischergedichte und Erzählungen erschienen zu Zürich 1787 bis 1794 in 3 Bänden und wurden zum Theil in's Französische übersetzt. Sein Leben, von ihm selbst beschrieben, Zürich 1795 bis 1797, ist ein wichtiger Beitrag zur Culturgeschichte und wirft ein grelles Licht auf das damalige Leben und Treiben in den Klöstern.

178. Auch für die lyrische Poesie wurde Klopstock mächtig anregend und zahlreiche christliche Dichter folgten seinem Beispiele, indem sie die Bibel zur Quelle der Poesie machten und sich gewaltsam in eine Begeisterung hinaufschraubten, welche natürlich keine wahre Poesie mehr erzeugte, sondern kalt ließ. Dahin gehörte zuerst Lavater, dessen Schweizerlieder das Reinste und Schönste sind, was er gemacht hat, obwohl sie auf ängstlicher Nachahmung von Gleim beruhen, dessen christliche Lieder aber keinen Werth haben, wie wir später sehen werden, wo dieses Mannes näher gedacht wird. Zu den treuesten Anhängern Klopstock's gehörte J. A. Cramer, der Begründer des damaligen Kirchenlieds; auch er suchte sich über das Gewöhnliche zu erheben, die alten Kirchenlieder zu verbessern und gab statt der Einfalt und des inneren Werthes blos äußere Glätte. Gegenüber von Gellert erlangte er mehr Empfindung, Beweglichkeit und musikalischen Gehalt, er steigerte die Religiosität Klopstock's noch mehr und meinte, in religiösen Dingen könne man nicht ohne Affekt bleiben, verfiel aber gerade dadurch in's Rhetorische. Ueberhaupt zeigt sich bei allen neueren Kirchenliederdichtern, daß der alte Glauben nicht mehr in ihrem Innern in spiegelglatter Ruhe liegt, daß er von allen Seiten angefochten und bestürmt wird und die Dichter ihn deshalb mit um so größerem Aufwand von Erregung, die aber nicht von selbst aus dem Innern kommt, vertheidigen und sichern wollen. Ein sanftes Gemüth und wohlwollendes Herz verrathen die geistlichen Lieder von Christian Friedrich Neander, der die Bibel sehr gut dazu zu benützen verstand und deshalb deutlich ward und auch beim Volke leicht Eingang bekam. Johann Adolf Schlegel wollte das geistliche Lied zu einem lehrhaften Gedichte machen, war aber durchaus nicht selbstständig, lehnte sich bald an diesen, bald an jenen Dichter an und führte die breite Verständlichkeit ein, welche für die Poesie nicht gerade günstig ist. Die neue Richtung der geistlichen Poesie drang in Süddeutschland weniger durch und da das Volk in Ländern wie Württemberg durchaus religiös war, so machten sich auch nichtproduktive Köpfe an das Dichten von geistlichen und Kirchenliedern. So hatte der bekannte Publicist J. J. v. Moser 250 Gesangbücher gesammelt und als er während seiner vieljährigen Verhaftung auf Hohentwiel jene Menge von geistlichen Liedern dichtete, so geschah dies wohl mehr durch die von ihm durch Lektüre erworbene mechanische Fertigkeit, als aus Langeweile, die wohl auch daran

Theil haben mochte. Erst J. L. Huber und Eberhard von Gemmingen stehen unter dem Einflusse der neuen Zeitrichtung, folgen dem überschwänglichen Tone und athmen patriotischen, freimüthigen Sinn; nicht minder wurde F. Karl von Moser durch Klopstock angeregt, der darauf drang, die Menschenwürde zu höherer Achtung zu bringen, das Selbstgefühl der Natur zu wecken und zu stärken und so die Sache des Fortschritts mächtig förderte, wie wir es später näher bei ihm sehen werden. Sogar Wieland wurde in seiner Jugend von Klostock hingerissen, schwang sich zu dessen ätherischer Welt auf, schrieb seinen geprüften Abraham, Sympathien, Empfindungen eines Christen und drei Psalmen in Prosa, betrachtete darin die Welt ganz mit christlichen Augen und ließ sich sogar von seinem frommen Eifer verleiten, Uz und andere Dichter der geselligen Freuden förmlich zu denunciren. Glücklicherweise legte er später diese erzwungene Stimmung wieder ab und ging er selbst in das Lager der Grazien über, deren größter Verehrer und Anbeter er wurde.

Johann Andreas Cramer ist am 29. Januar 1723 als der Sohn eines armen Predigers zu Jöhstadt bei Annaberg geboren, besuchte seit 1742 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, wozu er sich durch Privatunterricht und literarische Arbeiten die Mittel zu verdienen suchte, nahm Antheil an den Bremer Beiträgen, hielt seit 1747 Vorlesungen, wurde 1748 Prediger zu Kröllwitz, 1750 Hofprediger zu Quedlinburg und wurde 1754 auf Klopstock's Empfehlung Oberhofprediger und Consistorialrath zu Kopenhagen und 1765 Professor der Theologie. Als er nach Struensee's Fall viele Kränkungen zu erdulden hatte, ging er 1771 als Superintendent nach Lübeck, 1774 jedoch wieder nach Kiel als Prokanzler und erster Professor der Theologie, wo er 1784 Kanzler und Kurator der Universität wurde und am 12. Juni 1788 starb. Er war ein vortrefflicher Kanzelredner und schrieb viele Schriften. Von ihm erschien unter Anderem eine Uebersetzung von Bossuet's Weltgeschichte, 7 Bde., Leipzig 1757—63; die poetische Uebertragung der Psalmen, Leipzig 1762—64; eine Sammlung seiner Gedichte, 3 Bde., Leipzig 1782—83, welchen sein Sohn 1791 einen fünften Band beifügte. Auch hat er 1774 eine Biographie Gellert's verfaßt. — Christian Friedrich Neander ist 1723 zu Gräntzhof in Kurland geboren, studirte Theologie und wurde 1775 Probst des Dobblenischen Kreises in Kurland, wo er starb. Seine geistlichen Lieder erschienen in 2 Theilen in Riga und Leipzig 1766 und 1772. — Johann Adolph Schlegel ist 1721 zu Meißen geboren, studirte Theologie zu Leipzig, wurde Consistorialrath in Hannover und dichtete Fabeln, Erzählungen und geistliche Gesänge; seine vermischten Gedichte erschienen 1787 zu Hannover, seine geistlichen Gesänge Leipzig 1766—72, in drei Sammlungen. — Johann Ludwig Huber aus Großheppach wurde 1723 geboren, studirte Anfangs Theologie, dann die Rechte und wurde Oberamtmann zu Nagold, später zu Lustnau, dann zu Tübingen und endlich 1762 Regierungsrath zu Stuttgart. Hier widersetzte er sich einigen Finanzoperationen Herzog Karls und wurde deswegen abgesetzt und auf den Asperg abgeführt. Vier Jahre brachte er hier zu, nur allein mit Dichtkunst sich beschäftigend und tröstend. Nach seiner endlichen Befreiung lebte er zu Tübingen und Stuttgart ohne Anstellung und starb in letzterer Stadt den 30. September 1800. Seine Oden und Lieder kamen in Tübingen schon 1761 heraus; sein Versuch, mit Gott zu reden, ebendaselbst 1787. Interessant ist auch die kleine Schrift von ihm: „Etwas aus meinem Lebenslauf", die 1798 erschien. — Eberhard Friedrich v. Gemmingen ist 1726 zu Heilbronn geboren, wurde Württembergischer Geheime-Raths-Präsident und starb als solcher 1802. Er zeichnete sich sowohl als Geschäftsmann wie als Dichter aus, liebte und übte Gerechtigkeit, war zwar streng gegen seine Untergebenen, aber auch von

entschlossener Rechtschaffenheit. Der schönste Zug seines Charakters war wohl der, daß er mit seinem akademischen Freunde, dem vorgenannten Huber, ungeachtet ihn der Herzog auf den Asperg gesetzt hatte, fortwährend und öffentlich die innigste Freundschaft unterhielt; auch war er fern von jeglichem Adelstolz und zeichnete sich sogar als Tonkünstler aus. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: Briefe nebst anderen poetischen und prosaischen Schriften, Frankfurt 1753; poetische Blicke in's Landleben, Zürich 1762, und poetische und prosaische Stücke. Braunschweig 1769.

179. In Preußen hatte bis daher die Poesie keine Stätte gefunden und das Stockregiment Friedrich Wilhelm's I. war nicht geeignet, die Musen herbeizuziehen; sobald aber Friedrich II. die Interessen der Geistesfreiheit pflegte und förderte, während diese in Sachsen abnahm, und als Preußen als protestantische Schutzmacht auftrat, begann sich auch dort die Poesie und Literatur zu regen. Von Sachsen verbreitete sie sich zuerst hinüber nach Halle, sodann nach Halberstadt und später erst nach Berlin, wo Lessing durch seine Kritik den mächtigsten Umschwung in der Literatur hervorrief. Alle diese poetischen Versuche lehnten sich an Friedrich an und je weniger dieser von deutschen Schriftstellern wissen wollte, indem er bekanntlich unsere Literatur sehr geringschätzend ansah, um so mehr ließen sich diese Poeten durch seine Persönlichkeit und sein Wirken begeistern. — Schon in den dreißiger Jahren hatten zu Halle Lange und Pyra eine Richtung in der Poesie eingeschlagen, welche auf dem Grunde der Leibnitz-Wolf'schen Philosophie und der Aesthetik von Baumgarten und Meier die Gottsched'sche Richtung verließ und zu den Schweizern hinneigte, und Pyra trat sogar unter die Satiriker, welche Gottsched lächerlich machten. Beide versuchten sich in reimlosen Gedichten und nahmen Anakreon zum Vorbild, der dieß auch für den darauffolgenden Kreis der Halberstädter blieb. Der durch Lessing's scharfe Angriffe bekannte Philolog Klotz gründete dann die Genossenschaft jener Dichter, die sich um Gleim schaarten und deren Produkte heiteren Lebensgenuß preisen und patriotische Tendenzen haben. Die Gedichte derselben haben es mit dem Alltagsleben und einfachen Herzensangelegenheiten zu thun, enthalten daher auch keine wahre poetische Begeisterung und erheben sich nicht über das Gewöhnliche. Diese Dichter waren zu kleinstädtisch gesinnt, zu eingenommen für ihr alltägliches Thun und Treiben, ergingen sich in Tändelei und Geziertheit, kokettirten mit Freundschaft und Liebe, ihre gehaltlosen Episteln waren so voll von süßlichen Worten und Küssen, so weichlich und gemacht, daß man vergebens darin poetischen Gehalt sucht, oder doch das Bischen Poesie, das darin liegt, vom Redeschwall ganz verdeckt wird. Von Horatius, Anakreon und Petrarca, die sie doch zu ihren Vorbildern nahmen, zeigt sich darin nur eine geringe oder fast gar keine Spur.

Johann Peter Uz aus Ansbach verließ die anakreontische Form wieder, kehrte zum Reim zurück und bewegte sich in seinen Liebesliedchen ziemlich frei, ward sogar hier und da muthwillig und in seinen Weinliedern oft leicht; seine Gedichte sind jedoch immer gehaltvoll und correkt und man erkennt, daß er sich

an Horaz bildete. Neben dieser heiteren Poesie ging er auch auf dem Klopstock'schen Wege weiter und schrieb innige, ernste und erhabene Oden in antiken Versmaßen und edler, naturgemäßer Sprache; auch versuchte er sich in der poetischen Epistel und im Lehrgedichte. So breit er auch manchmal wurde, so blieb er doch lange Zeit hindurch einer der beliebtesten Dichter und hat sein Ansehen nicht unverdient erhalten. Weniger flüssig ist Johann Nikolaus Götz, dessen anakreontische Kleinigkeiten, catullische Scherze, Madrigale und Epigramme wenig geschickte Nachahmungen von Hagedorn sind, wie er überhaupt nur mühsam arbeitete und besonders in seinen Idyllen und Balladen große Fehlgriffe machte. Das Verdienst dieser Dichter und ihrer Nachfolger bestand überhaupt nur darin, daß sie dem Klopstock'schen Ernste gegenüber die gefällige Anmuth und Leichtigkeit der Sprache retteten; denn man machte es diesen Anakreontikern eben nicht leicht und denuncirte und verfolgte sie sogar von allen Seiten.

Samuel Gotthold Lange ist 1717 zu Halle geboren, studirte Theologie, wurde Pastor zu Laublingen und Inspektor der Kirchen und Schulen im Saalkreise und starb 1771. Er gab heraus: der Komet, mein letztes Gedicht, Halle 1769; drei satirische Oden, eine andere Satire gegen die Herrnhuter und Gedichte, die mit denen von Pyra zusammen gedruckt sind. — Jakob Immanuel Pyra ist 1715 zu Kottbus geboren und starb 1744 zu Berlin als Conrector des kölnischen Gymnasiums, wie man erzählt, zu Tod geärgert durch Schwabe's Satire „kritischer Almanach." Außer seinen Streitschriften schrieb er das episch-didaktische Gedicht „der Tempel der Dichtkunst" und nach seinem Tode erschienen seine und Lange's Gedichte unter dem Titel Thyrsis und Damon's freundschaftliche Lieder zu Zürich 1755. — Christian Adolf Klotz wurde 1738 zu Bischofswerda geboren, studirte 1758 zu Leipzig und dann zu Jena, wurde 1761 Magister in Wittenberg, 1762 außerordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen, 1767 Professor der Philosophie und Beredtsamkeit in Halle, schrieb einige Satiren, gerieth mit Lessing in heftige Streitigkeiten, wurde von diesem literarisch vernichtet und starb 1771. — Johann Peter Uz wurde im Jahre 1720 zu Ansbach geboren, zeigte schon frühe Neigung zu Poesie und Malerei, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt, studirte Jurisprudenz zu Halle, übersetzte mit Götz den Anakreon, kehrte 1743 nach Ansbach zurück, wurde Privatsekretär eines Justizraths, gab 1749 eine kleine Sammlung lyrischer Gedichte heraus, ließ dann seinen Sieg des Liebesgottes und seine Theodicee folgen und wurde ein Lieblingsschriftsteller der Nation. Im Jahre 1769 wurde er Assessor des kaiserlichen Landgerichts vom Burggrafenthum Nürnberg und Ansbach'scher Rath, 1790 Direktor des burggräflichen Rathskollegiums und Consistoriums in Ansbach, nach dem Anfalle dieses Landes an Preußen königlicher Justizrath und starb gleich darauf. Der Sieg des Liebesgottes erschien 1753, seine lyrischen Gedichte, Leipzig 1756, und eine von Weiße besorgte Gesammtausgabe seiner poetischen Werke in 2 Bänden, Leipzig 1768 bis 1772. Nach dem heftigen Angriffe, den Wieland gegen ihn machte, dichtete er nicht mehr. — Johann Nikolaus Götz wurde 1721 zu Worms geboren, studirte seit 1739 zu Halle Theologie, lernte dort Uz und Gleim kennen und wurde 1742 Hauslehrer beim Commandanten von Emden. 1744 kam er als Schloßprediger nach Forbach in Lothringen zur Gräfin von Strahlenheim, begleitete sie nach Saarlouis, Metz und Straßburg und 1746 auf die Ritterakademie zu Lüneville, wurde 1747 Feldprediger beim Regiment Royal allemand, dann Pfarrer zu Hornbach bei Zweibrücken, 1754 Oberpfarrer und Inspektor zu Meißenheim, 1761 Pfarrer und Consistorialassessor zu Winterburg im Sponheim'schen, 1766 daselbst Baden-Durchlach'scher Superinten-

dent und starb 1781. Seine Gedichte erschienen zuerst theilweise anonym, 1746 zu Karlsruhe, seiner Uebersetzung des Anakreon angehängt, 1752 als Lieder eines Wormsers, er hielt aber seine Poesie sogar vor Frau und Kindern geheim und verordnete in seinem letzten Willen, daß sein poetischer Nachlaß an Ramler übergeben werde, welcher ihn 1785 zu Mannheim in 3 Theilen unter dem Titel: vermischte Gedichte von Götz herausgab, sich aber solche Aenderungen dabei erlaubte, daß er alle Eigenthümlichkeiten des Dichters dadurch verwischte.

180. Großentheils aus der Klopstock'schen Schule hervorgegangen ist Karl Wilhelm Ramler, der ebenfalls den specifisch preußischen Patriotismus zum Gegenstand seiner Gedichte machte, aber in den meisten derselben leer und gehaltlos ist. Da er ein feines Gehör für Rhythmus besaß, so hielt er sich schon früh für einen Dichter und als er die Einleitung in die schönen Wissenschaften von Batteux deutsch bearbeitete und dafür Beispiele aus deutschen Dichtern zusammenstellte, kam er auf die nicht unpraktische Idee, die einzelnen Gedichte theils umzuarbeiten, theils auszufeilen, und es ist nicht zu verkennen, daß er oft altmodische Unebenheiten tilgte und mit feinem richtigen Gefühle manchen glücklichen Wurf that; aber er ließ sich dadurch fortreißen, nicht nur bei Gedichten, die ihm eigens dafür vorgelegt wurden, Verbesserungen zu machen, sondern auch eigenmächtig dieß zu thun, was ihm Feindschaft von vielen Seiten zuzog, wie ihn denn auch sein Einfall, Geßner's Idyllen in Verse umzuarbeiten, um alles Vertrauen brachte. Besonders in der Ode ist er Klopstock's Nachfolger, welche er zu einer strengern und festern Form ausbildete. Leider glaubte er aber durch strenge Nachahmung der Antike etwas erreicht und durch Einkleidung in Mythologie und Allegorie wahre Poesie erzeugt zu haben und seine Kunst erstreckte sich fast nur darauf, seine langen Perioden in kunstreich geformte Verse umzugießen. Eigenthümlich ist ihm das Musikalische, welches er seinen Gedichten verlieh, wie er auch Kantaten, Operetten, Singspiele und Gelegenheitsstücke schrieb. Berühmt wurde Ramler ferner durch seine Uebersetzung der Horaz'schen Oden, von denen die fünfzehn im Jahre 1769 übertragenen den Horaz'schen Geist richtig trafen. Ueberhaupt kann er als der Vater unserer modernen Uebersetzungskunst gelten, indem alle Späteren hierin auf seinen Schultern stehen.

Karl Wilhelm Ramler ist am 15. Februar 1725 zu Colberg geboren, kam im elften Jahre in das Waisenhaus nach Stettin, 1749 in jenes zu Halle, machte schon seit seinem zehnten Jahre Gedichte, besuchte die Universität Halle, wo er mit Gleim und Uz bekannt wurde, ging dann nach Colberg zurück und begab sich 1746 nach Berlin, wo er 1748 eine Lehrerstelle am Cadetteninstitut bekam. In seinem 23. Jahre trat er zum ersten Mal mit Gedichten auf, die seinen Namen trugen, machte dann Bekanntschaft mit mehreren Dichtern und Gelehrten, wie Gleim, Kleist, Spalding und Sulzer, gab mit letzterem, 1750, eine gelehrte Zeitung unter dem Titel: kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" heraus, schrieb 1754 die Cantate: der Tod Jesu, welche vom Kapellmeister Graun componirt wurde, besang Friedrich II. und wagte sich dann an die Uebersetzung von Horaz und Catull. Als er des Batteux Werk in's Deutsche bearbeitet hatte, legten ihm viele Dichter ihre Produkte zur Correctur vor und dadurch bekam er eine zu große Selbsteinbildung auf sein

kritisches Talent, so daß er auch gegen den Willen der Verfasser Dichterwerke umarbeitete und sich viele Unannehmlichkeiten zuzog, sowie die Carricatur von Chodowiecky, die Kleist im Sarge liegend vorstellt und Ramler daneben, der ihn rasirt, mit der Unterschrift: lasset die Todten ungeschoren. Im Jahre 1758 gab er mit Krause zwei Hefte von Gesellschaftsliedern der besten deutschen Dichter heraus, wozu Berliner Musiker gefällige Melodien machten. In den letzten zehn Jahren seines Lebens war er Direktor des Berliner Nationaltheaters und verfaßte dafür das Vorspiel Cyrus und Kasandane, schrieb später über Mythologie und Allegorie, wurde in die Akademie der Künste aufgenommen und erhielt eine Pension von 200 Thalern. Er hielt in Berlin öffentliche Collegien und über die schönen Wissenschaften auf der Realschule, bekam 1786 von Friedrich Wilhelm II. eine Pension von 800 Thalern und legte 1790 seine Stelle am Cadetteninstitut nieder. Sechs Jahre später gab er auch die Direktion des Theaters auf. Ramler war nie verheirathet, dessen ungeachtet liebte er fröhliche Zirkel, war er nicht selten scherzhaft und witzig und er gehörte unter die ersten Mitglieder des 1748 gestifteten Montagsclubs. Bis in sein 73. Jahr blieb er gesund, dann aber schwanden seine Lebenskräfte dahin, und er starb an einer Auszehrung am 11. April 1796. Im Jahre 1766 erschien ohne sein Wissen eine Sammlung seiner Oden, weshalb er im nächsten Jahre selbst eine Ausgabe zu Berlin veranstaltete; die lyrischen Gedichte erschienen zu Berlin, 1772. Von Cantaten kamen heraus: geistliche Cantaten, 1760, 1768 und 1770; Ino, Ptolemäus und Berenyce, 1765; Pygmalion, 1768; Alexandersfest, 1770; Cephalis und Procris, ein Drama, 1778. Seine Bearbeitung des Batteux erschien 1758 in 4 Bänden. Ramler's poetische Werke wurden von Göckingk in 2 Bänden, 1800, zu Berlin herausgegeben und 1825 wieder neu aufgelegt.

181. Gegenüber dem Halberstädtischen Kreise schlug Christian Ewald v. Kleist einen ernstern, wehmüthigern Ton an und ohne in die Klopstock'sche Sentimentalität zu verfallen, zieht sich durch seine Gedichte wie durch sein Leben ein elegischer Ton, der jedoch zu krampfhaft ist, als daß er uns wahren ästhetischen Genuß verschaffen könnte. Er schrieb lyrische Gedichte, das längere Gedicht: Cissides und Paches, die schöne Idylle Irin und Aehnliches; seinen Ruhm verdankte er jedoch bloß seinem Frühlinge, welches Gedicht durch Haller's Alpen hervorgerufen wurde. Es mangelt demselben aber übersichtliche Klarheit und Einheit, Ruhe des Gemüths, freie Bewegung und schaffende Phantasie. Anziehend darin ist er bloß, wo er lyrisch dichtet und bei landschaftlichen Gemälden, weil dort die elegische Stimmung des Dichters offen hervortritt; aber es stört zu sehr die Unruhe, die Reflexion und der Mangel an Individualisirung. Letzteres zeigt er besonders, wo er in dem epischen Cissides und Paches und seinem durchaus verfehlten Drama Seneca Menschen und Handlungen darstellen will und darüber frostig und langweilig wird. Merkwürdig ist, daß er, der sich so wehmüthig nach Friede sehnte und den Krieg verwünschte, ruhm- und kampfbegierig den siebenjährigen Krieg mitmachte, wo er in der Schlacht bei Kunersdorf fiel. Wie sein Frühling einer der ersten Versuche war, um von der Stubenpoesie in's frische Leben hinauszutreten, so regte er auch später die Göttinger Dichter und in noch entfernterer Zeit Matthisson und Salis zur poetischen Landschaftsmalerei und Naturidylle an.

Christian Ewald v. Kleist ist am 3. Mai 1715 zu Zeblin bei Köslin in Pommern geboren, wo sein Vater ein Gut besaß, kam im zehnten Jahre auf die Schule zu

Cron, im vierzehnten auf das Gymnasium zu Danzig und ging 1731 auf die Universität Königsberg, um Philosophie, Physik und Mathematik zu studiren. Als er nach Beendigung seiner Studien sich vergebens um eine Anstellung bewarb, ging er nach Kopenhagen zu seinen Oheimen, die Generale waren, und trat hier 1736 als Offizier ein, wobei er jedoch die Poesie nicht vernachlässigte. Zwei Jahre später ging er als Werbeoffizier nach Danzig, 1740 nach polnisch Preußen zu seiner verheiratheten Schwester und verliebte sich, fand auch Erwiderung seiner Neigung, sollte jedoch vor der Verbindung den Kriegsdienst verlassen. Als Friedrich II. zur Regierung kam, trat Kleist in preußische Dienste und lebte mit seinen neuen Waffenbrüdern lustig und vergnügt. Als er 1743 sich wegen beleidigender Aeußerungen über Frauenzimmer im Zweikampf eine Wunde zuzog und ihn Gleim besuchte, ermunterte ihn dieser zur Dichtung, obwohl er dazu keinen großen Beruf hatte. Später wurde ihm seine Geliebte untreu, in den Kriegen 1744 und 1745 sah er seinen Ehrgeiz nicht befriedigt und fühlte sich gekränkt und zurückgesetzt. 1749 wurde er mit Ramler bekannt, der ihm seinen Frühling umänderte und leider auch die Poesie daraus verdrängt haben soll. Im Mai 1749 wurde er Stabskapitän, bekam 1751 eine Compagnie, ging 1752 auf Werbung in die Schweiz und gefiel sich dort sehr gut, weshalb er bei seiner Rückkehr nach Preußen, wo er krank wurde, in Melancholie verfiel. Im Jahre 1756 nahm er wieder am Kriege Antheil, zeichnete sich sogar aus, kam aber nicht zur gewünschten Beförderung. An den nachfolgenden Kriegen nahm er ebenfalls thätigen Antheil, wurde in der Schlacht von Kunersdorf verwundet, von den Kosaken geplündert und endlich, nachdem seine Wunden bereits durch Erkältung, Mißhandlung und Nässe in tödlichen Zustand übergegangen waren, nach Frankfurt an der Oder gebracht, wo er am 24. August 1759 starb. Sein Frühling erschien zuerst Berlin 1749; seine Gedichte 1756; seine sämmtlichen Werke in 2 Theilen 1760, 1761, 1765 und 1782. Sie wurden 1803 und neuerdings wieder 1840 von Wilhelm Körte in 2 Bänden herausgegeben.

182. Der siebenjährige Krieg und der Ruhm, den sich Friedrich II. erwarb, wirkte mächtig auf die Gemüther, erregte eine glühende Begeisterung und gab den Gedichten, welche diesen vaterländischen Stoff besangen, mehr Wärme und Poesie; aber leider fehlte von Oben herab Ermunterung und Anregung. Friedrich II. fertigte die deutsche Literatur schnöde ab und so erkaltete auch das warme Gefühl und die Leidenschaft. Es ist merkwürdig, wie Alles bewundernd und besingend sich an diesen König hindrängte, wie selbst ein Wiener Jesuit ihn lobpries und Frauen und Juden sogar dadurch erregt wurden. Ein ganzer Kreis jüdischer Literaten sammelte sich um Mendelssohn in Berlin, und Ephraim Kuh aus Breslau, ebenfalls ein Jude, dichtete Epigramme, anakreontische Tändeleien, Madrigale und andere kleine Spielereien, die besser sind als jene von Gleim und noch dazu in einem Mittelzustande zwischen Vernunft und Wahnsinn gedichtet wurden. Seine Epigramme athmen glühenden Zorn über die christliche Intoleranz und getäuschte Freundschaft und sprechen seine freie Religionsansicht und Verachtung des Geldes aus. Diese Aufregung hatte aber nichts Anderes zur Folge, als die hohle Bardendichtung, welche nichts Anderes ist als die alte Hofpoesie in neuem Gewande. Zu diesen Fürstendichtern gehörte Anna Louise Karsch, die weit mehr Interesse durch ihre Lebensgeschichte, als wegen ihrer Gedichte verdient. Als ein schlesisches Bauernmädchen, das die Rinder hütete, gaben die Lieder von Franke ihrer poetischen Anlage die erste

Veranlassung zur Dichtung, welche aber nichts als die gewöhnlichste Gelegenheitspoesie ist. Hierdurch kam sie nach Berlin, wurde der Merkwürdigkeit halber in die erste Gesellschaft gezogen und sogar als die deutsche Sappho begrüßt. Ihre ganze Dichterfähigkeit erstreckte sich nur auf Producirung einzelner poetischer Gedanken und mehrere davon sind wirklich recht gut zu nennen, wie das Lied an ihren verstorbenen Oheim, und jene wo sie anspruchlos auf ihre Vergangenheit zurückblickt. Wenn man aber die Menge ihrer sonstigen Gelegenheitspoesieen betrachtet, z. B. ihre Danksagungen an ihre Wohlthäter und an die Hofbauadministration, so hat gewiß die ganze deutsche Literatur nichts Gehaltloseres und von Poesie Entfernteres aufzuweisen.

Ephraim Kuh aus Breslau ist weniger durch seine Gedichte als Schicksale berühmt geworden; Leichtsinn und Gutmüthigkeit ließen ihn sein Vermögen verlieren; falsche Empfindlichkeit brachte ihn um seine Versorgung, mit dem Reste seines Vermögens durchreiste er in melancholisch-hypochondrischer Stimmung die Welt, wo Leibzölle seinen Menschenhaß reizten und steigerten; Armuth und zerrüttete Nerven, Unmäßigkeit und Mangel an Selbstbeherrschung und die Plackereien orthodoxer Glaubensgenossen und christlicher Freunde trieben ihn endlich zum Wahnsinn und so war an eine Ausbildung seines poetischen Talents nicht zu denken. Seine hinterlassenen Gedichte gab Ramler 1792 heraus. — Anna Louise Karsch, geborne Dürbach, wurde am 1. December 1722 zu Hammer bei Schwiebus geboren, wo ihr Vater Pachter und Brauer war; ihr Onkel, ein Rentbeamter, nahm das Mädchen zu sich, um sie zu erziehen; als aber ihr Vater gestorben war und ihre Mutter hörte, daß der Onkel sie in gelehrteren Dingen unterrichtete, nahm diese die Tochter zurück und ließ sie die Kühe weiden. Das einsame Leben entwickelte ihre Anlage zur Poesie und sie machte hier ihre ersten Verse. Ihre Mutter zwang sie später zu einer Heirath mit einem rohen Menschen, von dem sie sich nach eilf Jahren scheiden ließ, worauf sie in einem Dörfchen ruhig lebte. Durch ihre Mutter gezwungen, mußte sie sich abermals mit einem lüderlichen Handwerker, Namens Karsch, verheirathen, der sein ganzes Vermögen verschwendete, so daß sie genöthigt wurde, ihn zu verlassen. Sie machte nun Verse, zog in der Gegend umher, deklamirte, dichtete und suchte sich damit ihren Unterhalt zu verdienen, bis sie endlich im Jahre 1761 der Baron v. Kottwitz aus Mitleid bei sich aufnahm. Nun wurde sie in Gesellschaften gezogen, wo sie durch Improvisiren ergötzte; Ramler und Sulzer unterstützten sie, Gleim pries sie als die deutsche Sappho; man empfahl ihre Gedichte, welche 1764 erschienen und ihr über 2000 Thlr. eintrugen, und mehrere Vornehme gaben ihr Gnadengehalte. Den König Friedrich II. sang sie vergebens an, er wollte nichts von ihr wissen, dagegen ließ ihr Friedrich Wilhelm II. ein einträgliches Haus erbauen, doch überlebte sie dieß nicht lange, denn sie starb am 12. Oktober 1791. Es erschienen von ihr: Der Sieg des Königs bei Torgau, Glogau 1760; Gesänge bei Gelegenheit der Feierlichkeiten Berlin's, 1763; auserlesene Gedichte, 1764; poetische Einfälle, 1764; neue Gedichte, 1772, Mitau und Leipzig. Das Beste ihrer Gedichte nebst einer Lebensbeschreibung gab ihre Tochter, Frau v. Klencke, 1792 und 1797 heraus.

183. Johann Gottlob Willamow aus Ostpreußen ist mit Ramler vielfach verwandt, obwohl er uns jetzt nur noch durch seine Fabeln bekannt ist, denn seine Oden, Dithyramben und Enkomien sind jetzt fast vergessen, obschon sie ihm einst hohes Ansehen verschafften und ihm sogar den Ruf eines deutschen Pindar zugesellten. Er besang nicht nur preußische, sondern auch russische Fürsten und Helden in Oden, worin er den Griechen nachahmte und denen er

einen erhabenen Schwung geben wollte, der freilich nur in übertriebener Sprache, nicht aber im Inhalte liegt. In dieser Hinsicht sind seine Dithyramben noch übertriebener, denn sie bestehen nur aus unnatürlichen Ausrufungen, aus Coulissenfeuer, und es fehlt überhaupt seinen Gedichten der großartige Zug, die Sinnlichkeit und der Bilderreichthum eines Pindar. Seine Oden in dieser hochtrabenden Manier betreffen oft sogar nur niedrige Gegenstände und es wird oft widerlich, wenn man solche zu lesen bekommt, wie: auf die Genesung Ihrer kaiserlichen Majestät von Einimpfung der Blattern. Besser gestaltet sich die Ode schon bei Michael Denis, einem Oesterreicher, den wenigstens Humanität und Vaterlandsliebe durchdrang und der die Bardengesänge Klopstock's nachahmte. Wie die nordischen Dichter, so suchte er hervorragende Personen aus Oesterreich zu verherrlichen, besang er Maria Theresia und Joseph und es wohnte seinen Bardengesängen wenigstens Gemüth und Empfindung bei. Nur hat Ossian, den er in Hexametern übersetzte, zu viel Einfluß auf ihn geübt, den sein Vorbild Horaz nicht zurückdrängen konnte, während letzterer bei seinem Schüler Mastalier wieder die Oberhand gewann. — Man hätte erwartet, daß der siebenjährige Krieg auch zu epischen Dichtungen anrege, aber er währte zu kurz, die Interessen waren zu wenig erhebend, das Streben nach Lernen und Wissen zu vorwaltend und das Volk in einer zu weichlichen Stimmung, als daß die epische Dichtung gedeihen konnte. Die fürstlichen Ehrengesänge und Lobhudeleien nannte unsere Deutschthümelei Bardengesänge, wer aber von diesen Poeten durch die Tagesereignisse angeregt wurde, wandte sich nicht diesen, sondern dem deutschen Alterthume zu. Unglücklicher Weise wurde im Jahre 1764 das Heldengedicht Fingal von Ossian bekannt und die ganz in der Sentimentalität schwimmenden Gemüther griffen mit Vorliebe und Zuneigung zu diesen Naturmalereien voll Wehmuth und Sehnsucht. Für die Bardendichter war Ossian eine höchst willkommene Erscheinung, denn er bot ihnen gegenüber dem leichten Franzosengeschmacke Empfindung und Leidenschaft und unterstützte die Deutschthümelei, welche sogar so weit ging, daß die Poeten selbst altdeutsche Namen wählten, die lächerlich genug erschienen, wie z. B. Gleim der Bardenführer der Brennenheere genannt wurde. Den Kreis dieser Barden eröffnete Karl Fiedrich Kretschmann, der sich Rhingulph nannte und fünf Lieder über die Varusschlacht und die Klage dichtete, dem dann Klopstock mit seinen drei Bardieten nachfolgte. Kretschmann ist nichts als ein Gelegenheitspoet, dessen Sprache Kästner nicht mit Unrecht rasende Prosa genannt hat, und seine schlechten Gedichte, Epigramme und Lustspiele können durch die hohlen Phrasen und gewaltigen Kraftworte ihre Armuth nicht verhüllen; dessen ungeachtet war er einst sehr beliebt und berühmt und man sagte von ihm, daß er allein neben Klopstock und Denis den wahren Bardenton getroffen habe, obgleich es bis dahin noch nie einen Bardenton oder einen Barden gegeben hat. Denis und Gerstenberg haben doch noch wenigstens in der nordischen Skaldenpoesie

wirkliche Vorbilder gesucht, aber in ihren eigenen Gedichten blieb davon weiter nichts übrig, als der musikalische Rhythmus. Gerstenberg's Skalde besingt den Untergang der nordischen Götterwelt, aber er geht ganz in Musik über, wie Gerstenberg ja auch selbst auf die Cantate gerieth, welche den Uebergang zur Oper bildete, die solche halb musikalische Dichtung bei Seite schob. Berühmt und unzählige Male aufgeführt ist seine Cantate Ariadne auf Naxos, voll schauerlicher Stellen, die immer geeignet waren, das Theater in ein Thränenmeer zu versetzen. Gerstenberg hat außerdem auch kleinere Gedichtchen geschrieben, welche ganz in der Manier der Anakreontiker gehalten sind, und berühmt war einst auch seine schauerliche Tragödie Ugolino, die 1768 erschien, zwar in Klopstock'scher Sprache, aber voll Lohensteinischem Schwulst ist und das Gräßlichste genannt werden kann, was die Literatur in diesem Fache bietet.

Johann Gottlob Willamow ist 1736 zu Mohrungen in Preußen geboren, wurde später Professor in Petersburg und starb daselbst 1777. Er gab 1765 zu Berlin 53 dialogische Fabeln heraus, die 1790 neu aufgelegt wurden; im J. 1765 Dithyramben, welche 1766 neu aufgelegt wurden. Seine sämmtlichen poetischen Werke erschienen zu Leipzig 1779 in zwei Theilen. — Michael Denis, der Sohn eines Juristen, ist am 27. September 1729 zu Schärding geboren, kam auf das Jesuitengymnasium zu Passau, 1747 in den Jesuitenorden, wurde 1759 Lehrer am Theresianischen Kollegium zu Wien für die schönen Wissenschaften, Literaturgeschichte und Bücherkunde, bekam 1773 die Aufsicht über die Garell'sche Bibliothek, wurde 1784 zweiter und 1791 erster Custos der Hofbibliothek und Hofrath und starb am 29. Sept. 1800. Außer Schriften über Bücherkunde gab er heraus: Ossian's und Sined's Lieder, 6 Bände, Wien 1784, und neu aufgelegt 1791. — Karl Mastalier ist 1731 zu Wien geboren, trat in den Jesuitenorden, wurde Doctor der Philosophie und Professor der schönen Wissenschaften und starb in Wien. Seine Gedichte nebst Oden aus dem Horaz erschienen zu Wien 1774 und 1782. — Karl Friedrich Kretschmann ist 1738 zu Zittau geboren, wurde daselbst Gerichtsactuarius und schrieb: Sammlung komischer, lyrischer und epigrammatischer Gedichte, Halle 1764; Epigramme, Leipzig 1779; scherzhafte Gesänge, 1771; der Gesang Rhingulph's des Barden, als Varus erschlagen war, 1769; der Barde am Grabe des Major von Kleist, 1770; zu Gellert's Ehrengedächtnisse, 1770; Klage Rhingulph's des Barden, 1771; die Jägerin, 1772, und Hymnen 1774. — Hans Wilhelm von Gerstenberg, der Sohn eines Militärs, ist am 3. Januar 1731 zu Tondern in Schleswig geboren, kam auf die Schule zu Altona, 1720 nach Jena, trat aber bald in dänische Dienste, machte den Feldzug nach Rußland mit, wo er Rittmeister wurde, nahm aber 1766 den Abschied, trat 1768 in die deutsche Kanzlei, wo er 1775 dänischer Geschäftsträger in Lübeck wurde, 1785 die Mit-Directorstelle des Zolljustizwesens zu Altona erhielt, 1819 sich von dem Geschäftsleben zurückzog und am 1. Nov. 1823 starb. Seine erste Arbeit war ein Trauerspiel, Turnus, das er aber nicht herausgab, dann erschienen, Leipzig 1759, seine Tändeleien; Altona 1759 seine prosaischen Gedichte; Kopenhagen 1766 seine Gedichte eines Skalden; 1767 seine Ariadne auf Naxos. Er gab mit J. Fr. Schmidt, Schleswig 1767 den Hypochondristen in zwei Bänden heraus, der 1784 wieder aufgelegt wurde; 1766—70 Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur, Kopenhagen 1765 das Trauerspiel „die Braut"; Hamburg 1768 den „Ugolino" und Hamburg 1785 das Melodrama: Minona oder die Angelsachsen. Eine Sammlung seiner vermischten Schriften erschien zu Altona 1815 in drei Bänden.

184. Den Mittelpunkt der damaligen Poeten bildete der ebenso enthusiastische, als uneigennützige J. W. L. Gleim zu Halberstadt, der so sehr für die Poesie

eingenommen war, daß er junge Leute förmlich für die Poesie warb und sein ganzes Leben lang Propaganda dafür machte, wobei man freilich bedenken muß, wie gar geringfügig das war, was Gleim von einem Dichter verlangte. Es ist wirklich bewunderungswürdig, mit welcher Bereitwilligkeit und Aufopferung er junge Talente unterstützte, wie viele Plane er faßte zu Gesellschaften und Anstalten, um der Poesie mächtig unter die Arme zu greifen, wie er bestrebt war, Poeten um sich zu versammeln, mit diesen einen läppisch=tändelnden versificirten Briefwechsel voll Ergießungen von Freundschaft und Liebe führte, in die weichlichste Empfindsamkeit gerieth und die inneren häuslichen und Herzensangelegenheiten ohne Scheu der Oeffentlichkeit mittheilte, welche freilich an diesem Alltagsgerede von Unbedeutendem sich nicht absonderlich ergötzte. Der Kreis um Gleim führte ein halb poetisches Leben, es war ihm und besonders Gleim ein wahres Bedürfniß, alle Gedanken und Einfälle in Verse zu bringen, es wurden alle Arten kleiner Gedichte nachgeahmt und so entstanden nun die unzähligen Verse, welche wir aus diesem Kreise erhalten haben. Die Gleim'sche Poesie ist aber nichts als Nachahmung und zwar nicht etwa Nachahmung eines oder des andern großen Schriftstellers, für den er nachhaltig begeistert war, sondern er wurde alle Stunden für einen andern erregt, gab sich ohne Wahl und Urtheil einem andern hin, den er dann über alle Maaßen pries, und machte dabei freilich oft bittere Erfahrungen. Gleim's Wirken ist überhaupt wichtiger als seine Gedichte, nur war er eben auch darin zu eifrig, er drängte sich mit seiner Freundschaft ungestüm heran, wurde auf seine Freunde eifersüchtig, vielen lästig und überwarf sich wieder mit manchen, denn er war überhaupt wie von leicht erregbarem, so auch von aufbrausendem Temperamente. Gegen das Ende seines Lebens, wo er der Zeit nicht gewachsen war, sie ihn nicht mehr beachtete und er über seine nichtige Poesie manches scharfe Wort hören mußte, schwand seine alte Freundlichkeit nach und nach dahin, wurde er hypochondrisch und ein Misanthrop und wähnte er, die Zeit sei vorüber, wo noch ein heiterer, freudiger Ton in der Poesie und der Gesellschaft geherrscht. Nie ist ein Nichtdichter auf wohlfeilere Weise zum Namen eines bedeutenden Dichters gekommen, als Gleim, der in seinen ganz prosaischen, kleinlichen und häufig gedankenlosen Tändeleien bald Petrarca und Anakreon, bald die Minnesänger nachzuahmen suchte, ohne daß man darin auch nur die leiseste Spur ihres Geistes zu finden vermag. Er versificirte den Philotas und den Tod Adam's, machte Romanzen wie die Bänkelsänger, und Schäfergedichte wie die steifsten Franzosen, und verstieg sich sogar zu Epopöen und Sinngedichten, wie er sich überhaupt in fast jeder Form versuchte. In seinen Volksliedern ist er noch am meisten selbstständig, obschon er sich in das Leben und die Gefühlsart des Volks nicht versetzen konnte. Im Jahre 1744 veranlaßte ihn die Beschäftigung seines Freundes Boysen mit dem Koran zu dem Lehrgedichte Halladat, worin er sich in erhabene Sphären verstieg und orientalische Parabeln erzählte, so daß

Manche es als eine neue Offenbarung betrachten wollten, während es doch nichts ist, als Exklamationen und platte und formlose Schilderungen ohne Saft und Kraft und am wenigsten voll Poesie. Es ward vergessen, wie auch seine goldenen Sprüche des Pythagoras und wenn etwas seinen Namen erhalten wird, so sind es nur seine Kriegslieder aus den Feldzügen von 1746 und 1747, die ihr bischen Poesie der lebhaften Aufregung des Augenblicks für eine ungewöhnliche Sache verdanken, aber höchst redselig, voll biblischer Schilderungen, Ausrufungen und mythologischer Bilder sind, welches ihm alles Volksthümliche und sogar Gute wieder raubte. In seinem hohen Alter, 1790, dichtete er noch Marschlieder für die Preußen, aber es sind dies Alles nur mechanische Zwangsversuche, Gleim konnte sich nicht zum Dichter hinaufschrauben und die spätere Literaturgeschichte wird wohl seinem Wirken, aber nicht seinen Produkten mehr eine Stelle vergönnen.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim ist am 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt geboren, kam bald auf die Stadtschule zu Wernigerode, wurde nach dem Tode seines Vaters von wohlthätigen Familien unterstützt und ging 1738 nach Halle, wo er anfangs in dürftigen Umständen lebte und 1740 wieder weg ging, um die Kinder des Obersten v. Schulz zu Potsdam zu unterrichten. Von diesem kam er als Secretär zum Prinzen Wilhelm, lernte die Berliner Gelehrten kennen und ging 1744 mit in den Krieg, wo der Prinz fiel. Hierauf wurde er im Jahre 1745 Secretär des alten Fürsten von Dessau, der ihm aber zu rauh war, so daß er ihn wieder verließ, nach Berlin ging und zwei Jahre später die Stelle eines Domsecretärs in Halberstadt erwarb. Hier lebte er nun ganz der Dichtung, verheirathete sich nie, machte Reisen nach Leipzig (1750) und Berlin (1751), wurde Mitglied der deutschen Gesellschaften zu Helmstädt, Göttingen und Königsberg, schrieb die Lieder eines preußischen Grenadiers (1757), das Trauerspiel Philotas 1759, ging 1761 wieder nach Berlin, ebenso 1785, wo er dem Könige vorgestellt wurde, erlangte die Aufnahme in die Berliner Akademie der Wissenschaften, erkrankte 1790, predigte den Deutschen Einigkeit und Kampf des Vaterlands gegen die Franzosen, legte 1797 seine Stelle nieder, begann 1799 an Mangel der Sehkraft zu leiden, wurde dann ganz blind, diktirte von da an seine Gedichte und Briefe und starb am 18. Februar 1803 als einer der wohlwollendsten und edelsten Menschen. Seine erste Schrift war: Versuch in scherzhaften Liedern, Berlin 1744—1745, seine Kriegslieder erschienen 1778, sein Halladat oder das rothe Buch 1774 und er selbst besorgte 1775—1778 eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke. Vollständiger ist jene in 7 Bänden, Halberstadt 1811 bis 1813, durch Wilhelm Körte, der auch sein Leben beschrieb, veranstaltet.

185. Diesem Kreise gehörte auch Johann Benjamin Michaelis aus Zittau an, der sich in seinen ersten Versuchen noch an Canitz und Gellert lehnte und schon durch seine Stimmung sich von Gleim und den übrigen Genossen unterschied. Er ist kräftiger, lebhafter und feuriger, seine Verse freier und schwunghafter und trotz seiner Kränklichkeit ist er doch wieder ein Freund von heiterer Laune. In einer Hinsicht ist er jedoch mit den Halberstädtern verwandt, daß er zuerst die poetische Epistel einführte, welche freilich bei ihm besser gediehen ist, als bei den übrigen; er besaß auch Talent für Satire, starb aber zu früh, um sich zum größeren Dichter auszubilden. — Ein geborener Halberstadter und gleichsam ein Schüler Gleim's war Klamer Eberhard Karl Schmidt,

der sich wie sein Lehrer an fremde Muster anlehnte, Alles nachahmte und eine wahre Lust am Versemachen hatte. Das Gute an ihm war noch, daß er sich nicht über die Gehaltlosigkeit seiner eigenen Produkte täuschte und sich und Andere ganz richtig zu beurtheilen verstand. In seiner Jugend schrieb er heitere Liebeslieder nach verschiedenen Mustern, dann schwärmte er für die Bibel und für die Messiade, schrieb seine sehr gezierten Gesänge für Christen, seine Elegien und Phantasien in Petrarca's Manier, dann seine catull'schen Verse und Episteln, die ihm am meisten gelangen und worin er ein schönes Talent zeigte, seine dichterischen Freunde treffend zu charakterisiren und eine heitere Lebensphilosophie zu offenbaren und schrieb zuletzt sogar prosaische Erzählungen, welche nicht den geringsten Anspruch mehr auf Poesie haben. Neben diesen kann noch Friedrich Leopold Günther v. Göckingk eine Stelle finden, der zuerst Sinngedichte schrieb und den friedlichen Charakter der Halberstädter verließ, weil ihn das häusliche Leben gemächlich machte. In seinen satirischen Jugendversuchen, welche ohne Werth sind, ahmte er Rabener nach, seine Epigramme wurden schon besser und zum Theil sogar scharf; sehr gut ist ein Theil seiner poetischen Episteln, worunter die an seinen Fritz, an Auguste und an seinen Bedienten wirklich alles Lob verdienen, wobei dieselben noch eine wahrhaft patriarchalische Gesinnung verrathen. Am besten sind seine Lieder zweier Liebenden, worin wahres, unverkünsteltes Gefühl herrscht und die unter den meisten Leistungen dieser Zeit rühmlich hervorstechen.

Johann Benjamin Michaelis ist im Jahre 1747 zu Zittau geboren, lebte ohne Amt in Halberstadt und starb daselbst 1772. Seine einzelnen Gedichte erschienen Leipzig 1769, seine Episteln 1771 und 1772, seine Fabeln, Lieder und Satiren Leipzig 1766, und seine poetischen Werke erschienen 1770 zu Gießen. Er schrieb auch sechs Operetten, die 1772 zusammen gedruckt wurden. — Klamer Eberhard Karl Schmidt ist 1746 zu Halberstadt geboren, wurde daselbst Kammersecretär und starb erst 1824. Seine oben einzeln erwähnten Schriften sind von Schmidt und Lautsch in einer Gesammtausgabe seiner Werke vereinigt, welche in 3 Theilen, Stuttgart 1826 bis 1828 erschienen. — Friedrich Leopold Günther v. Göckingk ist am 13. Juli 1748 zu Halberstadt geboren, wo sein Vater Kriegs- und Domänenrath war, lebte viel auf dem Lande, kam auf das Pädagogium in Halle, wurde mit Bürger befreundet, studirte die Rechtswissenschaft, wurde Referendär in Halberstadt, wo er mit dem dortigen Dichterkreise bekannt wurde, und 1770 Secretär und Kanzleidirektor zu Ellrich in der Grafschaft Hohenstein; 1783 verheirathete er sich, wurde 1788 königlicher Commissär und Land- und Steuerrath zu Wernigerode, wo er die Angelegenheiten zweier Prinzessinnen von Schweden und Preußen ordnete und dafür 1789 in den Adelstand erhoben wurde, kam 1793 als Geheimer Finanzrath in das Generaldirektorium zu Berlin, wo er die Verwaltung der Provinz Posen zu ordnen bekam und ähnliche Besorgungen erhielt, und mußte die acht Kinder seines Schwagers übernehmen und auch die Vormundschaft für die Töchter des Herzogs von Curland führen und deshalb bedeutende Reisen machen. Im Jahre 1803 organisirte er das ehemalige Bisthum Fulda für den Prinzen von Oranien, zog sich später von allen Geschäften zurück, hielt sich zu Berlin und dann zu Wartenberg in Schlesien auf und starb daselbst am 18. Februar 1828. Außer den schon genannten Schriften verfaßte er eine Biographie Ramler's und gab dessen Werke heraus. Seine Gedichte erschienen zu Frankfurt 1780 bis 1782 in 3 Bänden und in 4. Auflage

1818 bis 1821 in vier Theilen. Der erste Band seiner prosaischen Schriften war 1784 erschienen.

186. Mit Gleim innig befreundet und ausschließlich die süßliche und weiche Seite dieser Richtung verfolgend, war Johann Georg Jakobi, der auch im Leben einen durchaus frauenhaften Charakter besaß und in sanften Empfindungen zerfloß. Die Halberstädter priesen ihn als den besten Nachahmer von Petrarca und lobten ihn über alle Maaßen, denn Jakobi wandte in seinen ersten Gedichten das ganze zierliche, leichte Schnörkelwerk der Liebeständeleien und arkadischer Faullenzerpoesie an, wodurch diese Produkte durchaus gehalt- und werthlos wurden. Später verwarf er zwar diese leichten Arbeiten, aber er ließ sich von Yorick's empfindsamer Reise hinreißen und gerieth in eine empfindsame Stimmung, in welcher er den läppischen Briefwechsel führte, der an Abgeschmacktheit Alles übertrifft. Um auf die sittliche und ästhetische Bildung der Frauen zu wirken, gründete er 1774 bis 1776 das Taschenbuch Iris, worin ein widerlich süßlicher Ton herrscht, der sittenverderblich wurde; und als er 1784 nach Freiburg kam und die Revolution ausbrach, machte er Gelegenheitsgedichte über die geringfügigsten Gegenstände und verfertigte immer geist- und inhaltsleerere Gedichte; jedoch ist nicht zu verkennen, daß er wenigstens einige gute Lieder verfertigt hat, welche auf den Namen ächter Poesie Anspruch haben und sich auf die Nachwelt vererben werden, wie sein Lied von der Mutter, seine Litanei auf das Fest Allerseelen, sein Aschermittwochslied und die Lieder: „Sagt, wo sind die Veilchen hin," und „Die Morgensterne priesen in hohem Jubelton" zu rechnen sind.

Johann Georg Jakobi wurde am 2. September 1740 zu Düsseldorf geboren, studirte von 1758 an zu Göttingen und dann in Helmstädt Theologie, vollendete an ersterem Orte seine Studien, lernte Klotz kennen und wurde auf dessen Empfehlung als Professor der Philosophie und Beredtsamkeit nach Halle berufen, wo er sich schon ganz der Philologie und Kritik zuneigte, als er mit Gleim bekannt wurde, lebte sich dann ganz in dessen Richtung hinein und Gleim verschaffte ihm 1769 eine Präbende am Bonifaziusstifte zu Halberstadt, wo er seine Zeitschrift Iris herausgab und darin seine ersten süßlichen und empfindelnden Gedichte bekannt machte. Im Jahre 1784 wurde er Professor der Beredtsamkeit und Dichtkunst in Freiburg und wirkte dort mit glücklichem Erfolg als Lehrer, bis er am 4. Januar 1814 starb. Seine früher einzeln erschienen Schriften, die sehr zahlreich sind, vereinigte er in verschiedenen Sammlungen, Halberstadt 1770, 2 Thle., 2. Auflage 1773, wozu zwei Jahre später noch ein dritter Theil kam; Leipzig 1790, 3 Theile. Zürich 1807 bis 1813, 7 Bände. Seine „Iris" erschien 1774 bis 1776, sein „überflüssiges Taschenbuch" 1797 bis 1800 und von 1803 bis zu seinem Tode gab er wieder ein Taschenbuch „Iris" heraus.

187. Die Dichter des Halberstädtischen Kreises führten uns bereits von der strengen Richtung Klopstock's in eine gefälligere heitere Welt, welche am entschiedensten vertreten wurde durch Christoph Martin Wieland aus Schwaben, der Heimath des Minnegesangs. Er wandte sich aus der luftigen Welt der Ideen, die sich Klopstock geschaffen, wieder der Wirklichkeit des Lebens und der sittlichen Sinnlichkeit zu, statt der Engel führte er die Grazien in die

Dichtung ein, statt der ascetisch-dogmatischen Religiosität eine freie Lebensphilosophie und bewahrte dadurch unsere Dichtkunst vor der schwerfälligen Einseitigkeit. Das Erscheinen Wieland's war daher so nothwendig, wie jenes von Klopstock, denn durch ihn bekam das größere Publikum wieder Geschmack an der schönen Literatur, seine leichte und gefällige Sprache fand wieder in den Salons der höheren Stände Eingang und verdrängte dort die französische Sprache, welche so lange die entschiedenere Ausbildung und das Aufkommen unserer Literatur verhindert hatte.

Im Anfange war auch Wieland ein Verehrer von Klopstock und Haller; er stand im Dienste der seraphischen Poesie, strengte seine Muse an, um sich über die Erde zu erheben in das Reich der Ideen und der Religion, und wußte ebenfalls nicht in Worten zu geben, was seine Empfindungen und seine Verzückungen erstrebten. Die Dichtkunst wollte er blos zur Dienerin des Göttlichen machen, verdammte sie, wo sie den Freuden der Welt diente und ging sogar so weit, die Halberstädter Anakreontiker anzuklagen und zu verfolgen. Sein besserer Genius bewahrte ihn glücklicherweise vor dieser einseitigen Richtung und fast plötzlich verfiel er in das Gegentheil von dem, was er bis daher erhoben hatte, und dies ging bei ihm ganz einfach und natürlich zu. Unerfahren und unmündig, von sanguinischem Temperament und sinnlich-geistig von Charakter, voll Liebe zur Poesie, war er Anfangs vom Beispiele Klopstock's und durch Bodmer angesteckt worden von deren falscher Idealität und religiöser Pietisterei, und es bedurfte nur einer Reife seines Geistes, einer näheren Bekanntschaft mit der Welt und ihren Freuden und des Eintritts in eine feinere Gesellschaft, um bei ihm einen Umschlag zu bewirken und ihn von der falschen Richtung zu befreien. Die nähere Ursache war die Rückkehr in seine Heimath und der Umgang mit dem weltmännischen und fein gebildeten Grafen Stadion, mit La Roche und seiner ersten Geliebten Sophie von Gutermann, bei denen er französische Bildung und Sitte und feinen Gesellschaftston fand. Die Grundzüge seines ganzen Wesens waren Verstand und Sinnlichkeit, welche verhinderten, daß sich bei ihm eine entschiedene Charakterfestigkeit und eine sichere Ueberzeugung und Ansicht des Lebens bildete. Er schwankte nicht zwischen dem Gebiete des Sinnlichen und Uebersinnlichen, sondern ließ eben die Welt gehen wie sie wollte, nahm sie wie sie war, und hatte überhaupt mehr Talent als Genie, er besaß nicht die großartige schöpferische Dichterkraft, die einen Gegenstand mit entschiedener Gesinnung und voller Hingebung erfaßt und nach bestimmten Grundsätzen gestaltet. Wieland war vielmehr ein gewandter Schriftsteller, von reicher Belesenheit, griff mit großer Geschicklichkeit in alle Gebiete des Wissens und verstand es, daraus gefällige und unterhaltende Werke zu schaffen, welche anzogen, aber nicht den Stempel der Genialität an ihrer Stirne trugen. Selten leiteten ihn dabei höhere Zwecke, die Muse trieb ihn nicht zum Schaffen, sondern äußere Zwecke und am wenigsten nationale Gesinnung und Patriotismus. Gerade aus letzterer

Ursache vermochte er auch weniger Einfluß auf die Literatur auszuüben und sich klassischen Werth und Unsterblichkeit zu erringen; selbst seine Sprache brachte es zu keiner charakteristischen Eigenthümlichkeit des Ausdrucks und wurde breit und farblos. Wollte man jedoch von dieser seiner literarischen Thätigkeit auf Wieland, wie er sich im Privatleben selbst zeigte, schließen, so würde man sehr irren denn er war ein unendlich guter, rechtschaffener Mensch, voll Ehrenhaftigkeit und Liebenswürdigkeit und wenn er auch oft sehr große Reizbarkeit zeigte, so war er doch immer gerne bereit, das Gute an seinen Gegnern anzuerkennen, und es wird selbst sein Familienleben gerühmt.

Christoph Martin Wieland, der Sohn eines Pfarrers, ist am 5. September 1733 zu Holzheim bei Biberach geboren, erhielt von seinem Vater, der ein gründlicher Kenner der alten Sprachen und sehr religiös war, eine sorgfältige Erziehung, machte schon im eilften Jahre lateinische Gedichte und wurde im vierzehnten Jahre in die rühmlich bekannte Erziehungsanstalt Kloster-Bergen bei Magdeburg geschickt, wo er alte Sprachen und Französisch lernte und bereits auf religiöse Zweifel gerieth. Nachdem er in Erfurt verweilt hatte, um seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen und sich für die Universität vollends vorzubereiten, kehrte er im Sommer 1750 nach Biberach zurück, wo er in der Nähe seiner ersten Geliebten, Sophie von Gutermann, seiner Base, ein glückliches halbes Jahr verlebte und das Lehrgedicht die Natur der Dinge schrieb, welches von den Schweizern höchst günstig aufgenommen wurde. Er bezog hierauf die Universität Tübingen, um Jurisprudenz zu studiren, trieb aber besonders philosophische und belletristische Studien und schrieb seine moralischen Briefe und den Antiovid. Die ersten fünf Gesänge seines später wieder vernichteten Gedichts „Arminius" sandte er hierauf an Bodmer und es ward Veranlassung, daß dieser ihn zu sich einlud, als Wieland nach beendigten Universitätsstudien zu Hause nicht bald eine Anstellung erwarten konnte. Von Bodmer wurde er höchst freundlich aufgenommen, aber Wieland gab sich auch ganz dessen Richtung hin, besorgte eine neue Ausgabe der Züricherischen Streitschriften, schrieb eine lobhudlerische Abhandlung über die Schönheit des Bodmer'schen Epos Noáh, die Prüfung Abraham's, Hymnen und Psalmen, auch studirte er den Plato und Shaftesbury und daraus gingen seine platonischen Betrachtungen über den Menschen, seine Timoclea und zum Theil auch seine Sympathieen, die Erinnerungen an eine Freundin, das Gesicht des Mirza und das Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen hervor. Wieland fühlte bald selbst seine Abhängigkeit von Bodmer drückend, nahm daher eine Lehrerstelle bei einem Verein vornehmer Züricher Familien an, studirte die Literatur der Franzosen, Italiener und Engländer, besonders den Xenophon, Shaftesbury und Euripides, und kam in gebildete Gesellschaft, wo namentlich der Umgang mit Frauen günstig auf ihn wirkte. Durch den Schauspieler Ackermann ward er veranlaßt, nach dem Englischen des H. Rowe das Trauerspiel: Lady Johanna Gray, nach Richardson's Grandison die Clementina von Poretta und nach Le Sage das Lustspiel Pandora zu schreiben, obschon er kein Talent für das Drama besaß. Von Zürich ging Wieland nach Bern, wo er anfangs eine Hauslehrerstelle übernahm und dann philosophische Vorlesungen hielt, daneben aber die schöne Episode der Xenophontischen Cyropädie „Araspes und Panthea" schrieb, die fünf ersten Gesänge seines Epos „Cyrus" dichtete und die erste Idee zu seinem Agathon faßte. Im Jahre 1760 wurde er Kanzleiverweser in Biberach, übersetzte neben seinen Berufsgeschäften den Shakespeare, gewann im Umgange mit Graf Stadion und Hofrath La Roche feinere Bildung und Weltton, bekam Vorliebe für den französischen Geschmack und schrieb nun seine mehr frivolen und heiteren Schriften: „Nadine", eine Erzählung in Priors Manier, 1762 die komischen Erzählungen 1763 bis 1764 und „Don Sylvio di Rosalva" 1794. Um diese

Zeit erschien auch sein bester Roman „Agathon“, dann sein romantisches Gedicht „Idris“, der neue Amadis, die Grazien, Aspasia und Musarion. Wieland verheirathete sich hierauf mit der Tochter des Augsburger Kaufmanns Hildenbrand und erhielt 1763 einen Ruf als Regierungsrath und erster Professor der Philosophie an der Universität Erfurt. Hier gefiel es ihm jedoch keineswegs, er beschränkte sich auf seinen Familienkreis und wurde deshalb mehrfach angefeindet. Aus dieser Veranlassung schrieb er den verklagten Amor und den Nachlaß des Diogenes von Sinope, womit seine erotischen Produktionen aufhörten und er sich mehr philosophischen Tendenzen zuwandte. Gegen Rousseau schrieb er den kleinen Roman Koxkox und Kikequetzel und dann verfaßte er seinen goldenen Spiegel oder die Könige von Scheschian, worin er lehren wollte, wie ein guter Fürst zu regieren habe. Diese Schrift bewog die Herzogin Anna Amalia von Weimar, Wieland im Jahre 1772 zum Erzieher ihrer Söhne zu berufen, mit dem Titel als Hofrath, einem Gehalte von 1000 Thalern und der Zusicherung einer Pension von 600 Thalern, wenn er die Erziehung vollendet habe. In Weimar fand er die wohlwollendste freundlichste Aufnahme, eine geistreiche Gesellschaft und Muße, nicht nur die zwei Singspiele „die Wahl des Herkules“ und „Alceste“ zu schreiben, sondern auch die Monatsschrift „deutscher Merkur“ herauszugeben, welche er von 1775 bis 1783 allein schrieb und von da an bis 1805 in Verbindung mit dem Hofrath Böttiger fortsetzte. Wieland hat hiefür eine große Thätigkeit entfaltet und mit dem eigenen Stoffe daraus sechszehn Bände seiner sämmtlichen Werke gefüllt. Hierdurch gerieth er auch in literarische Streitigkeiten mit den bedeutendsten Dichtern und Göthe nahm aus seiner Alceste Veranlassung, ihn in der kleinen Schrift „Götter, Helden und Wieland“ zu geißeln. Wieland wurde jedoch so wenig darüber aufgebracht, daß er die Schrift in seinem Merkur als ein Meisterstück der Persiflage empfahl, und als bald darauf Göthe an den Weimar'schen Hof gezogen, wurden beide Dichter bald näher befreundet und die größten Heroen unserer Literatur fanden sich hier zusammen. Das Wirken Wieland's erstreckte sich nun nach zwei Seiten hin. Auf der einen Seite suchte er die Philosophie des gesunden Menschenverstandes zu verbreiten und schrieb seine Abderiten, seine Bemerkungen über Rousseau, Nikolas Flamel, Paul Lucas und den Derwisch von Brussa, moralische Probleme und das biographische Fragment: die Jugendgeschichte Bonifaz Schleicher's; auf der andern Seite widmete er sich mit Eifer der Poesie und schrieb seine Erzählungen und Mährchen und 1780 seinen „Oberon“, sein Hauptwerk, welches eine ungemeine Verbreitung erhielt. Von nun an wandte er sich blos den Griechen und Römern zu, übersetzte den Horaz und Lucian, schrieb seine Dialoge im Elysium, seine Göttergespräche, seine Gespräche unter vier Augen und den Peregrinus Proteus. Den Abend seines Lebens verwandte er dazu, seine Werke noch einmal zu überarbeiten und 1794 erschien die Ausgabe seiner sämmtlichen Werke letzter Hand. Mit dem Ertrage davon kaufte er das Landgut Osmannstedt im Ilmthale bei Weimar und zog 1798 dahin. Auch hier nahm er thätigen Antheil an den Bewegungen in der Literatur, zog sich aber hiervon zurück, als die Kant'sche und Fichte'sche Philosophie einen Umschwung hervorrief und er nicht mehr leicht nachfolgen konnte. Wieland betrieb von nun an mehr das Studium des klassischen Alterthums, gab 1796—1800 das Attische Museum heraus, um die Schriften des Zeitalters von Perikles und Alexander näher bekannt zu machen, setzte es 1800 zuerst allein und dann in Verbindung mit F. Hottinger und Jakobs bis 1809 als Neues attisches Museum fort, beschäftigte sich vorzüglich mit seinen griechischen Lieblingsschriftstellern und schrieb die kleinen Romane „Krates und Hipparchia“ und „Menander und Glycerion“. Nach mehreren Verlusten in der Familie traf ihn ein neuer, härterer Schlag, indem im November 1801 seine Gattin starb, mit der er 35 Jahre glücklich gelebt hatte, und da wirthschaftliche Unfälle ihm ohnehin den Besitz von Osmannstedt verleidet hatten, so verkaufte er es, da sich ihm Gelegenheit ohne Verlust dazu bot, und kehrte wieder nach Weimar zurück. Um diese Zeit wurde er zum auswärtigen Mitgliede

des französischen Nationalinstitutes ernannt, während des Erfurter Monarchencongresses beehrte ihn Napoleon mit großer Aufmerksamkeit und er erhielt den Orden der Ehrenlegion und den russischen Annenorden, auch galt er beinahe als Mitglied der herzoglichen Familie und konnte noch einige glückliche Jahre erleben. Aber da starben seine Freunde Herder und Schiller nach einander, das Jahr 1806 führte Kriegsstürme in das Land, 1809 hatte er eine langwierige und gefährliche Krankheit zu bestehen und bald darauf hatte er das Unglück, beim Umwerfen seines Wagens das Schlüsselbein zu brechen. Doch kehrte Gesundheit und Heiterkeit wieder und er übersetzte noch von 1806 an die Briefe des Cicero. Er starb in hohem Alter am 20. Januar 1813 und wurde zu Osmannstedt neben seiner Gattin begraben, wo auf beider Grabmal ein schönes Monument mit der vom Dichter selbst gefertigten Inschrift steht:

„Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein."

Die neueste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien 1839 u. ff. in 37 Bänden. Ueber ihn schrieb Gruber: Chr. M. Wieland, geschildert von J. G. Gruber, 1815, 2 Thle.

188. Betrachten wir die Reihe der Wieland'schen Schriften, so finden wir ihn in seinem ersten Produkte, dem Lehrgedichte über die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt, als einen Nachahmer von Haller und Kleist, voll gelehrter Belesenheit, poetischer Malerei und Gemüthsleerheit. Etwas Eigenthümliches sucht man darin vergebens und nachdem der Dichter alle Ansichten über die Entstehung der Welt durchgegangen, kommt er auf die Bibel, bringt er die Lehre von der Wiederbringung der Dinge und trotz allem Versteigen in die höheren Bereiche, zeigt sich schon hier der Wieland'sche Charakter, indem er die Ansicht aufstellt, daß auch in der reinen Geisterwelt der Unterschied der Geschlechter stattfinde. Hatte er hier schon eine durchaus religiös-moralisirende Richtung eingeschlagen, so that er dies noch mehr in seinen moralischen Briefen, die er in gereimten Alexandrinern schrieb und worin er lehrte, daß Tugend und Weisheit allein glücklich macht; aber auch hier schlägt sein Grundcharakter wieder durch und erklärt er, daß trotz Weisheit und Tugend zum wahren Glück noch eine Freundin und Küssen nothwendig sei. Auf dasselbe Ziel steuert auch der Antiovid los, bei dem man es gar nicht vermuthen sollte, denn indem er darin gegen die Sinnlichkeit loszieht und die übersinnliche Liebe preist, schildert er die Venus Urania mit so üppigen und glühenden Farben, daß er gerade das Gegentheil von dem bewirkte, was er wollte, und statt zu geistigem, zu sinnlichem Genuß reizt. In seinem Frühling, in Hexametern, scheint es, als wolle er nun ein schönes Gemälde von der Wirklichkeit geben, aber anstatt den Frühling poetisch zu beschreiben, läßt er sich von der Klopstock'schen Manier fortreißen, erhebt er sich über die Erde und bedauert, daß es hier keinen Frühling mehr gebe und erst die Zukunft uns den wahren Frühling bringen müsse. Dieser seraphischen Richtung blieb Wieland jedoch nicht getreu, denn gleich darauf folgten seine moralischen Erzählungen, in denen auch unter dem Priesterrock seine Sinnlichkeit und Schalksnatur wieder hervorsieht. Er will darin platonische Ideen predigen und zeigen, wie dieselben ungefährdet

durch alle Versuchungen führen, aber indem er die Scenen nach dem Orient mit seinen Sultanen, Serails und Harems verlegt, indem er seine Personen in die verführerischsten Lagen bringt, woraus sie freilich ungefährdet hervorgehen, schildert er gerade diese Situationen so reizend, so lockend und so verführerisch, daß man glauben muß, es sei ihm vorzüglich um diese und nicht um die Schilderung von Tugenden zu thun gewesen. Als Wieland in die Schweiz zu Bodmer kam und dort seine theologische Zwitternatur erhielt, suchte er das Glück des Lebens in dem Christenthum, aber auch seine christlichen Empfindungen verläugneten nicht seine alte Natur und während er mit pietistischem Eifer die Menschen bedauerte, welche nicht zu den geliebten sympathetischen Seelen gehörten, konnte sich seine himmlische Ueberschwänglichkeit nicht losmachen von der weltlichen Liebesmelancholie, denn bei ihm hatte eben die Welt nichts Anderes zu thun, als zu tändeln und zu lieben, und dieser Grundsatz seines Lebens änderte sich durch alle seine Bildungsepochen nur darnach, ob das Tändeln und Lieben nach platonischer, christlicher oder epikuräischer Art zu geschehen habe. In seinen Briefen von Verstorbenen an hinterlassene Freunde gerieth er auf das tollste Zeug, welches sich nicht einmal das Mährchen erlauben darf, denn er läßt da die Verstorbenen von thierischen Pflanzen, schuppigen Vögeln, menschlichen Fischen und perlenfarbigen Nymphen reden, erzählt von Wesen, die sich einander ihre Gedanken zuriechen, weil sie keinen andern Sinn haben, und das noch in einer so seufzenden Sprache, welche an den Lohensteinischen Schwulst gränzt. Seine Sympathien halten einen wahren Predigerton ein, wollen jede ächt menschliche Empfindung abtödten, ziehen gegen den Teufel los, der nur in seiner Phantasie besteht, und versteigen sich sogar so weit, daß er von einer Trauer ohne Schmerz spricht. In dieser Stimmung war es kein Wunder, daß Wieland, der in Bodmer's Zimmer dichtete und ihn seine alttestamentlichen Stücke fabriciren sah, die Abgeschmacktheit beging, ein Klopstock'sches Epos, die Prüfung Abraham's durch die ihm von Gott befohlene Opferung seines Sohnes, zu schreiben, worin der Zweck, nämlich Abraham's Gottvertrauen zu prüfen, dieses barbarische Mittel heiligen soll und jedes ästhetische Gefühl verletzt wird. Kam er dazu blos durch den Ueberreiz der Sinnlichkeit, die sogar der Schmerz kitzeln soll, so war der Schritt nicht mehr weit zur Denuncirung der anakreontischen Dichter, die er in dem Vorworte zu seinen Psalmen versuchte. Letztere sind eine Art Gebete oder Empfindungen eines Christen, worin die orthodoxe Exaltation auf die Spitze getrieben ist. Noch gehören hierher sein Gesicht des Mirza, worin er die Glückseligkeit eine Verführerin nennt und die Begierde allein durch Tugend und Harmonie veredeln lassen will. Wie weit jedoch eine solche Ansicht führt, zeigten seine platonischen Betrachtungen, worin er Menschen schildert, die sich von dem gemeinen Volke bis zur Seraphshöhe und vollständigen Unschuld erhoben (und letztere preist, ihr Leben aber nur als ein bloses Spiel der Empfin-

bungen darstellt, während er doch daneben wieder nicht verkennt, daß es noch höhere als diese seraphischen Tugenden auf der Erde gebe und zwar gerade deshalb, weil hier auch das Böse vorhanden ist. Hiermit hatte Wieland den Gipfelpunkt dieser Richtung erreicht und es konnte ihm, als er Bodmer verließ, nach Bern in andere Gesellschaft kam und den Plato mit dem Xenophon vertauschte, nicht entgehen, daß er bisher einen falschen Pfad gewandelt. Doch gerieth er wieder auf einen anderen Irrweg, indem er den Xenophontischen Roman von Cyrus zu einem Epos umgestalten wollte, wovon er fünf Gesänge schrieb, welche überall an Klopstock und Tasso erinnern. Im Hinblick auf Friedrich II. wollte er nämlich darin das Ideal eines Königs darstellen und auch der Liebe eine Episode widmen; als er aber sah, daß auch dieser Gedanke ein verfehlter war, ließ er das Gedicht unvollendet und arbeitete die Episode zu dem dialogisirten Romane Araspes und Panthea aus, welcher den Uebergang zur weltlichen Empfindsamkeit bezeichnet. Nach seinen Versuchen mit der seraphischen Welt wollte er wirkliche Thaten und das Leben schildern, gerieth er auf das Drama und schrieb er die Johanna Gray und Clementina von Porreta, aber wie er überhaupt nichts weniger als dramatisches Talent besaß und den Engländern Rowe und Richardson hier den Stoff stahl, um ihn in Gesprächform zu bringen, so waren darin auch alle seine Personen nichts als gute und fromme Menschen, welche Predigten über Religion, Tugend und Unsterblichkeit halten und den Erdenbewohnern nicht gleich sehen. In denselben Irrthum verfiel er wohl später noch einmal mit der Oper, aber die Kritik belehrte ihn bald und er ließ von nun an vom Drama ab, um eine neue Richtung zu verfolgen.

189. Mit der Rückkehr Wieland's nach Biberach und dem Eintritt in ein trockenes Amt begann die zweite Periode seiner literarischen Thätigkeit, indem ihn der Umgang mit fein gebildeten Personen und die Beschäftigung mit Shakespeare, den er übersetzte, zu ganz anderen Ansichten führte. Während er bei letzterem die reine Stimme der Natur und ächt menschliche Gefühle kennen lernte, alle Dinge in ihrer wahren Gestalt ihm entgegen traten und auch seine Freunde ihm zeigten, wie heiterer Lebensgenuß neben der Sittlichkeit, Religion neben Frömmelei und Moral neben Gefühlsabtödtung gar wohl bestehen könne und die ächte Tugend blos im Verkehr mit der wirklichen Welt zu suchen sei, so erfuhr er in seiner Heimath, wie Religion so leicht zum Deckmantel niedriger Leidenschaften gemacht werde, und studirte er den Shaftesbury, durch welchen er die Philosophie des gesunden Menschenverstandes lernte und unter die Zweifler gerieth. Aber der Zweifel war bei ihm nicht ganz ernst gemeint und er schwankte zwischen Vernunft und Gefühl und ließ beide vorwalten, wie es ihm gerade bequem war. Den Eintritt in diese neue Periode bezeichnet der Theages, worin zwar auch noch die Poesie die Tugend zum Zweck hat, worin aber schon wirkliche Gestalten auftreten, welche das Leben kennen, und wo die

platonische Liebe nicht mehr so ganz eifrig gegen den sinnlichen Cupido vertheidigt wird. Dieser tritt dagegen schon ganz offen hervor in der Nadine und den scherzhaften Erzählungen, welche geradezu in die sinnliche Welt des Griechen- und Heidenthums führen, wobei freilich die Grazien halb französisch und halb griechisch reden und die sokratische Lehre das Gewand der neuen Zeit trägt. Bei denselben war der Stoff auch noch geringfügig und Wieland konnte noch nicht recht die Wirklichkeit ergreifen, sondern hüllte nur seine alten Seraphsgestalten in ein sinnlicheres Gewand, worin man seine Anlage zur Mährchendichtung erkennt, die er jedoch erst viel später ausbeutete. Hierauf schrieb er den Don Sylvio von Rosalva, die zweite Frucht seines Studiums des Lucian, worin er die Gewalt der schwärmerischen Einbildung zu schildern suchte, welche ihn bisher beherrscht hatte. Er konnte aus diesem Stoffe einen vortrefflichen satirischen Roman machen, wenn er darin ernstlich die seraphische Epopöe gegeißelt hätte, aber dafür war er zu weich und gutmüthig; er wollte Niemanden wehe thun und da er deshalb nicht gegen den eigentlichen wunden Punkt, nicht gegen die seraphische Epopöe mit ihrer frömmelnden Sentimentalität zu Feld zog, sondern gegen den Geschmack an Feen-Mährchen und dergleichen schwärmerischen Verirrungen, die in Frankreich zu Hause, bei uns aber kaum gekannt waren, so focht er einen Windmühlenkampf. Wie er aber im Stoffe fehlgriff, so that er es auch in ästhetischer Hinsicht und Wieland gab sich das Ansehen dabei, als ob selbst die geringste Kleinigkeit an diesem Buche von Bedeutung und Wichtigkeit wäre, während doch keine schöpferische Originalität darin zu finden ist und er zum Theil den Engländern den Stoff dazu entlehnte. Zwei Jahre später folgte sein Roman Agathon, der in den Zeiten des Sokrates spielt, worin aber der Dichter in einer Allegorie seine eigene Lebensgeschichte geben will. Bei diesem Romane ist die erste Ausgabe von der letzten wohl zu unterscheiden, denn als man anfing, aus seinen Schriften und besonders auch aus dem Agathon Grund zu schöpfen, um an der Tugendhaftigkeit seiner eigenen Person zu zweifeln, lenkte er um und änderte er in vielen Stücken den Roman, bei dem die Form nicht viel bedeuten will. Zu Grund gelegt ist der historische Agathon, dessen Charakter er jedoch nach dem Tone des Euripides umgestaltet hat. Er wollte darin zeigen, was Tugend und Weisheit vermögen, und sein schwärmerischer Agathon mit seiner beschaulichen Philosophie tritt in den Gegensatz zu Hippias, der die neue Philosophie vertritt, wo sodann die Fragen zur Erörterung kommen, ob geistliche oder sinnliche Liebe, Weisheit oder Klugheit besser seien; aber wenn auch den Worten nach die Selbstsucht unterliegt, so siegt sie doch in der That und zeigt sich auch in diesem Schwanken die sinnliche Richtung Wieland's, welche er in späterer Auflage vergebens zu verdecken und zu ändern suchte. Dieses Schwanken zeigt sich selbst in der Durchführung der einzelnen Charaktere; weder Agathon noch die übrigen Personen sind lebendige Individualitäten, sondern unter der

griechischen Maske ächte Schüler der französischen Aufklärerei ohne gleichartige Färbung und natürliche Frische; und dazu tritt das, was erst entwickelt werden soll, als etwas schon zum voraus Abgemachtes hervor. Dessen ungeachtet enthält der Roman anziehende Einzelnheiten und erlangte das Verdienst, daß er die Lebensphilosophie der neuen Zeit allseitig zur Anerkennung brachte, dem deutschen Roman in den höheren Zirkeln Eingang verschaffte und dadurch die bisher überwiegende Vorliebe für das Ausland verminderte. — Auf diesen Roman folgte eine Reihe kleinerer Erzählungen in Prosa und Versen, in welchen immer mehr eine geistige Buhlerei mit der Sinnlichkeit hervortrat und worin er alte und neue Formen und Costüme bunt mit einander vermengte. Dahin gehört sein Idris, worin er die platonische und sinnliche Liebe einander gegenüber stellen und die Liebe des Herzens als die rechte Mitte hervorheben wollte; aber dies Schwanken zwischen Tugend und Sünde ließ ihn zu keiner wahren poetischen Schöpfung gelangen und es herrscht hier und in den anderen Erzählungen nur gemüthlose Ironie und schlüpfrige Oberflächlichkeit. Dieser Charakter zeigt sich auch in den beiden Schriften, welche er bald auf den Agathon folgen ließ und die so ziemlich dasselbe Thema behandeln. In Musarion wollte er zeigen, daß eine weitere Moral und ein freieres Spiel mit der Macht der Sinnlichkeit weit eher vor ihr schütze, als moralische Schwärmerei, die zuletzt viel leichter ihrer Gewalt unterliege. Auch hier kommt es im ganzen Romane zu keiner That, aber er zeichnet sich aus durch seine formelle Ausbildung, welche die antike Plastik zu erreichen suchte. Dies hat hier Wieland, so weit er es vermochte, am vollkommensten gezeigt, obschon diese Plastik eben auch nur dem Schein nach und nicht in der Wirklichkeit vorhanden ist. Auch hier wollte Wieland sich selbst darstellen. Seine Grazien sind vorzüglich gegen Geßner gerichtet und hier wies er viel mehr als sonst auf das wahre griechische Schönheitsgefühl hin; aber die Grazien, wenn sie auch nicht mehr so üppig sind, wie er sie sonst schildert, werden zu oft affektirt und kokett, fallen aus ihrer Rolle und zeigen sich nur zu oft als kostümirte Französinnen, welche blos Unschuld und Naivetät nachahmen und nicht angeboren besitzen. Sein Diogenes, der 1770 erschien, ist eine seiner schlechtesten Arbeiten, und es erscheint hier dieser Cyniker als ein lüsterner Bettelmönch und moderner Süßling voll Abgeschmacktheit, der sich über den Tod seiner Geliebten Glycerion in Geßner'sche Empfindeleien verliert. Noch schmutziger ist sein neuer Amadis (1771), dessen Held aus Tugend und Wollust zusammengesetzt ist, mit Koketten liebäugelt und sündigt und dann ein häßliches, aber geistvolles Geschöpf als sein Ideal aufstellt.

Mit diesen Schriften war Wieland von einem Extrem in das andere gefallen und die Angriffe, welche er früher gegen die Dichter des heiteren Lebensgenusses gemacht hatte, rächten sich nun bitter an ihm, so daß er sich die zahlreichen Ausstellungen, welche man sogar an seinem Privatwandel machte, der doch untadelig war, sehr zu Herzen nahm. Er vertheidigte sich dagegen in den Unter=

redungen mit dem Pfarrer von ** und machte darauf aufmerksam, daß das Böse, welches seine Erzählungen vielleicht angerichtet, doch durch das Gute wieder aufgewogen sein könnte, daß ja auch Ariost und Boccaz ähnlich geschrieben, daß Aufklärung das beste Mittel zu wahrer Besserung sei und dem Reinen Alles rein erscheine, denn das Schönheitsgefühl werde bei der naiven Gesinnung nicht beeinträchtigt; und wirklich wollte Wieland mit der Grazie und Schönheit im Gebiete der Kunst das Leben verschönern und der Moral einen größeren Reiz geben, ja er hat sogar durch seine Dichtungen die Poesie von den Fesseln der Moral und Religion befreit und den Grundsatz angebahnt, daß die Dichtung nicht da sei, um zu ergötzen und zu nützen, sondern ihr Zweck darin bestehe, daß sie schön ist. Doch hatte Wieland selbst moralische Absichten zu Grund gelegt, war seine Grazie nicht ächt und seine Kunst nicht schön und damit fiel auch die Anwendung seines an und für sich richtigen Grundsatzes auf ihn selbst, der ohnehin keine ächte Menschenkenntniß besaß, sondern sie von Rousseau und Voltaire entlehnte, die hier keine Autorität sein können. Das Gute, welches er damit bezweckte, bestand hauptsächlich darin, daß er gegenüber von Klopstock der Wirklichkeit und Sinnlichkeit wieder zu ihrem Rechte verhalf und in die Dichtung die irdische Liebe wieder einführte, welche von da an ein Hauptelement derselben blieb, daß er der Dichter der Grazien und Anmuth war, wie Klopstock jener der Erhabenheit und Würde, und ohne die beiden Gegensätze, ohne die Vermählung des Idealismus und verständigen Realismus unsere Poesie nimmermehr jene Höhe erreicht hätte, die sie durch Göthe und Schiller erstieg.

190. Hatte sich Wieland in Biberach ganz in den weltmännischen Ton der Franzosen geworfen, so machte er auch deren Philosopie zum Gegenstande seiner Forschungen und Betrachtungen und besonders fiel ihm J. J. Rousseau auf, der den Satz aufgestellt hatte, daß der ursprüngliche Zustand des Menschen ein ungeselliger und thierischer gewesen sei. Wieland, der Gefallen daran hatte, die Menschen eher zu erniedrigen, was sich noch aus seiner ersten Periode herschrieb, stellte in seinem Aufsatze über Rousseau (1770) die Ansicht entgegen, daß der Mensch ursprünglich besser gewesen und erst nachher gesunken sei. Die vielfach angeregten Fragen über die beste Regierung und die Bestrebungen und Reformen des Kaisers Joseph II. führten Wieland auf den Gedanken, auch seine Ansicht in einem Werke darzulegen und eine Lösung dieses Problems zu versuchen. Es entstand daraus 1772 der goldene Spiegel, eine Art von summarischem Auszug des Nützlichsten, was die Großen und Edlen einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben. Von poetischer Auffassung ist hier keine Spur, der philosophische Gehalt ebenfalls gering und Wieland zeigte wieder die alte Redseligkeit, breite Verständigkeit und ein Schwanken zwischen den extremsten Ansichten, welches die Wirkungen auf der einen Seite durch die Gegenwirkungen, die er auf der anderen

Seite machte, wieder zerstörte. Es werden hier die widersprechendsten Ansichten neben einander gestellt, gute und schlimme Beispiele, schwache und vortreffliche Fürsten, die Vortheile des Naturzustandes der Völker und die kultivirter Reiche geschildert und über Bonzen- und Pfaffenwesen, Unschuld und Verderbniß der Sitten und die Ursachen des menschlichen Denkens und Handelns gesprochen, ohne daß sich dies vor der Psychologie, Geschichte und dem Leben als stichhaltig bewährt. So gering die Wirkung dieses Buchs auf Deutschland war, so bedeutungsvoll wurde es für den Verfasser, der deshalb zum Prinzenerzieher in Weimar ernannt wurde und damit in das dritte Stadium seiner literarischen Thätigkeit trat, wobei er freilich keine Umwandlung seines ursprünglichen Standpunktes vornahm, sondern mehr einen Wechsel des Kostüms, weil er sah, daß die alte Tracht in der neuen Zeit nicht mehr mitgehen konnte. Merkwürdiger Weise versuchte er sich auch in dieser Uebergangszeit im Gebiete des Drama's und schrieb die Opern Alceste, die Wahl des Herkules und Rosamunde, welche abermals seinen Mangel an dramatischem Talente bewährten. In Weimar verließ er die bisher ihm so beliebten griechischen Stoffe und ging auf die des ritterlichen Mittelalters aus, die ihm mehr behagten, weil sie eine mehr erotische Seite hatten, als die einheimischen deutschen Stoffe, wofür Wieland überhaupt nie Sinn gehabt hat. Zugleich gründete er den deutschen Merkur, trieb die Schriftstellerei theilweise als Broderwerb und fabrizirte nach der Bibliothèque universelle des Romans eine ganze Reihe romantischer Erzählungen und Mährchen. Es fallen jedoch auch in diese Zeit seine Abderiten (1774), die zwar mehr versprechen als sie halten, aber immerhin, besonders im Anfange, zum Besten gehören, was er je geschrieben hat. Es ist eine größere komische Erzählung, worin er eine Narrheit, die in der alten wie in der neuen Welt vorkommt, zur Darstellung bringt, nämlich den Gegensatz der Spießbürgerei gegen die romantische Ritterwelt, die Thorheit, welche alles für Narrheit hält, was nicht auf ihrem eigenen, niedrigen Standpunkte erwachsen ist. Ihr ist der Philosoph ein Narr, weil sie nicht begreifen kann, warum man nachforsche, weshalb die Dinge sind, da sie doch einmal da sind; sie verwirft den Arzt, der auf eine einfache und natürliche Weise heilen will, und den Dichter versteht sie überall verkehrt. Zuletzt kommt es in der Stadt Abdera zu zwei heftig erbitterten Parteien wegen eines Esels Schatten, bis einer den klugen Einfall bekommt, man solle den Esel strafen, weil er durch seinen Schatten den Streit erregt habe, worauf der Esel zerrissen wird und der Zwiespalt zu Ende geht. In diesem Romane hat Wieland einmal ein individualisirtes Lebensbild gegeben, das freilich wieder seine langweiligen Parthien hat, aber zu allen Zeiten voll Wirkung sein wird, weil es immer Kleinstädterei gibt.

Unter seinen kleineren romantischen Erzählungen und Mährchen können mehrere selbstständigen poetischen Werth beanspruchen, wie z. B. die Schönheit seiner Erzählung Gandelin oder Liebe um Liebe (1776) allgemein aner-

kannt ist und diesem das Sommer- und Wintermährchen würdig zur Seite steht, worin mit vieler Gewandtheit eine Feengeschichte erzählt ist. In Geron dem Adeligen herrscht ernste Sittlichkeit und wohlthuende Einfachheit und Wieland zeigt dadurch selbst den großen Unterschied zwischen der wahren Romantik des Mittelalters und seiner eigenen. In ähnlicher Weise ist der Erzählungen die Wasserkufe, Pervonte und Vogelgesang zu gedenken. In diesem Gebiete ist Wieland am weitesten gekommen in seinem Oberon, den er selbst für sein Hauptwerk bestimmt zu haben scheint, da er mit sehr großem Fleiße daran arbeitete und dies Gedicht vielleicht allein unter allen seinen Schriften auf die Nachwelt übergehen wird. Der Oberon ist jedoch kein Original, sondern eine freie Umarbeitung des französischen Huon de Bordeaux, welche Wieland so selbstständig als möglich zu gestalten suchte; auch ist es durchaus kein Ritterepos, noch überhaupt ein Epos, sondern ein gelungenes Mährchen, in dessen weitem Zauberkreis der Dichter Altes und Neues, Morgenländisches und Abendländisches, Hohes und Niedriges in den buntesten Gestaltungen seiner Phantasie zusammenwirft, so daß das Ganze gleichsam aus Oberon's Wunderhorn selbst hervorgezaubert zu sein scheint. Der Inhalt dreht sich um Geringfügiges und die Motive zu den Handlungen und Ereignissen sind keineswegs von großer Bedeutung; ja sogar Huon und Rezia tragen mehr den Charakter von Personen aus dem 18. Jahrhundert, als aus dem Zeitalter Karls des Großen. Huon zieht sich den Zorn seines Kaisers zu und da dieser ihn verderben will, gibt er ihm den Auftrag, nach Bagdad zu ziehen, vom Kaiser einen Zahn und Haare zu verlangen, Dem, der ihm zur Rechten sitzt, den Kopf abzuschlagen und seine Tochter zur Gemahlin zu gewinnen, und Huon zieht nun aus, das Wagestück zu unternehmen. Zum Glück trifft er unterwegs einen treuen Diener seines Vaters, gewinnt die Gunst Oberon's und dessen Zauberhorn und vollführt mit dessen Hülfe seinen Auftrag, wodurch freilich jedes Heldenhafte verloren geht, weil in seinem Falle auch ein Kind die Sache bewerkstelligen konnte. Auf der Rückkehr findet Wieland wieder Gelegenheit seine alte Natur herauszukehren, indem den Liebenden der Liebesgenuß verboten ist, sie aber in eine solche Situation kommen, daß sie das Verbot übertreten, worauf sodann die Strafe folgt und die Liebenden auf eine einsame Insel und zuletzt als Sklaven nach Tunis kommen, wo wieder Harems-Geschichten geschildert werden können, der Knoten geschürzt wird und mit Oberon's Hülfe endlich Huon mit seiner Gemahlin nach Paris zurückkehrt, des Kaisers Gnade wieder erringt und den Lohn für Heldenthaten erhält, die Oberon verrichtet hat. Der Grundgedanke bei diesem Gedichte geht dahin, daß treue Liebe und festes Vertrauen allein geeignet sind, Freiheit und Schicksal im menschlichen Leben zu versöhnen, wie denn in dem Gedichte auch die Vorsehung zur Verherrlichung kommt. Abgesehen von der hier viel schöner gestalteten Sprache, besserem Reime und Rhythmus, enthält das Gedicht den Hauch wirklicher Poesie, steht

es in seiner Art bis zur Gegenwart noch unerreicht da und hat Göthe nicht ganz Unrecht, wenn er davon sagte: so lange Poesie Poesie bleiben wird, wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden.

191. Nach dem Oberon begann für die Entwicklung der Wieland'schen Poesie eine vierte Epoche, wozu ebenfalls die Anregung wieder von Außen kam. Er hatte sich nämlich nicht nur mehr mit der Uebersetzung des Lucian und Horaz beschäftigt, sondern auch der Kampf zwischen der orthodoxen Richtung und dem Rationalismus war durch die Wolfenbütteler Fragmente und Lessing in ein weiteres Stadium getreten, so daß auch Wieland daran Antheil nahm und ein Apostel der Toleranz wurde, wobei er jedoch auch mehr in Worte sich verlor und auf ein beiderseitiges Sichgehenlassen drang, als daß er eine bestimmte Ansicht und Richtung verfolgt hätte. Jene Toleranz hat er noch am entschiedensten für drei berühmte und berüchtigte Frauen des Alterthums in Anspruch genommen, indem er den Makel ihres Rufs vertheidigte, wie er sich überhaupt gern über Frauen ausließ und den pythagoräischen Frauen eine eigene Abhandlung widmete. In seinem Aufsatze über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen predigt er Toleranz, weil man Niemanden zu einer historischen Glaubensform zwingen könne und nur an Gott und der Unsterblichkeit festzuhalten habe, wobei er sogar eine freie Ansicht über die Bibel äußerte, die nicht entscheidender Richter in Glaubenssachen sein solle, und die Veredlung der Menschen allein vom Rechte der freien Aeußerung abhängig machte. — Mit der Uebersetzung des Lucian begann er auch wieder ganz in dessen Richtung zu schreiben, psychologische Räthsel zu lösen und politische und religiöse Tagesfragen zu besprechen, woraus seine Halbromane entstanden. In den Göttergesprächen (1789) äußerte er seine doppelseitige Ansicht über das Christenthum, wobei Jupiter meint, der alte Aberglaube sei unschuldiger und wohlthätiger als der neue und die Priester harmloser, wogegen Christus darauf hinweist, wie seine Lehre zum Zweck habe, das ganze Menschengeschlecht zu einer guten und glücklichen Familie zu bilden, wozu aber Tausende von Jahren gehörten. Im Romane Peregrinus Proteus entwickelte er den Grundsatz, daß Gefühl und Einbildungskraft ohne Vernunft den Menschen irre führen und zum Gespötte machen, was er in der Geschichte des Gauklers Peregrinus nachzuweisen suchte, der in Olympia den freiwilligen Feuertod wählte. Im Hinblicke auf Lavater und ähnliche Schwärmer schildert Wieland den Peregrinus, bei dem die Täuschung in Fleisch und Blut übergeht und der zuletzt nicht einmal mit seinem freiwilligen Tode einen heilsamen Eindruck hinterläßt, wobei der Dichter Gelegenheit nimmt die Priesterherrschaft und die Schwärmerei des Christenthums zu geißeln. Da in diesem Roman das Wohlthätige des Christenthums nicht zur Darstellung kam, so widmete Wieland dieser Seite den Agathodämon, eine psychologische Ehrenrettung des Apollonius von Thana, der die römische verdorbene Welt wieder emporheben wollte, auf die

Herrschaft von Natur und Vernunft drang, aber in seinem Unternehmen scheiterte und zuletzt bekennen mußte, was er gewollt, sei Schein, Stolz und Ueberhebung gewesen, während dasselbe Ziel mehr bewußtlos, ohne Kunst und Blendwerk von Christus erstrebt werde, welcher an seine göttliche Sendung glaubte, indeß Apollonius sich blos dafür den Schein gab. — Den Schluß von Wieland's poetischer Wirksamkeit bildet sein Aristipp, worin er das ganze Resultat seiner Studien des Alterthums, seiner Betrachtungen und Lebenserfahrungen niederlegte und es versuchte, die großartige Zeit eines Perikles mit ihren glänzendsten Zügen und ihren größten Thorheiten zu schildern, so daß mit vieler Anschaulichkeit und Phantasie Alles berührt und besprochen wird, was den gebildeten Menschen interessirt. Dabei hat Wieland im Bilde des Aristipp sich selbst zu zeichnen versucht. Aber wenn auch Göthe in seiner persiflirenden Schrift über Wieland ihm gezeigt hatte, wie er das innere Wesen des Alterthums nicht verstehe und es ganz modernisirt bei ihm erscheint, so hatte dies doch nichts bei ihm gefruchtet. Sokrates und Plato erscheinen ganz ihrer antiken Eigenthümlichkeit entkleidet, Alles ist mehr am Aeußerlichen haftend geblieben und Wieland nirgends in den Geist des Alterthums eingedrungen; auch schilderte er wohl die schwachen Seiten Plato's, aber seine edlere, großartigere Wirksamkeit ist ganz übergangen und dadurch blos ein Zerrbild des Philosophen geliefert. Der Verfasser hat darin fast noch mehr als sonst bewiesen, daß er weder Talent für die Kritik der Geschichtschreibung, noch für diese selbst besaß, noch auch es verstand, die Idee mit der Wirklichkeit zu versöhnen. —

Was Wieland später noch schrieb, war mehr philologischer Art; er übersetzte und suchte auf jede Weise das Verständniß des Alterthums zu erleichtern in seinem attischen Museum, das bis 1809 erschien. Nur noch einmal wagte er sich mit einer anderen Schrift hervor, mit der Euthanasia (1805), worin er über Leben und Tod philosophirte. Aber auch hier konnte er es zu keiner entschiedenen Ansicht bringen und er blieb bis zu seinem Tode der skeptische Weltmann, welcher sich um alle Fragen des Tages interessirte, über Alles seine Betrachtungen anstellte und es für das große Publikum zurecht legte, das nicht ernste und tiefe Reflexionen liebt, weil es dazu weder gebildet noch ausdauernd ist, sondern sich gern unterhält, eine oberflächliche Kenntniß sucht, die für die Gesellschaft ausreicht, und dabei auch gern etwas für seine Selbstliebe und Sinnlichkeit haben will. Dafür war nun Wieland der rechte Mann; sein bequemes Schaukeln zwischen dem Uebersinnlichen und Sinnlichen und den Extremen in der Kunst und Wissenschaft machte ihn zum Schriftsteller des Tages und so lange er lebte, war er vielgelesen und berühmt, bis die Mode wieder umschlug und andere Liebhabereien sich auf den Thron setzten, so daß nur ein Werk von ihm noch gern gelesen und unvergänglich ist, sein Oberon, weil hier allein wahre Poesie herrscht und Poesie alle Zeiten überdauert.

192. Nachdem wir betrachtet, wie die Poesie nach und nach die spätere Glanzperiode vorbereitete, ist es Zeit, auch die Prosa zu berücksichtigen und die Leistungen im Gebiete der Wissenschaft und Kunst zu würdigen; denn von nun an haben beide einen mächtigen Einfluß nicht nur auf die Verbesserung und Bereicherung der Sprache, sondern auch auf die Dichtung selbst, auf welche Philosophie und Geschichte, Naturwissenschaften und andere Studien mehr als je zu wirken beginnen. Verlangt daher auch die deutsche Literaturgeschichte nicht eine strenge Geschichte der Wissenschaft, so muß sie doch das berücksichtigen, was sie an Ergebnissen für den Fortschritt in der allgemeinen Kultur und der Poesie darbot. Schon früher hatten Thomasius, Leibnitz und Wolf veranlaßt, daß Baumgarten über das Wesen der Poesie philosophirte und wenigstens die Anfänge einer Aesthetik aufstellte, die dann von Meier weiter ausgebildet wurde. Die früher nur zerstreut geäußerten Ansichten und die Resultate der bisherigen Kritik wurden auf philosophische Grundsätze gebaut und in ein System gebracht. Im Gebiete der Philosophie machte sich besonders jene Richtung geltend, welche nach allen Seiten hin Mäßigkeit und Billigkeit zu üben suchte und den gesunden Menschenverstand auf den Thron setzte, indem man sich noch nicht zur spekulativen Wissenschaft erhob. Für den Augenblick genügte es auch, hauptsächlich für Aufklärung zu wirken, denn erst mußte man seine gesunden Sinne zu gebrauchen verstehen, ehe man scharfsinnigere und tiefer eingehende Systeme begründen konnte. Die ganze Periode, welche vor uns liegt, besaß daher nichts als eine eklektische Aufklärungsphilosophie. Johann Joachim Spalding begann diese Richtung als einer der Ersten bereits im Jahre 1748 mit der Schrift über die Bestimmung des Menschen und den Standpunkt der englischen Philosophie hielt er noch ausgeprägter fest in seiner späteren Arbeit: Gedanken über den Werth der Gefühle, 1751. Er war eigentlich Theolog und dabei ein guter Redner, der überall auf Einfachheit und Sittlichkeit drang und besondere Verdienste um die praktische Philosophie und erfolgreiche Darstellung der Religionslehre hatte. Seine Wirksamkeit blieb jedoch hinter derjenigen zurück, welche Johann Georg Zimmermann auf die Nachwelt ausübte. Er hatte sich am Geiste französischer und englischer Schriftsteller gebildet, sich ganz der philosophischen Zeitrichtung hingegeben und die Resultate seines Nachdenkens klar, geistreich und oft satirisch in populären Schriften dem Volke mitgetheilt, wobei er sich nur zu oft von seiner immer mehr menschenfeindlich werdenden Mißstimmung, Hypochondrie und Kränklichkeit zu Launen und sogar zur Perfidie gegen die Freunde der Denkfreiheit hinreißen ließ. Seine Schrift vom Nationalstolz (1758) ist originell und lebendig und belebt den Vortrag durch Rückblicke auf die Geschichte und das Leben, welches er als berühmter Arzt genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Sein Hauptwerk ist jedoch sein Buch über die Einsamkeit (1756—1784), das zwar nicht systematisch und nach einem wohlüberdachten Plane den Gegen-

stand verfolgt, sondern mehr fragmentarisch, wobei er bald im strengeren Tone und wissenschaftlich zu Werke geht, bald wieder seine Darstellung durch Bilder aus dem Leben und treffende Bemerkungen zu veranschaulichen sucht, weshalb dies Buch auch mit großem Enthusiasmus aufgenommen und in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurde. Aber nicht allein in diesem Gebiete, sondern auch über die Medizin verstand er mit philosophischem Geiste zu schreiben, wie seine Schrift von der Erfahrung in der Arzneikunst (1763) beweist, die von Pedanterie sich ganz frei gemacht hat. Weniger originell, aber gemüthreicher und wohlwollender sind die Schriften von Iselin aus Basel, welcher durch verschiedene Schriften für allseitige Aufklärung zu wirken suchte und sich namentlich über die Geschichte der Menschheit und der Gesetzgebung verbreitete, wobei er mit praktischem Blicke manche freisinnige Wahrheit vortrug, ohne in einen pedantischen Ton zu verfallen, indem er sich sogar schon Mühe gab, seinem Ausdrucke eine größere Abrundung zu verleihen. Entschiedener, schärfer und wissenschaftlicher erhob sich Reimarus in Hamburg gegen die orthodoxen Theologen und verkündete in seiner Schrift: die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion (1754) die Rechte der Vernunft gegenüber dem Symbolzwange. Seine berühmten Wolfenbütteler Fragmente zeugen von seinem Scharfsinne und Freimuthe, mit dem er es wagte, das Positive des Christenthums anzugreifen, und gaben später Veranlassung zu den heftigen Kämpfen, welche Lessing gegen seine Gegner siegreich durchfocht. Auch über strengere Disciplin schrieb er in seiner Vernunftlehre, welche es zuerst unternahm, den Gegenstand mit größerer Wissenschaftlichkeit zu behandeln. Letztere behielt Johann Heinrich Lambert überall bei, der sich nicht nur als Mathematiker, sondern auch als bedeutender Philosoph im Gebiete der Logik und Metaphysik auszeichnete, wofür er eigentlich zuerst die wissenschaftliche Sprache schuf. Freilich verfuhr er dabei oft mit zu viel Willkür und beeinträchtigte den Geist der Sprache, aber hätte man ihn besser zu verstehen gesucht, so hätten es gewiß seine Nachfolger nicht so schwer gehabt, zu allseitigem Verständniß zu gelangen. Durch ihn wurde die Wissenschaft der Philosophie strenger und klarer abgegränzt und er holte aus dem tiefsten Schachte des menschlichen Geistes das Material zu einem Gebäude der Philosophie, das erst die spätere Zeit aufführte, weil er von seinen Zeitgenossen zu wenig verstanden wurde. Seine hierher gehörigen Schriften sind: Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Beziehung des Wahren (1764, 2 Bde.) und Anlage zur Architektonik oder Theorie des Einfachen und Ersten in der philosophischen und mathematischen Erkenntniß (1771, 2 Bde.). Ein fast ebenso tiefer Denker war auch Tetens, dessen philosophische Versuche über die menschliche Natur damals bedeutendes Aufsehen erregten; fehlte diesem Buche auch Originalität, so war es doch klar und mit einer gewissen Eleganz geschrieben, auch ging er darin schon den Weg, welchen später Kant mit größerem Erfolge beschritt. Unbedeutender und weder so gründlich noch

geistreich war Feder von Göttingen, der durch seine Untersuchungen über den menschlichen Willen zu vielem Rufe kam, darin aber nichts anderes als eine geordnete Darstellung der englisch-französischen Gemeinphilosophie gab, die er populär darstellte, deren wahren Geist er aber nicht zu fassen vermochte. Ueberhaupt hielt er sich in den Gränzen des gesunden Menschenverstandes und war so selbstsüchtig, daß er nur seine eigene Philosophie für erfolgreich hielt und die Kantische verwarf, was ihm freilich nicht gelang. Durch ähnliche Opposition gegen Kant ist auch Garve bekannt, der eine Lebens- oder Popularphilosophie lehrte und eine gründliche zusammenhängende Erkenntniß der Dinge erstrebte, auch wohl einzelne feine Bemerkungen darüber machte, aber nie zu tieferen Untersuchungen und wichtigeren Entdeckungen kam. Er war der Erste, welcher Kant zu bekämpfen suchte, und selbst dieser nahm keinen Anstand, Garve als einen ächten Philosophen anzuerkennen. Wichtig waren hauptsächlich seine Abhandlungen, die er der Uebersetzung des Ciceronianischen Buchs von den Pflichten beigab. Nach Wolf'schen Grundsätzen unternahm Johann August Eberhard zu Halle in seiner neuen Apologie des Socrates eine Vertheidigung der gesunden Vernunft gegen die orthodoxe kirchliche Dogmatik und suchte überhaupt der Popularphilosophie immer größeren Eingang zu verschaffen, indem er zahlreiche, leicht verständliche Werke über verschiedene Gegenstände der Philosophie, eine allgemeine Geschichte derselben und eine Aesthetik schrieb und sich darin an das größere Publikum wandte. Mehr ein Philosoph der gebildeten Salons und der vornehmen Welt war Johann Jakob Engel, welcher keine tiefen Forschungen und neuen Entdeckungen machen wollte, sondern bestrebt war, in elegantem Ausdrucke und leicht verständlicher Sprache anschaulich und lebendig zu zeigen, wie die Verhältnisse des Lebens wie der Dinge in Bezug zur menschlichen Glückseligkeit stehen. Ganz diesem Charakter entsprechend ist sein einst viel gelesener Philosoph für die Welt geschrieben, worin schöne Worte den Mangel an kernhaftem Inhalt ersetzen sollen und er sich gegen alle Spekulation erklärt. Auf ähnliche Weise sucht sein Fürstenspiegel praktische Lehren aus seinen Beobachtungen und seiner Weltkenntniß zu geben und es sind darin einzelne ansprechende und nicht uninteressante Bemerkungen niedergelegt, aber Tiefe ist hier nicht zu finden, ebenso wenig wie in seinen Ideen zu einer Mimik, welche sich nur durch einzelne gediegene Bemerkungen über diese Kunst auszeichnen und daher auch jetzt noch für den Schauspieler nicht ohne Werth sind.

Johann Joachim Spalding ist im J. 1714 zu Triebsees in Pommern geboren, studirte zu Rostock und Greifswalde Theologie, schrieb schon frühe über Kirchengeschichte, Philosophie und Moral, wurde 1745—47 Secretär bei der schwedischen Gesandtschaft in Berlin, 1749 Prediger zu Bassahn und 1757 in Barth, wo er mit vielem Erfolge als theologischer Volksschriftsteller auftrat. Im J. 1764 wurde er erster Pfarrer und Propst an der Nikolaikirche zu Berlin, später Oberconsistorialrath und wurde sehr beliebt; in Folge religiöser Bedrückungen legte er aber 1788 sein Amt nieder und lebte noch glücklich, bis er 1804 starb. Er war auch ein guter Prediger und gab verschiedene Predigten heraus. — Johann Georg Zimmermann ist im J. 1728 zu Brugg in der Schweiz-

geboren, studirte in Göttingen Medizin, promovirte daselbst und lebte einige Jahre als Stadtphysikus in Brugg, wo er sich durch verschiedene Schriften einen Namen erwarb, so daß er 1768 als Hofrath und königl. Leibarzt nach Hannover berufen wurde. Hier verbitterten ihm Neid und Parteisucht das Leben, Frau und Tochter starben bald, und wenn er auch einen hohen Ruhm als Arzt und Schriftsteller erwarb, so verfiel er doch in immer größere Hypochondrie, welche Streitigkeiten mit ausgezeichneten Gelehrten noch mehrten, bis er lebenssatt und unglücklich im J. 1795 starb. Seine Schrift über die Einsamkeit erschien 1784 zu Leipzig in 4 Bänden, jene über den Nationalstolz zu Zürich 1789. — Isaak Iselin aus Basel ist 1728 geboren, suchte mit reiner Begeisterung in seinen Schriften für das Gesammtwohl der Menschheit zu wirken und starb am 15. Juni 1782. Es erschienen von ihm die Schriften: der Patriot (1758); über die Gesetzgebung (1758, 1760); die Träume eines Menschenfreundes (1759); über die Geschichte der Menschheit (1764, 1770, 1779, 2 Thle.), und von 1776 bis 1782 gab er die Ephemeriden der Menschheit heraus. — Hermann Samuel Reimarus, der Sohn eines Lehrers am Johanneum, ist im Jahr 1694 zu Hamburg geboren, studirte 1714 in Jena, promovirte in Wittenberg, wurde Adjunkt der dortigen philosophischen Fakultät, machte 1720 eine Reise nach Belgien und England, hielt dann in Wittenberg philosophische und philologische Vorlesungen, kam 1723 als Rector nach Wismar und 1727 als Professor der hebräischen Sprache und später auch der Mathematik an das Gymnasium in Hamburg, wo er im Jahre 1768 starb. Er gab hier den Dio Cassius vollends heraus und schrieb verschiedene Werke als Frucht seines tiefen und reifen Nachdenkens. Er schrieb: die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion in 10 Abhandlungen auf eine begreifliche Art erklärt und gerettet, Hamburg 1754 (erlebte 6 Auflagen); Betrachtungen über die Kunsttriebe der Thiere, 1762 (4. Aufl. 1798); die Vernunftlehre als eine Anweisung zum richtigen Gebrauch der Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit, aus zwei ganz untrüglichen Regeln der Einstimmung und des Widerspruchs hergeleitet, Hamburg 1756. Die hier aufgestellten Regeln wandte er gegen das Positive des Christenthums an in einem Werke, das er nicht zur Veröffentlichung bestimmte, das aber Lessing als Wolfenbüttelsche Fragmente eines Ungenannten herausgab. — Johann Heinrich Lambert, der Sohn eines Schneiders, ist im J. 1728 zu Mühlhausen im Sundgau geboren, sollte Schneider werden, lernte aber für sich daneben Mathematik, Philosophie und orientalische Sprachen. Weil er eine schöne Handschrift schrieb, ward er im fünfzehnten Lebensjahre Buchhalter in einem Eisenwerke, zwei Jahre später Secretär bei Iselin in Basel, dann Hofmeister beim Präsidenten von Salis in Chur, wo er acht Jahre blieb und dann seine Zöglinge 1756 nach Göttingen begleitete, wo er Correspondent der Societät der Wissenschaften wurde, hierauf 1757 nach Utrecht und 1758 durch Frankreich nach Turin und Chur ging. Im J. 1759 ging er nach Augsburg, schrieb sein Werk über die Photometrie, wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München und ging nach Erlangen, wo er 1761 Kosmologische Briefe über die Einrichtung des Weltbaues schrieb. Im J. 1763 ging er in's Veltlin, dann nach Leipzig und im Februar 1764 nach Berlin, wo er Oberbaurath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde und am 25. September 1777 starb. Er war ein großer Mathematiker und entdeckte auch die Theorie des Sprachrohrs. — Tetens ist 1737 geboren und 1807 gestorben. Er schrieb 1760: Gedanken über einige Ursachen, warum in der Metaphysik nur wenige ausgemachte Wahrheiten sind; und 1777 philosophische Versuche über die menschliche Natur. — Johann Georg Heinrich Feder ist 1740 zu Schornweisach bei Bayreuth geboren, wurde 1765 Professor in Koburg und 1768 ordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen, ging jedoch 1797 nach Hannover, wo er Mitdirektor des Gymnasiums, 1802 Hofbibliothekar und Justizrath wurde und 1821 starb. Er schrieb: Untersuchungen über den menschlichen Willen, 4 Bde., Lemgo 1779—93; Grundlinien zur Kenntniß des menschlichen Willens und der natürlichen Gesetze des Rechtsver-

haltens (Göttingen 1783; 3. Aufl. 1789) und eine Selbstbiographie, die sein Sohn 1825 herausgab. — Christian Garve ist am 7. Januar 1742 als der Sohn eines Färbers zu Breslau geboren, studirte im einundzwanzigsten Jahre zu Frankfurt a. d. O. Philosophie, dann Mathematik in Halle und zuletzt in Leipzig, von wo er 1767 nach Hause zurückkehrte. Im J. 1769 wurde er an Gellert's Stelle außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig, welches Amt er aber 1772 wegen Kränklichkeit wieder aufgab, worauf er nach Breslau ging. König Friedrich II. ließ ihn zu sich kommen und forderte ihn auf, Cicero's Buch von den Pflichten zu übersetzen, was er 1779 in Charlottenburg begann. Er starb am Gesichtskrebs am 1. Decbr. 1798. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: Ueber die Verbindung der Moral mit der Politik, Leipzig 1788; über den Charakter der Bauern und ihr Verhältniß gegen den Gutsherrn und die Regierung (Breslau 1786 und 1796); Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, Literatur und dem gesellschaftlichen Leben (5 Bde. 1792—98); Fragmente zur Schilderung des Geistes, Charakters und der Regierung Friedrich's II. (Breslau 1798, 2 Bde.). Er übersetzte des Aristoteles Ethik und Politik und sein Werk über Cicero's Pflichten erschien zu Breslau in 4 Bänden und bis 1801 in 5 Auflagen. — Johann August Eberhard ist am 31. August 1739 zu Halberstadt geboren, studirte 1756 in Halle Theologie, 1759 wurde er Hauslehrer beim Freih. v. der Horst und dann Conrektor und zweiter Prediger an der Hospitalkirche in Halberstadt, gab jedoch diese Stellen wieder auf, um mit seiner Zöglinge Familie nach Berlin zu gehen, wo er Prediger am Arbeitshause wurde und seine neue Apologie des Sokrates schrieb, die ihm viele Gegner verschaffte. Im J. 1774 wurde er Prediger zu Charlottenburg, mußte aber auf ausdrücklichen Befehl Friedrich's II. eingesetzt werden, weil man ihm viele Schwierigkeiten machte. Später ward er Professor der Philosophie in Halle, dann Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1805 geheimer Rath, 1808 Doktor der Theologie und starb am 6. Januar 1809. Er schrieb unter Anderem: Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens (Berlin 1776); Handbuch der Aesthetik (Halle 1803—5, 4 Bde.) und Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik (6 Bände, Halle 1795—1802). — Johann Jakob Engel, der Sohn eines Pfarrers, ist am 11. Sept. 1741 zu Parchim geboren, ging auf das Gymnasium zu Rostock, studirte daselbst Theologie und trieb dann Philosophie und Sprachen, weßhalb er 1765 nach Leipzig ging. Nachdem er mehrere Berufungen abgelehnt, ging er als Professor an das Joachimsthal'sche Gymnasium nach Berlin, wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Lehrer des Kronprinzen und Oberdirektor des Theaters, welche Stelle er aber 1794 niederlegte, worauf er nach Schwerin ging. Durch König Friedrich Wilhelm III. zur Rückkehr nach Berlin veranlaßt, lebte er wieder daselbst, zog sich aber durch übermäßiges Arbeiten und eine Reise zu seiner Mutter eine Krankheit zu und starb am 28. Juni 1802 zu Parchim. Von seinen Schriften sind zu nennen: der Philosoph für die Welt (Leipzig 1775—77, 2 Bde.); Fürstenspiegel (1798); Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten (1783); Lobrede auf Friedrich II. (1781); Ideen zu einer Mimik (2 Bde., 1785 und neuerdings von Th. Mundt 1845 herausgegeben); das Zeit- und Sittengemälde Lorenz Stark (1801); die Lustspiele: der dankbare Sohn (1770), und der Edelknabe (1774). Gesammtausgaben seiner Schriften erschienen Berlin 1801—6 in 12 Bänden und wiederholt 1844 u. ff.

193. Die Fortschritte der Philosophie konnten auch auf die Theologie nicht ohne Einwirkung bleiben und zwar um so mehr, als der Pietismus, der Anfangs die Aufklärungsbestrebungen beschützt hatte, nun selbst an einer ausschließlichen Richtung festhielt und neben die dogmatische Orthodoxie trat. Gegen diese erhob sich sodann die Philosophie und zwar lag die Gegenwirkung schon im Wolf'schen System, dessen Consequenzen immer mehr ausgebildet wurden.

Dieser neue deutsche Rationalismus ging hauptsächlich von Preußen aus, aber der Sieg wurde ihm nicht so leicht gemacht, denn in dem orthodoxen Sachsen erhob man sich sogleich dagegen und zwar auf eine allerdings richtig versuchte Weise, indem Christian August Crusius dem philosophischen Systeme ein anderes entgegenzusetzen unternahm, welches sowohl die Vernunft, als auch das orthodoxe theologische System befriedigen sollte. Mit vielem Scharfsinn gründete er auf die innere Nöthigung des Verstandes und mittelbar auf die Wahrhaftigkeit Gottes die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß und die sittliche Verbindlichkeit auf den freien Willen; aber sein System war reich an Mängeln, haltlos und der Erfolg bestand blos in einer Verfolgungssucht gegen alle freisinnigen Theologen und dem Hervorrufen eines Kampfes, den Lessing mit so schneidenden Waffen zu Ende führte. Bald wurde auch die orthodoxe Richtung durch große Theologen selbst abgewiesen, welche die Resultate der philosophischen Forschung in sich aufnahmen und auf die Theologie anwandten. In dieser Hinsicht wurde besonders Mosheim wichtig, der auch die deutsche Sprache wieder in die Theologie einführte und zwar den Supranaturalismus der Orthodoxen nicht bekämpfte, sondern sogar, so weit er haltbar war, vertheidigte, aber seine Stimme für unbefangene, besonnene Auffassung der theologischen Wissenschaft erhob, überall verständige Mäßigung eintreten ließ und durch sein von aller Pedanterie entferntes Wesen und religiöse Humanität treffliche Schüler um sich versammelte, welche in seinem Geiste weiter wirkten. Auch in der theologischen Moral entfernte er sich von den engen Schranken der Orthodoxie und bahnte er die Aufnahme rationalistischer Sätze und Ideen an. Endlich kann er als einer der Hauptbegründer unserer Kanzelberedtsamkeit angesehen werden, indem er in seinen heiligen Reden (1732) schon eine geschmackvollere Darstellung wählte und den Ausdruck seiner lichtvollen Entwicklung passend anzuschmiegen verstand. Neben ihm wirkte der vielfach verkannte Johann Christian Edelmann von Weißenfels, der gegen die orthodoxe Auffassung des Christenthums sich entschieden erhob, die Bibel für in späterer Zeit entstanden erklärte und sie wohl achtete, aber ihre ausschließliche Geltung verwarf. Er unterschied sich jedoch vielfach von den Rationalisten seiner Zeit, erhob sich mit herber Ironie und Schärfe gegen die Alles verketzernden Geistlichen, welche gereizte Stimmung noch durch zahlreiche Verfolgungen und Mißgeschicke gesteigert wurde, und konnte blos deshalb keine so große Wirksamkeit entfalten, weil er mit seiner Richtung allein in seiner Zeit stand und seine immerhin spekulative Theologie den Berliner eklektischen Rationalisten nicht zusagte. Ueberhaupt war sich die Aufklärung ihres Sieges viel mehr da bewußt, wo sie auf praktischem Gebiete wandelte, wie es der schon oben erwähnte Spalding bewies, der als ein ächter, edler Geistlicher überall darauf ausging, für die Aufklärung zu wirken, die Autorität der Vernunft neben dem Glauben verfocht und die sittlichen Principien vorzugsweise in der menschlichen Natur selbst suchte, wodurch er einen heftigen Streit

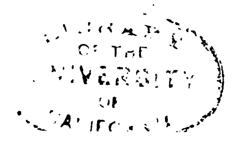
hervorrief. Seine Wirksamkeit nach dieser Seite ward aber noch größer dadurch, daß er nicht nur durch Schriften, sondern auch durch Predigten diese Ansichten verbreitete und bis zu seinem Ende seinen Grundsätzen treu blieb. Wie dieser in Preußen wirkte, so Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem in Hannover und Braunschweig, denn er hatte sich in England größere Weltkenntniß verschafft und suchte besonders den Glauben und die christliche Moral mit der philosophischen Denkfreiheit zu vermitteln, was er besonders in seinen Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der christlichen Religion (1768) versuchte. Auch um die deutsche Sprache selbst erwarb er sich Verdienste, indem er sie nicht nur gegen Friedrich's II. unpatriotische und lieblose Angriffe in seiner Schrift über deutsche Sprache und Literatur (1781) vertheidigte, sondern in seinen Predigten nach größerer Zierlichkeit strebte und nicht unwesentlich zur Vervollkommnung der Kanzelberedtsamkeit beitrug. Auch Zollikofer war ein ausgezeichneter Kanzelredner, der logische Gründlichkeit und Faßlichkeit mit einer aristokratischen Eleganz des Ausdrucks paarte und wenn er auch seinen Reden mehr eine moralisch-praktische Richtung gab, doch auch darin die vernünftige Aufklärung zu fördern strebte. In sprachlicher Hinsicht steht er aber allen seinen Vorgängern voran und die einzelnen Reden zeigen selbst, wie er auch in dieser Hinsicht immer zum Besseren fortschritt.

Auch auf dem Gebiete der Dogmatik und Hermeneutik beschritt die Theologie jetzt neue Wege, welche ihr Ernesti und Morus eröffneten. Beide schrieben fast nur lateinisch und konnten daher auf die deutsche Sprache nicht einwirken, aber Johann Salomo Semler wirkte auch in deutschen Schriften für eine freisinnigere Bibelerklärung und stürzte eine Menge alter Vorurtheile um. Nicht nur zum richtigeren Verständniß der Bibel trug er sehr viel bei, sondern er erkämpfte auch für die Theologie das Recht der freien gelehrten Untersuchung und erwies mit siegenden Gründen die Veränderlichkeit des Wissens von der Religion und den menschlichen Ursprung vieler religiösen Lehrsätze. Mehr dem alten Testamente wandte sich Michaelis mit seiner Hermeneutik zu und verstand es, dieselbe durch seine Kenntniß der Geschichte und Völker zu erweitern, ohne sich jedoch auf das Gebiet der Dogmatik einzulassen, die Teller in seinem Lehrbuche des christlichen Glaubens (1764) von den Ueberresten des Scholasticismus zu befreien und rein auf biblische Grundlagen zurückzuführen suchte. Hierdurch regte er natürlich alle Orthodoxen gegen sich auf, welche sogar den Staat dadurch gefährdet glaubten und die Polizei zu Hülfe riefen; aber die preußische Regierung brachte sie zum Schweigen, indem sie Teller von Helmstädt in die oberste Kirchenbehörde nach Berlin berief, wo er in größerem Maßstabe den vernunftgemäßen Fortschritt der religiösen Bildung zu fördern bestrebt war. Auch um die deutsche Sprache erwarb sich Teller Verdienste, da er mehrere sprachwissenschaftliche Arbeiten lieferte und aus der lutherischen Bibelübersetzung die Sprache zu bereichern suchte.

Was für Geschichte und Staatswissenschaften in dieser Zeit geleistet wurde, ist weniger bedeutend und die meisten Männer, die in dieser Periode ihre Wirksamkeit begannen, finden erst in der nächsten ihre Stelle, wie Möser, Moser und Schlözer. Ueberhaupt haben wir im Gebiete der Politik und Staatswissenschaften nie dieselbe Höhe erreicht, wie in den übrigen Gebieten des Wissens, weil wir nie eine wahre Oeffentlichkeit besaßen und ein nationaler Gemeingeist sich nicht entwickeln konnte. Nur wo diese Fächer in das Bereich der eigentlichen Gelehrsamkeit übergingen, hatten wir Erfolge, besonders im Gebiete der Geschichte. Hierher gehören besonders Pütter's deutsche Reichsgeschichte und seine Lehrbücher, welche viele Gelehrsamkeit zeigen, aber dennoch nur zu den Compilationen gehörten. Ebenso war Johann Christoph Gatterer für die Geschichte und Geographie thätig, klärte manche Punkte der alten Geschichte auf und führte eine bessere Methode in die akademischen Vorträge ein. Aber er schrieb zu vielerlei, zu rasch und Manches hat er gar nicht vollendet.

Christian August Crusius ist 1712 zu Leuna bei Merseburg geboren, studirte in Leipzig Theologie und Philosophie, wurde daselbst Professor der Theologie und starb am 18. Oktober 1755. In seinem Leben war er sehr rechtlich und fromm. Er schrieb: Entwurf der nothwendigen Vernunftwahrheiten (Leipzig 1745), und Logik, oder Weg zur Gewißheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß (1747). — Johann Lorenz Mosheim, aus einem steiermärkischem Geschlecht entstammend, ist 1694 zu Lübeck geboren, studirte zu Kiel, wurde 1718 Magister, 1719 Beisitzer der philosophischen Fakultät, 1723 Professor der Theologie in Halberstadt und 1726 Kirchen- und Consistorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelstein, dann Generalinspektor der Schulen im Herzogthume Wolfenbüttel, 1747 Kanzler der Universität Göttingen und starb daselbst 1755. Er hat besonders der Kirchengeschichte die pragmatische Gestalt gegeben. Er schrieb: Institutiones historiae ecclesiasticae (Helmst. 1755 und 1764, deutsch in 9 Bänden Leipzig 1769—78); Institutiones historiae christianae majores (1763); De rebus christianorum ante Constantinum commentarii (1753); Sittenlehre der heiligen Schrift (9 Bde., 1753—83); Anweisung erbaulich zu predigen (2. Aufl. Erlangen 1771); heilige Reden (3 Bde., Hamb. 1732, 2. Aufl. 1765). — Johann Christian Edelmann ist zu Weißenfels geboren, starb 1767 und hat verschiedene Schriften hinterlassen. Vgl. deutsche Jahrbücher v. Ruge, 1843. — Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem ist am 22. November 1709 als der Sohn eines Geistlichen zu Osnabrück geboren, studirte 1724 zu Leipzig und dann zu Leyden Theologie, ging als Führer von zwei jungen Leuten nach Göttingen, machte eine Reise nach London bis 1740, wurde beim Herzog von Braunschweig Reiseprediger, 1742 Erzieher des Erbprinzen und bewog den Herzog zur Gründung des Karolinums. Später wurde er Propst von St. Crucis und Aegidii, 1749 Abt zu Marienthal, 1752 zu Riddagshausen, 1771 Vicepräsident des Consistoriums in Wolfenbüttel und starb am 2. Sept. 1789. Von ihm sind hervorzuheben: Sammlung einiger Predigten (2 Bde., Braunschweig 1788—89); Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion (2 Bde., 6. Aufl. Braunschweig 1785). — Georg Joachim Zollikofer ist am 5. August 1730 zu St. Gallen geboren, besuchte das Gymnasium zu Frankfurt und Bremen und die Universität Utrecht, wurde 1754 Prediger zu Murten, 1758 Prediger der reformirten Gemeinde in Leipzig und starb hier am 25. Januar 1788. Er gab 1769—88 vier Sammlungen Predigten in sechs Bänden heraus und nach seinem Tode erschienen noch 9 Bände, die in 15. Bänden, Leipz. 1789—94, vereinigt wurden als Zollikofer's sämmtliche Predigten. Ein großes Verdienst erwarb er sich auch durch Herausgabe eines neuen Gesangbuchs (Leipz. 1766, 8. Aufl. 1786).

Ueber ihn: Garve, über den Charakter Zollikofer's, Leipz. 1788. — Johann Salomo Semler ist 1725 zu Saalfeld geboren und der Sohn eines Geistlichen, der später Pietist wurde und auch seinen Sohn zu einem Frömmler machte, worüber besonders der Herzog von Saalfeld eine große Freude hatte. Allein als er 1742 die Universität Halle bezog, machte er sich davon los und schloß sich besonders an Baumgarten an, dem er bei verschiedenen Arbeiten half. Im Jahre 1749 kam er nach Koburg, erhielt den Professortitel, redigirte im nächsten Jahre die dortige Zeitung, erhielt den Auftrag zur Abfassung einer Staatsschrift über die Streitigkeiten des Herzogs von Württemberg mit seinen Vasallen, wurde 1751 Professor der Geschichte und Poesie in Altdorf, erhielt im nächsten Jahre einen Ruf als Professor der Theologie nach Halle, wo er anfangs mit vielen Ränken zu kämpfen hatte, wurde 1757 Direktor des theologischen Seminars, das ihm jedoch 1779 wieder genommen wurde, gab sich später mit Mineralogie und chemischen Versuchen ab, zeigte sich 1788 sehr zweideutig, als er das preußische Religionsedikt in Schutz nahm, und starb 1791, nachdem er besonders zum richtigen Verständniß des neuen Testaments Vieles geschrieben und Bedeutendes geleistet hatte. — Johann David Michaelis, der Sohn eines Professors, wurde am 27. Februar 1717 zu Halle geboren, besuchte daselbst die Schulen, machte eine Reise nach England und Holland, fertigte den wissenschaftlichen Katalog der Universität zu Halle, wurde 1745 Professor der Philosophie in Göttingen, 1751 Sekretär der Societät der Wissenschaften, leitete 1753 bis 1770 die Göttinger gelehrten Anzeigen, verwaltete 1761 bis 63 die Bibliothek, von 1761 an auch das philologische Seminar, machte Vorarbeiten zu einer Reise nach Arabien, wurde Mitglied der Akademieen von London und Paris, kaiserlicher Rath, 1787 Geheimer Rath und starb am 22. August 1791. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: Einladung in die göttlichen Schriften des Alten Bundes (Göttingen 1750 und 1787—88, 2 Bde.); Mosaisches Recht (6 Bände, Frankfurt 1770—77, in 5 Bänden 1776—80); Moral, herausgegeben von Stäudlin (3 Bände, Göttingen 1792 bis 1823), und seine Selbstbiographie. — Wilhelm Abraham Teller, der Sohn eines Theologen, ist am 9. Januar 1734 zu Leipzig geboren, besuchte daselbst die Schulen, wurde 1755 Katechet an der Peterskirche, 1762 Generalsuperintendent, Professor der Theologie und Hauptpastor in Helmstädt, dann Oberconsistorialrath, Propst und erster Pastor an der Petrikirche zu Berlin, wurde 1786 Mitglied der Akademie, hatte 1788 viel durch das Religionsedikt zu leiden, verband sich aber selbst mit den Orthodoxen und starb am 9. December 1804. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: Lehrbuch des christlichen Glaubens (1764); Wörterbuch des neuen Testaments (Breslau 1772, 6. Aufl. 1805); Religion der Vollkommeneren (1792); Anleitung zur Religion überhaupt und zum Allgemeinen des Christenthums insbesondere und Magazin für Prediger (10 Bände, 1792 bis 1801. — Johann Stephan Pütter wurde zu Iserlohn geboren, ging schon im dreizehnten Jahre auf die Universität Marburg, 1739 nach Halle, 1741 nach Jena, 1742 wieder nach Marburg, hielt 1744 daselbst Vorlesungen, machte eine Reise nach Wien, wurde 1746 außerordentlicher Professor der Rechte in Göttingen, 1757 Professor des Staatsrechts und Hofrath, ging 1764 mit der Braunschweigischen Wahlgesandtschaft nach Frankfurt, erhielt verschiedene Rufe, wurde Geheimer Justizrath, 1797 erster Professor der Rechte, ließ sich 1805 pensioniren und starb am 12. August 1807. Von seinen zahlreichen Schriften hat seine „Historische Entwicklung der Verfassung des deutschen Reichs" (3 Bde., Göttingen 1786, 3. Aufl. 1793) noch jetzt Werth. — Johann Christoph Gatterer ist am 13. Juli 1727 zu Lichtenau bei Nürnberg geboren, studirte zu Altdorf, wurde 1755 Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg, 1758 Professor der Geschichte in Göttingen, beherrschte das ganze Gebiet der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften, klärte besonders die alte Geschichte auf und starb als Hofrath am 5. April 1799. Er hat über alle Fächer der Geschichte zahlreiche Bücher geschrieben, sowie ein historisches Journal herausgegeben, war



Mitglied der Societät der Wissenschaften und stiftete 1761 das historische Institut, dessen Direktor er seit 1767 war.

194. Die Reibungen, welche auf diesen Gebieten des Wissens entstanden, trugen viel dazu bei, eine Wiedergeburt unserer Nationalliteratur hervorzurufen; ein vollständiger Umschwung wäre aber wohl nicht eingetreten ohne Friedrich II., der die Aufklärung mächtig förderte, das Fürstenthum mit dem Volksthum zu vereinigen suchte und der Gründer einer wieder mehr volksthümlichen Politik war. Indem er die Sclaverei des Geistes brach, selbst wieder eine bedeutende Persönlichkeit war und der siebenjährige Krieg mit seinen rasch auf einander folgenden Ereignissen die Geister in Bewegung setzte und das nationale Gefühl anregte, hat er unserer Literatur unendlich genützt, obschon er selbst das Wesen derselben gänzlich verkannte und von der deutschen Poesie nichts erwartete, wozu freilich auch Canitz und Gellert keine Berechtigung geben konnten. Mag er daher auch im Einzelnen unnational gehandelt und mit despotischer Gewalt in die Gerechtigkeit eingegriffen haben, so ist es doch Wahrheit, daß ohne Friedrich II. kein Lessing möglich war und ohne diesen sich die deutsche Literatur nicht so rasch und kräftig aufgeschwungen hätte. Neben diesem wirkte auch Jean Jacques Rousseau bedeutend, indem er den Grundsatz aufstellte, daß die Civilisation die Menschheit verdorben habe und das unmittelbare Naturleben ihr idealer Zustand sei, worauf die Gesetze und Institutionen zurückgehen müssen, wenn der Welt wieder aufgeholfen werden soll. Durch seine neue Heloise und den Emil, wovon besonders die erstere eine Lieblingslectüre des gebildeten Publikums wurde, durchdrangen diese Ideen bald alle Schichten der Gesellschaft und unterstützten die Bestrebungen der Aufklärer. Nicht minder wirkte aber auch der durch Wieland's Uebersetzung dem deutschen Volke bekannt gewordene Shakespeare, bei welchem die reine Stimme der Natur, ächt menschliche Gefühle und Gesinnungen, die Sinnlichkeit in ihrem unverfälschten Tone, die Vernunft in ihrer wahren Sprache redeten, die Sünde nicht in der Maske der Tugend und die Tugend nicht in dem Heuchlergewande der Demuth erschien, sondern sich jedes in seiner eigenen, wahren und ächten Gestalt zeigte. Besonders wurde der Einfluß Shakespeare's bedeutend, als Lessing darauf hinwies, worin der wahre Kern seiner Poesie bestand und womit er mit dem deutschen Geiste verwandt war, und als er zeigte, in welcher Hinsicht die deutsche Literatur diesen nachahmen könne und müsse.

Einen ebenso großen und vielleicht noch mächtigeren Einfluß auf unsere Literatur übte aber das uns in dieser Zeit gewordene tiefere Verständniß des antiken Lebens, besonders des griechischen Geistes und griechischer Kunst, und hier hat W i n k e l m a n n ein Verdienst sich erworben, das von unberechenbaren Folgen nicht nur für Deutschland, sondern für das ganze gebildete Europa wurde, denn hier zeigte sich die Versöhnung der Natur und des Geistes in überzeugender Wahrheit und in den herrlichsten Gestalten. In Armuth geboren und aufge-

wachsen, wurde die griechische Kunst seine Sehnsucht und sein Verlangen, ihr zu Liebe ertrug er alle Entbehrung, opferte er, was ihm das Schönste und Heiligste war, um zu dem Resultate seiner reichen antiquarischen Studien auch noch die künstlerische Anschauung zu gesellen, und fand endlich in Italien, was er suchte und erstrebte, obwohl auch seinem Blicke klar wurde, daß zu der Höhe des Alterthums unser Auge und unsere Zeit sich nicht mehr völlig erheben kann. Mit dem Geiste der platonischen Philosophie vertraut, drang er in die Tiefe der antiken Kunst ein und erklärte mit genialer Anschaulichkeit den Sinn und die Gestalt der alten Meisterwerke, wobei man ihm nicht verargen darf, daß er auch hier und da sich von seiner Begeisterung fortreißen ließ und auf Abwege gerieth. In seiner Kunstgeschichte, welche man eine historische Metaphysik des Schönen aus den Alten nennen könnte, zeigt er uns die Entwicklung der griechischen Kunstidee nach ihren verschiedenen Epochen und Stilformen, zeichnet er die einzelnen Werke nach ihrer wahren Physiognomie und läßt sie gleichsam wie aus des Künstlers Händen vor unseren Blicken sich wieder neu gestalten, wodurch wir auf einmal befreit wurden von unseren falschen Ansichten vom Alterthume und der trockenen Schulgelehrsamkeit, die über der Erklärung des Realen vom Geiste gar keine Notiz genommen hatte. Dazu schrieb Winkelmann seine Geschichte der Kunst in deutscher Sprache, voll Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit und schuf sich einen Stil, der wie ein Kunstwerk der Alten erscheint und worin jeder Gedanke in allen Theilen gebildet hervortritt und edel, einfach, erhaben und vollendet darsteht. Erst durch Winkelmann's Vorgang konnte Lessing neues Licht verbreiten und die reinen ästhetisch-idealen Principien auch auf die poetischen Produktionen anwenden, erst durch ihn Göthe zu seiner wahren poetischen Ausbildung gelangen.

Johann Joachim Winkelmann ist am 9. December 1717 als der Sohn eines armen Schuhmachers zu Stendal geboren, besuchte die Schule daselbst und zu Salzwedel, dann das kölnische Gymnasium zu Berlin und hierauf 1738 die Universität Halle, um Theologie zu studiren, die er aber bald mit alten Sprachen vertauschte. Im Jahre 1741 war er in Osterburg Hauslehrer, lernte dann unter fortwährenden Nahrungssorgen zu Jena Italienisch und Englisch, sammelte bei Adeligen, Beamten und Pfarrern milde Beiträge ein, um in Hamburg die besten Ausgaben der alten Klassiker in der Fabricius'schen Bücherversteigerung erwerben zu können, und nahm 1743 die Conrektorstelle an der Schule zu Seehausen an. Die drückendsten Amtsgeschäfte und Sorgen konnten ihm seine Begeisterung für das Alterthum nicht nehmen und endlich nahm ihn der Graf von Bünau zu sich nach Nöthenitz bei Dresden, um ihm bei seinen geschichtlichen Arbeiten zu helfen. In Dresden hatte nun Winkelmann Gelegenheit, die reichen Kunstschätze zu betrachten und tüchtige Maler und Kunstkenner kennen zu lernen, so daß sich sein Wunsch, Italien selbst zu sehen, zu unauslöschlicher Sehnsucht steigerte. Allein es fehlten ihm dazu die Mittel und nach manchen Bedenklichkeiten entschloß er sich endlich im Jahre 1754, den Vorschlag des päpstlichen Nuntius Archinto anzunehmen, der ihm eine Stelle an der vatikanischen Bibliothek versprach, wenn er katholisch werden wolle. Nachdem er die Schrift: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke (1755) herausgegeben, ging er nach Rom, wo er durch die Bekanntschaft mit dem Kardinal Albani und dem

berühmten Maler Raphael Mengs die gewünschte Unterstützung bekam, die Kunstschätze des Alterthums aufsuchte und verstehen lernte und es ihm endlich gelang, den Geist der alten Kunst und ihrer Werke so klar in ihrer ursprünglichen Reinheit und Schönheit zu schauen wie kein Anderer. Er schrieb nun 1761 über die Baukunst der Alten, im nächsten Jahre über die herkulanischen Entdeckungen und wurde 1763 Oberaufseher über die Alterthümer in und um Rom, sowie Scrittore am Vatican. Hier arbeitete er nun sein Meisterwerk „die Geschichte der Kunst“ aus, welches seinen Ruhm durch ganz Europa verbreitete und Winkelmann beschloß von nun an für immer in Italien zu bleiben, nachdem er noch einmal seine Freunde und seine Heimath besucht. Zu diesem Ende begann er 1768 seine Reise nach Deutschland; doch schon in Tyrol änderte sich seine heitere Stimmung, die gothische Bauart und das düstere kalte Klima machte ihn schwermüthig und als er nach Regensburg kam, konnte er es in Deutschland nicht mehr aushalten und trat er die Rückreise über Wien an, wo er von Maria Theresia und dem Fürsten Kaunitz sehr wohlwollend aufgenommen wurde. Schon war er wieder in Triest und sah er wieder italienischen Himmel über sich, als er mit einem Fremden Namens Arcangeli bekannt wurde, der sich für einen Kunstfreund ausgab und Winkelmann, als dieser ihm seine Goldmünzen zeigen wollte, am 8. Juni 1768 ermordete. Winkelmann's Werke wurden zu Dresden 1808 bis 1820 in 8 Bänden von Fernow, Meyer und Schulze herausgegeben und später auch nebst den Kunstbeilagen von Eiselein zu Donauöschingen nachgedruckt.

195. Nachdem für die Literatur durchaus neue Richtungen und Grundsätze gewonnen waren, galt es, sie auch in das Leben einzuführen und durch die Kritik bei den einzelnen Werken geltend zu machen. Zu diesem Behufe wurden neue periodische Zeitschriften nothwendig, welche den alten Schlendrian verließen, einen ganz andern Ton anschlugen und die Kritik auf wissenschaftliche Grundsätze basirten. Auch hier ging der neue Journalismus von Berlin aus, wo schon Ramler die wissenschaftliche Kritik eröffnet hatte. Hier ist zuerst Christian Friedrich Nicolai wichtig, der freimüthig und gebildet als Buchhändler es verstand, seine literarischen Grundsätze zur Verbreitung zu bringen und sein ganzes Leben hindurch eifrig für Aufklärung bestrebt war und sich dadurch große Verdienste erwarb, wenn er sich auch später auf Abwege fortreißen ließ. Schon im Jahre 1755 hatte er in den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland sich für die ästhetische Freiheit gegenüber von Gottsched und den Zürichern erklärt und dadurch die scharfsinnigen Denker Lessing und Mendelssohn zu Freunden erworben, da diese demselben Ziele zusteuerten. Anfangs gründete er im Jahre 1757 mit Mendelssohn und Weiße die Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften, woran auch Lessing öfters mit arbeitete; aber hierin herrschte noch zu sehr die Tendenz und Haltung der früheren Zeit, als daß Letzterer Großes davon hoffte, denn er war der Ueberzeugung, daß man dafür vollständig mit der Vergangenheit brechen müsse. Darum gaben Lessing, Nicolai, Mendelssohn und Abbt vom Jahre 1759 an die Briefe, die neueste Literatur betreffend, heraus, welche es sich zur Hauptaufgabe machten, alles Veraltete, Mittelmäßige und Geistlose mit größter Entschiedenheit zu bekämpfen, ohne irgend welche persönliche Rücksicht zu nehmen. Hiermit begann die freie, selbstständige ästhetische Kritik, der Anfang des guten

Geschmacks und der Erfolg der Zeitschrift war ungeheuer. Diese Richtung konnte aber nur so lange eingehalten werden, bis der gesetzte Zweck erreicht war, und Lessing sah zu gut ein, daß der hier angeschlagene Ton nach dieser Zeit zur Ausschließlichkeit führe und dann schade. Deßhalb zog er sich im Jahre 1765 zurück und Nicolai gab von da an mit Mendelssohn die allgemeine deutsche Bibliothek heraus, welche den Gesichtskreis erweiterte, die gesammte Literatur umfaßte, aber das rationalistisch-pragmatische Princip zu ausschließlich festhielt und dadurch mit dem frischen jungen Leben der späteren genialen Zeit in Opposition gerieth und sich lächerlich machte. Dessen ungeachtet sind die Verdienste Nicolai's nicht zu verkennen, der die Sache der Aufklärung mächtig förderte und die subjective Freiheit des Geistes zum Grundartikel seines Glaubens machte. Er war der Mittelpunkt und Repräsentant der Aufklärung, welche von Berlin ausging; er verbreitete die französische abstrakte Verstandesphilosophie und sein Irrthum war bloß der, daß er noch daran festhielt, als die Zeit sie schon überholt hatte. Diese Zähigkeit, die ihn einem Lessing entfremdete, führte ihn freilich zur Einseitigkeit und Verfolgungssucht, aber er hat doch auch das Pfaffenthum und die Geistesverdunkelung mit Erfolg bekämpft, dem Aberglauben des Mysticismus gesteuert und dadurch seine Mission erfüllt. Seine literarischen Arbeiten konnten sich jedoch bei so nüchterner Anschauungsweise und allem Mangel an Poesie nicht zu irgend einer Wichtigkeit erheben, wenn sie auch damals viel von sich sprechen machten. Dahin gehört sein Volksliederalmanach, den er der Begeisterung Herder's für das Volkslied entgegensetzte; die Geschichte eines dicken Mannes, worin er den Eigendünkel der genialen Jugend geißelte und die gerade vorliegende Schul- und Erziehungsfrage besprach; das Leben und die Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutschen Philosophen, welches Buch er der Kantischen Philosophie entgegensetzte; sein wirklich lächerlicher Anti-Werther und endlich sein Sebaldus Nothanker. Hierin hat er mit individueller Lebendigkeit und oft sogar gemüthlich das anmaßende Treiben der herrschsüchtigen Geistlichen und die weiche, zerfließende Sentimentalität geschildert, ohne dem Werke ästhetischen Werth geben zu können, und auch seine Reise durch Deutschland und die Schweiz deckt offen das Treiben des Pfaffenthums und die Umtriebe des Mysticismus auf, wodurch er nützlich wirkte, aber nur hat er darin oft zu grell gesehen, zu viel Schlimmes gesucht und sich überhaupt in zu Vieles gemischt, über zu viele Dinge abgesprochen, die außer seiner Sphäre lagen und wozu seine philisterhafte Verstandesansicht nicht ausreichte, so daß er, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil die starken Schläge verdiente, welche ihm seine Zeit, besonders aber Göthe und Schiller in den Xenien versetzten.

Christoph Friedrich Nicolai ist am 18. März 1733 zu Berlin geboren, lernte 1749 zu Frankfurt a. d. O. den Buchhandel, studirte aber Mathematik, Geschichte und Philosophie daneben und schrieb 1756 seine Briefe über den jetzigen Zustand der schönen

Wissenschaften (Berlin 1756), die ihn mit Lessing und Mendelssohn befreundeten. 1757—1759 gab er in vier Bänden die Bibliothek der schönen Wissenschaften heraus, 1759—65 im Verein mit seinen Freunden die Briefe, die neueste Literatur betreffend, 2 Bände, und 1765 die allgemeine deutsche Bibliothek, die er bis zum 107. Bande 1792 leitete. Anfangs war dieselbe von großer Wirksamkeit, als aber der Ton immer herber und schonungsloser wurde und viele Streitigkeiten ihr das Ansehen raubten, verlor sie an Gehalt und Gewicht und schadete nur Nicolai. Dieser war auch sonst als Schriftsteller thätig; er schrieb eine topographisch-historische Beschreibung von Berlin und Potsdam (Berlin 1763, III. Auflage 1786, 3 Bde.); charakteristische Anekdoten von Friedrich II. (Berlin (1788—92, 6 Hefte); Freimüthige Anmerkungen oder des Ritters v. Zimmermann Fragen über Friedrich den Großen (Berlin 1791—92, 2 Bde.); Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker (mit Kupfern von Chodowiecki, in 4 Auflagen, Berlin 1799); Geschichte eines dicken Mannes (Berlin 1794, 2 Bde., mit Kupfern von Meil); Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz (1781, 3. Aufl. 1788—89, 12 Bände). Leben und Meinungen Sempronius Gundibert's, eines deutschen Philosophen (1798); Feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr Volkslieder (1777 und 1778), worin er einige willkommene Lieder mittheilte, obschon er das Buch blos als Spott auf Herder's Volkslieder schrieb; Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, nebst einem Anhange über das Entstehen der Freimaurer (1782); Bemerkungen über die Geschichte der falschen Haare und Perücken (1801). Seine Selbstbiographie ist von Löwe herausgegeben. Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß, herausgegeben von Göckingk, erschien Berlin 1820.

196. Neben Nicolai und zum Theil in gleicher Richtung wirkte der schon genannte Moses Mendelssohn, der sich seine höhere Bildung unter schwerem Druck der äußeren Verhältnisse selbst verschaffte und sowohl durch seinen Geist als seine Kenntnisse in der Mathematik, Philosophie und Literatur die Freundschaft Lessing's und Nicolai's gewann. In der mit Lessing gemeinschaftlich verfaßten Schrift „Pope ein Metaphysiker" bewies er die Nichtigkeit dieses angeblichen Dichtergenies und Philosophen und die Seichtigkeit der deutschen Schulsystematiker und verfocht auch später immer die Sache der Aufklärung und Denkfreiheit. Doch war er zu schüchtern, ohne Energie und Entschiedenheit, um so eingreifend zu wirken wie Lessing, und wenn er auch mit seinem Verstande das Richtige leicht und sicher herausfand, so fehlte ihm wieder der originelle Geist und das Verständniß der Idee, so daß er bei dem pragmatischen Rationalismus stehen blieb und sich eine Art eklektischer Philosophie bildete, wie er sie für seine Zwecke passend erachtete. Ueberhaupt konnte er es auch in seinen philosophischen Ansichten zu keiner Entscheidung bringen und es fehlte ihm sowohl an Schärfe der Dialektik, als auch an vernünftiger Idealität, so daß höchstens sein halb ironischer Vortrag und sein Zurückgehen auf praktische Lebensweisheit dazu Veranlassung gab, daß man ihn mit Sokrates verglich, der doch überall das Unendliche im Auge hatte, während Mendelssohn nur eine Dialektik des Endlichen besaß und nirgends mit wahrhafter Tiefe und Gründlichkeit untersuchte. Einen großen Theil seines Rufs verdankte er seinen Briefen über die Empfindungen, seinem Phaedon oder über die Unsterblichkeit der Seele, und den Morgenstunden, worin er das Dasein Gottes beweisen

wollte. Diese Schriften werden auch heut zu Tage noch mehr gelobt als gekannt und die Kritik muß auch hier geltend machen, daß sich dabei der gesunde Menschenverstand an Fragen gemacht hat, die er nicht bewältigen konnte. Sein Jerusalem ist in ähnlichem Sinne geschrieben und bespricht die Emancipation der Juden, wobei auch treffende Bemerkungen über Staat, Menschenrechte und religiöse Autorität gemacht werden. Endlich ist seiner Schrift an die Freunde Lessing's zu gedenken, worin er seinen Freund gegen den Verdacht des Spinozismus vertheidigte, aber damit auch die Auflösung seines schwächlichen Körpers beschleunigte. Jedenfalls verdient Mendelssohn eine rühmliche Stelle in der Literatur und hat seine Nachfolger gelehrt, dunkle und schwere Spekulationen der Metaphysiker deutlich und verständlich der gebildeten Welt vorzutragen.

Mit Mendelssohn und Nicolai verbündet in den Bestrebungen zur Verbreitung der Aufklärung und ein Theilnehmer an den Berliner Zeitschriften war auch Thomas Abbt aus Ulm, der in seinen Schriften mehr populär als wissenschaftlich war und in dieser Hinsicht der früheren Zeit etwas näher stand. Er war ein Philosoph des Menschen, des Bürgers und des gemeinen Mannes und seine hervorragendsten Schriften: vom Verdienste und vom Tode für's Vaterland sind lebendig und in eigenthümlicher Sprache geschrieben, wobei letztere Schrift noch dadurch bemerkenswerth ist, daß sie aus der Begeisterung des siebenjährigen Kriegs hervorging. Abbt war besonders auch gegen den Pastor Goeze aufgetreten, den später Lessing so erfolgreich bekämpfte. Hinsichtlich seiner Darstellung sucht er zu sehr die kräftige Kürze und Gedrungenheit eines Tacitus und Sallust nachzuahmen, um originell zu erscheinen, und wurde dadurch oft zu gezwungen. Uebrigens endete mit diesen Männern der Berliner Rationalismus noch nicht, sondern er setzte sich in der Berliner Monatsschrift von Biester und Gedicke noch lange fort und erhielt sich bis zu Ende des Jahrhunderts, bis die scharfsinnigeren deutschen Denker die französische Philosophie vollends aus dem Felde schlugen.

Moses Mendelssohn ist am 12. September 1729 zu Dessau von jüdischen Eltern geboren, wo sein Vater Lehrer und Zehngebotschreiber war, erhielt von diesem Unterricht in hebräischer Sprache und dem Talmud und studirte des Maimonides Werk, More Nebochum (Führer der Irrenden) so eifrig, daß er dadurch einen gekrümmten Rücken und eine schwache Gesundheit bekam. Dieses Buch weckte seine Denkkraft und als er 1742 nach Berlin ging, suchte er mit den besten Denkern seines Volks bekannt zu werden, wo ihn der verfolgte Mathematiker Israel Moses mit Euklid's Elementen bekannt machte und Andere ihn zum Studium alter und neuer Sprachen ermunterten. Er ward nun Hauslehrer bei einem reichen Seidenfabrikanten, dann Aufseher, Faktor und zuletzt Theilnehmer des Geschäfts. Er lernte 1754 Lessing kennen, schrieb seine Briefe über die Empfindungen. arbeitete an der allgemeinen deutschen Bibliothek, schrieb dann seine übrigen Schriften, meistens in dialogischer Form, und starb 1786. Seine Schriften wurden in mehrere Sprachen übersetzt und sind neuerdings zu Leipzig 1843—45 in 7 Bänden und 1838 zu Wien in 1 Band erschienen. — Thomas Abbt ist im Jahre 1738 zu Ulm geboren, ging nach Beendigung seiner Studien in andere Länder, wurde zu Bückeburg schaumburg-lippe'scher Hofrath und starb daselbst im Jahre 1766. Er hat nicht nur die

erwähnten Schriften, sondern auch einige Satiren geschrieben und eine Sammlung seiner vermischten Werke, sechs Theile umfassend, erschien nach seinem Tode, 1771—81 zu Berlin.

197. Bevor wir auf Lessing selbst übergehen, müssen wir noch das Drama vor ihm betrachten, weil dies die einzige Dichtungsart war, in welcher unsere neuere Dichtung ihr Ziel erreichen konnte und wodurch vorzüglich Lessing den großartigen Umschwung herbeiführte. Zu Gottsched's Zeiten lag die dramatische Dichtung im größten Verfalle und eine Besserung derselben ließ sich weder von den Höfen noch auch von den Schauspielern selbst erwarten. Darum ist Gottsched's Verdienst kein geringes, daß er mit Hülfe der französischen Stücke die deutsche Bühne wieder zu Ansehen zu bringen suchte, den Hanswurst von der Bühne verbannte und die Oper bestritt, welche ohnehin nach und nach einging. Hierbei war ihm die Schauspielerin Neuber, welche 1780 nach Leipzig kam, von großem Nutzen, da sie nicht nur einen besseren Begriff von Versen und tragischem Spiele besaß, sondern es auch verstand, tüchtige Schauspieler auszuwählen, so daß ihre Truppe als die erste Deutschlands galt und ihr Beispiel überall leicht Nachahmung fand. Sie führte zuerst französische Stücke auf, Gottsched sorgte für zahlreiche Uebersetzungen derselben, schrieb seinen Cato, ermunterte Freunde und Schüler zu Originalproduktionen und brachte so die Bühne wieder auf einen anständigen Weg, so daß sie bei den Gebildeten wieder Eingang fand und zu Ansehen kam. Durch das längere Verbleiben dieser Truppe in Leipzig konnte dabei auch auf die Ausbildung des Geschmacks bei dem Publikum gewirkt werden und da hier kein Hof seinen Einfluß geltend machen konnte, so entging man der Gefahr, daß durch höhere Einwirkung die Bühne wieder auf Abwege geführt wurde. Bis zum Jahre 1750 lieferte Leipzig allein Alles, was für die Bühne Bedeutung hatte, und gerade in dieser Dichtungsart blieb Gottsched's Ansehen am längsten in Geltung, wobei freilich Alles, was vor Lessing geschrieben wurde, keinen großen Fortschritt beurkundete. Zuerst wirkten für das Drama die Gebrüder Schlegel, von denen der jüngere, Johann Heinrich Schlegel, zwar nur englische Stücke übersetzte, aber dadurch auf den englischen Geschmack hinüberleitete und statt des langweiligen Alexandriners den fünffüßigen Jambus einführte, den später auch Lessing gebrauchte und der fortan zum Vortheile des Drama's allgemein in Aufnahme kam und blieb. Der ältere Bruder Johann Elias Schlegel war dagegen sehr produktiv und wurde in seiner schon auf der Schule begonnenen dramatischen Schriftstellerei von Gottsched sehr aufgemuntert. Sein erstes Stück war Dido und daneben entstanden seine Trojanerinnen und Orestes und Pylades, auch schrieb er schon 1742 seinen epischen Versuch, Heinrich der Löwe. Das Glück begünstigte ihn, er gewann in Kopenhagen Holberg für sich und hier schrieb er dann auch Stücke mit vaterländischem Inhalt, wie seinen Hermann und Kanut; diese sind viel besser als die Gottsched'schen und folgerichtig angelegt, aber bei aller Vaterlandsliebe ist darin wenig Deutsches und Eigenthüm-

liches zu finden und sie leiden nur zu oft an Mangel der Handlung und Ueberfluß der Rede, so daß ihnen eigentlicher poetischer Werth nicht zugestanden werden kann. Obschon seine Lustspiele lebhafter sind, so leiden auch diese nur zu oft an Langweiligkeit, was freilich auch daher kommen mag, daß er das, was er in der ersten Begeisterung schrieb, nachher wieder mit zu viel Fleiß und Anstrengung umarbeitete. Zu der Leipziger Schule gehörte auch Karl Franz Romanus, welcher Komödien schrieb und darunter die beliebte Farce Krispin der Vater. Allein auch dieser ist zu wenig selbstständig und hat das Meiste bei seinen Stücken entlehnt. In Folge einer Preisaufgabe, welche Nicolai stellte, thaten sich zwei junge Talente im Schauspiele hervor, nämlich: Joachim Wilhelm Freiherr v. Brawe, der schon früher den Brutus, ein heroisches Trauerspiel in fünffüßigen Jamben voll Kraft und Kühnheit schrieb, und Joh. Friedrich Freiherr v. Cronegk. Der Erstere lieferte seinen Freigeist, ein bürgerliches Trauerspiel in Prosa, welches schon einen Fortschritt bezeichnete und selbst von Lessing des Druckes für würdig gehalten wurde, Cronegk aber seinen Codrus, der noch ganz zu den Nachahmungen der Franzosen gerechnet werden kann, obgleich er lange als ein unübertreffliches Originalstück galt. Hätte Cronegk länger gelebt, so würde er wohl noch Besseres geleistet haben, aber er starb schon in seinem 27. Jahre. Außer diesem schrieb er noch zwei unvollkommene jugendliche Versuche, die Lustspiele: der Mißvergnügte und der Mißtrauische, sowie das größere Gedicht: Einsamkeiten, in fünf Gesängen.

Johann Heinrich Schlegel ist 1724 zu Meißen geboren, studirte 1741 zu Leipzig Jurisprudenz, beschäftigte sich besonders mit der schönen Literatur, wurde Secretär der dänischen Kanzlei in Kopenhagen und starb daselbst 1780 als Professor der Geschichte, königlicher Historiograph und Justizrath. Er übersetzte mehrere Schauspiele von Thomson und anderen englischen Dramatikern und schrieb eine Geschichte der dänischen Könige aus dem oldenburgischen Stamme, Kopenhagen und Leipzig 1777, 2 Bde. in Fol. — Johann Elias Schlegel ist am 28. Januar 1718 zu Meißen geboren, machte schon in seinem zwölften Jahre Verse, besuchte die Schule zu Schulpforte, las mit Eifer den Sophokles und Euripides und verfertigte schon hier sein Trauerspiel: Die Trojanerinnen. Als er 1739 zu Leipzig Jurisprudenz studirte, wurde er mit Gottsched und den dortigen jungen Dichtern bekannt und wurde von Ersterem in seinen dramatischen Arbeiten ermuntert, so daß er auch seine Stücke in Leipzig aufführen ließ. 1743 kam er als Privatsecretär nach Kopenhagen, wo er 1745—46 die Wochenschrift „Der Fremde" herausgab und dänische Geschichte, Sprache und Verhältnisse darin besprach, erhielt 1748 die Stelle als außerordentlicher Professor an der Ritterakademie zu Soroe, hatte aber mit Nahrungssorgen zu kämpfen und starb schon 1749. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Kopenhagen und Leipzig 1761—1770 in fünf Bänden. Seine einzelnen Stücke sind: Die Tragödien: Hermann, Dido, Kanut, die Trojanerinnen, des Sophokles Elektra und Orest und Pylades; und die Lustspiele: der geschäftige Müßiggänger, der Geheimnißvolle, die stumme Schönheit, die lange Weile und Triumph der guten Frau. — Karl Franz Romanus ist 1731 zu Leipzig geboren, wurde wirklicher geheimer Kriegsrath in Dresden und starb 1787. Seine Komödien erschienen 1767 zu Dresden und später schrieb er noch die Lustspiele: der Verläumder und der Unschlüssige, welche daselbst 1778 erschienen. — Joachim Wilhelm Freiherr v. Brawe wurde 1738 zu Weißenfels geboren, besuchte Schulpforte

und dann die Universität Leipzig, bewarb sich 1756 um den von Nicolai ausgesetzten Preis mit seinem Freigeist, schrieb, ehe noch das Urtheil darüber gefällt wurde, den Brutus und starb 1758 an den Blattern. Lessing gab 1768 zu Berlin seine beiden Stücke heraus. — Johann Friedrich Freiherr v. Cronegk ist am 2. September 1731 als der Sohn des Generalfeldmarschall-Lieutenants des fränkischen Kreises geboren, studirte 1749 in Halle und im nächsten Jahre in Leipzig, wurde mit Gellert, Rabener, Kästner und Weiße bekannt und schrieb eine Satire auf Schönaich's poetische Krönung, sowie eine Sammlung von Grabschriften in Knittelversen auf die Gottschedianer. 1752 wurde er in seiner Heimath Hof- und Justizrath, machte eine Reise nach Italien und Frankreich, schrieb seinen Codrus und starb am 31. Dezember 1758. Seine hinterlassenen Schriften wurden zu Leipzig und Ansbach 1760 in 2 Bänden von Uz herausgegeben und erlebten im Jahre 1771 die dritte Auflage.

198. Von bedeutenderem Einflusse auf die Bühne als die Vorhergehenden war Christian Felix Weiße, auf den schon Lessing einwirkte und der zwar noch im Ganzen den Gottsched'schen Stil festhielt, aber dennoch zum englischen Geschmack hinüberleitete. Er versuchte sich zuerst in Lustspielen, wo seine Matrone von Ephesus und sein Leichtgläubiger die ersten Stücke waren, und schrieb 1752 das nach einem alten englischen Stücke verfaßte Lustspiel: die verwandelten Weiber oder der Teufel ist los, welches lange allgemein beliebt war und wovon wenigstens ein Lied sich noch bis jetzt im Volke erhalten hat. Dieses Stück wurde auch Veranlassung an Gottsched's völliger Vernichtung, denn dieser war nicht damit zufrieden, dies Lustspiel in seinem neuen Büchersaal auf alle mögliche Weise herunterzusetzen, sondern er bestürmte auch den Intendanten der Hofvergnügungen in Dresden, die Aufführung desselben zu verbieten und zwar in einem schlecht französisch geschriebenen Briefe, der nachher verbreitet wurde und Gottsched zur Anstellung einer Klage veranlaßte, welche Händel Rost in seinem Vorspiel auf die Bühne brachte, wodurch Gottsched's Ansehen der letzte Todesstoß gegeben wurde. Später schrieb Weiße den lustigen Schuster und die Poeten nach der Mode, worin er die Anhänger Klopstock's lächerlich machte. Diese Stücke führten eine geläufigere, biegsamere und für das Lustspiel passendere Sprache auf dem Theater ein und machten überhaupt auf die mittleren Kreise der Gesellschaft nicht unbedeutende Wirkung; aber wie Weiße vom Alexandriner nicht lassen konnte, weil ihm dabei sogar die Schauspieler opponirten, so vermochte er es auch nicht sich ganz vom französischen Geschmacke frei zu machen. In der Absicht, zum englischen Geschmack überzugehen, schrieb Weiße die Trauerspiele Eduard III. und Richard III., welche jedoch ganz die phrasenhafte und gespreizte Manier der französischen Stücke noch beibehielten und das grellste und letzte Beispiel dieser Verirrungen darstellten, welche von der Bühne zu verbannen Lessing's Hauptbestreben war. Später schrieb er das bürgerliche Trauerspiel Romeo und Julia, wofür er nicht Shakespeare, sondern die Novelle im Bandello benützte, leider aber zu seinem Nachtheil; ferner den Jean Calas voll Rührungen, Ausrufungen und lästiger Uebertreibungen. Zwischen diese Stücke fielen aber noch zahlreiche andere, die damals häufig

gegeben wurden, wie Mustapha und Zeangir, Rosemunde, Krispus, die Befreiung von Theben und Atreus und Thyest; verschiedene Lustspiele, die Operetten: Lottchen am Hofe, die Liebe auf dem Lande, der Dorfbalbier, die Jagd, der Erntekranz, die Jubelhochzeit und der Krieg, und die ernsthaften Schauspiele Armuth und Tugend, Johann Hennuyer und Albert I. Namentlich mit seinen Operetten hat Weiße den Geschmack wieder sehr verdorben. Uebrigens hat er, da er ungemein leicht und schnell arbeitete, auch noch in der Lyrik sich versucht und scherzhafte Lieder, Amazonenlieder, Kinder- und Ammenlieder geschrieben, alle in der trockenen verstandesmäßigen Weise eines Gottsched's und seiner Zeit, die fern von aller Poesie und so breit und dürr sind, daß man sich wundern müßte, wie sie damals so beliebt und sogar berühmt wurden und jetzt noch gekannt sind, wenn man nicht wüßte, daß die große Masse überhaupt mehr Vergnügen an solchen ordinären Produkten hat, als an wahren Gedichten, welche den Geist mehr in Anspruch nehmen. Auch einen Kinderfreund schrieb Weiße, wie er sich überhaupt mit Kinderschriftstellerei viel abgab und hier hat er sich ebenfalls einiges Verdienst erworben, wenn auch sein Kinderfreund noch ganz in die schulmeisterlich pedantische Zierlichkeit der Leipziger Magister gekleidet ist.

Christian Felix Weiße wurde 1726 zu Annaberg geboren, wo sein Vater Rector der Stadtschule war, besuchte das Gymnasium zu Altenburg, studirte 1745 zu Leipzig Philologie, wurde mit Klopstock, Cramer und Lessing bekannt, erhielt 1750 eine Hofmeisterstelle beim Grafen von Geiersberg, mit dem er noch einige Jahre daselbst blieb, arbeitete viel für das Theater und für Journale, gab 1758 seine scherzhaften Lieder heraus und ging 1760 mit seinem Zöglinge nach Paris. Im nächsten Jahre kehrte er nach Leipzig zurück, beschäftigte sich mit der Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften, ließ seine Amazonenlieder drucken, welche großen Beifall erhielten, wurde 1762 Kreissteuereinnehmer und starb 1794 in Leipzig. In den letzten Jahren gab er sich viel mit Kinderschriftstellerei ab und sein Kinderfreund wurde in mehr als 100,000 Exemplaren verbreitet. Seine Trauerspiele sammelte er 1776 in vier Theilen, wozu bei der neuen Ausgabe von 1783 noch ein fünfter Theil kam. Seine Lustspiele erschienen in letzterem Jahre in drei Bänden; seine komischen Opern 1768—71 in drei Bänden; seine übrigen Arbeiten sind einzeln gedruckt.

199. Nachdem auf solche Weise immer mehr das Bedürfniß nach einer vollständigen Umgestaltung unserer Literatur sich gezeigt hatte und auch angebahnt war, ohne daß Jemand den rechten Weg zu finden wußte, da erschien Gottfried Ephräim Lessing, der mit seinem scharfen Verstande die Mängel durchschaute und kühn und rücksichtslos das Alte über den Haufen warf und der deutschen Muse den Weg vorzeichnete, den sie nehmen mußte, wenn sie gedeihen und zur Blüthe kommen wollte; und in dieser Hinsicht steht er so einzig und unerreichbar da, wie kein Anderer, und was Luther für die kirchliche Reformation geleistet hat, das hat Lessing für die nationalliterarische Reformation gethan. Ausgerüstet mit großer Lebhaftigkeit des Geistes und eben so großer Liebe für Wissenschaft und Kunst, kam er gerade zu der Zeit nach Leipzig, wo

die literarische Regsamkeit in ihrem höchsten Stadium begriffen war und allseitige Opposition gegen die veraltete Richtung gemacht wurde, und es war ihm von großer Wichtigkeit, daß er daselbst mit dem Neuber'schen Theater in nähere Berührung kam, weil gerade vom Drama aus die neue Umgestaltung beginnen sollte. Hier machte er sich mit vielen Wissenschaften bekannt, lernte alle Richtungen und alle Bestrebungen kennen und erwarb sich dadurch jenen tieferen Blick und die schärfere Einsicht in alle Gebiete des Wissens, die ihm in seinen späteren Kämpfen jene gefürchtete Ueberlegenheit verschaffte. Auch später war Lessing's Geist immer rastlos: wo das literarische Leben am frischesten blühte, da zog er hin, wo neue Fragen sich stellten, machte er sich an die Lösung, nichts blieb von ihm unbeachtet und durch sein ganzes Leben ging der einzige Grundsatz, die Wahrheit ihrer selbst wegen zu suchen, wo sie nur zu finden war. Er erkannte zuerst, daß es hauptsächlich darauf ankomme, die alte Verworrenheit zu beendigen und neue Grundsätze aufzustellen, und wie er die Zeit verstand, so suchte er ihr auch zu genügen und zwar weniger durch eigene Produktionen, als durch die Schärfe seines philosophisch-kritischen Geistes, womit er den Schutt aus dem Wege räumte und neue Ströme des Lebens eröffnete. Was Klopstock und Wieland gefühlt und gewollt, aber nicht erreicht, das unternahm Lessing und es gelang ihm. Für die deutsche Literatur war die ästhetische Selbstständigkeit der Prinzipien und eine nationale Substanz nothwendig, um wieder aufzublühen, und Lessing hat ihr dieses verschafft; er hat nicht einzelne Verhältnisse, sondern diese in ihrer großen Gesammtheit erfaßt, einen entschiedenen Standpunkt eingenommen und von diesem aus das Wahre vom Falschen geschieden und strenge Gerechtigkeit, welche nicht mit allen Parteien liebäugelt, sondern rücksichtslos verdammt oder vertheidigt, in die Kritik eingeführt. Damit gab er der alten anmaßenden Schulweisheit, der herrschsüchtigen Orthodoxie und der literarischen Mittelmäßigkeit den Todesstoß, und selbst in die Sprache führte er einen neuen Geist der Klarheit und Gründlichkeit, der Kraft und Energie ein; denn er strebte darnach, daß der Gedanke sich auch in der Form bestimmt ausdrücke, und er schrieb immer so voll Leben und Bewegung, voll Tiefe und Eindringlichkeit, voll Farbe und Wärme, daß er auch hierin das Bild seiner Persönlichkeit ausdrückte und für die gesammte Zukunft ein schwer zu übertreffendes Vorbild lieferte.

Lessing machte sich nicht ein besonderes Fach zu seinem Wirkungskreise, sondern er verbreitete sich über eine ganze Reihe von Wissenschaften mit Gründlichkeit, Tiefe und einer gewissen Genialität des Verstandes, die ihn hoch über die nüchterne Verstandesphilosophie der Franzosen erhob. Als die Grundlage jeder wahren Geistesbildung sah er jene Humanität an, welche sich im griechischen Alterthume so sehr ausprägte, und so scharf entschieden und rücksichtslos, ja so hart er manchmal in seinen Schriften auftrat, so machte sich doch überall wieder der Zug rein menschlicher Theilnahme geltend. Er war auch eine durch

und durch deutsche Natur und mochte er auch Fremdes aus der alten oder neuen Zeit in unsere Literatur einführen, so machte er es sogleich zum vollen Eigenthume der deutschen Nation. Lessing suchte in seinem ganzen Leben nichts als Wahrheit; er drang darauf, sie überall herauszufinden und siegreich zu begründen, denn eine mit seichten Gründen behauptete Wahrheit hielt er für schlimmer als offenbaren Irrthum. Zu einer bestimmten abgeschlossenen Philosophie mochte er sich nicht halten, denn er strebte nicht nach einzelnen Wahrheiten, sondern nach der unendlichen Wahrheit, die sich nirgends abschließt, und er kannte in der Philosophie nur das Suchen und Streben nach Wahrheit. Die freie subjektive Ueberzeugung galt ihm als das Höchste und darum stellte er sich auch auf die Spitze des Protestantismus und nahm die deutsche Literatur von ihm an bis zur Gegenwart mit Entschiedenheit den Charakter der protestantischen an. Mit solcher Vielseitigkeit des Wissens, solchem reinen Streben nach Wahrheit und der kritischen Schärfe seines Geistes konnte es auch Lessing allein gelingen, seine Mission vollständig durchzuführen. Lessing wollte nicht selbst schaffen, ohne einen festen und sicheren Grund vor sich zu haben. Er suchte und fand, wo das Schöne zu finden war, er zeigte Jedem, wo sie auf dem rechten Wege und wo auf dem falschen waren; er ging mit den Berlinern und mit Weiße, so lang sie auf dem rechten Wege waren, und er verließ sie, als er nichts mehr von ihnen hoffen konnte. Wer nicht im Dienste der Wahrheit und Geistesfreiheit stand, dem trat er als Feind mit Spott und Ernst entgegen; er ließ Niemanden sich überheben und Alles nur in seiner Bedeutung gelten. Ueberhaupt war Lessing nicht nur der schärfste und entschiedenste und der gerechteste Kritiker im Gebiete der Wissenschaften, sondern auch der größte Kunstrichter, den Deutschland je gehabt hat, dessen Urtheile durch die Zeit vollständig bestätigt sind. Der Standpunkt, von dem er ausging, war jener des genial-literarischen Naturrechts, aber wie er überall ein weises Maaß eingehalten wissen wollte und nur in diesem das wahre Schöne erkannte, so war er auch nicht zufrieden mit den Uebertriebenheiten und Ausartungen, womit die Kraftgenialität später aller Kunstregeln spotten wollte, und ihm vorzüglich ist es zu verdanken, daß jene sich überhebenden Geister wieder zu weiser Mäßigung zurückkehrten und eine schönere Harmonie des Geistes erstrebten. Darin endlich liegt Lessing's größtes Verdienst und das bezeugt sein richtiges Verstehen der Zeit und ihrer Bedürfnisse am meisten, daß er seine Kritik zunächst auf das Drama richtete und von da aus in die übrigen Theile der Dichtkunst eingriff, denn im Drama herrschte der französische Geschmack am überwiegendsten vor, hier konnte er zunächst auf den großen Dichtergenius Shakespeare verweisen und im Drama finden auch Epik und Lyrik ihre gegenseitige Vermittlung.

Gottfried Ephraim Lessing, der Sohn eines Predigers, ist am 22. Januar 1729 zu Camenz in der Lausitz geboren, erhielt den ersten Unterricht bei seinem orthodox gesinnten Vater, dann von einem Hauslehrer und in der Schule zu Königsbrück, besuchte

vom 12ten bis zum 18ten Jahre die Fürstenschule zu Meißen und bezog 1746 die Universität Leipzig. Anfangs konnte er sich für kein bestimmtes Fach erklären, er hörte bald diese bald jene Collegien, und außer Ernesti und Kästner spottete er aller Lehrer, die ihm nicht genügten. Dagegen schloß er sich an Weiße, die Gebrüder Schlegel, Zachariä und Mylius an, betrieb gymnastische Uebungen, Tanzen, Fechten, Reiten und Voltigiren und machte Gedichte. Besonders hatte er viele Neigung für das Theater, trat mit den Schauspielern in näheren Umgang, versäumte keine Vorstellungen und Proben und begann nun selbst Lustspiele zu dichten. Das schon in Meißen angefangene Lustspiel „der junge Gelehrte", sodann „Damon" und „die alte Jungfrau" erschienen nun und wurden auch mit Beifall von der Neuber'schen Gesellschaft aufgeführt. Damit waren jedoch seine Eltern nicht zufrieden und sie riefen ihn in die Heimath zurück, wo jedoch Lessing nicht aufhörte, anakreontische Lieder zu dichten. Bald kehrte er wieder nach Leipzig zurück und da ihm die Veränderungen in der Neuber'schen Gesellschaft nicht mehr behagten, begab er sich nach Berlin, wo er mit seinem Freunde Mylius die Zeitschrift „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" herausgab und seine Gedichte unter dem Titel „Kleinigkeiten" erscheinen ließ. Wiederholte Vorstellungen seines Vaters bewogen ihn, in Wittenberg Magister zu werden, wofür er seine geistvolle Würdigung von Klopstock's Messiade schrieb, auch übersetzte er des Spaniers Huarte Schrift über die Prüfung der Köpfe und wurde 1751 von der Gesellschaft von Freunden der schönen Wissenschaften in Halle zum Ehrenmitgliede aufgenommen. Zwei Jahre später verließ er jedoch Wittenberg wieder und ging nach Berlin, wo er die Redaktion des wissenschaftlichen Theils der Vossischen Zeitung übernahm und mit Mendelssohn und Nicolai bekannt wurde, auf einige Zeit ging er aber nach Potsdam, wo er seine Miß Sara Sampson schrieb, die mit großem Beifall auf Deutschlands Bühnen gegeben wurde, so daß Lessing, um der Bühne wieder näher zu sein, nach Leipzig zog. Hier verabredete er mit dem reichen Kaufmann Winkler eine große Reise, die aber durch den Ausbruch des siebenjährigen Kriegs verhindert wurde und Lessing in einen ärgerlichen Prozeß verwickelte. Dagegen verlebte er mit dem zufällig in Dienstgeschäften anwesenden Kleist und Weiße angenehme Tage und 1757 begann er mit Mendelssohn und Nicolai die Bibliothek der schönen Wissenschaften. Hier entstand seine Emilie Galotti, die er anfangs Virginia genannt hatte, und als Kleist und Weiße sich wieder entfernten, ging er nach Berlin zurück, wo er die Literaturbriefe herausgab und 1760 Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. Das ruhige Leben daselbst gefiel ihm jedoch nicht und bald darauf ging er als Sekretär zum General Tauenzien nach Breslau, wo er sich in den Zirkeln des höhern Militärs herumtrieb, ein eifriger Spieler wurde und der Wissenschaft und Kunst ganz abtrünnig zu sein schien. Aber mitten unter diesen Zerstreuungen betrieb er theologische Untersuchungen, machte er den Plan zu seiner Minna von Barnhelm und sammelte er Materialien zu seinem Laokoon, welche Werke erschienen, als er 1765 nach Berlin zurückkehrte. Daselbst gefiel ihm jedoch das ruhige Leben nicht und er ging 1767 als Dramaturg an das Hamburgische Theater. Hier schrieb er nun seine Dramaturgie und, um vom Theater nicht abhängig zu sein, ward er Theilnehmer eines buchhändlerischen Geschäftes, verlor jedoch nach zwei Jahren sein weniges Vermögen dabei. In der nämlichen Zeit gerieth er auch mit dem Geheimen-Rath Klotz in Halle in einen literarischen Streit, der Lessing's antiquarische Briefe veranlaßte und die literarische Vernichtung von Klotz herbeiführte. Diese Verhältnisse hatten ihm sein Leben in Hamburg verleidet und er hatte schon den Plan gefaßt, eine Reise nach Italien zu machen und fortan nur den Wissenschaften zu leben, als er 1769 auf Ebert's Empfehlungen eine vortheilhafte Anstellung an der reichen Bibliothek zu Wolfenbüttel erhielt. Hier bekam er den Titel als Hofrath, er verheirathete sich und begann eine reiche literarische Thätigkeit. Er schrieb: Ernst und Falk oder Gespräche für Freimaurer, eine Abhandlung über ein aufgefundenes Mannscript des Berengarius, arbeitete seine

kleinen Schriften um und ließ seine Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, sowie die kleinere Schrift über das Alter der Oelmalerei erscheinen. Anhaltendes Studiren untergrub jedoch seine Gesundheit und er verfiel in Hypochondrie, auch konnten einige Reisen nach Hamburg und Berlin diese nicht wieder befestigen. Als er von Wien vortheilhafte Anträge bekam, um eine Akademie zu errichten, ging er dahin, lehnte jedoch alle Anerbietungen ab und zog es vor, vom Frühjahr bis zum Decbr. 1755 den Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien zu begleiten. Auch nach Mannheim wollte man ihn 1777 unter glänzenden Versprechungen ziehen und Lessing reiste dahin, brach jedoch die Unterhandlungen ab, weil er bei manchen Großen die gewünschten Gesinnungen nicht fand. Zu derselben Zeit gab er die Wolfenbüttler Fragmente heraus, welche das Positive des Christenthums angriffen und Lessing eine Menge Anfeindungen und Verketzerungen zuzogen. Obwohl er seine Gegner siegreich zurückschlug, so verfiel doch seine joviale Laune, zumal auch seine Gemahlin starb, und Lessing's Gesundheit nahm immer mehr ab. Am Schlusse seiner schriftstellerischen Thätigkeit lieferte er noch die zwei herrlichen Werke „Nathan der Weise“ und die „Erziehung des Menschengeschlechts“, reich an großartigen, freisinnigen Ideen, und starb, nachdem ihn kurz vorher Engbrüstigkeit befallen, am Abende des 15. Februars 1781 im 53sten Lebensjahre. Von seinen sämmtlichen Werken sind mehrere Gesammtausgaben erschienen, 1771 u. 1796, 30 Bde; die beste Berlin 1838 in 13 Bänden, um welche sich Lachmann ein besonderes literarhistorisches Verdienst erworben hat und in Einem Bande 1841. Ueber sein Leben schrieb sein Bruder, K. G. Lessing, Berlin 1793 bis 1795, 3 Theile, und vollständiger Danzel, Leipzig 1850. —

200. Betrachten wir Lessing's literarische Thätigkeit, so beschränkte sich dieselbe im Anfange blos auf Versuche in der Kritik und Produktion. Er schrieb eine Würdigung der Messiade Klopstock's, worin er mit richtigem Blicke das Gelungene und Verfehlte hervorhob, er vertheidigte in seinen Rettungen Todte gegen die Anklagen Lebendiger und versuchte ihr Wirken und ihre Leistungen in ein richtiges Licht zu setzen, er gab seine Gedichte heraus, schrieb selbst Lustspiele und verfaßte seine Beiträge zur Historie des Theaters, um hier die Mängel aufzudecken und zu zeigen, wie das Bessere zu gewinnen sei. Aber Lessing verstand zu gut die Kritik auch auf sich anzuwenden und verkannte keineswegs, daß er kein Dichtergenie habe und er das, was in seinen dramatischen Versuchen Gutes sei, blos der Kritik verdanke. Ueberhaupt waren seine poetischen Versuche mehr praktische Belege für seine kritischen Grundsätze, und es zeigte sich dies auch schon darin, daß er nicht nur Epigramme und Fabeln schrieb, sondern auch eigene Theorien über diese Dichtungsarten. Seine literarische Richtung bezeichnete zuerst die mit Mendelssohn herausgegebene Schrift: Pope, ein Metaphysiker, worin bereits seine ganze reformatorische Wirksamkeit angedeutet ist. Seine Miß Sara Sampson eröffnete thatsächlich den Kampf mit der französischen Schule, sowie das bürgerliche Trauerspiel und das rührende Drama. In dem Stücke herrscht zuerst wieder eine frische Luft, die Menschen handeln und reden menschlich und man sieht wahre Empfindungen, natürliche Gefühle und Leidenschaften. Jedoch ist es nicht originell in der Erfindung, nicht ebenmäßig durchgeführt und es fehlt noch wahre tragische Haltung und lebendige Individualisirung; auch erscheint im Dialog zu viel redseliges, weinerliches Pathos, wie überhaupt manche Personen den sentimentalisirenden Produkten

der späteren Zeit, besonders von Schiller und Göthe, verwandt sind. Wichtig wurde das Stück besonders dadurch, daß es thatsächlich zum ersten Mal zeigte, welchen Weg das Drama künftig einzuschlagen habe. Seine literarische Thätigkeit entfaltete hierauf Lessing in den Literaturbriefen, worin er mit seinen Berliner Freunden nur so lange Hand in Hand ging, als er ihren rationalistischen Standpunkt sich angemessen hielt und billigte; als er aber fühlte, daß er einen höheren und kühneren Flug nehmen müsse und fortan nur allein wandeln könne, machte er sich dadurch von ihnen frei, daß er nach Breslau ging, wo während seiner scheinbaren Unthätigkeit die großartigsten Gedanken reiften und er die Grundlage zu seinen späteren Werken gewann. In seinem Laokoon oder über die Gränzen der Poesie und Malerei setzte er die Untersuchung da fort, wohin sie Winkelmann geführt hatte, und suchte für alle ästhetischen Geisteswerke das wahre Grundgesetz zu gewinnen. Nachdem er nämlich die Winkelmann'sche Ansicht bestritten, daß edle Einfalt und stille Größe das Prinzip der griechischen Produktion sei, stellte er als Grundsatz alles künstlerischen Schaffens die Schönheit ihrer selbst wegen, das Ideal der Darstellung auf, auf welcher Grundlage die ganze neuere Aesthetik beruht; klar und einsichtsvoll wies er nach, wie jede Kunst ihr eigenthümliches Gebiet habe, innerhalb dessen sie sich halten müsse, und er schied besonders Poesie und Malerei von einander, welche von den Schweizern mit einander vermengt worden waren. Namentlich zeigte er, daß die Poesie es mit successiven Handlungen unter dem Prinzip der Zeit zu thun habe, die Malerei aber die Gegenwart in einem einzigen Momente in der Form des Nebeneinander unter dem Gesetze der Raumbegränzung darstelle, weshalb er die malende Dichtung verwarf. Das Buch selbst ist ein Kunstwerk und Lessing läßt uns, wie absichtslos, von der Kunst in die Poesie hinüber gleiten, so daß sich seine Resultate wie von selbst vor uns aufbauen. Gleichsam einen Beleg für seine entwickelten Ansichten bildet seine Minna von Barnhelm, welche sich besonders durch rasch vorandringende Bewegung und einen nationalen Hintergrund empfiehlt, den der siebenjährige Krieg bildet. Zugleich zeigt es uns die Täuschung des patriotischen Edelmuths, welche die Kämpfer dieser erhebenden Zeit erlebten, und wie auch nach mancherlei Mißverständnissen doch die feindlichen Stämme sich wieder in Liebe mit einander einigen. Doch hat auch dieses Stück noch erhebliche Mängel; die beiden Hauptpersonen überbieten sich zu sehr in edler Großmuth und die Handlung zeigt zu viele Absichtlichkeit, auch ist es nicht ein eigentliches Lustspiel, denn die eingestreuten Witze und einige komische Situationen können es nicht ganz dazu machen. Dessen ungeachtet wirkte das Stück viel anregender als Miß Sara Sampson oder sein Philotas, wo ebenfalls die Selbstverläugnung etwas zu weit getrieben ist und das einen antiken Gegenstand darstellt. — Nach dieser Arbeit suchte Lessing seine Ansichten in der Hamburgischen Dramaturgie an einzelnen Stücken nachzuweisen und dabei den französischen Geschmack vollends von der Bühne zu

verbannen. Zu diesem Zwecke unterwarf er die Hauptstücke von Voltaire und Corneille einer scharfen ästhetischen Kritik, wies die Unwahrheit der Empfindungen und Charaktere darin nach, erhob dagegen die Vorzüge Shakespeare's und wies auf die antike Tragödie und ihre Grundlagen, mit denen die Franzosen eine Verwandtschaft erheuchelt hatten, wobei er überall das nationale Drama nicht aus dem Auge ließ, obschon er selbst zuletzt ein Nationaltheater kaum mehr hoffte. Das Buch zeigt ebenfalls eine meisterhafte Behandlung des Stils, eine Klarheit und Schärfe des Ausdrucks, daß auch Darstellung wie Inhalt noch für ferne Zeiten ein Muster bleiben. Um wieder für seine Kritik ein Beispiel zu geben, folgte nun Lessing's Emilia Galotti, das besonders den theatralischen Zweck und die Kunst der Darstellung im Auge hatte und darum auch weniger für das Lesen, als für die Aufführung bestimmt war. Das Stück steht durchaus in der Wirklichkeit, beruht auf ächt menschlichen Verhältnissen, ist reich an bedeutenden Situationen und die ganze Handlung ächt dramatisch. Ursprünglich legte Lessing die Geschichte der Virginia zu Grund, versetzte aber dann die Begebenheit in die neuere Zeit und gab der Handlung eine ethische Grundlage. Hierdurch ist dieselbe freilich nicht vollkommen für uns gerechtfertigt, mancher Charakter ist sogar etwas übertrieben und manches Motiv gesucht; dies Alles verschwindet aber vor der genialen Durchführung des Ganzen und Einzelnheiten, wie der Prinz mit den Neigungen und Launen seines Standes, wie er sich im Bewußtsein, Alles thun zu dürfen, fortreißen läßt und zu schwach ist, eine schlimme That zu verhindern, Marinelli, der Großvater aller theatralischen Hofschurken, und einige andere Personen werden bei einer geschickten Aufführung immer von bedeutender Wirkung sein, welche das Stück jederzeit macht. — Nach diesem verfocht Lessing seinen Laokoon und seine Ansichten über das Alterthum mit siegreichem und seinen Gegner völlig vernichtenden Scharfsinn gegen Klotz in Halle in den antiquarischen Briefen, welche eine Menge des Trefflichsten enthalten. Dieselbe Polemik führte er in der Abhandlung, wie die Alten den Tod abgebildet, und Lessing hat durch diese entschiedenen, rücksichtslosen Angriffe der deutschen Literatur unendlich genützt, obschon alle Gelehrten seiner Zeit entsetzt davor zurückbebten. Als Vertheidiger der Geistesfreiheit und Vernunft begann er von Wolfenbüttel aus ebenso entschieden großartige Fragen der Philosophie und Religion zu prüfen und zu erörtern und nachzuweisen, wo die wunden Punkte liegen und wie wenig man bisher gethan habe, um sie zu heilen und zu schützen. Diese Thätigkeit eröffnete er mit der Herausgabe der Schrift über die Transsubstantiation des Berengar, welche dieser gegen Lanfrank geschrieben hatte, und vier Jahre später veröffentlichte er die Fragmente des Wolfenbüttel'schen Unbekannten, welche die heftigste Aufregung in ganz Deutschland hervorriefen und alle Zionswächter gegen ihn in Waffen brachten. Nachdem nämlich schon früher eine rationalistische Richtung gegen die orthodox-dogmatischen Theologen begonnen hatte, versuchte es

der oben erwähnte Reimarus in diesen Fragmenten die eigentlichen Grundlagen des Christenthums anzugreifen und zwar aus dem Gesichtspunkte der Engländer Toland und Chubb, welche sich zu einem deistischen Antichristenthum bekannten. Lessing wollte dadurch blos der Einseitigkeit der Dogmatiker den Fehdehandschuh hinwerfen und sie zu gründlicherer Behandlung und größerer Berücksichtigung des Rationalismus bewegen und zeigte in einzelnen polemischen Anmerkungen zu dieser Schrift selbst, wie man dabei gründlich zu Werk zu gehen habe. An die Spitze der in Folge dessen gegen ihn aufgetretenen Theologen stellte sich der Hamburger Pastor und Senior Göze, welcher sich schon durch andere Streitigkeiten mit Spalding und Semler berüchtigt gemacht hatte und fortwährend gegen den Rationalismus zu Feld zog. An diesen nun von allen seinen Gegnern machte sich Lessing allein und richtete gegen ihn so starke, entschiedene und einschneidende Manifeste, daß derselbe um alles Ansehen kam und fortan nur die Zielscheibe des Witzes und Spottes wurde. Lessing bewies aber darin auch eine solche Gelehrsamkeit, Schärfe des Geistes und zeigte eine so reine Liebe für Wahrheit, daß diese Schriften nur an den glühendsten Streitschriften von Luther und Hutten ihres Gleichen finden. Lessing legte darin klar auseinander, worin er mit und worin er nicht mit Reimarus übereinstimme, er will ein Christenthum dem Geiste nach, denn es sei vorher gewesen, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben haben, und ihre Schriften seien nur aus ihrer inneren Wahrheit zu erklären. Dabei unterschied er zwischen der christlichen Religion und der Religion Christi und stellte über die Bibel die Religion der Humanität, weil Vernunftwahrheiten keiner Beweise der Geschichte bedürfen. Diese Ansichten führte er noch weiter aus in seiner Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts, worin er ein neues Evangelium erwartet, das auf der uneigennützigen Liebe zur Tugend beruhe und das Menschengeschlecht dahin führe, daß es das Gute thue, weil es gut ist und nicht weil Belohnungen darauf gesetzt sind. Wie der alte Bund dem neuen weichen mußte, so werde ein anderer wieder an dessen Stelle treten und Moses und Christus seien blos über ihre Generation erhabene rein menschliche Individuen, welche die Religion keineswegs abschließen, sondern blos weiter führen wollten. Diese Schrift ist das schönste Testament, welches Lessing der Nachwelt hinterlassen hat und W. Körte hat vergebens versucht, sie dem Oekonomen Albrecht Thaer zuzuschreiben. Von derselben Liebe und Begeisterung für die Wahrheit beseelt ist Lessing's zu gleicher Zeit erschienenes Drama Nathan der Weise, welcher das klarste Bild von dem gibt, was er erstrebt hatte, und worin Lessing unter dem Bilde des Nathan sein eigenes Bild vor uns erscheinen läßt. Das Stück hat eine theologisch-polemische Tendenz und verkündet das Evangelium der Toleranz und den Grundsatz, daß die wahre Religion blos darin bestehe, in der Menschenliebe Gott zu lieben, daß die wahre Religion eine Religion der Liebe und Duldung selbst sei. Die Parabel von den Ringen bildet den Kern

des Stücks und bezeichnet die Tendenz der Dichtung; das Christenthum solle sich nicht für das Eine Kind des Hauses halten, denn das Erste sei der Mensch; die Menschenliebe dürfe sich aber nicht blos in der Ehrfurcht gegen Gott äußern, sondern im Thun, denn andächtig schwärmen ist viel leichter als gut handeln. Den Stoff zum Stücke entlehnte Lessing dem Boccaz, er hat ihn aber durchaus selbstständig bearbeitet. Dem Stücke fehlt es an dramatischer Lebendigkeit, reicher Handlung und scharf durchgeführter Charakteristik. Dagegen sind einige Personen sehr glücklich behandelt, indem Nathan die jüdische Nationalität vertritt, im Tempelherrn die Romantik der Religion, der Liebe und des Ritterthums anschaulich wird und Saladin in freier Männlichkeit beide zu vereinigen sucht, wobei Nathan als Symbol der höheren religiösen Liebe und Duldung erscheint, weil auch Christenthum und Mohamedanismus vom Judenthume als der gemeinschaftlichen Mutter ausgehen. Diesem gegenüber zeigt Daja den Aberglauben der Schwärmerei, der Tempelherr die dogmatische Strenge, der Patriarch die Sophistik des Pfaffenthums, dem kein Mittel zu seinen Zwecken zu schlecht ist und der da meint, ein Bubenstück vor Menschen sei nicht auch ein Bubenstück vor Gott, und Saladin das edle Bewußtsein eines Herrschers, dem es um Wahrheit zu thun ist und der achtet auf die Stimme des Volks. Neben diesem hat das Stück auch einen großartigen Hintergrund in dem Mystisch-Ritterlichen des Tempelherrnordens, in den Kreuzzügen und der phantasievollen Welt des Orients. — Damit schloß Lessing sein Leben und Wirken ab und eröffnete er die große Bahn, auf welcher die deutsche Dichtung ihrer schönsten Blüthe entgegenschritt und welche sie nimmer so erfolgreich durchmessen hätte, wäre nicht Lessing gewesen, einer der scharfsinnigsten Denker nicht nur seines Jahrhunderts, sondern mehr denn eines vollen Jahrtausends.

201. Die reformatorische Wirksamkeit Lessing's war nicht nur von Einfluß auf Poesie und Kunst, sondern auch auf das weite Gebiet der Wissenschaften, indem sie ein tieferes Eindringen in das Wesen derselben und eine klarere Darstellung veranlaßte. Zunächst zeigte sich dies in Beziehung auf Staat und Schule, weil hierfür schon Rousseau neue Ideen in das Publikum gebracht hatte. Schon Johann Jakob Moser hatte die wissenschaftliche Publicistik mit seinen Werken über das deutsche Staatsrecht eröffnet, noch mehr aber suchten sein Sohn und Justus Möser das Prinzip der Menschenwürde und das freie menschliche Recht zum Bewußtsein der Nation zu bringen. K a r l F r i e d r i c h v o n M o s e r erhob sich mit kühnem Eifer und männlichem Muthe gegen die Selbstsucht und Anmaßung der Büraukratie und die Despotie der Kabinete, weil vorzüglich dadurch die politische Freiheit beeinträchtigt werde; und er berief sich auf die Grundsätze des Christenthums, als er die Fürsten aufforderte, eine würdige Regierung zu führen. Besonders drang er auf Oeffentlichkeit, weil nur dadurch sich die Nation von ihrer politischen Unmündigkeit befreien könne. Diese seine Grundsätze legte er zuerst in seinen Schriften „der Herr und der

Diener" und „vom deutschen Nationalgeiste" im Allgemeinen nieder und wies in seinem patriotischen Archiv dieselben in einzelnen Fällen nach. Was die Form seiner Schriften betrifft, so ist sie noch so ziemlich die des alten Kanzleistils und zu sehr vom Stoffe beherrscht. Neben ihm und sogar noch höher steht Justus Möser aus Osnabrück, der von unten aus zu reformiren suchte, wie Moser von oben herab. Bei allen seinen politischen Betrachtungen schwebt ihm immer der Mensch und die Humanität vor Augen und er zeigt in seinen Schriften eine durchaus volksthümliche, patriotische Gesinnung und einen fest entschiedenen Charakter. Ueberall ging er von den lokalen Zuständen aus, ließ in denselben die größeren Verhältnisse des Vaterlandes sich abspiegeln und zeigt hier dessen Schäden und wie sie zu heilen seien. Dabei stellte er sich gleichsam als Vermittler über die Parteien und erkannte das bürgerliche Element als dasjenige an, auf welches der Staat sich allein stützen müsse, wenn er gedeihen wolle. Er erkannte schon damals die Wichtigkeit der Geschwornengerichte, die Verderblichkeit stehender Heere und glaubte, daß kein wahrer Patriot am Hofe leben oder blos im Staatsdienste eine Ehre suchen könne. Seine Schriften sind auch ausgezeichnet durch Sprache und Stil und es geht durch alle ein Zug des reinsten Wohlwollens und des edelsten Gemüths. Seine wichtigste Schrift sind seine patriotischen Phantasieen, worin er eine Reihe kleiner Aufsätze sammelte, welche ökonomische, bürgerliche und sociale Verhältnisse besprechen. Es sind jedoch keine Phantasieen, sondern überall die reinste Wirklichkeit und in Allem, was der Verfasser darin vorbringt, zeigt er sich als ein ächter Freund des Volkes, dessen Verhältnisse er genau kennt und dem er zeigt, wie es seine Zustände verbessern könne. Diese Schrift ist auch so ziemlich die einzige dieser Art, welche bis auf den heutigen Tag noch gerne gelesen wird. Eben so wichtig und gediegen ist seine Osnabrück'sche Geschichte, welche auf einem gründlichen Quellenstudium beruht, voll der scharfsinnigsten und eindringendsten Bemerkungen ist und als ein Muster dienen kann, wie man vaterländische Geschichten bearbeiten soll, so daß sich diese Spezialgeschichte sogar allgemeines Ansehen erwarb. Auch an den großen Bewegungen in der Literatur blieb er nicht unbetheiligt und dies veranlaßte ihn, gegen Gottsched's Verbannung des Hanswursts von der Bühne aufzutreten und eben so die Verunglimpfungen, welche Friedrich II. gegen unsere Literatur richtete, mit gebührendem Ernste zurückzuweisen. — Weniger mittelbar als die Vorgenannten zeigen sich politische Zwecke in den Schriften von Helferich Peter Sturz, der nur in seinen kleineren Abhandlungen politische Gegenstände behandelte, obschon er auch sonst hin und wieder einen Blick auf dieses Gebiet warf. In seinen Reisebriefen legte er treffende Bemerkungen über den öffentlichen Zustand Englands nieder; bekannter und auch wichtiger ist aber seine Lebensbeschreibung des dänischen Ministers von Bernstorf in leichtem und gewandtem Stil, der jedoch etwas gesuchter erscheint, als der Möser'sche ist. Auch im Gebiete der

Dichtkunst, besonders der dramatischen, versuchte er sich, konnte aber keine Erfolge erringen, weil er noch ganz in der Gottsched'schen Richtung befangen war.

Johann Jakob Moser ist am 18. Januar 1701 zu Stuttgart geboren, studirte Jurisprudenz 1717 zu Tübingen, wurde 1720 Professor daselbst und bald darauf Regierungsrath, ging im nächsten Jahre nach Wien; wo man ihn angestellt hätte, wenn er hätte katholisch werden wollen, hielt sich abwechselnd in Württemberg und Wien auf und da die württembergische Regierung von seinem dortigen Aufenthalt nachtheilige Folgen für das Land besorgte, so berief sie ihn 1726 als wirklichen Regierungsrath nach Stuttgart und im nächsten Jahre wurde er ordentlicher Professor in Tübingen, wo er jedoch von seinen Collegen viele Anfeindungen erlitt, bis er seine Stelle niederlegte. 1733 berief ihn der neue Herzog Karl Alexander wieder als Regierungsrath nach Stuttgart, aber Moser ging 1736 nach Frankfurt a. d. O., als Professor, Geheimer-Rath und Direktor der Universität. Wegen verschiedener Verdrießlichkeiten legte er 1739 sein Amt nieder und ging nach Ebersdorf, wurde aber auch von hier vertrieben und ging 1747 als Geheimer-Rath und Kanzleidirektor nach Hamburg. Hier blieb er nur bis 1749, worauf er in Hanau eine Staats- und Kanzleiakademie für junge Leute errichtete und selbst leitete, bis er 1751 als Landschaftsconsulent nach Stuttgart berufen wurde. Als er hier die Rechte der Landschaft gegenüber der Regierung energisch vertheidigte und die Landschaft entschieden auftrat, ließ ihn der Herzog plötzlich 1759 verhaften und auf die Festung Hohentwiel bringen, wo er fünf Jahre lang unverhört in harter Gefangenschaft gehalten wurde, bis er 1764 auf Befehl des Reichshofraths und auf Verwendung des Königs von Preußen wieder frei wurde und der Herzog ihn nicht nur für schuldlos erkannte, sondern auch als Landschaftsconsulent wieder einsetzte. Aber Moser nahm seit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geschäften, gab sich ganz einer frömmelnden Richtung hin und starb am 30. September 1785. Moser kann der eigentliche Begründer des deutschen Staatsrechts genannt werden und hat so Vieles geschrieben, daß seine Schriften, wenn man sie sammeln wollte, über 500 Bände ausmachten, denn die Zahl seiner Werke ist 404, worunter die wichtigsten sein deutsches Staatsrecht, neues deutsches Staatsrecht und neues deutsches Staatsarchiv; auch gab er in 4 Bänden seine eigene Lebensbeschreibung heraus. Von pietistischem Standpunkte ist über ihn geschrieben: Züge aus dem Leben J. J. Moser's, von K. Fr. Ledderhose, Heidelberg 1843. Bemerkenswerth von Moser ist auch, daß er 250 Gesangbücher sammelte und sich ein Register über fast 50,000 geistliche Lieder anlegte. — Karl Friedrich v. Moser ist 1723 zu Stuttgart geboren, erbte von seinem Vater seinen Fleiß und seine Freimüthigkeit, war mehrere Jahre Reichshofrath in Wien und dann Geheimer-Rath und Minister in Hessen-Darmstadt, wurde später mit einer Pension von 3000 fl. entlassen und starb 1798 zu Ludwigsburg. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Kleine Schriften zur Erläuterung des Staats- und Völkerrechts (12 Bände, Frankfurt 1751—65) Sammlung von Reichshofrathsgutachten (6 Bde., Frankfurt 1752—54), Sammlung der neuesten und wichtigsten Deductionen in deutschen Staats- und Rechtssachen (9 Bde., Ebersdorf 1752—64), Patriotische Gedanken von der Staatsfreigeisterei (1755), der Herr und der Diener (1759), Reliquien (1767), Patriotisches Archiv (12 Bde., Frankfurt und Leipzig 1784—90), Neues patriotisches Archiv (2 Bde., Mannheim 1792) und Geschichte der Waldenser (Zürich 1798). — Justus Möser ist am 4. Dezember 1720 zu Osnabrück geboren, wo sein Vater Kanzleidirektor und Consistorialpräsident war, studirte 1740—42 zu Jena und Göttingen die Rechtswissenschaft und wurde in seiner Vaterstadt Advokat und bald darauf Syndikus der Ritterschaft. Während des siebenjährigen Kriegs leistete er dem Lande viele Dienste, machte eine Reise in dessen Interessen nach London, war zwanzig Jahre hindurch der erste Rathgeber in allen Angelegenheiten des Osnabrück'schen Landes, wurde

1762 Justitiar beim Kriminalgericht in Osnabrück, legte 1768 diese Stelle nieder, wurde Geheimer Referendär bei der Regierung, 1783 Geheimer Justizrath und starb am 7. Jan. 1794. Seine Osnabrück'sche Geschichte erschien 1768 in 2 Bänden und erlebte 1780 und 1820 neue Auflagen; sie reicht nur bis 1792 und einen dritten Theil nebst Urkunden gab man 1824 aus seinem Nachlasse heraus. Aus den Intelligenzblättern von 1766 bis 82 sammelte er seine Aufsätze unter dem Titel: Patriotische Phantasien, 1774 in 4 Bänden, welche noch öfters aufgelegt wurden. Harlequin oder Vertheidigung des grotesk Komischen, erschien Hamburg 1761. Seine vermischten Schriften gab Nicolai 1797—98 in 2 Bänden zu Berlin heraus. Reliquien von Justus Möser ließ Abeken zu Berlin 1837 erscheinen; auch besorgte derselbe 1843 eine neue Ausgabe von Möser's Werken in 10 Bänden. — Helferich Peter Sturz ist am 16. Februar 1736 zu Darmstadt geboren, studirte 1754—57 zu Göttingen Jurisprudenz, dann zu Jena und Gießen, wurde 1759 Secretär beim Baron von Widmann, kaiserl. Gesandten in München, ging 1760, da er hier als Protestant keine Aussichten hatte, als Secretär zum Kanzler von Eyben in Glückstadt, für den er nach Wien und Wetzlar reiste, und ward von diesem 1762 dem dänischen Minister Bernstorf empfohlen, der ihn zuerst als Privatsekretär annahm und dann als Secretär im auswärtigen Departement anstellte. Hier ward er auch mit Klopstock bekannt, eignete sich einen feinen Hofton an, wurde 1768 dänischer Legationsrath, begleitete den König Christian III. auf seiner Reise nach Frankreich und England, welche ihn zu seinen Briefen eines Reisenden veranlaßten, gewann sich überall Freunde und wurde 1770 im Generalpostdirektorium angestellt. Nach Struensee's Fall 1772 wurde auch Sturz verhaftet und erst nach vier Monaten freigelassen und pensionirt, worauf er in Glückstadt und Altona lebte, 1775 herzogl. oldenburgischer Etatsrath wurde und zufrieden leben konnte, wenn er nicht ewiges Heimweh nach dem Hofleben gehabt hätte. Er starb im Jahre 1779 zu Bremen, wohin er kurz vorher gereist war. Die erwähnten Briefe erschienen 1777 im deutschen Museum, seine „Erinnerungen aus Bernstorf's Leben" 1777. Eine Sammlung seiner Schriften erschien zu Leipzig 1786 in 2 Bänden.

202. Nicht minder erfolgreich war die Einwirkung der neuen Ideen auf den Volksunterricht und besonders auf die Methode desselben, wo wieder Rousseau mit seinem Emil die Hauptanregung gab. Und gerade hier war auch ein bedeutender Umschwung nothwendig, weil beim Mangel jeder nationalen Gesinnung und eines politischen Lebens nur ein besserer Volksunterricht den Boden zu ebnen vermochte, auf welchem die Literatur tiefer in's Volk eindrang und bei ihm dafür Empfänglichkeit und Theilnahme erweckte. Diesem standen die geistliche Bevormundung und der gelehrte Pedantismus der Schulen bisher entgegen und hier war viel mehr ein vollständiges Brechen mit der Vergangenheit nöthig, als bei den gelehrten Studien, wo man schon auf dem Standpunkte der Menschlichkeit stand, oder doch strebte, ächt menschliche Zwecke im Auge zu haben. Hier begegnen uns zwei Männer, welche nach oben und nach unten eine Reform des Schulwesens erzielten, nämlich Basedow und Heyne, die, in ihrem Charakter unähnlich, auch in der Art ihres Wirkens weit auseinander standen, obschon ihr Ziel dasselbe war. Heyne hatte weit weniger mit Schwierigkeiten zu kämpfen und nicht der großen Schaar übertrieben orthodoxer Geistlichen entgegenzutreten, darum war er auch viel gemäßigter, besonnen und überall für guten Ton und Anstand gegen Jedermann besorgt und griff er



überall mehr nach dem gerade Brauchbaren und Nützlichen, als Basedow, der ungestüm und heftig voranschritt, in die Philosophie und Theologie kühn hinüber griff und seine weitgehenden Plane durchzusetzen suchte, ohne sich vor heftigen Kämpfen zu scheuen. Basedow wollte im Großen die Schulen umgestalten und die freie Verstandesherrschaft auch hier siegreich an die Stelle der kirchlichen Vormundschaft setzen, wobei er das Nützliche und die allgemeinen Lebenszwecke vorzüglich im Auge hatte, und wenn er auch von Selbstsucht befangen und ohne rechten moralischen Halt war und das, was er wollte, nicht selbst bethätigen konnte, so führten Andere doch aus, was er gewollt, aber in der Weise, wie es die Zeit verlangte und für die Menschheit gut war. Basedow selbst ist ein merkwürdiges Beispiel, wie die Zeit einen Mann von untergeordnetem Werthe oft zu den wichtigsten Zwecken verwendet, während das wahre Talent und die eigentlichen Förderer und Pfleger dieser Ideen in den Hintergrund treten müssen. Basedow ging aus der Schule Klopstock's und Gellert's hervor und hielt sich Anfangs in deren Richtung, weshalb ihn auch Gellert empfahl, als er seine praktische Philosophie schrieb. Aber es lag schon ein anderer Kern in ihm, der ihn zum Feind jeden Schulzwangs und der Pedanterie machte, und er war von vorn herein ein nach allen Seiten hin sich richtender Kopf, immer unruhig und unstät, bald angenehm und heiter in Gesellschaft, bald wieder griesgrämig, mürrisch und ein wahrer Haustyrann, der die Charlatanerie handwerksmäßig trieb und unverschämt genug war, seinen blöden Augen die Schuld zuzuwenden, als man ihm nachwies, daß er sich immer selbst ausschreibe und aus einem Stoffe für ein dünnes Büchlein ganze Reihen von Bänden ausspinne. Dies Alles zeigte sich aber im Anfange noch wenig, als er seine praktische Moral für alle Stände schrieb, wogegen die orthodoxen Professoren zu Soroe so eiferten, daß Basedow nach Altona versetzt wurde. Hier faßte er nun den Gedanken, die Behandlung der Philosophie auf den Universitäten zu reformiren durch seine Philalethie (1764) und theoretisches System der gesunden Vernunft, das im nächsten Jahre erschien. Diesen Zweck erreichte zwar Basedow nicht und es gelang erst zwei Jahre später Feder in Göttingen; aber nun wandte sich Basedow auf gänzliche Reform des häuslichen Lebens und des Verhältnisses von Eltern, Kindern und Lehrern und zwar mit um so größerem Erfolg, als man ihn sehr verketzerte. Er schrieb nämlich eine Menge Schriften über Religion und Religionsunterricht, welche an Zionswächtern wie Pastor Göze, Winkler u. A. die heftigsten Gegner fanden und Basedow berühmt machten, denn die Magistrate zu Hamburg und Bremen verboten seine Schriften und verfolgten sogar seine Freunde. Basedow war jedoch unermüdlich, schrieb 1765, wie man nach Rousseau's Art Verstand und Gemüth durch den Unterricht in der Religion wecken und bereichern könne, und verfaßte 1767 schon ein Werk über Verbesserung des Schul- und Unterrichtswesens, wozu im nächsten Jahre sein Manifest erschien, welches ihm Anfragen aus allen Ländern

zuführte und ihn zur Herausgabe seiner Unterhaltungen mit Menschenfreunden bewog, die er später als vierteljährige Nachrichten vom Elementarwerk fortsetzte. Alles ward über diese Sache in Begeisterung versetzt, berühmte Männer wie Iselin und Lavater empfahlen sie und so kamen nach und nach 15,000 Thlr. Beisteuern zu dem Werke zusammen. Basedow machte nun eine Probe des Werks bekannt, wornach er Sprachen und Realien, Grammatik und Geschichte spielend lehren und zugleich allen Religionsparteien Moral und Religion einprägen wollte. Im Jahre 1770 erschien endlich ein Theil des eigentlichen Werkes, nämlich das Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker und drei Stücke des Elementarbuchs für die Jugend und für ihre Lehrer und Freunde in gesitteten Ständen, mit 53 Kupfertafeln. Er nahm Wolke als Gehülfe für Mathematik, Naturkunde und Technologie an und dieser machte mit Basedow's Töchterchen die berühmte Prüfung dieser Methode. Basedow selbst bekam nun vom Fürsten von Dessau die Einladung, das Institut bei ihm zu errichten, einen Gehalt von 1000 Thlr., behielt seinen dänischen Gehalt von 800 Thlr. bei und bald war in ganz Deutschland von nichts Anderem die Rede, als von Basedow's Philanthropium, von dem man das Heil der Welt erwartete. Ehe jedoch dies eröffnet ward, machte der Graf Ulysses von Salis zu Marschlins in Graubündten den Plan, ihm zuvorzukommen, errichtete selbst als Geldspekulation eine solche Anstalt und berief den berüchtigten Bahrdt als dessen Leiter, der dann sehr großen Lärm machte, aber bald wieder wegging, worauf das Institut spurlos verschwand. Endlich am 27. Decbr. 1774 eröffnete Basedow seine Anstalt, wenn auch ohne Zöglinge, und erst im folgenden Jahre fanden sich 9 Pensionisten und 6 Famulanten ein, aber Basedow lag krank, lehrte nicht selbst und erließ wieder eine Aufforderung um 10,000 Dukaten, die er bis 1776 haben müsse, wenn die Anstalt bestehen solle. Dies Geld ging zwar nicht ein, aber nun nahmen sich doch Iselin, Simon und Schweighäuser der Sache an, gaben ihr durch ihr Ansehen Gewicht, stifteten einen förmlichen Schul- und Erziehungsbund, Basedow überließ die Leitung des Oekonomischen an Campe und so kam die Sache in Gang, so daß im Mai 1776 eine öffentliche Prüfung stattfinden konnte, die marktschreierisch gepriesen ward und sogar aus Frankreich Zöglinge herbeizog. Im December dieses Jahres zog sich Basedow ganz von der Leitung zurück und behielt blos den Religionsunterricht, aber im nächsten Jahre ging Campe weg, Basedow trat auf's Neue an die Spitze und so zerfiel die Anstalt, bis 1778 Salzmann seine Stelle übernahm, der die Schule noch fünf Jahre fortführte. Ward damit auch der Zweck Basedow's nicht erreicht, so ward es doch der höhere, daß nun überall die neuen Ideen geläutert durch besonnenere Männer in das Unterrichtswesen eindrangen und ein Mann, dessen Streitsucht, fortwährende Trunkenheit und ganzer Aufzug ihn zum Gegentheil eines Erziehers machten, durch seine unbegränzte Kühnheit das erreichte, was die Vortrefflichsten nicht vermochten.

Lag diesen Unternehmungen auch mehr Gewinnsucht zu Grund, so hatten sie doch nachhaltende Wirkungen hinterlassen und begann von da an eine neue Erziehungsliteratur. Die Institute von Campe in Hamburg und Salzmann in Schnepfenthal lenkten auf eine vernünftigere Weise ein und erhielten Bestand, aus jener von Pestalozzi sollte sogar eine ganz neue Erziehungs- und Unterrichtsmethode hervorgehen und tüchtige Männer, wie J. G. Schlosser, schrieben in praktischem Sinne für's Volk, wie des Letzteren Sittenlehre für das Landvolk und Pestalozzi's Lienhard und Gertrud von einem viel besseren Geiste Beweis lieferten, wogegen Campe's Erzählungen von Robinson und der Entdeckung Amerika's, sowie K. Fr. Becker's Erzählungen aus der alten Welt noch auf einem niederen Standpunkte blieben, obschon sie sich viel länger erhielten und zum Theil jetzt noch viel gelesen sind.

Johann Bernhard Basedow, der Sohn eines Perückenmachers, ist am 4. Sept. 1723 zu Hamburg geboren, besuchte das dortige Johanneum, studirte in Leipzig Philosophie und Theologie, wurde Hauslehrer im Holsteinischen, 1753 Lehrer der Moral und schönen Wissenschaften an der Ritterakademie zu Soroe, 1761 Lehrer am Gymnasium zu Altona, ward durch Rousseau's Emil für Umgestaltung des Erziehungswesens begeistert, fing das Werk mit großem Eifer an und 1774 begann sein Elementarwerk mit Kupfern von Chr. Chodowiecky zu erscheinen und zwar deutsch, französisch und lateinisch. Seit 1771 in Dessau, eröffnete er das Philanthropinum 1774, ging aber 1778 nach vielen Händeln fort, wechselte öfters seinen Wohnort und starb am 25. Juli 1790 zu Magdeburg. Seine Lebensbeschreibung von Meyer erschien zu Hamburg 1791—92 in 2 Bänden. — Karl Friedr. Bahrdt ist 1741 zu Bischofswerda geboren, studirte zu Schulpforte und Leipzig, hatte seltene Fähigkeiten, aber zu große Unruhe und Flüchtigkeit, wurde 1762 Katechet in Leipzig und außerordentlicher Professor der Theologie und biblischen Kritik, mußte aber 1768 wegen einer jugendlichen Ausschweifung Leipzig verlassen, ward Professor der Philosophie und hebräischen Alterthümer in Erfurt, erwarb 1769 zu Erlangen die theologische Doktorwürde und schrieb seinen Versuch eines Systems der biblischen Dogmatik, worin er heterodoxe Sätze aufstellte, welche die Universität Wittenberg als ketzerisch verurtheilte und die ihm viele Unannehmlichkeiten zuzogen. Er ging daher 1771 nach Gießen, hielt theologische Vorlesungen, bekam aber wieder Händel und ward 1775 nach Marschlins berufen, um das Philanthropinum dort zu leiten. Aber schon 1776 kam er als Generalsuperintendent nach Dürkheim im Fürstenthum Leiningen-Dachsburg, wo er zu Heidesheim im nächsten Jahre eine Erziehungsanstalt errichtete, die durch schlechte Verwaltung wieder einging. Auf Anklagen von Mainz aus ward er vom Reichshofrath für unfähig erklärt, ein theologisches Amt zu verwalten und Etwas im Druck herauszugeben, aber Preußen schützte ihn; er ging 1779 nach Halle und gab dort sein Glaubensbekenntniß heraus, hielt Vorlesungen über Philosophie, Rhetorik und Sprache, schrieb noch Manches, gerieth in neue Händel und bezog vor den Thoren der Stadt einen Weinberg, wo er eine Wirthschaft hielt. Wegen neuer Schriften erhielt er ein Jahr lang Festungshaft in Magdeburg, schrieb dort seine Lebensgeschichte und lebte dann in Halle, wo er 1792 starb. — Joachim Heinrich Campe ist 1746 zu Dornhan im Braunschweigischen geboren, besuchte die Schule in Holzminden, studirte Theologie zu Helmstädt und Halle, ward 1773 Feldprediger in Potsdam, ging an das Philanthropinum zu Dessau, privatisirte von 1783 an zu Trittow bei Hamburg, ward 1787 braunschweigischer Schulrath und Eigenthümer der Buchhandlung des braunschweigischen Waisenhauses, 1805 Dechant des Stifts St. Cyriaci, 1809 Doktor der Theologie, gab sich viel mit lexikalischen Arbeiten ab und starb am 22. Oktober 1818.

Seine sämmtlichen Kinderschriften erschienen in 37 Bänden in 4 Auflagen zu Braunschweig, 1829—32, sein Wörterbuch der deutschen Sprache, 5 Bände, 1807—11, 4°. — Christian Gotthelf Salzmann ist 1744 zu Sömmerda bei Erfurt geboren, wo sein Vater Prediger war, studirte 1761—64 in Jena, wurde 1768 Pfarrer in Rohrborn und 1772 Diakonus und Dom-Pastor in Erfurt, gab sich mit Kinderschriftstellerei ab, kam 1781 nach Dessau, schrieb seinen Roman Karl von Karlsberg (1783—88, 6 Bde.), gründete 1784 zu Schnepfenthal ein eigenes Erziehungsinstitut, wozu ihm der Herzog von Gotha 4000 Thlr. gab, verband 1788 eine Buchdruckerei und Buchhandlung damit, erhielt viele Zöglinge, sah aber durch die Kriege Napoleon's deren Zahl sich wieder vermindern, ward kränklich und starb am 31. Oktober 1811. Die Anstalt besteht aber noch und viele vornehme Kinder waren ihr schon anvertraut. — Johann Heinrich Pestalozzi ist am 12. Jan. 1746 zu Zürich geboren, wo sein Vater Arzt war, studirte Oekonomie zu Kirchberg, kaufte sich das Gütchen Neuhof bei Bern, nahm 1775 Bettelkinder in sein Haus, um sie zu erziehen, hatte bald 50 solcher Knaben um sich, setzte aber dabei sein Vermögen zu und gerieth in Armuth. Aber nichts machte ihn irre, er schrieb den Volksroman Lienhard und Gertrud (Basel 1781—89, 4 Bde., und öfters), als Ergänzung Christoph und Else (Zürich 1782) und einiges Andere, sowie Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts (1797), wurde 1798 Vorstand eines Erziehungshauses für arme Kinder in Stanz, ging, als diese Anstalt nach einem Jahre wieder aufhörte, als Schulmeister nach Burgdorf, mischte sich auch in die politischen Händel seines Landes als strenger Demokrat, ging 1802 als Vertreter des Volks nach Paris, setzte eine neu begonnene Erziehungsanstalt 1804 in München-Buchsee mit Fellenberg fort, die er alsbald nach Yverdun verlegte, seine Methode fand allgemeinen Anklang, überall her sandte man Lehrer, um sie bei ihm zu studiren, und mit reichem Erfolge gekrönt starb er am 17. Februar 1827 zu Brugg im Aargau. Seine sämmtlichen Schriften erschienen in 15 Bänden, Stuttgart 1819—20, und sollen wieder aufgelegt werden. Sein Leben beschrieb er selbst in: Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten (Leipzig 1826) und viele Schriften sind in neuester Zeit über ihn geschrieben worden. — Johann Georg Schlosser ist 1739 zu Frankfurt geboren, studirte in Gießen und Altdorf Jurisprudenz, promovirte, trat als Beamter in Mömpelgard und dann in Karlsruhe ein, wurde Hofrath und Amtmann in Emmendingen, dann Geheimer Hofrath, kam 1787 nach Karlsruhe, ward 1790 wirklicher Geheimer-Rath und Direktor des Hofgerichts, nahm aber 1794 seine Entlassung, weil ein Gesetz, das er zu Gunsten armer Bürger gemacht hatte, nicht gelten sollte, ging 1796 nach Eutin, ward 1798 in Frankfurt zum Syndikus gewählt und starb 1799. Er war Göthe's Schwager und ein feuriger Denker und Wahrheitsforscher. Seine kleinen Schriften erschienen zu Basel 1787—94 in 6 Theilen.

203. Wie hier in der Sphäre des niederen Unterrichts eine vollständige Umgestaltung vor sich ging, so leitete Christian Gottlob Heyne eine solche im Gebiete der höheren wissenschaftlichen Bildung ein, obgleich diese durchaus nicht so durchgreifend war. Als er nach Göttingen kam, wo er, wie er selbst gestand, erst die Kunst lernte, die er lehren sollte, fand er einen besseren Geist schon angebahnt und er selbst war eine solche Persönlichkeit, die ganz besonders zu allmäligem Reformiren geeignet war. Er gewann bald ein großes Auditorium und suchte nun auf eine geschmackvollere Weise auf den Geist und den realen Gehalt des Alterthums aufmerksam zu machen, indem er dem literarästhetischen Gesichtspunkte den Vorrang vor dem blos grammatischen einräumte.

Mochte er dabei freilich auch nicht wenige Blößen zeigen, so hatte er doch mächtigen Einfluß auf die humanistische Schulbildung, indem aus seinem philosophischen Seminare Männer hervorgingen, die auch die von ihm vernachlässigten Richtungen kultibirten, die Ergebnisse der neuen Zeit in sich aufnahmen und von höherem Standpunkte das Alterthum ansahen, so daß dessen Strahlen bald reiner in unsere Zeit herüberdrangen und eine Vermählung des deutschen Geistes mit dem griechischen anbahnten. Ja ohne Heyne's Anregung wäre vielleicht nicht einmal der nachmalige Göttinger Dichterbund entstanden, dessen Mitglieder gerade durch ihre klassische Bildung und ihr tieferes Auffassen des Geistes des Alterthums sich von dem bisherigen Geiste losmachten und die Schwalben eines neuen Dichterfrühlings wurden. Doch war Heyne nicht der Mann, der diese Zeit richtig zu würdigen und mit ihr fortzugehen verstand, sonst hätte er noch weit mehr gewirkt. Aber er erwarb sich auch außer seiner Lehrerthätigkeit ein Verdienst dadurch, daß er die Göttinger gelehrten Anzeigen leitete, darin gegen 8000 Anzeigen machte, gleichsam ein Hochwächter unserer Literatur wurde und bewirkte, daß darin alle gediegeneren Schriften der Franzosen und Engländer zur Kenntniß Deutschlands gebracht wurden, das sich so ganz der fremden Literatur bemächtigte, während die genannten Länder, die, so lange unsere Gelehrten lateinisch schrieben, alle unsere wissenschaftlichen Arbeiten kannten und daraus unendlich viel schöpften, jetzt, wo man bei uns nur deutsch schrieb, unsere Werke und Leistungen nicht mehr benützen konnten und daher auch im Gebiete der reinen Wissenschaft, der Philosophie vorzüglich, weit hinter uns zurückblieben und von da an sogar nichts Bedeutendes mehr darin zu leisten vermochten, wogegen wir nun das Wissen der gesammten Erde in uns aufnahmen und den Fortschritt zu unserer Weltliteratur und unserer welthistorischen Stellung im Gebiete der Wissenschaft und Kunst anbahnten, weil nur wir das ächte Verständniß des griechischen Geistes besitzen und nur wir keinen neuen Gedanken, keine neue Leistung irgend eines anderen Volks der Erde unverstanden und unbenützt vorübergehen ließen.

Christian Gottlob Heyne ist am 25. Sept. 1729 zu Chemnitz geboren, als der Sohn eines armen Leinewebers, kam 1741 auf das dortige Lyceum, erwarb sich durch angestrengten Fleiß tüchtige Kenntnisse in den alten Sprachen und ging unter kümmerlichen Verhältnissen 1748 nach Leipzig, wo er später durch eine lateinische Elegie, die er auf Bestellung machte, 1753 Copist mit 100 Thlr. Gehalt in der Bibliothek des Grafen von Brühl wurde und nun aus Noth mehrere Uebersetzungen machte und den Tibull und Epiktet herausgab, die ihm im Ausland Ansehen verschafften. Allein der siebenjährige Krieg raubte ihm den Gehalt und erst 1759 kam er auf Rabener's Empfehlung zu dem Grafen von Schönburg als Hofmeister, den er nach Wittenberg begleitete, von wo ihn aber der Krieg wieder nach Jena und Dresden vertrieb. Das Bombardement 1760 beraubte ihn hier aller seiner Habe und er schrieb nun den lateinischen Text zum dritten Tausend der Lippert'schen Daktyliothek. Auf Ruhnken's Empfehlung erhielt er 1763 den Ruf als Professor der Beredtsamkeit in Göttingen, allein man mußte erst lange Nachforschungen durch die sächsische Regierung veranlassen, bis man Heyne's Aufenthalt erfuhr

und dieser ging nun nach Göttingen, wo er 1764 erster Bibliothekar wurde und durch seine Vorträge an der Universität und im philosophischen Seminar eine bedeutende Wirksamkeit entfaltete. Er gab nun eine Anzahl Programme, den Virgil, Pindar, Apollodor und Homer heraus, wirkte ungemein auf die jungen Philologen, die er in den Geist des Alterthums einführte, und gab überhaupt der Philologie ein ganz anderes Ansehen. Bei der französischen Besitznahme Hannovers trug er viel dazu bei, daß Göttingen von Einquartirung verschont blieb, er wurde in die ständische Commission gewählt, gab sich alle Mühe, daß bei Errichtung des Königreichs Westphalen die Universität erhalten blieb und starb am 14. Juli 1812 am Schlagfluß. Sein Leben beschrieb Heeren, sein Schwiegersohn (Göttingen 1813, 2 Bde.). —

C. Dritte Periode.

1760 bis Göthe's Tod.

204. Lessing's kühner Geist hatte den neuen Weg gefunden, hatte vorgezeichnet, welche Richtung auf dem Grunde des entschiedenen Selbstbewußtseins eingeschlagen werden müsse und mit welcher weisen, durch die feinen Regeln eines höheren Kunstsinns geleiteten Mäßigung dies zu geschehen habe, wenn sein hohes Ziel erreicht werden solle; aber eine solche Mäßigung von drangvollen Köpfen zu erwarten nach so langem Drucke der Pedanterie und des Schulzwangs, wäre zu viel gewesen und bald zeigte sich, wohin das neu erwachte stolze Selbstgefühl des Genies die jungen Talente fortriß. Die Bewegung wallte immer mehr auf, aus dem leichten Wellenschlag wurde ein Wogen und Branden der Geister und an die Stelle der Reformation trat der Umsturz und die Revolution, welche sich kühn vermaß, in wildem Gebaren allen Regeln, aller Mäßigung zu spotten und in ihrem Trotzgefühl die Schranken niederzuwerfen, innerhalb welcher allein wahre Kunst, wahre Poesie und wahres Gedeihen für Wissenschaft und Dichtung, für Leben und Staat möglich ist. Diese Zeit, welche man füglich die revolutionäre nennen könnte, die aber von einem Drama Klinger's den Namen Sturm- und Drangperiode oder auch kraftgenialische Epoche bekam, währte etwa von 1770 bis zu Göthe's Reise nach Italien, wo sodann der Sturm sich legte und in eine reinere Harmonie überging, welche die wahre klassische Zeit unserer Literatur erzeugte, so daß sich auch in dieser Epoche im Anfange dasselbe Ringen und Streben wie früher zeigte, nach einem hohen Ziel zu gelangen, und dann, als die Aufregung abgeklärt war, das erstrebte Ziel gefunden und erreicht wurde. Diese Kraftgenies wollten an die Stelle der Regeln die Originalität setzen, welche keine Schranken des Geistes mehr anerkannte, sondern ihren eigenen Gang und ihr eigenes Thun und Treiben zum Gesetze machte. Man strebte geradezu nach der Natur und Shakespeare war der Prophet, dem sie nacheiferten, weil er am meisten aus der Naturwahrheit seine großartigen Dichtungen erschuf. Aber eines Theils ahmte man mehr seine Ausschweifungen nach und stellte man neben Shakespeare Ossian und Young,

von denen der Erstere die dunkle Melancholie und der Andere trübsinnige Nachtgedanken, Zerrissenheit und finsteren Mißmuth unseren Dichtern mittheilte, so daß über Alle eine hypochondrische Laune kam und sie aus der dadurch angeregten Selbstschätzung in immer größer werdende Selbstüberschätzung geriethen, welche da meinte, die Welt müsse sich nach ihren Eigenheiten richten und diese sich nicht nach ihr. Dazu kam Homer, den sie als den Vater aller Naturdichter verehrten, und selbst die Psalmen priesen sie als reine Urstimmen des poetischen Weltgeistes.

Diese neue Richtung ging zunächst aus von Königsberg durch Hamann und Herder, aber sie drang mit Riesenschritten durch alle Gauen unseres Vaterlandes, vom fernen Osten nach Straßburg und der Schweiz und in Wien selbst fand sie sich repräsentirt durch Kaiser Joseph II., der mit gleicher Leidenschaftlichkeit suchte, die Aufklärung in seinem Lande zu verbreiten, sein persönliches Wollen und Meinen geltend zu machen und weder historische Rechte achtete, noch auch auf die Stimme des Volks hörte, das für solche stürmische Umgestaltungen noch nicht reif war. Darum griff die neue Geistesrichtung auch nicht tief ein und konnte sie in Wien, wo die geistige Bildung so niedrig stand, keine Erfolge von Bedeutung hervorrufen. Nur Joseph von Sonnenfels strebte darnach, die neuen Zeitideen einzuführen und zwar nicht nur im Theater, sondern auch im peinlichen Rechte, in der Polizei und dem Finanzwesen, und mit großem Freimuthe und menschenfreundlicher Gesinnung trat er den Fanatikern entgegen und kämpfte er für die weit ausgreifenden Reformen seines Kaisers; aber wie dieser hatte auch er keine Erfolge, denn sie standen nicht auf praktischem Boden, und in der dürren Erde Wiens konnte nur das Gemeine und Gewöhnliche wuchern und der Geist sich nimmermehr aus seinen Fesseln losringen. — Ein anderer Punkt, wo die neue Richtung Wurzeln schlug, war Darmstadt, wo sich nicht nur die Landgräfin Karoline für die deutsche Literatur sehr interessirte, sondern auch Merck ganz der drangvollen Generation zugehörte, ohne jedoch deren Ausartungen zu billigen, indem er überall auf Mäßigung drang und warnte, wo die stürmischen Geister auf Abwege geriethen. Er selbst hat dadurch nicht wenig auf seine Zeit eingewirkt und namentlich auf Göthe, den er zu rechter Zeit auf die richtige Bahn führte; aber er hat sich auch schriftstellerisch bethätigt in Prosa und Versen, die so originell derb und mit solcher Kühnheit geschrieben sind, daß man bisher noch Bedenken trug, sie herauszugeben, und blos einige unbedeutende Stücke, denen dieser Geist fehlt, zur Oeffentlichkeit kamen. — Wichtig wurde für diese Zeit auch Frankfurt nicht nur dadurch, daß daselbst Göthe lebte, sondern auch weil sein Schwager J. G. Schlosser seine Frankfurter Gelehrten Anzeigen zum allgemeinen Organ des Genialitätstriebs machte und dieser hier seinen Mittelpunkt fand. Tüchtige Kräfte arbeiteten daran und sie waren hauptsächlich gegen die Anmaßungen der Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit gerichtet und wiesen die Zudringlichkeit anderer oberflächlichen

Journale zurück. Doch dauerte die vortheilhafte Richtung dieser Blätter nur zwei Jahre lang und als sich der Verein der Mitarbeitenden trennte, entsprach der Ton nicht mehr recht der Würde der Sache, so daß die an ihre Stelle tretende Encyklopädie und später das deutsche Museum wohl ein Sprechsaal für Männer der entgegengesetztesten Richtung wurde, aber die alte Bedeutung und das Ansehen verlor. — Einer der wichtigsten Punkte war jedoch Weimar, wo schon früher die deutsche Muse eine schützende Stätte gefunden hatte und nun die Herzogin Amalie von Braunschweig den Geschmack an der Poesie dahin übertrug. Besonders ihr Sohn Karl August begünstigte alle aufstrebenden Genialitäten, nahm sie gastfreundlich bei sich auf und es zeigte sich hier in der Folge sogar eine solche Genialität des Hoflebens und ein so wildes Leben und Treiben, ein so titanenartiges Gebaren, daß selbst Herder den Kopf darüber schüttelte und Böttiger es eine wahre Zigeunerwirthschaft nannte, denn die von innerem Drange der Begeisterung erfüllten Köpfe mußten austoben, bis das erste Flackerfeuer entfloh und das reine Feuer des wahren Genies beseligende Wärme und heiteres Licht verbreitete. — Endlich griff diese neue Zeit auch in Stuttgart um sich und zwar um so mehr, als der Herzog Karl die aufbrausende Jugend in immer engeren Schranken zu halten gedachte, während diese um so mehr von der Zeitrichtung ergriffen wurde und das Joch von sich abzuschütteln strebte. Dieser Geist der Widersetzlichkeit gegen alles Gesetz der Literatur und des Staats, der dort unter der Jugend herrschte, zeigt sich überall in Schiller's ersten lyrischen Dichtungen, wie in seinen Räubern, im Fiesco und Kabale und Liebe. Hier regte sich vor Allen Christian Friedrich Daniel Schubart, dessen Leben schon die ganze kraftgenialische Epoche charakterisirt. Er besaß eine glühende Einbildungskraft und ein lebendiges Gefühl und seine musikalische Bildung versetzte ihn so sehr in die volle Unmittelbarkeit der subjectiven Empfindungen, daß er sich bald ruhe- und rastlos fortreißen ließ von seinem Drange, unsicher in seinen Ueberzeugungen bald der kühnsten Freigeisterei folgte, bald von überschwänglicher Sentimentalität sich hinreißen ließ, kein Maaß in Urtheilen und im Handeln mehr kannte und er in eine Reihe von Unglück stürzte, daß er selbst nach seiner zehnjährigen Gefangenschaft auf dem Asperg nicht zur Ruhe kam. Er ist ganz ein Sohn dieser kraftgenialen Zeit und eifert daher gegen die Franzosen und die weiberhafte Weichlichkeit, wogegen er sich enthusiastisch für die Engländer zeigt. Seine Fürstengruft und sein ewiger Jude, sowie sein Vatermörder drücken den vollen Ton seines Dranges aus, der ihn bei seinen Zeitgenossen so beliebt machte, daß noch jetzt seine Lieder vom Volke gesungen werden. Seine Gedichte sind in einem derberen Pathos als die Klopstock'schen geschrieben und suchen diesen nachzuringen; aber seine Empfindung ist maßlos und leidenschaftlich, seine Phantasie regellos und es fehlt ihm überall an Form und Reinheit der Darstellung, obschon einzelne Gedichte, wie sein Lied: „Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark," fast auf Classicität Anspruch haben. Seine

geistlichen Lieder, die er nach der Entlassung aus der Gefangenschaft schrieb, sind phrasenhaft und ohne dichterischen Werth, seine Vaterlandschronik zu zahm und nur seine Lebensgeschichte wird auch in späteren Zeiten noch immer mit großem Interesse gelesen werden. Neben ihm stand sein Landsmann **Wilhelm Ludwig Weckherlin**, der mit großer Kühnheit und Aufwendung aller seiner Talente für Preßfreiheit und Aufklärung stritt, dabei ebenfalls über alles Maaß hinausging und sich vielfach Gefängnißstrafe und andere Nachtheile zuzog, so daß er eigentlich keine bedeutenden Erfolge erreichte.

Der Originalitätsdrang, welchen wir hier in den verschiedenen Theilen Deutschlands zu Tag treten sahen, äußerte sich nicht überall gleich, sondern bald war es ein gewaltiges Aufstürmen der männlichen, überkräftigen Leidenschaft, welche der Welt und Wirklichkeit übermüthigen Trotz bot, wie es sich in Klinger zeigte, bald war es eine sentimentalische Ueberreizung, wo die Mißstimmung und der Unmuth über die vorliegenden Verhältnisse das Gefühl verweichlichten und eine melancholische Sehnsucht nach dem Unendlichen und Unerreichbaren hervorriefen, wie Miller und Hölty, und bald begegnete sich dies männliche und weibliche Pathos in einzelnen Persönlichkeiten und ging in die mannichfaltigsten Schattirungen über, wie wir sie in dieser Zeit noch antreffen werden.

Joseph von Sonnenfels war der Sohn jüdischer Eltern, ist im Jahre 1733 zu Berlin geboren, zog mit seinem Vater nach Mähren, ließ sich taufen, wurde im 16ten Jahre Soldat, studirte nach Ablauf seiner Dienstzeit Rechtswissenschaft in Wien, wurde seinem Vater, als Uebersetzer des Hebräischen, bei der niederösterreichischen Regierung beigegeben, arbeitete bei einem Justizbeamten, trat als Schriftsteller auf, wurde Rechnungsführer bei der ehemaligen Arcieren-Garde, 1763 Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität und bewirkte durch eine seiner Schriften die Abschaffung der Folter in Oesterreich. Ungeachtet seine Feinde ihn als Religionsspötter und Majestätsverbrecher zu stürzen suchten, so ernannte ihn doch die Kaiserin zum kaiserlichen Rath, 1779 zum wirklichen Hofrath bei der böhmischen und österreichischen geheimen Hofkanzlei, zum Beisitzer der Studienhofkommission und erhob ihn 1797 in den Reichsfreiherrenstand. Er starb erst am 26. April 1817. Seine gesammelten Schriften erschienen zu Wien 1783 bis 1787 in 10 Bänden. — **Johann Heinrich Merck** ist 1741 zu Darmstadt geboren, wurde daselbst Kriegsrath, trat mit den Berühmtheiten seiner Zeit in Verbindung, war mit der Botanik und Mineralogie sehr vertraut, half das Fossilienkabinet in Darmstadt begründen, verfiel später in eine hypochondrische Erbitterung und trübe Stimmung und endete sein Leben selbst im Jahre 1791. Unter dem Namen Johann Heinrich Reinhold der Jüngere gab er heraus: Rhapsodien, Darmstadt 1773, 8°. Seinen Briefwechsel gab Dr. Wagner, Darmstadt 1835—38, 2 Bde., heraus. Vgl. Heinrich Merck, Ein Denkmal. Von Ad. Stahr, 1840. — **Christian Friedrich Daniel Schubart** ist 1735 zu Obersontheim geboren, zeigte erst nach und nach seine Fähigkeiten, kam 1753 auf das Gymnasium in Nördlingen, wo er schon Volkslieder dichtete, 1756 nach Nürnberg und 1758 nach Jena, wo er ein zügelloses Leben führte und die Theologie mit der Musik vertauschte. Er ward nun Hauslehrer, dann Schullehrer und Organist in Geislingen, verheirathete sich 1764 und wurde 1768 Musikdirektor in Ludwigsburg, wo er einigen Offizieren Vorlesungen über Aesthetik hielt, aber sehr ausschweifend wurde, so daß seine Frau mit den Kindern nach Hause zurückkehrte und er selbst eine Zeit lang in's Gefängniß kam. Darüber machte er ein satirisches Lied auf einen der Höflinge, wurde abgesetzt und des Landes verwiesen

und ging ohne alle Mittel nach Heilbronn, wo er Musikunterricht gab, dann nach Heidelberg, Mannheim und zum Grafen Schmettau. Hierauf wandte er sich nach München und wollte schon, um sein Glück zu machen, katholisch werden, als er abermals von da fort mußte und nach Augsburg ging, wo er Zeitungsschreiber wurde und seine deutsche Chronik 1774—78) reißenden Abgang fand. Er gab auch Unterricht in Musik und Wissenschaften, mußte aber auch bald wieder Augsburg verlassen und ging nach Ulm, wo er sich wieder mit seiner Familie vereinigte. Der Herzog von Württemberg suchte ihn längst in seine Gewalt zu bekommen und es wurde nun der boshafte Streich eingeleitet und ausgeführt, daß der Beamte von Blaubeuren ihn auf den 22. Januar 1777 zu sich zum Essen einlud und gefangen nahm, worauf Schubart zehn Jahre lang ohne Verhör auf dem Hohenasperg gefangen saß und erst 1787 auf Fürbitte der Karschin entlassen wurde. Er erhielt nun die Anstellung als Dichter der herzogl. württembergischen Hofmusik und des Theaters zu Stuttgart, setzte seine deutsche Chronik fort, schrieb seine Lebensbeschreibung und starb im Jahre 1791. Seine sämmtlichen Gedichte erschienen Frankfurt 1787, 2 Bde; 2. Ausgabe 1824, 3 Bde.; Ideen zur Aesthetik der Tonkunst und Vermischte Schriften, Zürich 1812, 2 Thle. Seine gesammelten Schriften und Schicksale erschienen neuerdings 1839 in 8 Bdn. und Dr. Strauß machte im Morgenblatt, Juli 1847, Mittheilungen aus seinen Briefen. — Wilhelm Ludwig Weckherlin ist der Sohn eines Pfarrers und 1739 zu Bothnang geboren, besuchte das Gymnasium in Stuttgart, studirte in Tübingen die Rechte, ging dann als Hofmeister nach Straßburg und Paris, lernte hier die französischen Schriftsteller kennen und ging dann nach Wien, wo ihm seine witzigen aber muthwilligen Denkwürdigkeiten von Wien (1777) Haß und Landesverweisung zuzogen. Nach einigem Verweilen in Regensburg ging er nach Augsburg, wo er in viele Gesellschaft kam, aber wegen einer Schmähschrift verwiesen wurde, weshalb er sich durch das Buch: Anselmus Rabiosus Reise durch Deutschland (1778) zu rächen suchte. Er schrieb sodann die politische Zeitschrift „Das Felleisen" zu Nördlingen, lebte zu Baldringen bei dieser Stadt und gab 1779—83 in 12 Bänden die Chronologen heraus, die mit Witz, Satire und Freimüthigkeit geschrieben sind. Als Fortsetzungen davon erschienen 1782—87 das graue Ungeheuer in 12 Bänden, 1788—90 die Hyperboreischen Briefe und 1791—92 die Paragraphen, in 3 Bändchen, die aber an Geist und Beifall abnahmen. Wegen einer Schmähschrift auf die Stadt Nördlingen, 1788, wurde er auf dem Schlosse Hochhaus vier Jahre lang in Haft gehalten, wobei er jedoch seine schriftstellerischen Arbeiten fortsetzen konnte und gut behandelt wurde. Im Jahre 1792, als Anspach preußisch wurde, ging er dahin, gab die Anspach'schen Blätter heraus, wurde aus Verdruß krank und starb am 24. November 1792. Ueber ihn erschien: Weckherlin's Geist, von Weber, Stuttgart 1823. — Ueber das Leben und Treiben in Weimar vergl.: Böttiger, Schilderungen der literarischen Zustände und Zeitgenossen, Leipzig 1838, und Wachsmuth, Weimar's Musenhof, Berlin 1844; doch sind hier zu viele Klatschereien mitgetheilt.

205. Die Sturm- und Drangperiode begann ihren Anlauf im fernen Osten, zu Königsberg, durch Hamann und Herder, welche, als Feinde des Berliner Rationalismus, eine Verschmelzung des christlichen und antiken Geistes erstrebten, das Evangelium der Natur und genialer Originalität predigten und so die sturmvolle Uebergangszeit eröffneten, welche später auch in Königsberg durch Kant's Kritik der reinen Vernunft zum Abschlusse gebracht wurde. Aber was vorzüglich Herder durch seine vielseitige Wirksamkeit und Gelehrsamkeit bewirkte, das geht noch mehr auf Johann Georg Hamann zurück, welcher eigentlich der Vater dieser Richtung genannt werden kann. Von Natur rastlos und unstät, in allen Gestalten sich zeigend, voll der tiefsten Widersprüche, ohne Halt

und festen Willen, warf er sich auf alle Zweige des Wissens, suchte er Glauben und Vernunft, Natur und Kunst, den alten und neuen Geist mit einander zu vermählen und hoffte er blos daraus ein Besserwerden und einen mächtigeren Fortschritt für Wissenschaft und Poesie. Ihm schwebte vor Allen zuerst vor, daß die Poesie zurückkehren müsse zur Einfalt des kindlichen Glaubens, daß sie das erste Bedürfniß des menschlichen Geistes gewesen und daher auch in den ältesten Zeiten die ächteste und wahrste Poesie zu finden ist, daß man zurückkehren müsse zu dieser Einfachheit der Natur und der Kindlichkeit, wenn man wieder große Dichtungen erzeugen wolle, und vor Allem, daß das Große in der Welt aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen müsse und alles Vereinzelte verwerflich sei. Dieses Princip, wornach der geniale Drang das Recht besitzt, nach sich die Welt zu bilden und seine volle Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, welches auch der Grundgedanke der ganzen Zeit wurde, war bei Hamann nicht das Resultat einer langsamen und klaren Forschung, sondern volle Ueberzeugung und unmittelbare zweifellose Anschauung. Indem Hamann aber Alles erfassen und das Höchste gewinnen wollte, ohne sich doch einen klaren Begriff von seinem Ziele zu machen und es energisch zu erstreben, konnte er es nicht erreichen, kannte er nirgends Freiheit, Maaß und Form und erschien er selbst denen, die ihn näher kannten, als ein Geheimniß, das schwer zu ergründen war; denn neben seiner geistigen Haltungslosigkeit verstieg er sich in religiös-frommer Einbildung dahin, daß er sich selbst für den vornehmsten der Sünder hielt, der von Gott zu seinen Diensten auserlesen sei, und wollte er am Seelenheile seiner Freunde mitarbeiten. Ueberhaupt verdarb er sich zu Allem die Lust und den Geschmack, verzagte er in dem Widerspruche von Täuschungen und war er doch wieder voll Sinnlichkeit, die den übersinnlichen Geist auf allen Schritten hemmte. Sein Gemüth, voll hypochondrischer Unruhe und Gährung, konnte nicht einmal Freundschaft würdigen: gegen diejenigen, welche ihn in Verlegenheiten und Noth emporgehalten und unterstützt, benahm er sich mit einer an Unverschämtheit gränzenden Wegwerfung, Niemand konnte vor seiner Verbissenheit ungefährdet bestehen, kaum Herder verschonte er mit seiner bitteren Galle und nur mit dem ihm geistesverwandten Jacobi stand er freundschaftlich bis an sein Ende; auch war dieser sein Charakter und seine üble Laune Ursache, daß er nicht einmal ein öffentliches Amt mehr verwalten konnte. Diesem entsprechend sind seine Schriften voll gesuchter sibyllinischer Sprüche, voll unverständlicher Anspielungen, deren Sinn er selbst bald nicht mehr wußte, voll kecker Zusammenstellungen des Gemeinen und Hohen, des Großen und Kleinen, voll Sprünge und unklarer Ausdrücke, aphoristisch und bald wie eine Reihe unverbundener Perlen, wie ein Himmel mit tausend Sternen, bald wieder unleserlich und unverständlich, daß man vergebens aus seiner bildlichen und symbolischen Darstellung den Sinn zu erfassen sucht. Sein Humor entbehrt durchaus der ästhetischen Feinheit der Gestaltung und kann nimmermehr Anspruch auf ächten und wahrhaften

Humor machen. Auch was den Inhalt seiner Schriften betrifft, so hat er es nie zu bestimmten Resultaten gebracht, sondern trat er blos angreifend oder verneinend darin auf. Zunächst wandte er sich gegen den ungründlichen Rationalismus der Berliner und die schuldogmatische Orthodoxie und berief sich dagegen auf das reine Bibelthum und den Glauben, der ihm über Alles ging. In seiner Verbissenheit erklärte er alle Satzungen der Vernunft für Lügen, die Philosophie für Kinderspielerei und griff er die großen Denker Spinoza, Mendelssohn und Kant wie Mörder an, während er sich mit dem frömmelnden Jacobi und Stilling befreundete. Seine pietistische Selbstgefälligkeit bewirkte, daß er Alles, was er that, für gottgefällig hielt und den wahren Menschen allein im Christen suchte; was jedoch dies für Christen seien, zeigt sich klar darin, daß er sich in den Kreis der frömmelnden Fürstin von Gallitzin zu Münster zurückzog, wo er auch sein Leben beschloß. So reich an Irrthümern, so wenig befriedigend auch sein Leben und seine Schriften waren, so hat doch Hamann eine bedeutende Wirksamkeit auf unsere Literatur ausgeübt, indem er die Originalität der Natur an die Stelle der Schulweisheit setzte, vom Genie mehr erwartete als von den Kunstregeln, und die Poesie als die Ursprache des Menschengeschlechts erklärte, die wir am reinsten und einfachsten in den Büchern Mosis, in Homer und allen Dichtungen aus der Kindeszeit der Völker suchen sollen. Selbst gewirkt hat er nur wenig auf unmittelbare Weise, aber sein inniges Verwachsensein der Ansichten mit dem Charakter, seine innige Verschmelzung des christlichen Glaubens mit dem Urtheile über Welt und Poesie regte seine Zeit und die späteren Geister noch lange mächtig auf und hat auf die romantische Schule noch einen bedeutenden Einfluß geübt.

Johann Georg Hamann, der Sohn eines bemittelten Barbiers, wurde am 27. August 1730 zu Königsberg geboren, studirte seit 1746 Theologie, bald aber vorzüglich Philologie und Poesie, wurde 1752 Hauslehrer bei der Baronin v. Budberg in Kurland, wo er nach einem halben Jahre wegen Mißverständnissen austrat, begab sich zu einigen Freunden bei Riga, wurde 1753 Hofmeister beim General v. Witten, kam 1755 wieder nach Riga zu einer Kaufmannsfamilie, wo er Staats- und Handlungswissenschaft studirte, kehrte dann in das Budberg'sche Haus und 1756 nach Königsberg zurück, von wo er in Angelegenheiten eines Handlungshauses eine Reise nach Berlin, Lübeck, Holland und England machte, sich in London ein Jahr lang verweilte und, aus Mißmuth über den ungünstigen Erfolg seiner Geschäfte, sich Zerstreuungen und Ausschweifungen überließ, woraus ihn das Lesen der Bibel wieder zog, ging 1758 nach Riga, im nächsten Jahre aber nach Königsberg zurück, wo er sich mit der alten und orientalischen Literatur abgab und eine Reise nach Kurland und Liefland machte. Später trat er als Schreiber bis 1764 bei der Kriegs- und Domänenkammer in Dienst, wurde aber kränklich, machte eine Reise durch Deutschland, das Elsaß und die Schweiz, ging 1765 als Hofmeister nach Mitau, reiste nach Warschau, wurde 1767 in Königsberg bei der Provinzialaccise und Zolldirektion und 1777 als Packhofverwalter angestellt, konnte aber wegen Kränklichkeit diese Beschäftigungen nicht gut fortführen, ward 1784 durch wohlwollende Unterstützung eines ihm damals Unbekannten in eine sorgenfreie Lage gebracht, nahm 1787 seinen Abschied, machte eine Reise durch Deutschland und lebte bei seinem Wohlthäter und bei Jacobi abwechselnd zu Münster und Düssel-

dorf, bis er an ersterem Orte am 21. Juni 1788 starb. Hamann nannte sich auch auf einigen Schriften Magus aus Norden. Seine Schriften hat Friedrich Roth zu Berlin 1821 bis 25 in 7 Bänden herausgegeben, wozu 1842 ein achter Band mit Nachträgen von G. A. Wiener kam. Fragmente aus seinen Schriften veröffentlichte Cramer unter dem Titel sibyllinische Blätter des Magus aus Norden mit seinem Portrait, Leipzig 1819.

206. Was Hamann blos angeregt, wozu er die Ideen gegeben, das suchte Johann Gottfried Herder in's Leben einzuführen und zu einem üppigen Baume emporschießen zu lassen. Er war der Vermittler zwischen der Kritik und der schöpferischen Originalität, er setzte die Geister in Bewegung, öffnete neue Gebiete und streute neue lebenskräftige Ideen aus, aber mit ihnen fortzugehen bis zur dichterischen Gestaltung, der Bewegung bis zu ihren Consequenzen zu folgen vermochte er nicht und konnte sich daher auch nicht recht mit den großartigen Leistungen eines Göthe und Schiller befreunden und für die Philosophie Kant's empfänglich zeigen. Diese seine Stellung zwischen Hamann und Lessing und Schiller und Göthe, seine reiche Thätigkeit in so vielen Gebieten des Wissens und der Kunst und die Vorliebe für Poesie, wo er sie nur fand, war Ursache, daß er genug enthusiastische Verehrer fand, die ihn in den Himmel erhoben, während wieder Andere ihm jede Poesie absprachen und erst die neuere Poesie hat es vermocht, ihm seine wichtige Stellung in der deutschen Nationalliteratur zu sichern und seine Bestrebungen auf den Werth zurückzuführen, den ihnen keine Zeit rauben kann. In Ostpreußen geboren, erbte er von seinem Vater den kalten Ernst, von der Mutter die milde Gemüthsstimmung, und die Verschmelzung dieser Eigenschaften zieht durch sein ganzes Leben hindurch und zeigt sich in seiner bald liebevollen Sanftmuth, bald leicht erregbaren Empfindlichkeit, seiner launenhaften Melancholie und seiner humanen Begeisterung, in seiner bald eitlen Abgeschlossenheit, bald liebenswürdigem Umgange. Er schwankte zwischen Verstand und Phantasie und die Nüchternheit des Gedankens verhinderte ihn, ein wahrer Dichter zu werden, wofür ihn doch wieder die Natur bestimmt zu haben schien. Aufgewachsen unter drückenden Verhältnissen und despotischem Schulzwange und voll Liebe zum Lernen und Arbeiten, ward er frühe abgewendet von der Lebensfreudigkeit der Jugend, drängte er, sich ein reiches Wissen zu verschaffen und konnte er nicht zur Ruhe und zur Reife gelangen, als er ein öffentliches Lehramt in Riga verwaltete. Erst eine Reise nach Paris und die Bekanntschaft mit Göthe zu Straßburg trieb ihn zu schöpferischer Thätigkeit; sein geistliches Amt zu Bückeburg und der Umgang mit einer feinen Hofgesellschaft gab ihm die nöthige Lebensgewandtheit und ließ ihn seinen Feuereifer mäßigen, und zuletzt kam er in Weimar in eine Wirksamkeit, wo er mit bedeutendem Erfolg thätig sein konnte; aber seine ewige Unruhe, sein Eifer und das Streben, einem Ziele näher zu kommen, das ihn sein Schwanken nicht erreichen ließ, machten ihn unzufrieden mit seiner Stellung und seinem Leben, das er doch wieder ungern verließ, indem er sich noch im letzten Augenblicke nach idealischer Erhebung sehnte. In der ersten Hälfte seines Lebens, wo er

unzufrieden mit seiner Lage war und ein schweres Augenleiden ihn quälte, zeigte er einen Hang zur Melancholie und Trübsinnigkeit, weil ihm einerseits Eitelkeit anklebte und er andererseits wieder seine Mangelhaftigkeit fühlte und dieser Mißton, wenn ihn auch Freundschaft und Liebe zeitweise erheiterten, zog hinüber in die zweite Hälfte seines Daseins, wo er sich zwar ernstlich bemühte, Eitelkeit, Launenhaftigkeit und sein reizbares Wesen abzulegen, aber es niemals ganz erreichte, so daß selbst Göthe von ihm sagte, man sei nie zu ihm gekommen, ohne sich seiner sanften Milde zu erfreuen, aber auch nie von ihm weggegangen, ohne verletzt zu sein. Namentlich in Weimar, wo seine Stellung als erster Geistlicher des Landes von ihm verlangte, daß er sich von dem genialen Treiben seiner Kunstgenossen entfernt halte und die Würde seines Amtes bewahre, gerieth er oft in argen Mißmuth, der Anderen lästig wurde und der ihm selbst die Freuden des Lebens verdüsterte, weil er glaubte, seine Lebensstellung habe ihn seiner Bestimmung, ein Dichter zu sein, entzogen. Doch konnte Alles dies nicht verhindern, seinem Lebenszwecke, der Beförderung der Humanität, unausgesetzt nachzustreben und zum Kerne des Christenthums das Gebot zu machen, sich der Menschheit immer und überall anzunehmen. In seiner schriftstellerischen Thätigkeit zeigte sich nicht minder ein Durchkreuzen von Verstand und Phantasie, von Empfindung und Philosophie und dies verhinderte, daß er zu einer sicheren Haltung und zu entschiedener Ueberzeugung gelangte, denn wo er Dichter sein sollte, machte sich der Philosoph und Gelehrte geltend, wo er als Gelehrter auftrat, drängte sich der Dichter ein und raubte ihm die wahren Erfolge. Die poetische Begeisterung verdankte er Hamann, mit dem er gern aus der Gegenwart in die Zukunft sich flüchtete, mit dem er die Ansprüche der Natur mit den Forderungen der Kultur zu einigen suchte; seine freisinnige Richtung, seine Achtung der Vernunftgesetze und seine kritisch-polemische Richtung empfing er dagegen von Lessing, dessen Mission er durchzuführen suchte, obwohl er sich keineswegs dessen Schärfe des Verstandes und dessen Klarheit und Entschiedenheit anzueignen vermochte. Lessing unterschied überall Poesie und Wissenschaft, aber Herder ging nur darauf aus, überall die Poesie aufzuspüren, entbehrte deshalb der schönen Form und neben unplastische Dunkelheit stellt sich bei ihm prosaische Nüchternheit, so daß selbst seine Dichtungen keine wahren Dichtungen sind und nur in einer geringen Anzahl von Produkten auf Unvergänglichkeit Anspruch haben, welche sich sogar Lessing für seine Gedichte in höherem Grade versprechen darf. Von diesem erbte er übrigens auch seine Liebe für das Vaterland, seinen Unwillen darüber, daß die Deutschen zu keiner nationalen Gesinnung kommen können und seine Vorliebe für die altdeutsche Dichtung, welche er wieder seiner Zeit eifrig in's Gedächtniß zurückrief.

Johann Gottfried Herder ist am 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Mädchenschullehrer und Kantor war, der die Lektüre seines Sohnes auf die Bibel und das Gesangbuch beschränkte, um ihm die Lust am Studiren zu nehmen.

Allein Herder las heimlich alle Bücher, die er bekommen konnte, und als der Prediger Trescho den 16jährigen Jüngling in sein Haus als Famulus und Schreiber nahm und seine Anlagen bemerkte, gab er ihm Unterricht im Griechischen und Lateinischen. Endlich lernte ihn hier der aus dem siebenjährigen Kriege zurückkehrende Wundarzt Schwarzerloh kennen und nahm ihn 1762 nach Königsberg mit, um ihn Chirurgie und später in Petersburg Medicin studiren zu lassen. Allein bei der ersten Sektion, der er beiwohnte, fiel er in Ohnmacht und entschloß sich auf Anrathen seines Schulgenossen Emmerich, Theologie zu studiren, obwohl er aller Mittel entblößt war. Allein Emmerich verschaffte ihm einige Stunden, mehrere Freunde in Mohrungen und der Buchhändler Kanter, dem er schon von Hause die Ode „an Cyrus" zugesendet hatte, unterstützten ihn und 1763 erhielt er nicht nur ein Stipendium, sondern auch eine Lehrerstelle am Friedrichscollegium, wodurch seine nächste Zukunft gesichert war. Er hörte Vorlesungen aus verschiedenen Fächern, auch bei Kant, und Hamann erweckte in ihm die größte Zuneigung. Im Jahre 1764 wurde er auf des Letzteren Empfehlung als Collaborator an der Domschule zu Riga angestellt und 1767 zugleich Prediger, auch erhielt er in diesem Jahre das Inspektorat der Petrischule in Petersburg angetragen, allein sein Drang, die Welt zu sehen, veranlaßte ihn 1769 seine Stelle niederzulegen und zu Schiff nach Frankreich zu gehen. In Paris bekam er den Antrag, den Prinzen von Holstein zu Eutin als Begleiter und Reiseprediger drei Jahre lang nach Frankreich, Italien und anderen Ländern zu begleiten, unter Zusicherung einer späteren anderweitigen Anstellung, und Herder ging nach Kiel, nachdem er unterwegs einen Schiffbruch erlebt hatte. Im Jahre 1770 wurde die Reise angetreten, in Darmstadt lernte er seine spätere Gattin kennen und dann sollte er über den Winter mit dem Prinzen in Straßburg bleiben, wo er sich von einer Thränenfistel heilen ließ. Hier lernte er Göthe und Jung-Stilling kennen und nahm seine Entlassung, weil ihm der Oberhofmeister des Prinzen feindselig entgegentrat, und da er sich schon durch seine Fragmente über die neuere deutsche Literatur und kritischen Wälder literarisch bekannt gemacht hatte, so bekam er nun den Ruf als Hofprediger, Superintendent und Consistorialrath nach Bückeburg, wohin er 1771 ging, nachdem er seine Braut in Darmstadt geheirathet hatte. Anfangs gefiel es ihm in Bückeburg nicht, aber bald schloß er sich der gräflichen Familie freundlich an und machte von hier aus auch zu Pyrmont die Bekanntschaft mit Gleim. Allein der Wirkungskreis war ihm hier zu klein und als er einen Ruf als Hofprediger in Eutin und Professor in Gießen abgelehnt hatte, entschloß er sich schon, als vierter Professor der Theologie und Universitätsprediger nach Göttingen zu gehen; doch sollte er hier noch zuvor ein Colloquium zur Darlegung seiner doktoralen theologischen Kenntnisse und seiner Rechtgläubigkeit bestehen. Daher war es ihm erwünscht, daß ihm am Tage, wo er sich darüber entscheiden sollte, Göthe den Antrag machte, als Generalsuperintendent, Oberconsistorialrath und Hofprediger nach Weimar zu kommen, wohin er auch im Oktober 1776 ging, nachdem seine wirkliche Berufung durch niedrige Verläumdung so lange verzögert worden war. Obgleich er auch in Weimar viele Kämpfe gegen niedrige Angriffe zu bestehen hatte, so erhielt er hier doch ein erfolgreiches Wirken; er verbesserte das Gymnasium, errichtete 1787 das Schullehrerseminarium, besorgte 1795 ein neues Gesangbuch und 1798 einen neuen Katechismus und suchte überall zweckmäßigere und bessere Lehrbücher einzuführen. Oefters litt er an Krankheit, besuchte deshalb die Bäder zu Aachen, Karlsbad und Eger, auch machte er 1788 eine Reise nach Italien, welche wohl zu seiner Kränklichkeit viel beigetragen haben mochte. Nachdem er einen abermaligen Ruf nach Göttingen ausgeschlagen, wurde er 1793 Vicepräsident des Oberconsistoriums, 1801 wirklicher Präsident und erhielt bald darauf vom Kurfürst von Bayern als Geschenk den Adelstand, um den er durch den Grafen Görtz hatte nachsuchen lassen, weil sonst einer seiner Söhne ein Gut in Bayern wieder hätte abtreten müssen, und starb am 18. Dezember 1803, nachdem er im Sommer zuvor eine Reise nach Eger und Dresden gemacht hatte. Im Jahre 1819 wurde ihm in der Weimar'schen Stadt-

Kirche zu St. Peter und Paul, wo er begraben ist, eine eiserne Gedächtnißtafel errichtet. Seine sämmtlichen Schriften erschienen in 45 Bänden, Stuttgart 1806 bis 1820 und in einer Taschenausgabe von 60 Bänden 1827 u. ff. Eine Auswahl in Einem Bande erschien 1844. Ueber sein Leben schrieb seine Wittwe, Marie Karoline geb. Flachsland, Erinnerungen aus Herder's Leben, herausgegeben von J. G. Müller, Stuttgart 1820, 2 Bde., und Döring: Herder's Leben, Weimar 1823.

207. Herder war einer unserer fruchtbarsten Schriftsteller, der sich auf fast allen Gebieten der Wissenschaft versuchte und hier auch mit größerem Erfolge gewirkt hat, als in der Dichtkunst, wozu er nicht die nöthige schöpferische Kraft besaß. Er wandte seine Thätigkeit dem klassischen und einheimischen Alterthume, dem Morgen- und Abendlande, den Engländern und Franzosen, Italienern uud Spaniern zu und arbeitete für Literaturgeschichte und Aesthetik, für Philosophie und Theologie mit gleichem Eifer, überall die neuen Principien geltend machend und neue Wege eröffnend, so daß er mit seinem Geiste alle Völker umspannte und den Anfang zu unserer welthistorischen Literatur machte. In seinen Schriften offenbart sich überall das Hinüberspringen seines Geistes vom nüchternen Verstande in das poetische Reich der Phantasie, welches am meisten seinen Dichtungen geschadet hat, die weder Klarheit noch Harmonie, weder leichte Beweglichkeit noch melodischen Klang besitzen. Während er wie Klopstock einen vollen gewaltigen Anflug nehmen will, zieht ihn die nüchterne Reflexion wieder darnieder und am schwächsten sind seine dramatischen Versuche, wie er überhaupt das Drama mit der Allegorie verwechselte. Seine besten Erzeugnisse im Gebiete der Poesie sind seine Nachdichtungen und Uebersetzungen der Volksgesänge, worin er eine große Gewandtheit und Fähigkeit zeigte, sich ganz an fremde Gedanken und Empfindungen anzuschmiegen und sie fast als eigene Produktion wieder zu geben. Ihnen nähern sich die Legenden, die nur zu lehrhaft geworden sind. Seine eigenen selbstständigen Dichtungen sind dagegen mit wenigen Ausnahmen schwach und häufig trocken und nüchtern; mit dem wenigsten Glück versuchte er sich in seinen christlichen Hymnen und Kirchenliedern, welche den Volkston des alten Kirchenlieds gänzlich verfehlen und vollkommen künstlich sind, auch das Streben nach Effekt zu offen auf der Stirne tragen. Größeren Erfolg hatte er mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten, die er mit den Fragmenten zur deutschen Literatur 1767 eröffnete. Sie zeigen schon seine ganze Richtung, jene flüchtige Untersuchung und Charakteristik, die ihm durch sein ganzes Leben blieb, rhetorische Breite und prophetische Sprache und ein Hin- und Herschwanken zwischen den verschiedenartigsten Gegenständen und Zielen. Nur herrscht hier noch eine jugendlichere Frische und ein Vorwiegen des genialen Drangs seiner Zeit. Zwar lehnt er sich dabei an die Literaturbriefe Lessing's an, aber er richtete sich nicht mehr gegen Einzelnes, sondern blieb auf einem allgemeinen Standpunkte stehen, knüpfte das Neue an das Alte und suchte mehr durch Vergleichung zu zeigen, wo das Gute

liege und wo eine Umgestaltung zum Bessern nothwendig sei. Obschon diese Schrift noch das Gepräge der Unreifheit an sich trägt, so erregte sie doch seiner Zeit großes Aufsehen und es bewirkten nicht nur die Geistesblitze, mit denen er einzelne Gebiete des Wissens beleuchtete, sondern auch der richtige Takt und die Anschaulichkeit, womit er die neueren Schriftwerke mit den älteren verglich, sein Bekämpfen des französischen Geschmacks und sein Eifer, womit er auf eine nationale Literatur drang, daß diese Fragmente die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen und andere Köpfe zu gleichen Bestrebungen ermunterten. Der Inhalt dieser Fragmente erstreckt sich auf Sprache und Dichtkunst; sie umfassen drei Abtheilungen, nämlich über die Sprache, die griechische und römische Literatur und als vierte Sammlung kann seine spätere Schrift über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts gelten. Lob und Tadel sind verständig gemischt und sein Urtheil über die Schriftsteller seiner Zeit im Ganzen richtig, obschon er z. B. nur leise die Mängel eines Klopstock andeutete, da die Zeit noch zu sehr in dessen Bewunderung befangen war. Besonders fiel der leichte, feine und edle Ton seiner Sprache darin auf, obschon seine abspringende, mehr unterhaltende als belehrende Manier keineswegs neben die ernste, zusammenhängende und logische Beweisführung Lessing's treten darf. In seinen darauf folgenden kritischen Wäldern besprach er besondere Gegenstände und trat er vorzüglich gegen Klotz auf, wobei er freilich weder die Verstandesschärfe noch die Klarheit und Gelehrsamkeit eines Lessing zeigte und mehr die Streitsache in die Boudoirs brachte, als daß er ein schwer wiegendes Gewicht in die Waagschale warf. Von großer Wichtigkeit für Herder war die Herausgabe seiner Blätter für deutsche Art und Kunst (1773), woran auch Göthe und J. Möser Theil nahmen und worin Herder viel offener und nachdrücklicher das Princip der Naturunmittelbarkeit und genialen Originalität vertrat. Hier hat er besonders auf Shakespeare aufmerksam gemacht und uns zuerst sein wahres Verständniß eröffnet, zugleich aber auch auf Ossian mit Begeisterung hingewiesen, so daß die junge drangvolle Welt ganz für diese Dichter begeistert wurde und im ersten Sturm der leidenschaftlichen Hitze selbst die Auswüchse dieser Dichter hochpries und nachahmte. Hier war selbst Herder noch zu begeistert für Shakespeare und Ossian und erst später hat er in neuen Aufsätzen sein Lob und seine Empfehlung auf das richtige Maaß zurückgebracht. Endlich fallen in die Zeit dieser Wirksamkeit die Stimmen der Völker (1778), womit er auf die Volksdichtung und deren poetische Berechtigung aufmerksam machte und seine große Befähigung, sich in den Geist des Fremden ganz hineinzuleben und Fremdes wie sein Eigenthum wieder zu geben, darthat. Der Erfolg dieser Schrift war um so bedeutender, als Herder dadurch mit dem Volksleben wieder eine Versöhnung anknüpfte, man das geistige Leben des Volks wieder achtete und dadurch der falschen Aufklärerei einen Riegel vorschob; auch hat dadurch das Verständniß aller Poesie und aller Geschichte der Poesie unendlich gewon-

nen und keine der seitherigen ähnlichen Leistungen Anderer hat die Herder'sche noch übertroffen.

208. Auch in der Theologie hat Herder nicht wenig Licht verbreitet, indem er sich in die Mitte zwischen die strenge Orthodoxie und den nüchternen Rationalismus stellte, über Religion zu streiten warnte und das wahre Christenthum mehr in der thätigen Menschenliebe, als in dem todten Buchstaben der Lehre suchte. Ihm war Religion ohne Vernunft, Lehrsatz ohne Ueberzeugung ganz werthlos und sein Standpunkt war die heilige Schrift, deren altes Testament ihm fast ganz als Poesie erschien. Wie sehr er überhaupt die trockene, gelehrte Erklärungsweise des alten Testaments durch Michaelis u. A. verschmähte, geht aus seiner Schrift: Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts (1774) hervor, wo er bei Mosis nichts als Poesie sucht, Alles vom Standpunkte des Dichters erklären will und blos dadurch das Erhabene, Heilige und Göttliche in der Bibel zu finden und zu erkennen für möglich hält. Diese Schrift hat jedoch weniger Werth für die Exegese des alten Testaments, wie er es hoffte, als für das richtigere Verständniß der orientalischen Weltanschauung und des Geistes orientalischer Poesie, die ohne den Standpunkt der kindlichen Auffassung nicht richtig gewürdigt werden kann. Was die Sprache und Form betrifft, so leidet auch dieses Buch an der hin- und herspringenden Manier, welche den Geist nicht zur Ruhe kommen läßt und mehr augenblicklichen Effekt, als nachhaltende Wirkung macht. Seine späteren Schriften, welche in dieses Gebiet gehören, haben den Zweck, auf wahre Humanität und auf Versöhnung der Philosophie mit der christlichen Religion hinzuwirken, wodurch sich Herder auf einen unsichern Standpunkt stellte, der Veranlassung gab, daß man einerseits seine Rechtgläubigkeit bemäckelte und andererseits seine philosophische Berechtigung bestritt, wie dies der Erfolg aller Halbheit ist, die einen Mittelweg wandern und Niemanden wehe thun will. Denselben Anstoß nahm man auch an seinen Erläuterungen zum neuen Testamente aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle, sowie an den Briefen zweier Brüder Jesu. Was er mit den Nationalliedern der Völker begonnen hatte, das versuchte Herder auch am Salomon'schen Hohen Liede 1748, das er als Lied der Liebe oder die ältesten und schönsten Lieder des Morgenlandes zwar mit orientalischem Schwung und glühender Phantasie in eine schöne Dichtung umschuf, woran aber am wenigsten Theologen Gefallen haben können, die selbst nicht einmal an seiner Uebersetzung der Offenbarung Johannes, die doch einen ganz orientalischen Charakter hat, Behagen fanden. Herder wirkte mit allen diesen Schriften nur auf die höheren Stände, denen solche Anschauungsweise gefiel und die weder Zeit noch Ernst dazu besaßen, tiefer in das Wesen der Sache einzudringen. Für diese Klassen erschienen nun 1780 auch Herder's Briefe über das Studium der Theologie, worin er den jungen Theologen zu zeigen sucht, wie sie die Mitte zwischen den gelehrten For-

schern und den seichten Aufklärern inne halten könnten; aber von Dogmatik oder Moral, was man hier doch vorzüglich suchen sollte, ist bei weitem weniger die Rede, als von Poesie und wie man Geist und Geschmack zu bilden habe. So wenig übrigens auch das Buch als Anleitung zur Theologie zu empfehlen sein möchte, so hatte es doch das Verdienst, daß es gegenüber der nüchternen Zeitrichtung, die überall nach äußeren praktischen Zwecken strebte, Poesie auch unter den Geistlichen nährte und erhielt, so daß das Buch nicht geringe Verbreitung erlangte. Bald darauf erschien seine Schrift über den Geist der hebräischen Poesie, worin er ebenfalls Religion und Poesie verbindet und mit übertriebener Begeisterung die poetische Bedeutsamkeit der Hebräer darzulegen sucht. Er lehrt darin, wie die Hirtensagen im ersten Buche Moses zu entwickeln sind und das Wesen eines Urvolks genauer zu erkennen, zeigt dann, wie man die hebräischen Dichter lesen und ihre Bilder verstehen soll, begeht aber den Fehler, das, was allen orientalischen Völkern gemeinsam ist, den Hebräern allein zuzuschreiben und so zu übertreiben, wie überhaupt sein Buch ganz vom historischen Boden weggleitet und in's Gebiet der Schwärmerei hinüberführt, welche weder für die Dichtung noch für die Wissenschaft ein günstiger Boden ist. In seinen christlichen Reden predigt er mit vieler Wärme die Menschenliebe und herrscht ein ethisch-praktischer Geist überall vor, wogegen seine theologischen Schriften seine schon erwähnten Ansichten an speciellen Gegenständen, wie an der Auferstehung Christi und an der Unsterblichkeit, darlegen sollen. Der Inhalt ist jedoch zu speciell der Theologie angehörig, als daß er hier näher erörtert werden könnte, und es ist überhaupt von allen seinen theologischen Schriften gleichmäßig zu bemerken, daß sie weniger diese Wissenschaft förderten, als die Humanität, die das Ziel von Herder's ganzer Thätigkeit war.

209. Dieses Ziel ist am deutlichsten ausgedrückt in seinen Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit (1784), die nicht vollendet ist und die Resultate seines ganzen Strebens zusammenfaßt. Er wagte sich damit zu gleicher Zeit auf das Gebiet der Geschichte und Philosophie, ohne für eines derselben die nöthige Befähigung zu haben, denn für die Geschichte fehlte ihm die Ruhe, um bei den Thatsachen zu verweilen und sie gründlich zu erforschen und aufzufassen. Die Phantasie tritt einer ruhigen Prüfung überall hindernd in den Weg und er wähnt, ein genialer Blick und Divination könne gründliche Erwägung ersetzen; für die Philosophie mangelte ihm aber die dialektische Schärfe und überwog bei ihm die Empfindung zu sehr. Herder machte sich in diesem Buche zur Aufgabe, das Schicksal der Menschheit aus dem Buche der Schöpfung zu lesen und er schweifte daher von der Geschichte in die Natur hinüber, um von ihr zur Menschheit emporzusteigen und die Entwicklung der Humanität zu zeigen. Sein großer Fehler war dabei, daß er, blos auf Inspiration vertrauend, aus flüchtig gelesenen Büchern mit der Zuversichtlichkeit eines Sehers über die dunkelsten und schwierigsten Punkte der Astronomie,

Physik, Geologie und Ethnographie abspricht, mit großer Bestimmtheit eine Fortentwicklung der Geschöpfe lehrt, ohne irgendwie Naturkenner zu sein, und aus der äußeren Bildung des Menschen auf seine Anlage zur Humanität und Religion schließt und so zu dem Resultate kommt, daß der Mensch ein Mittelglied zweier Welten sei. Im Ganzen kann daher diese Schrift als eine durchaus verfehlte betrachtet werden, obschon sie zu seiner Zeit großes Aufsehen erregte und auch jetzt noch von Vielen als eine Fundgrube genialer Lichtblicke betrachtet wird. Das einzig Verdienstliche daran ist, daß er damit einen rühmlichen Versuch machte zu einer Wissenschaft, die noch heute ihre Ausführung erwartet, und daß er zuerst praktisch den Grundsatz aufstellte und durchführte, die einzelnen Völker und Zeiten nicht nach einem vorweg angenommenen Maßstabe und Standpunkte zu beurtheilen, sondern jedes Volk und jede Zeit nach ihren besonderen Verhältnissen zu würdigen und in ihrem eigenthümlichen Lichte erscheinen zu lassen; ebenso daß damit die Geschichte aus ihrem alten Standpunkte einer Erzählung von einzelnen Thatsachen und Ereignissen heraustrat und lernte, jedem Volke und jeder Zeit die ihnen gebührende Stelle in der Entwicklung der Menschheit anzuweisen und überhaupt die ganze Weltgeschichte zu einer Geschichte der Menschheit zu machen. — Nach diesem Buche begab sich Herder noch öfters auf das Feld der Philosophie, wie in seinem Gespräche über Spinoza (1787), worin er diesen Philosophen gegen die Beschuldigung des Atheismus vertheidigte. Später schrieb er auch gegen Kant in mehreren Schriften und erlaubte sich dabei Hohn und Spott gegen dessen transscendentale Spekulation und ästhetische Theorie; aber weder war er seinem Gegner gewachsen, noch konnte er die neue Zeitrichtung richtig verstehen und würdigen und es spricht hier aus allen Seiten seine immer größer werdende Gereiztheit und Mißlaune, weil die Zeit und die großen Geister, wie Göthe, Schiller und Kant, ihn überholten und er nicht mehr nachfolgen konnte. Dies zeigte sich besonders auch in der Art und Weise, wie er nicht nur die Gegenwart ignorirte und hämische Vergleichungen darüber anstellte, sondern auch für das Veraltete und Abgelebte mehr Sympathien zeigte, wenn es auch mittelmäßig und unbedeutend war. Leider spricht sich dieser Mißmuth und diese Duldung der Mittelmäßigkeit auch in seinen Briefen zur Förderung der Humanität (1793) aus, obschon er hier wieder auf seinen alten Zweck zurückkommt, eine Versöhnung der Humanität und des reinen Christenthums anzubahnen. — Wir übergehen seine Adrastea, seine verschiedenen kleineren Schriften und Schulreden und erwähnen nur noch des Cid (1801), weil diese Schrift fast noch am meisten in der Gegenwart gelesen wird. Eine eigene Schöpfung ist dies Gedicht jedoch nicht, er hat blos damit einen glücklichen Griff in die reiche altspanische Lieder- und Romanzenwelt gethan und die zerstreuten Gesänge mit sinniger Kunst zu einem epischen Kranze zusammengeflochten, so daß es als ein Ganzes erscheint und den Geist der spanischen Nationalität und der Ritterlichkeit des Mittelalters in einem

schönen Bilde vorführt. Die Einförmigkeit der Originalromanzen verhinderte, daß das Gedicht in allen seinen Theilen dieselbe poetische Frische zeigt, aber Herder hat dafür gethan, was er vermochte, und selbst treuere Uebersetzer der neueren Zeit haben es nicht vermocht, die Herder'sche Arbeit zu erreichen, geschweige denn zu übertreffen.

Hat nach Allem diesem Herder auch als Dichter keine große Wirksamkeit geübt und darf er sogar nicht einmal auf den Kranz eines eigentlichen Dichters Anspruch machen, so bleibt doch immerhin seine Stellung in der Literaturgeschichte wichtig und bedeutungsvoll, denn er hat überallhin reichen Saamen und neue Ideen ausgestreut, die Sturm- und Drangperiode nahm vorzüglich von ihm ihren Ausgang und selbst die neue Romantik hat in Herder einen mächtigen Förderer gefunden. Doch seine Anregung und Wirksamkeit reicht noch weiter, bis auf unsere Tage, denn er vorzüglich hat uns die reiche poetische Welt des Orients aufgeschlossen, woraus Göthe später schöpfte und noch jetzt Rückert seine kostbarsten Perlen holt; er hat uns zuerst das richtige Verständniß Shakespeare's eröffnet, er hat auf den Reichthum der mittelalterlichen Poesie aufmerksam gemacht, welche unsere großen Meister Grimm, Lachmann, Wackernagel und Gervinus in ihrem vollen Glanze wieder hervortreten ließen, und durch ihn vorzüglich ward gezeigt, wie man die Schriftwerke aller Zeiten und Völker beurtheilen und literar-historisch zu würdigen habe, und Herder's Andenken wird daher nimmer verlöschen, sein Wirken nie der liebevollsten Anerkennung entbehren, wenn auch längst seine Werke vergessen sein werden.

210. Nachdem durch Herder die Anregung nicht nur gegeben, sondern auch die neue Zeit eröffnet war, erhoben sich sogleich die jungen Talente, um die Bewegung fortzuführen und selbstschöpferisch aufzutreten. Hier zeigte sich dann sogleich ein bemerkenswerther Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland, indem neben einander beide Theile gleichmäßig Antheil nahmen an der literarischen Reformation, die Norddeutschen aber mehr die Lyrik und die Süddeutschen vorzüglich die Dramatik ausbildeten, was man kaum erwartet hätte, da ja die Minnepoesie hauptsächlich in Süddeutschland zu Hause war. Nicht minder bemerkenswerth ist es, daß nun die Lyrik gerade da ihre Stätte aufschlug, wo sie sich noch nie geregt hatte, und daß zum Mittelpunkte eines Dichterkreises Göttingen wurde, wo man bisher alle idealistischen Bestrebungen für Thorheiten erklärte. Nur das noch junge und frische Leben dieser Universität, der Umstand, daß dort auch neuere Literatur, besonders die englische, gepflegt wurde, und Heyne's mehr ästhetische Behandlung der klassischen Philologie lassen sich als Grund dafür angeben, daß sich hier eine Anzahl aufstrebender Talente zusammenfand, welche sich zu einem förmlichen Dichterbunde vereinigen mußten, um sich gegen die Ungunst der Verhältnisse zu sichern und in produktiver Thätigkeit zu erhalten. Von allen Professoren war keiner den Musen geneigt als Haller, der jedoch keineswegs poetisches Genie besaß, und Abra-

ham Gotthelf Kästner, der schon zu alt und zu sehr Mathematiker war, um den Enthusiasmus der jungen Leute zu theilen. Er war noch in der Gottsched'schen Glätte und Kaltheit befangen, seine philosophischen Abhandlungen standen noch auf dem Wolf'schen Standpunkte und seine Epigramme lagen auf einem ganz anderen Gebiete als das war, welches jetzt kultivirt werden sollte. Sie sind immer auf die Wirklichkeit gerichtet, treffen scharf und sicher und züchtigen die Thorheiten und Lächerlichkeiten der Menschen ohne alle Rücksicht der Verhältnisse; allein sie sind zu kalt und abgemessen, als daß sie belebend wirken könnten und richten sich selbst gegen den Genialitätsdrang, so daß sie keine Wirkung auf die junge Dichterschule zu machen vermochten. Kästner war jedoch der Einzige, der ihr nicht hemmend entgegentrat, sondern sie sogar beschützte, wie er auch in ihren Musenalmanach von seinen Epigrammen gab, die akademischen Studien Bürger's erleichterte, diesen mit Boie in Verbindung brachte und selbst einzelne Mitglieder des Vereins in die deutsche Gesellschaft aufnahm.

Die erste Veranlassung wurde Boie, welcher im Jahre 1770 den Göttinger Musenalmanach herausgab und nach und nach die verschiedenen poetischen Talente an sich zog, welche sich in Göttingen zusammen fanden oder mit diesen in Verbindung standen; aber die eigentliche Seele des Vereins war Voß, an den sich noch Bürger, Hölty, Miller, Cramer, Hahn, die Brüder Stolberg, Claudius, Leisewitz, Gerstenberg und einige Entferntere anschlossen, wie ja auch Göthe zu dem Almanach Gedichte beisteuerte. Diese Dichter waren noch zu jung und überschwänglich, um die Wirklichkeit zu begreifen und zu erfassen, sondern der jugendliche Drang trieb sie, Alles von der idealen Seite zu ergreifen, sich selbst eine poetische Welt zu bilden und in subjektiver Ueberschwänglichkeit zu schweben. Von Klopstock ergriffen sie Religion und Vaterland, Freundschaft und Tugend als ihre Aufgaben, welche sie mit oft übertriebener Begeisterung besangen. Darum war ihnen das Franzosenthum, das Laster und die Sklaverei verhaßt, wandten sie ihren Ingrimm gegen Wieland und seine Richtung und erhoben sie dagegen das Vaterland, deutsches Leben und deutschen Geist. Ihre Poesie war eine durchaus lyrische, aber sie schied sich gleich im Anfange in doppelter Richtung; die Einen dichteten in wilder schwärmerischer Begeisterung und freudeberauschter Entzückung von Vaterland und Freiheit, die Anderen mit sentimentaler Schwärmerei und krankhafter Empfindsamkeit, voll Liebe für das idyllische Naturleben, voll unbefriedigter Sehnsucht und im Tone wehmüthiger Trauer. Unter Berufung auf Klopstock, den sie fast abgöttisch verehrten, erhoben sie sich gegen Alle, die nicht an ihr Losungswort, die Natur und Deutschthum, glaubten, sie verehrten Kleist und Geßner, weil sie der Natur ihre Stimme liehen, und priesen Göthe, der im Götz verwandte Saiten anschlug, ja mit Herder erhoben sie auch Ossian und achteten ihn Anfangs sogar höher als einen Homer. Dieser forcirte Enthusiasmus konnte den Leistungen der jungen Dichter auf die Länge der Zeit nur schädlich werden, denn er führte sie zu erzwungener Erha-

benheit, Geziertheit und Affektation, so daß die rechte poetische Ausgleichung fehlte, und der Beweis davon war in der Folge am besten dadurch geleistet, daß der Verein sich bald wieder auflöste und die länger lebenden Dichter von ihrem Kothurne wieder zur nüchterneren Wirklichkeit zurückkehrten. — Was das Historische dieses Göttinger Dichterbunds betrifft, so schloß man ihn mit derselben überschwänglichen Begeisterung am Abende des 12. Sept. 1772, man gelobte sich ewige Freundschaft, beschloß eine jährliche Stiftungsfeier zu halten und Religion, Tugend, Empfindung und reinen und unschuldigen Witz zu geloben, vor Allem aber Klopstock zu verehren, den besonders Friedrich v. Stolberg bis zur Carrikatur nachahmte. Beim Rheinwein, in Festkleidern und unter Jubel ward in Hahn's Stube die Feier vollendet, Wieland in seinem Idris zertreten und im Bildniß verbrannt und Toaste auf Klopstock und Hermann den Cherusker ausgebracht. Wichtiger war die Bestimmung, daß man die selbstverfaßten Gedichte bei diesen sonnabendlichen Zusammenkünften kritisch besprach und dadurch das Urtheil übte und schärfte. Dieser auf Freundschaft und gleichmäßiges Streben gegründete Verein konnte aber nicht lange bestehen, weil schon 1773 die Stolberge und 1775 die anderen Mitglieder die Universität verließen, um in's praktische Leben einzutreten, selbst der Musenalmanach sich in zwei schied und nach und nach nun auch sogar die Freundschaft der Einzelnen erkaltete. Nur Voß erhielt die Erinnerung daran am längsten und zuletzt ist der Verein ganz spurlos verschwunden, weil die Richtungen seiner Glieder zu sehr auseinander gingen. Doch ohne bedeutende Wirksamkeit war der Göttinger Dichterbund nicht; er erzeugte nicht nur einzelne köstliche Perlen unserer Lyrik, sondern wandte sich auch der idyllischen und anderen Dichtungsarten wieder zu, bearbeitete die Romanze und Ballade und befreundete das deutsche Lied wieder dem Volke; auch warf er sich mit Vorliebe auf Uebersetzungsversuche und nachdem Bürger und Stolberg begonnen hatten, den Homer und andere Gedichte des klassischen Alterthums zu übertragen, hat dies Voß zu höherer Vollkommenheit gebracht und durch seine zahlreichen Uebersetzungen griechischer und römischer Dichter unserer Nation in weiteren Kreisen das Verständniß des klassischen Alterthums erschlossen.

Abraham Gotthelf Kästner ist im Jahre 1719 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Professor der Rechte war, erhielt durch diesen seine wissenschaftliche Bildung, ohne je eine Schule zu besuchen, begann im 12. Lebensjahre das Studium der Philosophie, Physik und Mathematik, daneben auch der Rechte, verließ 1737 die Universität, disputirte 1739 und begann Vorlesungen über Mathematik, Philosophie, Logik und Jurisprudenz zu halten, wurde 1746 außerordentlicher Professor, 1756 Professor der Naturlehre und Geometrie zu Göttingen, 1765 Hofrath und wirkte hier als einer der ausgezeichnetsten Lehrer und großer Mathematiker, bis er am 20. Juni 1800 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften über strenge Disciplinen ist seine Geschichte der Mathematik, 1795, hervorzuheben. Seine Vorlesungen in der deutschen Gesellschaft zu Göttingen erschienen in 2 Sammlungen, Altenburg 1768 und 1773; Neueste, großentheils noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle, Gießen 1781; Vermischte Schriften, Altenburg 1755—72, 2. Aufl. 1773—83; Gesammelte

schönwissenschaftliche Werke 1841. Viele seiner Epigramme, und zwar die schärfsten, sind ungedruckt. — Ueber den Göttinger Dichterbund vergl. die gleichnamige Schrift von R. E. Prutz, Leipzig 1841. Die Idee zum Almanach entlehnte Boie von dem 1765 zuerst in Paris erschienen Almanac des Muses. Der erste Jahrgang des deutschen Almanachs erschien für das Jahr 1770 zu Göttingen unter Boie's Leitung; 1776 übernahm ihn Voß zu Hamburg, während Göckingk den Göttinger fortsetzte, aber 1778 sich mit Voß vereinigte, bis 1787 zwischen beiden Redakteuren Streitigkeiten entstanden und Göckingk zurücktrat. Den Göttinger Almanach führte 1779 bis 1794 Bürger fort und nachher K. v. Reinhard, bis er 1804 einging. Der Vossische hatte jedoch schon mit dem Jahrgange 1800 geendigt.

211. Der Aelteste dieses Dichterbundes, der Begründer und anfängliche Mittelpunkt war Heinrich Christian Boie, der zwar selbst kein schöpferisches Talent besaß, aber es desto besser verstand, andere Talente anzuregen und zu dichterischer Produktion zu ermuntern, denn ehrenhaft, besonnen und voll Liebe für Poesie, besaß er eine vielseitige Bildung, war er bewandert in der einheimischen und fremden Literatur, von ausgebildetem Geschmack und fähig sich mit den verschiedenartigsten Geistern zu vertragen, die er dann auch um so leichter vereinigte. Sein Weggang von Göttingen, um sich einem praktischen Lebensberufe zu widmen, trug viel dazu bei, den Dichterbund aufzulösen, mit dessen Mitgliedern er auch später noch in Verbindung stand, namentlich mit Voß, der sein Schwager war. Seine eigenen Dichtungen haben eine gefällige Form und zeugen von vielem Gemüthe, besitzen aber nicht die Kraft und den Schwung der übrigen Leistungen des Vereins und sind daher so ziemlich verschollen. Einen reicheren Dichterruhm hat sich dagegen Gottfried August Bürger erworben, der blos mit diesem Dichtervereine in mittelbarer Verbindung stand und alle anderen weit überragte. Er besaß ein großes und reiches Dichtertalent und hätte sich auf eine bedeutende Höhe schwingen können, hätte nicht seine Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit und ungünstige äußere Verhältnisse ihn darniedergedrückt und seinen Dichtergenius an harmonischer Entfaltung verhindert. Bei feurigem sinnlichem Temperamente erhielt er nicht nur eine falsche Erziehung, sondern fand er auch später keine leitende Hand, die ihn von den Verirrungen der Jugend zurückhielt und zu mäßigen verstand. Zu früh kam er auf die Universität und in den Strudel des akademischen Lebens, unregelmäßig betrieb er seine Studien und wenn er sich auch eine tüchtige Kenntniß der alten Literatur erwarb und in Göttingen auf den Weg des Besseren einlenken wollte, so gerieth er doch auch bald hier wieder in ökonomische Verlegenheiten und sittliche Verirrungen und die Göttinger Aristokratie behandelte den Dichter ohnehin fast als Geächteten. Durch Boie ward er nicht nur in die Literatur eingeführt, indem ihm dieser den Musenalmanach öffnete, sondern durch dessen Vermittlung erhielt er auch eine Stelle als Justizamtmann und ward er mit seinem Großvater versöhnt. Aber neue ökonomische Verwicklungen drohten ihm auch hier; wie er seiner Braut am Altare die Hand reichte, entbrannte er in glühender Liebe zu deren Schwester; zehn Jahre lang ward er von dieser Leidenschaft durchtobt und als er im eilften Jahre, nach dem Tode

seiner Frau, seiner Geliebten die Hand reichte, starb auch sie nach einigen Monaten. Eine mißlungene Pachtspekulation brachte ihn um sein Besitzthum, eine neue Verbindung mit einem Mädchen aus Schwaben, das sich ihm in einem Gedichte selbst antrug, ward für ihn nur eine Quelle neuen Jammers und als er, von dieser geschieden, endlich durch eine Professur in Göttingen und durch Unterstützung der hannoverschen Regierung noch einige ruhige Tage erhoffen konnte, suchte ihm Schiller durch eine freilich wahre, aber lieblose Recension auch seinen Dichterlorbeer zu rauben und an Geist und Körper gebrochen, starb er frühzeitig im 46sten Jahre. Ein solches Leben und solche Schicksale mußten auch die reichste Dichterkraft vernichten und Bürger ist in dieser Hinsicht mit Günther nahe verwandt. Seine Gedichte zeichnen sich aus durch große Lebendigkeit und glänzende Farbenpracht, welche nur zu leicht bestechen, aber sie sind alle in seinem Innern nicht zur Reife gediehen, flüchtig entworfen und ausgeführt und nirgends kam er zu einer reinen Stimmung, sondern überall unter dem Schönsten und Höchsten zeigt sich der Stachel der Bitterkeit, der Ironie und des Schmerzes, an Hohes streift das Gemeine, an den Ernst leichtsinniger Witz und an die Wahrheit der Natur Künstlichkeit. Wenn Bürger auf den Ruhm eines Volksdichters Anspruch macht, so kann ihm mit Recht entgegengehalten werden, daß er zwar eine gute Anlage dazu besaß, daß er sogar wie kein anderer Dichter seiner Zeit das Volksmäßige traf und in diesem Gebiete auch sein Bestes leistete, aber zu dem Volke hinunterstieg, anstatt es zu sich heraufzuziehen, wie er überhaupt den reinen Ton der Dichtung nicht festhielt, sondern in Derbheit und die gemeine Rohheit der Wirthshaussprache nur zu häufig verfiel. An der Spitze seiner Dichtungen steht unstreitig L e n o r e und wenn er auch hier, wie bei den meisten seiner Balladen und Romanzen, fremde, besonders englische Quellen zu Grund legte, so ward doch dieses Gedicht bis heute noch nicht an Wohlklang und Wohllaut übertroffen und steht es an Volksmäßigkeit des Ausdrucks nur den Göthe'schen Gedichten nach. Doch selbst in diesem Gedichte strebt er zu sehr nach Effekt und verfällt er in unnütze, rhetorische Malerei. Neben die Lenore können das Lied vom braven Manne, Robert, das Lied von Treue und der Kaiser und der Abt treten; auch mag es wenige Gedichte geben, welche mit seinen Sonetten zu vergleichen sind, unter denen das „an das Herz" sein bestes sein mag. Dagegen ist eine nicht geringe Anzahl seiner Gedichte nicht nur schwach, sondern sogar unnatürlich, trivial und widrig. Neben solchen Ausartungen und Mißgriffen ist jedenfalls nicht zu verkennen, daß er zuerst wieder den frischen Naturton anschlug, daß er eine solche Leichtigkeit der Darstellung, eine solche Gefügigkeit und Geschmeidigkeit der Erzählung, einen solchen Wohllaut der Sprache und Fluß der Verse besaß, wie wir es selbst bei den größten Meistern unserer Literatur nicht wieder finden, ja in einigen Gedichten hat er es zu wahrer lyrischer Meisterschaft gebracht. Auch an Uebersetzungen hat sich Bürger versucht und eine solche von

der Ilias Homer's in Jamben und Hexametern begonnen, wodurch er den Weg zu den späteren Arbeiten bahnte und in manchem Einzelnen Vortreffliches leistete.

Heinrich Christian Boie ist am 19. Juli 1744 zu Meldorp im Holsteinischen geboren, studirte in Göttingen, gab dort den Musenalmanach heraus, wurde 1775 Stabssecretär zu Hannover, 1781 dänischer wirklicher Justizrath und Landvogt der Landschaft Süddithmarschen zu Meldorp, später Etatsrath und starb am 3. März 1806. Von 1776 gab er mit Dohm gemeinschaftlich und 1778 bis 1791 allein das deutsche Museum heraus. Seine Jugendgedichte erschienen 1770 zu Bremen, seine späteren hat er aber nicht gesammelt. — Gottfried August Bürger ist am 1. Januar 1748 zu Wolmerswende bei Halberstadt geboren, wo sein Vater Prediger war, hatte keine große Lust zum Lernen und zog lieber in einsamen Gegenden des nahen Gehölzes umher, besuchte 1760 das Lyceum zu Aschersleben, wo sein Großvater lebte, zeigte frühe sein poetisches Talent, machte Epigramme und Spottgedichte und reizte dadurch seine Mitschüler so sehr gegen sich auf, daß man ihn 1762 nach Halle thun mußte. Hier wurde er mit Göckingk bekannt, bildete sich rasch aus und konnte schon 1764 das Studium der Theologie beginnen. Allein er betrieb lieber das Studium der alten und neuen Dichter, ward vom Geheimen-Rath Klotz darin bestärkt, bei dem aber sein sittlicher Charakter nicht gewann, und da er immer lockerer lebte, so rief ihn, weil sein Vater gestorben war, sein Großvater zurück. Dieser erlaubte ihm endlich 1768 in Göttingen Jurisprudenz zu studiren und im ersten Semester war auch Bürger fleißig, aber bald verfiel er wieder in ein lockeres Leben, sein Großvater entzog ihm seine Unterstützung und Bürger gerieth in Schulden. Endlich raffte er sich auf Boie's Zuspruch wieder auf, studirte eifrig, dichtete seine besten Produkte und erhielt 1772 die Stelle als Justizbeamter zu Altengleichen, worauf sich auch sein Großvater mit ihm versöhnte, seine Schulden bezahlte und die Kautionssumme erlegte. Diese ging jedoch durch einen schlechten Freund verloren und damit bekam Bürger seine ganze Vermögenslage wieder zerrüttet. Im Jahre 1774 heirathete er die älteste Tochter des hannover'schen Beamten Leonhard zu Niedeck und hatte dabei nicht aus Liebe gewählt, sondern blos eine tüchtige Hausfrau gesucht; aber da verliebte er sich in deren vierzehnjährige Schwester, heirathete dennoch die ältere und ward nun vom Wahnsinn des heftigsten Liebesbrandes, der getheilt ward, zehn Jahre lang verzehrt. Leider ward dies Liebesverhältniß öffentlich bekannt, man feindete Bürger von allen Seiten an, er suchte 1780 durch Pachtung eines Guts in Appenroda seinen mißlichen Vermögensverhältnissen wieder aufzuhelfen und gerieth nur um so tiefer in Zerrüttung, ja man klagte ihn sogar an, sein Richteramt untreu und nachlässig verwaltet zu haben, weshalb er es gekränkt 1784 niederlegte. Als endlich seine Gemahlin gestorben war, zog er nach Göttingen, erhielt durch Vorlesungen und den Musenalmanach ein hinreichendes Einkommen und verband sich dann mit seiner heißgeliebten Molly; aber schon nach zehn Monaten starb ihm dieselbe, kurz nach ihrer ersten Entbindung von einer Tochter. Tiefgebeugt nahm er alle Kraft zusammen, um sich wieder aufzuraffen, er studirte die Kantische Philosophie, erhielt 1787 von der Universität Göttingen die philosophische Doktorwürde, 1789 die Stelle als außerordentlicher Professor, obschon noch ohne Gehalt, und sehnte sich schon darnach, seine drei bei Verwandten untergebrachten Kinder wieder zu sich zu nehmen, als ihm, veranlaßt durch den Eindruck seiner Gedichte, Marie Christine Elisabethe Hahn aus Stuttgart (geb. 19. November 1769) in einem Gedichte ihre Liebe und Hand anbot und Bürger nach kurzen Unterhandlungen 1790 dieselbe heirathete. Doch diese Ehe fiel höchst unglücklich aus, nach zwei Jahren mußte sie wieder getrennt werden und von nun an wankte Bürger immer mehr dem Grabe zu, besonders da auch Schiller im Jahre 1791 über seine Dichtungen ein hartes Urtheil fällte. Zuletzt litt er sogar äußeren Mangel und ein Geschenk der Regierung konnte kaum den Hunger von seinem Krankenbette verbannen. Er starb am 8. Juni 1794 zu Göttingen. Ein

einfaches Denkmal ward ihm 1799 ihm Ullrich'schen Garten gesetzt. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien 1778; 1790—91 gab er das Journal Lyceum oder Akademie der schönen Redekünste heraus (Berlin), 1787 Wunderbare Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen (Göttingen). Seine sämmtlichen Schriften gab Reinhard (Göttingen 1796—98, 4 Bände) heraus, der auch (1825—26, Berlin) seine Vorlesungen in Göttingen als Lehrbuch der Aesthetik und Lehrbuch des deutschen Stils drucken ließ. Neue Ausgaben von Bürger's sämmtlichen Werken erschienen 1829 in 6 Bänden, 1835 in einem Bande und 1844 in 4 Bänden. Die Quellen seiner Gedichte wies nach: Valentin Schmidt, Balladen und Romanzen der Dichter Bürger, Stolberg und Schiller, erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt, Berlin 1827. Ueber sein Leben vergl. H. Döring: Leben Bürger's, Berlin 1825, und Dr. Althoff, Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Bürger's.

212. Mehr noch als Boie wurde Johann Heinrich Voß der Mittelpunkt dieses Dichtervereins und er allein hat auch dessen Streben mit größerer Entschiedenheit erfaßt und durchgeführt. Gerade sein festes, energisches Vorschreiten, seine derbe Natur und die Vielseitigkeit seines Wirkens hat aber bei Voß mehr als bei anderen Dichtern bewirkt, daß das Urtheil über ihn hin- und herschwankt und ihn die Einen als klassisch bezeichnen, während ihn Andere wieder für aller dichterischen Anlagen entbehrend und einen seltsamen literarischen Pedanten erklären. Auch Voß ist auf dem Lande geboren, in ländlichen Kreisen erwachsen und aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen; aber sein kräftiger, energischer und fast trotziger Geist und sein fester, des Ziels sich sicher bewußter Willen ließ ihn alle Schwierigkeiten überwinden und eine feste und gesicherte Stellung im Leben, in der Wissenschaft und Poesie erringen. Das Bewußtsein, nur sich allein Alles zu verdanken, die Sicherheit seines Strebens und ernsten Ziels und die Erprobtheit seiner geistigen Kräfte machten ihn aber auch im Leben kühn und sicher einherschreitend und Voß trat stolz und trotzig auch den Mächtigsten gegenüber und fürchtete keinen Kampf, wo es galt, die Wahrheit zu verfechten und für Vernunftfreiheit einzutreten. Indem er in diesem sicheren Gefühle dichtete und sich an Alles wagen zu dürfen glaubte, stellte sich sein Ich immer zu sehr in den Vordergrund, ließ ihn Alles von seinem Standpunkte und seinen Lebensverhältnissen aus beurtheilen und er vermochte es daher nicht, in objektiver Unmittelbarkeit Menschen und Natur nach ihren verschiedenartigen Verhältnissen treu zu schildern und darzustellen. Ueberall drängte sich der Verstand vor, wo er in Begeisterung überging, verfiel er in enthusiastische Verstiegenheit und als er diese ablegte, gerieth er in die Richtung der Berliner Rationalisten, nur daß er schärfer sah und urtheilte und er mehr Lessing nachzuahmen suchte. Doch von diesem unterschied er sich wirklich dadurch, daß Voß sich innerhalb seiner Privatwelt hielt, Alles nach einer Richtung hintrieb und selbst seine Religionsfreiheit, die er erstrebte, nur auf dem lutherischen Boden stand, während sie Lessing für alle aufrichtige Ueberzeugung erkämpfen wollte. Was beide gemein hatten, war ihr Streben nach Vernunftfreiheit und praktischer Religiosität und das klare Bewußtsein dessen,

was sie wollten, und das ernstliche Streben, es auch zu erlangen. Vossen's Dichtungen sind das Abbild seiner Persönlichkeit unter verschiedenen Reflexen der Beleuchtung; sie sind meistens zu sehr mit Absicht geschaffen, zu verstandesmäßig und zu sehr an die prosaische Natur hinstreifend, als daß sie als reiche phantasievolle Bilder sich uns darstellen könnten. Sein ganzes Wesen war zu derb, seine Hand zu schwer, um ein wahres poetisches Gebilde von zartem Duft und Weichheit und üppiger Fülle schöner Formen zu gestalten, und selbst seine gerühmtesten Gedichte kleben zu sehr an der dürren Wirklichkeit, die anschaulich zu schildern zwar recht wohlthätig sein mag, aber jedenfalls keine schwungreichen poetischen Produkte erzeugen kann. Nur in wenigen Gedichten hat er es vermocht, sich wirklich tiefer in gewisse Zustände hineinzuleben und dann kunstreiche und edle Gedichte zu schaffen.

Voß hat sich in vielen Arten der lyrischen Dichtung versucht und alle Klänge des Lieds angeschlagen, bald im Tone des Minnegesangs, bald des religiösen Lieds, bald im Dienste der Freiheit, bald in jenem des häuslichen Stilllebens; aber wie er selbst auf dem Lande und in seinem Leben erwachsen ist, so war auch die Idylle das Feld, worin sich seine Muse am erfolgreichsten bewegte. Doch Voß war zu derb und von zu herber Natur, als daß alle diese Bilder der gemüthlichen Friedlichkeit aus seinem Innern sich von selbst hervordrängten; auch in der Idylle herrscht bei ihm zu viele Absichtlichkeit und bewußte Natürlichkeit, man erblickt zu sehr die kunstfertige Hand, welche Alles anordnet und schafft, er geht mehr als nöthig und sogar als räthlich in die kleinliche Beschreibung und Ausmalerei ein und er vermag es nicht, die Alltäglichkeit zu adeln und ihr den duftenden Schleier der Poesie umzulegen. Hieran leidet seine beste Idylle Luise, welche sonst so manches schöne Bild deutscher Sitte und Art liefert, Sprache und Rhythmus bereichert und eine der vorzüglichsten Leistungen auf diesem Gebiete ist, obschon sie hinter Göthe's Hermann und Dorothea zurückbleiben muß. Auch seine übrigen Idyllen enthalten gegen Geßner eine frischere und kräftigere Naturanschauung, gehen aber zu sehr auf Naturdetail ein und erinnern zu viel an die Prosa des Alltagslebens, um nicht vielfach die Poesie zu stören. Ueberhaupt ist ihr Vossen's Regelfestigkeit, Lehrhaftigkeit, Handwerksmäßigkeit und seine Richtung auf das Nützliche sehr oft schädlich und die Schilderung der Behaglichkeit ohne höhere, belebende Idee wird zuletzt langweilig. Seine übrigen Gedichte haben keinen großen Werth, denn seine nüchterne Verständigkeit ließ ihn den wahren Volkston nicht treffen und nur einzelne Produkte, wie z. B.: des Jahres letzte Stunde ertönt mit ernstem Schlag, machen eine Ausnahme. Doch selbst ohne seinen Gedichten einen hohen Werth zuzuerkennen, ist ihm einzuräumen, daß er auf die mittleren Klassen des Volks günstig eingewirkt hat. Größere Verdienste erwarb er sich dagegen um unsere Sprache und Sprachkunst; er bereicherte erstere mit neuen Wendungen und Zusammensetzungen, mit Worten aus dem niederdeutschen Dialekte und ging

nur dabei zu mechanisch zu Werk; sodann vermehrte er nicht nur die rhythmischen Formen, sondern stellte die Grundsätze unserer Prosodik und Metrik fest, vollendete in seiner deutschen Zeitmessung, was Opitz und Ramler begonnen, und hat uns die wahre Kunst der Uebersetzung unter treuer Wiedergebung selbst der Formen und des Rhythmus gelehrt. Seine Uebersetzung des Homer hat uns nicht nur ein tieferes Verständniß dieses Dichters eröffnet, sondern auch die Schönheiten des klassischen Alterthums dem großen Publikum vorgeführt und selbst bedeutend auf den ganzen Ton unserer Nationalliteratur eingewirkt, wie ja auch Schiller fast nur aus der Voß'schen Uebersetzung sich mit Homer und den alten Dichtern bekannt gemacht hat. Jedoch seine Persönkeit, der Mangel schmiegsamer Gefügigkeit und das oft Handwerksmäßige seiner Uebersetzungskunst ließ ihn nicht überall den zarten und heiteren Geist und die Grazie der alten Dichter mit der ihnen inne wohnenden plastischen Gefälligkeit und Harmonie wiedergeben. Aber auch so verdankt ihm allein die deutsche Nation die Kunst der ächten Uebersetzungsweise und selbst die Philologie den ästhetischen Standpunkt, welchen er in dieselbe einführte. Am besten unter seinen Uebersetzungen sind die ältere der Odyssee und die von Virgil, am schwächsten sein Horaz und die mit seinen Söhnen durchgeführte Uebertragung von Shakespeare. Auch in anderen Gebieten, namentlich in dem der alten Mythologie, hat Voß vieles Licht verbreitet und im Kampfe gegen die Anhänger der Finsterniß und gegen das Junkerthum und Pfaffenthum hat er sich als einen ächten Kämpfer für Licht und Recht bewährt. Aber so recht er auch in vielen Punkten gehabt haben mag, so wenig können wir die lieblosen Angriffe billigen, welche er gegen seinen ehemaligen, später in tiefen Irrthum versunkenen Freund Friedrich Leopold von Stolberg machte, und noch weniger die Derbheit und Gemeinheit, mit denen er in seiner Antisymbolik gegen Creuzer auftrat, der nicht aus Liebe zum Obscurantismus, sondern aus tiefer, wissenschaftlicher Ueberzeugung und auf dem Grund der reichsten gelehrten Studien seine Ansichten über die Mythologie des Alterthums geschöpft hat, deren tief poetische Deutung dem nüchternen, verstandesmäßigen Voß nicht gefallen wollte.

Johann Heinrich Voß ist am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf im Mecklenburgischen geboren und der Sohn eines Pachters, besuchte 1766 die Schule in Neubrandenburg, gab Unterricht, um sich selbst zu erhalten und seinen arm gewordenen Vater zu unterstützen, studirte eifrig die alten Sprachen, machte nicht nur selbst Gedichte, sondern suchte auch mit den deutschen Dichtern näher vertraut zu werden und nahm dann eine Hauslehrerstelle in Ankershagen an, um mit seinem Gehalte sich die Mittel zu bereiten, die Universität Halle zu besuchen, ward durch den wackern Landprediger Brückner in seinen poetischen Versuchen ermuntert, kam dadurch mit Boie in Göttingen in Verbindung und dieser lud ihn 1772 ein, nach Göttingen zu kommen, wo er ihm Lehrstunden und einen zweijährigen Freitisch verschaffte. Hier lernte Voß nicht nur die anwesenden jungen Dichter kennen, sondern studirte auch Theologie, trat in das philologische Seminar und verschaffte sich ein tieferes Verständniß des Alterthums, dessen vorzüglichste Dichtungswerke er zu übertragen begann. Schon hier gerieth er mit Heyne in Zwiespalt, der noch größer

wurde, als ihn derselbe 1774, wo Voß im Frühjahre eine Reise zu Klopstock und nach Flensburg machte, aus der Liste der Seminaristen strich. Er verweilte noch ein Jahr in Göttingen, sich ganz der Poesie und dem Studium der klassischen Literatur widmend und ging im Frühjahre 1775 nach Wandsbeck, um den Göttinger Musenalmanach dort herauszugeben und seine Gesundheit wieder zu kräftigen. Er heirathete 1777 Boie's Schwester, übersetzte Homer's Odyssee und wurde 1778 Rektor zu Otterndorf im Lande Hadeln. Wegen seiner Rechtschreibung in der verdeutschten Odyssee und einigen Aufsätzen über dieses Gedicht gerieth er alsbald mit Heyne und Lichtenberg in heftige Streitigkeiten; als aber nach vielen Schwierigkeiten die Odyssee vollständig erschien (1781), erlangte sie rasch ungemeinen Beifall. Anhaltende Marschfieber veranlaßten ihn 1782 als Rektor der Schule nach Eutin zu gehen und hier setzte er nicht nur seine leidenschaftliche Fehde mit Heyne fort, sondern übertrug auch die arabischen Erzählungen Tausend und Eine Nacht (1780—84) aus dem Französischen, vollendete die Uebersetzung der philosophischen Werke des Shaftesbury, übertrug Virgil's Landbau (1789) und gab 1785 den ersten Band seiner Gedichte heraus. 1791 erschien sein Aufsatz über den Ton und die Auslegung von Virgil's ländlichem Gedichte, zwei Jahre später seine Uebertragung der Ilias und die neue der Odyssee, 1794 seine mythologischen Briefe und im nächsten Jahre sein idyllisches Epos Luise. Vorher hatte er eine heftige Krankheit zu überstehen und machte dann eine Erholungsreise zu Gleim nach Halberstadt und im Juni nach Weimar, wo er die freundlichste Aufnahme fand. Im Jahre 1797 erschien die Uebertragung von Virgil's Eklogen, 1798 und 99 Ovid's Verwandlungen, im nächsten Jahre der ganze Virgil, ein Band Idyllen und 1802 seine sämmtlichen Gedichte in 6 Bänden, mit der Abhandlung über die deutsche Sprachmessung. Seiner Gesundheit wegen ging er 1802 mit einem ansehnlichen Jahrgehalte des Herzogs zu Eutin nach Jena und lebte hier bis zum Sommer 1805 in heiterer Abgeschiedenheit, mit literarischen Arbeiten beschäftigt; auch gab er hier im Mai 1803 seine sehr gründliche, aber auch sehr heftige Recension der Heyne'schen Ausgabe von Homer. Von hier folgte er einem Rufe an die Universität Heidelberg, wo er in häuslichem Glücke und unermüdlicher Thätigkeit noch zwanzig Jahre lang wirkte. Er verdeutschte daselbst 1806 den Horaz und Hesiod, 1808 die Bukoliker Theokrit, Bion und Moschus, 1810 den Tibull, 1821 den Aristophanes, 1824 den Aratus und unternahm sogar seit 1819 eine Uebersetzung des Shakespeare. Außer anderen Arbeiten führte er einen wissenschaftlichen Streit mit Friedrich August Wolf, trat er feindselig gegen Stolberg auf, was ihm der dabei begangenen Lieblosigkeiten wegen vielfach verdacht wurde, und schrieb gegen Creuzer die Antisymbolik (1823—1826, 2 Bde.), voll der heftigsten Angriffe und Schmähungen. Nachdem er vier Jahre zuvor seinen hoffnungsreichen ältesten Sohn verloren, starb Voß am 30. März 1826 als einer der entschiedensten Kämpfer für Licht und Freiheit. Eine neue Ausgabe seiner Gedichte ließ er in 4 Bänden 1825 zu Königsberg erscheinen, die neueste Sammlung seiner poetischen Werke kam 1835 zu Leipzig heraus; seine kleinen Schriften sind unter dem Titel „kritische Blätter nebst geographischen Abhandlungen" (Stuttgart 1829, 2 Bde.) vereinigt; Briefe von Johann Heinrich Voß, nebst erläuternden Beilagen ließ sein Sohn Abraham (Halberstadt 1820—33, 3 Bde.) erscheinen, und über sein Leben gab Paulus: Lebens- und Todeskunden von J. H. Voß (Heidelberg 1826); seine Büste hat Zwerger in Frankfurt nach einer Todtenmaske am ähnlichsten modellirt.

213. Die Brüder **Friedrich Leopold** und **Christian Grafen zu Stolberg** gehören ebenfalls in diesen Kreis und trugen noch entschiedener als die Vorhergehenden das Gepräge kraftgenialischen Dranges an sich. Durch Klopstock wurden beide zur poetischen Produktion begeistert, aber in allen Gedichten wie im Leben konnten sie den gräflichen Ahnenstolz nicht verläugnen

und da sich ihr aristokratischer Uebermuth zu diesem Drange gesellte, so erklärt es sich leicht, daß sie nicht nur in ihren Dichtungen in überreizte Verstiegenheit geriethen, sondern auch mit ihren Freunden nicht lange zu harmoniren vermochten und sie rasch wieder von sich abstießen. Sie versuchten sich in der Lyrik und Uebersetzung aus dem griechischen Alterthum, vereinigten in sich alle Elemente der Klopstock'schen Bardenerhabenheit und unterschieden sich von den übrigen Mitgliedern des Dichterbundes auch dadurch, daß sie sich, obwohl mit keinem Erfolg, auch im Drama versuchten. Von beiden Brüdern war unstreitig Friedrich mit größerem Dichtertalente begabt, er trieb seine Schwungkraft höher und ward nicht mit Unrecht eine Carrikatur Klopstock's genannt, denn er übertrieb dessen Begeisterung bis zur höchsten Steigerung, ohne ihr einen wirklichen ausreichenden Gehalt zu geben. Er war ein halb trunkener Dichter, der in der Empfindung schwelgte, ohne zum tiefen Nachdenken zu gelangen, zu lebendig, um sichere Ruhe zu gewinnen, zu weich, um einen höheren Anflug zu nehmen, und besaß überhaupt nicht die nöthige Durchbildung, so daß er überall von einem Extrem in das andere verfiel, vom Freiheitsschwärmer zum größten Gegner der französischen Revolution wurde und zuletzt, als das Alter seine Hitze gekühlt hatte, über die Zeit jammerte, welche die gräflichen Vorrechte beschnitt. Daraus erklärt sich auch, wie er in seiner ersten Zeit sich mit voller Begeisterung dem klassischen Alterthume hingab und es hoch über das Christenthum stellte, später aber von Schwärmern zum Papstthume hinübergeleitet wurde und als dessen Don Quixotischer Ritter auftrat, ja daß er anfangs das Hofleben verspottete und sich endlich mit so vielem Wohlgefallen in demselben wiegte. Seine literarischen Leistungen sind seinem Charakter entsprechend; in drangvoller Verstiegenheit wollte er das Ungreifbare, Unendliche erfassen und suchte er die Leerheit der Gedanken durch ein hohles Phrasenpathos zu verhüllen; überall begegnet uns falsche und erzwungene Begeisterung und selbst in den besten Produkten fehlt die nöthige Mäßigung, namentlich in seinen Vaterlands- und Freiheitsliedern und lyrischen Gedichten, die, so volksthümlich sie sein wollen, keine natürliche Bewegung besitzen. Seine Balladen würden mehr ansprechen, wenn er nicht zu sehr nach dem Großartigen und Gewaltigen strebte, und selbst seine Hymnen, die in den Naturanschauungen voll Wärme und Wahrheit sind, leiden an absichtlicher Ueberhebung und Verstiegenheit, an erzwungener Rhetorik und Unbestimmtheit des Ausdrucks. Nur das hat er vor Klopstock voraus, daß er mehr zum wahren deutschen Alterthume zurückkehrte. Seine antiken Dramen mit Chören sind nicht nur dadurch gänzlich verfehlt, daß ihnen Gehalt, Charakteristik und tragische Sprache abgeht, sondern Stolberg auch kein richtiges Verständniß des klassischen Alterthums besaß, seine Jamben arten zu sehr in das Pasquill aus und ermangeln der Poesie. Was er später schrieb, beurkundet nur den Abfall von der freien Richtung und ein Verdüstern seines Geistes, weshalb er auch den ihm verwandten Ossian übersetzte, bei dem Phantasie und

Gefühl nebelhaft verschwimmt. Sein Roman „die Insel" hat schon eine reaktionäre politische Tendenz; seine „Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien" enthält zwar einzelne gelungene Schilderungen, stößt aber ab durch die aristokratische Anmaßung, womit er über Dinge urtheilte, die er nicht verstand, und seine Uebertragungen aus dem Griechischen sind wenig treue und unsichere Versuche eines Dilettanten. Sein „Leben Alfred's des Großen" hat dagegen einzelne Parthien, welche gut gelungen sind, aber auch hier geht er zu absichtlich auf imponirende Einfalt aus, mischen sich zu sehr seine einseitigen Anschauungen und Ansichten ein und verräth er weder Takt noch Fähigkeit, den Gegenstand objektiv zu erfassen und ein wahrer Historiker zu sein; letzteres zeigt am klarsten seine Geschichte der Religion Jesu Christi, worin er mit frommer Redseligkeit in zahlreichen Bänden Bedeutendes und Unbedeutendes, Wahrheit und Erdichtung, Glauben und Aberglauben mit einander vereinigt, die volle Oberflächlichkeit seines Wissens zeigt und keine Geschichte, sondern ein Erbauungsbuch lieferte, das für die Wissenschaft werthlos ist, obschon auch hier wieder einzelne Lichtpunkte erscheinen. — Sein Bruder Christian steht ihm an poetischer Begabung weit nach, dagegen sind seine Dichtungen anmuthiger, zarter und lieblicher. Auch er versuchte sich in Elegien, Liedern und Balladen, als Uebersetzer und schrieb sogar die Tragödien Belsazer und Otanes mit demselben unglücklichen Erfolge; später verließ er die Poesie, wandte sich dem praktischen Leben zu und hat nicht einmal seine Gedichte selbstständig herausgegeben.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg ist am 7. November 1750 zu Bramstedt im Holsteinischen geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, ging 1769 auf die Universität Göttingen, wurde 1774 dänischer Kammerjunker, 1777 Lübeckischer Chargé d'Affaires in Kopenhagen, vermählte sich 1782 mit Agnes von Witzleben, welche jedoch schon 1788 starb, wurde 1789 dänischer Gesandter in Berlin, verheirathete sich im nächsten Jahre mit der Gräfin Sophie von Redern, wurde 1791 Präsident der Regierung zu Eutin und Domherr zu Lübeck, 1797 Ritter des russischen St. Annen- und Alexander-Newsky-Ordens, ließ sich aber durch seine Schwärmerei 1800 bewegen, seine Aemter niederzulegen, sich in den Kreis der Fürstin Gallitzin zu Münster zu begeben und katholisch zu werden, welchen Schritt aber seine älteste Tochter nicht theilte. Dadurch verfeindete er sich mit allen seinen Freunden und ward er auch von der Poesie ganz abgezogen, wovon er nur während der Befreiungskriege eine kurze Ausnahme machte. Er gab sich von da an nur mit ascetischer Schriftstellerei ab; die zahlreichen Anfeindungen, die ihn trafen, verkümmerten sein Leben und Voßen's Schrift: „wie ward Stolberg ein Unfreier", die sein ganzes Leben aufdeckte und den schärfsten und bittersten Tadel gegen ihn ergoß, bereitete ihm am 5. Dezember 1819 auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück den Tod. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften mit denen seines Bruders, in 20 Bänden, erschien zu Hamburg 1820 u. ff. Ueber den Kreis der Fürstin Gallitzin vergl. die Aufsätze von Levin Schücking, im Rheinischen Jahrbuch für Kunst und Poesie 1840, und von A. v. Sternberg im Morgenblatt, Juni 1846. — Christian Graf zu Stolberg, der ältere beider Brüder, ist am 15. Okt. 1748 zu Hamburg geboren, studirte 1769—74 in Göttingen, wurde 1777 Amtmann zu Tremsbüttel in Holstein, verheirathete sich mit der Gräfin Louise von Reventlau, verwaltete sein Amt bis 1800 und lebte dann auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde in Schleswig, wo er am 18. Januar 1821 starb. Seine Gedichte stehen in der Sammlung seines Bruders.

214. Reiner als die Vorhergehenden vertrat die Richtung des Göttinger Dichterbundes **Ludwig Heinrich Christoph Hölty**, der sich der idyllischen und landschaftlichen Lyrik vorzugsweise zuwandte und wie er schon von früher Jugend an sanfte Stimmungen liebte und gern in der Dämmerung des Abends und unter den Gräbern der Todten wandelte und wie sich körperliches Siechthum zu seiner melancholischen Sentimentalität gesellte, so ist auch er mehr ein Dichter zarter Gefühle, süßer Träume und wehmüthiger Ahnungen und alle seine Produkte tragen den Charakter einer rasch aufgeschossenen, aber auch ebenso rasch verwelkenden Jugendlichkeit. Sein Talent bewegt sich in einer engen Sphäre und zwar vorzüglich im Gebiete der Natur und Ländlichkeit und kein Dichter Deutschlands hat die Sehnsucht nach ungetrübtem Naturgenuß, nach einem in ländlicher Stille, ganz der Empfindung geweihten Leben und keiner die Todesahnung und Todessehnsucht so wahr und ergreifend ausgesprochen, wie Hölty. Seine Gedichte haben weder hohen Flug, noch ein glänzendes Gewand, aber sie sind innig, wahr und natürlich und spiegeln überall den reinen und liebenswürdigen Charakter des Dichters ab. Wo er jedoch aus dieser Sphäre heraustrat, einen höheren Anflug nehmen und freudige Lebenslust schildern wollte, sind seine Versuche verfehlt und verfällt er in Phrasenhaftigkeit und erzwungenen Humor. Am berühmtesten sind seine Gedichte: die Traumbilder, der alte Landmann an seinen Sohn und einige andere; seine Romanzen und Balladen sind schwache Versuche. Eine große Bedeutung hat Hölty für unsere Literatur nie gewonnen, auch sind seine Gedichte zu einförmig, eintönig und ohne tiefen poetischen Gehalt; doch werden manche Blüthen derselben immer auf liebevolle Aufnahme rechnen dürfen und übertreffen die meisten früheren lyrischen Versuche. — Vielfach verwandt mit Hölty ist **Johann Martin Miller**, der nur mit seiner Natursympathie Religion und Liebe noch verband und die sentimentale Schwärmerei auf die Spitze trieb. Bei ihm war geniale Rührung das Princip seiner ganzen Dichtung, die von Klopstock angeregt wurde, sich in ewigem Zärtlichthun, im Spielen mit den Gefühlen ergeht, mit Abendschein, Vögeln, Mond und Blumen, mit Trauer und Schmerz, Liebe und Freundschaft kost und zum Theil wohl viele Innerlichkeit zeigt, im Ganzen aber zu viel Pathos und Empfindsamkeit und zu wenig Wahrheit der Gefühle besitzt; deshalb sind auch seine Gedichte mit wenigen Ausnahmen vergessen, obschon seine zwei Siegwartslieder sich lange erhielten, nämlich: „Alles schläft, nur silbern schallet Marianen's Stimme noch" und: „Es war einmal ein Gärtner, der sang ein traurig's Lied," worin das liebessieche Hinwelken so wahr ausgedrückt ist, daß man daraus allein den Charakter jener sentimentalen Zeit am besten erkennen kann. Bei solcher empfindelnden Richtung war es kein Wunder, daß das Erscheinen von Göthe's Werther (1774) den schon vorher vom Genialitätsdrang des Herzens ergriffenen Miller veranlaßte, zwei Jahre später diese Richtung noch weiter auszubeuten und noch höher zu steigern.

Miller's Siegwart, eine Klostergeschichte, sollte die Wirkung der Rührung noch vergrößern und die Einbildung noch mächtiger reizen, als es bei Göthe der Fall war, wo wenigstens die Sache noch wahr und genial dargestellt ist und auch mehr Poesie zeigt; aber die Klopstock'sche Leerheit und seine weichliche Empfindelei trieb bei ihm die Ueberspannung und Schwärmerei auf die höchste Spitze, so daß seine Charaktere wie gestaltlose Schatten über den Friedhof ziehen und Alles farblos erscheint. Im Gegensatze zu Göthe wollte Miller eine tugendhafte Liebe beschreiben, die daher auch nicht mit einem Selbstmorde, sondern mit dem Verschmachtungstode Siegwart's auf dem Grabe Marianen's endigt. In dem Buche herrscht viele Redseligkeit und es ist lebendig, frisch und gut geschrieben, einige idyllische Zustände und Lokalverhältnisse gemüthlich und wahr geschildert, aber im Ganzen ist es langweilig, glatt und alltäglich, ja sogar oft verschroben und unnatürlich; es machte aber ungemeines Aufsehen in ganz Deutschland und war eines der beliebtesten Bücher, wofür alle Stände schwärmten, weil es der Mode und Zeitrichtung entsprach und den Ton anschlug, in welchem die saft- und kraftlosen Menschen, welche durch Thränen ihre müßige Thatenlosigkeit und durch Einbildung die Handlung zu ersetzen suchten, so gerne schwelgten. Von ästhetischem Gesichtspunkte hat das Werk keinen Werth, aber für die Literaturgeschichte ist es auch ohne die Wirkung, welche es machte, dadurch wichtig, weil es gegenüber der männlichen Leidenschaft die weibliche Gemüthsrichtung darlegt und zeigt, bis zu welcher Höhe sich die damalige empfindelnde Zeit verstiegen hatte. Uebrigens schrieb Miller in demselben Tone noch mehrere andere Romane, wie die Geschichte Karl's von Burgheim und Emilien's von Rosenau, und zahlreiche andere Romanenschreiber füllten die Welt mit ähnlichen Produkten, aber alle sind noch langweiliger und verdienen nicht einmal einer Erwähnung.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty, der Sohn eines Predigers, ist am 21. December 1748 zu Mariensee bei Hannover geboren, erhielt eine gute Erziehung, suchte sich frühe viele Kenntnisse zu erwerben und beraubte sich dadurch sogar des Schlafs; auch zeigte er schon in der ersten Jugend einen großen Hang zum Schauerlichen, er wandelte oft auf den Gräbern des nahen Friedhofs in der Nacht umher und vernachlässigte darüber auch sein Aeußeres. Im sechszehnten Jahre besuchte er das Lyceum zu Celle und 1768 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. Nach drei Jahren suchte er durch ein Stipendium und einen Freitisch sich die Mittel zu längerem Verweilen auf der Universität zu verschaffen, er bekam eine Stelle am philologischen Seminar und suchte sich das Fehlende durch Privatunterricht zu verdienen. Im Herbste 1774 ging er nach Leipzig mit einem Freunde, brachte aber von dieser Reise einen hartnäckigen Husten und Seitenstechen mit, bekam das Blutspeien und als sich sein Leiden verschlimmerte, ging er im Frühjahre 1775 nach Mariensee zu seiner Stiefmutter, wo sich seine Gesundheit besserte, so daß er im Herbste sich nach Hannover begab, um seine vollständige Heilung zu erlangen; allein es war vergebens, im nächsten Frühjahre verschlimmerte sich sein Zustand und er starb schon am 1. September 1776 zu Hannover. Hölty's Gedichte erschienen zuerst in Almanachen, 1782 sammelte sie Geisler zu Halle, 1783 veranstaltete Voß und F. v. Stolberg eine bessere Ausgabe zu Hamburg, wozu Voß eine Lebensbeschreibung gab, und diese

ward 1795 neu aufgelegt. 1804 machte Voß eine neue Ausgabe, die besser geordnet ist und Zusätze zur Biographie erhielt, und nach dieser sind die Ausgaben zu Wien 1803 und Königsberg 1833 gedruckt. Hölty übersetzte auch die englische Wochenschrift: der Kenner von Town, Leipzig 1775; Hurds moralische und politische Dialoge, 1775, 2 Bde., und den ersten Band von Shaftesbury's philosophischen Werken, 1776, aus dem Englischen. — Johann Martin Miller ist am 3. Dezember 1750 zu Ulm geboren, wo sein Vater Prediger und Professor am Gymnasium war, studirte 1770 in Göttingen Theologie, ward 1775 Vicar der oberen Gymnasialklasse in Ulm, 1780 Pfarrer zu Jungingen, 1781 Professor am Ulmer Gymnasium, 1787 Prediger am Münster, 1797 Professor der katechetischen Theologie, 1804 Consistorialrath, 1809 Stadt- und Distriktsdekan und erster Frühprediger, 1810 Prediger am Münster, Dekan und geistlicher Rath und starb am 21. Juni 1814. Seine Romane sind: Briefwechsel dreyer akademischer Freunde, Ulm 1776—1777, 2 Sammlungen, 2. Aufl. 1778—79; Siegwart, eine Klostergeschichte, Leipzig 1776, 2 Thle. 2. Aufl. 1777, 3 Thle., ist auch in's Polnische und Französische übersetzt; Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit, Leipzig 1776 und oft nachgedruckt; Geschichte Karl von Burgheim's und Emilien's von Rosenau, in Briefen, Leipzig 1778—79, 4 Thle., oft nachgedruckt, und Karl und Karoline, eine Geschichte, im 1. Band der Beobachtungen zur Aufklärung des Verstandes und zur Besserung des Herzens, Ulm 1779, und besonders Wien 1783. Seine Gedichte erschienen zu Ulm, 1783, seine Predigten zu Leipzig 1776—84, 3 Bde. Mehrere seiner Lieder gingen in's Volk über, wie: „Das ganze Dorf versammelt sich", „Es leben die Alten", „Traurig sehen wir uns an" u. s. w. Ueber sein Leben: Zeitgenossen, erste Reihe, Nr. 13.

215. Die übrigen Genossen des Dichterbundes können auf keine große Beachtung Anspruch machen, denn ihre Leistungen sind von geringem Umfang und unbedeutend. Dahin gehört noch Fr. Hahn aus Zweibrücken, der im Drange persönlichen Mißmuths ebenfalls in geniale Verzückungen gerieth, auch ganz die deutschthümelnde Richtung Klopstock's bewahrte, aber ohne Bedeutenderes zu leisten schon frühe starb. Neben ihn gehört Karl Friedrich Cramer, dem Vorhergehenden an Uebertriebenheit, Ueberspanntheit und Originalitätssucht ähnlich und voll lyrischer Unordnung, übermäßigen Selbstgefühls und Dünkels. Davon zeugte besonders sein Werk über Klopstock, worin er diesem mit abgöttischer Verehrung ein Denkmal setzen wollte, aber sich selbst damit lächerlich machte und Jenen, weil er das Werk neben sich entstehen sah und es zuließ, sich in ein schiefes Licht brachte. J. Brückner aus dem Mecklenburgischen war dagegen ein Feind dieser Ueberhebung, wie des Bardenthums überhaupt, wandte sich der gemüthlichen und bescheidenen Idylle zu und stellte besonders gut die häusliche Seite der ländlichen Gesellschaft dar. Auch im Drama versuchte er sich, aber für einen Mann von so weicher Gemüthsart war dies eine zu große Aufgabe, da sie ohnehin keine Sentimentalität und Trivialheit liebt. Obgleich nicht Mitglied des Bundes, ist doch Matthias Claudius theils durch freundschaftliche Beziehungen, theils durch gleiche poetische Grundsätze mit den Mitgliedern desselben nahe verwandt, hat aber nur Weniges geschrieben, was in dieses Gebiet gehört. Auch Claudius fühlte sich besonders in der ländlichen Stille behaglich, nächst der Religion ist ihm Naturliebe das Höchste und er nimmt überhaupt die Natur als einen Spiegel des Uebernatür-

lichen, wo Alles auf ein unbegreifliches Jenseits deute. Er war durchaus Christ und zwar auf dem festen biblischen Standpunkte, begeistert für Tugend, Freiheit und Vaterland und fällt ganz in den Ton, den Klopstock anschlug und die Barden fortsetzten. Ueber Allem steht ihm aber die Religion, worin er die kindliche Naivetät zu behaupten suchte, die aber in spielende Weisen und unduldsame Mystik überging, so daß er das Evangelium Johannes allen anderen vorzog, Hamann verehrte, mit Herder in poetisirenden Bibelenthusiasmus verfiel und zuletzt sogar Lavater's Wundergläubigkeit theilte. Seine frühere Freisinnigkeit schwand dadurch nach und nach dahin und zuletzt neigte er sich der ärgsten reaktionären Politik zu, welche von einem Vernunftregimente nichts wissen, das alte Patriarchenthum zurückführen und die Monarchie als eine unbedingt göttliche Institution ausgeben will, so daß die Völker auf ihre Herren unbedingtes Vertrauen setzen sollen. Ja, sein Eifer trieb ihn so weit, sogar die Censur zu empfehlen, so daß selbst seine nächsten Freunde sich von ihm lossagten und Voß seine Verirrung für noch krasser als die Stolbergische erklärte. Seine Gedichte streben nach Volksmäßigkeit und in dieser Hinsicht übertrifft er sogar Bürger, obschon auch Gesuchtheit, Manier und erzwungene Naivetät häufig die wahre Natürlichkeit ersetzen müssen, die Darstellung zu alltäglich und nachlässig ist und er manchmal Gegenstände wählt, an denen jede Poesie verloren geht, wie an seinem Liede für Schwindsüchtige. Im Allgemeinen sind seine Gedichte zu sehr hausgebackene Waare, er sucht das Dämmerungsartige und Schwermüthige, hat eine Freude an der Trauer und er paßte überhaupt mehr zum christlichen Glaubensboten, als zum fröhlichen Dichter, und wenn man sein Rheinweinlied entgegenhalten will, welches eines der schönsten und herrlichsten Trinklieder ist, das je gedichtet wurde, so genügt einfach die Erwähnung, daß dies nicht von Claudius, sondern vom Karlsruher Kirchenrathe Sander herrührt. Uebrigens sind manche seiner Lieder in's Volk übergegangen und freundliche Blüthen, deren Zahl jedoch sehr klein ist. Auch als Volksschriftsteller hat sich Claudius sonst noch versucht und in volksmäßiger, freilich oft auch zu trivialer Sprache für Verbreitung seiner religiösen Ansichten gewirkt.

Friedrich Hahn aus Zweibrücken starb sehr jung im Jahre 1779 und seine Gedichte sind 1786 in einer Sammlung erschienen. — Karl Friedrich Cramer, der Sohn des Universitätskanzlers zu Kiel (S. 178), ist am 7. März 1752 zu Quedlinburg geboren, studirte zu Göttingen, wurde 1775 Professor in Kiel, wandte sich mit leidenschaftlicher Begeisterung der französischen Revolution zu, wurde 1794 deshalb entlassen, ging nach Paris, gründete 1796 dort eine Buchhandlung und Buchdruckerei, verlor dabei sein Vermögen, mußte selbst Paris einige Zeit lang verlassen und starb bald nach seiner Rückkehr 1807. Mehrere händereiche Werke schrieb er über Klopstock, worunter auch Briefe von Tellow an Elisen (Hamburg 1777), übersetzte aus dem Englischen und Französischen, später auch aus dem Deutschen in's Französische, theilte aus seinem Tagebuche interessante Bruchstücke über die Revolution mit und schrieb Ansichten der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs (Amsterdam 1807, 2 Bde.). In Paris war sein Haus der Mittelpunkt ausgezeichneter Persönlichkeiten, mit denen er in näherer Berührung stand. —

F. Th. J. Brückner ist 1746 im Mecklenburgischen geboren, wurde Pastor in Groß-Vielen und starb im Jahre 1805. Er hat Idyllen und auch Schauspiele gedichtet, ohne jedoch damit großen Erfolg zu ernten. — Matthias Claudius, der sich auch Asmus oder Wandsbecker Bote nannte, ist am 15. August 1743 zu Reinfeld in Holstein geboren, studirte in Jena, privatisirte dann in Wandsbeck, hierauf in Hamburg, wurde 1776 Oberlandcommissär in Darmstadt, ging aber im nächsten Jahre wieder nach Wandsbeck zurück, wurde 1778 Revisor bei der Schleswig-Holstein'schen Bank zu Altona, wobei er in Wandsbeck wohnen konnte, und starb an Entkräftung am 21. Januar 1815 zu Hamburg. Er gab seine Schriften einzeln in dem von ihm redigirten Wandsbecker Boten und in anderen Blättern heraus und sammelte dieselben unter dem Titel Asmus omnia sua secum portans oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten (Hamburg 1775 bis 1812, 8 Bde., neue Ausgabe, 1819, 4 Bde. und 7. Aufl. 1844).

216. Weniger durch seine Leistungen als durch die, wenn auch nur zeitweise, persönliche Annäherung gehört auch Johann Anton Leisewitz in diesen Kreis, denn er bewegte sich nicht auf dem Gebiete der Lyrik, sondern nur mit einem einzigen Produkte auf dem des Drama's, nachdem Lessing dafür den Weg gebahnt hatte. Er könnte besser mit den süddeutschen Dichtern verbunden werden, wie er auch mit einem derselben concurrirte, wenn er sich nicht sonst durchaus von ihnen unterscheiden würde. Als nämlich Schröder in Hamburg einen Preis für das beste Trauerspiel setzte, das einen Brudermord zu behandeln habe, bewarben sich Klinger mit seinen Zwillingen und Leisewitz mit Julius von Tarent darum und Ersterer gewann den Preis, weil er mehr dem genialen Drange der Zeit entsprach, als Leisewitz, der sich näher an Lessing hielt. Das Stück hat sich bis in die neueste Zeit einer nicht geringen Gunst erfreut und es ist wirklich auch der Plan wohl durchdacht, die Charakteristik im Ganzen gut durchgeführt und es macht selbst tragischen Effekt; es leidet aber am Mangel fortschreitender Handlung, die Gefühle und Leidenschaften sind zu sehr analytisch zerlegt, es herrscht zu viel Beschreibung darin und selbst die Art und Weise, wie der Vater mit kalter Ueberlegung den Sohn mordet, macht keinen rechten tragischen Effekt. Außerdem finden sich darin zu viele Anklänge an Shakespeare und tritt zu viele grübelnde Ueberlegung hervor. Dem Stücke liegt ein Stoff aus der italienischen Geschichte zu Grund und es ist nicht zu verkennen, daß es jedenfalls einen bedeutenden Fortschritt anzeigt und bei gelungener Aufführung großen Effekt macht. Auch hat Lessing es bei seinem Erscheinen sogar für ein Werk Göthe's gehalten. Es ist Schade, daß Leisewitz sich durch die Bevorzugung Klinger's davon abhalten ließ, sich weiter im dramatischen Fache zu versuchen, denn jedenfalls hatte er Anlagen, noch Besseres zu leisten, da er das Stück schon in seinem 23. Jahre schrieb. Außer diesem veröffentlichte er nur noch eine Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter und zwei kleine Dialogen: die Pfändung und der Besuch um Mitternacht. Er hat auch lange an einer Geschichte des dreißigjährigen Kriegs gearbeitet, die aber unvollendet und ungedruckt blieb.

Johann Anton Leisewitz ist am 9. Mai 1752 zu Hannover geboren, studirte in Göttingen die Rechte, wurde 1779 Landschaftssekretär zu Braunschweig, 1790 Hofrath bei der geheimen Kanzlei, 1801 geheimer Justizrath und Referent im geheimen Conseil und 1805 Präsident des Obersanitätscollegiums, als welcher er am 10. September 1806 starb. Noch vor seinem Tode hatte er von seinen Hinterbliebenen und seinen Freunden das feierliche Versprechen abgenommen, seine sämmtlichen Papiere zu verbrennen, was auch geschah. Ihm verdankt die Stadt Braunschweig eine durchgreifende Verbesserung des Armenwesens. Sein Julius von Tarent erschien 1776 zu Leipzig und wurde auch in's Französische und Dänische übersetzt. Später hat man das Stück mit seinen übrigen Schriften (Wien 1816) zusammen gedruckt.

217. Wie sich in Norddeutschland die Jünger der neuen Zeit in Göttingen zusammenfanden, so in Süddeutschland in Straßburg, wo 1770 Göthe, Herder, Lenz, Wagner u. A. zusammentrafen, in ihnen der gleiche Genialitätsdrang sich äußerte und dann die Einzelnen in unruhiger Hast dahin und dorthin abgingen, bis die Einen ein Raub ihres Ungestüms wurden und die Anderen zur Mäßigung zurückkehrten, ihr Geist sich läuterte und sie dann die glänzende Höhe des Ruhms erstiegen. Hier trat dieser Drang heftiger und gewaltiger auf und zwar um so mehr, als man nicht der Lyrik, sondern dem **Drama** sich hingab. Die unmittelbare (originelle) Ansicht der Natur pries man über Alles, Jeder glaubte in sich selbst genug Stoff und Gehalt zu haben, um Großes zu leisten, mit titanischem Trotz verwarf man jede Regel und jegliches Maaß und man kannte keine Vermittelung mehr zwischen dem Guten und Bösen, sondern nur Wahnsinn und Verzweiflung, nur dithyrambische Sprache und wildes Gebährden ohne Maaß und Verhältniß. Göthe war noch der Einzige, der auch im ärgsten Sturm noch Maaß und Ordnung zu halten suchte und die Wahrheit nicht verläugnete; schon viel mehr ließ sich Schiller fortreißen und die Freiheit des Bewußtseins verloren gehen und beide Dichter übten überhaupt mit ihren ersten Produkten einen ungemeinen Einfluß auf die ganze Sturm- und Drangepoche; da sie aber ihre eigentliche poetische Wirksamkeit erst später entfalteten, als der stürmische Himmel des poetischen Horizonts sich wieder zur Ruhe und Heiterkeit verklärt hatte und wir ihr Leben und Wirken gern im Zusammenhang behandeln möchten, so müssen wir zuerst der Uebrigen gedenken, welche nicht zu dieser Höhe mehr gelangten, sondern noch im Sturme dieser Zeit ihr Dichtertalent begruben.

Zuerst tritt uns hier der Straßburger **Leopold Wagner** entgegen, welcher wohl Talent, aber keine Bildung besaß und zu seinem Trauerspiele **die Kindsmörderin** die Idee von Göthe stahl. Der Stoff war darin ursprünglich gut, aber Wagner behandelte ihn so regellos und wild und wiegte sich so sehr im Gräßlichen und Rohen, daß das Stück ein Produkt der entsetzlichsten Gemeinheit und Rohheit wurde. Ein anderes Stück, **die Reue nach der That**, entbehrt ebenfalls jeglicher Feinheit und ist oft zu roh, gab aber Schiller in mancher Hinsicht den Stoff zu seinem Drama Kabale und Liebe. In der Farce **Pro-**

metheus, Deukalion und seine Recensenten ist treffende Satire und mancher humoristische Zug enthalten, was Wagner freilich Göthe verdankte, den er darin gegen Nicolai zu vertheidigen suchte; aber auch hier waltet zu viel sein unheimlicher Dämon vor und das Stück verdient seine Vergessenheit. Ein noch wilderes, ungestümeres und sich selbst verzehrendes Talent besaß J. M. Reinhold Lenz aus Liefland, den sein genialer Drang zu den tollsten und albernsten Streichen hinriß, der, von Selbstqual und Eigendünkel gequält, vermeinte, Alles thun und treiben zu dürfen, darüber von Genialität in Kindheit verfiel, alle seine Strebsamkeit und Launenhaftigkeit in Dramen vereinigte, gegen Maaß und Herkommen stürmte und zuletzt, als er überall die Welt seinem Drange entgegen sah, als er keinen inneren Halt mehr erringen konnte und neidisch über Göthe und eifersüchtig über dessen damalige Geliebte Friederike Brion ward, in Wahnsinn verfiel, noch einige Jahre in diesem Zustande verlebte und dann im fernen Osten, zu Moskau, starb. Seine Schriften sind wild und nachlässig, wie er selbst, besonders seine dramatischen Schriften, worin er mit zügelloser Hand Alles wild durch einander wirft, alle Kunstanforderungen zurückweist und Poesie mit dem Gemeinsten zusammenbringt. In seinen prosaischen Erzählungen, wie der Landprediger (1777), zeigte er noch das Talent, die Dinge treu aufzufassen, aber wild und grell ward er in den dramatischen Versuchen, wo im Engländer (1777) Freigeisterei und Wollust dichten, im neuen Mendoza (1774) das Verderben der Gesellschaft geschildert und die Geschwisterehe in mildem Lichte gezeigt werden soll, im Stücke: die Freunde machen den Philosophen (1776) noch etwas weniger Verzerrung herrscht, im Soldaten (1776), der einen wirklich tragischen Ausgang hat, gezeigt wird, daß dem Staate Mädchen als Menschenopfer dargebracht werden sollen, um die großen Heere und deren Ehelosigkeit zu ermöglichen, und endlich im Hofmeister (1774) schlüpfrige Scenen und großmüthige Züge und Reflexion über das Hofmeisteramt neben einander gestellt sind, das dadurch so verzerrt ist, wie die anderen Stücke, welche übrigens doch einige kräftige, aus dem Leben gegriffene Züge, warme Zeichnung und anschauliche Wahrheit enthalten, so daß sie zu ihrer Zeit, wo man nur träge deklamatorische Stücke voll langweiliger Moral und Etikette hatte, gefielen und Manchen noch jetzt gut und genial vorkommen, obschon Lenz auf keinen weiteren Werth Anspruch hat, denn als ein vorübergehendes Meteor einige Augenblicke den Horizont der Literatur erleuchtet zu haben, ohne eine weitere Spur zurückzulassen. — Neben diese Dichter mag noch der ihnen verwandte Ludwig Philipp Hahn treten, der sich gleichfalls in solchen bizarren Dramen versuchte und zwar nicht ohne Talent war, aber sich durch seinen Genialitätsdrang über alles Maaß und alle Gränzen der wahren Poesie hinausreißen ließ, so daß seine Produkte zur Karrikatur wurden. Auch für ihn war Göthe's Götz Anregung und Vorbild, wie für so zahlreiche Andere, und am besten beurkunden dies seine Trauerspiele Graf

Karl von Adelsberg, 1776, Robert von Hohenecken, 1778, und der Aufruhr zu Pisa, 1776, die alle zu den Ritterdramen gehören und das Uebermaaß möglichst übertreiben. Der Stoff zu dem letzteren ist derselbe, wie in Gerstenberg's Ugolino und Dante's göttlicher Komödie entnommen, auch ebenso schauerlich und grauenvoll, ja noch ärger behandelt, indem er da aufhört, wo Gerstenberg beginnt. Was die übrigen Dichter von trotzigen, nichtswürdigen und schändlichen Charakteren zeichneten, das ist bei Hahn in ein einziges Bild vereinigt, Ugolino ist ein Zerrbild voll trotziger Härte und Ruggieri ein solcher Bösewicht, wie sie das Leben unmöglich hervorbringen kann. Ueberhaupt dürfte es schwer werden, dieses Stück an Uebertriebenheit und Gräßlichkeit zu übertreffen.

Heinrich Leopold Wagner ist im J. 1747 zu Straßburg geboren, wurde später Doktor der Rechte und starb 1779 zu Frankfurt. Weil er Göthe den Stoff zur Kindsmörderin stahl, bereitete ihm dieser eine traurige Unsterblichkeit, indem er ihn im Faust als Famulus Wagner auftreten ließ. Seine Dramen erschienen: Die Reue nach der That, Frankfurt 1775, und die Kindsmörderin oder Humbrecht Evchen, Leipzig 1776 und Frankf. 1779; umgearbeitet von C. G. Lessing, Berlin 1777. — Jakob Michael Reinhold Lenz ist 1750 zu Seßwiegen in Liefland geboren, studirte seit 1769 zu Königsberg, kam als Begleiter eines jungen Edelmanns nach Straßburg und in die Rheingegenden, gefiel sich schon damals in Extremen, wie er z. B. die sechs Landplagen besang, verliebte sich in Friederike Brion zu Sesenheim, ward über Göthe eifersüchtig, verfiel 1778 in Wahnsinn, lebte als privatisirender Gelehrter an verschiedenen Orten, auch zu Weimar, wo er die tollsten Streiche und Albernheiten beging, und starb 1792 zu Moskau. Ueber sein Verhältniß zu Friederike Brion vgl.: Aug. Stöber, der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim, Basel 1843, worin einige seiner Gedichte mitgetheilt sind. Seine Werke gab L. Tieck 1828 zu Berlin in 3 Theilen heraus und sein im sechszehnten Lebensjahre geschriebenes Festspiel: „der verwundete Bräutigam" ließ Dr. Blum in Dorpat 1841 zu Berlin drucken. — Ludwig Philipp Hahn ist 1746 zu Tripstadt in der Rheinpfalz geboren, wurde Kammersekretär und Rechnungsrevisor zu Zweibrücken und starb 1787. Seine Stücke erschienen zu Ulm und Leipzig.

218. Den Charakter der Sturm- und Drangperiode, die ohnehin von einem seiner Stücke den Namen erhielt, vertritt am entschiedensten Friedrich Maximilian Klinger, der, unter niedrigen Verhältnissen geboren, sich über dieselben emporarbeitete, durch seinen festen und entschiedenen Charakter, seine Willenskraft und Energie und das Bewußtsein reiner und edler Gesinnung in stolzer Unabhängigkeit und trotzig das Leben durchschritt, Alles sich selbst verdankte, sich zum Herrn und Meister seines Geschicks machte und so zu den höchsten Ehrenstellen, zum Adel, russischen Generallieutenant, Kurator der Universität Dorpat und Gemahl einer natürlichen Tochter der Kaiserin Katharina sich emporschwang und so den Gipfel der erreichbaren irdischen Ehrenstellen erstieg. Von äußerem imponirendem Wesen und ebenso eisernem Charakter und im Kampfe mit dem Leben, dessen Süßigkeiten und freudige, heitere Seite er nicht kennen lernte, bis er zuletzt sich in den feinsten Gesellschaften der obersten Schichte bewegte, schritt er von einem Extrem zum andern, lernte er blos

Armuth und den Glanz des Glücks kennen und sah er nicht die mittleren, friedlicheren Stufen der Gesellschaft, wo allein die Lyrik des Herzens ihre wahre Stätte aufschlagen kann und die ächte, reine Menschlichkeit zu finden ist. Darum fehlt allen seinen Produkten die Innerlichkeit, tragen sie das Gepräge abstrakter Verstandesstrenge und eiserner Thatkraft und mangeln ihnen die mittleren Töne und der poetische Zauber, der die Welt in verklärtem Lichte zeigt und die Extreme in sanfter Harmonie auflöst. In seiner ersten dramatischen Epoche, wo der geniale Drang der Jugend ihn fortriß, zürnte er grollend mit der Ordnung und dem Herkommen, sah er blos Unheil und Jammer im menschlichen Leben und seine Personen erschienen kolossal, gewaltig und titanenartig, aber ohne frisches Leben, mehr wie kalte, mit dem Meisel geschaffene Gestalten ohne psychologische Entwicklung und Motivirung und ohne Wechselwirkung mit der Wirklichkeit und äußeren Welt, der sie spröd, kalt und verachtungsvoll gegenübertreten. In seiner zweiten Epoche, wo sein feuriges Blut kälter wurde und fast erstarrte, zog er sich in Einsamkeit und Beschränktheit zurück und schrieb er seine Romane und sonstigen Werke, die deutlich zeigen, daß er an dem, was seine Jugendschwärmerei gehofft, an der Freiheit und dem Leben verzweifelte, aber dennoch seine Grundsätze nicht verrieth und selbst seine Bewunderung des Kaisers Alexander und des russischen Despotismus die edle Gesinnung nicht zu ändern vermochte, die ihn früher begeisterte, wo er Rousseau verehrte, den er in einem besonderen Buche zu verherrlichen suchte. Seine späteren Produkte zeigen mehr, wie ihn die Härte des Lebens zur Verachtung der Welt und ihrer Bewohner geführt hatte, wie er Alles im düsteren Dunkel erblickte und nur Großes und Gewaltiges kannte, nur schändliche Bösewichter und Auswürfe der Menschheit auf der einen, nur Tugendhelden und kolossale Musterbilder auf der anderen Seite sah. Erscheinen aber auch hier der Mensch und sein Schicksal unversöhnt, fehlt auch seinen Produktionen die höhere Weihe reinerer Kunst, so erweckt doch die Biederkeit seiner Gesinnung und die Lebendigkeit seiner Einbildungskraft Interesse und macht dies dieselben zu Werken, die man nicht ohne innere Theilnahme lesen kann. — Dieser Charakter findet sich auch in allen Schriften Klinger's auf die mannichfaltigste Weise ausgeprägt und hinderte ihn, im Drama mit Erfolg zu wirken, weil man hier eine klar und bestimmt fortschreitende Handlung, Charaktere, welche das ächt Menschliche an sich tragen, Innerlichkeit, welche die äußere That vermittelt, Fluß der Rede und sachliches Interesse verlangt, das Klinger nicht geben konnte. Seine kolossalen, gewaltig auftretenden Personen erscheinen wie nicht auf diese Erde gehörig, die Leidenschaft und Tugend geht auf Stelzen einher, selbst die Sprache ist gesucht, kalt, starr und pomphaft und der Dichter strebt nur nach Effekt, den nicht die Handlung, sondern das Große, Gräßliche und Maaßlose erzwingen soll. Mögen daher auch Stellen voll des edlen und gebildeten Pathos und sogar voll Lebenswahrheit erscheinen, als Ganzes sind sie verfehlt und drücken durch ihre Titanenhaftigkeit,

der durchaus das Sentimentale und Weichliche fehlt, ganz den Charakter der Sturm- und Drangperiode aus, wie dieser selbst sein Drama Sturm und Drang, worin ein schottischer Familienzwist den Stoff bildet, den Namen gab. Sein erstes Produkt, die Zwillinge (1775), welches er in fünf Tagen schrieb und das gegen Leisewitz den Preis gewann, ist ein völlig unheimliches Gemälde wahnsinniger Gewalt, worin Leidenschaft Verzerrung, Kraft Rohheit und Kummer Verzweiflung wird, so daß sich die extremsten Gegensätze wild zusammendrängen. Rasch folgten auf dieses Stück im nächsten Jahre fünf andere von gleicher Anlage und Ausführung, das leidende Weib, die hohe Frau, Otto, die neue Arria und Simsone Grisaldo, Nachahmungen von Shakespeare und Göthe, voll Ungeheuer in Laster und Tugend, welche zum Theil wieder auf Schiller und andere Dichter einwirkten. Eine solche rasche Erzeugung mußte jedoch auch das heftigste Feuer des Dichters erkalten und seine vulkanische Lava erstarren lassen und man sieht schon in den nachfolgenden Produkten, wie seine Wildheit sich etwas mildert, der Ton erlahmt und an die Stelle der Handlung Reflexion tritt. Noch im Stilpo (1789) war Shakespeare sein Vorbild, aber wie schon hier mildere Charaktere sich zeigen, so enthalten die Spieler bereits eine natürliche Zeichnung und größere Menschenkenntniß. Dies Stück wirkte noch auf Schiller, bald aber übte dieser auf Klinger einen nicht unbedeutenden Einfluß, so daß seine Stücke wenigstens regelmäßiger wurden, wenn sie auch nicht viel dadurch gewannen, denn gerade diese bessere Form ließ die Mängel desto offener hervortreten. Dies zeigte sich zuerst im Günstling (1785), weniger aber in der Elfride (1782), wo zwar gut dargestellt ist, wie der sich seiner eigenen Kraft bewußte Mensch leichtsinnig mit Laster und Tugend spielt, aber alle Charaktere zu schwach erscheinen und er an der besseren Menschheit verzweifelt. Voll didaktischer und reflektirender Breite sind seine nachfolgenden Stücke: Aristodemos, Roderico und Damokles und nur in der Medea in Korinth tritt Klinger's kolossaler Drang wieder mit der alten Kraft und Gewalt hervor, nur daß die dämonische Wildheit einer bitteren Kälte gewichen ist. — Als Klinger Deutschland verlassen und sich 1780 in russische Dienste begeben hatte, wo er in eine glänzende Stellung kam, zog er sich in der Mitte üppiger Verschwendung, großer Verbrechen und niedriger Hofkabalen auf sich selbst in kalte Abgeschlossenheit zurück, und da er ringsum nur Unmenschliches und Gräßliches, wie die Ermordung des Kaisers Paul unter empörenden Umständen sah, so wurde seine Weltansicht immer düsterer und dunkler und zeigte sich Klinger's Kraftüberspannung in einer andern Farbe; seine Darstellung wurde kalt, sein Drang ging in eisernen Trotz über. In seinen Romanen, die er nun schrieb, suchte er das Menschenleben darzustellen, wie es ihm erschien, entweder durch die Kraft der Tugend zu einem Himmel umgewandelt oder durch die dämonische Gewalt der Bosheit zur Hölle gestaltet. Sein Hauptwerk aus dieser Zeit ist Faust's Leben, Thaten und Höllen-

fahrt, welcher Stoff von diesen himmelstürmenden Originalgenies so vielfach und gern behandelt wurde, da die Idee des Schicksals in unserem germanisch-christlichen Sinne sich am tiefsten darin ausgeprägt hat. Aber wie gerade dieser Stoff am meisten geeignet ist, den wahren Dichterberuf zu erproben, so zeigte hier Klinger am deutlichsten, wie wenig er dazu geschaffen war, das Innere der menschlichen Natur zu erfassen und das Leben und die Geschichte wahr darzustellen. Das Ganze ist ein Bild des Schrecklichen und Schauerlichen ohne psychologische Entwicklung, ohne richtige Motivirung und Charakteristik. Scene ist an Scene los angereiht, mit Hülfe des Teufels will Faust die Welt verbessern, ohne daß Beide dafür gewachsen sind; hochtrabende Reden sollen den Mangel an innerem Gehalt ersetzen, zu dem Haschen nach Effekt gesellt sich Niederes und Gemeines, selbst der Teufel verfällt in die Rolle eines christlichen Predigers, Alles ist äußerlich, nicht aus der Tiefe der Seele geschöpft und so großartige Scenen auch darin vorkommen, einen so geringen Eindruck macht das Ganze, zumal gegenüber von Göthe's herrlichem Meisterwerke, ja sogar gegenüber jener Bearbeitung, wie sie unsere alte Volksbühne gab. Seine übrigen Romane tragen dasselbe Gepräge. Dahin gehören Raphael de Aquilas, die Geschichte Giafar's des Barmeciden, wo orientalische Weltanschauung die Hoffnung auf ein reineres Dasein und eine bessere Welt erweckt, die Reisen vor der Sündfluth, worin er sich über die Machtanmaßung der Fürsten, wie über die Schwäche der Völker mit scharfem Sarkasmus ausspricht, der Faust der Morgenländer, der dem vorhergehenden Romane gegenüber milde Ruhe, Versöhnung und Friede des Herzens zeigt, Sahir, der ihm Gelegenheit gibt, über Kultur, Civilisation und ihre Folgen sich zu verbreiten, die Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit, das Rousseau verherrlichen will und den weiten Gegensatz zwischen der idealen Welt und der Wirklichkeit darlegen soll, und der Weltmann und der Dichter, worin er diese Extreme auszugleichen sucht, ohne freilich dies wirklich zu vermögen. Endlich legte er die Resultate seiner Erfahrungen und seines Nachdenkens in seinen Betrachtungen und Gedanken nieder, worin er zwar milder und gemäßigter sich zeigt, aber seine aphoristische ungestüme Sprache und Gedankenfolge noch immer an das alte Ungestüm erinnert und darlegt, daß auch bis in sein hohes Alter der Vulkan wohl erstarrt und ruhig, aber nicht ausgebrannt war.

Friedrich Maximilian v. Klinger ist im Jahre 1753 zu Frankfurt geboren, besuchte dort das Gymnasium, später die Universität Gießen, wandte sich früh dem dramatischen Fache zu, war 1776 acht Monate lang Theaterdichter bei der Seyler'schen Gesellschaft, trat während des bayerischen Erbfolgekriegs als Unterlieutenant in das Walder'sche Freikorps bei der österreichischen Armee, lebte nach dem Frieden bei seinen Freunden, machte einige Reisen, verweilte einige Zeit in Weimar und ging mit Empfehlung des Württembergischen Hofs 1780 nach Petersburg. Hier wurde er vom Großfürsten Paul als Offizier in den Flottenbataillons und als Vorleser angestellt, begleitete denselben 1781 auf seinen Reisen durch Polen, Oesterreich, Italien, Frankreich, die Schweiz, die

Niederlande und Deutschland, trat 1783 als Offizier in ein Infanterieregiment, kam 1784 als solcher zum adeligen Cadettenkorps und stieg unter der Regierung Katharina's, deren natürliche Tochter er geheirathet haben soll, bis zum Obersten empor. Im Jahre 1796 machte ihn Kaiser Paul zum Generalmajor und 1799 zum Direktor des Cadettenkorps, wo er sich unter den mißlichsten Verhältnissen und allen Hofintriguen, selbst bei seiner männlichen Geradheit und Offenheit, das Vertrauen des Kaisers zu erhalten vermochte. Nach dessen Ermordung, welcher er fern stand, wurde er vom Kaiser Alexander mit der Aufsicht über die Universität Dorpat und verschiedene Erziehungsinstitute beauftragt; 1803 erhielt er den Annen-Orden erster Klasse und die lebenslängliche Rente eines kurländischen Kronguts, 1805 den militärischen Georgenorden für 25jährige Dienste, 1806 den Wladimir-Orden zweiter Klasse, wurde 1811 Generallieutenant, nahm 1820 seinen Abschied und starb im Jahre 1831. Seine Werke erschienen zuerst einzeln, dann veranstaltete er im Jahre 1794 und wiederholt Königsberg 1809—16 eine Ausgabe sämmtlicher Werke, worin er aber nur eine Auswahl aufnahm und Mehreres wegließ. Im Jahre 1811 wurde letztere in 12 Bänden wiederholt.

219. Durch innerliche Verwandtschaft steht der Maler Friedrich Müller mit der Sturm- und Drangperiode in Verbindung, denn auch bei ihm findet man Originalitätssucht, derbe Natürlichkeit und regellose Willkür. Ursprünglich zum Maler bestimmt, studirte er von 1776 an in Rom die Werke von Michel Angelo, ließ sich aber von diesem, den er nicht richtig zu verstehen vermochte, zur Manier und zum Karrikiren verleiten und konnte als Künstler und Kupferstecher, was er war, es zu keiner Meisterschaft bringen. Dagegen warf er sich mit Ungestüm auf die Dichtung, worin er mit mehr Talent wirkte und größeres Aufsehen erregte. Außer Liedern und Romanzen schrieb er Idyllen und dramatische Versuche und es gelang ihm auch Einzelnes, aber auch er litt an dem Fehler der Uebertreibung, er konnte sich nicht an Form und Maaß binden und selbst wo er mit frischer Farbe die Natur zeichnete, mischte sich wieder geschmacklose Derbheit ein, welche den Eindruck störte. Gegen die frühere Nüchternheit und farblose Dürre sticht er jedoch bedeutend ab, zumal durch seine Fülle und Lieblichkeit, die er einzelnen seiner Produkte zu geben wußte. In seinen Idyllen, deren er biblische, griechische und deutsche verfaßte, herrschte zuerst wieder Natürlichkeit, manche Bilder sind kräftig ausgeführt und in dieser Hinsicht können sie entschieden neben die Vossischen treten. Sein Adam's erstes Erwachen erinnert noch sehr an Geßner, aber Bacchidion und Milon ist eine der besten und geschmackvollsten Leistungen in diesem Gebiete; die deutschen Idyllen haben einen ächt vaterländischen Gehalt, wenn sie auch manchmal derb und rauh werden, und die pfälzer Idyllen, die Schaafschur und das Nußkernen, übertreffen sogar Voß. Auch auf das Gebiet der ritterlich-romantischen Idylle hat er sich nicht ohne Talent in seinem Ulrich von Coßheim gewagt. Seine Poesie wird jedoch am besten charakterisirt durch seine dramatischen Leistungen, unter denen man ebenfalls einem Faust begegnet. Sein Faust's Leben, das jedoch unvollendet ist, hat mehr dramatisches Leben und größere Frische und Flüssigkeit als das Klinger'sche Werk,

aber es ist im Ton ungleicher, enthält eine Reihe gemeiner Auftritte, der Humor wird oft lächerlich und Faust selbst, der den Muth besitzen soll, gegen Schicksal und Welt sich aufrecht zu erhalten und Alles niederzutreten, fällt aus dieser Rolle, wird burschikos und sogar weinerlich. Höher steht dagegen seine Niobe, welche eine edlere Haltung und gelungenere Charakterzeichnung darbietet, aber auch Züge übertriebener Leidenschaft und forcirter Sprache enthält. Sein bestes Werk ist unstreitig die Genovefa, worin er seine bisherigen Fehler großentheils vermeidet, frische Anschaulichkeit und selbst edle Begeisterung zeigt, so daß dies Stück nicht nur von der romantischen Schule, sondern auch von der Gegenwart noch immer in Ehren gehalten wird, obschon es zu sehr an Göthe's Götz erinnert und psychologische Schärfe und innere Erhebung vermissen läßt.

Friedrich Müller, bekannt unter dem Namen Maler Müller, ist 1746 zu Kreuznach geboren, zeigte frühe ein nicht unbedeutendes Künstlertalent, wurde vom Herzog von Zweibrücken als Hofmaler angestellt, erhielt mit mehreren Sammlungen radirter Blätter allgemeinen Beifall, kam nach Mannheim, wo er sich einige Jahre aufhielt, und ging 1776 nach Rom, um die Werke Michel Angelo's zu studiren. Aber es genügte ihm nicht, den großartigen Stil dieses Meisters nachzuahmen, sondern er wollte ihn noch überbieten und verfiel dadurch in Unnatur und Uebertreibung, so daß seine Arbeiten wenig Beifall mehr fanden. Er erhielt vom Könige von Bayern später den Titel als bayerischer Hofmaler, wandte sich aber mehr der Dichtung zu und erwarb sich dadurch größeren Ruhm. In hohem Alter noch das Feuer der Jugend bewahrend, starb er am 23. April 1825. Nachdem er seine Schriften hatte einzeln erscheinen lassen, sammelte er sie Heidelberg 1805 in 3 Bänden, wovon 1825 eine neue Auflage veranstaltet wurde.

220. Neben die Reihe dieser ungestümen Dichter tritt Johann Heinrich Jung, dessen milder Ernst ihn vom titanenhaften Emporstreben zurückhielt, der sich aber in sentimentalem Gemüthsenthusiasmus gegen abgelebte Autoritäten und gegen die Macht todter Schranken erhob. Aus einer pietistischen Familie und Gegend hervorgegangen, mußte er, dessen ganzes Leben auf dem Gemüthe beruhte, sich derselben Richtung hingeben und mit unverwüstlichem Glauben an Gott und eine unmittelbar von ihm kommende Hülfe vermochte er es, sich vom Schneiderhandwerk zum Schulmeister und Hauslehrer und dann zum Arzte emporzuschwingen, wo er in der Augenheilkunde einen bedeutenden Namen erlangte, später als Staatsökonom an mehreren Orten zu wirken und zuletzt sich das Vertrauen und die Freundschaft des edlen Markgrafen Karl Friedrich von Baden zu erwerben. Dieser unerschütterliche Glaube, das Vertrauen auf unmittelbare Hülfe von Oben unter allen Umständen und eine strenge Bibelfestigkeit wurden die Grundlage nicht nur seines Lebens, sondern auch seiner Werke. Obschon er durch vielfache mißliche Verhältnisse oft in dieser Ueberzeugung wankend wurde, so kehrte er doch immer wieder darauf zurück, stärkte sich an den Schriften der deutschen Theosophen von Jakob Böhme bis auf die neuere Zeit und bekämpfte in mehreren Schriften die Aufklärungsversuche in der Theologie und die neueren revolutionären Tendenzen in der Politik. Gegen das Ende seines Lebens verirrte sich sein Geist so weit, daß er das Er-

scheinen eines tausendjährigen Reichs und sogar an Geistererscheinungen glaubte, worüber er eine eigene Theorie schrieb. Dessen ungeachtet trat er nie mit zelotischem Eifer und geistlichem Dünkel gegen die Rechte der Vernunft und Andersdenkende auf und wie er seine gemüthsvollen Jugendanschauungen bis an sein Ende bewahrte und das ganze Leben wie ein Nachtwandler durchschritt, so erscheint seine Persönlichkeit im Gewande einer Idylle des frommen Gemüths und kann man ihm, der den Glauben an Gott und die Treue gegen die Menschen immer zum köstlichsten Geleite hatte, selbst seine menschliche Schwäche nicht hoch anrechnen. Aus diesem Gesichtspunkte muß man auch gegen seine Schriften, so schwach auch sein Talent ist, Rücksicht haben. Sie sind nicht nur von sehr ungleichem Werthe, sondern auch weniger bedeutsam durch die Kunst und die Art der Behandlung, als durch seine eigenthümliche Weise, wie er Alles auffaßte und darstellte. Am wichtigsten ist seine eigene Lebensbeschreibung, welche er unter dem Titel: Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft (1777) veröffentlichte. Es ist dies ein in seiner Art einziges Naturprodukt, worin die Einfachheit der Darstellung und die Wahrheit und Tiefe der christlichen Erfahrung auf eine Weise enthalten ist, wie sie kein anderes Buch mehr darbietet. Besonders anziehend ist jene Parthie, worin er den alten Eberhard schildert, sowie die beiden nächstfolgenden Theile, welche die Reinigungsgeschichte seines inneren Lebens erzählen. Das Buch gibt überhaupt ein treues, lebendiges Seelenbild ab und man vergißt dabei gern, daß es oft zu speziell malt und die Sprache noch ziemlich ungebildet ist. Uebrigens gilt dies blos von den drei ersten Theilen, da schon im vierten das Interesse abnimmt, obschon auch hier einzelne Schilderungen, wie die vom Tode seiner ersten Gemahlin, mit ergreifender Wahrheit gemacht sind. Der fünfte Theil (1778) ist unbedeutend und die Darstellung verliert darin ihre Frische und Natürlichkeit. Leider hat sich der Verfasser durch den Beifall, welchen dieses Buch erhielt, zu noch anderen Produktionen verleiten lassen, welche zu sehr praktische Zwecke verrathen und handwerksmäßig gearbeitet sind. Es werden darin meistens einzelne Jugendgeschichten weiter ausgemalt und überall liegen pietistische Zwecke zu Grund. Dahin gehören die Geschichte des Herrn v. Morgenthau (1779), Florentin v. Fahlendorn (1781—83), Theodore v. Linden und Theobald oder die Schwärmer (1784), in welch' letzterem Buche er die Irrwege beleuchtet, auf welche abergläubige Verblendung und religiöse Ueberspannung führen kann. Hatte er hier schon seine romantisch-reaktionäre Richtung deutlich ausgesprochen, so verstieg sich sein späteres Werk, das Heimweh (1794), in das Jenseits und suchte er durch einen christlichen Glaubensorden dem Illuminatismus entgegen zu wirken. Daß er selbst gegen Ende seines Lebens ganz in mystischer Dämmerung schwebte, bezeugen seine letzten Werke: Scenen aus dem Geisterreiche, 1803, Theorie der Geisterkunde, 1808, und Apologie der Theorie

der Geisterkunde, 1809, worüber die Literaturgeschichte nichts zu sagen nöthig hat.

Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, ist zu Im Grund im Fürstenthum Nassau-Siegen an der Grenze Westphalens im Jahre 1740 von armen Eltern geboren, wollte anfangs Kohlenbrenner werden, lernte dann das Schneiderhandwerk und suchte später als Schullehrer unterzukommen. Da es ihm jedoch mißglückte, so wurde er wieder Schneider, brachte es aber durch sein zutrauliches Wesen dahin, daß er eine Stelle als Hauslehrer bekam, wo er sich einiges Geld ersparte und dann Medizin zu Straßburg studirte. Er ließ sich in der Folge in Elberfeld als Arzt nieder, zeichnete sich besonders als Operateur des Staars aus, schrieb verschiedene kameralistische Werke, wurde 1778 Professor an der Kameralschule zu Lautern, für Landwirthschaft, Fabrik- und Handelskunde, kam mit der Verlegung dieser Anstalt nach Heidelberg, ging 1787 in gleicher Eigenschaft nach Marburg, wurde 1804 als Professor der Staatswissenschaften wieder nach Heidelberg berufen, gab sich aber alsbald mit Geisterkunde ab, lebte als Geheimer-Rath ohne Anstellung in Karlsruhe und starb daselbst am 2. April 1817. Außer den oben erwähnten Schriften erschienen von ihm: der Volkslehrer, der christliche Menschenfreund, Taschenbuch für Freunde des Christenthums und Sieg desselben, der graue Mann, das Schatzkästlein, Erzählungen und Verklärung. Zu seiner besprochenen Lebensgeschichte kam 1789 noch H. Stilling's häusliches Leben; das Ganze gab er dann Berlin 1806 in 5 Bänden wieder heraus und diesem fügte später sein Enkel Wilhelm Schwarz einen 6. Band unter dem Titel: H. Stilling's Alter bei. Eine gute Charakteristik Jung's befindet sich in Göthe's: Aus meinem Leben, 2. Band.

221. Nach einer anderen Richtung riß die Genialitätssucht Wilhelm Heinse fort, der mit obigen Rheinländern in vielfache Berührung kam, aber auf dem sinnlichen Wege Wieland's vorschritt und in maßloser Leidenschaftlichkeit eine Apotheose der Sinnlichkeit versuchte, woran er sein mit feuriger Phantasie und geistreicher Auffassungsgabe ausgerüstetes Talent vergeudete. Auf ihn wirkten die ungünstigen Verhältnisse der Jugend nicht niederdrückend und beugend, sondern sie trieben ihn nur zu noch größerer Ausgelassenheit und ganz in den Taumel eines der Sinnlichkeit hingegebenen Lebens. Schon in seiner Jugend gab er sich seiner Neigung hin, in den Wäldern herumzuschweifen und sich in wollüstige Träumereien zu versenken, bis er im siebenzehnten Jahre der Verführung in die Hände fiel und so sein Charakter in seiner weichlichen Stimmung befestigt ward. In Erfurt bei Wieland wohl aufgenommen und dann von Gleim gefördert und von Jakobi in Düsseldorf ermuntert, regten die Kunstschätze der letzteren Stadt ihn noch mehr auf und warfen ihn noch tiefer in die Arme der Sinnenlust, die den Drang in ihm erregte, nach Italien zu gehen, um dort unter südlichem Himmel die größeren Kunstwerke kennen zu lernen. Er führte dies aus und ward zur Uebertragung von Tasso und Ariost ermuntert, aber in den Kunstwerken fand er nicht das Wahre und Schöne heraus, das sich in den Gränzen der Form und Sitte hält, sondern sie boten ihm mehr Nahrung für die Gluth seiner üppigen Phantasie, die auch nicht erkaltete am Rheinufer, als er zu Mainz churfürstlicher Bibliothekar wurde, wo er dann seine Hauptwerke schrieb. Darin entwickelte er seine Lehre, welche

einem solchen Leben und Charakter ganz entspricht. Ohne Wollust erscheint ihm das Leben als der Tod; die Ehre ist ihm der lebendige Tod, Alles in der Natur sei glücklicher als der Mensch, der die Vernunft zu einem quälenden Zuchtmeister habe; über Vorurtheile sich wegsetzen sey genial, das Glück des Lebens sucht er in Abwechslung, diese so viel als möglich nach allen Arten zu genießen, sei Seligkeit, und alle Liebe beruhe nur auf der Kindererzeugung, welche ihm des Menschen Bestimmung ist. Diese Grundsätze herrschen bald mehr, bald weniger offen in seinen Schriften vor, die sich über alle Sitten wegsetzen, wie in seinem Laidion (1774), oder die eleusinischen Geheimnisse, worin die berühmte und berüchtigte Laïs von Elysium aus ihre Erlebnisse beschreibt und in sinneblendender Darstellung das Hetärenleben malt, und in den Erzählungen für junge Damen (1775), die etwas verhüllter die nämlichen Ansichten enthalten, wozu sich in seiner deutschen Bearbeitung des Petronius noch eine halbe Anpreisung der Knabenliebe gesellte. Am offenbarsten predigt er jedoch die vollständigste Emancipation des Fleisches in den beiden Hauptwerken Ardinghello oder die glückseligen Inseln (1787), und Hildegard von Hohenthal (1795), welche ganz im Drange der Begier geschrieben sind und wohl ein Genie beurkunden, aber ein solches, das sich in der gemeinsten Sinnlichkeit verirrte. Der erstere Roman enthält rhapsodische Briefe von wilden Phrasen und Naturlauten, formlos und unbestimmt. Die Personen sind die Vertreter der angeführten Grundsätze, ihre Gluth stürzt sie nicht in den Abgrund, sondern führt sie zu paradiesischem Glück, das jedoch im Korsarenleben auf einer Insel besteht. Daneben hat Heinse über Kunst vielerlei Ideen eingestreut, die Wahres und Falsches mischen, aber zu seiner Zeit sehr hoch gehalten wurden, obschon zu viel Uebertriebenheit und Launenhaftigkeit darunter erscheint. Die gute Seite des Buchs, wie auch des anderen Romans, besteht in der mit dem glühendsten Schmelz ausgeführten Schilderung, welche bei manchen Einzelnheiten, besonders bei den Lokalitäten und Denkmälern Roms, wahr, lebendig und anschaulich wird, die aber das ewige Gefasel der Phantasie und mancherlei andere Fehler, außer den erwähnten des Stoffes selbst, nicht vergessen machen können. Wie der Ardinghello ein Kunstroman sein sollte, so ist Hildegard mehr ein musikalischer Roman, der sich stellt, als trage er etwas Schaam, alle diese Grundsätze laut werden zu lassen, wo aber doch Alles ebenso deutlich durchblickt, Sprache und Stil künstlich und verschroben ist und zu viel Didaktik erscheint. Merkwürdig ist jedoch immerhin, daß Heinse bei seinem Auftreten selbst von den größten Geistern freundlich begrüßt wurde und man ihn ein ächtes, dem ungekünstelten Genusse geweihtes Kind der Natur nannte, während sein einziges Verdienst blos darin besteht, die sinnlichen Lebensverhältnisse treffend aufzufassen und die Poesie des Sinnlichen, gegenüber den Moralpoesien und Romanpredigten, aufrecht erhalten zu haben. Außer dem Erwähnten schrieb Heinse noch Briefe, worin er sich viel über Kunst ausließ

und nicht nur manches Interessante über die Düsseldorfer Gallerie sagte, sondern auch treffende Züge zu seiner eigenen Charakteristik enthalten sind. In seiner früheren Zeit schrieb er auch Sinngedichte (1771), welche schon vom Cynismus angesteckt waren, sowie die Erzählung die Kirschen (1773), worin er den Franzosen Dorat nachahmte. Zu Heinse wäre noch eine ganze Gesellschaft solcher lüsterner Poeten zu finden, die zum Theil auch seine Freunde und Genossen waren; aber Einer genügt gegen die Talentlosen, um zu zeigen, wohin die Wielandische Richtung in dieser drangreichen Zeit führte, so daß dieser selbst vor dem Gesindel erschrack, das seinen Schweif zu bilden sich erlaubte. Nur Einiger sei noch gedacht, die jedoch auf andere Weise Wieland's üppige Schreibart und den leichten Ton seiner Erzählungen nach Petersburg und Wien verpflanzten, wo man immer weiche, verschwimmende Seelen, die in Sinnlichkeit ermatten, mehr liebte, als starke Geister. Dahin gehört L. H. v. Nicolay aus Strasburg, der zuerst Briefe und Elegien schrieb und zwar für stille, harmlose Gemüther, dann aber zu rein darstellenden Gedichten überging und eine ganze Reihe von Episoden aus dem Ariost und Bojardo, wie Richard und Melisse, Galvine, Alcinens Insel, Reinhold und Angelica verfaßte, jedoch voll wohlmeinender und bescheidener Gesinnung. Uebrigens schrieb er auch in Gellert's Manier Fabeln und Erzählungen, die meistens Schwänke sind. Neben ihm machte sich Joh. Bapt. Alringer aus Wien auf dieselbe Bahn und vereinigte nur noch mit der gutmüthigen, auf Tugend ausgehenden Richtung eine größere Weltbildung und breitere Sinnlichkeit. Er war übrigens ohne viele Gaben, hielt sich ganz an die Mittelmäßigkeiten seiner Zeit und ahmte ohne alle Poesie, ohne sich nur über das Alltägliche zu erheben, den Oberon in seinem Doolin von Mainz (1787) und Bliomberis (1791) nach, worauf noch kleinere Geister auch noch Unerheblicheres fabrizirten, um den guten Wienern genug hausgebackene Waare zur mühelosen Unterhaltung vorsetzen zu können. Uebrigens hatten die Sachsen in A. G. Meißner auch noch einen Vertreter dieser ledernen Erzählungsmanier, der den Ritterroman noch mehr verwässerte und in der Manier von Decamerone Skizzen schrieb, die das Pikante und Schlüpferige benützten, um Leser zu gewinnen, was Meißner auch wirklich erreichte, ohne um die Literatur sich ein Verdienst zu erwerben.

Johann Jacob Wilhelm Heinse ist am 16. Februar 1749 zu Langwiesen bei Ilmenau geboren, bildete sich in der Welt zu einem durchaus der Sinnlichkeit ergebenen Menschen, studirte zu Jena die Rechtswissenschaft, ging nach Erfurt, wo ihm Wieland seine poetische Richtung gab, ward dann von Gleim unterstützt und ermuntert, schrieb 1771 seine Sinngedichte (Halberstadt), dann Begebenheiten des Eucolp, aus dem Satiricon des Petron übersetzt (2 Bde., Schwabach 1773); Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse (Leipzig 1774), machte sich jedoch bei Wieland dadurch fremd, ging nach Düsseldorf (1776), um an Jacobi's Iris mit zu arbeiten, reizte an der dortigen Gallerie seinen Kunstsinn auf und lebte von 1780 an drei Jahre lang in Italien, im Vollgenuß aller Freuden dieses südlichen Himmels. Hier übersetzte er in Prosa Tasso's befreites Jerusalem (4 Bde., Mannheim 1781) und Ariost's Orlando (Hannover 1782, 4 Bde.), wurde nach seiner

Rückkehr Vorleser des Churfürsten Friedrich Karl Joseph von Mainz und 1787 dessen Privatbibliothekar und später churfürstlicher Bibliothekar, wo er dann seinen Ardinghello (2 Bde., Leipzig 1782; 2. Aufl. 1794) und Hildegard von Hohenthal (2 Bde., Berlin 1793—96; 2. Aufl., 3 Bde. 1804), sowie seine Briefe aus Italien unter dem Titel: Anastasia und das Schachspiel (2 Bde., Frankfurt 1803) schrieb und am 22. Juni 1803 starb. Die später unter seinem Namen geschriebenen musikalischen Dialoge sind nicht von ihm. Seine Werke gab Heinrich Laube 1838 in 10 Bänden neu heraus; vergl. auch: Briefe zwischen Gleim, Wilh. Heinse und J. v. Müller, herausgegeben von W. Körte, 1806. — Ludwig Heinrich Freiherr von Nicolay ist am 20. December 1737 zu Strasburg geboren, studirte daselbst, war einige Zeit hindurch französischer Gesandtschaftssecretär, dann Professor der Logik in Strasburg und wurde 1769 als Erzieher des Großfürsten Paul nach Petersburg berufen, dessen Kabinetssecretär und Bibliothekar er im nächsten Jahre wurde. Als dieser zum Thron kam, ernannte er Nicolay 1796 zum Staatsrath, 1798 zum Direktor der Akademie der Wissenschaften und nachdem er diese Stelle niedergelegt, zum Geheimen-Rath und Mitglied des Kabinets. Als Kaiser Paul ermordet worden, zog er sich auf sein Gut Monrepos bei Wiborg in Finnland zurück und starb hier am 18. November 1820. Eine Sammlung seiner Schriften erschien als: Vermischte Gedichte und prosaische Schriften (8 Bde., Berlin und Stettin 1792—1810), woran Ramler Manches verbesserte; seine theatralischen Werke zu Königsberg 1811 in 2 Bänden. Vergl. über ihn: Gerschau, aus dem Leben des Freiherrn L. v. Nicolay; Hamburg 1834. — Johann Baptist v. Alxinger ist 1755 zu Wien geboren, bekam durch den Numismatiker Eckhel Liebe für das klassische Alterthum, wurde Hofadvokat, gab sich aber, da er reich war, mehr mit Poesie ab, ließ 1780 zu Halle, 1784 zu Leipzig und 1788 zu Klagenfurt eine Sammlung Gedichte erscheinen, die er durch die neuere (Wien 1794) nicht überbieten konnte; schrieb 1787 den Doolin von Mainz und 1791 Bliomberis, zuletzt eine versificirte Uebersetzung von Florian's Numa Pompilius, war drei Jahre lang Secretär des Wiener Hoftheaters und starb am Nervenfieber 1797. Sein Doolin erlebte 1797 und Bliomberis 1802 eine neue Auflage zu Leipzig und seine sämmtlichen Schriften erschienen zu Wien 1812 in 10 Bänden. — August Gottlieb Meißner ist am 4. November 1753 zu Bautzen geboren, studirte 1773—76 zu Leipzig und Wittenberg die Rechtswissenschaft, wurde Kanzlist beim geheimen Consistorium, dann Archivregistrator in Dresden, machte eine Reise durch einen Theil der österreichischen und deutschen Staaten, wurde 1785 Professor der Aesthetik und klassischen Literatur zu Prag, 1805 Consistorialrath und Direktor der höheren Lehranstalten zu Fulda und starb hier am 20. Februar 1807. Durch Engel ward er zu dramatischen Produktionen veranlaßt und schrieb zuerst Operetten nach dem Französischen, für die Seyler'sche Gesellschaft, und später auch Selbstständiges, wovon sein Johann von Schwaben (Leipzig 1780) das Beste ist. Er gab 1783—85 mit Kanzler die Vierteljahrsschrift: Für ältere Literatur und neuere Literatur und 1793—95 die Monatschrift Apollo heraus. Von seinen historischen Romanen sind am bekanntesten: Skizzen (14 Sammlungen, Leipzig 1778—96), Alcibiades (4 Bde., 1781—88), Bianca Capello (2 Bde., 1785) und Epaminondas (Prag 1798—1801, 2 Bde.); sonst sind bemerkenswerth: Leben des Julius Cäsar (2 Bde., Berlin 1799—1800); Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's (2 Bde., Prag 1803—1808). Seine sämmtlichen Werke, von Kuffner herausgegeben, erschienen in 36 Bänden zu Wien 1813—14. —

222. Es war leicht zu erwarten, daß das Streben nach nationaler Wiedergeburt, das wir in der poetischen Literatur beobachteten, auch nach und nach die Wissenschaft selbst ergreifen werde, wenn auch hier langsamer und weniger heftig, und schon gleichzeitig mit den erwähnten Dichtern äußerte sich dies bei einigen Gebieten des Wissens, die mehr die allgemein menschlichen Beziehungen

betrafen, um später auch in die strengeren Disciplinen einzudringen und dort rasch nach einander die durchgreifendsten und bedeutsamsten Erfolge zu erzielen, wie wir es später sehen werden. Bevor wir auf Göthe und Schiller übergehen, müssen wir noch Einiger derselben gedenken, die näher mit der Sturm- und Drangperiode verwandt sind und hier eher eine Stelle verdienen, als später, wo die Dichtung den Schaum des genialen Aufsprudelns wieder abgestoßen hat und ihre sturmbewegten Wellen zu heiterer, spiegelklarer Ruhe zurückgekehrt sind. — Als der eigentliche Vertreter der kraftgenialischen Religionsromantik erscheint Johann Kaspar Lavater aus Zürich, der von dem Grundsatze ausging, die Ueberzeugung eines Jeden sei sein Gott, und an die Stelle des Christenthums einen leiblichen persönlichen Christus setzte, der meinte, die Gottheit habe sich gewissen Menschen auf eine unmittelbare Weise geoffenbart, und der Ansicht war, Gott lasse das wirklich geschehen, wofür mit festem Glauben gebetet werde. Es schien ihm überhaupt ganz unmöglich, sich einen wahrhaften Menschen zu denken, der nicht zugleich Christ sei, und in dieser Ueberzeugung hielt er jeden Nichtchristen für einen Gottesläugner, so daß er sich durch diese Schwärmerei sogar zu der unverschämten Anforderung an Mendelssohn verleiten ließ, entweder Bonnet's Beweise für's Christenthum zu widerlegen, oder selbst Christ zu werden. Diese Richtung veranlaßte ihn zum absurdesten Wunderglauben und dazu, sich selbst den Betrügereien eines Pater Gaßner und Cagliostro, sowie den durch den Mesmerismus erzeugten Täuschungen gläubig hinzugeben, obschon er sich dadurch nicht wenig lächerlich machte, von seinen Gegnern des Kryptokatholicismus beschuldigt wurde und als der Mittelpunkt des Obscurantismus galt, wogegen ihm selbst die entschiedensten Protestationen nichts halfen. Da er ein höchst einnehmendes Aeußere und selbst ein patriarchalisches Ansehen hatte, so machte er sich überall, besonders bei den Frauen, sehr beliebt und er erwarb sogar für seinen köhlerhaften Aberglauben nicht wenige Anhänger, obgleich die Eitelkeit häufig genug bei ihm hindurchschaute. Wer jedoch verständig war, erkannte von vorn herein den Gehalt dieses Irrlichts und nicht leicht hat Jemand mehr bitteren Spott und Satire auf sich gezogen, als Lavater, der, obschon er es wirklich mit der Menschheit außerordentlich gut meinte und in diesem Bestreben sogar den Tod fand, einen Aerger an der Aufklärung seiner Zeit hatte, nach und nach alle seine Freunde von sich abfallen sah und zuletzt nur die Zielscheibe des Witzes wurde. Wer seinen ganzen Bildungsgang kannte, fand dies Alles an ihm sehr begreiflich. Ohne gediegene wissenschaftliche Bildung, ohne Kenntniß des Alterthums, wovon er blos einige Kunde aus neueren Büchern schöpfte, ohne Befähigung und Empfänglichkeit für die Philosophie war er schwankend durch sein ganzes Leben, besaß er zuviel geistige Unsicherheit, um das Falsche vom Wahren zu unterscheiden, mengte er Alles durcheinander, verfiel er von Demuth in Stolz und Anmaßung und konnte er Ursache und Wirkung nicht in richtiges Verhältniß setzen. Dabei war

er von rechtlicher Gesinnung, zartem Gefühl und verstand er es, mit raschem Blick die äußerlichen Verhältnisse anderer Personen schnell aufzufassen, konnte jedoch nirgends mit Gründlichkeit und Ausdauer verfahren und gab sich bald diesem bald jenem hin, ohne bei einem Gegenstande mit Eifer zu verweilen und tiefer in ihn einzudringen. Besonders bemerkenswerth ist endlich bei ihm die Aufdringlichkeit, mit der er überall zu wirken suchte, weil er selbst von seiner Vortrefflichkeit und Unfehlbarkeit überzeugt war, wie er auch mit wirklich anerkennungswerthem Muthe in seinen letzten Jahren an das schweizerische Direktorium, an das französische Direktorium und selbst an das Volk Briefe schrieb, um sie von ihrer Tyrannei und Blutgier zu bekehren, vor welcher Lächerlichkeit sich gewiß jeder besonnene Mann gehütet hätte.

Lavater hat eine sehr vielseitige literarische Thätigkeit gezeigt, der Literaturgeschichte kann es aber nur darum zu thun sein, das Hauptsächlichste davon hervorzuheben. Dahin gehört vor allem Anderen seine Physiognomik, welche 1775 unter dem Titel physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe in vier prachtvollen Quartbänden, mit schönen Vignetten und Kupferstichen von Menschen und Thiergesichtern erschienen, nachdem er drei Jahre zuvor sich über den Begriff der Wissenschaftlichkeit und den Nutzen der Physiognomik ausgesprochen hatte. Das Buch ward von dem berühmten Arzte Zimmermann empfohlen und trat mit der Anmaßung auf, in allen Gebieten des Wissens eine vollständige Umgestaltung und Revolution zu veranlassen und das Heil der ganzen Menschheit zu bewirken, so daß wirklich in allen Ländern eine Menge Gläubiger das neue Werk anstaunte und da vermeinte, aus Auge, Mund und Nase die geheimsten Bezüge der Seele zu enträthseln. Lavater meinte wirklich, bei Besetzung der Staatsämter sollte man vorzüglich die Nase untersuchen, worin die Seele sich am treffendsten abspiegle, so daß der witzige Lichtenberg unbarmherzig über ihn herfiel und sich über die Nasen der Schriftsteller lustig machte, an denen Lavater mehr finde, als an allen ihren Schriften. Da Lavater in diesem Buche die Bilder und Physiognomien vieler berühmter und unberühmter Leute erklärt hatte, so konnte es nicht fehlen, daß die Anpreisung ihres Genies sie zum Glauben an die neue Wissenschaft hinriß, aber bald zog sich Lavater durch verschiedene Mystificationen allgemeinen Spott zu, und auch die Kritik erhob sich gegen ihn mit einer so bitteren Schärfe, wie nicht leicht gegen einen Anderen, und deckte seine ganze Charlatanerie unbarmherzig auf. Besonders Lichtenberg zeigte in seinem Aufsatze wider die Physiognomik, wie ungründlich und von welchen gefährlichen Folgen das Buch sei, und wies darauf hin, daß, wenn die Physiognomik das werde, was Lavater von ihr erwarte, man die Kinder aufhängen müsse, ehe sie ihre den Galgen verdienenden Verbrechen begangen hätten, die ihnen zum Voraus an der Nase angeschrieben seien. Lichtenberg verkannte jedoch keineswegs, welche Wahrheit dem Ganzen zu Grunde liege, nur zeigte er die dunkel-

hafte Anmaßung, mit welcher Lavater bei dem Unternehmen zu Werke gegangen, denn dieser wollte die ganze Seele, die sich doch eben nur als Ganzes begreifen läßt, aus einzelnen körperlichen Organen erkennen. Uebrigens enthält das Werk dennoch manche treffliche Bemerkungen und glückliche Vergleichungen, so daß es trotz aller Mangelhaftigkeit, Faselei, Flüchtigkeit und affektirtem Pathos zu einer der bemerkenswerthesten Erscheinungen dieser übertreibenden Zeit geworden ist. Uebrigens hat das unglückliche Schicksal dieses Buches bisher Andere abgehalten, das physiognomische Problem auf gründlicherem Wege der Lösung entgegen zu führen. Dasselbe Schwanken zwischen Wahrem und Falschem, zwischen Erhabenem und Gemeinem und dieselbe Nachlässigkeit des Stils und der Sprache haben auch die übrigen in das religiöse Gebiet gehörenden Schriften Lavater's, wie seine Predigten, welche in Redseligkeit ausarten und Begeisterung neben kraftloser Nüchternheit darbieten. Seine Aussichten in die Ewigkeit (1768) streifen geradezu zwischen Wahnwitz und Vernunft und erstreben die schwunghafte Erhabenheit eines Klopstock, wobei Phrasen an die Stelle wahrer Empfindung treten. Lavater's geheimes Tagebuch eines Beobachters seiner selbst kann als warnendes Beispiel dafür dienen, wie ein Mann, der sich in seiner Ueberspannung für so wichtig hält, daß er auch sein unbedeutendstes Thun und Denken aufschreibt, nach und nach zur größten Kleinigkeitskrämerei und anmaßendsten Selbstüberhebung geführt wird und zeigt, welche niedrigen Mittel Lavater anwandte, um sich auf seiner erträumten Höhe vor sich und Anderen zu erhalten. Zollikofer, der diese Schrift ohne Lavater's Wissen herausgab, hat dem Autor dadurch einen schlechten Dienst geleistet. Einen phantastischen Traum, voll Uebertreibung und abenteuerlicher Einbildungen, kann man füglich sein Buch Pontius Pilatus (1782) nennen, worin er Pilatus als den Richter des Weltrichters darstellt, der den erhabensten der göttlichen Aussprüche zu vollziehen habe. Die Nachahmung von Klopstock's Messias verführte Lavater zu der durch seine salbungsreiche Andächtelei, seine Breite und Geschmacklosigkeit zu einem widrigen Produkte gemachten poetischen Paraphrase Jesus Messias, dem sich sein episches Gedicht in Jamben Joseph von Arimathia (1794) und das eben so verunglückte Drama Abraham und Isaak eben so würdig anreihen. Das Einzige, wofür er noch einige Begabung zeigte, war die Lyrik; aber auch hier erscheint er nur als Nachahmer Klopstock's, von dem der Christus-Enthusiasmus auf ihn überging. Seine geistlichen Lieder treffen nur selten den ächten Ton und sind zu breit, moralisirend und von dünkelhafter Schwärmerei, wogegen die Schweizerlieder bei allem Wortgepränge und den sich einmischenden moralisirenden Lehren durch ihre Erinnerungen an die vaterländische Geschichte und die lokalen Beziehungen wenigstens in Lavater's Heimath länger Anklang fanden und zum Theil das Loos der Vergessenheit nicht erlangten, die seinen übrigen Schriften ohne Ausnahme geworden ist.

Johann Kaspar Lavater ist im Jahre 1741 zu Zürich als der Sohn eines Arztes geboren, verträumte mehr seine Jugend, als daß er eifrig lernte, studirte Theologie und zeichnete schon 1762 sich durch Unerschrockenheit aus, mit der er den Landvogt Grebel wegen Ungerechtigkeiten anklagte und trotz dessen hoher Verbindungen damit durchdrang. Im Jahre 1763 machte er eine Reise nach Leipzig und Berlin zu Spalding und Barth und lebte dann von 1764 an in Zürich, wo er sich 1766 verheirathete, im nächsten Jahre seine Schweizerlieder und dann seine Aussichten in die Ewigkeit erscheinen ließ und 1769 Diakonus an der Waisenhauskirche wurde. Seit 1769 trieb er Physiognomik, lernte 1774 in Ems Göthe und A. kennen und wurde durch seine Physiognomik rasch berühmt, gerieth aber dadurch in heftige Streitigkeiten und es scheint, als sei er in seinen späteren Jahren von dieser Idee vielfach zurückgekommen. Dagegen verstieg er sich in immer größere religiöse Schwärmerei, gab sich dem Wunderglauben hin und wußte sich einen solchen Heiligenschein zu verleihen, daß man ihn von allen Seiten in Gewissensangelegenheiten zu Rath zog und er, als er 1786 nach Bremen reiste, wohin er berufen war, aber aus Liebe zur Vaterstadt nicht ging, überall mit großer Verehrung aufgenommen wurde. Im Jahre 1778 wurde er zu Zürich Diakonus an der Predigerkirche und bald nachher Pfarrer. Sein großer Ruhm wurde ihm aber vielfach verbittert, weil er sich zu sehr von Eitelkeit hinreißen ließ, die er 1795, als er auf Einladung des Ministers Bernstorff nach Kopenhagen ging, in seinem Tagebuche so auffallend an den Tag legte, daß man ihn überall lächerlich machte. Bis in sein Alter war er schreibselig, er suchte aber dabei überall für das Wohl der Menschen zu wirken, wurde im Mai 1796, während einer schmerzhaften Krankheit, auf den Argwohn einer verrätherischen Verbindung mit Rußland und Oesterreich nach Basel transportirt, trat dagegen in einer energischen Verantwortung auf und als er gerade in seinem menschenfreundlichen Eifer am 26. Sept. 1799, wo Massena Zürich einnahm, die umschwärmenden Soldaten zu erquicken suchte, schoß ihn ein Grenadier durch die Seite, so daß er schwer verwundet wurde. Unter unsäglichen Schmerzen verlebte er das Jahr 1800, sein Rücken wurde ganz wund und gekrümmt und mit größter Ergebenheit ertrug er Alles, bis er am 2. Januar 1801 starb. Eine Auswahl seiner Schriften gab J. K. Orelli zu Zürich, 1844, in 8 Bänden, 2. Ausg., heraus. Ueber ihn vergl. Georg Geßner, Biographie Lavater's (1802, 3 Bde.); Lavater, von Herbst (in Bibliothek christlicher Denker II., 1832) und Hegner, Beiträge zu näherer Kenntniß Lavater's (1836).

223. Neben Lavater steht unmittelbar Friedrich Heinrich Jacobi, der Vertreter der philosopischen Drangromantik, der, wie dieser, keine feste Ueberzeugung gewann und zwischen Heidenthum und Christenthum, zwischen Wissen und Glauben hin und her schwankte und ebenso eine vielseitige literarische Thätigkeit entfaltete, denn er ging darauf aus, Philosophie und Theologie mit einander in harmonischen Einklang zu bringen und den Glauben mit dem Wissen zu vermählen. Von diesem Standpunkte konnte er sich nie los machen, obwohl er Theil nahm an allen Umgestaltungen, welche die Philosophie erlitt, und diese selbst nicht wenig förderte. Von vermöglichen Eltern geboren und zum Kaufmannsstande bestimmt, ward er in Genf mit der damaligen Salonsbildung vertraut, machte aber keine wissenschaftlichen Studien und erlernte Alles durch sich selbst, nachdem er dem Kaufmannsstande entsagt hatte. Er war schon von Kindheit an ein Schwärmer, Phantast und Mystiker, der nicht Herr über sein Gemüth wurde und, von seiner Familie mit Stolz betrachtet, in eine Selbstbefangenheit und vornehme Eitelkeit verfiel, die ihm alle

Freunde und Bekannte rasch wieder entfremdete. Diese eitle Täuschung, daß er ein Dichter und Philosoph sei, ließ ihn zu keiner rechten gediegenen Durchbildung gelangen, so daß er von Anfang bis zu Ende nirgends festen Fuß faßte, weder religiöse Befriedigung, noch eine rechte Philosophie erlangte, mit den widersprechendsten Ansichten sich abgab und sich im frömmelnden Kreise der Fürstin Gallitzin mit Gefallen bewegte, während er als eifriger Protestant sich heftig über Stolberg's Uebertritt erzürnte. Daher konnte er sich aus dem Drange seiner Zeit nie loswinden und trug auch seine Philosophie ganz deren Charakter. Als Prinzip der Wissenschaft galt ihm der Atheismus, neben welcher wieder der Glaube einhergeht und er von einer unmittelbaren inneren Eingebung und einer endgültigen Anschauung des Göttlichen spricht. Ueberhaupt erkannte er blos zwei Philosophien an, die platonische und die von Spinoza, von denen er die erstere zu der seinigen machte, ohne jedoch bei seinem Phantasiren Platon's Consequenz zu besitzen. Zuletzt kam er darauf, daß er blos das Christenthum als die wahre und einzige Philosophie anerkannte. Trotz dieser einseitigen Richtung war seine Unsicherheit Ursache, daß er sich an viele seiner größeren Zeitgenossen gerne anschloß und diese alle bei ihm der freundlichsten Aufnahme gewärtig waren, denn obschon er gegen die Berliner Rationalisten ankämpfte, so liebte er doch nicht die extremen Vertheidiger des orthodoxen Christenthums und drang er auf allgemeine Aufklärung, welche allein die Welt besser machen könne und den Grundsatz lehren müsse, der Mensch solle sich selber Gesetz sein ohne Rücksicht auf Belohnung oder Bestrafung. Bemerkenswerth ist auch, wie er dessen ungeachtet die von der französischen Revolution erstrebte Vernunftregierung verwarf, willkürlich-despotische Gewalt und blinden Gehorsam im Staat verlangte und doch dabei wieder meinte, die alten Verfassungen könnten nicht mehr bestehen und neue Grundsätze müßten an deren Stelle treten, wodurch sich schlagend zeigt, wie Jacobi überall hin- und herschwankte und all' sein Denken und Streben kein sicheres Ziel erreichte. Seine Schriften sind meistens philosophischen Inhalts, zeigen aber nur, wie wenig er selbst für die Schriftstellerei befähigt war, denn sie enthalten meist nur geistreiche Gedankenspiele in fragmentarischer Kürze, wobei wohl manche anziehende und treffende Bemerkung gemacht wird, aber Alles so locker an einander gereiht und Poesie mit Philosophie vermischt wird, daß sie weder den wissenschaftlichen Denker, noch das ästhetische Gefühl zu befriedigen vermögen. In denselben herrscht überall das Prinzip der individuellen Unmittelbarkeit, welches er nie verließ. Ganz der kraftgenialischen Zeit angehörend sind seine Romane: Allwill's Briefsammlungen und Woldemar, welche man zum Theil Gegenstücke von Göthe's Werther nennen kann, obwohl die Ausführung dies nicht ganz erreichte, denn bei Jacobi erscheint Alles gemacht und künstlich, kalt und klügelnd, so daß wohl Einzelnes daraus gefallen kann, das Ganze aber nur wenig Behagen erregt und noch weniger durch Darstellung überzeugt, obschon

Jacobi dies dabei erstrebte, denn Alles ist zu hastig durchgeführt, sein Denken und Fühlen voll Halbheit und die Romane erscheinen wie mühsam zusammengesetzt und entbehren der Handlung und einer frischen lebendigen Sprache. Dieselbe Darstellungsweise findet man auch in seinen philosophischen Schriften, worin sich weder wissenschaftliche Energie, noch entschiedene Ueberzeugung zeigt und zuletzt Alles wieder in Zweifel sich auflöst. Da er alle menschliche Erkenntniß von der Offenbarung und dem Glauben ausgehen läßt, so wird die Philosophie bei ihm zu einer bloßen Gefühlssache und es dreht sich bei ihm Alles um den Widerstreit dieser Glaubenstheorie und der wissenschaftlichen Philosophie, bei welcher er nichts als Atheismus wittert, während ihm bei Schelling die sittliche Freiheit in Gefahr ist. Sein Wirken für die Philosophie war überhaupt mehr ein kritisches, indem er bei allen sich aufdrängenden philosophischen Systemen die Lücken und Inconsequenzen derselben aufzudecken suchte und dadurch selbst das philosophische Forschen nicht wenig förderte, denn er hatte das Gute an sich, religiöse und wissenschaftliche Freiheit zu achten, die Größe seiner philosophischen Gegner willig anzuerkennen, und bei aller Unwissenschaftlichkeit und seiner Gefühlsromantik war es ihm Ernst mit der Wahrheit, die zu suchen sein unausgesetztes Bestreben war, obschon sie zu finden Niemand weniger als er die Befähigung besaß.

Friedrich Heinrich Jacobi ist am 25. Januar 1743 zu Düsseldorf geboren, wo sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war und der jüngere Bruder des erwähnten Dichters (186), zeigte frühe religiösen Tiefsinn, kam im 16ten Jahre nach Frankfurt in die Lehre, verweilte drei Jahre zu Genf, machte sich dort mit der französischen Literatur bekannt, betrieb dann die Handlung und verheirathete sich. Später zum Mitgliede der Hofkammer ernannt, gab er auch, als er ein bedeutendes Vermögen ererbte, sein Amt nicht auf, wurde mit Wieland, Göthe und anderen Dichtern bekannt und kam 1779 als Geheimer Rath nach München, wo er jedoch bald in Ungnade fiel, weil er sich über die Schädlichkeit des bayerischen Mauthwesens offen aussprach. In Folge der französischen Revolutionsbewegung lebte er von 1794 bis 1804 in Wandsbeck, Hamburg und Eutin, wo er dann an die Akademie der Wissenschaften nach München berufen und 1807 deren Präsident wurde. Als er sein 70stes Lebensjahr erreichte, legte er diese Stelle nieder und starb am 10. März 1819, nachdem er noch zuvor wegen seiner Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung (1811) mit Schelling einen erbitterten Streit geführt hatte. Außer den erwähnten sind seine Hauptschriften: Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an Mendelssohn (Breslau 1785 und 89), sein Werk wider Mendelssohn's Beschuldigungen, betreffend diese Briefe (Leipzig 1786); David Hume, über den Glauben oder Idealismus und Realismus (Breslau 1787) und Sendschreiben an Fichte (Hamburg 1799); eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1812 bis 20 in 6 Bänden zu Leipzig, seinen Briefwechsel gab daselbst F. R. Roth 1825 bis 27 in 2 Bänden heraus, seinen Briefwechsel mit Göthe Max Jacobi 1846. Vergl. auch Kuhn's Schrift: Jacobi und die Philosophie seiner Zeit, und F. Deyck's: Fr. H. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Göthe; Frankfurt 1848.

224. Die im Gebiete der Dichtung und Wissenschaft bewirkte Aufregung und Umgestaltung konnte nicht verfehlen, die Blicke auch auf das Staatsleben selbst zu wenden, zumal die nordamerikanische Erhebung die Gemüther überall

beschäftigte und der staatliche Zustand Deutschlands zu manchen Vergleichungen und Betrachtungen Veranlassung gab. Schon Friedrich II. und Kaiser Joseph achteten das öffentliche Urtheil, sie gaben der Presse einen freieren Raum und die Staatswissenschaft rückte allmälig aus dem bestaubten Bücherzimmer hinaus in's frische Leben, um sich auch da umzusehen und zu prüfen, wie die Praxis sich zu den seit langer Zeit aufgestellten Theorien verhalte. Schon die Berliner Monatsschrift und das vaterländische Archiv von K. v. Moser wagten sich an die Besprechung öffentlicher Zustände mit vielem Freimuthe, zumal damals Deutschland in eine Menge kleiner Ländchen getheilt war, von denen die einen Friedrich's und Joseph's Beispiel nachzuahmen suchten, während die anderen aus Eifersucht eine freiere Rede erlaubten. Doch geschah dies Alles noch mehr vom Standpunkte der Schule und Theorie, und die politische Journalistik wurde erst durch Schlözer in Göttingen begründet, der mit seiner prosaischen Derbheit kühn gegen die despotische Willkür und den Beamtendruck in den einzelnen Ländern auftrat und nicht blos allgemeine Ansichten und Behauptungen aufstellte, sondern sie auch mit den Dokumenten in der Hand begründete, so daß vor ihm die ganze Schaar der kleinen Despoten erschrocken zusammenfuhr und Schlözer eine gefürchtete Macht wurde. Nachdem er früher in russischen Diensten gestanden, kam Schlözer 1769 nach Göttingen, wo er Geschichte und Staatswissenschaften lehrte. Er war ein Mann von schlichtem, klarem Verstand, der weder für das Alterthum noch die neue Dichtung Sinn hatte und dem blos die rohe Größe der Hunderttausende zählenden Mongolenhorden und der Russen, deren Geschichte er bearbeitete, zu imponiren vermochte. Zum eigentlichen Geschichtschreiber besaß er kein Talent, denn er vertiefte sich mehr in der gelehrten Forschung und Kritik, huldigte dem Absolutismus zu viel und opferte sogar oft aus Eitelkeit und Ehrsucht seine bessere Ueberzeugung. Aber er war ein Mann von ernstem und eisernem Charakter, der, jeder höheren Begeisterung fremd, im vollen Bewußtsein dessen, was er wollte, mit schwerem Schritte und starrer Consequenz seinem Ziele zuschritt und den Muth besaß, das Gewollte auch durchzusetzen. Er wußte wohl, daß er an der öffentlichen Meinung einen mächtigen Verbündeten habe, und suchte sich daher ein öffentliches Organ zu schaffen, worin er die verschiedenen Verhältnisse des Staatslebens zur Sprache brachte und zwar so ungescheut und mit so freisinniger Rücksichtslosigkeit, daß dies um so mehr von seinem kühnen Muthe zeugte, als sich damals die deutschen Regierungen noch nicht scheuten, die empfindlichste Rache zu nehmen. Im Jahre 1775 begann sein Briefwechsel als fliegende Blätter, den er später als Neuer Briefwechsel zu einem regelmäßigen Journale umgestaltete, um damit vorerst den Boden zu prüfen, auf dem er wandeln wollte. Mit dem Jahre 1782 erschienen dann seine Staatsanzeigen, die als ein national-politisches Ereigniß betrachtet werden dürfen und bald so furchtbar wurden, daß alle Regierungen, welche sich von Ehrgefühl leiten ließen, sich vor Schlözer's Aus-

sprüchen scheuten und selbst die Kaiserin Maria Theresia bei einer wichtigen Angelegenheit ihren Staatsrath fragte: Was wird Schlözer dazu sagen? In diesem Journale legte Schlözer alle Gewaltthaten und Mißbräuche in den einzelnen Ländern bloß und griff er das Pfaffenthum und die Willkürherrschaft der kleinen Regierungen mit Ernst und Nachdruck an, so daß diese genöthigt waren, eine bessere Regierung einzuführen, der Rechtswillkür und Gewaltherrschaft zu steuern und die Volksstimme mehr denn früher zu beachten. Besonders kämpfte er auch für Oeffentlichkeit beim Criminalverfahren, wie er überhaupt in ihr die mächtigste Stütze für eine gute Regierung suchte und die Vortheile der Preßfreiheit laut anpries; auch war Schlözer einer der Ersten, der sich zu Gunsten der französischen Revolution aussprach und die gemäßigten Forderungen derselben zu den seinigen machte, obschon auch er die Gräuel dieser gewaltigen Umwälzung verabscheute. Schlözer fand für sein Blatt in Deutschland rasch die nöthige Unterstützung, obschon es im Anfange noch mit großer Gefahr verbunden war, wie denn der Züricher Pfarrer Waser, weil er ihm ein Aktenstück über die Züricher Finanzverwaltung mittheilte, hingerichtet wurde, aber geschützt durch die hannöverisch-englische Regierung gegen alle Klagen und Anfeindungen der kleinen Fürsten, setzte Schlözer das Blatt fort bis zum Jahre 1793, wo jedes Organ der deutschen Volksfreiheit vor dem Toben der Feudalität verstummen mußte; aber nicht wegen politischer Aufsätze hörte das Journal auf, sondern wegen einer persönlichen Angelegenheit seines Herausgebers, wobei sich derselbe der übermäßigen Heftigkeit seines leidenschaftlichen Charakters ganz überlassen hatte. Uebrigens gingen aus seiner Schule viele Männer hervor, die seine Ansichten über ganz Deutschland verbreiteten und fortsetzten, was er selbst so erfolgreich begonnen hatte. Was seine sonstigen Schriften betrifft, welche sich vorzüglich der nordischen Geschichte zuwenden und wozu auch eine Weltgeschicht gehört, so haben diese für die deutsche Literatur kein Interesse, da sie sich über die bisherigen Leistungen in Rücksicht auf Sprache und Darstellung durchaus nicht erhoben.

August Ludwig v. Schlözer ist im Jahre 1737 zu Jaxtstedt im Württembergischen geboren, wo sein Vater Prediger war, studirte von 1751 an zu Wittenberg Theologie, besonders aber orientalische Sprachen, ging 1754 nach Göttingen, lebte dann drei und ein halbes Jahr lang zu Stockholm und Upsala, wo er 1758 seinen Versuch einer Handelsgeschichte in schwedischer Sprache herausgab, und kehrte 1759 nach Göttingen zurück. Hier verlegte er sich auf die Medizin, um eine Reise in den Orient machen zu können, bekam aber bald darauf vom russischen Reichshistoriographen Müller in Petersburg den Antrag, zu ihm als Hauslehrer und literarischer Gehülfe zu kommen, der ihm zugleich Hoffnung auf eine Anstellung an der Akademie machte. Schlözer ging 1761 dahin, da er aber eifrig das Studium der altrussischen Jahrbücher begann, so ward Müller auf ihn eifersüchtig und trennte sich von ihm, als Schlözer 1762 Adjunct bei der Akademie und Lehrer an der Rasumovsky'schen Erziehungsanstalt wurde. Als er 1764 einen Ruf nach Göttingen erhielt, bewirkte Müller, daß er in Rußland bleiben mußte und nach manchen Verhandlungen 1765 Professor der russischen Geschichte wurde, wobei er sich jedoch einen zweimonatlichen

Urlaub nach Deutschland bedung. Im Jahre 1767 ging er abermals mit Urlaub nach Göttingen und wurde hier ordentlicher Professor der Politik. Hier schrieb er 1772 seine allgemeine nordische Geschichte und übersetzte den Nestor bis zum Jahre 980 (1802—9). Später schrieb er seine Weltgeschichte im Auszuge und Zusammenhange, 1792, und einige andere Arbeiten, auch gab er dann seine politische Zeitschrift heraus, auf welche er alle Kraft und Zeit verwandte. Im Jahre 1804 wurde er von Kaiser Alexander in den Adelstand erhoben, erhielt den Wladimir-Orden vierter Klasse und starb als geheimer Justizrath 1809.

225. Die Fortschritte im Gebiete der Geschichtschreibung machten sich bis daher nur wenig geltend und die ersten Historiker von Bedeutung können erst nach Göthe und Schiller ihre Stellen finden, weil diese Beiden mächtig auf sie eingewirkt haben. Nur Christian Wilhelm v. Dohm steht ganz in dieser Zeit, mag man die Darstellung, Richtung oder den ganzen Geist seines Werks betrachten. Dohm suchte von frühe an die Tüchtigkeit der alten Bildung und die Fähigkeit eines brauchbaren Geschäftsmannes zu verbinden, besuchte das Philanthropium zu Dessau, bekämpfte das physiokratische System der Staatswirthschaftslehre, kam nach Kassel an die höhere Lehranstalt und begann dann in Berlin die diplomatische Laufbahn; auch hatte er das encyklopädische Journal und mit Boie das Deutsche Museum herausgegeben und war ganz durchdrungen von den Ideen der Zeit, deren Forderungen er zu genügen suchte. Seine „Denkwürdigkeiten meiner Zeit oder Beiträge der Geschichte von 1778—1786“ erschienen zwar erst viel später, gehören aber noch hierher und behandeln die Geschichte nicht aus Büchern, sondern schöpfen sie aus unmittelbarer Erfahrung und gehen mit der Belehrung über Politik und Staatswissenschaft Hand in Hand. Sie bilden eine Staatsgeschichte von Preußen, Oesterreich, Deutschland und Rußland bis auf Friedrich's II. Tod, die Erzählung ist natürlich, der Stil einfach und durchaus ohne Sophistik, und Dohm geht überall vom Standpunkte eines freisinnigen deutschen Staats- und Geschäftsmannes aus, der die Begebenheiten klar darlegen will und weder Philosophie affektirt, noch Genialität zu zeigen bestrebt ist. Sein Werk ist auch so ziemlich das einzige, das ein deutscher Staatsmann über öffentliche Angelegenheiten aus Liebe zur Wahrheit schrieb, indem fast alle späteren Memoirenschreiber und Verfasser ähnlicher Werke Parteien dienten; Dohm dagegen ist wohl ein Bewunderer von Friedrich II., aber weder vergöttert er ihn, noch billigt er blindlings, was derselbe that, sondern strebte durch sein ganzes Leben und auch in diesem Buche die Geistesfreiheit zu fördern und für eine freiere bürgerliche Verfassung zu kämpfen. Außer diesem Buche, das er in den letzten Jahren seines Lebens noch überarbeitete und vollendete, ohne es bis 1806 zu führen, wie er es sich vornahm, schrieb er noch eine Geschichte des bayerischen Erbfolgestreits (1779), über die bürgerliche Verbesserung der Juden (1783) und über den deutschen Fürstenbund (1789); aber diese Schriften haben zu specielle Absichten und sind nicht aus dem Standpunkte eines unbefangenen Beobachters geschrieben. —

Außer Dohm könnten noch Johannes v. Müller und Spittler hier genannt werden; ihre Hauptschriften erschienen jedoch viel später und namentlich Ersterer trägt viel mehr das Gepräge der neuen Romantik an sich, als den Charakter der Sturm- und Drangperiode, obschon auch diese zu seiner schwankenden und in die Extreme verfallenden Richtung nicht wenig beitrug und veranlaßte, daß sein Gefühl allen Eindrücken offen stand, er es mit allen Parteien halten konnte und als Spiel seiner Gesinnungslosigkeit und Eitelkeit ein Talent vergeudete, das ihn auf die Höhe der Kunst und zur Meisterschaft der Geschichtschreibung emporzuheben bestimmt gewesen zu sein schien.

Christian Wilhelm von Dohm ist am 11. December 1751 zu Lemgo geboren und der Sohn eines protestantischen Predigers, studirte von 1764 an zu Leipzig Rechtswissenschaft, wurde 1773 Lehrer der Söhne des preußischen Prinzen Ferdinand, gab nach 6 Monaten diese Stelle wieder auf und ging 1774 nach Göttingen, von wo er zwei Jahre später als Professor für Statistik und Finanzwissenschaft an das Karolinum nach Kassel berufen wurde. Im Jahre 1777 wurde ihm die Stelle als Erzieher des zweiten Sohns des Kronprinzen von Preußen angetragen und er ging zwar nach Berlin und wurde dem Könige vorgestellt, lehnte aber den Antrag ab und bat um Anstellung im auswärtigen oder Finanzdepartement. In Ersterem wurde er auch 1779 auf Empfehlung des Ministers von Herzberg mit dem Charakter als Kriegsrath, Geheimsecretär und Archivar angestellt und arbeitete in den deutschen Reichssachen, besonders in der Angelegenheit des bayerischen Erbfolgekriegs. Im Jahre 1783 wurde er Geheimer-Rath, 1786 kleve'scher Direktorialgesandter im westphälischen Kreise und bevollmächtigter Minister am kölnischen Hofe, auch in den Adelstand erhoben. Im Jahre 1792 mußte Dohm aus Köln flüchten, 1796 und 97 war er Direktor des nach Hildesheim berufenen Convents der niedersächsischen und westphälischen Reichsstände, wurde von Friedrich Wilhelm III. zum Gesandten beim Friedenscongresse in Rastadt ernannt, wo er den Bericht über die Ermordung der französischen Gesandten verfaßte, half 1801 den Lüneviller Frieden in's Werk setzen, wurde Präsident der für die Provinz Erfurt-Eichsfeld-Nordhausen und Mühlhausen zu Heiligenstadt errichteten Kriegs- und Domainenkammer, blieb 1806 auf diesem Posten, als die Franzosen das Land besetzten, ging im December nach Warschau, um dessen Loos zu mildern, kam 1807 mit dieser Provinz an Westphalen, ging mit einer Deputation der Landstände und Verwaltungsbehörde nach Paris, kam im December in den Staatsrath und wurde im Februar des nächsten Jahres Gesandter in Dresden, wo er einen Handelsvertrag abschloß. Im April 1809 nahm er wegen einer Brustentzündung seine Entlassung, lebte von da an auf seinem Gute Pustleben in der Grafschaft Hohenstein, widmete sich bloß dem Studium der Geschichte und starb am 29. Mai 1820. Seine Denkwürdigkeiten erschienen in 5 Bdn., Lemgo 1814—19. Vergl. Gronau, Biographie Dohm's, Lemgo 1824.

226. Was seit Gottsched sich vorbereitete, was Lessing anstrebte und woran die meisten Dichter der Sturm- und Drangperiode scheiterten, das sollte jetzt durch Göthe und Schiller zur Erfüllung kommen, die ebenfalls von diesem Genialitätsdrang ergriffen wurden, aber aus dem Sturme zurückkehrten zu heiterer Ruhe und jener Klarheit, worin allein ächte und wahre Dichtung gedeihen kann. Wir stehen mit ihnen am Eingange einer Zeit, deren großartige Fortentwicklung noch kaum zu ahnen ist, am Eingange der Zeit, wo das ganze geistige Leben unseres Volks sich in diesen zwei Dichtergenies sammelte, um mit desto größerer Wärme und erhebenderer Kraft wieder das ganze Volk zu durch-

dringen, und am Beginne der Weltliteratur, die blos von Deutschland ausgehen und auf deutschem Grunde beruhen kann, weil kein anderes Volk auf Erden seine Befähigung besitzt, alles Schöne, Edle und Erhabene, wo es immer zu finden ist, das Reich der großartigsten Ideen und jenes der Wirklichkeit und des Lebens so liebend zu umfassen und in sich aufzunehmen, mit seinem vollen Geiste zu durchdringen und es als eigenstes Eigenthum wieder zu geben, so daß auf dem hellen und klaren Spiegel des deutschen Geistes, auf der reinen Folie seiner zartesten und kraftvollsten Dichtungen jedes andere Volk auf Erden die Anklänge seines eigenen Lebens und Geistes in bald leiseren, bald stärkeren Nüancen wieder erkennt und die ganze Summe dessen, was der menschliche Geist aus dem tiefsten Borne seines ureigensten Wesens geschöpft hat, in der deutschen Dichtung zur schönsten und reinsten Gestaltung kam. Um Göthe und Schiller vereinigen sich die großartigsten Leistungen unserer Poesie und Wissenschaft, und wie seit Tausenden von Jahren, seit Homer, kein Stern am ganzen Horizonte der Welt mehr aufgegangen ist, wie diese beiden neben einander leuchten, so hat auch kein Dichtergenius eine solche reiche und Alles umfassende Einwirkung auf das Bewußtsein nicht nur seiner Mitzeit, sondern auch auf eine so große und reiche Zukunft der eigenen Heimath und des Auslandes geübt, als Göthe und Schiller, deren Wirksamkeit lange nach ihrem Hinscheiden immer voller und glänzender hervortritt und immer mehr in ihrer Schönheit und Erhabenheit erkannt wird. Beide Dichter haben die zwei erhabensten Seiten der Dichtung vertreten, beide, jeder in seiner Art, zur Vollendung gebracht, woran sich die Dichtung seit mehr denn einem Jahrtausende versuchte, und daß wir dies erreichten, daß dem deutschen Geiste es möglich wurde, zu solcher Höhe sich aufzuschwingen, ist die sicherste Bürgschaft dafür, daß auch im deutschen Volke dereinst jener zweite Homer erstehen wird, der diese Gegensätze, diese aus einander liegenden Richtungen unter einem noch höheren Gesichtspunkte vereinigen, das Reich des Idealen und Realen in schönster Harmonie vermählen und so die deutsche Kultur und die deutsche Dichtung auf ihren Höhepunkt führen und zum Mittelpunkte der Weltkultur machen wird. Denn wie die Griechen in ihrer ewig strahlenden Jugend zu Anfang einen Homer hatten, der die ganze Summe ihres Lebens in sich abspiegelte und von dem dann die Strahlen nach einzelnen Richtungen wieder ausliefen, so haben im deutschen Volke sich die Strahlen der gesammten irdischen Bildung nach und nach zusammengefunden, sind sie immer heller und leuchtender hervorgetreten, haben sie sich in diesen zwei Dichtern zusammengefunden und werden sie zuletzt in einem noch glänzenderen und in nie gesehener Pracht strahlenden Sterne sich vereinigen, der die Welt mit seinem reinen Lichte heller und schöner beleuchten und auf's Neue seine Strahlen nach allen Richtungen, über alle Völker aussenden wird.

227. Als älter und wegen früherer Wirksamkeit tritt uns zuerst Wolfgang v. Göthe entgegen, dessen Tod uns jedoch noch zu nahe liegt, als daß

nicht die Stimmen der Parteien sich noch zu schwankend über ihn bewegten, dessen Würdigung daher um so schwieriger ist, als seine Wirksamkeit sich noch täglich mehr entfaltet und immer neue Seiten seines großartigen Geistes erkannt und gewürdigt werden. Schiller steht diesem Gewirre der Meinungen viel entfernter, weil sein Reich des Idealen weniger Bezüge auf das Leben und die verschiedenen Richtungen der Wissenschaft hatte, aber Göthe bildet den Mittelpunkt unserer gesammten neueren Literatur, deren Entwicklung in seinem Leben und seinen Schriften überall sich abspiegelt. Er war der Genius, nach dem die Zeit so lange gesucht, der Meister, der die Resultate der früheren Zeit auf sich einwirken ließ und ebenso mächtig ergriffen ward von der dämonischen Gewalt der Sturm- und Drangperiode, der aber mit titanischer Kraft diese Mächte besiegte und hoch über das Wogen der stürmischen Fluthen sich erhob zu jener Sicherheit und Klarheit, mit welcher er die Vergangenheit und Gegenwart überschaute und überall Quellen und Mittel schöpfte zu seinen großartigen und erhabenen dichterischen Gestaltungen. Keine Regung des deutschen Geistes blieb ihm fremd, die Leistungen des klassischen Alterthums wie des deutschen Mittelalters, die der Kunst und Literatur wie der strengen Wissenschaft zogen an ihm vorüber und gaben seinem ächt deutschen Geiste den befruchtenden Saamen, der bei ihm in den vielseitigsten und schönsten Blüthen aufging und doch überall des deutschen Wesens voll war. In jedem seiner Werke trat er auf als ein Anderer, überall hat er neue Gesichtspunkte und neue Aussichten eröffnet, aber überall erscheint er dennoch wieder als Er selbst im reinen Glanze der Menschlichkeit, welche die sittliche Freiheit auf den Thron setzen will und es sich zum Ziele macht, den Menschen das Herrliche eines wahren und edlen Daseins zum Gefühle zu bringen. Wie er schöpferisch vielseitig auftrat und die reichste Produktivität entfaltete, so hat er auch die deutsche Sprache unendlich bereichert, ihr Ernst, Sinnigkeit und Anmuth verliehen und sie auf eine höhere Stufe erhoben und seine Erfolge sind eingedrungen in alle Poren unseres Lebens, haben selbst die Literatur anderer Nationen neu befruchtet und eine Weltliteratur möglich gemacht, weil er ungeachtet seines durch und durch deutschen Wesens dennoch dasselbe zu einem so hohen Standpunkte erhob, daß er mit seinem Geiste alle Völker der Erde umspannte und die Weltkultur von da fortführte, wohin sie die französische Revolution gebracht hatte. Göthe hat nicht nur den Reichthum seiner angeborenen Gaben vor uns entfaltet, sondern unablässig war er bemüht, zu lernen und zu erwerben und die reine Selbstheit kunstgemäß auszubilden, wodurch es ihm auch möglich wurde, eine solche Persönlichkeit zu gewinnen, worin Physisches und Geistiges zum schönsten Gleichgewichte kam und womit er so überwältigend auf Jeden wirkte, der ihm nahe trat. Dahin zu kommen ward ihm aber nicht leicht, es kostete ihn einen schweren Kampf, die Leidenschaft seiner Jugend zu überwältigen und sie durch das Maaß der Kunst in die Form des Schönen zu bringen, ja selbst in der glänzenden Umgebung des Hofes und unter

den großartigsten Kunstschöpfungen der alten und neuen Welt kämpfte er den Kampf der Entsagung, den er in seinem Faust und in Wilhelm Meister's Lehrjahren uns veranschaulichte, und nur diese Entsagung, nur seine eigene Selbstbeschränkung hat es ihm möglich gemacht, jene erhabene Stufe einzunehmen, zu der er sich emporschwang.

Bei Göthe war Geist und Herz, Sinn und Verstand in glücklichem Verhältniß und daraus entsprang die Gemüthsidealität und die schöne Subjectivität, welche wir an ihm bewundern und die doch zugleich wieder objectiv war, denn er war der Ansicht, daß der Mensch nur sich selbst kennt, insofern er die Welt kennt, indem er sie nur in sich und sich in ihr gewahr wird, und suchte die Idee in der Wirklichkeit selbst zu erfassen und anzuschauen und zu bewirken, daß sie Existenz gewinne. Ohne daß Natur und Idee mit einander verbunden sind, hielt er keine Kunst für möglich und er theilte den realistischen Idealismus, welcher dahin strebt, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu verleihen. Sein Genie war zugleich ein plastisches und bei keinem andern Dichter war die Ruhe des griechischen Geistes und die tiefe Bewegung der nordischen Romantik so innig mit einander verbunden, als bei ihm. Von Jugend auf war er bemüht, Alles wie es ist in sich aufzunehmen und es sich ganz zu eigen zu machen, dabei aber auch die Dinge nur zu sehen, wie sie sind, und nicht eine vorausgefaßte Meinung dazu mitzubringen, so daß die Erscheinung der Ereignisse gleichsam aus seinem eigenen Innern hervorbrach. Zu dieser Bildsamkeit trat sodann sein Bestreben, das Nothwendige der Natur zu suchen und in der Allheit ihrer Erscheinungsarten den Erklärungsgrund für das Individuum zu finden. Wie er mit ruhig beobachtendem Blick von der einfachsten Organisation emporstieg zur verwickeltsten des Menschen und ihn so genetisch aufbaute, so wandte er sich auch immer den Naturstudien zu, war ihm ein ächtes Kunstwerk auch ein Werk der Natur, hatte er Natur und Kunst stets vor Augen und schritt er bei all' seiner Regsamkeit nicht eher weiter empor, als bis er die Stufe ausgelebt hatte, auf welcher er gerade stand. Da die Natur wahr ist, so bestand auch ihm die Weisheit nur in der Wahrheit und entfernte er sich unter allen Dichtern am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge, die er treu wieder zu geben suchte; auch haßte er nichts mehr als die frömmelnde Heuchelei und wollte er nur wahr sein und gut und böse wie die Natur. Aus allen seinen Werken spricht ebenso wahr und offen seine Menschenliebe, seine Freundschaft, die er allem Guten schenkte, und seine Uneigennützigkeit; fern von Intriguensucht und voll größter Reinheit des Herzens, fühlte er sich selbst nur durch Theilnehmung glücklich, war er durchaus zuverlässig und ließ er sich selbst nicht durch Undank abhalten, die Menschen zu lieben und Jeden gelten und das sein zu lassen, was er sein wollte. Selbst eine etwas weibliche Richtung tritt bei ihm hervor, zog ihn zum Umgange und näherer Verbindung mit Frauen hin und bewirkte, daß er sich dem Andrange der Zeitrichtung und ihrer Ereignisse nur ungern zuwendete und es

vorzog, ruhig und ungestört seine reine Persönlichkeit auszubilden und alle äußere Einwirkung darauf abzuweisen. Von einem so Alles umfassenden Geiste war es nicht anders zu erwarten, als daß er sich nicht innerhalb der engen Schranken des Dogma's hielt, sondern die Religion des freien Geistes bekannte, dem es als Seligkeit galt, Gott überall anzuerkennen, wo und wie er sich offenbare. Wenn er auch überall mit protestantischer Freiheit das Christenthum und seinen wesenhaften Inhalt zu schätzen wußte, so beruhte doch seine religiöse Weltanschauung vorzüglich auf Natur- und Menschenliebe, denn er sah Gott in der Natur und diese in Gott und nannte sich daher auch gern einen Naturfrommen. Die ewige Liebe galt ihm als der große Mittelpunkt seines Glaubens und mit dieser Liebe umfaßte er alle Menschen, mochten sie ein Bekenntniß haben, welches sie wollten. Er haßte es, daß man das Christenthum in so enge Schranken bannte, suchte in allen Religionen die reine Religion anzuschauen und zog eine christlich-religiöse Gesinnung dem historisch-positiven Christenthume vor, das ihm nur als ein Fortschritt in der Weltentwicklung galt und selbst der Weiterentwicklung nicht nur fähig sei, sondern auch sie erlangen müsse. Dies führte ihn zu einer pantheistischen Weltansicht, welche Gott im ganzen All überall walten sieht. Seine Ethik beruhte auf der thätigen Menschenliebe, wodurch sich der Mensch allein von allen übrigen Wesen unterscheide, und er drang vorzüglich auf Anerkennung und Gesinnung, auf Uneigennützigkeit und Unparteilichkeit gegen Jedermann, so daß er auch gegen seine Gegner stets gerecht war, ja in seinem vorrückenden Alter eine noch größere Milde zeigte und eine Schonung bewies, die in der Duldung des Gewöhnlichen und Mittelmäßigen zuletzt sogar zu weit ging. Selbstkenntniß und Selbstbeherrschung ist ihm wesentliche Bedingung zur ächten Geistesfreiheit und zwar verlangt er nicht nur eine sittliche Selbstbeherrschung, sondern auch eine künstlerische, weil der Meister sich erst in der Beschränkung zeigt und nur das Gesetz uns Freiheit geben kann. Denken und Thun war ihm durch sein ganzes Leben die Summe aller Weisheit und er fühlte sich nur glücklich in der Thätigkeit, haßte Alles, was ihn blos belehrte, ohne zur Beschäftigung anzuspornen, und befreundete sich daher auch nicht gern mit dem Theorisiren. Sein Thun ging jedoch nicht blos nach Außen allein, sondern die äußere Thätigkeit war ihm das Mittel, sein inneres Selbst auszubilden und zu festigen, so daß er sagen konnte, kein Tag vergehe ihm, ohne irgend einen Vortheil zu bringen. Dies bestimmte ihn weniger nach Außen hin zu wirken, als mit sich selbst eins zu werden, den inneren Zwiespalt zu überwinden und mit Ernst und Mühe sich jene reine Gemüthsruhe zu verschaffen, die allein zur höchsten Kultur führt.

Dieser unabläßige Trieb zur Thätigkeit bewahrte ihn davor, im Reiche des Idealen zu schwelgen und sich im Unendlichen zu verlieren; sein ganzes Streben war auf das Diesseits und die Gegenwart gerichtet, im Besonderen suchte er das Allgemeine anzuschauen und das Unendliche im Endlichen zu erkennen. Daher

wagte er sich nicht gern auf das Feld der Philosophie und Spekulation, weil hier sein gegenständlicher Sinn keine Befriedigung fand, sondern ihm Alles besser seine richtige Intuition vorführte, als die Philosophie es vorzudemonstriren vermochte. An der Philosophie erkannte er keinen praktischen Nutzen und hielt es für wichtiger, das Erforschliche zu erforschen, als das wissen zu wollen, was nicht wißbar ist. Dessen ungeachtet betheiligte er sich auch an der Philosophie, so weit es für ihn zuträglich war, und besonders konnte er die Idee nicht missen. Aber im eigentlichen Sinne des Worts zu philosophiren vermochte er nicht und wenn auch in allen seinen Werken die gehaltvollsten Ideen und philosophischen Anschauungen uns entgegentreten, die mit den reinsten Resultaten der spekulirenden Vernunft übereinstimmen, so kam er doch dazu blos mit unbewußter Naivetät und gleichsam als ob die Meinungen ihm vor Augen ständen. Seine Gedankenrichtung auf das Einzelne und Gegenwärtige und sein Streben nach dem Praktischen und Faßlichen ließ ihn auch des tieferen Verständnisses der Geschichte entbehren, denn um den Geist derselben zu würdigen und darzustellen, ist ein philosophischer, tief eindringender Blick nöthig, der den großartigen Zusammenhang der Weltbegebenheiten zu erfassen vermag, während Göthe sich nur gern da bewegte und da das Richtige traf, wo sich Alles zu persönlicher Anschaulichkeit individualisirte. Er liebte es zu sehr, seiner inneren Behaglichkeit und seiner persönlichen Harmonie ungestört zu leben, als daß er sich mit dem wogenden Treiben der Geschichte befreunden konnte; an der amerikanischen Revolution nahm er nur geringen Antheil, die französische Umwälzung war sogar seinem ganzen Wesen widerlich und wo er sich mit seinen Dichtungen auf dieses Gebiet wagte, wie im Groß-Kophta, den Aufgeregten und dem Bürgergeneral, sind diese vollkommen verfehlt. — Göthe war überhaupt ein Mann, der den idealischen Menschen in seiner Person zu realistren suchte, seine Aufgabe in der Freiheit und Schönheit der Bildung und Sitte erkannte und sich als inneres Ganzes zu behaupten strebte, so daß er in seiner Weise ein vollkommener Charakter und in jedem Schritte seines Lebens ein vollständiger Mann war.

In allen seinen Schriften gab er sich immer nur als ein Ganzes und wie er sich darin selbst darstellte, so in sich selbst wieder die Welt. Seine Poesien enthalten nur, was er selbst erlebte, haben immer irgend einen Bezug auf einen gewissen Zustand seines Gemüths oder Geistes und verkünden die innere Heiterkeit und das äußere Behagen, welches Göthe auch im Leben so eigen war. Während die Menschen unruhevoll nach einem harmonischen Dasein streben, schwebt der Dichter über Alles dieses wie eine wandelnde Sonne hin, und er fühlt wohl Freud und Leid des Schicksals und stimmt seine Harfe darnach, aber die Töne der Lust und Wehmuth verschwimmen bei ihm blos in leisen Accorden, welche den Sturm ahnen lassen, der geherrscht, aber zur heiteren Ruhe zurückgekehrt sind und die Mißtöne auflösen in erhabenerer, schönerer Har-

monie; denn der Dichter ist zugleich Lehrer, Wahrsager und Freund der Götter und der Menschen. In allen seinen Produkten herrscht das reinste Ebenmaaß und der schönste Wechsel zwischen Ernst und Heiterkeit, genialer Originalität und sinniger Beschränkung, so daß er, wie kein Anderer, die heitere Einfachheit der Griechen mit dem Zauber der neueren Romantik verband und Werke schuf, welche das sinnliche Anschauen befriedigen und doch zugleich den Geist in seine höchsten Sphären erheben. Alle Gestalten erscheinen bei ihm ähnlich und doch gleicht keine der andern; sie tragen alle den Stempel der Geistesherrschaft an sich und er malt nicht die nackte Leidenschaft, sondern vielmehr die Seele selbst. Wo er dichtet, da will er auch nur Dichter sein und seine Schöpfungen nur als Gedichte angesehen wissen, an die man weder einen religiösen noch einen moralischen Maaßstab legen dürfe, ohne ihren ganzen Zauber zu vernichten; er fragt dabei nichts nach der Meinung der Menschen, sondern singt, wie ihm die Töne aus dem Innern hervorquellen, und hält den inneren Gehalt der Dichtung für den Anfang und das Ende aller Kunst. Weil aber Göthe nichts dichtete, wozu ihn nicht ein innerer Drang trieb, so findet man bei ihm auch keine politischen Gedichte, da er dafür keinen Sinn hatte und ohnehin das Treiben der politischen Parteien nur seine innere Ruhe und seine Behaglichkeit zu stören drohte. Seine Bestimmung war ja auch nicht der Kampf und das Schwert; sondern den Frieden und die Geheimnisse des Herzens darzustellen, das Schicksal des Gemüths vorzuführen und auszusprechen, was den Menschen erfreut und betrübt, das war ihm Beruf und Weihe. Dies zeigt sich nirgends treffender, als darin, daß Lyrik und Epik die Dichtungsarten waren, worin er sich gern und mit Erfolg bewegte, während er für das Drama weniger geeignet war und in allen seinen dramatischen Werken das Lyrische und Epische sich vorzugsweise aufdrängt. Sein Drang, das Gemüth zur reinsten und vollkommensten Gegenwart herauszubilden, konnte blos in der epischen Gelassenheit und Sichtbarkeit Befriedigung finden, während das Drama größere Unruhe und ein hastigeres Drängen und Treiben nach dem Ziele verlangt und die Leidenschaft in ihrer sprudelnden Thätigkeit darstellen soll. Auch war der Zielpunkt seiner Dichtung nur die Wahrheit, die er genetisch zu entwickeln suchte und wodurch er sich immer nur an das einfach Schöne hielt und nicht gern in's Erhabene überging, weil dies zu leicht über die Wahrheit sich erhebt und nicht erlaubt, Alles in reinster, klarster Entfaltung wie von selbst vor seinem Blicke entstehen zu lassen. Endlich war eine hohe Eigenschaft seines Dichtergenies, daß er die Sprache meisterhaft zu behandeln verstand, daß sie den Gedanken gleichsam abspiegelt und in musikalischem Rhythmus vorüberrauscht und seine Werke auch in der Form und Darstellung Meisterwerke sind; Göthe hat unsere Sprache erst auf ihre klassische Höhe geführt und durch ihn haben wir erst ihre ganze plastische Bildsamkeit, ihre Fülle und ihren Reichthum in schönster Glorie vor uns treten sehen.

Dieser gesammte Charakter seines Wesens und seiner Dichtung hob Göthe auf die hohe Stufe, auf welcher er uns in voller Majestät entgegentritt, denn nie hat ein Dichter mit seinen Dichtungen so sehr in der Zeit und doch zugleich über ihr gestanden, wie er. Was die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, die wichtigsten in der ganzen Geschichte der Menschheit, erstrebten, der ganze Prozeß, den diese Zeit durchmachte, und das Streben, das Recht der Humanität auf den Thron zu setzen, bildet den Gehalt von Göthe's Dichtung und indem er diesen Kampf durchmachte, gelangte er auch zum Ziele und feierte er allein den reinsten Triumph der Kunst. Daß unser Geschlecht höher steigt, geschieht nicht ohne Göthe's Zuthun. Er vermochte dies nur dadurch, daß er im Endlichen das Unendliche suchte, die Wirklichkeit mitlebte und es verstand, die Erfahrung in Poesie umzuwandeln und die Gelegenheit in die Idee zu erheben. Wenn er die Eindrücke der Welt und Wirklichkeit empfangen und in sich aufgenommen, ließ er sie in einsamer Zurückgezogenheit lange im Stillen bei sich wirken, bis die Idee bei ihm ausgetragen war und er sie von innen nach außen bilden konnte, und dies ist das Geheimniß seines künstlerischen Schaffens, das Geheimniß seiner Größe. — Durch dieses vielseitige Anschließen an die Wirklichkeit entstand auch die Mannichfaltigkeit seiner Werke, worin seine Persönlichkeit zwar überall den Angelpunkt bildet und also ein allgemeines Grundthema herrscht, aber auch die Mannichfaltigkeit des menschlichen Lebens sich abspiegelt, dem das unerschöpfliche Thema der Menschheit selbst zu Grunde liegt. Bei dieser Richtung auf das allgemeine Menschliche, bei dieser Bildsamkeit seines Geistes, der alle Eindrücke auf sich einwirken ließ, woher sie auch kommen mochten, und bei dieser Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe, mit welcher er alles Große anerkannte, welchem Volke es auch angehörte, wäre es Thorheit und menschliche Schwachheit, wollte man von Göthe verlangen, einen blinden Patriotismus zu einer Zeit zu zeigen, wo es am wenigsten eine deutsche Nation gab; Göthe hat vielmehr einen höheren und reineren Patriotismus gezeigt, indem er die geistige Entwicklung unseres Volkes weiter und mächtiger erhob, als alle unsere Patrioten seit tausend Jahren, indem er uns lehrte, was deutsches Wesen und deutsches Leben sei, indem alle seine Dichtungen und Werke von dem deutschesten Geiste durchdrungen sind und er die deutsche Literatur über die aller anderen Völker erhob und sie zum Beherrscher derselben machte. Göthe kann überhaupt nicht beurtheilt werden von dem Standpunkte Eines Volks oder Einer Zeit, sondern hoch fluthet sein Geist über alle Völker und Zeiten hinweg und kann erst dann wahrhaft gewürdigt werden, wenn nach Jahrhunderten der blendende Glanz dieses Sterns aus ruhigerer Entfernung angeschaut wird und die volle Größe seines die ganze Weltkultur beherrschenden Wirkens vor Augen liegt.

Johann Wolfgang Göthe wurde am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main geboren, wo sein Vater als kaiserlicher Rath in glücklichen Verhältnissen lebte und am

Hirschgraben ein Haus bewohnte, dessen Alterthümlichkeit schon frühe auf den Sohn großen Eindruck machte. Durch Bilder aus Italien erwachte in demselben bald eine nicht geringe Liebe für dieses Land und dessen Kunst, und auch sonst fand er in seinem väterlichen Hause manche Anregung, seinen Kunstsinn auszubilden, und Gelegenheit mit den vorzüglichsten Dichtungen der Deutschen und Italiener bekannt zu werden. Ein Puppenspiel machte bedeutenden Eindruck auf ihn und lenkte ihn auf das Drama, die alterthümliche Bauart seiner Vaterstadt war ganz geeignet, ihn zur Weltanschauung und zum poetischen Genie aufzuziehen und sein Vater verstand es, den Sohn so in die Wissenschaften einzuführen, daß die Pedanterie der damaligen Lehrmeister dessen Ausbildung nichts schaden konnte. Die Privatstunden förderten indeß nicht sehr, weil ihn sein poetisches Talent zu sehr von ernsten Studien ablenkte und er lieber Romane, Gedichte und historische Bücher las. Diesen Trieb lenkte man jedoch zum Guten, indem man ihn auf Homer und Virgil wies. Um diese Zeit befielen ihn die Blattern und veränderten seine ganze Gesichtsbildung. Der siebenjährige Krieg zog den achtjährigen Göthe sehr an und während seine ganze Familie österreichisch gesinnt war, war der junge Göthe begeistert für den siegreichen König, der seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Nach und nach lernte er auch die neueren deutschen Dichter kennen, machte sich selbst mit Klopstock bekannt und der Graf Thorane, der bei seinen Eltern einquartirt wurde und ein großer Kunstfreund war, bot ihm Gelegenheit, mit den besseren Kunstleistungen sich zu befreunden und auch das französische Theater kennen zu lernen. Seine Leidenschaft für's Theater wuchs täglich mehr und er unternahm es sogar, in französischer Sprache selbst ein Theaterstück zu verfertigen, welches er dem Grafen zur Beurtheilung vorlegte, der dann den jungen Autor mit den nothwendigen Eigenschaften des Drama's bekannt machte. Göthe lernte nun auch zeichnen, worin er nicht unbedeutende Fortschritte machte, Mathematik und Englisch, ja sogar Hebräisch, weil er sich mit dem Oriente und dessen glühender Pracht näher bekannt machen wollte. Er suchte in Folge dessen die Geschichte Joseph's in Prosa episch zu behandeln und machte auch Auszüge aus den Predigten, die er in der Kirche gehört; sobald jedoch sein Vater wollte, daß er dies ernstlich thue, ließ er wieder davon ab, weil er schon frühe in seiner Bildung nicht gestört werden wollte. Indessen mußte er sich auch nach und nach auf das Studium der Rechtswissenschaft vorbereiten, und sein Vater vernachlässigte auch die körperliche Ausbildung nicht, ließ ihn die Werkstätten der verschiedenen Handwerker besuchen, wo er oft selbst Hand anlegte, und Fechten und Reiten lernen. Vieles verdankte er auch den ausgezeichneten Männern, die sich in seinem väterlichen Hause zusammenfanden. Im Jahre 1764 machte die Krönung des Kaisers Joseph II. großen Eindruck auf den 15jährigen Göthe, der um diese Zeit auch zum ersten Male die volle Gluth der Liebe fühlte und zwar zu Gretchen, der Tochter eines französischen Schauspielers. Als die Eltern, um das Verhältniß zu lösen, veranlaßten, daß das Mädchen die Stadt verließ, verfiel Göthe in eine Krankheit und sein körperlicher Zustand besserte sich nur sehr langsam. Nach seiner Wiedergenesung suchte er gern die Einsamkeit der Wälder und gab er sich wieder dem Zeichnen hin, bis er nach und nach seine Ruhe wieder gewann und sein Vater bestimmte, daß er im Herbst 1765 die Universität Leipzig beziehe. Hier begann er Anfangs mit Ernst und Fleiß das Studium der Rechtswissenschaft, aufgemuntert durch verschiedene Professoren, an die er empfohlen war; aber bald ließ er davon ab, wandte sich anderen Gegenständen zu, trieb daneben Poesie und Naturgeschichte und schwankte eine Zeitlang hin und her, bis er endlich durch den Umgang mit seinem Landsmann Schlosser das verlorene Selbstvertrauen wieder gewann und mit Eifer sich der Poesie hingab. Viel trug dazu auch eine neue Liebe zu einem Leipziger Mädchen bei, das er aber durch seine ungegründeten Eifersüchteleien wieder sich entfremdete, während seine Leidenschaft heftiger wurde. Aus diesem Verhältnisse entstanden 1769 sein ältestes dramatisches Werk: die Laune des Verliebten, und der Plan zu mehreren anderen, worunter jedoch blos das Stück: die Mitschuldigen vollendet

wurde. Göthe gab sich nun dem poetischen Drange mehr hin, machte Satiren und Spottgedichte auf die Professoren, anstatt ihre Collegien zu hören, betrieb Kunststudien, besuchte die Dresdener Galerie und versuchte sich sogar in der Kupferstecherkunst, wobei er durch das Einathmen schädlicher Dünste krank wurde und einen Blutsturz bekam. Mit wankender Gesundheit kehrte er 1768 nach Frankfurt zurück und als er einigermaßen wieder hergestellt war, versuchte er sich in der Chemie und im Kupferstechen, ging seine Gedichte durch, wovon er den größten Theil verbrannte, und bereitete sich zur Reise nach Straßburg vor, wo er seine Studien vollenden sollte. Großartig war die Wirkung, welche diese alterthümliche Stadt mit ihrem Münster auf ihn machte, und er fand nicht nur eine angenehme Gesellschaft, sondern machte auch Fortschritte in der Jurisprudenz, lernte Jung (Stilling) und andere aufstrebende Talente kennen und traf hier zufällig auf Herder, dem Göthe's Offenheit gefiel und der ihn nun mit den neueren Bestrebungen der deutschen Literatur bekannt machte und einen wohlthätigen Einfluß auf ihn ausübte. Auch hier knüpfte Göthe mit Friederike Brion, der ältesten Tochter des Pfarrers zu Sesenheim, ein inniges Liebesverhältniß an und er verlebte hier die glücklichsten Stunden jener Zeit; auch stand er mit ihr nach seiner Abwesenheit von Straßburg noch lange in Briefwechsel. Inzwischen machte er sich mit der englischen Literatur bekannt, faßte die Idee zu seinem Drama: Götz von Berlichingen, und promovirte im August 1771, worauf er bereichert an Ideen über Mannheim nach Hause zurückkehrte. In Frankfurt traf er einen Kreis aufstrebender junger Männer, an die er sich gerne anschloß, er wurde mit Merck in Darmstadt bekannt, fand Zerstreuung und Anregung und gab sich mit neuer Liebe der Dichtung hin, neben welcher er sich mit vaterländischen Kunstalterthümern und biblischen Studien abgab. Es reifte hier auch der Plan nicht nur zu Götz, sondern auch zu Faust, er ließ seine erste Schrift drucken und gewann durch Zerstreuung, Schlittschuhlaufen und andere Bewegung wieder seine vollständige Gesundheit, was er um so mehr nöthig hatte, als ihn die Trennung von Friederike tief schmerzte. Aber um so mehr vertiefte er sich nun in die Dichtung, manches schöne Gedicht entstand in jener Zeit, die er in Almanachen und Zeitschriften mittheilte, und wegen seines Götz machte er sich auch an das Studium der mittleren Zeit der deutschen Geschichte. Er ging nun nach Wetzlar, um am Reichskammergerichte sich in der juristischen Praxis zu üben, fand dort eine lustige Gesellschaft, trat durch Gotter's Vermittlung mit den Göttinger Dichtern in Verbindung und nahm Antheil an den Frankfurter Gelehrten-Anzeigen, welche Schlosser herausgab, der bald darauf sein Schwager wurde. Im Jahre 1773 machte er eine Reise zu Frau v. La-Roche nach Koblenz, wo er vergnügte Tage verlebte, und ging dann wieder nach Wetzlar zurück, jedoch weniger um Jurisprudenz zu treiben, als seinen Götz fertig zu schreiben, den er in sechs Wochen vollendete. Nicht damit zufrieden, arbeitete er ihn jedoch vollständig wieder um und wollte immer noch mehr daran ausfeilen, bis Merck ihn zur Herausgabe trieb. Aber es wollte sich kein Verleger finden und Götz konnte erst dann erscheinen, als Göthe das Papier gekauft und Merck für die Druckkosten gesorgt hatte. Das Stück machte große Sensation, besonders durch den Stoff, und es wurde schon im nächsten Jahre zu Leipzig nachgedruckt, aber dessen ungeachtet war Göthe in Verlegenheit, wie er das Papier bezahlen solle. Doch kamen ihm nun von allen Seiten Verlagsanerbietungen zu und ein Buchhändler bat sich von ihm sogar ein ganzes Dutzend solcher Stücke aus. Auch war Göthe nicht ganz abgeneigt, noch Mehreres der Art zu schreiben, aber in seiner sentimentalen Stimmung, zu welcher er in seiner einsamen Leere in Wetzlar und durch die englische Literatur gekommen war, reifte indeß die Idee zu Werther's Leiden, womit er sich von seiner Gemüthsstimmung wieder befreite. Dieser Roman trug ihm nicht nur ein Honorar ein, womit er seine Schulden bezahlen konnte, sondern machte auch eine ungeheuere Wirkung, weil er so ganz in die rechte Zeit fiel. Werther's Leiden machte Göthe eigentlich erst bekannt und er gewann nun nach allen Seiten hin Freunde, die ihn zu weiterer Produktivität anregten und vollends von

seiner schwärmerischen Stimmung befreiten. Mit Lavater und Basedow reiste er den Rhein hinunter nach Köln, dichtete seine herrliche Ballade: der König von Thule, und der untreue Knabe, lernte in Düsseldorf Heinse und die herrliche Gallerie kennen und machte den Plan zu einem dramatischen Gedichte: Mahomet, das aber wie so manches andere nicht ausgeführt wurde. Er schrieb nun sein Trauerspiel: Clavigo, seine Satire auf Wieland: Götter, Helden und Wieland und wurde dadurch dem Erbprinzen von Weimar bekannt, der den Aristophanes seines Erziehers persönlich kennen zu lernen suchte. Der Erbprinz ließ ihn sich vorstellen und der Eindruck, den Göthe auf den jungen Fürsten machte, war so dauernd, daß ihn dieser, als er die Regierung angetreten, sogleich zu sich nach Weimar berief, wo Göthe am 1. Nov. 1775 eintraf. Hier war die Stätte, wo die deutsche Poesie zum ersten Mal Schutz finden sollte; es lebte daselbst ein ganzer Kreis von Freunden der Dichtung und wie Göthe von Allen freundlich und herzlich empfangen wurde, so fühlte er sich auch in dem neuen Kreise wohl, wo er im Jahre 1776 den Charakter als Geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme im Consilium erhielt. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, seine Dichtung fortzusetzen, es erschienen von ihm das Singspiel: Erwin und Elmire, die Stella, welches Schauspiel er später in ein Trauerspiel umwandelte, und das Singspiel: Claudine von Villabella. Im Winter 1776 machte er eine Reise nach dem Harze, dann veranlaßte er den Fürsten zur Errichtung eines Liebhabertheaters, worin auch Göthe auftrat, schrieb dafür das Drama: die Geschwister, und die Operette: die Fischerin, lernte das Technische des Theaters näher kennen und trug viel zu den Vergnügungen des Hofs bei. Göthe veranlaßte den Herzog, den Bergbau in Ilmenau wieder zu beginnen, wo er sich öfters aufhielt, wurde 1779 wirklicher Geheimer Rath, machte mit dem Herzoge eine Reise nach der Schweiz, wohin er schon 1773 mit Stolberg gegangen, aber aus Heimweh wieder zurückgekehrt war, widmete sich nach seiner Zurückkunft fast ausschließlich den Staatsgeschäften und wurde im Juni 1782 Kammerpräsident und in den Adelstand erhoben, um den Anforderungen der Hofetikette entsprechen zu können. Dessen ungeachtet war Göthe immer poetisch thätig und schrieb manche Gedichte, auch gab er 1787 in acht Bänden seine sämmtlichen Schriften heraus. Aber er fühlte, daß in dem Hofkreise und in dieser Wirksamkeit sein poetisches Talent gefährdet sei, und riß sich daher im August 1786 von da los, nahm seine Schriften, worunter viele angefangene Arbeiten, mit, begab sich nach Karlsbad und trat von da aus seine Reise nach Italien an, die der Wendepunkt seines Lebens wurde. Am 28. Sept. kam er nach Venedig, ging um die Mitte Oktober über Bologna nach Rom, wo er am 1. Novbr. ankam, und in Italien, unter dem Einflusse des südlichen Himmels, im Umgange mit trefflichen Meistern und im Anschauen der großen Werke des Alterthums und der neueren Kunst ward es ihm klar in seinem Innern und schwang er sich empor zur höchsten Stufe der Meisterschaft. Die Iphigenie, welche er in Prosa geschrieben hatte, arbeitete er in Verse um und gab ihr die größte Vollendung, schrieb den Tasso und entwarf Pläne für noch andere Werke, die nach einander in ihm reiften. Er ging auch nach Neapel und Palermo und kehrte im Juni 1787 von da nach Deutschland zurück, wo er sich mit neuem Eifer an die Dichtung machte. Gleich nach seiner Rückkehr traf er in Rudolstadt auf Schiller, aber beide konnten sich nicht mit einander befreunden, sondern fühlten sich eher abgestoßen, weil ihre Richtungen zu sehr aus einander lagen; ja nicht einmal das milde Zureden Dalberg's konnte Göthe vermögen, sich Schiller zu nähern. Doch war er ihm, trotz seiner Abneigung, 1789 zu einer Anstellung als Professor der Geschichte in Jena behülflich. Da traf sich der Zufall, daß nach einer Sitzung der mineralogischen Gesellschaft, der Schiller und Göthe beiwohnten, beide zufällig zu gleicher Zeit aus dem Saale traten und sich unter ihnen über das Vorgetragene ein Gespräch anknüpfte, das sie fortsetzten, bis sie zu Schiller's Wohnung kamen und das Gespräch Göthe hineinlockte. Ihre Ansichten gingen auch bei dieser Gelegenheit auseinander, aber der erste Schritt war gethan, Schiller besaß ohnehin eine große Anziehungskraft, und seine Gemahlin, welche Göthe seit

langer Zeit kannte, trug auch das Ihrige zu dauerndem Verständnisse bei, so daß sie in immer nähere Berührung kamen und beide auf einander für ihre ganze künftige Zeit nicht wenig einwirkten. Göthe's nächste Schriften war der inzwischen vollendete Tasso und das Fragment Faust, 1790 machte er abermals eine Reise nach Italien, von welcher er die venetianischen Epigramme mitbrachte, und kehrte mit der Herzogin Amalie nach Weimar zurück. Hier wurde nun im nächsten Jahre ein Hoftheater errichtet und Göthe lieferte für dasselbe die Lustspiele: der Großkophta und die Bürgerlichen und begann das unvollendete Stück: die Aufgeregten; aber bald führten ihn die Kriegsstürme von da weg und 1792 begleitete er den Herzog auf seinem Feldzug in die Champagne und wohnte im nächsten Jahre der Belagerung von Mainz bei. Inzwischen besuchte er auch Jacobi zu Pempelfort, er schrieb seine Metamorphose der Pflanzen, dann seine Beiträge zur Optik, besuchte im November 1792 die Fürstin Gallitzin in Münster, dann in Heidelberg seinen Schwager Schlosser, bekam das Anerbieten einer Frankfurter Rathsherrnstelle und wurde bei seiner Rückkehr nach Weimar mit einem ihm von seinem fürstlichen Freunde bestimmten, erneuerten und wohl eingerichteten Hause erfreut. Er warf sich nun mit erneuertem Eifer auf die schriftstellerische Thätigkeit, bildete den Reinecke Fuchs nach und schrieb den Roman Wilhelm Meister's Lehrjahre; auch entstanden aus Wetteifer mit Schiller verschiedene Balladen, sowie zahlreiche andere Gedichte. In Schiller's Horen lieferte er den Benvenuto Cellini und für dessen Musenalmanach für 1797 bearbeiteten Beide eine Reihe von Epigrammen unter dem Titel Xenien, worin sie alle mittelmäßigen Dichter und Schriftsteller scharf geißelten, so daß sie sich nach allen Seiten hin zahlreiche und erbitterte Feinde machten. Im Jahre 1798 entwickelte er in den Propyläen seine Kunstansichten, dichtete das idyllische Epos Hermann und Dorothea und knüpfte mit Schiller den freundschaftlichsten Verkehr an, der noch inniger wurde, als Schiller nach Weimar zog. 1802 schrieb er das Vorspiel: Was wir bringen, die natürliche Tochter, die Uebersetzung von Diderot's Werk: Rameau's Neffe, und die Schrift: Winkelmann und sein Jahrhundert. Der um diese Zeit erfolgte Tod Schiller's schmerzte ihn tief und bald darauf traten auch mit dem Kriege Napoleon's gegen Preußen die unglückseligsten Verhältnisse für Deutschland ein. Der Krieg hatte seine Hauptstätte im Weimar'schen und selbst in dieser Stadt wurde geplündert. Doch hatten die feindlichen Befehlshaber Göthe's Wohnung unter den Schutz einer besonderen Wache gestellt. Mitten unter diesem Wirrwarr, wo alle Bande gelöst waren, bewog ihn die Achtung für das sittliche Gesetz der Ehe, seiner vieljährigen Freundin, der Schwester des Bibliothekar Vulpius, seine Hand zu reichen und dadurch das Schicksal seines Sohnes festzustellen. — Als der Frieden wieder hergestellt war, setzte Göthe seine Arbeiten wieder fort und es erschienen nun seine Ideen über organische Bildung und das Werk zur Farbenlehre, worin er Newton's System zu bekämpfen suchte. Daneben beschäftigte ihn der Roman: die Wahlverwandtschaften und 1811 begann er die Darstellung seines Lebens unter dem Titel: Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit, von denen 3 Bände bis 1775 reichen, denen dann die Beschreibung seiner italienischen Reise 1786—87 und des Feldzugs 1792 und 1793 folgte. Veranlaßt durch die Befreiungskriege schrieb er 1813 des Epimenides Erwachen, ein Festspiel, und machte eine Badereise nach Töplitz und 1814 nach Frankfurt, wo man ihm zu Ehren den Tasso gab. Im Jahre 1816 ließ er das periodische Werk Kunst und Alterthum erscheinen, von dem bis 1828 fünf Bände von je drei Heften herauskamen, die verschiedene Reiseberichte, Recensionen und kleinere Aufsätze enthalten, und neben diesem gab er 1817—25 sechs Hefte über Morphologie oder Naturwissenschaft überhaupt heraus. Nachdem er seit 1810 nichts rein Poetisches mehr geschrieben, erschienen 1819 sein Westöstlicher Divan und bald darauf Wilhelm Meister's Wanderjahre oder die Entsagenden. Nach und nach war ihm die dramatische Poesie fremd geworden und zu Anfang des Jahres 1817 legte er auch die Direktion des Weimar'schen Hoftheaters nieder, weil man den Hund des Aubry gab, worin ein dressirter Hund auf-

trat, und besuchte Jena, wo er oft verweilte. Göthe beschäftigte sich um diese Zeit auch viel mit fremder Literatur und dies brachte ihn mit Alexander Manzoni und Lord Byron in Verbindung, der ihm zwei seiner Trauerspiele zueignete. Zu Anfang des Jahres 1823 verfiel Göthe in eine lebensgefährliche Krankheit und seine Wiedergenesung ward Veranlassung, seinen Geburtstag nicht nur in Weimar und Jena, sondern auch anderwärts festlich zu begehen. Die Freude steigerte sich jedoch, als er im Jahre 1825 sein Jubelfest feierte, da er gerade vor 50 Jahren nach Weimar gekommen war. Sein fürstlicher Freund ließ nicht nur eine Denkmünze auf den Dichter prägen, sondern es erwarteten diesen auch die größten Ehrenbezeugungen, die Stadt Weimar ernannte seinen Sohn zum Bürger der Stadt, die philosophischen und medicinischen Fakultäten von Jena verliehen ihm ihre Doktordiplome und Alles drängte sich, dem großen Dichter seine Freude zu bezeugen. Er hatte schon früher Auszeichnungen erhalten, 1807 das Großkreuz des russischen St. Annenordens, 1808 das Offizierkreuz der französischen Ehrenlegion, 1815 das Kommandeurkreuz des österreichischen Leopoldordens, 1816 das Großkreuz des Weimar'schen Weißen Falkenordens und das Prädikat als erster Weimarischer Staatsminister und an seinem Geburtstage 1828 reiste der König von Bayern nach Weimar, um Göthe zu besuchen und ihm das Großkreuz des Civil-Verdienstordens der bayerischen Krone eigenhändig zu übergeben. Göthe war diese ganze Zeit aber nicht nur poetisch thätig, sondern wo und wie er konnte, wirkte er auch für das Land. Im Jahre 1825 erschien von ihm eine neue Ausgabe des Werther mit einem einleitenden Gedichte, er übersetzte verschiedene Lieder aus fremden Sprachen und veröffentlichte das Zwischenspiel Helena aus Faust. Bald darauf begann er eine neue Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in 40 Bänden, die seit 1827 erschien; und als 1828 der Großherzog Karl August starb, zog sich Göthe ganz von den Staatsgeschäften zurück, lebte abwechselnd in Jena, Weimar und Dornburg, betrieb seine naturhistorischen Studien und literarischen Arbeiten und vollendete noch seinen Faust und den 4. Theil von Wahrheit und Dichtung, so daß ihn mitten in seiner Thätigkeit am 22. März 1832 im 83sten Lebensjahre ruhig und sanft der Tod traf. Ein Denkmal wurde ihm in seiner Vaterstadt Frankfurt nach Schwanthaler's Modell errichtet. Seine Werke erschienen zuerst 1827 u. ff. in 40 Bänden, 1836 in 2 Quartbänden, 1840 in 40 Bänden und gegenwärtig in einer reich ausgestatteten, aber leider incorrecten Ausgabe von 30 Oktavbänden seit 1850. Eduard Boas hat zwölf Nachträge geliefert. Seine Briefe mit verschiedenen Dichtern und Gelehrten sind nach und nach in reicher Anzahl herausgegeben worden und es ist überhaupt noch Manches der Art zu erwarten. Nicht leicht ist über einen Dichter so viel geschrieben worden als über Göthe und die hierher gehörige Literatur würde eine kleine Bibliothek füllen. Außer verschiedenen kleineren Schriften, die einzelne Verhältnisse des Dichters besprechen, hat Heinrich Döring 1828 eine Biographie geliefert, welcher sich seither zahlreiche andere Schriften anreihten, die jedoch das Ziel noch lange nicht erreichen, z. B. Göthe's Leben von Viehoff, und ihrer großen Zahl wegen hier nicht aufgeführt werden können. Ebenso rankt sich an einzelne seiner Schriften, besonders den Faust, eine Menge von Würdigungen und erklärenden Versuchen, welche noch einer besseren Sichtung bedürfen.

228. Nachdem wir im Allgemeinen die Charakterzüge von Göthe und seinen Schriften zu zeichnen versucht, können wir um so leichter seine einzelnen Werke betrachten, wobei wir uns jedoch abermals an seine Lebensgeschichte anlehnen müssen, deren allgemeine Umrisse in obiger biographischer Skizze bereits niedergelegt sind, denn Leben und Schriften stehen bei Göthe in so innigem Zusammenhange, wie nicht leicht bei einem anderen Dichter. Schon auf seiner ersten Stufe der Lebensentwicklung begegnet uns eine Liebe zu Gret-

chen in Frankfurt und die Angelegenheiten des Herzens spielten bei ihm stets die wichtigste Rolle, denn er dichtete liebend und liebte dichtend durch sein ganzes Leben, und die Liebe entwürdigte nicht sein sittliches Denken, sondern läuterte und steigerte sich zu stets schönerer Gemüthsinnigkeit. Diese erste Liebe, der man freilich noch eine andere voraussetzen will, wirkte nicht gering auf sein poetisches Talent und neben Liebesgedichten waren seine ersten Versuche Erzählungen, Mährchen und Gelegenheitsgedichte. Auch im dramatischen Fache versuchte sich Göthe und er schrieb sogar ein biblisch-episches Gedicht, Joseph, in Prosa, aber von all' seinen ersten Produkten ist blos die Ode: „die Höllenfahrt Christi“ erhalten. In Leipzig ward er mit den Leistungen der deutschen Literatur besser vertraut und der Umgang mit älteren Männern, sowie das feinere Kunsturtheil, das er hier gewann, brachte ihn zur Ueberzeugung, daß er mit seiner bisherigen Stimmung und Richtung durchaus brechen müsse, um seinem Ziele entgegen zu kommen, und dies veranlaßte ihn auch, seine Jugendarbeiten zu verbrennen. Die Liebe zu einem Aennchen in Leipzig, welche ihm wohl zu dem Bilde des schönen Klärchen gesessen haben mag, regte ihn zu neuen poetischen Gestaltungen auf, denn da er sich das Verhältniß selbst störte und er dann in seiner Leidenschaft sogar auf seine Gesundheit einstürmte, half ihm das poetische Talent wieder zur Heilung und daraus entstand das dramatische Gedicht: die Laune des Verliebten. Der Zustand einer zufriedenen Liebe bildete darin den Gegensatz zu seiner eigenen Mißlaune und obgleich das Stück noch ganz im französischen Geschmacke geschrieben ist, so zeigte sich auch hier schon sein Talent, die gegenwärtige Wirklichkeit poetisch darzustellen. Ebenfalls in Leipzig entstand sein Drama: die Mitschuldigen, worin man schon den Einfluß von Lessing erkennt, das aber nicht von Bedeutung ist, weil noch französische Verständigkeit und Nüchternheit zu sehr darin obwalten, der poetische Humor nicht gelungen ist und der Verfasser in sittlicher Hinsicht eine zu große Toleranz zeigt, indem hier die Sünder sogar in die Faust lachen, weil sie ihre schlechten Streiche ungestraft verüben konnten. Die Grundlage zu dem Stücke bildet die Verdorbenheit der Gesellschaft, die wohl von Moral, Gesetz und Religion spricht, aber die Gebote derselben nicht hält. Auch lyrische Gedichte entstanden hier, welche die innersten Selbsterfahrungen des Dichters aussprechen und bereits den klassischen Geist zeigen, der überhaupt Göthe's Lyrik adelt. — Der Kreis, in den Göthe nach seiner Rückkehr von Leipzig kam, und einige Männer, die er in dieser Universitätsstadt selbst traf, wie Behrisch und Oeser, wirkten mächtig auf sein poetisches Talent und wie von Ersterem sein satirischer Humor seine Ausbildung empfing, so leitete ihn der Andere und das Studium der Kunst, besonders auch des Lessing'schen Laokoon, auf die klassische Dichtung der Alten und trieb Göthe zu dem Streben, das zu erreichen, was bisher Anderen mißglückt war, nämlich die Vermählung der Kunst mit der Poesie. Eine Krankheit bewirkte, daß sich Göthe fromm-seligen und sentimentalen Stimmun-

gen hingab, welche die Milde seines Sinnes noch erhöhten und ihn selbst zu alchymistisch-kabbalistischen Studien veranlaßten. Aus diesen entstand die erste Idee zu seinem Faust und aus dem Umgange mit dem Fräulein v. Klettenberg, die sich ebenfalls der sentimentalen Gottseligkeit hingab, entsprangen später die Bekenntnisse einer schönen Seele in Wilhelm Meister. Eine neue Umwandlung des Dichters erfolgte zu Straßburg, wo er seine literarische Unsicherheit und den französischen Geschmack vollends aufgab, Rousseau und Diderot mächtig auf ihn einwirkten und er durch Herder mit den neuen ästhetischen Principien bekannt wurde, die fortan die Dichtung beherrschen sollten. Von Herder ward ihm der Geist der Volksdichtung erschlossen; er führte Göthe auf die ewig lebendige Quelle der Poesie, das Volkslied, und auf Hamann und die englische Literatur, welche begeisternd auf ihn einwirkte und seinen Geist mächtig hob, da er Shakespeare nun näher kennen lernte. Durch Herder wurden überhaupt seine früheren Ansichten umgewandelt und die alten Bauwerke, besonders der Münster, wirkten so gewaltig auf ihn, daß er nicht nur seinen Aufsatz über Erwin von Steinbach schrieb, sondern auch die Idee zu Götz von Berlichingen und zu Faust sehr dadurch gefördert wurde. Außer dem Umgange mit gleichstrebenden jungen Männern hat die Liebe zu Friederike in Sesenheim seine Seele schönem und innigem Selbstleben zugewendet und aus diesem Verhältnisse entsprangen nicht nur die schönsten Lieder, wie der Abschied, an die Erwählte, Jägers Abendlied und Willkomm und Abschied, sondern auch das Bild seiner Geliebten spiegelte sich bis in die spätere Zeit ab in den anmuthigsten und zartesten weiblichen Gestalten seiner Werke. In Straßburg faßte er auch den Plan zu einem größeren Drama, Cäsar, wovon aber blos einige Bruchstücke ausgeführt wurden. Zu Frankfurt und in den verschiedenen Orten, wo er in raschem Wechsel sich nun aufhielt und eine leidenschaftliche Liebe zu Lili sein Herz und Gemüth tief ergriff, reifte Göthe's Geist nach und nach seiner Vollendung entgegen und suchte er sich frei zu machen von dem, was noch Krankhaftes und Mangelhaftes ihm anklebte. Nach und nach beschwichtigte sich der innere Sturm und die Bekanntschaft mit Merck war es vorzüglich, die ihn während dieser Uebergangsperiode oft mit sicherer Hand leitete und von falschen Wegen abhielt. Bemerkenswerth aus dieser Zeit ist seine Beurtheilung von Wood's Versuch über das Original-Genie des Homer. Mächtiger jedoch wirkte auf ihn die erwähnte Liebe zu Lili, von der er selbst sagte, daß sie die Erste und die Letzte war, die er tief und wahrhaft liebte, und dieses Verhältniß wurde auch die Quelle der lieblichsten und schönsten Lieder, die Göthe je gedichtet und wohin vor Allem die Lieder: Herz, mein Herz, was wird das geben, Angedenken du verklung'ner Freuden und an Belinden gehörten. In dieser Zeit schrieb er die ältesten Scenen des Faust, den Prometheus, die Fragmente des ewigen Juden, die satirisch-humoristischen Schriften gegen Basedow, Bahrdt und Wie-

land (Götter, Helden und Wieland), die Singspiele Erwin und Elmire und Claudine von Villabella, Stella und Clavigo, vor Allen aber Götz von Berlichingen und Werther's Leiden, welche nur das ausdrücken, was er selbst innerlich und äußerlich durchlebt hatte und die der Welt verkündeten, welchen Geist sie an Göthe zu erwarten habe. Wie ein Blitzschlag traf Götz von Berlichingen den rechten Moment, indem darin mit voller Wahrheit ein Bild aus einer Zeit geschildert wird, die der seines Erscheinens vielfach verwandt war und ebenso der Abgelebtheit der alten Zeit das unruhige Treiben einer neuen entgegensetzte. Der volle Trotz, den der neue Drang den Ueberlieferungen der alten starren Pedanterie gegenüberstellte, und die Begeisterung für das neue Naturprincip ist in diesem Drama vollständig ausgedrückt, und wenn man es auch ein schönes Ungeheuer nennen darf, so warf es doch plötzlich den französischen Geschmack über den Haufen und war es von großartigstem Erfolg. Die Quelle dazu war die Selbstbiographie von Götz, die Anschauung des Mittelalters im Straßburger Münster und die Geschichtsstudien am Reichskammergerichte; aber er vermochte es nicht, dem Gedichte einen größeren historischen Gehalt zu geben, sondern er concentrirte das Interesse der Sache auf der Person und die Geschichte mußte ihm blos Züge und Farbe geben, um in Götz ein wohlgetroffenes Idealporträt zu bilden. Da die Handlung zu sehr aus dem Boden des Gefühls erwächst, so haben hier die Charaktere mehr eine passive Haltung bekommen und hat das Weibliche dem Stücke sehr geschadet; denn Göthe's männliche Hauptcharaktere ermangeln der positiven Entschiedenheit und tief eingreifenden Energie, wogegen die weiblichen Gestalten durch alle Grade der Stände und Bildung in reichster Mannichfaltigkeit, in den eigenthümlichsten Farben und in den feinsten und zartesten Zügen uns vorgeführt werden. Auch im Götz ist Adelheid zu einem wahren Kunstwerk geworden und neben sie tritt Elisabeth als das treueste Bild einer deutschen Ehefrau, die gegenüber dem weltlich-leidenschaftlichen Sinne der Adelheid und dem gesetzlosen Treiben ihrer Zeit um so wohlthätiger wirkt. In Marie, der fromm-duldenden Jungfrau, spiegelt sich das Bild von Göthe's Friederike ab, und in Weislingen hat er seinen liebewechselnden Sinn und seine reumüthige Zerknirschung geschildert. Im Allgemeinen schwebte Göthe dabei das Vorbild Shakespeare's vor Augen, aber er hielt sich weder an die Einheit des Orts und der Zeit, noch an die der Handlung, Alles ist zu sehr auf den Helden berechnet, die übrigen Personen sind nur oberflächlich mit ihm in Verbindung gesetzt und der großartige Hintergrund, nämlich die Reformation und die sich daran knüpfende politische Bewegung, ist nur schwach angedeutet und der Bruder Martin erscheint wohl weniger aus diesem Grunde, sondern um das Lob des alten Ritters zum Voraus zu verkünden; auch ist die Gesetzlosigkeit im deutschen Reich wohl durch einzelne Züge geschildert, aber ihr eigentlicher Grund nirgends zur Darstellung gelangt. Eine historische Tragödie ist überhaupt das Stück

nicht, da viele Scenen und Züge darin nur aus dem Zeitinteresse, nicht aber aus dem großen Inhalte selbst herausgearbeitet sind, wohin auch das Liebesverhältniß zwischen Marie und Weislingen gehört. Auch verfehlt sich das Stück mehrfach gegen die Geschichte, wie denn Götz nicht im Bauernkriege, sondern dreißig Jahre später starb; der Tod des Götz gewährt keine volle Befriedigung und die Rolle und Geschichte der Adelheid hat einen zu modernen Anstrich, was Göthe auch selbst fühlte, indem er dies so viel als möglich zu vermindern suchte. Ungeachtet dieser Ausstellung zeigt sich aber doch im ganzen Drama schon das volle Talent des Dichters, der Gesinnung und Zustände vergangener Jahrhunderte mit so richtigem und sicherem Takte mitten in das moderne Leben hineinstellte, daß es ein Volksdrama wurde, wie wir kein zweites besitzen, denn er wollte nichts aus der alten Zeit machen und keine Ideen hineintragen, sondern ließ die Vergangenheit sich selbst aussprechen und vor uns in Handlungen vorüberziehen. Durch das ganze Stück geht ächt deutscher Sinn, das Gemälde wird mit dramatischer Energie vor uns aufgerollt, die Handlung strebt rasch vorwärts, Sprache und Ausdruck sind gesund und kernhaft und die Wirklichkeit tritt in schlagender Wahrheit vor unsere Augen. Es war deshalb kein Wunder, daß dies Gedicht voll vaterländischen Gehalts dem französirenden Friedrich II. von Preußen nicht gefiel und es dagegen auf das deutsche Volk eine um so schlagendere Wirkung machte. Diese Wirkung ging jedoch mehr aus dem Stoffe hervor, der sogleich in die Mode kam und nicht nur Göthe den Antrag zu noch einem Dutzend solcher Stücke zuzog, sondern auch eine ganze Reihe von Ritterschauspielen hervorrief, die um so schlechter wurden, je weniger deren Verfasser vom Göthe'schen Geiste einsogen.

Das zweite, von noch größerem Erfolge begleitete Hauptwerk aus dieser Zeit ist Werther's Leiden, das im Jahre 1774 erschien und die allgemeine Krankheit jener Zeit schildert, wobei man freilich von vorn herein geltend machen muß, daß eine wahre Dichtung nicht die Krankheit, sondern die Gesundheit eines nationalen Lebens zur Grundlage haben soll. Diese Krankheit bestand in einer völligen Herabstimmung aller sittlichen, oft auch aller physischen Kraft des Menschen, in einer schmerzlichen Passivität, die sich von Gefühlen, Stimmungen, Launen und Anwandlungen aller Art hin- und herwiegen ließ und in diesen Gefühlen und Stimmungen das eigentliche Leben und den Werth desselben suchte, in einer Weichheit, die stets von Thränen überquoll und sich durch die geringste Berührung mit der wirklichen Welt bis in's Innerste verletzt und bis auf den Tod verwundet fühlte, in einer Empfindlichkeit, die vor den Menschen und den menschlichen Verhältnissen zurückfloh, weil sie die innere Welt, die süßen Gefühle, Ideale und Träume grausam zerstörten, und sich dafür mit krampfhafter Innigkeit, mit brennender, verzehrender Leidenschaftlichkeit an die unbelebte Natur und an die Thierwelt anschloß, als an die einzigen wahren

Freunde, die das geheime Weh verständen, achteten und deshalb auch ungestört ließen; diese Krankheit bestand endlich in einer Todessehnsucht und Verzweiflung am Leben, die gleich eintrat, wenn der Conflikt des reizbaren Gefühls und der träumerischen Ideale mit der Wirklichkeit des prosaischen Lebens hervortrat. Diese Krankheit, welche durch das Streben aus der Kulturwelt heraus nach dem Sinnlich-natürlichen unvermeidlich hervorging, herrschte seit den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts allgemein in Deutschland und zwar nicht nur bis zur französischen Revolution, sondern sogar noch herab bis zu den Befreiungskriegen und verschlang eine Menge der besten und edelsten Kräfte. Dieser Stimmung lieh Göthe's Werther das Wort und die Wirkung war um so schlagender, als Göthe darin nicht nur die Stimmung der Außenwelt schilderte, sondern was er mit empfunden und an sich selbst erlebt hatte. Er theilte die Schwäche der Zeit bis zu dem Grade, daß er selbst den Selbstmord versuchte und seine Dichterkraft allein ihn den Ausweg wählen ließ, durch eine dichterische Ausführung dessen, was er empfunden, sich von dieser Stimmung wieder frei zu machen. Es fehlte ihm nur an einer Begebenheit, an die er diese Elemente anranken sollte, und diese bot sich ihm in Jerusalem's Tod, der sich selbst entleibte wegen einer unglücklichen Neigung zur Gattin eines Freundes; auch Göthe befand sich in einer solchen Stellung zu einer jungen Frau in Frankfurt, und so kann man von dem Romane sagen, Göthe habe sich darin selbst dargestellt. Daher sind auch die Gemüthszustände Werther's mit so vollendeter Wahrheit geschildert, daher entstand die so lebendige Darstellung des für sich Lebenden und in sich Versunkenen, daher diese köstliche Zeichnung des innigen, aber schmerzhaften Naturgefühls des psychisch Kranken, der bis zum Zerfließen gesteigerten Weichheit, der dunklen Schwermuth, der geistigen Ohnmacht, der Selbstquälerei mit gemachten Empfindungen, des Schwankens zwischen Entsagen und schwächlicher Hingebung an das kranke Gefühl, sowie der endlichen Verzweiflung und des Todes durch eigene Hand; daher aber auch, weil Göthe diese Zustände bereits überwunden hatte, die poetische Ferne, in die sie gerückt sind, so daß Göthe nicht mehr die sentimentalen Stimmungen und Gefühle in ihrer Wildheit, nicht mehr die Zustände selbst, sondern die Poesie derselben schildert und blos der selige Schatten dieser empfindsamen Helden an uns vorüberzieht. Das Ganze ist mit großer Consequenz durchgeführt und die Katastrophe allmälig so vorbereitet, daß sie als ein unvermeidliches Resultat erscheint. Mit vielem Glück ist zu dieser Darstellung die Briefform gewählt und selbst die Sprache schmiegt sich mit ungemeiner Treue dem Gang der Empfindungen an, so daß dieser Roman, so wenig man an dem schwachen Werther Gefallen haben kann, als ein bedeutendes Kunstdenkmal erscheint und zeigt, wie das Genie die Wirklichkeit beherrschen und die Freiheit des Geistes in der Wahrheit der Natur hervortreten kann. — Werther und Götz gehören zwar zu den frühesten und noch mangelhaftesten Gestaltungen von Göthe's Schöpferkraft,

sie sind aber für ihn um so wichtiger, weil dieselben Bilder, denen wir hier begegnen, auch in allen übrigen Produkten Göthe's wieder anklingen und nur in anderen Nuancirungen und Variationen auftreten. Der Erfolg von Werther's Leiden war ein ungemeiner, aber leider nahm man an ihm nicht ein formelles und objektives, sondern ein rein stoffliches und leidenschaftlich subjektives Interesse und hielt die Dichtung für eine Rechtfertigung der Sentimentalität und des Selbstmords, so daß durch dieses Buch geradezu diese Krankheit noch mehr verbreitet wurde, das Wertherfieber durch ganz Deutschland mit reißender Schnelle um sich griff, Lotte und Werther in Bild und Schrift bis nach China wanderten und man eifrig nach den historischen Bezügen dieses Buchs forschte. Es war daher kein Wunder, daß nicht nur der Zionswächter und Pastor Göze in Hamburg einen theologisch-moralistischen Kreuzzug gegen Göthe begann, sondern auch das ganze deutsche Philisterthum sich wider ihn erhob und auch Nicolai in Berlin, weil er die Genialität nicht ertragen konnte, sein lächerliches Buch, Freuden des jungen Werther's, dagegen erscheinen ließ. Uebrigens ist nicht zu verkennen, was schon Lessing an dem Werke gerügt hatte, daß Werther's Selbstmord eine unaufgelöste Dissonanz bleibt und Göthe an dem Wertherfieber nicht ohne Schuld ist, weil er die Heilung zwar an sich und formell vollbrachte, aber nicht an dem Objekte auch materiell vollzog.

229. Die Elemente, aus welchen Werther zusammengesetzt ist, finden sich auch in Clavigo, der zu derselben Zeit entstand und in acht Tagen geschrieben wurde. Das Stück beruht auf einer wahren Anekdote aus Beaumarchais' Memoiren und ist eine poetische Produktion, die man aber nicht als Tragödie betrachten darf, da es ihr nicht nur an bedeutender Handlung, tragischen Persönlichkeiten und tragischem Effekte fehlt, sondern auch die sentimentale Reue und überhaupt der Schluß widerwärtig erscheint. Clavigo selbst ist durchaus ein Schwächling und gesteht selbst, daß er ein so Elender sei, daß er nicht verdiene das Tageslicht zu sehen. Dagegen ist es als Charakterstück gut durchgeführt, denn die Verbindung von Talent und Charakterschwäche in Clavigo, von Verstand und Charakterstärke in Carlos und von weiblicher Hingebung und Gemüth in Marie, die Veranschaulichung der Ansicht, daß jeder sein Schicksal in sich selbst trage, und die durchaus bühnengerechte Sprache, Handlung und Haltung machen es bei der Aufführung zu einem höchst wirksamen Stücke. In demselben hat Göthe in Carlos seinen Freund Merck, in Clavigo sich selbst und seine Schwäche im Liebesverhältnisse zu Friederike und letztere wieder in Marie dargestellt. — Die sentimental-egoistische Moral spricht noch lauter im Schauspiele Stella, das Göthe später in eine Tragödie umwandelte. Auch hier sind mehrere Situationen sehr anziehend, die Gefühle und Leidenschaften wahr und der Dialog frisch und lebendig, aber der Held Fernando ist fast noch ein größerer Schwächling als Clavigo, der zwischen zwei überspannten Frauenseelen hin- und herschwankt, und während diese in übertriebener Großmuth und Auf-

opferung wetteifern, weiß Fernando sich nicht einmal in seiner Schwachheit zu einer derselben anders zu entscheiden, als daß er sich erschießt. Die moralische Schwäche ist hier zu sehr als tragisches Motiv hervorgehoben und Stella zeigt sich neben dem Schwächling zu stark, als daß er ihres Besitzes werth gewesen wäre. Auch hier schildert Göthe wieder sich in Fernando und die zwei Heldinnen repräsentiren die zwei Straßburger Tanzmeisters-Töchter, in welche Göthe zu gleicher Zeit verliebt war, ohne sich für eine derselben entscheiden zu können. — Viel schwächer als diese beiden Stücke sind die Geschwister, worin die sentimentale Richtung im häuslichen Stillleben erscheint, Werther zu einem Philister wird und Lotte als eine Haushälterin auftritt; das Stück erschien zwei Jahre später als die vorhergehenden und hat keine Wirkung gemacht. Mit einem eben so unbedeutenden, 1777 erschienenen Stücke, Triumph der Empfindsamkeit, schloß Göthe diese Periode ab.

Neben diesen dramatischen Versuchen entfaltete Göthe auch im Gefühle des nationalen Umschwungs die ihm angeborene kecke Humoristik, mit welcher er gegen alles Mittelmäßige und Schlechte in Wissenschaft, Religion und Dichtung zu Felde zog, eine Richtung, die ein Element seines Charakters war und bis zum Abende seines Lebens immer wieder hervortrat. Vorzüglich drei Dichtungen zeigen, wie sehr sich sein freier Geist gegen den bisherigen Glaubenszwang auflehnte und die Selbstständigkeit des vernunftfreien Menschen empor zu heben suchte. Dies offenbart sich am entschiedensten in dem Monologe seines Prometheus, welcher das Streben ausdrückt, eben diese Selbstständigkeit der Menschheit, gegenüber dem Zwange des priviligirten Herkommens, zu behaupten. Was Faust für die neue Zeit war, das vertritt hier Prometheus im Alterthume. In der Pandora zeigt er dagegen, wie auf dem Wege des Fortschritts zur ächten Humanität die Versöhnung des Menschen mit den Göttern angebahnt werden kann. — Aus dem nicht zu Stande gekommenen Gedichte vom ewigen Juden (Ahasverus) erhielt sich aus dieser Zeit noch ein Fragment, worin im Tone Hans Sachsen's Christus bei seiner Wiederkunft mit Leidwesen erfahren muß, wie durch fanatische Pfaffen und heuchlerische Frömmler sein Evangelium der Liebe zu einem Evangelium des Hasses und des Fanatismus wurde, so daß er in die Gefahr kommt, von den Pharisäern des Christenthums auf's Neue gekreuzigt zu werden. Auch Mahomet's Gesang ist ein Bruchstück einer unvollendeten Tragödie, worin die Stiftung einer neuern noch höheren Religion in reinerem Lichte gegenüber dem Götzendienste dargestellt werden sollte, wie der noch vorhandene vollständige Plan zeigt. War Göthe hier auf ernstem Wege gegen veraltetes Herkommen aufgetreten zu Gunsten der neuen Richtung, so tritt ein kernhafter, treffender und derber Humor in einigen anderen Produkten hervor. Dahin gehört das Fastnachtsspiel Pater Brey, das sich gegen bestimmte Personen richtet und zwar vorzüglich gegen Leuchsenring, der voll unnatürlicher Sentimentalität als Apostel derselben sich

in Frauenkreisen bewegte und sogar damit umging, einen eigenen Orden der Empfindsamkeit zu stiften. Dieser ist unter dem Bilde des Pater Brey dargestellt und verschiedene Verhältnisse und Personen aus dem Darmstädter Kreise bilden den Rahmen zu diesem Frescogemälde voll der frischesten, lebhaftesten Farben. — Ein Gegenstück dazu ist Satyros oder der vergötterte Waldteufel, welches das aftersentimentale Treiben geißelt und sich hauptsächlich gegen Basedow kehrt und gegen ähnliche aftergenialische Vagabunden, welche Rousseau's Naturlehre zu ihren Privatzwecken zu benützen suchten und sich in alle Familien eindrängten. Sein Jahrmarkt zu Plundersweilern ist eine köstliche Satire auf die französische tragische Poesie und faßt die Beschränktheit der eingebildeten Kleinstädterei mit bunten Farben in ein vortreffliches Lebensbild zusammen. Gegen Wieland's deutschen Merkur, worin die Mittelmäßigkeit sich häuslich niederließ, und dessen Alceste, die das Alterthum ganz verkehrt auffaßte, ist seine Farce Götter, Helden und Wieland gerichtet, die 1774 erschien und denselben glücklich persiflirt, während er gegen Dr. Bahrdt und seinen dünkelhaften, seichten Rationalismus seinen Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes schrieb und in Hanswurst's Hochzeit die derb-kräftige Originalität gegenüber den unnatürlichen pädagogischen Versuchen und der Armseligkeit des Tages vertheidigt wird. Alle diese Produkte können zwar keineswegs zu den reineren Gestalten Göthe's gerechnet werden und die Natur tritt darin oft zu derb auf, aber als kleine Frescobilder haben sie für uns um so mehr Interesse, als sie den Weg zeigten, wie man zu einem ächt nationalen Lustspiele hätte gelangen können. —

Außer diesen Leistungen fallen auch noch die Entwürfe von Erwin und Elmire, von Claudine von Villabella und Egmont in diese Zeit, sowie zahlreiche Lieder voll zarter Innigkeit und kühner Begeisterung, wozu außer den schon genannten die Gedichte: An ein goldenes Herz, Neue Liebe neues Leben, Frische Nahrung neues Blut und der Wanderer gehören, das schon andeutete, welche geistige Umwandlung in Italien in ihm vor sich gehen werde.

Mit seinem Eintritte in das Hofleben zu Weimar gerieth Göthe's poetisches Talent mit der Wirklichkeit in mannichfaltigen Konflikt, indem er seine Zeit mit Anordnungen von Hoffestlichkeiten und Vergnügungen vielfach vergeudete; aber er benützte die Verhältnisse, um sich durch das Leben zu bilden, und zog sich um so tiefer in sein Inneres zurück, während die Ansprüche des ceremoniellen Lebens die Ueberschwänglichkeit seiner jugendlichen Gefühle und Phantasieen milderten und sie auf die Schranken der Sitte zurückführten. Daneben wirkte auch der Umgang mit den trefflichen Männern des Weimar'schen Kreises wohlthätig und anregend auf ihn ein, die Liebe zu der hochgebildeten und geistvollen Frau v. Stein und der Verkehr mit anderen edlen Frauen erschienen ihm in dem sturmbewegten Treiben wie milde Sonnenblicke und während er im

Geschäftsleben neben manchen Unannehmlichkeiten dennoch sich mit der Wirklichkeit, dem Volke und dessen Bedürfnissen näher bekannt machte und der Dichtung ganz abgesagt zu haben schien, sproßten nach und nach die ersten Ideen zu seinen köstlichsten Werken und es bedurfte blos der milden Einwirkung des südlichen Himmels, um diese Knospen zu den herrlichsten Blüthen aufbrechen zu lassen. In dieser Zeit entstanden neben den Entwürfen zu den erwähnten größeren Produktionen und unbedeutenderen Gelegenheitsdichtungen verschiedene lyrische Gedichte, welche ganz die Frische seines Geistes zeigen. Hans Sachs (1776) schildert in einem gemüthlichen Gemälde dessen poetische Sendung mit solcher Wahrheit und Treue, daß uns darin dieser vielverkannte Dichter in seiner vollen Reinheit und ebenso sein Jahrhundert vor Augen tritt; die Seefahrt drückt den Sieg des menschlichen Muthes über die Elemente der Natur aus in einem effektreichen Bilde, und die Harzreise im Winter veranschaulicht den Kontrast des menschlichen Schicksals, die Bilder der Natur und ihre Beziehungen zum Göttlichen. Ferner gehören hierher die Gedichte an den Mond, meine Göttin, das Göttliche, der Becher, die Cicade und Andere, sowie die Operetten: Lila und Jery und Bätely, welche vielfach mit den vorgenannten Singspielen verwandt sind und einige liebliche Gedichte enthalten. Das Singspiel die Fischerin wird noch mehr lyrisch und in der Oper: Scherz, List und Rache (1785) herrscht der Gesang durchaus vor; als Opernversuche sind jedoch diese Stücke verunglückt, ebenso wie das schon oben erwähnte Phantasiestück: Triumph der Empfindsamkeit, dem ächter Humor fehlt und das ungeachtet treffender Einzelnheiten dennoch ermüdet. Von wirklichem Humor getragen ist dagegen das Lustspiel: die Vögel, worin er gegen die schlechten Schriftsteller und deren geistlose Beurtheiler und Leser zu Feld zieht und den Aristophenes nachzuahmen suchte. Anderes was noch in diese Zeit fällt, blieb unvollendet, wie die Geheimnisse, worin er wahre menschliche Religion darstellen wollte, Elpenor, wovon nur zwei Akte vollendet wurden, und einiges Unbedeutendere. Bemerkenswerth sind noch die Briefe aus der Schweiz, welche mit Wahrheit und Frische geschrieben sind und manche treffende Bemerkungen enthalten. Auch darf nicht übergangen werden, daß sich in dieser Zeit Göthe damit beschäftigte, die Materialien zu einer Geschichte des Herzogs Bernhard von Weimar zu sammeln. Man erkennt daraus, auf wie vielfache Weise sich Göthe beschäftigte, wie er aber nirgends zu einer größeren Kunstleistung gelangen konnte, denn auch die Entwürfe zu Iphigenie und Tasso machte er nur in prosaischer Form und vermochte nicht dieselbe unter den einengenden und seinen Geist drückenden Verhältnissen reif werden und hervortreten zu lassen. Darum riß er sich aus diesen Kreisen los, um eine Reise nach Italien anzutreten und unter der warmen Sonne des südlichen Himmels mit neu belebter dichterischer Kraft die schönsten poetischen Gestaltungen hervorzuzaubern.

in Frauenkreisen bewegte und sogar damit umging, einen eigenen Orden der Empfindsamkeit zu stiften. Dieser ist unter dem Bilde des Pater Brey dargestellt und verschiedene Verhältnisse und Personen aus dem Darmstädter Kreise bilden den Rahmen zu diesem Frescogemälde voll der frischesten, lebhaftesten Farben. — Ein Gegenstück dazu ist Sathros oder der vergötterte Waldteufel, welches das aftersentimentale Treiben geißelt und sich hauptsächlich gegen Basedow kehrt und gegen ähnliche aftergenialische Vagabunden, welche Rousseau's Naturlehre zu ihren Privatzwecken zu benützen suchten und sich in alle Familien eindrängten. Sein Jahrmarkt zu Plundersweilern ist eine köstliche Satire auf die französische tragische Poesie und faßt die Beschränktheit der eingebildeten Kleinstädterei mit bunten Farben in ein vortreffliches Lebensbild zusammen. Gegen Wieland's deutschen Merkur, worin die Mittelmäßigkeit sich häuslich niederließ, und dessen Alceste, die das Alterthum ganz verkehrt auffaßte, ist seine Farce Götter, Helden und Wieland gerichtet, die 1774 erschien und denselben glücklich persiflirt, während er gegen Dr. Bahrdt und seinen dünkelhaften, seichten Rationalismus seinen Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes schrieb und in Hanswurst's Hochzeit die derb-kräftige Originalität gegenüber den unnatürlichen pädagogischen Versuchen und der Armseligkeit des Tages vertheidigt wird. Alle diese Produkte können zwar keineswegs zu den reineren Gestalten Göthe's gerechnet werden und die Natur tritt darin oft zu derb auf, aber als kleine Frescobilder haben sie für uns um so mehr Interesse, als sie den Weg zeigten, wie man zu einem ächt nationalen Lustspiele hätte gelangen können. —

Außer diesen Leistungen fallen auch noch die Entwürfe von Erwin und Elmire, von Claudine von Villabella und Egmont in diese Zeit, sowie zahlreiche Lieder voll zarter Innigkeit und kühner Begeisterung, wozu außer den schon genannten die Gedichte: An ein goldenes Herz, Neue Liebe neues Leben, Frische Nahrung neues Blut und der Wanderer gehören, das schon andeutete, welche geistige Umwandlung in Italien in ihm vor sich gehen werde.

Mit seinem Eintritte in das Hofleben zu Weimar gerieth Göthe's poetisches Talent mit der Wirklichkeit in mannichfaltigen Konflikt, indem er seine Zeit mit Anordnungen von Hoffestlichkeiten und Vergnügungen vielfach vergeudete; aber er benützte die Verhältnisse, um sich durch das Leben zu bilden, und zog sich um so tiefer in sein Inneres zurück, während die Ansprüche des ceremonielleren Lebens die Ueberschwänglichkeit seiner jugendlichen Gefühle und Phantasieen milderten und sie auf die Schranken der Sitte zurückführten. Daneben wirkte auch der Umgang mit den trefflichen Männern des Weimar'schen Kreises wohlthätig und anregend auf ihn ein, die Liebe zu der hochgebildeten und geistvollen Frau v. Stein und der Verkehr mit anderen edlen Frauen erschienen ihm in dem sturmbewegten Treiben wie milde Sonnenblicke und während er im

Geschäftsleben neben manchen Unannehmlichkeiten dennoch sich mit der Wirklichkeit, dem Volke und dessen Bedürfnissen näher bekannt machte und der Dichtung ganz abgesagt zu haben schien, sproßten nach und nach die ersten Ideen zu seinen köstlichsten Werken und es bedurfte blos der milden Einwirkung des südlichen Himmels, um diese Knospen zu den herrlichsten Blüthen aufbrechen zu lassen. In dieser Zeit entstanden neben den Entwürfen zu den erwähnten größeren Produktionen und unbedeutenderen Gelegenheitsdichtungen verschiedene lyrische Gedichte, welche ganz die Frische seines Geistes zeigen. Hans Sachs (1776) schildert in einem gemüthlichen Gemälde dessen poetische Sendung mit solcher Wahrheit und Treue, daß uns darin dieser vielverkannte Dichter in seiner vollen Reinheit und ebenso sein Jahrhundert vor Augen tritt; die Seefahrt drückt den Sieg des menschlichen Muthes über die Elemente der Natur aus in einem effektreichen Bilde, und die Harzreise im Winter veranschaulicht den Kontrast des menschlichen Schicksals, die Bilder der Natur und ihre Beziehungen zum Göttlichen. Ferner gehören hierher die Gedichte an den Mond, meine Göttin, das Göttliche, der Becher, die Cicade und Andere, sowie die Operetten: Lila und Jery und Bätely, welche vielfach mit den vorgenannten Singspielen verwandt sind und einige liebliche Gedichte enthalten. Das Singspiel die Fischerin wird noch mehr lyrisch und in der Oper: Scherz, List und Rache (1785) herrscht der Gesang durchaus vor; als Opernversuche sind jedoch diese Stücke verunglückt, ebenso wie das schon oben erwähnte Phantasiestück: Triumph der Empfindsamkeit, dem ächter Humor fehlt und das ungeachtet treffender Einzelnheiten dennoch ermüdet. Von wirklichem Humor getragen ist dagegen das Lustspiel: die Vögel, worin er gegen die schlechten Schriftsteller und deren geistlose Beurtheiler und Leser zu Feld zieht und den Aristophenes nachzuahmen suchte. Anderes was noch in diese Zeit fällt, blieb unvollendet, wie die Geheimnisse, worin er wahre menschliche Religion darstellen wollte, Elpenor, wovon nur zwei Akte vollendet wurden, und einiges Unbedeutendere. Bemerkenswerth sind noch die Briefe aus der Schweiz, welche mit Wahrheit und Frische geschrieben sind und manche treffende Bemerkungen enthalten. Auch darf nicht übergangen werden, daß sich in dieser Zeit Göthe damit beschäftigte, die Materialien zu einer Geschichte des Herzogs Bernhard von Weimar zu sammeln. Man erkennt daraus, auf wie vielfache Weise sich Göthe beschäftigte, wie er aber nirgends zu einer größeren Kunstleistung gelangen konnte, denn auch die Entwürfe zu Iphigenie und Tasso machte er nur in prosaischer Form und vermochte nicht dieselbe unter den einengenden und seinen Geist drückenden Verhältnissen reif werden und hervortreten zu lassen. Darum riß er sich aus diesen Kreisen los, um eine Reise nach Italien anzutreten und unter der warmen Sonne des südlichen Himmels mit neu belebter dichterischer Kraft die schönsten poetischen Gestaltungen hervorzuzaubern.

230. In Italien erhoffte er Frieden und Beruhigung durch die Kunst und so sehr sehnte er sich dahin, daß er lange vorher nichts mehr sehen, keinen alten Autor mehr anschauen konnte, da es ihm das Bild Italiens erneute und dies ihn trüb stimmte. Am 3. Septbr. 1786 ging er nach Karlsbad, die italienische Reise geheim haltend, um keinen Reisegefährten zu bekommen, und erst von da weiter; wie er aber in dies Land kam, da fühlte er auch in sich selbst wieder eine warme Sonne aufgehen, seine Seele schwelgte im Genusse, nichts blieb ihm gleichgültig und Kunst und Natur riefen bei ihm ein ganz neues Leben hervor. An die Stelle seiner titanischen Ideen traten nun die reinen Gestalten des Menschlichen und Schönen, er fühlte sich übereinstimmend mit sich selbst, glücklich und zur Dichtung geboren, und als er zurückkehrte nach Weimar (Juni 1788), war er ein ganz anderer Mann, dem die sittliche Schönheit zum anderen Evangelium ward, der nun brach mit den alten Freunden und nur noch Einen Freund in Schiller finden konnte, der ihm ebenbürtig war. Auch seine Werke trugen jetzt den Stempel der Weihe. An die Stelle naturalistischer Genialität trat die vollendete Darstellung und die klassische Form und rasch folgten seine Meisterwerke auf einander, welche den Geist des Alterthums in die Gegenwart versetzten, die Naivetät der antiken Kunst mit der nordischen Romantik verbanden und auch die sprachliche Darstellung vollendet zeigten.

Auf seiner italienischen Reise hatte er Egmont, Iphigenie, Faust und Wilhelm Meister mitgenommen, besonders Tasso wandte er die größte Aufmerksamkeit zu, dieser begleitete ihn auf allen Wegen und nebenbei auch die Metamorphose der Pflanzen, die er 1790 schrieb und worin er Wissenschaft und Poesie glücklich vereinigte. Sein erstes Werk und die erste Frucht der Reise war Iphigenie (1787), worin zuerst der Dichter die Versöhnung der freien Idee und der reinen Schönheit der Form feierte, die aber auch die größte Anstrengung kostete. Schon 1779 hatte er dies Drama in Prosa geschrieben; in Italien und zwar schon am Gardasee begann er aber die Umarbeitung in Jamben und vollendete sie bis Rom. Inhalt ist die Fabel von Iphigenie, die, dem Opfertode zu Aulis durch Diana entrückt, von dieser nach Taurien gebracht wurde, um als ihre Priesterin zu leben, bis ihr wegen des Muttermords von den Furien geplagter Bruder Orestes mit seinem Freunde Pylades dahin kam, um der Diana Bild zu rauben und dadurch zu genesen, und er nun die Schwester findet und, des Orakels Sinn erkennend, diese heimführt und genest. Hier ist die Befreiung des Menschen von der Gewalt der äußerlichen Schicksalsmacht in heilig-ernster Weise und mit großer Kunstvollendung dargestellt worden. Die tiefe majestätische Ruhe, die über alle Gestalten des Drama's auch bei der mächtigsten inneren Unruhe gebreitet ist, die großartige Einfachheit in Handlung und Sprache und die lichte Durchsichtigkeit des Ganzen ist durchaus im vollen Sinne des Alterthums lebendig reproducirt, während der Geist der Innigkeit, der leise Hauch des Friedens ächt deutsch sind. Wie die Liebe unseres Lebens

Mittelpunkt ist, so sammeln sich auch hier alle warmen Strahlen in Iphigenien's schöner Frauengestalt, um von ihr aus wieder alles Andere zu erwärmen, den Scythenkönig Thoas zu rühren, des Bruders Schicksal zu lösen, Iphigenie zur Heimath zu führen und um Alle die Bande des Vertrauens und der Treue zu schlingen. Bis in's Einzelne ist das Stück meisterhaft durchgeführt, kein Zug verfehlt und der Dichter stellte die titanenhafte Verworrenheit und Unthat der Heroenwelt in den dämmernden Hintergrund, um das edle sittliche Walten um so reiner hervortreten zu lassen. Handlung ist nur wenig vorhanden und das Stück enthält mehr die Darstellung der Gesinnungen, die zur Handlung gemacht sind, und die Handlung beruht hauptsächlich auf der Begegnung von Iphigenien's sittlicher Gemüthsschönheit mit der Kraft eines rohen Barbarengeistes, der durch den Adel von Iphigenien's Persönlichkeit zur Milde gestimmt und durch das offene Bekenntniß der Wahrheit der Priesterin bestimmt wird, dieselbe mit ihren Freunden ziehen zu lassen. Auch den Orestes heilt kein Opfer und keine Gottheit, sondern blos Iphigenien's mildes Wort voll Liebe. Diese, voll Adel der Gesinnung und der Sitte, voll weiblicher Bescheidenheit, Demuth und kindlichem Vertrauen, ist ein Spiegel der Wahrheit und Güte und fühlt sich auch in der Ferne und im Gefühle der Verlassenheit und Sehnsucht nach der Heimath doch fern von Leidenschaft und Verzweiflung, und von ihr aus geht die Versöhnung allein, da die Göttin und die Wahrheit durch ihren Mund redet. Dies Alles macht das Stück zu einem Meisterwerke, das in allen seinen Einzelnheiten große Schönheiten bietet; aber das Stück wird nie in Blut und Leben der Nation übergehen, da es ihr zu fern steht und es sich zu einer Höhe erhebt, der nur Wenige folgen können.

Zu gleicher Zeit reifte auch Egmont, welche Tragödie schon 1775 begonnen, aber erst in Rom vollendet wurde und 1788 gleich nach der Iphigenie erschien. Dies Drama bezeichnet den Uebergang Göthe's vom alten Freiheitsdrange zum Maaße rhythmischer Bewegung und leidet daher an Ungleichartigkeit, an Abschluß und Vollendung. Das musikalische Element dringt dabei ziemlich stark ein, ohne dabei störend zu erscheinen, indem es die lyrische Stimmung und die Phantasieen Egmont's hebt, wie ja auch dessen romantische Idealität sein tragisches Interesse höchst steigert. Das Stück ist als eine Tragödie eines idealen Gemüths zu betrachten, das in die Mitte einer weltgeschichtlichen entscheidenden Zeit gestellt, den Widerstreit des Idealen mit der Wirklichkeit darstellt und in der einseitigen Entwicklung seiner Idealität sich selbst sein Schicksal bereitet. Egmont ist Ritter, kampffertiger Held, treuer Vasall und Freund der Liebe und Freiheit; sein Lebenselement ist die Phantasie, in ihr schwelgt er und überläßt er sich ganz den Genüssen der Gegenwart, den Sturm nicht bemerkend, der über seinem Haupte heranzieht und den er selbst durch seine unbesonnene Phantastik herbeiführt, bis ihn mitten unter seinen Träumereien die Hand des Schicksals trifft. Dieses Phantasieleben, dem wir auf

allen Seiten seines Charakters begegnen, erscheint am schönsten in Egmont's Verhältniß zu Klärchen, welches seinen Charakter und seine Stellung am hellsten beleuchtet, wie auch die dahin gehörenden Scenen die ältesten sind und eigene Erlebnisse des Dichters darstellen. Schiller hat dieses Verhältniß als eine Episode betrachtet, welche das Ganze beeinträchtige, aber es gehört wesentlich zur Grundlage des Stücks, und selbst der verklärende Traum am Ende desselben dient nur dazu, noch einmal das Licht seiner Phantasie in vollstem Glanze erscheinen zu lassen, und es gibt einen tragischen Effekt, daß unmittelbar auf diesen schönsten Traum seines Lebens die Nacht des Todes folgt. Klärchen erscheint auch Schiller als unnachahmlich schön gezeichnet und nur durch Liebe veredelt, die durch das Phantastische ganz eigenthümlich gefärbt ist, denn die Schwärmerei überwiegt das Sinnliche, Klärchen liebt in Egmont nicht blos den Mann, sondern das Herrliche, was in ihm ist, und daß er sie die Seinige genannt, ist ihr das Höchste. So erscheint sie in jeder Beziehung als das schönste Gegenbild zu Egmont selbst und so innig mit ihm verschlungen, daß sie ihn nicht überleben konnte. Als geschichtliches Drama ist das Stück nicht zu betrachten, wie denn auch Egmont in der Geschichte größer erscheint als hier, aber Göthe wollte die Geschichte auch nur benützen, um die persönliche Tragik in ein volleres Licht zu stellen. Mitten in der Zeit der größten politischen Aufregung, wo sich schon die Großen empört haben und die Bürger im Begriffe stehen zu folgen, wo der strenge Alba mit eiserner Ruthe in's Land kommt und Ströme Blutes fließen läßt, glaubt Egmont an Fürstenwort und Fürstengunst, freut er sich im Bewußtsein der Unschuld des Lebens, hört er nicht auf die Warnungen seiner Freunde, vertheidigt er sogar gegenüber von Alba, als dieser längst seinen Untergang beschlossen, mit treuherziger Offenheit die Sache der Freiheit und so trifft ihn, den leichtsinnig Vertrauenden, das vernichtende Schicksal. Hierdurch entsteht der tragische Effekt, aber gegenüber von Alba erscheint doch Egmont zu schwach und unbedeutend, ungeachtet seines hohen Ansehens und Freimuths, um der Träger des Tragischen zu sein. Besser ist die Gegenüberstellung von Egmont und Wilhelm von Oranien, da letzterer mit kluger Berechnung und schweigsam die Handlungen Alba's beobachtet und erst in dem Augenblicke auftritt, wo die Gefahr in ihrer wirklichen Größe erscheint. Das Stück ist übrigens mit Götz in der Hinsicht verwandt, daß auch hier eine welthistorische Krisis vorgeführt wird, obgleich sie in Egmont mehr zurücktritt; auch zeigt sich darin, wie Göthe immer nur die Tragödie des Gemüths liebte, nicht die der That, indem Egmont weniger durch die Gewalt der äußeren Verhältnisse, als durch sich selbst untergeht und nicht im Kampfe unterliegt, sondern in leichtsinniger Sorglosigkeit seine Vernichtung erwartet und erhält.

Das dritte Stück, wozu er ebenfalls die Idee schon früher empfangen, das aber erst in Italien reifte, ist Tasso, der 1790 erschien und worin er mehr als in ein anderes Stück seine eigenen Erlebnisse und Schicksale verwebte und den

schmerzlichen Zug einer leidenschaftlichen Seele, die zu einer unwiderruflichen Verbannung gezwungen wird, hinein legte. Auch hier ist, wie in den früheren Stücken, das Subjekt in seinem persönlich idealen Freiheitsdrange dargestellt, jedoch in ganz anderem Tone und in durchaus verschiedener Gestaltung, denn hier wird die geniale Persönlichkeit des Dichters der objektiven Wirklichkeit gegenüber zur Geltung gebracht. Tasso will sich damit für ein einzig auserwähltes Wesen halten, an Alles wagen und frei im Denken und Dichten sein, weil ihn die Welt im Handeln schon genugsam einschränke. In dieser Hinsicht ist Tasso mit Faust verwandt, nur hält er an seinem Idealismus fest und verneint sich daher zuletzt in der Resignation selbst. Es spiegelt sich in dem Gedichte der Gegensatz zwischen Hofleben und Dichtung, genialer Freiheit und objektiver Beschränkung, was Göthe in seinem eigenen Leben oft genug erfahren mußte, nur ist diese persönliche Beziehung des Dichters auf das Glücklichste zur Allgemeinheit der Idee erhoben. Dem Stücke ist die Anekdote von einer Liebesintrigue Tasso's mit einer Prinzessin von Ferrara zu Grund gelegt, aber sie sollte auch nur stoffliche Grundlage sein, um die Handlung in ihrem Entwicklungsgang zu stützen und in einem Gesichtspunkte möglichst zu concentriren. Das Stück will nicht eine bedeutende Begebenheit, sondern mehr das Seelenleben Tasso's zur Entwicklung bringen und alle Momente sind so gewählt, daß sie die innere Persönlichkeit Tasso's in ihrer tragischen Bedeutung hervorheben. Alle übrigen Personen sind so charakterisirt und gruppirt, daß sie den Charakter Tasso's und in ihm die ideale Abstraktion der poetischen Subjektivität in schönstem Lichte erscheinen lassen und in Antonio der Gegensatz der staatsmännischen Welterfahrung und praktischen Wirksamkeit hervortritt, und dieser Kampf der beiden Lebensprinzipien ist so wahr und einfach durchgeführt, daß er die volle Meisterschaft Göthe's in reinstem Lichte darthut und Alles ganz natürlich und ohne unerwartete Ereignisse allein aus dem Widerspruche und dem Gegenübertreten beider Persönlichkeiten hervorgeht. Tasso, ein Dichter voll gemüthlicher Tiefe und Empfänglichkeit für das Schwärmerische und Romantische, welche durch seine Reisen noch gesteigert wurde, zugleich ohne Festigkeit und von reizbarem Charakter, findet als den Mittelpunkt seiner Dichtung die Liebe, um welche sich Heldenthum und Religion bewegen, die er aber mehr zum Träger seiner eigenen Gemüthszustände und persönlicher Sympathien zu machen suchte; aber er kann nicht Herr werden über seinen Gegenstand und sich nicht auf die Höhe der Zeit erheben, sondern in Allem spiegelt sich seine Persönlichkeit ab, das Talent ist vom Temperamente getragen und sein Epos vereinigt gleichsam nur seine lyrischen Gedichte zu einem größeren Ganzen. Diesem gegenüber tritt nun Antonio und in Beider Begegnung sind die schönsten Scenen vorgeführt. Er trifft gerade in dem Momente mit Tasso zusammen, wo dieser auf dem Zenith seines Glückes steht, und greift ihm mit kaltem Griffe in seine Seligkeit hinein, während die Prinzessin ihre Leidenschaft

zum jungen Dichter in stiller Tiefe verbirgt und die Forderung der Sitte mit der Macht der Liebe auszugleichen sucht. Besonders schön dargestellt ist die Art, wie die Prinzessin ihre eigene Leidenschaft gegenüber dem feurigen Enthusiasmus Tasso's beherrscht und dieser dann sein innerstes Wesen offenbart, denn in ihr ist die Liebe nur vergeistigt. Ueberhaupt sind alle Personen und Gestalten mit größter Kunst gezeichnet und ihr Antheil an der Entwicklung des Stücks motivirt, die Sprache selbst ächt klassisch und selbst der Schluß muß vollkommen befriedigen, denn der Dichter wollte den idealen Schwärmer in der Erkenntniß seines schönen Irrthums sein Schicksal selbst finden lassen und zeigen, wie die Versöhnung der Idee mit der Welt durch den höchsten Schmerz der Idee selbst errungen wird; gerade darin liegt der tragische Effekt, weil die harte Entsagung am Schlusse gegenübertritt dem strahlenden Glanze der Liebe und des Dichterruhms, die am Anfange Tasso's Seligkeit begründete. Auch hier ist wieder eine Tragödie des Gemüths geliefert, das sich sein Schicksal selbst bereitet, und daneben hat Göthe in sinniger Weise auch dem den Dichtern so freundlichen Hofe zu Weimar ein schönes Denkmal gesetzt, ohne zum Schmeichler zu werden, indem der Vergleich zwischen Ferrara und Weimar nahe liegt. Wegen der vorherrschenden Innerlichkeit der Handlung ist das Stück übrigens nur wenig zur dramatischen Darstellung geeignet und erfordert es tüchtige Schauspieler und ein durchaus gebildetes Publikum von gutem Geschmacke, um bei der Aufführung Erfolg zu erlangen.

231. Neben diesen Stücken beschäftigte sich Göthe auch mit dem Faust, von dem 1790 ein Fragment erschien; er ward aber erst kurz vor seinem Tode vollendet und findet daher auch nur als Ganzes seine wahre Beurtheilung. Andere kleinere Werke reihten sich an seine größeren Arbeiten an und dahin gehören zuerst jene dramatischen Produkte, die aus dem Verhältnisse Göthe's zur französischen Revolution entsprangen. Göthe besaß der Menge gegenüber eine zu aristokratische Haltung, als daß er sich mit dieser Bewegung hätte befreunden können, zumal sie ihn auch in seinem Bestreben, sich nach allen Seiten auszubilden, störte. Aus jener Stimmung gingen nun der Bürgergeneral, die Aufgeregten und die Unterhaltungen der Ausgewanderten hervor; ja sogar der Großkophta und Reineke Fuchs entstanden unter solchem Einflusse. Letzterer ist eine hochdeutsche metrische Umbildung des altdeutschen Werks, das schon Gottsched in Prosa erneuert hatte, und diente Göthe zum Theil auch dazu, sich im Verfertigen von Hexametern zu üben. Besonders zog ihn darin an, daß Alles heiter zugeht und er ohne Störung seines guten Humors darin die schrecklichen Uebel der Gesellschaft beleuchten konnte, wie denn das Buch die Heuchelei der Pfaffen und die diplomatische Lüge sehr anschaulich vorführt, obschon es fast das Gefühl verletzt, solchen Jammer des Vaterlands mit so jovialer Laune zu schildern. Das Schauspiel der Großkophta, welches ursprünglich eine Oper werden sollte, entstand wenigstens mittelbar durch die Bewegung jener

Zeit, indem er darin den berüchtigten Cagliostro und seine Geisterseherei gegenüber der Versunkenheit des Stadt-, Hof- und Staatslebens schildern wollte, wie man überhaupt damals das mystische Unwesen öfters zum Gegenstande poetischer Produktionen machte. Kein Stück Göthe's ist übrigens so verfehlt, wie dieses, indem es den Gegenstand weder von der ernsten noch von der komischen Seite richtig erfaßt und daher als höchst mittelmäßig erscheint. Im Bürgergenerale (1793) wollte er die Schlagworte Freiheit und Gleichheit, welche die französische Revolution im Munde führte, auf humoristische Weise parodiren, aber der Humor ist matt, Göthe verstand es nicht, den Geist und Charakter der Revolution aufzufassen und richtig darzustellen, und das Stück zeigt nur, wie wenig Göthe geeignet war, die Geschichte in einem größeren Gesammtüberblicke zu erfassen. In den Aufgeregten (1793) ist weder die Handlung noch Charaktere und Gesinnungen voll Leben und Bewegung, auch die Sprache vielfach matt und gezwungen und überall tritt Göthe's aristokratisches Grundelement hervor, obgleich er hier versuchte, der Demokratie zum Rechte zu verhelfen. Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten (1795 erschienen) gingen ebenfalls aus Zeitverhältnissen hervor, fangen mit einer Spukgeschichte an, enden mit einem deutungsvollen Mährchen und sind trotz der geringen Bedeutung der Erfindung mit vieler Kunst hinsichtlich der Entwicklung und Darstellung geschrieben. Uebrigens eröffnete er damit die deutsche Novelle, welche in neuerer Zeit so vielfach bearbeitet wurde. — Neben diesen Arbeiten beschäftigten noch viele andere den Dichter, wie die römischen Elegien und venetianischen Epigramme, die Reise der Söhne Megaprazons, Wilhelm Meister, die optischen Beiträge und die Farbenlehre, und für Göthe selbst bereitete sich eine neue wichtige Epoche vor, indem er nach anfänglicher Abneigung mit Schiller bekannt wurde, beide sich innig an einander anschlossen und aus ihrem literarischen Verkehr dann die reichsten Blüthen entsproßten. Am 13. Juni 1794 wandte sich Schiller zuerst schriftlich an Göthe, indem er ihn einlud, an seinen Horen Theil zu nehmen, und von da an besitzen wir den Briefwechsel zwischen beiden Dichtern bis zum 24. April 1805, welcher beider Persönlichkeit in schönstem Lichte erscheinen läßt und zeigt, wie sie einander gegenseitig förderten, Einer auf den Anderen Einfluß übte und durch gegenseitigen Ideenaustausch ihr Genie zur Vollkommenheit sich ausbildete. Die gemeinsame Thätigkeit entfaltete sich zunächst in Schiller's Horen, wozu Göthe einige Beiträge, wie die genannten Unterhaltungen der Ausgewanderten, einen Theil der römischen Elegien und die Episteln lieferte, die aber den gewünschten Anklang nicht fanden, obgleich Schiller hier schon die Abhandlungen bekannt machte, welche den Umschwung der wissenschaftlichen Kritik bewirkten. In den Musenalmanach Schiller's, der 1796 erschien, gaben Beide gehaltreiche Beiträge und im zweiten Jahrgange kamen sogar die gemeinschaftlich unternommenen Xenien.

Göthe's römische Elegien wurden gleich nach seiner Rückkehr aus Italien und noch unter dem vollen Eindrucke, den jenes Land auf ihn gemacht hatte, geschrieben und bewähren das reiche Talent, anschauend die Welt zu erfassen und in anschaulicher Wahrheit wieder neu zu gestalten, denn hier herrscht eigenstes Leben und freieste Kunst. Sie beziehen sich auf das Glück einer geheimen Liebe und lassen uns zugleich in das Reich des Gemüths wie der Kunst mit Einem Blicke schauen. Was das Alterthum für die Elegie geleistet, ist hier glücklich und in noch veredelterer Weise vereinigt und der ungezwungene Contrast zwischen der Lust der Gegenwart und der großartigen Vergangenheit, die mit Ernst aus den Ruinen Roms blickt, geben den Elegien ein besonderes Interesse, während auch Sprache und Rhythmus angemessen sind und kleine Mängel leicht übersehen werden. — Wunderlieblich ist die etwas später geschriebene Idylle Alexis und Dora (1796), das in höchster Einfalt die reichste Empfindung enthält, von unaussprechlicher Rührung durchdrungen ist und die äußere Geschäftigkeit der Welt mit der Innerlichkeit des Gemüths zu dem zartesten Gemälde verwebt, so daß selbst Schiller davon sagte, die Idylle enthalte Sachen, die noch gar nicht von einem Sterblichen ausgesprochen worden seien. — An die Elegien reihen sich die venetianischen Epigramme an, die bei einer späteren Reise geschrieben wurden und den Gegensatz zwischen der alten Kunst und Herrlichkeit der Natur und der neueren Verödung und der Seelenlosigkeit unter einer heuchlerischen Pfaffenherrschaft überall auftauchen lassen, ohne gerade in die ernste Satire zu verfallen oder sich ausschließlich diesen Betrachtungen hinzugeben. Im nächsten Jahre kam noch der neue Pausias hinzu, der ebenso klar und in freundlicher Empfindung hingehaucht ist wie die Elegien, aber eine mehr idyllische Stimmung enthält.

Als lyrischer Dichter spricht Göthe in größter Reinheit, Klarheit und buntestem Wechsel das Süßeste und Heiligste aus, was des Menschen Herz in sich birgt, voll der reinsten Gesinnungen, und es kann nichts Innigeres, Anschaulicheres und Musikalischeres geben, als seine Lieder: Nähe des Geliebten, Frühzeitiger Frühling, Schäfers Klagelied, Ueber Thal und Fluß getragen, Mich ergreift ich weiß nicht wie, u. A. Ueberhaupt zeigte sich Göthe darin als ein ächter Volksdichter und zwar nicht weil er volksthümlich sein wollte, sondern weil er menschlich-wahr und deutsch-inniglich die innersten Geistesregungen des deutschen Volks so klangvoll und klar ausgesprochen hat. Mit den zauberhaftesten Farben hat er das geheimnißvolle Weben und Treiben in der Menschenbrust geschildert in seinen Balladen, die oft den Ton des reinsten und duftigsten Lieds anschlagen, wobei er in einigen derselben es sogar verstand, fern liegende Stoffe durch die gemeinsam-menschliche Auffassung in die Gegenwart verständlich hereinzurücken. Gerade diese Balladen verdanken am meisten ihre Entstehung dem Zusammenwirken mit Schiller. Bei Göthe's Balladen tritt die Begebenheit nur so leise auf, um mit musikalischer

Innigkeit die Stimmung der Seele zu tragen; sie sind belebt durch den wundervollsten Farbenton der Phantasie, ein zauberhafter Hauch des Geheimnißvollen durchzieht sie und alle Stimmungen vom Schalkhaften bis zum schauerlichsten Ernste klingen darin an. Ein heimlich zauberhaftes Grauen durchzieht den Erlkönig, dessen Stoff ebenso originell als eigenthümlich behandelt ist; in Gott und Bajadere ist die irdische Liebe verklärt durch ideale Hingebung und Innigkeit, voll Wahrheit und Naivetät drückt sich das Weh und das Sehnen des Herzens in Junggesell und Mühlbach aus, im Fischer offenbart sich die geheimnißvolle Verbindung zwischen Einbildungskraft und Herz, und der Sänger preist den Werth der Dichtergabe und das Glück ihrer Freiheit. Meisterhaft ist Alterthum und Romantik mit einander verwebt und der Ton getroffen, worin Liebe und Grauen in einander übergehen und Leben und Tod sich umarmen, in der Braut von Korinth, welche einen solchen Reichthum der Phantasie, eine solche Klarheit der Darstellung und eine solche Fülle und klassische Vollendung der Sprache zeigt, wie kaum ein anderes Gedicht, und vergebens den Tadel der Zionswächter erfährt, weil zuletzt das Heidnische siegt, denn der wahre Dichter kennt kein Dogma, sondern sucht das Allgemein-Menschliche, die reine Idee und die freie Form, wo er sie trifft.

Die gemeinsame Thätigkeit Schiller's und Göthe's ist nirgends mehr zusammengeflossen, als in den Xenien, die von unvergleichlicher Wirkung waren, indem sie mit unbeugsamer Rücksichtslosigkeit und einer Schärfe, wie sie bis dahin gar nicht gekannt war, gegen alle Mittelmäßigkeiten zu Feld zogen, Freund und Feind nicht schonten und die gesammte literarische Kritik durchaus umänderten. Anfangs wollten Schiller und Göthe blos auf unschuldige Weise die Satire gegen einige Mittelmäßigkeiten loslassen, bald aber wurde ihr Ton immer herber und schärfer und so wurde zuletzt auch sogar manches Gute von ihrer Galle übergossen, so daß selbst eine Anzahl derselben nicht einmal mehr von poetischem Geiste beseelt ist. Besonders die Angegriffenen schrieen laut auf über den Ton, der hier angeschlagen wurde, aber so sehr sie sich auch wehrten und so giftig sie antworteten, so sind ihre Entgegnungen doch vergessen und hat die Nachwelt den Ausspruch gerechtfertigt, welchen die Xenien fällten, ein Ausspruch, der ohnehin höchst nothwendig war, so wenig auch die Poesie durch die Xenien gewann, denn auf poetische Vollendung dürfen sie kaum Anspruch machen. Die Xenien sind übrigens ein gemeinschaftliches Eigenthum Göthe's und Schiller's geblieben und es ist nicht möglich, sie nach ihren Verfassern zu scheiden.

232. Nach diesen kleineren und leichteren Versuchen wandten sich beide Dichter wieder größeren Werken zu und wie sich Schiller an seine vorzüglichsten Tragödien machte, so begab sich Göthe mehr auf das epische Gebiet, vollendete den Wilhelm Meister und Hermann und Dorothea und versuchte eine Achilleis und sogar ein großes Naturgedicht, was er aber nicht zu Stande brachte. Da-

neben arbeitete er am Faust fort, übersetzte er den Benvenuto Cellini und Anderes, beschäftigte sich mit der Farbenlehre, schrieb die Propyläen und einige andere Aufsätze über Kunst und wandte besonders auch seine Sorgfalt dem Weimarer Theater zu, das er leitete und zur Pflanzschule der vorzüglichsten Künstler machte. Am wichtigsten aus dieser Periode sind jedoch Wilhelm Meister und Hermann und Dorothea, welche sich durch epische Klarheit und plastische Darstellung auszeichnen und sociale Erscheinungen und Zustände schildern. Wilhelm Meister (1777 begonnen und 1796 vollendet) führt uns die Geschichte des humanen Fortschritts jener Zeit und zugleich den eigenen Entwicklungsgang Göthe's vor, dessen italienische Reise ebenfalls den wohlthätigsten Einfluß darauf übte, litt aber durch die Langsamkeit, mit welcher er geschrieben wurde, und durch den Wechsel der Verhältnisse, Stimmungen und Erlebnisse, die inzwischen am Dichter vorüberzogen, so daß er gleichsam zu einem Tagebuch Göthe's sich gestaltete. Das Urtheil über diesen Roman war ein sehr verschiedenartiges, weil man einen zweiten Werther erwartete und dann Alles hineindeutete, ohne das Buch zu nehmen, wie es sich selbst gab, wobei freilich nicht zu verkennen ist, daß zu viele Standpunkte darin neben einander gestellt und das ohnehin locker verbundene Ganze nicht entschieden genug von einer Grundidee durchdrungen ist; denn er ist nicht aus einer Zeitidee entsprungen, sondern die Frucht einer langsam und still fortreifenden Persönlichkeit und Zeit und hat gerade durch die Mannichfaltigkeit des Inhalts eine ebenso vielseitige Wirkung gemacht. Göthe kam es hier darauf an, das Recht des freien Menschen in der Gesellschaft durch die Bildung zu bestimmen, in dieser den Unterschied der Stände verschwinden zu lassen und in der selbstständigen Wahl des Berufs seine sociale Stellung zu behaupten. Dazu waren aber gerade so verschiedenartige Wechselwirkungen der Interessen und Standpunkte nöthig und Göthe wollte auch dem Leser das Resultat nicht so leicht und mühelos vor Augen legen, sondern es ihn selbst suchen lassen. Das Geheimniß des Menschendaseins sollte sich selbst erklären und Göthe gab nur die Wege dazu an, auf welchen der Lauf des Lebens führt; er betritt und bespricht Alles, was dem Menschen von Interesse ist, führt den Leser durch alle Stufen der Gesellschaft und Bildung, und um die allgemeine Menschenbildung aus der Selbstständigkeit des Einzelnen hervorgehen zu lassen, muß auch der Irrthum und Widerspruch sein Recht behaupten dürfen, weil nur so der Mensch lernt Mensch zu sein und er die Meisterschaft gewinnen kann. Die Idee des ganzen Werks ist an die Persönlichkeit Wilhelm's gebunden, von dem auch die Handlung abhängig ist; er erscheint daher nicht schon als ein fertiger Mensch, sondern als ein bildsamer und allen Eindrücken sich hingebender, als ein Lehrling, der erst stufenweise zur Einsicht in die höhere Bedeutung des Lebens geführt wird, um den Alles kreist, ohne seinetwegen da zu sein. Anfänglich schwebt er mehr in sentimental-idealer Träumerei, nach und nach lernt er aber die Menschen und ihr

Treiben näher kennen und wird dadurch dem Fortschritt entgegen geführt, wobei er auch durch den Umgang mit Frauen und die Liebe gebildet wird. Dadurch ermangelt der Roman der Einheit der Handlung, besonders im Detail, und manche Einzelheit ist zu absichtlich eingeschoben; dagegen besitzt er Einheit des Zwecks und der Mittel und spiegelt den Lauf der menschlichen Dinge treu ab. Wie das menschliche Leben in scheinbarem Wirrwarr hinfließt, so erscheint auch der Roman als unbegränzt, aber es wirkt auch hier die griechische Harmonie wieder als begränzende Form. Das Wahre ist schön und das Schöne sprechende Wahrheit geworden. Nur die schöne Seele mit ihren Bekenntnissen, welche gegenüber dem Weltleben Religion und Frömmigkeit vertreten soll, will nicht recht zum Ganzen passen. Dagegen ist die viel mißverstandene Mignon der romantische Klang und die Stimme der Unendlichkeit, die herübertönt aus der unbekannten Höhe in die Irrwege des irdischen Lebens, und in der Fremde, als welche ihr die harte Welt erscheint, die ewige Heimath sucht, so daß sie den Gegensatz der Idee zur Wirklichkeit melodisch-tragisch darstellt, wie auch ihre Verbindung mit dem Harfner geheimnißvoll hereinspielt. Die ganze Anlage des Romans ist leicht, ungezwungen und lebendig und es ist überhaupt darin ein Gesammtbild aller Strebungen und Richtungen zu Ende des vorigen Jahrhunderts vor uns entfaltet; bezeichnend ist auch, daß er mit verschiedenen Mißheirathen schließt, welche die Ausgleichung der Standesunterschiede durch die Bildung veranschaulichen sollen. An diese Lehrjahre schloßen sich später noch Wanderjahre an, die wohl in einem poetisch-idealen Zusammenhange zu dem besprochenen Roman stehen, aber keineswegs zum Abschlusse erfordert wurden. Dieser auch durch Sprache und Stil ausgezeichnete Roman, der ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur dahinfließt, wirkt und dasteht und bis auf das Kleinste die schöne Klarheit und Gleichheit des Gemüths, woraus Alles geflossen ist, offenbart, hat auch auf unsere Literatur sehr befruchtend gewirkt und zahlreiche Kunstromane bis auf die neuere Zeit hervorgerufen.

Unmittelbar auf Wilhelm Meister folgte Hermann und Dorothea, welches Gedicht ebenfalls eine sociale Frage zum Kerne hat und Ehe und Familie mit bürgerlich-ökonomischer Thätigkeit als die Grundlagen zu einer besseren und glücklicheren Zukunft erscheinen läßt. Es wurde mit ungemeiner Leichtigkeit und innerem Behagen in kurzer Zeit geschrieben und Göthe wurde dazu durch den Vorgang von Vossen's Louise angeregt. Es ist eine poetische Idylle, in der auf die unbefangenste Weise das bürgerliche Leben mit den Interessen der Weltgeschichte in Verbindung gesetzt ist. Gegenüber dem Sturm der Geschichte und Ereignisse sollte es dem Volke zeigen, wie in der Stille der Bürgertugend und des Gemüths der reichste Schatz des rein Menschlichen liege, und es ist hier der Plan so sicher und konsequent und die Handlung so einfach, Alles so anschaulich und mit lebendigen Farben gemalt, jegliches dem andern so richtig und unparteiisch gegenübergestellt und namentlich so wunderbar ver-

anschaulicht, wie die drohenden Stürme auf das behagliche Glück des bürgerlichen Stilllebens einwirken. Die Charaktere sind scharf und treu ausgeprägt und es zeigt sich auf eine höchst lebendige Weise Gesinnung und äußere Gestalt, ideales Denken und sinnliches Erscheinen in schönster Einheit; auch sind alle Personen durchaus deutsch und doch wieder die reinsten Träger des wahrhaft Menschlichen. Der Vater und Apotheker vertreten die reale Seite, Richter und Pfarrer stellen das ideale Gegenbild dar und dazwischen stehen die Mutter und Dorothea als Muster gemüthsreicher Empfindung und verständiger Tüchtigkeit. Auch hier ist übrigens Dorothea hervorragender als Hermann, ja sogar etwas zu männlich, wie überhaupt Göthe in der Schilderung und Hervorhebung kräftiger männlicher Persönlichkeiten nicht sehr glücklich war. Seine sittliche Haltung und zeitgemäße Bedeutung erlangte das Gedicht vorzüglich dadurch, daß Bürger und Bürgertugend als die Träger der künftigen Bildung und des staatlichen Lebens dargestellt sind. Dem Inhalte entsprechend ist Stil, Sprache und Rhythmus einfach und edel gehalten und das Ganze zu einem der lieblichsten Bilder geworden, welche die deutsche Poesie geschaffen hat.

Das Drama die natürliche Tochter (1803), welches der Tendenz nach vorhergehendem Gedichte verwandt ist, schöpfte den Stoff aus den Memoiren der Prinzessin von Bourbon-Conti und war auf drei Theile berechnet, wurde aber nicht vollendet, obwohl Göthe es selbst zu einem seiner Lieblingsstücke machte. Es sollte eine Darstellung der die französische Revolution bewegenden Ideen werden und Alles enthalten, was er über dieselbe gedacht hatte, geht aber zu sehr in vollständig epische Breite über, ermangelt des entschiedenen Fortschritts der Handlung, scharfer Charakterisirung und dialogischer Bewegung und gibt mehr eine Schilderung als dramatische Handlung. Es ist eine poetische Einleitung zur Revolution und deutet die große Umwälzung an, wo der feste Boden wankt und Thürme schwanken, und unter dem dunklen Schatten der eintretenden gewaltigen Katastrophe wird ein unschuldiges Kind als Spielwerk vornehmer Launen umhergetrieben und der gesetzlosen Willkür aufgeopfert, das seinen ächt weiblichen Beruf nicht erkennen will, sich den Dingen nicht fügen mag und so selbst des Glückes verlustig wird, das ihm im Unglücke entgegen gekommen war. Die Sprache ist hier zu großer Vollendung gebracht und die Trägerin der schönsten Gedanken und herrlichsten Wahrheiten. Die Charaktere sind aber zu sehr verflüchtigt und es zeigt sich in diesem Stücke, daß Schiller zwar mittelbar, aber durchaus nicht unmittelbar glücklich auf Göthe's Dichtung einwirkte.

233. Mit Schiller's Tod, mit dem verhängnißvollen Unglücke, das über Deutschland hereinbrach, mit dem Hinscheiden der Herzogin Amalie, welche der Mittelpunkt des schönen Lebens in Weimar war, und mit dem Weggange der berühmtesten Jenaer Professoren fühlte sich Göthe immer mehr vereinsamt, seine poetische Produktivität verminderte sich und er zog sich tiefer in die pro=

faische Ruhe und Beschäftigung zurück. An dessen Stelle trat das mehr betrachtende Verweilen auf den Gegenständen und dem Leben und er gab sich mehr allegorisirenden Abstraktionen hin. Diesen Wendepunkt bezeichnet der Schluß des ersten Theils von Faust, worauf seine Farbenlehre, der Aufsatz über Winkelmann, seine Theilnahme an der Jenaer Literaturzeitung und die Redaktion seiner sämmtlichen Werke ihn beschäftigte; auch entstanden um diese Zeit die meisten seiner Erzählungen und kleinen Novellen, welche seine Betheiligung an der neuen Romantik und die spätere mehr beschauliche Produktivität bezeichnen. Hierher gehören außer dem schon erwähnten Festspiele Pandora vorzüglich die Wahlverwandtschaften, welche anfänglich nur zu einer kleinen Erzählung angelegt waren, dann aber einen größeren Roman abgaben. Er entstand großentheils in Karlsbad und hat am meisten unter seinen Werken mißliebige Urtheile hervorgerufen, indem man ihm Mangel an sittlichem Ernste, an Energie und Lebendigkeit vorwarf, wie denn auch wirklich dieser Roman eine psychische Krankheit der modernen Welt schildert, welche nicht einmal davon genesen will, so daß das Buch keine Lektüre für Leute bildet, die nicht auf den Standpunkt rein ästhetischer Auffassung treten können. Das Buch wollte das Sittliche nicht lehren, sondern dies sollte handelnd auftreten und die Menschen spinnen darin in unvorsichtigem Selbstvertrauen die Fäden ihres Unglücks selbst, bis sie im Netze des Untergangs gefangen sind. Auch hier wird gezeigt, daß Ehe und Familie die Grundlagen eines wahren glücklichen Zustands der Gesellschaft sind, jedoch nur dann, wenn die Liebe oder die wahlverwandtschaftliche Gegenneigung zu Grunde liegt. Wo die Ehe dieser Gegenneigung entbehrt oder diese Wahlverwandtschaft sich zum Nachtheile der sittlichen Berechtigung der Ehe geltend machen will, da erscheint die rächende Hand des Schicksals. In diesem Romane widerstreben nun zuerst die Hauptpersonen eigensinnig den Rechten der wahlverwandtschaftlichen Natürlichkeit und als sie sich zu spät und gegen das Gebot der sittlichen Freiheit ihnen übergeben, verlieren sie die Festigkeit des Lebens, sie werden von egoistischer Eigenliebe fortgerissen und blos in ihrem Untergange rächt sich die Sittlichkeit. Dies Alles ist noch mit der vollen Kraft der Poesie angelegt und durchgeführt, die Charaktere klar ausgeprägt und das tragische Element auf Eduard und Ottilie zusammengeflossen, da sie sich mehr der Leidenschaft als verständiger Entsagung hingeben. Lieblich wunderbar ist die Gestalt Ottilien's gezeichnet und ein reines Ideal weiblicher Persönlichkeit; ihr gegenüber vertritt Luciane die Lust am Augenblicke und dem Genusse und zwischen beiden steht das verständige Bild der Charlotte. Eduard ist wieder ein männlicher Charakter, der Göthe weniger gelang, als die weiblichen, voll sentimentaler Schwäche, dagegen Mittler fast ein Abbild Göthe's. Ueberhaupt ist der Roman ein noch unerreichtes Muster der neueren Novelle und wenn man Etwas tadeln will, so ist dies das Hereinziehen der verschiedenen magnetischen und anderen

Wunderdinge und der darin vorkommende Phantasie-Ehebruch, der jedoch zum Wendepunkt der Geschichte wird.

Nach den Wahlverwandtschaften hörte Göthe mit der Produktion größerer poetischer Werke auf und begann er eine mehr betrachtende und rückblickende Thätigkeit. Im Jahre 1809 fing er an, in Wahrheit und Dichtung seine eigene Lebensbeschreibung zu liefern und es erschienen davon bis zum Jahre 1813 drei Bände, worauf er die italienische Reise und seine Annalen vornahm, dann wieder zu Dichtung und Wahrheit zurückkehrte, die Campagne in Frankreich beschrieb und 1824 den Briefwechsel mit Schiller ordnete. Dazwischen schloß er die Farbenlehre ab, gab er die Schriften über Naturwissenschaft und Morphologie und die Zeitschrift Kunst und Alterthum heraus; sein Alter zeigte sich aber auch darin, daß er gegen Mittelmäßiges zu nachsichtig wurde und dadurch diesem, was er früher verbannte, wieder zum Eingange verhalf. Seine kleineren Poesien aus dieser Zeit athmen noch am meisten den alten Ton, doch nicht mehr so voll und reich, wie die Elegie aus Marienbad, 1823, wobei jedoch schon an die Stelle poetischer Phantasie Allegorie und Reflexion trat. Die zahmen Xenien, welche seit 1821 erschienen, sind nur matte Abbilder der früheren Xenien, ohne Poesie und treffende Laune, obwohl sie für die damaligen literarischen Zustände nicht ohne Interesse sind. Viel eigenthümlicher ist sein Westöstlicher Divan, worin zwar auch Manches enthalten ist, was uns wunderlich erscheint, aber auch manche ächte Probe wahrer Lyrik glänzt, wie z. B. die Lieder: Ach, um deine feuchten Schwingen, Was bedeutet die Bewegung, Ist es möglich, Stern der Sterne. Göthe ließ sich zu diesen Gedichten durch die Hammer'sche Uebersetzung des Hafis führen, Manches ist aber so dunkel gehalten und von orientalischen Beziehungen und Allegorien angefüllt, daß die Gedichte selbst mit dem Commentar nicht leicht verständlich wurden. Göthe flüchtete sich in diese phantasievolle östliche Welt um so lieber, als er sich aus der tief bewegten wirklichen Welt gern in die ideelle zurückzog; auch erschien das Buch 1819 um so wirksamer, als auch das deutsche Volk damals nach den schwärmerischen Träumen der Befreiungskriege sich getäuscht fand und, der Entsagung sich hingebend, gern im Gaukelspiele orientalischer Phantasiebilder sein eigenes Weh zu vergessen suchte. Der westöstliche Divan wurde übrigens Veranlassung, daß Rückert, Platen und andere Dichter die schönsten Blüthen ihrer Dichtung aus dem Morgenlande holten.

Schon seit 1807 beschäftigte sich Göthe mit einer Fortsetzung von Wilhelm Meister's Lehrjahren und von 1821 bis 1829 erschienen dann die Wanderjahre oder die Entsagenden, die jedoch keineswegs für das erste Buch mehr nothwendig waren und sich auch nach und nach in seichtem Bette prosaischer Breite verliefen. Das Buch ist aus verschiedenen novellistischen Einzelnheiten zusammengesetzt und als Poesie höchst mangelhaft, ja vielfach gesucht und gemacht; jedoch finden sich auch hier manche treffliche Einzelnheiten, Göthe

theilt eine Reihe der schönsten Wahrheiten mit und versteht es auch hier, dem Werke eine vollendete Haltung und Klarheit zu geben. In dieser Hinsicht ist das Werk immerhin eine nicht unwillkommene Erscheinung, zumal um den weiteren Entwicklungsgang des Dichters zu erkennen.

Seine kleineren Schriften und Aufsätze, welche Kunst, Literatur und Natur betreffen, besitzen alle die an Göthe gewohnte Klarheit und ruhige Auffassung und es ragt darunter die Schrift: Winkelmann und sein Jahrhundert hervor, worin Göthe seine eigene Ansicht von der Kunst darlegte, die Beschreibung des römischen Carnevals und des St. Rochus-Festes in Bingen. Besonders bemerkenswerth sind seine Schriften über Theile der Naturwissenschaft, der er sich immer mit Liebe widmete und worin er wirklich auch einige nicht unbedeutende Entdeckungen machte, wie er z. B. in der Osteologie das Schädelgebilde zuerst als entschiedene Fortsetzung der Gebilde der Rückenwirbelsäule erklärte, das Gesetz der Pflanzenmetamorphose durchführte und eine neue Theorie der Farbenlehre aufstellte. Der letzteren besonders widmete er lange Zeit reiche Studien und viele Versuche, und er selbst that sich viel darauf zu gut. Er wollte darin die Newton'sche Lehre umstürzen und die seinige an deren Stelle setzen, aber das Buch machte nicht die erwartete Wirkung, der Dichter schadete zu sehr dem Naturforscher, nur die Philosophie nahm sich hin und wieder seiner Lehre an, die strenge Wissenschaft dagegen fand seine Darstellung mangelhaft und unzulässig und versuchte nicht einmal eine rechte Widerlegung des Buchs. Mag es sich aber auch keiner nachhaltenden Wirkung zu erfreuen haben, so ist doch die lichtvolle und anschauliche Darstellung des Werks nicht zu verkennen.

234. Das Hauptwerk Göthe's, wozu er die Idee schon in seiner ersten Jugend empfing, das ihn durch sein ganzes Leben begleitete, in Deutschland und in Italien ihn beschäftigte und aus den Fragmenten sich endlich zu einem Ganzen ausbildete, ist der Faust, der Mittelpunkt von Göthe's ganzem poetischem Wirken und Schaffen. Die ältesten Scenen wurden 1773 und 1774 gedichtet, im Jahre 1788 wurde der Plan zur weiteren Ausübung gefaßt, in Italien in der Villa Borghese die Scene in der Herenküche geschrieben und das Stück 1790 als Fragment herausgegeben. In den neunziger Jahren machte Göthe mehrere Umänderungen und Einschaltungen und 1808 war der erste Theil beendigt. Das ursprüngliche Fragment reichte nur bis zur Scene im Dom und hierzu wurde dann nicht nur das Ende von der Walpurgisnacht an gedichtet, sondern auch die erste Unterredung und der Vertrag mit Mephistopheles und die Scene der Erschlagung Valentin's eingefügt und dem Ganzen in noch späterer Zeit ein Prolog vorgesetzt. Den zweiten Theil beabsichtigte Göthe wohl schon bald nach dem ersten, aber ausgeführt wurde er erst 1827 bis 1831. Die Episode von der Helena entstand jedoch schon früher und er brachte sie mit Faust in Verbindung, um dadurch das klassische Alterthum mit der modernen

Romantik allegorisch zu versöhnen. Neben der höheren Idee bildet das Gedicht ein Gesammtgemälde vom Leben und Dichten Göthe's selbst, an dessen Subjectivität sich Alles knüpft, das sich in der Welt und an ihr formt und bis zur endlichen Ueberwindung der Leidenschaft verschiedene Umwandlungen durchmacht, ohne doch den Grundton zu verlieren. Im ersten Theile strebt der Dichter empor und kämpft zwischen Himmel und Hölle, im zweiten aber sinkt er von der Dichterhöhe herab, sieht er das himmelstürmende Leben welken und versöhnt er sich wieder mit dem Himmel. Die Grundidee des Werks, das durch die langsame Gestaltung einer streng konsequenten Handlung entbehrt, ist der Kampf der Idee gegen die Schranken der Wirklichkeit und des Lebens, der aber eine allgemein menschliche Bedeutung hat und in Faust das Schicksal der Menschheit selbst repräsentirt, die den Geist mit den Sinnen ausgleichen und das Unendlich-Endliche erstreben soll. Im Gefühl seiner idealen Freiheit, mitten in den Schranken des endlichen Daseins will der Mensch seinen Schmerz dadurch überwinden, daß er diese Schranken zu brechen sucht; Faust soll das Problem der Versöhnung des Wissens mit dem Leben lösen und dies macht das Stück auch zu einem ächt deutschen, zu einem Drama der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, wo auch die Wissenschaft sich von den Fesseln veralteter Formen loszumachen suchte. Der erste Theil enthält nun dieses titanenhafte Bestreben, gewaltsam diesen Kampf durchzuführen, und spiegelt das Streben jener Zeit klar und treu ab; der zweite Theil steht an poetischer Genialität weit hinter dem ersten zurück und das was früher die thätige Natur thun sollte, das will hier der Verstand durch Vorsatz und Charakter erreichen. Der Unterschied zwischen Jugend und Alter ist nirgends treffender ausgedrückt und gegenübergestellt, als in den zwei Theilen dieses Gedichts.

Die Grundlage zum Faust ist die Volkssage vom Dr. Faust, welche in dieser ursprünglich historischen Person andere Sagen versammelte und schon frühe verschiedene Auffassungen erlebte, wie sich denn das alte Puppenspiel von dem Volksbuche schon durch das humoristische Element unterscheidet. Die Grundlage der Sage besteht in der Vermessenheit des Individuums, im Uebermuthe des Strebens nach Wissen und der Eitelkeit sich gegen die Gebote der Sittlichkeit und Wirklichkeit zu erheben und der Welt Hohn zu sprechen. Da dies auch ein Hinwegsetzen über den Glauben und die religiöse Tradition bedingt, so führt der Abfall von Gott zu einer Hingebung an das Princip des Bösen und entsteht der Vertrag mit dem Teufel, der mit Hülfe der Magie zu Stande kommt. Diese Sage spiegelt den Geist der Zeit ab, in welcher sie entstand; denn im 16. Jahrhunderte begann die Epoche, wo der Geist sich von den starren Formen der Vergangenheit loszumachen suchte, in der Religion den Glaubenszwang, in der Wissenschaft die Leerheit der Scholastik und im Staate den Druck der Feudalherrschaft abschütteln wollte und die Reformation das Urrecht der Freiheit des vernünftigen Subjects verkündete. Die Zeit der zweiten Hälfte des

vorigen Jahrhunderts war der genannten in vielfacher Hinsicht ähnlich und darum findet man auch, daß fast alle Dichter der Sturm- und Drangperiode sich an der Faustsage versuchten, obschon keinem es gelang, sie so bedeutsam, als Göthe, darzustellen, weil nur Göthe auf der Höhe seiner Zeit stand. Göthe hat den kirchlich-orthodoxen Standpunkt verlassen und dafür den psychologisch-ethischen festgehalten, wodurch auch der Vertrag mit dem Teufel nicht mehr als Grundverbrechen erscheint, sondern nur die Spitze der Selbstüberhebung des durch genialen Drang fortgerissenen und an allem Guten und Edlen verzweifelnden Subjects ist. Der Pakt mit dem Bösen besiegelt nur die innere Vollendung des Verbrechens, er ist nicht das Verbrechen selbst; er ist mehr eine in der Selbstvermessenheit verwegene Wette, bei der Faust seine eigene Person einsetzt. Bei Göthe ist auch der Teufel nicht mehr die barocke Gestalt des Mittelalters, sondern mehr ein feiner Verführer, den sein mythisches Wesen um so interessanter macht; auch spielt das ganze Drama auf rein menschlichem Boden und erscheint wieder der Grundsatz durchgeführt, daß des Menschen Natur sein Schicksal sei.

Der volle Glanz des Stückes tritt uns im ersten Theile entgegen, der sich nicht binden läßt durch die Schranken der dramatischen Kunst, sondern vom Himmel niedersteigt zur Hölle, von der Wissenschaft uns begleitet zur Stätte magischer Gaukeleien und aus dem Reiche der reinsten Ideen hinunterführt zu sinnlicher Lust und Genuß, denn es soll ja der Kampf dargestellt werden zwischen dem geistigen Drang nach dem Unendlichen und den Schranken, womit uns überall die Wirklichkeit umstrickt, und Faust läßt seinen persönlichen Drang walten und stürmt von einer Lage und einem Kontraste zum andern. Die Macht des Bösen, die im gemeinverständigen Realismus beruht, tritt gegen das Gute auf, das in der Idee zu Hause ist, und um diesen Kampf zu veranschaulichen, treten Wahrheit und Lüge, Erhabenheit und spottende Ironie, Enthusiasmus und nüchterne Prosa neben einander auf, es werden Sage und Mythe dazu verwendet und dies Alles deutet wieder auf den bunten Wechsel der Welt, der Teufel oder Mephistopheles ist das Böse in Beziehung auf den Menschen, er ist die im Menschen selbst entstehende Verneinung des Guten und ist daher nur die andere Seite und der sichtbare Doppelgänger von Faust's innerlicher Gemüthsstrebung. Er zeigt überall die kalte, abstrakte Verständigkeit und daß er sich in seiner einseitig realistischen Weise blos mit dem wüsten Naturelemente in Verkehr setzt, ist Consequenz seiner Richtung. Dagegen verläugnet Faust nirgends seine ideale Erhebung, ja selbst da nicht, wo mitten im Taumel seiner idealistischen Anschauungen sein Genosse mit bitterer Ironie ihm die gemeine sinnliche Erfahrung entgegenhält und ihm den Zauber zerstört. Schon im Prolog werden Faust und Mephistopheles richtig angekündigt, der Eine als von durchaus idealer Grundrichtung, der Andere als der Geist, der immer verneint und nichts mit seinem Spotte verschont. Faust bahnt sich gleich im

Anfange den Weg seines Schicksals, indem er am Wissen verzweifelt und den höchsten Genuß nicht mehr im Fortschritte des Denkens, sondern in unmittelbarem Anschauen sucht und dabei den Kreis des Menschen überschreitet. Die Verachtung von Vernunft und Wissenschaft führt ihn dem Bösen zu, er stürzt von Genuß zu Genuß, immer verschmachtend vor Begierde, will Alles selbst genießen und überhebt sich so sehr, bis er sich für gottähnlich hält. Von Anfang an bis zum Ende bleibt Faust mit dem Bösen im Kampf, denn er will die Nothwendigkeit der Schranken unserer Endlichkeit nicht anerkennen; dies führt ihn in's Verderben, aber dennoch nicht zur ewigen Verdammniß, welche der Schluß des ersten Theils nicht annehmen läßt, denn es bleibt auch beim Verschwinden Faust's mit Mephistopheles noch die Möglichkeit und sogar Wahrscheinlichkeit, daß Faust's höhere Kraft noch den Teufel überwindet. Neben ihm ist Gretchen's Charakter mit unübertrefflicher Kunst und Wahrheit gezeichnet, das Symbol der höheren, sich ganz hingebenden Liebe in ihrer vollen Reinheit, die daher auch gerettet wird. Auch Wagner, der in der Sage als Johann oder Christoph vorkommt und hier so genannt ist, um an dem Straßburger Wagner (217) Vergeltung zu üben, ist treffend dargestellt und vertritt so ganz die philisterhafte, rein verstandesmäßige Ansicht von der Wissenschaft, der daher von Mephistopheles verhöhnt wird. In letzterem selbst begegnet man vielen Zügen, die Göthe seinem Freunde Merck entlehnte, der auch Göthe's anfängliche Ueberhebung und stürmische Hast mäßigte, indem er ihm den Spiegel der Wirklichkeit und die Schranken des Lebens entgegenhielt.

Das eigentliche Gedicht und die poetische Wirkung desselben liegt vorzugsweise im ersten Theile, der auch als Fragment wie ein vollständiges Bauwerk erscheint und dem man zwar das Unvollendetsein ansieht, das aber gerade seine Hauptwirkung darin hat, daß es das Ziel nur ahnen läßt. Freilich war eine Fortsetzung und Vollendung nicht nur möglich, sondern lag auch schon in der Grundidee des Stücks, aber dann mußte der zweite Theil ein ganz anderer werden, als wie er vorliegt, der mehr im äußeren Zusammenhange mit dem ersten steht. Im zweiten Theile verläßt Faust seine eigentliche Sphäre ganz und ist in eine oberflächliche Aeußerlichkeit versetzt, die man nicht erwartete. Statt Faust's Wirksamkeit in angemessener Energie zur Anschauung zu bringen, wird Faust von einem genialen Kämpfer der Idee und einem Himmelstürmer zu einem gewöhnlichen Philister, der seine Thätigkeit in alltäglichen Unternehmungen vergeudet. Auch der Teufel wird im zweiten Theile alt und besitzt nicht mehr seine verneinende Genialität und teuflische Ironie, ist nicht einmal mehr schalkhaft, kann nur noch mit Mühe seine alte Rolle fortführen, schwatzt wie eine alte Frau-Base und läßt sich zuletzt in seiner Lüsternheit und verliebten Stimmung um Faust's Seele bringen. Besonders das Ende entspricht nicht mehr dem ursprünglichen Standpunkte, indem Göthe darin durchführen will, daß der Mensch nicht blos durch eigene Kraft selig werde, sondern durch die

hinzukommende göttliche Gnade. Einen großen Abstand gegen den ersten Theil bildet im zweiten die übertriebene Allegoriensucht und Geheimnißspielerei, indem Göthe die Begriffe personificirt, Ameisen, Greifen und andere Thiere als Symbole gebraucht werden, hinter denen doch nur unbedeutende Gedanken versteckt sind, unter antiken Namen moderne Verhältnisse vorgeführt, im Euphorion Lord Byron repräsentirt und in der Vermählung Faust's mit Helena die Versöhnung des klassischen Alterthums mit der Romantik dargestellt wird; ja sogar seine eigenen Beziehungen zu Menschen und zur Wissenschaft hat Göthe unter verschiedenen Masken aufgeführt und es gehört die Kenntniß der unbedeutendsten Anekdoten dazu, um diese Geheimnißkrämerei zu enträthseln, so daß darüber jeder Hauch von Poesie verloren geht. Selbst die Sprache hat nicht mehr die poetische Belebung, sondern fließt matter und weniger lebendig vorüber und leidet unter der Abgestorbenheit des Inhalts. Doch sind bei Allem diesem einzelne Schönheiten nicht zu verkennen, bei denen die alte Dichterkraft Göthe's sich wieder erhob, und namentlich entfalten einige lyrische Theile den vollen Zauber seiner früheren Poesie; auch ist das hohe Streben des Dichters nicht zu verkennen, womit er suchte, dieses großartige Werk zum Abschluß zu bringen und unserer Literatur damit Ehre zu machen.

Die deutsche Poesie hat keine Dichtung aufzuweisen, die an Großartigkeit diesem psychologischen Drama an die Seite treten könnte. Es sind hier Charaktere und Scenen in den schönsten Kontrast gestellt, Alles zieht leicht und mühelos an uns vorüber und wenn auch keine konsequente Handlung sich vor uns entfalten konnte, so ist doch nichts vorhanden, was nicht der Grundidee zur Folie diente. Besonders die Darstellung durch Wort und Rhythmus ist gelungen, auch hier herrscht die bunteste und innigste Abwechslung und was die Welt Großes und Erhabenes enthält, was in den innersten Tiefen der Menschenbrust lebt und webt, ist hier versammelt, um ein Gemälde zu schaffen, das nicht blos Göthe's und Faust's, sondern das das Schicksal der ganzen Menschheit mit wunderbaren Farben und einer meisterhaften Hand schildert, wie Deutschland außer dieser keine mehr erhalten hat. Faust bildet den Gipfel von Göthe's Poesie, wie er das Ende seiner Thätigkeit war, und mit vollem Rechte konnte er sagen, daß er nach Beendigung des Faust sein ferneres Leben nur als reines Geschenk ansehen könne und es ganz einerlei sei, ob und was er noch etwa weiter thue, denn der Faust ist das Werk, das Göthe's Ruhm auch nach Aeonen nicht untergehen lassen wird. —

Ueber Göthe's Faust ist eine Menge Schriften erschienen, worunter die neueste von Düntzer (1850) ist. Eine Uebersicht dieser Literatur lieferte Vischer in den Hallischen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst 1839, Nro. 9, und Kritische Gänge, II. Theil, S. 49.

235. Neben Göthe tritt als Genosse seines Ruhms, als Freund, als Wetteiferer auf demselben Gebiete und als gleich großer Meister Friedrich von Schiller, der, wenn Göthe der Dichter der reifen Männlichkeit und der Wirklichkeit ist, der

Begeisterung der Jugend und Frauen genießt und im Reiche der Ideen schwelgt. Beide Dichter sind sich so vielfach verwandt durch die Hoheit ihres Geistes und ihres Strebens, beide sind sich so vielfach ähnlich, und dennoch ist jeder wieder ein anderer und zieht eine große und gewaltige Scheidewand zwischen ihren Dichtungen hin. — Nicht leicht ist über den Ruhm eines Dichters mehr gestritten worden, als über den Schiller's; man hat ihn als den höchsten Meister und größten Genius der deutschen Dichtung erklärt und hat ihn herabgezogen in den Staub, seinen Lorbeer entblättert und seine Poesie eine hohle genannt; und wenn auch nach und nach die öffentliche Stimmung mehr abgeklärt wurde und eine ruhigere Kritik seinen Ruhm würdig prüfte, so wirkten doch noch bis in die Gegenwart politische Sympathieen für und gegen ihn und lassen auch heute noch die Lotosblume seines Ruhms hin- und herschaukeln auf der wellenbewegten Oberfläche unserer Literatur. Und doch hat Göthe das wahrste Wort über sich und Schiller ausgesprochen, wenn er da meinte, man solle doch lieber nicht streiten, wer von ihnen größer sei, sondern sich freuen, daß zwei solche Kerle vorhanden seien; und doch ist Schiller derjenige, der so ganz das Symbol des deutschen Wesens, das Symbol der Bestimmung und des Schicksals unserer Nation ist, und in dem das deutsche Volk das Ideal seiner Gesinnungen und Ueberzeugungen erblickt. — Wie Göthe, so ging auch Schiller auf das rein Menschliche aus, aber er suchte es nicht in der Natur, sondern im Elemente der subjektiven Freiheit und wollte die physische Nothwendigkeit zur moralischen erheben und das Werk der Nothwendigkeit in das der freien Wahl verwandeln. Er blickte von der Höhe seiner idealen Subjektivität auf die Natur und Wirklichkeit herab und eilte der Natur selbstthätig entgegen, so daß er ihr Bild mehr aus eigener Kraft schuf, als daß er es aus der Natur selbst schöpfte. Wie bei ihm der Gedanke das Erste war, so veranschaulichte er auch den Begriff blos im Bilde und ward das Persönlich-Symbolische zum Grundtone aller seiner Dichtungen. Das Menschliche schaute Schiller in der Form der Menschheit und wie er das Individuum zur Gattung steigerte, so drang er in der Dichtung vorzüglich auf Idealisirung, indem er das Individuum zur reinsten und vortrefflichsten Menschheit läuterte. Da der Gedanke hierbei immer an die Spitze trat, so beherrschte ihn zu sehr die Philosophie, waltete die Reflexion vor und schuf er die Gedichte mehr durch Nachdenken, als daß sie freiwillig und unbewußt aus seinem Innern hervorkamen, wie er überhaupt alle seine Dichtungen nur mühevoll hervorbrachte. Darum liebte er auch das Theoretisiren und drängte sich die Kritik überall vor. Dies entsprang großentheils aus seinem Leben, wo er mit allen Schranken von Anfang an zu kämpfen hatte, dann die Verhältnisse und Kränklichkeit ihn drückten und er blos durch eigene Energie und durch die freie Selbstthätigkeit seines Geistes sich darüber hinaus schwang.

Die Poesie war ihm das Streben, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, er hielt das Ideal-Schöne blos durch Freiheit und

Selbstständigkeit des Geistes für möglich und brauchte Natur und Geschichte mehr als Werkzeuge des freien Willens, der ihm überall als das Wesentliche erschien. Hierdurch entstand der in den meisten seiner Gedichte sich offenbarende Charakter des Gedrückten und mühesam Errungenen, während bei Göthe Alles so leicht, unbefangen und frisch hinfließt, voll Heiterkeit und Naivetät, welchen Unterschied Niemand tiefer fühlte, als Schiller selbst, dessen Dichtungen überall das Gepräge des rhetorischen Pathos an sich tragen. — Seine ideale Freiheitsliebe ließ ihn sich rasch an die Kantische Philosophie anschließen, die auch das Prinzip der sittlichen Freiheit des Subjekts an die Spitze stellt. Schiller wurde so der Verkündiger der Menschenwürde und ethischen Weltanschauung und Kunst wie Poesie tragen in sich den erhabenen Zweck, die Menschheit zur sittlichen Freiheit heranzubilden; die Schönheit selbst ist ihm der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erscheinung. Zur Aufgabe der Kunst machte er die persönlich freie Gesinnung, worin Vernunftgesetz und sinnliche Nothwendigkeit versöhnt erscheinen. Diese Idealität der Gesinnung und streng ethische Richtung, die sich hoch hebt über das Gemeine, machten Schiller zum Lieblinge des In- und Auslandes, wo nur immer Freunde des Guten und Schönen gefunden werden; sie schufen aber auch Schiller zu einem kosmopolitischen Dichter, der das Nationale an und für sich blos für eine zu durchbrechende Schranke hielt, und hiermit steht Schiller ganz auf der Höhe der Zeitrichtung, die einen ähnlichen kosmopolitischen Charakter hatte. Mitten in den politischen Wirrnissen, unter welchen er auftrat, zeigte er der Welt nicht, wie und was sie ist, sondern was sie sein sollte, und seine Dichtung führte ihr in großartigen Bildern die Menschenwürde, den begeisterten Kampf für alles Große und Erhabene und das zerstörende Treiben niedriger Leidenschaft und schwacher Selbstsucht vor Augen. Sogar in der Geschichte suchte er weniger die thatsächliche Wahrheit, sondern das Mittel zu idealer Erbauung und zur Begeisterung für Freiheit und alles Edle; aber nicht vom Parteistandpunkte ging er aus, sondern er wollte das Menschliche in der Menschheit und bei ihm redete die Menschheit die Sprache des Menschen. Schiller wurde dadurch ein Tendenzdichter und die Folge davon war, daß er fast zu viel in pathetische Reflexion sich verlor.

Diese Grundrichtung Schiller's bedingte, daß er weniger ein lyrischer und epischer, als ein dramatischer Dichter wurde und auch im Drama sich vorzüglich der Tragödie zuwandte. Es fehlte ihm zur Lyrik zu sehr die natürliche Unbefangenheit und die einfache Sprache des Gefühls, wogegen sich zu viele Betrachtung einmengte und seine leidenschaftliche Erregung in Deklamation ausartete, und für die Epik ermangelte er der Kunst, die Handlung in ihrer objektiven Breite und umständlichen Vielseitigkeit ruhig zu entwickeln, denn er gerieth entweder in die dramatische Bewegung, oder in rhetorische Breite, wie dies seine Balladen vielfach bewähren. Für die Tragödie war dagegen Schiller wie von Natur geschaffen, weil auch bei ihm der freie Wille gegen die Noth-

wendigkeit rang, sein subjektiver moralischer Freiheitstrieb die Natur bekämpfte und er die Bestimmung der Tragödie darin fand, durch Veranschaulichung dieses Kampfs ein erhabenes Mitleid zu erwecken. Dabei sollte die Tragödie immer auf die Zeit einwirken und die Menschheit erheben, indem sie durch solche starke Charaktere und Kraftäußerung aus ihrer Schlaffheit und Muthlosigkeit wieder emporgerichtet und durch erhabene Rührung selbst wieder zur Thatkraft begeistert werde. Bei aller Anlage zur Tragödie ermangelte doch Schiller zu sehr der Kunst, die Natur und Wirklichkeit objektiv treu darzustellen, seine Subjektivität waltete überall vor und dies hinderte ihn auch, die Charaktere psychologisch auszubilden und Alles feiner zu motiviren, was besonders seine Frauencharaktere beeinträchtigte. Schiller verstand es mehr die dramatische Idee kräftig darzustellen und dadurch einen höheren Effekt zu machen, wogegen Göthe's Gestalten plastisch anschaulicher dastehen und sich auch individuell reiner und schärfer abgränzen.

Wie Schiller selbst meinte, die Schönheit sei nur für ein glückliches Geschlecht, während man ein unglückliches erhaben rühren müsse, so war er überhaupt mehr ein Dichter des Erhabenen, aus Unbefriedigtsein mit der Gegenwart trieb es ihn immer der Zukunft zu, aus dem Diesseits in das Jenseits hinüber und er konnte es zu keiner geistigen Harmonie bringen, weil es ihm nie gelang, die Wirklichkeit mit dem Reiche der abstrakten Ideen zu versöhnen; denn die Welt, die er in seinem Innern trug, war eine ganz andere, als die wirkliche. Bei solcher Richtung vertrat er vorzüglich das Gesetz der sittlichen Freiheit, denn nur der moralisch gebildete Mensch galt ihm für ganz frei und der Mensch soll bei ihm nur nach der Idee der Menschlichkeit streben und sie zu erreichen suchen. Selten hat ein Dichter solchen Adel der Gesinnung mit dem Streben nach der Schönheit der Seele so sehr in sich vereinigt als Schiller, der sich hoch über alles Gemeine hob, aber dadurch auch selbst als ein tragischer Charakter erschien, da ein solcher Charakter auf dieser Erde mit ihrer Beschränktheit und ihren Mängeln keine wahre Befriedigung zu finden vermag.

Auch bei Schiller hat man sich verleiten lassen, vom Standpunkte der Religion ihn beurtheilen zu wollen, und wie die Einen ihn verdammten, weil er ihr Christenthum nicht theilte, haben die Anderen aus seinen Schriften alle Stellen ängstlich zusammen gesucht, um ihn für das Christenthum zu retten. Aber wie die Würdigung eines Dichters vom Standpunkte der Religion unzulässig ist, so liegt das Gebiet des Dichters auch auf einer ganz anderen Seite, denn der Dichter ist selbst mit dem Göttlichen verwandt und sucht das Göttliche und allgemein Menschliche, wo und wie er es findet. Wie die Lotosblume im See hin- und herschaukelt und dennoch in ihrem tiefen Grunde festwurzelt, so erscheint auch Schiller wie Göthe in der Dichtung nicht als Christ, sondern sie schweifen bald hinüber zum heidnischen Alterthum, bald in den Orient und bald erheben sie sich in die ahnungsvolle Zukunft, wo vor der Religion alle

Religionen vergehen; aber wie kein Mensch sich losreißen kann von seiner Zeit, wie Jeder festwurzelt in seiner Nation und der allgemeinen Kultur der Mitwelt, so wurzeln auch beide wieder im Christenthume, so ist auch dieses der Grund, auf den ihre innerste Lebensanschauung bald mehr bald weniger wieder zurückführt. Die Grundlage des Christenthums, die sittliche Liebe, zieht auch durch Schiller's ganze Dichtung, aber er erhob sie zu einem höheren Standpunkte, als welchen unsere Dogmatiker annehmen, und seine ganze Weltanschauung war eine philosophisch-ästhetische. Schiller hat sich jedoch weiter vom Christenthume entfernt als Göthe und in den Gedichten „der Künstler“ und „die Götter Griechenlands“ sich am schroffsten dem Christenthume gegenüber gestellt, wie er auch die Bibel nur da für wahr erklärte, wo sie naiv ist, und er zu ihr, wie zu allen historischen Büchern, den Unglauben mitbrachte, der erst prüft, bevor er anerkennt. Schiller meinte, die gesunde und schöne Natur brauche, um sich zu stützen und zu halten, keiner Moral, keiner Gottheit und keiner Unsterblichkeit, der Dichter solle die Idee des Göttlichen aussprechen, unter welcher Form er wolle, die Natur sei ein unendlich getheilter Gott und die Liebe der einzig wahre Ausdruck der All-Einheit und der Widerschein des Göttlichen in der Welt; diesen Geist des All's zu erfassen und darzustellen und an eine körperliche Form zu binden, vermöge aber blos die Kunst des Idealen. Schiller war auch nicht Atheist, sondern sprach aus, daß hoch über der Zeit und im Raume ein Gott lebe, den man aber nicht außer sich suchen dürfe, sondern welcher der eigene Geist des Subjekts in seiner Selbstbelebung und Selbstanschauung sei. Mit dieser religiösen Ansicht sind bei ihm Poesie und Philosophie eng verbunden, ja die Philosophie erscheint ihm als die innigste Vereinigung von Poesie und Religion, seine Philosophie endigt mit dem naturalisirten Idealismus und Schiller hat bei weitem mehr für dieselbe geleistet, als Göthe, denn durch Schiller bekam die Aesthetik erst ihre wissenschaftliche Fortbildung, wobei er von Kant ausging, aber dessen Ansichten erweiterte. Das sinnlich Natürliche sollte mit der Vernunft durch die Freiheit vermittelt werden und die Einheit des Subjekts und Objekts sich in der Kunst verwirklichen. Aber das Streben, selbst dahin zu gelangen, konnte nicht sein Ziel erreichen; er vermochte es nicht, sich von der Subjektivität loszuringen und konnte blos in Gedanken sich hinüberschwingen zur Natur und Wirklichkeit, anstatt sie persönlich zu betreten und sich selbst in die Natur hineinzuleben.

Für die Geschichte hatte Schiller keine viel größere Begabung als Göthe, obwohl er sich ihr anhaltend hingab, denn seine Subjektivität drängte sich überall vor und erlaubte ihm nicht, die Dinge und Verhältnisse anzuschauen und aufzufassen nach ihrem ureigenen Wesen, sondern wie er es seinen Zwecken und Wünschen entsprechend fand. Er ließ den Geist der Geschichte nicht unbewußt und unmittelbar auf sich einwirken, sondern trug sein Ideal in dieselbe hinein und suchte die Geschichte blos zum Spiegel derselben zu machen, denn er

wollte in der Geschichte nicht eine getreue Darstellung des Geschehenen geben, sondern mit ihr einen moralischen Effekt bewirken und durch seine Darstellung die Gegenwart zur Tugend und Seelengröße begeistern, was freilich im wahren Sinne des Worts nur dann geschehen kann, wenn die objektive Wahrheit der Geschichte dies thut. Bei allen seinen historischen Studien war es Schiller hauptsächlich nur um die Stoffe für seine Poesie zu thun, darum fehlt es bei seinen historischen Werken auch an hinreichender Vertrautheit mit den Quellen und ruhiger Sichtung und Prüfung der Thatsache. Er verstand es nicht hinabzusteigen in die Tiefe, wo die treibenden und bildenden Mächte die Welthandlung bewirken; aber so wenig seine historischen Schriften auch befriedigen und eine so schlechte Quelle sie für den Forscher und Historiker sind, um so eifriger wurden und werden sie gelesen, weil er damit sittliche Erhebung bezweckte und die Menschen sich immer mehr erfreuen, Großes und Erhabenes erzählt zu lesen, als was die nackte Wahrheit ihres trügerischen Glanzes beraubt und in die richtige aber schwache Beleuchtung gestellt hat. Selbst die Sprache ist nicht ganz geeignet für die Geschichte, welche wohl große Lebendigkeit verlangt, aber eine Lebendigkeit der geschichtlichen Handlung und nicht das Pathos der Tragödie, dessen Schiller's historische Werke überall zu voll sind. Schiller bewegte sich allzu gerne auf dem Gebiete der Charakterschilderungen, welche den Glanzpunkt seiner Geschichtschreibung bilden; aber auch hier herrscht zu sehr das Streben nach poetischem Effekt und die Charaktere treten nicht in ihrer Größe von selbst und ohne fremdes Zuthun hervor, sondern z. B. die ganze Geschichte des dreißigjährigen Kriegs erscheint nur dazu angelegt und geschrieben zu sein, um Gustav Adolf und Wallenstein zu verherrlichen.

Am klarsten geht aus seinen sämmtlichen Produktionen Schiller's politische Ueberzeugung hervor, die er nie in seinem Leben verleugnete. Von früher Jugend an gegen despotischen Druck ringend, erhob er sich unausgesetzt für die Menschenrechte, die Freiheit und politische Unabhängigkeit und man könnte ihn sogar einen politischen Dichter nennen, da dieser Freiheitsdrang nicht nur alle seine Dichtungen belebt, sondern die meisten seiner Produkte geradezu darauf angelegt sind, die Begeisterung für Freiheit zu nähren und das Streben darnach zu fördern. Aber Schiller war kein politischer Tendenzdichter, auch nicht der Dichter eines spezifisch deutschen Patriotismus, sondern er wollte die politische Freiheit, damit die gesammte Menschheit voranschreite und der Staat schien ihm nur vorhanden, um die allgemeine Menschenbildung und das Recht der Vernunft zu sichern und zu fördern; auch glaubte er, daß nur das Schöne im Staate die Herrschaft führen solle, weil man nur durch die Schönheit zur sittlichen Freiheit gelangen könne. Das Ideal eines solchen Staats suchte Schiller in Don Karlos aufzustellen. Von dieser rein menschlichen Seite betrachtete Schiller auch die französische Revolution; wenn man aber glaubt, daß sich deshalb in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe fast gar keine

Besprechung derselben findet, so möchte wohl eher anzunehmen sein, daß der Weimar'sche Staatsminister Göthe diese Stellen unterdrückt hat. — Uebrigens betrachtete Schiller Alles gern von dem allgemein menschlichen Standpunkte und darum wollte er auch dem Geiste nach keinem Volke und keiner Zeit besonders angehören. War übrigens Schiller auch nicht ein Dichter, der den Ton des deutschen Patriotismus anschlug, erhob er sich auch von einem deutschen zu einem kosmopolitischen Dichter, so hat er doch mächtig eingewirkt auf das deutsche Volk, es mehr denn ein Anderer politisch gehoben und wird er immer der Dichter sein, dem alle Freunde der Freiheit und des Menschenwohls ewig ihre Liebe und Zuneigung nicht versagen werden.

Friedrich Schiller ist am 11. November 1759 zu Marbach im Württembergischen geboren. Sein Vater, Johann Kaspar Schiller, hatte früher als Chirurg in einem bayerischen Regiment gedient und sich nachher zu Marbach niedergelassen, trat in Württembergische Dienste als Fähnrich und Adjutant, wurde nach einigen Jahren Hauptmann und als Werboffizier nach Lorch gesendet, wo sein sechsjähriger Sohn den ersten regelmäßigen Unterricht beim Pfarrer Moser empfing. Im Jahre 1768 wurde sein Vater nach Ludwigsburg versetzt und der junge Schiller besuchte dort die lateinische Schule mit vielem Erfolg, obschon ihm der Schulzwang nicht gefiel. Hier zeigte er sich gegen seine Lehrer zurückhaltend und linkisch, gegen seine Schulkameraden aber wußte er sich ein gewisses Ansehen zu bewahren, auch zog ihn hier das Theater schon sehr an und soll sogar auf seine Spiele bereits eingewirkt haben. Im eilften Jahre änderte sich sein Charakter plötzlich, er zog sich von den jugendlichen Zeitvertreiben zurück, wurde unmuthig über sein Gebundensein an die Schule, schweifte gern in der Gegend umher, machte Verse und begann sogar schon den Plan zu einem Trauerspiele zu entwerfen. Noch in seinem vierzehnten Jahre war sein religiöser Sinn vorwiegend und glaubte er sich zu dem geistlichen Stande bestimmt, dem ihn auch seine Eltern zu widmen gedachten; allein plötzlich sollte eine äußere Veranlassung diese Lebensbestimmung ändern. Herzog Karl von Württemberg gründete nämlich auf der Solitude eine militärische Pflanzschule, die hauptsächlich für die Söhne von Militärpersonen dienen sollte, und da Schiller's Vater inzwischen Garteninspektor auf diesem Landsitze und später Major wurde, so wünschte der Herzog, daß er seinen Sohn auf diese Schule thue, wobei er jedoch eine andere Bestimmung wählen mußte, weil daselbst keine Theologen gebildet wurden. Nachdem der Vater seines Sohnes Neigung vergebens entgegengehalten, ließ ihm der Herzog die Wahl unter den dortigen Studien und versprach ihm sogar später eine Stelle, so daß Schiller nicht mehr ausweichen konnte und sein vierzehnjähriger Sohn im Jahre 1773 als Student der Rechte in die Akademie eintrat. Der Zustand dieser Anstalt konnte einen Geist wie den von Schiller nur schwer drücken, denn nach militärischem Kommando und im Paradeschritte mußten die jungen Leute aufstehen, zum Frühstück, in die Hörsäle, zur Mahlzeit und zu Bette gehen, alles stand unter dem Gesetze der Subordination und alle Bücher außer den Schulbüchern waren verboten. Für Schiller war dieser Zustand höchst peinlich, aber der Drang nach Poesie ließ ihn dieses Verbot übertreten und er wußte sich Klopstock's Gedichte und Göthe's Götz zu verschaffen, die ihn mächtig anregten. Weil eine Einrichtung der Akademie von jedem Zöglinge verlangte, daß er jedes Jahr einmal einen Aufsatz über seinen eigenen Charakter machte, so ergriff Schiller diese Gelegenheit, darzuthun, daß er für einen Juristen nicht passe und es bewirkte dies wenigstens so viel, daß man ihm erlaubte, Medizin zu studiren. Dies war für Schiller schon geeigneter und er wurde dadurch veranlaßt, mit der Natur näher vertraut zu werden; aber die Neigung zur Dichtung wurde dadurch nur vermehrt, zumal

ihm um diese Zeit Wieland's Uebersetzung von Shakespeare in die Hände fiel, die er mit größter Begeisterung verschlang. Glücklicherweise fand er auf der Akademie noch einige ähnlichgesinnte Studiengenossen, mit denen er eine Art geistiger Brüderschaft schloß und ausmachte, daß Jeder von ihnen Etwas schreiben solle. Schiller selbst wählte ein Trauerspiel: Der Student von Nassau, gab aber den Stoff wieder auf und begann das Stück: Cosmus von Medici, wovon er später einige Scenen in die Räuber aufnahm. Im sechszehnten Jahre veröffentlichte er einige Gedichte im Schwäbischen Magazin, die aber ganz in Klopstock'scher Manier verfertigt sind und beim Herausgeber dieser Zeitschrift, Balthasar Haug, Gefallen fanden, so daß er sich von Schiller's Talent schon Bedeutendes versprach. So groß der Druck der Verhältnisse war, so hielt doch Schiller seine Studien aus und beschäftigte sich daneben mit Geschichte und Philosophie, auch schrieb er eine lateinische Abhandlung über Philosophie der Physiologie, die jedoch nicht gedruckt wurde. Im Jahre 1780 hatte er sein Studium beendigt und die Probeschrift: Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen geschrieben und dabei selbst ein Bruchstück aus dem fünften Akte seiner damals fertig gewordenen Räuber als psychologischen Beleg angeführt; in demselben Jahre wurde er auch als Regimentsarzt angestellt. Je größer der Zwang auf der Akademie war, um so freier fühlte sich jetzt Schiller und gab sich der Poesie ganz hin; auch soll ihn sein Stubengenosse, der junge Offizier Kapff, sogar zu einem ziemlich lockeren Lebenswandel verleitet haben; doch rettete ihn davor die Liebe zur Wittwe eines Hauptmanns, die in demselben Hause wohnte und wahrscheinlich auch die in seinen Gedichten genannte Laura ist. Ueber deren Charakter sind die Biographen streitig; Einer, der sie gekannt hatte, schildert sie als eine gute Frau, die etwas Anziehendes und Pikantes besaß, ohne im mindesten hübsch und sehr geistvoll zu sein, ungedruckte Nachrichten schildern sie aber als eine häßliche, magere und sittenlose Frau. So heftig jedoch diese Liebesgluth gewesen war und so leidenschaftlich er sich in seinem Gedichte „Resignation" später über sein Zurücktreten aussprach, so war sie doch nicht tief gegründet und ging wieder vorüber. Schiller hatte inzwischen seine Räuber vollendet, aber erst nachdem er die Akademie verlassen, suchte er einen Verleger für das Stück und als er keinen fand, gab er es auf eigene Kosten heraus. Der Erfolg war höchst bedeutend, obschon neben der begeistertsten Aufnahme auch die heftigsten Tadler erschienen und es als die Ausgeburt eines regellosen, wildstürmenden Geistes erklärten, von dem sie sogar kaum mehr Mäßigung erhofften. Schon im Jahre 1781 bekam Schiller vom Buchhändler Schwan in Mannheim und bald darauf vom dortigen Direktor des Theaters, Freiherrn von Dalberg, die Aufforderung, das Stück für die Bühne umzuarbeiten. Schiller ließ sich sehr gern dazu herbei, änderte, wo man ihn nur irgend eines Bessern überzeugen konnte, und endlich, am 13. Januar 1782, wurde das Stück zum ersten Mal auf dem Mannheimer Nationaltheater gegeben und zwar durch die größten Schauspieler, die Deutschland seit langer Zeit besessen hatte, so daß Fremde aus weiter Umgegend zur Aufführung herbeiströmten und der Erfolg auf dem Theater noch viel größer war, als ihn das gedruckte Stück gemacht hatte. Schiller ging selbst heimlich nach Mannheim und sah aus einem versteckten Winkel des vollgedrängten Hauses der Aufführung zu, mit dem Bewußtsein, daß das Drama das poetische Gebiet sei, welches ihm reiche Erfolge bieten könne. Als beim Herzoge, der ohnehin auf das Stück sehr schlecht zu sprechen war, die Graubündtner sich durch den Garteninspektor Walther zu Ludwigsburg wegen einer Stelle in den Räubern beklagten, so ließ dieser Schiller kommen und befahl ihm, in Zukunft das Dichten zu lassen und bei der Medizin zu bleiben; wenn er aber durchaus schreiben müsse, so solle er ihm wenigstens seine Erzeugnisse vor dem Drucke zur Durchsicht geben. Zu derselben Zeit hatte Schiller auch mit einigen seiner Freunde im Januar 1782, unter dem Titel Anthologie und mit dem Druckorte Tobolsk, eine Schrift herausgegeben und darin viele kleinere, besonders lyrische Gedichte mitgetheilt, welche den Charakter eines noch unreifen, wilden Talents

an sich trugen. Schiller frug jedoch nach dem Befehle des Herzogs nicht viel, sondern entwarf schon neue Pläne zu Fiesco und Don Carlos und ging sogar im Mai 1783 wieder heimlich nach Mannheim, wofür er diesmal mit vierzehntägigem Arrest bestraft wurde. Dieser despotische Druck, die Furcht, vielleicht auch das Schicksal Schubart's theilen zu müssen, und der Drang nach dem Auslande, wo sein Ruhm blühte, während er in Schwaben keinen Beifall fand und selbst seine Eltern keine Freude an seinem Dichten hatten, machte ihm das Leben in Stuttgart verhaßt und es wurde ihm daselbst immer unerträglicher und ekelhafter. Darum beschloß er aus seinem Vaterlande zu entfliehen. Ein junger enthusiastischer Musiker und Freund von Schiller, Andreas Streicher, welcher nach Hamburg reisen sollte, um sich dort weiter auszubilden, brütete mit ihm über die Zukunft, entwarf den Plan zur Flucht und Schiller arbeitete rastlos an der Vollendung des Fiesco, um ihn zur Aufführung reif zu machen. Schiller theilte diesen Plan seinem Vater nicht mit, nur die Schwester wurde in's Vertrauen gezogen. Es waren nämlich durch den Besuch des Großfürsten Paul von Rußland in Stuttgart viele Festlichkeiten veranstaltet und am 17. September sollte, während derselben, die Flucht ausgeführt werden. Mit wenigen Habseligkeiten und 23 Gulden zogen sie in der Nacht auf einem Wagen durch das dunkle Eßlinger Thor und erreichten wohlbehalten Mannheim. Dalberg war gerade in Stuttgart und der Regisseur Meier empfing ihn zwar freundlich, erschrack aber, als er die Art und Weise der Flucht vernahm, und drang in Schiller, sogleich an seinen Herzog zu schreiben und ihn möglichst wieder zu versöhnen. Schiller, der dies schon selbst beabsichtigte, schrieb männlich und ehrerbietig, stellte dem Fürsten vor, wie es ihm unmöglich wäre, von seinem Einkommen als Arzt zu leben, daß er deshalb literarische Arbeiten machen müsse und bat, ihm den Schritt zu verzeihen und ihm zu erlauben, jährlich eine kurze Zeit mit Urlaub in's Ausland zu gehen. Den Brief sandte er an den Chef seines Regiments, General Augé, mit der Bitte, ihn zu überreichen und für ihn zu sprechen. Obwohl Schiller nicht Soldat war und somit auch als Deserteur nicht reclamirt werden konnte, so hielt er es doch für rathsam, sich verborgen zu halten, bis eine Antwort vom General Augé kam, die jedoch nur kurz den Befehl enthielt, Schiller solle zurückkehren, da der Herzog bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wäre. Damit konnte sich jedoch Schiller nicht zufrieden finden und als er auf eine neue Vorstellung dieselbe kurze Antwort erhielt, beschloß er, seine Heimath aufzugeben und sein Glück in der Weite zu suchen. Schiller's Fiesco machte die Schauspieler neugierig, aber als er den Ausgezeichneteren derselben das Stück vorlas, blieben sie kalt, erschien kein Wort des Beifalls und entfernten sich die meisten vor Beendigung des Lesens; ja der Regisseur konnte nicht glauben, daß das Stück vom Verfasser der Räuber sei, und meinte, Schiller habe an seinem ersten Stück alle seine Kraft erschöpft. Dies wirkte niederschlagend für den jungen, ohne Hoffnung in die Welt hinausgestoßenen Dichter; glücklicher Weise war aber an diesem Mißfallen blos der Umstand schuld, daß er das Stück selbst vorlas, denn sein schwäbischer Dialekt und die hochtrabende eintönige Weise seines Deklamirens hatte die Zuhörer abgeschreckt und das Stück widerlich erscheinen lassen. Als der Regisseur es zu Hause selbst durchgelesen hatte und Streicher am andern Morgen ängstlich auf seinen Ausspruch harrte, fiel das Urtheil ganz anders aus, denn nun erklärte der Regisseur das Drama für ein Meisterstück und für noch bühnengerechter als die Räuber. Doch einige Abänderungen waren noch nothwendig und Schiller selbst hielt es für gerathen, einige Zeit lang von Mannheim fortzugehen und eine Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt zu machen. Fast ohne Mittel begab er sich mit Streicher auf den Weg und bat von Frankfurt aus Dalberg um einen Vorschuß, um seine Schulden in Stuttgart zu bezahlen und die Aenderungen mit Muße vornehmen zu können; allein seine Hoffnung ward getäuscht, weil zuvor das Stück vollendet sein mußte. Schiller ertrug auch diesen Schlag des Schicksals ruhig, obschon beide Freunde nur noch einige Groschen besaßen, und glücklicherweise bekam Streicher von seiner Mutter 30 Gulden geschickt, womit

sie zurückkehrten und ihren Wohnsitz zu Oggersheim in der Rheinpfalz, eine Stunde von Mannheim, aufschlugen, damit Schiller in Ruhe und Sicherheit den Fiesco vollenden könnte. Statt dessen beschäftigte ihn jedoch mehr ein neuangefangenes Stück „Kabale und Liebe", dessen Stoff ihm mehr zusagte, so daß erst neuer Geldmangel ihn dem andern Stücke zuwendete, das zu Anfang November fertig wurde. Aber Dalberg verlangte neue Umänderungen und gab daher auch noch kein Geld her, so daß Schiller nichts Anderes übrig blieb, als entweder für beide neue Theaterstücke einen Verleger zu suchen oder eine Einladung der Frau von Wolzogen nach Bauerbach bei Meiningen anzunehmen, deren Söhne er in Stuttgart kennen gelernt hatte. Mit einem Vorschusse des Buchhändlers Schwan bezahlte Schiller die Schuld zu Oggersheim und kam im December 1782 in Bauerbach an, wo die Familie zwar abwesend, aber für seine Ankunft Alles vorbereitet war. In der Einsamkeit des Winters beendete Schiller hier seine beiden Stücke und sandte sie an Schwan ab; aber nun verfiel er in Trübsinn, der sich bei dem Gedanken steigerte, dies stille Asyl wieder verlassen zu müssen, sobald ihn der Herzog von Württemberg erfahre. Er dachte schon daran, die Poesie aufzugeben und wieder Arzt zu werden, als die ankommende Familie v. Wolzogen ihn wieder erheiterte. Die Tochter Charlotte ward bald Gegenstand seiner Verehrung, theilte aber nicht die Zuneigung, obschon sie Schiller wohlwollte; dieser fühlte sich jedoch bald freier, als der Herzog von Württemberg seinen Weggang ignorirte und Herr von Dalberg nun offen einen Antrag an Schiller stellte, als Theaterdichter nach Mannheim zu kommen, wo er am 27. Juli 1783 eintraf. Noch hatte er am Fiesco Aenderungen vorzunehmen, aber das Stück gefiel in Mannheim weniger als anderwärts, wogegen Kabale und Liebe die glänzendste Aufnahme erhielt. Schiller's Existenz erschien nun gesichert, er wurde Mitglied der deutsch-literarischen Gesellschaft in Mannheim und ging an die Ausarbeitung des Don Karlos, während seine pekuniären Verhältnisse besser wurden, sein Wirth ihm das Geld vorschoß, um die Stuttgarter Schulden zu bezahlen, und er die Rheinische Thalia begann, worin er von seinen Gedichten mittheilte und die ihm überall Freunde erwarb. Er bewarb sich nun um die Hand Charlotten's von Wolzogen und suchte, als seine Hoffnungen hier keinen Erfolg fanden, dafür Ersatz bei Margarethe Schwan, der Tochter des Mannheimer Buchhändlers. Auch noch eine andere Liebe hatte ihn indessen vorübergehend beschäftigt. Inzwischen wurde er herzoglich Weimar'scher Rath, als er in Darmstadt diesem Fürsten vorgestellt worden war; er gerieth seiner Kritiken wegen mit den Schauspielern in Zwistigkeiten und nach längerer Berathung mit seinen Freunden beschloß er, nach Leipzig zu gehen und sich der Jurisprudenz zu widmen. Er kam hier während der Messe an und erregte vieles Aufsehen, arbeitete an der Thalia fort, worin er ein Stück von Don Karlos und sein Lied an die Freude mittheilte, und beschloß zur Medizin zurückzukehren, auch bewarb er sich um Margarethe Schwan, erhielt jedoch hier eine abschlägliche Antwort, worauf er das Verhältniß abbrach. Schiller ging gegen Ende des Sommers nach Dresden, wo ihn der Appellationsrath Körner bei sich aufnahm und ihm ein Sommerhaus in einem Garten an der Elbe einräumte. Schiller vollendete hier den Don Karlos, machte den Entwurf zum Drama: Der Menschenfeind, das er nie vollendete, und den Plan zum Roman: Der Geisterseher, sowie die philosophischen Briefe. Zu gleicher Zeit begann er (1788) die Herausgabe der Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittleren und neueren Zeiten, aber auch eine Liebe zu der Tochter eines ehemaligen sächsischen Offiziers, die keineswegs seiner würdig war und aus der Liebe mehr ein Gewerbe machte. Glücklicher Weise riß er sich auch hier wieder los und folgte er im Juli 1787 einer Einladung der Frau von Kalb, die er schon in Mannheim kennen gelernt hatte, nach Weimar. In Weimar fand Schiller eine freundliche Aufnahme, besonders bei Wieland, der ihm sehr wohl wollte, und in diesen höheren Kreisen nahm er bald einen feineren Weltton an, der auch auf seine Schriften wohlthätig einwirkte. Da seine älteste Schwester inzwischen den Hofrath Reinwald in Meiningen geheirathet

hatte, so machte er im Oktober einen Ausflug dahin und besuchte die Familie von Wolzogen, bei der er seinen Jugendfreund Wilhelm von Wolzogen fand. Mit diesem trat er die Rückreise zu Pferd an und verweilte er auf dem Gute der Frau v. Lengefeld, einer Verwandten Wolzogen's, die zwei Töchter hatte, deren jüngere erst 21jährige Namens Charlotte kurz vorher, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, der Liebe zu einem jungen Offizier entsagen mußte. Schiller fühlte sich in diesem Kreise sehr befreundet und wie Wilhelm v. Wolzogen noch immer eine Jugendliebe, die sogar getheilt wurde, zu der inzwischen verheiratheten älteren Tochter der Frau v. Lengefeld hegte, so fühlte sich Schiller zu der jüngeren hingezogen, obschon die beiderseitige Annäherung nur langsam stattfand, weil Beide noch zu sehr durch die Entsagung früherer Wünsche litten. Da Charlotte v. Lengefeld im Winter nach Weimar kam, so hatte Schiller Gelegenheit, sie mehrmals zu treffen und sie mit Lektüre zu versorgen; auch übernahm sie es, für ihn zu Rudolstadt eine Sommerwohnung zu suchen, und dies gab Veranlassung zu einem Briefwechsel. Im Mai 1788 nahm Schiller seinen Aufenthalt zu Volkstätt bei Rudolstadt, wo er seine Geschichte des Abfalls der Niederlande, den Geisterseher, die Briefe über Don Karlos und den ersten Theil des Gedichts: Der Künstler schrieb, fast täglich mit der Familie von Lengefeld verkehrte und in deren Haus zum ersten Mal Göthe traf, die sich aber Beide von einander abgestoßen fühlten und sich fern hielten; doch fühlte Schiller schon damals, daß eine Annäherung wohl noch zu hoffen sei. Schiller suchte sich mit den griechischen Dichtern zu befreunden und aus diesen Studien entsprang sein Gedicht die Götter Griechenlands, sowie die größere Vollkommenheit des Gedichts die Künstler, welches besonders Charlotten von Lengefeld sehr gefiel und sie dem Dichter immer mehr annäherte. Inzwischen betrübte ihn der Tod von Frau von Wolzogen, die seine zweite Mutter geworden war, und im November begab er sich nach Weimar zurück, wo er den Geisterseher vollendete, Uebersetzungen aus Euripides machte und eine Haupterholung im Briefwechsel mit Charlotte von Lengefeld fand. Obwohl ihm Göthe durchaus fern stand und gar kein persönlicher Verkehr zwischen Beiden stattfand, so bewirkte dieser dennoch die Berufung Schiller's als Professor nach Jena, obschon noch ohne Gehalt. Schiller besaß dafür die nothwendigen Vorstudien nicht, aber sein Ruf als Dichter und seine glänzende Darstellung zogen eine Menge Zuhörer in seine Collegien, der Umgang mit den ausgezeichnetsten Professoren, die sich damals in Jena zusammenfanden, wirkte besonders belebend auf ihn und er sah auch seine Liebe nach und nach mit Erfolg gekrönt, indem ihm Charlotte von Lengefeld bei ihrem Aufenthalte zu Lauchstätt ihre Hand versprach, obwohl noch ohne der Mutter Wissen. Die Ferien verlebte er in der Nähe von Rudolstadt und diesmal mit der Ueberzeugung erwiderter Liebe und gesicherter Hoffnung. Nachdem er vom Herzoge von Weimar die Zusicherung eines Gehalts von 200 Thalern als außerordentlicher Professor erhalten hatte, bewarb sich Schiller bei Frau von Lengefeld offen um ihre Tochter und obschon diese anfangs Standesvorurtheile hatte, so unterstützten doch Frau v. Stein und Herr v. Dalberg, der Coadjutor des Churfürsten von Mainz, seine Bewerbung so nachdrücklich, daß dieselbe ihre Einwilligung nicht mehr versagen konnte und Schiller, nachdem er kurz vorher vom Herzoge von Meiningen den Titel als Hofrath erhalten hatte, am 20. Februar 1790 sich vermählte. Hiermit begann eine neue Epoche in Schiller's Leben und Dichten, denn es kehrten Ruhe und Frieden in sein Herz zurück und Schiller trug sich mit großen Hoffnungen. Leider erlag seine schwache Gesundheit bald seiner angestrengten Arbeit und er wurde krank, so daß sogar seine eigene Subsistenz dadurch sehr gefährdet wurde. In dieser traurigen Lage machten ihm aber am 27. November 1791 der Prinz von Holstein-Augustenburg und der Graf Schimmelmann das edle Anerbieten, ihm auf drei Jahre ein Geschenk von 1000 Thalern zu machen, damit sich Schiller der ihm so nöthigen Ruhe überlassen und nur mit Muße arbeiten könne. Dies hatte den wohlthätigsten Einfluß auf Schiller, der nun zu produziren weniger genöthigt war und, um seine geistige Ausbildung zu fördern, sich ganz

dem Studium der Kant'schen Philosophie hingab. Im Juni 1792 besuchte Schiller mit seiner Gemahlin seinen Freund Körner in Dresden, traf dann nach seiner Rückkehr seine Mutter und jüngste Schwester und machte im August 1793 eine Reise über Heidelberg in seine Heimath. Von Heilbronn aus, wo er seine Eltern und Geschwister fand, schrieb er an den Herzog von Württemberg, der ihm mittheilen ließ, er könne ungehindert in sein Land zurückkehren, ging nach Ludwigsburg, wo er den medizinischen Beistand seines Jugendfreundes des Leibarztes von Hoven in Anspruch nahm und seine Gemahlin den ältesten Sohn Karl gebar. In Tübingen wurde er mit dem Buchhändler Cotta bekannt, der ihn einlud, die literarische Zeitschrift „Horen“ herauszugeben und die allgemeine Zeitung zu redigiren, wozu derselbe damals den Plan gefaßt hatte; auf Letzteres konnte jedoch Schiller nicht eingehen. Im Mai 1794 kehrte Schiller nach Jena zurück, jedoch kränklich und abgemagert, schloß sich hier innig an Humboldt und dessen Familie an und gab die Horen als monatliche Zeitschrift heraus, wodurch er auch mit Göthe bekannt wurde, die nach und nach den innigsten Verkehr mit einander pflegten. Die Horen brachten die schönsten seiner lyrischen Gedichte, er kam oft nach Weimar, wo er bei Göthe wohnte und mit diesem gab er 1797 in seinem Musenalmanach die Xenien heraus, die so großes Aufsehen erregten. Schiller wandte sich überhaupt wieder mehr der Produktion zu, begann seinen Wallenstein zu bearbeiten, kaufte sich einen Garten, wo er sich ein Sommerhaus mit einem Zimmer baute und darin seine schönsten Gedichte schrieb. Im Mai 1797 bezog er dasselbe, aber er strengte sich dabei unendlich an und gebrauchte als Reizmittel nicht mehr allein starken Kaffee und Chokolade, sondern sogar Rheinweine und Champagner, was seiner Gesundheit sehr schädlich war. Nach Humboldt's Weggang im Sommer 1797 warf sich Schiller noch mehr auf die Poesie, es entstanden seine schönsten Balladen, und Wallenstein rückte immer mehr der Vollendung entgegen, so daß schon im Januar 1799 der zweite Theil und im April der dritte Theil zu Weimar aufgeführt werden konnte. Auf den Rath seiner Aerzte zog Schiller selbst in diesem Jahre nach Weimar, erhielt vom Herzoge eine jährliche Pension von 800 Thalern und das Versprechen, dieselbe zu verdoppeln, wenn Krankheit seine literarische Thätigkeit beeinträchtigen sollte, und Schiller schrieb hier in rascher Folge die Tragödie Maria Stuart (1800), das Lied von der Glocke und im nächsten Jahre die Jungfrau von Orleans und die Braut von Messina, die zum Theil in Dresden entstand, wo er im Herbste seinen Freund Körner besuchte. Als er auf der Rückkehr in Leipzig der Aufführung der Jungfrau von Orleans beiwohnte, empfing ihn der größte Beifallssturm des Publikums und das Stück wurde auch zu Berlin zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses mit nie gesehener Pracht aufgeführt. In Weimar leitete er mit Göthe das Theater, das fast der einzige öffentliche Vergnügungsort war, den er besuchte; er ging viel mit Schauspielern um und lud dieselben oft, nach der ersten oder nach einer gelungenen späteren Aufführung eines seiner Stücke, auf das Stadthaus zum Abendbrode ein; auch pflegte er gewöhnlich nach dem Theater in aufgeregter Stimmung noch lange zu arbeiten. Um dieselbe Zeit kaufte sich Schiller ein kleines Haus in Weimar, aber an demselben Tage, wo er es bezog, starb seine Mutter; doch fühlte er sich glücklich im Kreise seiner Familie, seine Freunde Göthe und Humboldt übten den lebhaftesten Einfluß auf ihn, die herzogliche Familie suchte ihn in ihren Kreis zu ziehen und im Jahre 1802 veranlaßte der Herzog, daß ihm der Kaiser den Reichsadel verlieh, was sich Schiller um seiner Frau und Kinder und der Hofetikette wegen auch gefallen ließ. Seine letzte Arbeit waren Wilhelm Tell, die Uebersetzung von Racine's Phaedra, der Plan zum Trauerspiele Demetrius und einige kleinere Gedichte. Im Frühjahre 1804 besuchte Schiller Berlin, wo ihn die größten Ehrenbezeugungen erwarteten, im Juli kam er nach Jena, wo seine Frau die jüngste Tochter gebar und eine Unterleibsentzündung seine eigene Gesundheit erschütterte, und dann ging er damit um, ein Drama zu schreiben, worin er alle Uebel und Mißbräuche der neueren Civilisation schildern und die Pariser Polizei zum Gegenstande

machen wollte. Schon früher hatte Schiller vom französischen Nationalconvent das Bürgerdiplom, von Roland unterzeichnet, erhalten, das aber wegen unrichtig geschriebenem Namen erst lange nachher in seine Hände kam. Am 29. April 1805 wurde Schiller von seiner letzten Krankheit befallen, nachdem er eben einen Besuch Göthe's erhalten und dann in das Theater gegangen war. Als Göthe am nächsten Morgen zu ihm kam, lag Schiller schon, doch blieb sein Geist ruhig und klar, bis er am 6. Mai zu phantasiren begann. Am Abende des 8ten wünschte er noch einmal die Sonne zu sehen und am nächsten Tage, als die Seinigen sein Bett umstanden, fuhr es plötzlich wie ein elektrischer Schlag über sein Gesicht, der Kopf sank zurück und der große Geist war entschwunden. Göthe'n, der gerade selbst von einer gefährlichen Krankheit erstanden war, durfte man die Nachricht nur langsam und schonend beibringen. Schiller's Leichnam wurde geöffnet und es zeigte sich eine solche Zerstörung der Lunge, daß ein längeres Leben unmöglich gewesen wäre. Er wurde in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai von zwölf jungen Leuten höheren Standes zu Grabe getragen, noch einmal trat der Mond aus dem vom Winde zerrissenen Wolkenschleier hervor und übergoß den Sarg mit seinem Lichte und dann ward er der Erde übergeben. Auf dem Jakobskirchhofe zu Weimar ruhte zuerst seine Leiche, sodann im Landschaftskassengewölbe bis 1826 und ward dann auf dem neuen Kirchhofe neben der herzoglichen Gruft beigesetzt, sein Schädel aber am 16. September auf der Bibliothek zu Weimar im Postamente der kolossalen Marmorbüste von Dannecker niedergelegt. Schiller's Bild wurde von Dannecker am treuesten in einer kolossalen Büste gegeben. Ein Denkmal von Gußeisen, wozu Thorwaldsen das Modell lieferte, Stieglmayer aber das Standbild goß, wurde ihm zu Stuttgart 1839 und ein kleineres zu Marbach gesetzt, das treueste Abbild seines Geistes gab er aber selbst in seinen Werken, die in mehr als 250,000 Exemplaren durch ganz Deutschland und bis in die fernsten Gegenden verbreitet sind. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Stuttgart 1818 in 12 Bänden, dann in schöneren Ausgaben in 8° 1844, in 10 Bdn., in 12° 1838 in 12 Bdn., die seither mehrmals neu aufgelegt wurden, und 1830 in einem Bande. Auch seine Briefe wurden in verschiedenen Sammlungen mitgetheilt und von Boas die nicht in den sämmtlichen Werken abgedruckten Schriften und Gedichte gesammelt. Eine gehaltlose Erklärung seiner Gedichte gab Viehoff heraus. Ueber Schiller's Leben erschienen zahlreiche Werke, nämlich, außer der Nachricht Körner's vor der Gesammtausgabe, die Schriften über Schiller von H. Döring, Hinrichs, Hoffmeister, G. Schwab, R. Binder, Karoline von Wolzogen, Viehoff, Karl Grün, Schwenck, vom Schotten Thomas Carlyle (1825 von Göthe übersetzt) und vom Engländer Bulwer (deutsch 1848) u. A. Schiller hinterließ vier Kinder, von denen der eine Sohn Ernst als Appellationsgerichtsrath zu Koblenz starb, ohne Söhne zu hinterlassen, der andere, Karl, wurde württembergischer Oberförster und vor einigen Jahren in den Freiherrenstand erhoben und dessen Sohn schwang sich vor Kurzem zum österreichischen Major empor. — Schiller's Wittwe, welche gegen das Ende ihres Lebens erblindete und das reinste Abbild ächter Weiblichkeit war, starb im J. 1826 zu Bonn.

236. Schiller's ganze Geistesrichtung wurde bedingt durch seine persönlichen Verhältnisse und den Entwicklungsgang, den er von frühester Jugend an nahm. Nicht lernte er die Welt und ihr buntes Treiben kennen, sondern nachdem er durch seine Mutter schon eine fromme Gemüthlichkeit erlangt hatte, traten ihm überall die Schranken eines einförmigen und in sich abgeschlossenen Lebens entgegen und die 400 jungen Leute auf der militärischen Pflanzschule konnten ihm nur als ein einziger Mensch erscheinen, während seine Geistesnahrung und die Lektüre der Bibel, sowie Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte ihn schon frühe in das Reich des Idealen hinüberschweifen ließen und er dann Studien betreiben mußte, für die er keine Vorliebe hatte. Mit Ernst ergriff er

zwar die Medizin, aber je strenger der militärische Druck war, um so mächtiger wurde sein Unmuth und um so gewaltiger wurde er aufgeregt durch Klopstock, Shakespeare und die Werke aus der Sturm- und Drangperiode. Hierdurch ward er für das Drama begeistert und sein erster Versuch war das Drama Kosmus von Medicis, worin er Shakespeare nachzuahmen suchte. Auch Göthe's Werther und Miller's Siegwart wirkten stark auf seine Einbildungskraft und Schiller versuchte sich sogar schon im 16. Jahre an einem biblischen Epos Moses, worin er Klopstock sclavisch nachahmte. Aber Alles dies, wie auch das Drama der Student von Nassau wurde wieder vernichtet und Schiller's Drang nach Freiheit und idealer Erhebung, der durch die Bekanntschaft mit Schubart noch gesteigert wurde, trieb ihn zu einigen leidenschaftlichen lyrischen Gedichten, wie der Eroberer und dem Drama die Räuber, in welcher als noch der ersten, gleichsam Sturmperiode angehörigen Zeit sich die Stücke Fiesco, Kabale und Liebe und Don Karlos nach einander anreihten. Daneben entstanden auch lyrische Gedichte, seine Geschichte des Abfalls der Niederlande und Aehnliches, bis seine Verheirathung die erste Epoche bei ihm abschloß und in reinerer Glorie sein Dichtergenius hervortrat. — In allen hierher gehörigen Dichtungen zeigt sich auch Schiller als einen Sohn der Sturm- und Drangperiode und zwar um so heftiger, als der äußere Druck bei ihm stärker war. Von seinem frommen religiösen Glauben hatte er sich zum Zweifel gewendet und immer mehr mit dem Christenthume gebrochen, denn Rousseau begeisterte ihn und wandelte ihn um in einen Bürger des Universums. Aus der engen Beschränkung der Karlsschule stürzte Schiller plötzlich in die Freuden des Lebens und Sinnengenuß, die Natur wirkte gewaltig auf ihn ein, das Rollen des Donners zog ihn mehr an als der heitere Himmel und immer mächtiger regte sich in ihm der Trotz gegen das Aeußere und das Streben, die Wirklichkeit seinem freien Willen und der Subjektivität zu unterwerfen, so daß alle seine Jugendprodukte sich krankhaft gegen die Verhältnisse des Lebens auflehnen und voll gewaltsamer Rohheit und titanenhaftem Drange den Unmuth und die Anstrengung seines Geistes in allen Zügen offenbaren. Seine ersten Leistungen enthalten daher neben vielem Genialen zu viele Rohheiten, ungestüme Ausbrüche, Geschmacklosigkeiten und triviale Phrasen, so daß sich hier Alles vereinigte, was die heftigsten Geister seiner Zeit an Heftigkeit und gewaltigem Trotz offenbarten. Zwar zeigt sich auch an den lyrischen Gedichten dieser Periode ein Fortschritt, aber alle sind noch voll leidenschaftlicher Spannung und wollen die Welt von sich aus überwältigen und umwandeln und es zeigte sich nirgends schlagender als hier, daß Schiller zu einem wahren lyrischen Dichter nicht geboren sei, denn Reflexion und rednerische Breite drängen sich überall hervor. Doch ist von seinem Gedichte: Schilderung des menschlichen Daseins bis zu den Künstlern und Göttern Griechenlands ein bedeutender Fortschritt zu bemerken, der sich um so greller zeigt, wenn man auch die nicht

in die Gesammtausgabe aufgenommenen Gedichte berücksichtigt. Liebeslieder gelangen ihm am wenigsten, weil die reine Sprache des Herzens durch das Hervortreten des Gedankens zu sehr litt, wie seine Lieder an Laura nichts als gespannte Leidenschaftlichkeit ausdrücken, die über sich Betrachtungen anstellt. Seine Entzückung an Laura zeigt dies am schlagendsten. Das stärkste Bild seiner forcirten Phantasie, die hin- und herspringt und sich in Gedankenschwärmerei verliert, ist sein Lied an die Freude, welches Schiller später selbst verwarf. Ein ähnliches Beispiel ist die Resignation, welches Gedicht auch in seiner späteren Ueberarbeitung noch immer die traurige Zerrissenheit eines Subjekts zeigt, das sich in trostlosen Betrachtungen verliert. Von höherer Kunstbildung und schon errungener Mäßigung zeugen dagegen schon die Künstler und die Götter Griechenlands, auf welche Schiller's Studium des Alterthums bereits wohlthätig einwirkte. Die Ausführung ist auch hier mangelhaft, rhetorische Phrasen können nicht den Mangel unmittelbarer Anschaulichkeit ersetzen und besonders sind die Künstler oft zu breit; dagegen ist die ideale Auffassung mehr gelungen, denn Schiller bestrebt sich darin auf dem Wege der Kunst und Poesie Kultur und politische Freiheit zu vermitteln, und die Götter Griechenlands feiern den Sieg der Kunst über die Religion und deuten in elegischem Tone an, wie das Christenthum und die Philosophie der neueren Zeit diesen Sieg wieder beeinträchtige.

Denselben Charakter und Fortschritt beweisen auch Schiller's dramatische Werke aus dieser Zeit, welche durchgängig das Thema der Freiheit nach verschiedenen Seiten hin behandeln. Die Räuber trotzen gegen Alles, was das persönliche Individuum in der Ordnung der Gesellschaft einschränken will; Fiesco erhebt sich gegen den geschichtlichen Staat, Kabale und Liebe gegen die Ungleichheit der Stände und die Standesvorurtheile und Don Karlos dringt auf einen durchaus freien Staat und ein kosmopolitisches Menschenthum; aber diesen freiheitsstürmerischen Drang theilen die Stücke auf verschiedene Weise, indem die drei ersten mehr umstürzen wollen und gegen bestehende Verhältnisse gerichtet sind, Don Karlos aber den freien Staat der Menschheit aufzubauen sucht. In ästhetischer Hinsicht sind diese Stücke am meisten mit den Klinger'schen verwandt, sonst zeigt sich aber hier, wie bei den Göthe'schen, daß auch Schiller in den bevorzugten Charakteren sich selbst dargestellt hat, wie in Karl Moor, Verrina, Ferdinand und Posa, auch könnte man sagen, daß die gemeinschaftlichen Bezüge dieser Stücke zusammen eine großartige Tragödie bilden. Den Räubern liegt zum Theil eine wahre Geschichte zu Grund, wo auch der verstoßene Sohn seinen Vater gerettet hat, und in diesem Stücke sind schon alle Eigenthümlichkeiten Schiller's ausgeprägt. Das Stück entstand unter dem militärischen Zwang auf der Karlsschule, unter dem Einflusse der revolutionären Bewegungen und durch die Lektüre von Plutarch, Rousseau, Shakespeare, Klopstock und Göthe; Schiller wollte darin seinen vollen Groll über die Macht

der einengenden Verhältnisse niederlegen und nicht mit Unrecht nennt man es den Angstruf eines Gefangenen nach Freiheit, denn es will die Rechte der persönlichen Freiheit und den Naturzustand geltend machen gegenüber den Schranken der historischen Wirklichkeit und dem ungerechten Zustande der Gesellschaftsverhältnisse. Der poetische Werth beruht mehr in der Auffassung, als in der Ausführung. Der Räuber setzt sein Ich der ganzen Welt entgegen und empört sich gegen alle menschliche Ordnung; die Gefahr dabei nöthigt ihn, seine persönliche Kraft zu wagen und sein Leben einzusetzen, und das Abenteuerliche, welches daraus entsteht, mildert den Abscheu, der durch ein so wildes, verbrecherisches Treiben hervorgerufen wird. Indem Schiller solche kolossale Personen zu schildern unternimmt, ehe er noch Menschen gesehen, kann er dies blos durch knabenhafte Ueberspannung erreichen und entbehren alle Gestalten der Wirklichkeit des Lebens, psychologischer Motivirung und schwanken von einem Extrem zum andern, denn Schiller kannte damals nur den Schulzwang und ausgelassene Freiheit, nur Trotz und Unbändigkeit. In Karl ist das ganze sturmvolle Drängen Schiller's vereinigt, aber dessen Erhabenheit beruht weniger auf der That eines festen Charakters, als auf großsprecherischen Reden, so daß seine hochtrabenden Phrasen oft nur zu sehr im Lichte des Lächerlichen erscheinen. Sein Bruder Franz erscheint wie ein theoretischer Bösewicht, bei dem die Schlechtigkeit nicht einmal recht begründet ist, und selbst Amalie zeigt eine unnatürliche Ueberspannung voll sentimentaler Worte und ohne Innerlichkeit. Die Handlung schreitet ziemlich rasch vorwärts, aber der Schluß verräth zu sehr moralische Absichtlichkeit und macht dadurch keine wahrhaft erhebende Wirkung. Uebrigens fehlt es dem Stücke nicht an einzelnen gelungenen Scenen, welche nicht über dem Bereiche seiner Anschauung lagen, und die Wirkung, welche es machte, war höchst bedeutend und half das französische Drama vollends von der Bühne vertreiben. Es darf jedoch nicht übergangen werden, daß Schiller darin einige Charaktere in Shakespeare's Stücken nachzuahmen suchte.

Fiesco erschien drei Jahre später und kann in mancher Hinsicht für bedeutender als die Räuber erklärt werden, da sich nicht nur hier das Talent Schiller's für das Historische bewährte, sondern auch der tragische Ernst offener hervortritt. Gegenüber der naturrechtlichen Anarchie oder der Todtschlagsmoral der Räuber strebt dies Stück zur Veranschaulichung der freien Staatsordnung, aber in dramatisch-poetischer Hinsicht steht es den Räubern nach, denn die Idee ist nicht consequent durchgeführt, statt der rein tragischen Entwicklung tritt die Intrigue auf und der Schluß entspricht nicht den Erwartungen. Die forcirte Leidenschaftlichkeit und zugleich die Uebertriebenheit der Sprache ist hier noch stärker als bei den Räubern und wie die Tendenz zu sehr durchblickt, so sind Handlung wie Personen zu sehr geschraubt. Fiesco ist zu maßlos, ohne Consequenz, voll gesinnungsloser Gemeinheit, wogegen Verrina allzu gesucht die republikanische Größe des Brutus darstellen soll und in ein rhetorisirendes

Pathos verfällt, obschon diese Person schon bestimmter gehalten ist. Die übrigen Charaktere enthalten bereits die Grundzüge der späteren Gestalten in Schiller's Dichtungen und wie in diesen, so sind auch hier die Frauen dem Dichter am wenigsten gelungen, weil ihnen die Innerlichkeit und die ächte Weiblichkeit fehlt, sie zu unbestimmt verfließen und dabei immer die forcirte Schauspielerin zu sehr vortritt; ebenso sind dieselben mehr in das Stück eingeschoben, als daß ihre Nothwendigkeit dafür schlagend hervorgeht. Endlich ist selbst die Empörung Fiesco's nicht genug durch äußere Umstände bedingt, sondern mehr ein Unternehmen seines persönlichen Gelüstes, wodurch die Tragödie einen großartigen Hintergrund einbüßte, was um so mehr vermißt wird, als das Stück offenbar durch die nordamerikanische Revolution und die revolutionären Bewegungen in Frankreich hervorgerufen wurde und gleichsam ein Vorläufer der französischen Revolution selbst wurde. Schiller wollte damit die reine Idee des Republikanismus veranschaulichen und hat dies in seiner zweiten Umänderung des Stücks noch mehr bewiesen, wo Fiesco auf die Herrschaft Verzicht leistet; aber die Darstellung ist dem Dichter nicht gelungen, weil er in der Ausführung inconsequent verfuhr. Uebrigens leidet das Stück auch im Einzelnen noch an bedeutenden Fehlern, das Verhältniß zwischen Bertha und Bourgognino ist eine unnöthige Episode, Verrina macht Bertha zu wichtig, ohne daß dafür ein genügender Grund hervorgehoben wird; eben so unnöthig ist die großmüthige Verzeihung, welche Fiesco dem verrätherischen Mohren gewährt, es erscheinen zu viele Erinnerungen an Shakespeare und Lessing und besonders widerlich wird der Schluß, wo der großrednerische Republikaner Verrina seinen Freund hinterlistig mordet und seine That noch mit höhnenden Worten begleitet. Schiller hat die Mängel des Stücks in einer späteren Umarbeitung für die Bühne zwar zu beseitigen gesucht, aber die ursprünglichen Mängel konnte er nicht entfernen.

Das dritte Stück, Kabale und Liebe, ist ebenfalls durch seine oppositionelle Tendenz mit den vorhergehenden verwandt und es entstand die Idee dazu noch unter dem Druck der Stuttgarter Verhältnisse und wurde weiter ausgebildet in der Zeit seiner trostlosen Verlassenheit, während der Frankfurter Reise; vollendet wurde es jedoch zu Oggersheim und Bauerbach und nahm dadurch die Eindrücke verschiedener Stimmungen und Lagen in sich auf, wie namentlich sein Verhältniß zu Charlotte von Wolzogen Schiller veranlaßte, den Standesunterschied vorzugsweise darin zu betonen. Das Stück will das Recht des Menschen gegenüber den herkömmlichen veralteten Rangunterschieden und der unsittlichen Spekulation mit der Liebe hervorheben und gehört durch Inhalt und Gestaltung dem bürgerlichen Drama an, womit er sich an Lessing's Emilie Galotti anschloß und Hof-, Stände- und Beamtenintriguen zu tragischen Motiven machte. Das Recht der menschlichen Empfindung und der urrechtlichen Gleichheit wird durch Ferdinand, den Sohn des Präsidenten, vertreten und der

tragische Effekt dadurch hervorgebracht, daß die Einseitigkeit des subjektiven Strebens nach beiden Seiten hin sich selbst rächt. An poetischer Bedeutung steht diese Tragödie den früheren nach, denn schon die Auffassung ist zu gewöhnlich, es fehlt die nöthige natürliche Wahrheit und die durch den Vater und Sohn vertretene Bosheit und großmüthige Edelsinnigkeit sind zu übertrieben und entbehren jeglicher Vermittlung. Das im Musikus Miller dargestellte schlichte Bürgerthum zeigt sich zwar gegenüber dem Adelstolze frisch, aber zu derb und gesucht; Emilie Milford, welche als großartige Britin erscheinen soll, erinnert nicht nur an die Orsini in Emilie Galotti, sondern ist auch ein durchaus verfehlter Charakter, Ferdinand's Geliebte, Louise, ist nicht das natürliche Bürgermädchen, sondern hat sich durch Romanlektüre zur Sentimentalität und über ihren Stand emporgeschraubt und die Art und Weise, wie sie durch ihre unverständige, fast dumme Zurückhaltung das Unglück hervorruft, schadet durchaus der tragischen Bedeutung der Katastrophe, die zu sehr im Mißverhältnisse zu dem kläglichen Mißverständnisse steht. Ueberhaupt ist das ganze Stück nicht nur in jeder Hinsicht verfehlt, sondern auch vielfach eine Carrikatur und leidet an gänzlicher Armuth an Poesie. Dies fühlte Schiller ebenfalls genug und er dachte sogar an eine vollständige Umarbeitung, aber sein reifer gewordener Geist mochte seine Kraft nicht mehr an diesen Stoff vergeuden und so blieb das Stück in der alten Gestalt, um als Zeichen der Zeit und seines emporstrebenden Geistes ein immerhin wichtiges Denkmal zu bleiben.

Das vierte Stück, welches eine Lieblingsarbeit Schiller's wurde und worauf ebenfalls der Umgang mit gebildeten Freunden und der Frau Charlotte von Kalb einen bedeutenden Einfluß übte, ist Don Karlos, der aber gerade durch die Länge der Zeit, welche darüber verfloß, zuletzt in einer ganz anderen Stimmung und in ganz anderer Richtung vollendet wurde, als er angefangen war, denn während Anfangs Don Karlos der Träger der Tragik war und vom Dichter begünstigt wurde, trat er im Verlaufe des Stücks immer mehr zurück und Posa an seine Stelle. Ursprünglich war es des Dichters Absicht, ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause und eine Schilderung der durch den Despotismus Philipps II. von Spanien in seinem eigenen Hause angerichteten Zerrüttung zu liefern, später aber erkaltete seine Vorliebe für Don Karlos und hielt er den Posa dem Despotismus gegenüber als einen Vertreter der Völkerfreiheit, des Weltbürgerthums und der Republik, wobei Posa seinen Freund Karlos und dann den König Philipp selbst zum Vollführer seines politischen Plans machen will und vom Letzteren geradezu die Wiederherstellung der Menschenrechte und die Ausführung seiner idealen Regierungsform verlangt. Das Stück verräth schon eine größere Kunst- und Geistesbildung, die Sprache tritt maßvoller hervor, ist durch das Versmaaß beschränkt und man fühlt hier schon den Einfluß von Schiller's Beschäftigung mit dem Alterthume. Aber es fehlt eine durchgreifende Einheit und ein fester Zusammenhang der einzelnen Theile,

die zu mühsam an einander geknüpft erscheinen. Hierdurch konnte keines der Elemente zu wahrhaft tragischer Wirkung kommen und die Katastrophe trifft beide, wobei noch der Tod Posa's überflüssig ist und weder für die Sache, noch als Aufopferungstod für seinen Freund nothwendig erscheint. Schiller legte den Plan zu weitläufig an, so daß das Stück übermäßig breit wurde und darüber die gerade fortschreitende Entwicklung der Handlung litt; auch sind zu viele Nebenpartien, Reden und Schilderungen angebracht, welche von der Hauptsache ableiten, und überhaupt ist die Anlage durch das zu große Intriguenspiel bis zu epigrammatischer Spitzfindigkeit verwickelt. Da der Dichter Alles zu sehr auf die Höhe der Allgemeinheit stellte, so verloren die einzelnen Personen den Boden der Wirklichkeit und ihres Standpunktes in der Nation und ihrer Zeit und die mangelnde Wahrheit konnte durch schöne Idealität nicht ersetzt werden. Schon König Philipp entspricht nicht der Wahrheit und man sieht nicht, wie dieser Despot so plötzlich an den Freiheitsideen Posa's so innigen Antheil nimmt und sich zu ihm hingezogen fühlt; besser dargestellt ist die Königin, die freilich auch nicht immer ihrer Rolle treu bleibt; die Prinzessin Eboli läßt sich zur groben Intrigue und Undelikatesse zu weit hinführen und selbst der Großinquisitor vergißt manchmal seinen Stand. Posa ist ein so idealisirter Charakter, daß bei ihm das Geschlecht das Individuum vollständig verdrängt; wo er spricht, erscheint er mehr als ein deklamirender Professor des philosophischen Staatsrechts und wo er handelt, ist er verkehrt und Don Karlos ist in der Liebe und Freundschaft mehr Abenteurer, seine Liebeskrankheit macht ihn zu jedem kräftigen Entschluß unfähig und darum kann auch sein Schicksal nicht die rechte Theilnahme und tragische Wirkung erregen. Ueberhaupt ist das ganze Stück so sehr der Wirklichkeit entrückt und die Personen unnatürlich in die Höhe geschraubt, daß es ästhetisch nicht befriedigen kann, obwohl man auch hier die sittliche Erhabenheit der Gefühle und Gedanken anerkennen muß und viele gut gelungene und sogar ergreifende Scenen zu finden sind.

Schiller versuchte sich während dieser Zeit auch im Epischen, obwohl er dazu kein Talent besaß, und er fühlte dies auch selbst, indem weder sein Moses zu Stande kam, noch die später projektirten Gedichte über Friedrich II. und Gustav Adolf zur Ausführung gelangten; damit hing wohl auch zusammen, daß er für Virgil viele Vorliebe bekam und einzelne Parthien desselben in deutsche Verse übertrug, die zwar dem Geiste des Urbildes nicht entsprechen, aber doch bemerkenswerth sind als Versuche, die Dichter des klassischen Alterthums dem allgemeinen Publikum näher zu bringen. Neben dieser Thätigkeit versuchte sich Schiller auch in der prosaischen Erzählung und zwar schrieb er zuerst einige wahre Geschichten nieder, die sich jedoch blos durch ihre Stilisirung auszeichneten und sonst keine Beachtung beanspruchen; dahin gehören der Spaziergang unter den Linden, eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte, der Verbrecher aus verlorener Ehre und

Spiel des Schicksals, von denen das zweitletzte eine Art Novelle ist, die jedoch blos ein psychologisches Beispiel darstellen soll. In den Jahren 1787 und 1788 schrieb er den Roman der Geisterseher, den er jedoch nicht vollendete. Da damals der Aberglauben und die geheimen Orden ihr Spiel trieben und Cagliostro mit seinen Betrügereien sich diese wundergläubige Stimmung zu Nutzen machte, so beabsichtigte Schiller sich dieser Erscheinung poetisch zu bemächtigen und begann den Roman, der aber da abbricht, wo das Interesse auf den höchsten Punkt gesteigert ist, theils weil Schiller inzwischen in eine andere Stimmung kam, theils weil das Publikum größeres Interesse am Stoff, als an der Ausführung nahm, wie dies eine fremde Fortsetzung bewies. Vielleicht sah Schiller auch ein, daß er alle poetischen Momente schon zu sehr erschöpft habe. Der Roman ist also als solcher verfehlt, denn er geht zu sehr in's Dramatische über, die psychologische Motivirung schreitet zu rasch vorwärts und der Leser kommt nicht recht zu einer anschaulichen Uebersicht des Gegenstandes; dagegen ist vom poetischen Standpunkte der Plan kunstvoll angelegt, das ganze mystische Treiben und die feinen Intriguen anschaulich vorgeführt und besonders geschickt gezeigt, wie die Künste des Betrugs und die Ränke der proselytensüchtigen Propaganda den an und für sich guten, aber im Denken und Wollen nicht genug selbstständigen Prinzen nach und nach in ihre Gewalt zu ziehen vermögen. — Noch gehört in diese Periode, oder gleichsam als Uebergang von dieser in die nächste Zeit, seine Geschichte des Abfalls der Niederlande.

237. Die zweite Epoche in Schiller's Leben und Dichtung, welche mit seiner Anstellung in Jena 1789 begann, umfaßt nur sechs Jahre, weil Schiller überhaupt ungemein fleißig arbeitete und nun mit größerer Raschheit produzirte. Obwohl noch mit Nahrungssorgen ringend, fand sich doch Schiller in Jena in einer angenehmeren Umgebung, sein Geist gelangte zu größerer Ruhe und obschon er schon 1791 mehr kranke als gesunde Tage zu verleben begann, so war doch seine sittliche Willensstärke so mächtig, daß er mit Hülfe künstlicher Erregungsmittel sich in fortwährender Thätigkeit erhielt. Die Kant'sche Philosophie zog ihn mächtig an, mit größtem Eifer studirte er sich in die Kant'sche Kritik der Urtheilskraft ein und die Philosophie führte ihn vorzüglich zum wahren Selbstverständniß. Diese philosophische Periode, die nun Schiller durchmachte, war für seinen Geist gleichsam eine Reinigungszeit, indem er aus Zweifeln wieder zu innerer Befriedigung gelangte und die Philosophie in ihm den Mann und Dichter vollendete. Viel trug dazu auch der Umgang mit vortrefflichen Männern bei und vorzüglich war es Wilhelm v. Humboldt, der ihn mit dem Geiste des Alterthums näher vertraut zu machen suchte; doch war es gut für Schiller, daß letzterer wieder wegging, weil er ihn zu sehr von poetischem Schaffen zurückgehalten hätte; auch fürchtete Schiller damals sogar, daß ihn sein akademisches Lehramt der Dichtung entfremde. Auch die französische

Revolution wirkte begeisternd auf ihn, obschon auch er sich durch deren unsittliche Gräuel verblenden ließ, und es ist merkwürdig, wie er zehn Jahre zuvor das Auftreten Napoleons als Herr von halb Europa voraus verkündigte; doch war dieser nicht sein Held. Bemerkenswerth ist auch, daß, wie sein Fiesco und Don Karlos die Vorboten der französischen Revolution waren, Schiller in seinem Wallenstein einen ähnlichen Verkündiger von Napoleon gegeben hat und sein Wilhelm Tell der Befreiung Deutschlands vom französischen Joche ebenfalls vorausging. Uebrigens zeugt es von Schiller's edler Gesinnung, daß er die Absicht hatte, während des Prozesses von Ludwig XVI. zu Gunsten dieses unglücklichen Fürsten eine eigene Denkschrift an den französischen Convent zu richten.

Während dieser Zeit beschäftigte sich Schiller vielfach mit der Theorie der Aesthetik und legte die Resultate seines Nachdenkens in den Abhandlungen über die ästhetische Erziehung des Menschen und die naive und sentimentalische Dichtung nieder, wodurch er die Kant'schen Grundideen über das Schöne und die Kunst weiter ausführte und die Vermittlung des Subjekts mit dem Objekte in der Kunst versuchte. In denselben Kreis gehören einige Aufsätze in der neuen Thalia über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, über die tragische Kunst und über das Erhabene. Sein Aufsatz über Anmuth und Würde verbreitet sich über das Verhältniß der sittlichen Macht und der Sinnlichkeit und suchte in der Vermittlung beider das Musterbild der Menschheit aufzustellen. Suchte er auch hier schon sich vom Idealismus Kant's zu entfernen, so konnte er doch die reine Natur noch nicht ganz betreten, obschon er ihr in den Abhandlungen über die ästhetische Erziehung und das Naive und Sentimentalische näher kam. Die erstere zeigt noch zu sehr sein Ringen nach philosophischer Genauigkeit und abgemessener Eleganz, wogegen die andere schon frischer und lebendiger vorwärts schreitet, weil er darin auf dem Boden der Literatargeschichte wandelt; mit glücklichem Griffe zeigte er hier, wo das Hellenische und Romantische zusammentreffen und sich wieder von einander entfernen, wie auch hier dieser Boden es war, auf dem die gemeinsame Thätigkeit Schiller's und Göthe's sich berührte. Auch die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs fällt in diese Zeit und entsprang aus den Vorarbeiten zu Wallenstein, wie jene des Abfalls der Niederlande aus den Studien für Don Karlos. Zu eigentlicher Geschichte hatte Schiller schon deswegen kein Talent, weil sein Ich sich überall vordrängte, er die Thatsachen zu oberflächlich behandelte und seine Kunst mehr in der Schilderung lag, als in der wahrheitsgetreuen Auffassung und Würdigung der Begebenheiten. Die einzelnen Charaktere und Situationen sind es vorzüglich, welche Schiller mit Vorliebe ausmalt und alles Andere um dieselben gruppirt. Doch ist die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs schon viel höher und freier gehalten, als das andere Werk, und die Darstellung zeugt von großartigerer Weltauffassung und reiferer Anordnung. Die Geschichte hat dadurch

nichts gewonnen, als daß etwa Schiller eine freiere geschichtliche Auffassung vermittelte. Seine kleineren historischen Aufsätze, sowie seine Antrittsrede: Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? sind in historischer Hinsicht zwar mangelhaft, enthalten aber dennoch lebendige Schilderungen und gute Gedanken.

Von dem Augenblicke an, wo Schiller in näheren Verkehr mit Göthe trat und dann auch nach Weimar übersiedelte, datirt sich die dritte und letzte Epoche, wo er sich nach und nach von der Philosophie zurückzog und eine neue schaffende Thätigkeit begann. Beide Dichter trugen gegenseitig zu ihrer Läuterung bei, indem jeder dem andern etwas geben und empfangen konnte, was ihnen fehlte, und beide einander anspornten und ihre Arbeiten gegenseitig besprachen; auch suchte Schiller nun den materiellen Forderungen der Zeit und Welt mehr zu entsprechen, was am meisten sein Wallenstein zeigte, an dem er mit großem Fleiß arbeitete. Der erste Mittelpunkt des gemeinschaftlichen Verkehrs waren die Horen, welche nicht nur Schiller's philosophisch-ästhetische Abhandlungen veröffentlichten, sondern auch manche treffliche Produkte enthielten, aber dennoch den gewünschten Erfolg nicht erzielten. Diese neue Epoche begann Schiller vorzüglich mit lyrischen Gedichten, welche vom philosophischen und poetischen Elemente durchdrungen sind. Den Uebergang bezeichnen die Gedichte: Das Reich der Schatten oder das Ideal und das Leben, die Elegie oder der Spaziergang, der Genius oder Natur und Schule und die Ideale. Eine Gesanglyrik findet man hier zwar nicht, aber als didaktische Lyrik und Gedankenpoesieen verdienen diese Gedichte immer den Preis, obschon auch hier rhetorische Breite zu sehr vorwaltet und der Glanz der Darstellung die Wahrheit und Tiefe der Empfindung ersetzen soll. In den meisten der Gedichte, zumal in dem erst genannten, spricht Schiller die Ausgleichung zwischen Ideal und Wirklichkeit aus und die Freiheit erhebt sich schon zur Freiheit der Gedanken, die Idee und das Ewige versöhnt uns mit dem Irdischen. Wie die Einheit des Denkens und Empfindens und die Harmonie des eigenen Selbst zu dieser Befriedigung führe, spricht das Gedicht der Genius aus und ebenso die Würde der Frauen, welche auf die Harmonie des menschlich freien Wesens hindeutet und poetisch wieder gibt, was die Abhandlung über Anmuth und Würde in Prosa sagte. Die Ideale zeigen jedoch, daß der Dichter selbst zu der hohen Befriedigung, welche die vorhergehenden Gedichte aussprachen, nie ganz gelangen konnte. Vielleicht sein bestes lyrisches Gedicht ist der Spaziergang und die beschreibende Poesie hat nicht wohl etwas Vollendeteres geleistet, als hier gegeben ist, wo sich ein fortgehendes geordnetes Gemälde aller Scenen der Welt und Menschheit vor uns abrollt und die Natur so idealisch gezeichnet ist. Seine übrigen lyrischen Gedichte streben alle mehr oder weniger nach demselben vollkommenen Ausdruck der Harmonie der menschlichen Natur in der Form des Schönen und sie bezeugen nur sein unermüdliches und unstillbares Streben,

alles Sterbliche von sich abzustreifen und sich hinauf zu schwingen, wo lauter Licht und Freiheit und keine Schranken mehr zu schauen sind. In der späteren Zeit gelang zwar Schiller mancher reinere Ton der Lyrik, doch konnte er sich von vorwiegender Reflexion nicht trennen und mischte sich überall verbitternd die Sehnsucht ein, ein Ziel zu erreichen, das über des Menschen Sphäre liegt. Zu seinen besseren Gedichten dieser Art gehören noch das Lied von der Glocke, das Geheimniß, die Gunst des Augenblicks, an die Freunde, der Jüngling am Bache, des Mädchens Klage, die Erwartung, der Pilgrim, an Emma, die Sehnsucht und ähnliche, die nur daran leiden, daß sie zu ideal gehalten sind. Durch seine ganze Anlage ist auch bedingt, daß Göthe in seinen epigrammatischen Distichen eine Reihe der schönsten Gedanken in ein poetisches Gewand kleidete, obwohl besonders in seinen Xenien die Satire oft wilder und schärfer wurde, als es das ästhetische Gefühl wünschen läßt. Schon bei Göthe ist angeführt, daß die Xenien ein schwer trennbares Gesammteigenthum beider Dichter ist. Auch in der Ballade hat Schiller Ausgezeichnetes geleistet und schon in der ersten Periode entstanden: Graf Eberhard der Greiner und die Kindsmörderin, welche noch das Gepräge der ungezügelten Wildheit an sich tragen und sogar in's Triviale und Widerwärtige verfallen. Seine späteren Balladen entsprangen aus der gemeinsamen Thätigkeit mit Göthe, indem sie sich nicht nur über die Wahl der Stoffe, sondern auch über deren Bearbeitung besprachen und gleichsam mit einander wetteiferten; aber während Göthe's Balladen und Romanzen durchaus lyrisch gefärbt sind und Alles objectiv hervortritt, sind die Schiller'schen zu reflektirend, rhetorisch und voll Pathos, auch alle zu weit ausgedehnt. Dies schadet vorzüglich dem Kampf mit dem Drachen, welche Ballade dadurch an Anschaulichkeit und Leichtigkeit verliert; viel einfacher und lyrischer gehalten ist der Ritter Toggenburg, wo nur die Sentimentalität sich zu hoch versteigt; auch die Kraniche des Ibykus treffen den ächten Ton der Ballade viel besser, wogegen der Gang nach dem Eisenhammer und die Bürgschaft bei aller dramatischen Lebendigkeit und Anschaulichkeit doch wenig Poesie besitzen. Viel mehr zeichnen sich die Gedichte dieser Art aus, welche Schiller nach dem Wallenstein lieferte, und Hero und Leander ist ein herrliches Schicksalslied von der Unendlichkeit der wahren Herzensliebe; ebenso vortrefflich ist der Alpenjäger und der Graf von Habsburg, wo besonders in letzterem die anschauliche Darstellung fast gar nicht mehr durch reflektirende Breite gestört wird. Der Schluß und die Krone von Schiller's didaktischer Lyrik ist das Lied von der Glocke, welches fast sämmtliche Motive der Schiller'schen Gedankenlyrik zusammenfaßt und wie ein Epos das ganze Leben mit allen menschlichen Empfindungen vor uns entfaltet. Machte nicht die Art und Weise, wie Schiller durch den Glockengießer die Allegorie erklären läßt, das Gedicht zu eintönig, so würde es durch die Kunst der Be-

schreibung sich noch mehr auszeichnen; aber Schiller hatte sich zu wenig in den Stoff hineingelebt, als daß die Handlung in lebendiger Thätigkeit anschaulich würde. Nach dem Wallenstein endigte so ziemlich Schiller's Lyrik und wenn auch seine hierher gehörigen Gedichte nicht zu der Höhe der Göthe'schen gelangten, so werden sie doch immer dem deutschen Volke lieb und werth bleiben und zeichnen sich durch einen so reinen Adel der Gesinnung aus, wie er sich kaum bei einem anderen Dichter wieder offenbart.

238. Die Palme des Dichterruhms war Schiller vorzüglich auf dem Gebiete des Drama's bestimmt und bis heute ist er Deutschlands größter dramatischer Dichter geblieben, dessen Werke nie von der Bühne verschwinden werden und uns immer den größten Genuß bereiten, denn für die Tragödie war er geboren. Nach seinen ersten unvollkommenen Versuchen war Schiller zweifelhaft, ob er sich mehr der Oper als dem Drama zuwenden solle, bis das Studium der Alten und Humboldt's Zuspruch ihn wieder seinem eigenthümlichen Elemente zuführte und dann Schiller in rascher Folge seine bedeutenderen dramatischen Werke schrieb. Vortheilhaft war es für ihn und fast von unberechenbaren Folgen, daß er im December 1799 nach Weimar übersiedelte, wo die Bühne durch Göthe's Bemühungen sich zu einem hohen Standpunkte emporgeschwungen hatte und Schiller das Technische näher kennen lernte, so daß er schon von vornherein seine Stücke darnach anlegen konnte und nicht mehr nöthig hatte, sie erst später für die Bühne zuzustutzen, wodurch fast jedes dramatische Werk leidet. Auch waren die vortrefflichen Schauspieler der Weimarer Bühne ganz geeignet, Schiller zu zeigen, was das Theater zu leisten vermöge und wie hoch der Dichter seine Anforderungen spannen dürfe. Schiller's Balladen können gleichsam als Vorstudien zu seinen dramatischen Arbeiten betrachtet werden, die er mit Wallenstein wieder aufnahm. Bei diesem Drama zeigte sich Göthe's Einwirkung am meisten und vortheilhaftesten und schon 1790 bei Gelegenheit seiner Geschichte des dreißigjährigen Kriegs hatte er die Idee dazu gefaßt und dieselbe blos aufgeschoben, bis er sie 1796 wieder aufzunehmen beschloß und zwar vorzüglich deshalb, weil ihn der Stoff zur größten Objectivität und schärfsten Bestimmtheit nöthigte. Nicht leicht kostete ihn ein anderes Stück ein solches Aufbieten seiner ganzen Willenskraft, als dieses Drama, das er in fast ununterbrochener Kränklichkeit schuf, woraus sich manche sehr sentimentale Stellen erklären, und das einen so reichen Stoff vor ihm ausbreitete, daß er zu groß für ein einziges Stück wurde und von ihm daher in drei Theile zerlegt wurde. Er suchte darin vom Allgemeinen möglichst in's Individuelle überzugehen und sich von seiner subjectiven Idealität in die realistische Bestimmtheit mit Gewalt hinüber zu begeben, weshalb er mit größter Aengstlichkeit das Quellenstudium betrieb und sogar sorgfältig das österreichische Militär beobachtete, kabbalistische und astrologische Studien machte und selbst die Schriften eines Abraham a Santa Clara las. So wurde das Gedicht ein Werk seiner

Willenskraft im Sieg der Poesie über die Wissenschaft und über seine eigene Natur und Schiller entschloß sich auch, statt der Prosa Verse zu wählen, wobei ihm überall Göthe berathend zur Seite stand, obschon er thatsächlich nie eingriff. Diese Art der Erzeugung bedingte, daß im ganzen Laufe des Stücks überall es sich offenbart, wie beim Dichter die Idee der tragischen Erhabenheit mit der realen Wahrheit ringt und er es nicht vermochte, die griechische Schicksalsordnung mit seinen Ansichten von persönlichem Streben und Wollen in Harmonie zu bringen. Dadurch erreichte er aber auch nicht seine Absicht, daß das Schicksal aufgelöst und die Einheit der Hauptempfindungen erhalten bleibe, und ebenso wenig wollte sich das historische Detail der Idee recht unterordnen. Manches, wie z. B. die ganze astrologische Scene, erscheint ganz unnöthig zur Entwickelung des Gangs und hat keine rechte psychologische Bedeutung, auch ist überhaupt des Nebenwerks zu viel, als daß es immer die Handlung fördern und der Katastrophe rasch entgegenführen könnte; besonders leidet das mittlere Stück oder die Piccolomini an solcher Breite und begründet doch nicht den Schluß, der dadurch nur wenig motivirt erscheint. Auch hier hat Schiller wieder seiner Neigung zu lieb die Episode von Max und Thekla eingeschoben, welche die Entwicklung der Handlung nur stört, anstatt dieselbe fördert, obschon sie zart und edel gedacht ist und Thekla bei allen schwärmerischen Seelen Gefallen erregt. Beide Personen entbehren zu sehr des Irdischen und erinnern an ähnliche Gestalten in den übrigen Schiller'schen Dramen, die überall wiederkehren, ohne daß man einsieht, wie sie hinein kommen. Vorzüglich fehlt es dem Stücke an richtiger Individualisirung, die von einem bestimmten persönlichen Prinzipe ausgeht, und anstatt die Person Wallenstein's von der Gestalt, wie sie uns die Geschichte darbietet, zu tragischer Würde emporzuheben, hat er ihn nicht einmal mit Sympathie und Liebe behandelt und erscheint derselbe durchaus schwankend, bald scharf berechnend, bald unvorsichtig, bald im vollen Selbstgefühl seiner Größe und bald rathlos und kleinlich, so daß er eher selbst seinem Untergange sich übergibt, als im gewaltigen Kampfe dem Schicksale unterliegt. Mag daher auch Wallenstein viele gelungene Züge darbieten und schöne Worte reden, so ist er doch kein entschiedener kraftvoller Charakter und kein tragischer Held im wahren Sinne. Neben ihm erscheint der Charakter des Octavio Piccolomini und der Gräfin Terzky am besten durchgeführt und von wirklich dramatischer Bedeutung. Ist aber auch das Stück in Bezug auf die tragische Haltung weniger gelungen, so hat doch Schiller darin ein ächtes Nationalwerk geliefert, das vor uns auf dem bedeutsamen welthistorischen Hintergrunde des dreißigjährigen Kriegs einen großartigen Moment erscheinen läßt und zeigt, wie nach dem Rathschlusse des Weltgerichts der Verrath immer wieder durch Verrath gerächt werde. Dabei offenbart sich des Dichters milde Gesinnung und ächte Menschlichkeit, womit er die Schuld wieder mindert, indem er einen Theil derselben seinen Feinden und besonders dem Kaiser zuzuwälzen weiß, der Wallen-

stein zu seinen eigenen Zwecken mißbrauchen wollte und ihn dann durch niedrige Hinterlist selbst zum Verrath trieb. Im Einzelnen zeigen sich einige wohlgelungene, ja herrliche Situationen, eine reiche Fülle der schönsten und großartigsten Gedanken ist über das ganze Gedicht verbreitet, es spricht daraus ächte Weisheit, inniges Gefühl und nationale Gesinnung und wenn selbst manchmal die Sprache zu voll und pathetisch erscheint, so hat doch auch in ihr Schiller seine Meisterschaft bewährt. Im ersten Theile oder Wallenstein's Lager hat es Schiller am besten verstanden, einen glücklichen Griff in das reiche Leben der Wirklichkeit zu thun, hier hat er den Stoff vollständig überwältigt und sich dienstbar gemacht und ein meisterhaftes Bild voll der größten und lebendigsten Anschaulichkeit von dem Alles verwüstenden wilden Treiben des dreißigjährigen Kriegs gezeichnet und dabei wieder im Lager des Wallenstein'schen Heeres ein Bild geliefert, worin sich nicht nur zum Voraus der Held des Drama's abspiegelt, sondern auch die Ahnung seines Schicksals schon vor uns emporsteigt. Unstreitig ist Schiller's Wallenstein eines der großartigsten und gewaltigsten Werke, welche unsere Literatur aufzuweisen hat und begründete zuerst Schiller's Ruf als einen der größten Dichter aller Zeiten.

War Schiller froh, als er mit dem Wallenstein fertig war, da er ihn ungeheuere Anstrengung kostete, so drängte es ihn doch sogleich wieder zu neuen Produktionen und ergriff er eine schon früher gehegte Idee, die Geschichte der unglücklichen Königin Maria Stuart von Schottland zum Gegenstande eines Drama's zu machen. Wirklich ist dieselbe auch ganz dazu geeignet, aber Schiller berücksichtigte den historischen Boden und den großartigen Hintergrund jener Zeit mit ihren religiösen und politischen Freiheitsfragen nicht, sondern berührte diese öffentliche Lage nur ganz entfernt und zog sich auf den individuellen Stand des Persönlichen zurück und verlieh dadurch dem Stücke eine durchaus unbestimmte Haltung. Während das Staatsinteresse überall vorgeschoben und genannt wird, um das unglückliche Ende der Maria zu begründen, sucht Schiller später dasselbe mit der Blutschuld der Königin, die sie durch die Ermordung ihres Gemahls Darnley begangen, zu rechtfertigen, obschon auch diese nur besprochen wird, und der Wirklichkeit nach ist das Hauptmotiv ihrer Hinrichtung die persönliche Leidenschaft, so daß das Stück eigentlich gar keine rechte Grundidee besitzt. Seiner Neigung für die abstrakt-ideale Sentimentalität zu Gefallen hat Schiller sogar die historische Wahrheit so verläugnet, daß er die Königin Elisabeth in die niedrigste Leidenschaftlichkeit und Unweiblichkeit fallen ließ, während er alle Züge der Schönheit des Körpers wie der Seele und den Glanz der angeborenen königlichen Würde auf Maria vereinigte, um für sie ein sentimental-romantisches Interesse zu gewinnen, gegen Elisabeth aber zum Haß zu stimmen. In Mortimer sind jugendlich-leidenschaftliche Liebe und die fanatische Uebertriebenheit des raffinirtesten Jesuitismus vereinigt, jedoch diese Extreme zu unvermittelt gelassen und dieser Charakter läßt sich nur damit

entschuldigen, daß er dadurch die romantische Seite des Katholicismus einführen wollte, aber so oft auch der Dichter den Anlauf nimmt, aus den politischen und religiösen Zeitverhältnissen die Motive zu schöpfen, so treten diese doch immer wieder vor den Privatleidenschaften zurück. Auch der Charakter Leicester's entspricht nicht der Wahrheit und ist zu unwürdig und schlecht, auch ist sein Liebesverhältniß zu Maria mehr als eine nicht dazu gehörige Episode eingewebt, obgleich der Dichter dabei Gelegenheit gehabt hätte, es als einen Zug des rächenden Schicksals darzustellen, daß die Liebe, welche die Königin zur Missethat verleitet hatte, sie nun auch zum Schaffot geleite. Abgesehen von verschiedenen Inconsequenzen, die sonst noch unterliefen, ist das Stück bühnengerechter, als die vorhergehenden, obschon sich Schiller hier Mehreres erlaubte, was das ästhetische Gefühl verletzt, wie z. B., daß er Beicht und Communion auf der Bühne vor sich gehen läßt, zu lange Reden gehalten werden und überhaupt Alles zu sehr darauf angelegt ist, Rührung und Thränen hervorzurufen, anstatt eine tragische Reinigung der Leidenschaft zu erreichen. Endlich ist der Schluß nicht nur widerlich, sondern auch ganz unnöthig und kann die Art, wie Elisabeth die Schuld auf die Diener zu werfen sucht, dem Gesammteindruck nur schaden. Uebrigens hat auch dieses Stück seine Schönheiten, wie z. B. die Scene im Park von Fotheringhay, und besonders sind dem Dichter die ausmalenden Schilderungen gelungen, worauf er sich in diesem Stücke auch am meisten zu gut that.

Unmittelbar auf dieses Drama folgte die Jungfrau von Orleans, neben welcher ihn noch mehrere andere Plane beschäftigten. Es ward sehr rasch vollendet und selbst Göthe fand es unvergleichlich schön und gut. Verwandt mit dem vorhergehenden Stücke ist dies Drama durch die religiös-politische Romantik und weil ein Frauencharakter dessen Mittelpunkt ist; hier aber tritt noch das Wunderbare hinzu und soll um die Heldin die Glorie des Heiligenscheins weben. Da es Schiller hier vorzüglich um die romantische Idealität wegen ihrer selbst zu thun war, so hielt er sich nur sehr frei an die Geschichte, die blos der Grund sein sollte, auf dem er sein Werk aufbauen konnte; aber mag man auch noch eine andere Grundidee dieser Tragödie unterlegen, so hat doch Schiller sich allzu sehr von der Wahrheit der Geschichte entfernt und dabei selbst sich mancher höheren Motive beraubt. Dahin gehört, daß er Johanna's Schwert mit Blut beflecken läßt, ihr eine andere Todesart, als den Scheiterhaufen gibt und ihre Handlung nicht als eine rein menschliche, durch schwärmerische Glaubensüberzeugung hervorgebrachte darstellt, sondern Johanna zur Personifikation des christlichen Fatums macht und sie willenlos wie eine träumende Somnambüle durch das ganze Stück schwankt. Schiller wollte das Schicksal der Heldin durch ihre eigene Schuld begründen, die durch eine unmotivirte und plötzlich entstandene unglückliche Herzensverirrung hervorgerufen wird, weil Johanna auf dem Gipfel ihres Ruhms die Bewerbungen der französischen Heer-

stein zu seinen eigenen Zwecken mißbrauchen wollte und ihn dann durch niedrige Hinterlist selbst zum Verrath trieb. Im Einzelnen zeigen sich einige wohlgelungene, ja herrliche Situationen, eine reiche Fülle der schönsten und großartigsten Gedanken ist über das ganze Gedicht verbreitet, es spricht daraus ächte Weisheit, inniges Gefühl und nationale Gesinnung und wenn selbst manchmal die Sprache zu voll und pathetisch erscheint, so hat doch auch in ihr Schiller seine Meisterschaft bewährt. Im ersten Theile oder Wallenstein's Lager hat es Schiller am besten verstanden, einen glücklichen Griff in das reiche Leben der Wirklichkeit zu thun, hier hat er den Stoff vollständig überwältigt und sich dienstbar gemacht und ein meisterhaftes Bild voll der größten und lebendigsten Anschaulichkeit von dem Alles verwüstenden wilden Treiben des dreißigjährigen Kriegs gezeichnet und dabei wieder im Lager des Wallenstein'schen Heeres ein Bild geliefert, worin sich nicht nur zum Voraus der Held des Drama's abspiegelt, sondern auch die Ahnung seines Schicksals schon vor uns emporsteigt. Unstreitig ist Schiller's Wallenstein eines der großartigsten und gewaltigsten Werke, welche unsere Literatur aufzuweisen hat und begründete zuerst Schiller's Ruf als einen der größten Dichter aller Zeiten.

War Schiller froh, als er mit dem Wallenstein fertig war, da er ihn ungeheuere Anstrengung kostete, so drängte es ihn doch sogleich wieder zu neuen Produktionen und ergriff er eine schon früher gehegte Idee, die Geschichte der unglücklichen Königin Maria Stuart von Schottland zum Gegenstande eines Drama's zu machen. Wirklich ist dieselbe auch ganz dazu geeignet, aber Schiller berücksichtigte den historischen Boden und den großartigen Hintergrund jener Zeit mit ihren religiösen und politischen Freiheitsfragen nicht, sondern berührte diese öffentliche Lage nur ganz entfernt und zog sich auf den individuellen Stand des Persönlichen zurück und verlieh dadurch dem Stücke eine durchaus unbestimmte Haltung. Während das Staatsinteresse überall vorgeschoben und genannt wird, um das unglückliche Ende der Maria zu begründen, sucht Schiller später dasselbe mit der Blutschuld der Königin, die sie durch die Ermordung ihres Gemahls Darnley begangen, zu rechtfertigen, obschon auch diese nur besprochen wird, und der Wirklichkeit nach ist das Hauptmotiv ihrer Hinrichtung die persönliche Leidenschaft, so daß das Stück eigentlich gar keine rechte Grundidee besitzt. Seiner Neigung für die abstrakt-ideale Sentimentalität zu Gefallen hat Schiller sogar die historische Wahrheit so verläugnet, daß er die Königin Elisabeth in die niedrigste Leidenschaftlichkeit und Unweiblichkeit fallen ließ, während er alle Züge der Schönheit des Körpers wie der Seele und den Glanz der angeborenen königlichen Würde auf Maria vereinigte, um für sie ein sentimental-romantisches Interesse zu gewinnen, gegen Elisabeth aber zum Haß zu stimmen. In Mortimer sind jugendlich-leidenschaftliche Liebe und die fanatische Uebertriebenheit des raffinirtesten Jesuitismus vereinigt, jedoch diese Extreme zu unvermittelt gelassen und dieser Charakter läßt sich nur damit

entschuldigen, daß er dadurch die romantische Seite des Katholicismus einführen wollte, aber so oft auch der Dichter den Anlauf nimmt, aus den politischen und religiösen Zeitverhältnissen die Motive zu schöpfen, so treten diese doch immer wieder vor den Privatleidenschaften zurück. Auch der Charakter Leicester's entspricht nicht der Wahrheit und ist zu unwürdig und schlecht, auch ist sein Liebesverhältniß zu Maria mehr als eine nicht dazu gehörige Episode eingewebt, obgleich der Dichter dabei Gelegenheit gehabt hätte, es als einen Zug des rächenden Schicksals darzustellen, daß die Liebe, welche die Königin zur Missethat verleitet hatte, sie nun auch zum Schaffot geleite. Abgesehen von verschiedenen Inconsequenzen, die sonst noch unterliefen, ist das Stück bühnengerechter, als die vorhergehenden, obschon sich Schiller hier Mehreres erlaubte, was das ästhetische Gefühl verletzt, wie z. B., daß er Beicht und Communion auf der Bühne vor sich gehen läßt, zu lange Reden gehalten werden und überhaupt Alles zu sehr darauf angelegt ist, Rührung und Thränen hervorzurufen, anstatt eine tragische Reinigung der Leidenschaft zu erreichen. Endlich ist der Schluß nicht nur widerlich, sondern auch ganz unnöthig und kann die Art, wie Elisabeth die Schuld auf die Diener zu werfen sucht, dem Gesammteindruck nur schaden. Uebrigens hat auch dieses Stück seine Schönheiten, wie z. B. die Scene im Park von Fotheringhay, und besonders sind dem Dichter die ausmalenden Schilderungen gelungen, worauf er sich in diesem Stücke auch am meisten zu gut that.

Unmittelbar auf dieses Drama folgte die Jungfrau von Orleans, neben welcher ihn noch mehrere andere Plane beschäftigten. Es ward sehr rasch vollendet und selbst Göthe fand es unvergleichlich schön und gut. Verwandt mit dem vorhergehenden Stücke ist dies Drama durch die religiös-politische Romantik und weil ein Frauencharakter dessen Mittelpunkt ist; hier aber tritt noch das Wunderbare hinzu und soll um die Heldin die Glorie des Heiligenscheins weben. Da es Schiller hier vorzüglich um die romantische Idealität wegen ihrer selbst zu thun war, so hielt er sich nur sehr frei an die Geschichte, die blos der Grund sein sollte, auf dem er sein Werk aufbauen konnte; aber mag man auch noch eine andere Grundidee dieser Tragödie unterlegen, so hat doch Schiller sich allzu sehr von der Wahrheit der Geschichte entfernt und dabei selbst sich mancher höheren Motive beraubt. Dahin gehört, daß er Johanna's Schwert mit Blut beflecken läßt, ihr eine andere Todesart, als den Scheiterhaufen gibt und ihre Handlung nicht als eine rein menschliche, durch schwärmerische Glaubensüberzeugung hervorgebrachte darstellt, sondern Johanna zur Personifikation des christlichen Fatums macht und sie willenlos wie eine träumende Somnambüle durch das ganze Stück schwankt. Schiller wollte das Schicksal der Heldin durch ihre eigene Schuld begründen, die durch eine unmotivirte und plötzlich entstandene unglückliche Herzensverirrung hervorgerufen wird, weil Johanna auf dem Gipfel ihres Ruhms die Bewerbungen der französischen Heer-

führer mit zu großer Sicherheit ablehnt und dann plötzlich von Liebe zu dem feindlichen Feldherrn ergriffen wird. Die Person des schwarzen Ritters ist mehr maschinenartig eingeschoben und die Katastrophe ganz unmotivirt, während es ganz leicht war, sie dadurch zu begründen, daß Johanna sich durch den Glanz der weltlichen Ehre verleiten ließ, ihre himmlische Bestimmung zu überschreiten. Abgesehen von einzelnen störenden Scenen, wie das jämmerliche Gebährden Montgomery's, die übertriebene Unnatürlichkeit der Isabeau und Aehnliches, hat der Dichter sich doch ein Verdienst erworben, indem er hier eine erhabene Idee und die Gewalt des religiösen Glaubens in einem kindlichen Gemüthe verherrlichen wollte, auch sind sonst mehrere schöne und gelungene Situationen darin enthalten. Uebrigens ist auch hier die Sprache zu deklamatorisch und hochtrabend und gerade dadurch hat dies Stück nachtheilig auf unsere Bühne gewirkt.

Die Braut von Messina folgte unmittelbar auf die Jungfrau und gehört ebenfalls dem Gebiete der Romantik an; nur tritt hier nicht mehr das mittelalterliche Christenthum als das wirkende Element hervor, sondern es erscheinen alle Anschauungsweisen und Religionen gemischt, wie dies auf dem Schauplatze des Stücks, Sicilien, auch in der Wirklichkeit der Fall war, da hier Griechen und Türken, Normannen und Spanier, Christen und Heiden, antike Kunst und romantische Liebe sich zusammenfanden, was freilich für die Poesie eine sehr schwierige und kaum übersteigbare Aufgabe bot, indem sie zwar Entferntes verschmelzen darf, aber nimmermehr Dinge, die durchaus mit einander unverträglich sind, wie hier, wo ohnehin jedes Element zu selbstständig auftritt und keine innere Verschmelzung stattfindet. Auch hier zeigt sich das fatalistische Element und während Schiller beabsichtigte, daß die Kunst hier das Wirkliche ganz aufgebe und doch mit der Natur genau zusammenstimme, versucht er dies nicht einmal recht und tritt er sogar mit den hier eingeführten Chören dem Naturalismus offen entgegen und seine Personen, die als ideale Personen und Repräsentanten ihrer Gattung auftreten, verflüchtigen sich ganz, da ihnen das Festwurzeln in der nationalen Individualität des Volks abgeht. Schiller wollte mit diesem Gedichte zeigen, daß er sich den Geist des Alterthums zu eigen gemacht habe, und suchte durch den antiken Chor das tragische Gedicht noch zu reinigen. Aber Schiller's Chor ist nicht der antike; dort vertritt er die objective ethische Idee, hier jedoch ist er von vornherein Partei und nimmt an den Parteileidenschaften Theil, ja läßt sich blind und sinnlos durch's Leben treiben. Ist nun aber schon die Einführung der Chöre ein vollständiger Mißgriff, so ist es fast noch mehr das Schicksal, das hier in der antiken Gestalt erscheinen soll. Auf dem Fürstenhause ruht nämlich ein Fluch und des Ahnherrn Schuld wälzt sich herab auf seine Nachkommen, um das Geschlecht mit furchtbarer, rächender Gewalt zu verderben, und in dieser Hinsicht ist das Stück dem Sophokleischen Oedipus ähnlich, nur ist der Gegenstand des Streits, statt aus der Politik, aus

der Sentimental-Romantik genommen und verliert überhaupt das Fatum seinen großartigen, erhabenen Charakter, um hier als ein heimtückischer Dämon zu erscheinen. Sodann beruht Alles zu sehr auf Heimlichthuerei und reinen Zufälligkeiten und statt der Motive herrscht Willkür vor, wie überhaupt die wahre tragische Idee, daß der Mensch, welcher sich der blinden Gewalt des Aberglaubens hingibt, ihr Sclave und Opfer ist, keine psychologisch-ethische Durchführung erlangt. Auch die Personen entbehren nicht nur einer scharfen Charakterisirung, sondern auch der Individualisirung und selbst bei der besten Gestalt des Stücks, der Isabella, erscheint des Unsicheren und Zufälligen zu viel. Ermangelt überhaupt die Tragödie einer organischen Entwickelung und erhebender tragischer Wirkung, so ist doch in einzelnen Scenen eine reiche Kunst entfaltet, sie beruht ganz auf lyrischem Grund und besonders zeigt sie den vollsten Glanz und die reichste Pracht der Schiller'schen Sprache und des Rhythmus und diese hat hier ihren Gipfel erreicht, den zu überragen unmöglich ist. —

Schiller's letztes Stück ist unstreitig auch das schönste: sein **Wilhelm Tell**, das gleichsam als vollendeter Schlußstein sich den anderen Gedichten anreiht und den fleckenlosen Triumph der reinen und wahren Freiheit über Gewalt und Unrecht feiert. Den Stoff wollte ursprünglich Göthe zu einem Epos benützen, dann faßte ihn Schiller auf, dem sein Freund die Gegend so anschaulich geschildert, daß das Gemälde ihm ganz vorzüglich gelungen ist, obschon Schiller nie die Schweiz gesehen hat. Der Stoff ist den Werken von Tschudi und Johannes von Müller entlehnt und er fügte sich willig, um in denselben das Thema der Befreiung der Menschheit durch den Staat der Freiheit und des Rechts hineinzutragen und zugleich diesen Sieg als einen reinen und fleckenlosen darzustellen, wie auch durch diese Umwälzung die Familie nicht mit sich entzweit, sondern vielmehr neu verschönert und befestigt werden soll. Das Stück ist keine Tragödie, sondern ein episches Schauspiel, worin nicht einmal Tell selbst die Hauptperson ist, indem er das ganze Land und das Interesse der Familie vertritt und die Geschichte vielmehr vom ganzen Volke getragen wird, das frei wird, indem Tell's That seine Familie befreit und Frieden gewinnt, weil er auch dem Privaten zurückkehrt, so daß sich in einer Privatthat eine Weltthat abspiegelt. Auch die Natur tritt hier überall gleichsam als Theilnehmerin hervor und mit ihr eint sich die Freiheit, so daß beide wie im Bunde mit einander erscheinen. Hinsichtlich der Anlage des Stücks ist es Schiller's vollkommenste Leistung, denn die Handlung ist überall gut motivirt und schreitet natürlich und rasch fort, es drängt Alles zur Befreiungsthat hin und die That Tell's ist nicht das Ziel, sondern blos die Stütze der allgemeinen Volksthat, die sich dadurch nicht befleckte, weil Tell's Mord kein Mord der Empörung ist, sondern als Mord der Noth erscheint, der blos zufällig der Volkserhebung dient. Besonders der erste Akt, wo in das ländlich-idyllische Leben mit seinem Frieden die Tyrannei der Landvögte zerstörend tritt, ist vorzüglich gelungen, es

spiegelt sich darin der volle Charakter der Gegend, Zeit und des Volkes ab und von da an schreitet das Stück rasch voran, um im letzten Akte den Triumph der Freiheit zu feiern, da Tell's That nicht das Ende ist, sondern es sich erst zeigen mußte, wie diese Privatthat die allgemeine Freiheit begründete und weit verschieden war von der That der Willkür, die sich in der Kaiserermordung zeigt. Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß hier Manches ganz unnöthig erscheint, wie das Schreiben der Königin Elisabeth und das Auftreten Parricida's, das eine zu moralische Absicht verräth und gleichsam die That ängstlich entschuldigen soll, die sich doch nur selbst entschuldigen kann. Endlich tritt auch hier Schiller's Neigung wieder hervor, ein Liebespaar einzuführen, und es wäre dies selbst hier zu entschuldigen, wenn dies nicht zu sehr als unnöthiges Einschiebsel geschehe, denn Rudenz und Bertha sind blos den Worten, nicht dem inneren Wesen nach Schweizer und für das Stück ganz unnöthig. Die Personen des Stücks sind sonst ganz treu und bieder gezeichnet und tragen durchaus die Physiognomie des ganzen Volkes und Landes der damaligen Zeit, als deren Hauptvertreter Tell erscheint. Diesem könnte hier und da etwas mehr natürliche Wahrheit nichts schaden, auch sprechen die anderen Personen ziemlich viel, aber es tritt doch nirgends ein Mißverhältniß hervor, auch die langen Reden enthalten eine durchaus tüchtige, kernhafte patriotische Gesinnung, und so viel es Schiller vermochte, das ideale Streben mit der Wirklichkeit zu versöhnen, hat er es hier gethan und in diesem Denkmale der Freiheit auch sich das schönste und herrlichste Denkmal gesetzt.

Groß war der Triumph, den Schiller mit diesem Stücke feierte, und erhebend mag es für ihn gewesen sein, als er bei seiner Anwesenheit in Berlin nicht nur dieses Stück, sondern nach einander alle seine Stücke durch die Meisterhand Iffland's in nie gesehener Pracht über die Bühne schreiten sah. Es begeisterte ihn dies zu neuer, rastloser Thätigkeit und er begann nicht nur wieder frühere Pläne hervorzusuchen, wie Warbeck, Demetrius und die Kinder des Hauses, sondern er dichtete sogar das lyrische Spiel die Huldigung der Künste und übersetzte Racine's Phädra, wie er es früher mit Macbeth, dem Parasit, dem Neffen als Onkel gemacht und sogar das Gozzi'sche Mährchen Turandot dramatisirt hatte. Sehr zu bedauern war es, daß er den Demetrius nicht vollendete, was für seinen Geist ein großartiger und würdiger Stoff war, indem er darin zeigen wollte, welche Größe in dem Gedanken herrsche, daß der Gesammtwillen einer Nation die höchste Machtvollkommenheit und der einzig wahre souveraine Willen sei. — Noch auf dem Todesbette beschäftigte sich Schiller mit diesem Stücke und der Gedanke an Licht und Freiheit geleitete ihn auch hinüber in das Land der ewigen Freiheit.

239. Neben Göthe und Schiller und während des letzten Stadiums ihrer Thätigkeit warf sich, durch ihr Beispiel ermuntert, eine nicht geringe Anzahl mehr oder weniger talentvoller Männer auf das Gebiet der Wissenschaft und Poesie

und suchte sich darin die Palme des Ruhms zu verdienen. Aber wie einerseits nur wenige der größeren Geister es verstanden, auf die Höhe der Zeitkultur sich zu schwingen, und bestrebt waren, den Grundsatz der Humanität in das Leben und den Staat einzuführen, so folgten wieder zahllose Andere blos dem allgemeinen Strome der Zeit, der Trägheit und Mittelmäßigkeit und gründeten eine Literatur, die zwar auch Göthe und Schiller nachahmte, aber den hohen Geist, der in denselben lebte, verflachte und verwässerte und ganz dem erbärmlichen Zustande ähnlich war, in dem das vermoderte deutsche Reich sich damals befand, wo es in philisterhafter Vermessenheit noch einmal den Anforderungen der neuen Zeit Trotz bieten wollte und dann beim ersten Wehen des Westwindes in tausend Trümmer aus einander fiel. Doch erfreuten sich Poesie und Prosa auch neben den beiden Dichterheroen noch mancher herrlichen Leistung und besonders die wissenschaftliche Prosa gelangte zu einer Ausbildung, welche man einige Jahrzehnte zuvor kaum geahnt hätte.

In der Richtung des Göttinger Dichterbundes, obschon theilweise auf anderem Grunde, dichteten noch Mehrere, ohne sich gerade für die Literaturgeschichte dieselbe Bedeutung zu erringen. Dahin gehört Christian Adolf Overbeck, der sich nicht ohne Erfolg im Liede und Lehrgedichte versuchte und einige singbare Weisen so glücklich traf, daß sie selbst in's Volk übergingen, obschon er gerade keine originelle Eigenthümlichkeit besitzt. Diese ist eher Seume zuzuerkennen, der durch seine patriotische Gesinnung und Sprache mit den Göttinger Dichtern, durch seine sittliche Energie mit Schiller verwandt ist, aber nur zu wenig Phantasie besaß, um eine reiche poetische Produktivität zu entfalten. Er war ein Mann von gereifter Lebenserfahrung, aber die bitteren Schicksale, die ihm zu Theil wurden, stählten nur seine strenge rechtliche Gesinnung und seine Freiheitsliebe, die er furchtlos unter allen Verhältnissen offenbarte. Seine lyrischen Gedichte leiden unter der Strenge und Schwere seines Charakters und der Verstand tritt darin zu entschieden hervor, als daß die Poesie sich leicht bewegen könnte. Er schrieb auch einen dramatischen Versuch, Miltiades, welches Stück jedoch als Drama verfehlt ist, während Gedanken, Gesinnung und Sprache volle Anerkennung verdienen und Seume's sittlichen Charakter in ein schönes Licht stellen. Seine Apokryphen sind nicht minder reich an guten Gedanken und sein Spaziergang nach Syrakus wird immer von der Jugend gern gelesen werden und enthält nicht wenig Belehrendes.

An Schiller reiht sich noch mehr an Friedrich Matthisson, der voll sentimentaler Schwärmerei auch malende Allegorien und Schilderungen liebte und deshalb von Schiller mit vieler Vorliebe beurtheilt wurde, obschon ihn die Nachwelt immer mehr zu vergessen scheint. In Matthisson klingt noch die Gleim'sche Freundschaftsempfindelei und frauenhafte Weichlichkeit fort und er hielt sich gerade an das, was Lessing dem Dichter zu vermeiden rieth, nämlich das Ausmalen der Natur und landschaftlicher Bilder, ohne daß diese mensch-

liche Belebung besitzen. Matthisson kokettirt mit der Natur und seine Malerei liefert uns nicht einmal ein einheitliches Gemälde, sondern faßt blos einige Schilderungen zusammen, welche zu gesucht und geziert sind, als daß sie die Wahrheit ausdrückten. Seine Mondscheinempfindsamkeit hat übrigens noch immer ähnlich gestimmten Seelen, die sich ganz der Empfindelei hingeben, ohne etwas dabei zu denken, gefallen, zumal auch die wirklich oft vollkommen gelungene technische Behandlung der Sprache und des Rhythmus gern besticht und etwas Musikalisches an sich hat. Außer diesen Gedichten, deren Zahl jedoch nicht sehr groß ist, enthalten seine „Erinnerungen" viele interessante Bemerkungen über Persönlichkeiten, Literatur und Kunst, einige gelungene Schilderungen, die nur oft zu affektirt, künstlich und kleinlich werden, und endlich veranstaltete er in der lyrischen Anthologie eine Sammlung der vorzüglichsten lyrischen Gedichte seit Opitz, die wirklich verdienstvoll wäre, wenn er sich nicht erlaubt hätte, willkürliche Aenderungen daran vorzunehmen. Ganz mit Matthison verwandt ist Salis-Seewis, dessen Schilderungen und Sprache zwar der Matthisson'schen nachstehen, der aber größere Wahrheit der Natur und Empfindung besitzt und durch dessen Gedichte ein sanfter elegischer Ton der süßen Heimathsliebe und der Erinnerung an die Freuden der Natur und an die Zeit der Kindheit hindurchzieht, wodurch sie mit den Hölty'schen Gedichten verwandt sind; doch fehlt ihnen Phantasie, Bewegung und wahre Poesie und kann dies durch die Bescheidenheit des Dichters nicht ersetzt werden. — Fast ebenso frauenhaft und weich ist Tiedge, der gleichfalls den elegischen Standpunkt theilt, überall an die Gleim'sche Poesie erinnert und in seinen Elegien und vermischten Gedichten voll überschwänglicher Sentimentalität ist. Obwohl daher von wahrem dichterischem Werthe hier keine Rede sein kann, so sind doch einige seiner Gedichte, wie „Schöne Minka, ich muß scheiden" und Andere, in's Volk übergegangen, und sie zeichnen sich durch Reinheit der Sprache und des Reimes vielfach aus. Am bekanntesten wurde er durch seine Urania, worin er Gott, Freiheit und Unsterblichkeit nach Kant'schen Lehrsätzen in einer nebeligen Hülle von sentimentalen Phrasen bespricht, aber keine Poesie zu finden ist, obschon man eine Zeitlang für die Urania wahrhaft begeistert war und sich durch einzelne schöne Stellen zur Ueberschätzung derselben verleiten ließ. Auch sein Lehrgedicht „Der Frauenspiegel" ist zu voll von Betrachtungen, als daß hier das lyrische Element in seiner Reinheit hervorbringen konnte. Tiedge's prosaische Schriften vermögen noch weniger auf poetischen Werth Anspruch zu machen und bewegen sich zu sehr auf dem Gebiete des Gewöhnlichen und Alltäglichen, dem überhaupt alle seine Gedichte ungeachtet seiner Begeisterung für alles Edle und Große angehören.

Christian Adolf Overbeck ist am 21. August 1755 zu Lübeck geboren, wurde Doktor der Rechte, Bürgermeister und Syndikus des Domkapitels, starb am 9. März 1821 und gab 1781 Fritzchen's Lieder und 1786 Lehrgedichte und Lieder für empfindsame Herzen heraus, die 1794 noch in einer anderen Sammlung erschienen, jedoch keine höhere Beachtung

verdienen. — Johann Gottlieb Seume ist am 29. Januar 1763 zu Poserne bei Weißenfels geboren, wo sein Vater ein Bauer war, besuchte die Schule zu Borna und Leipzig, mit Unterstützung des Grafen von Hohenthal, und begann das Studium der Theologie, das ihm aber bald wieder verleidete, so daß er heimlich davonging und nach Paris wollte. Aber im hessischen Orte Vacha fiel er Werbern in die Hände und er mußte nun mit den hessischen Truppen in britischen Diensten nach Canada in Amerika, wo er sich die Freundschaft des Herrn v. Münchhausen erwarb. Als er wieder zurückkam und es verlautete, daß die Truppen an Preußen verkauft werden sollten, entsprang er in Bremen seinem Corps, fiel aber gleich darauf preußischen Werbern in die Hände und mußte nun in Emden als gemeiner Soldat dienen. Hier suchte er zweimal zu entfliehen, wurde aber jedesmal wieder eingefangen und entging nur durch besondere Fürbitten der Todesstrafe. Endlich gewann er einen Bürger für sich, der 80 Thaler Caution für ihn erlegte, damit er in Urlaub gehen könne; Seume ging nach Leipzig, bezahlte mit dem Honorar für die Uebersetzung des englischen Romans Honorie Warren (1788) die Cautionssumme, widmete sich den Wissenschaften und wurde 1792 Magister. Im nächsten Jahre wurde er Secretär beim russischen General Igelström, der die polnischen Angelegenheiten zu besorgen hatte, und kam mit demselben 1793 als Grenadieroffizier nach Warschau, wo er gerade anwesend war, als die polnische Empörung ausbrach, wo Seume polnischer Gefangener wurde. Nach seiner Befreiung bekam er von der Kaiserin Katharina den Auftrag, einen schwer verwundeten russischen Major nach Leipzig zu begleiten, und da nach Katharinens Tod er in Rußland wenig Aussichten auf eine höhere Beförderung sah, blieb er zu Leipzig, gab Unterricht im Englischen und las über alte Klassiker; daneben gab er wichtige Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794 (Leipzig 1796), zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland (Zürich 1797) und Obolen (Leipzig 1797, 2 Thle.) heraus und ging zum Buchhändler Göschen in Grimma als Corrector. Im December 1801 begann er eine Fußreise durch Italien nach Sicilien und kam nach neun Monaten über die Schweiz und Paris zurück und im Jahre 1805 machte er eine ähnliche Reise über Petersburg und Moskau nach Finnland und Schweden, welche beide Reisen er beschrieb. Nachdem er zwei Jahre lang mit körperlichen Leiden gekämpft hatte, starb er zu Töplitz, wo er das Bad besuchte, am 13. Juni 1810. Er hat auch seine eigene Lebensbeschreibung begonnen, die von Clodius vollendet wurde. Nachdem schon früher Gesammtausgaben seiner Werke erschienen waren, kamen zu Leipzig eine solche in Einem Bande 1835 und eine andere Ausgabe in 8 Bänden 1839 als vierte Auflage heraus. — Friedrich von Matthisson ist am 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren, wo sein Vater Feldprediger war, besuchte die Schule zu Kloster Bergen und studirte dann zu Halle zuerst Theologie und dann Philologie und Naturwissenschaften, worauf er Lehrer am Erziehungsinstitute zu Dessau und dann Hofmeister des liefländischen Grafen Sievers wurde, mit welchem er sich in Altona, Heidelberg und Mannheim aufhielt. Hierauf folgte er einer Einladung Bonstetten's nach Nyon am Genfersee, trat 1790 als Erzieher in einem Lyoner Handelshause ein, mußte 1794 wegen Familienangelegenheiten nach Hause zurückkehren und wurde 1794 Vorleser und Reisebegleiter der Herzogin von Dessau, mit welcher er 1795—96 zu Rom und Neapel, 1799 in Südtyrol und Norditalien und 1801—1808 in der französischen Schweiz lebte. Im Jahre 1812 kam er als Geheimer Legationsrath, Oberbibliothekar der Privatbibliothek und Mitglied der Hoftheaterintendanz in die Dienste des Königs von Württemberg, der ihm schon früher den Adel verliehen hatte, ging 1819 mit dem Herzoge Wilhelm von Württemberg nach Italien und zog sich dann nach Wörlitz zurück, wo er am 12. December 1831 starb. Seine Erinnerungen erschienen zu Zürich 1810—16 in 5 Bänden, seine Selbstbiographie in den Zeitgenossen I. Nro. 3, seine Schriften zu Zürich 1825, 6 Bde. und literarischer Nachlaß zu Berlin 1832 in 4 Bdn. Von seinen Gedichten kam zu Zürich 1838 die dreizehnte Auflage heraus. — Johann



Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis ist am 20. Decbr. 1762 zu Seewis in Graubündten geboren, trat als Offizier in die französische Schweizergarde zu Versailles, wurde Hauptmann, focht unter General Montesquiou in Savoyen, zog sich aber dann in's Privatleben nach Chur zurück, wurde 1798 Generalinspektor des schweizerischen Milizwesens und starb zu Malans am 28. Jan. 1834. Seine Gedichte gab Matthisson 1793 zu Zürich heraus und die neueste Auflage erschien 1839, neben diesen entstanden aber von den Gedichten von Matthisson und Salis zahlreiche Nachdrücke in Reutlingen. — Ernst August Tiedge ist am 14. December 1742 zu Gardelegen geboren als der Sohn des Rectors an der dortigen Stadtschule, studirte in Halle Rechtswissenschaft, wurde Secretär beim Landrathscollegium zu Magdeburg, gab aber 1776 die juristische Laufbahn auf und wurde Erzieher in Elrich, wo er mit dem Gleim'schen Kreise und der Frau von der Recke in Verbindung kam und sich ganz in die Stimmung derselben hineinlebte; auch gab er hier seine ersten dichterischen Versuche heraus. Im Jahre 1784 ging er auf die Einladung Gleim's nach Halberstadt, wurde 1792 Gesellschafter und Secretär des Herrn v. Stedern, nach dessen Tod Erzieher seiner Töchter, mit denen er nach Reinstedt und Magdeburg zog, woselbst er mit Matthisson bekannt wurde, ging 1798 nach Quedlinburg und als im nächsten Jahre die Frau v. Stedern starb, gab er den Genuß der Domprädende auf, machte mehrere Reisen im nördlichen Deutschland, verweilte zu Halle und Berlin, traf wieder mit der Frau von der Recke zusammen, begleitete dieselbe auf ihren Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien bis 1808 und lebte dann bei ihr zu Berlin und seit 1819 zu Dresden, wo sie 1833 starb. Tiedge lebte daselbst noch bis 1841. Außer einer Lebensbeschreibung der Herzogin von Curland lieferte Tiedge mehrere poetische Werke, die zuerst zu Halle 1823—1829 in acht Bändchen und in vierter Auflage zu Leipzig 1841 in 10 Bändchen erschienen.

240. An Voß schließt sich durch Heimath und poetische Verwandtschaft Ludwig Theobul Kosegarten an, der lyrische Gedichte aus allen Tonarten machte, von Schiller und Göthe, Klopstock und den Romantikern Stoffe und Motive entlehnte, aber dadurch auch zu keinem sicheren Halt und wahren Grundton gelangen konnte. Er schrieb Lieder, Oden, Balladen und Elegien, sogar im Drama versuchte er sich, verfaßte Legenden nach Herder und Idyllen nach Voß und schrieb Romane, wie seine Ida von Plessen. Seine Poesie zeigt zwar ein großes Streben nach dem Höchsten, aber um dies zu erreichen, verfällt Kosegarten zu sehr in's deklamatorische Pathos, er wird schwülstig, unwahr und sucht den Mangel an Poesie durch Wortfülle und Bilderreichthum zu ersetzen. Gemüthliche Einfalt kennt er fast gar nicht und dadurch bekamen seine Gedichte eine große Menge höchst seltsamer Begriffs- und Wortfügungen, welche abstoßen. Am besten sind ihm die Gedichte gelungen, die auf die Insel Rügen Bezug haben, denn hier tritt die lokale Färbung angenehm hervor und seine Idylle Jucunde hat dadurch immer Anklang gefunden, ebenso seine Inselfahrt. — Wie Voß und noch mehrere Norddeutsche, beschritt auch Jens Baggesen den Weg der Idylle und des Lieds und er ist auch deshalb bemerkenswerth, weil er ein Däne war und in dänischer wie in deutscher Sprache dichtete. Sein unstätes Leben ließ ihn auch in der Poesie zu keinem rechten Halt gelangen und so ward er von innerer Zerrissenheit ergriffen, die ihn bald zur französischen Revolution, bald zu Klopstock, Schiller und Voß hinzog und auch der Kant'schen und

Fichte'schen Philosophie zuwandte, die er wieder in seinem Theeliede verspottete. Auch gegen Göthe erhob er sich in einem höchst barocken Gedichte, Faust, und er griff überhaupt in alle Richtungen ein; aber seine Poesie leidet an Kälte und forcirtem Pathos, an Mangel von Einfachheit und Wahrheit, die man selbst in seiner Idylle Parthenais nur in geringem Maaße findet. Diese enthält jedoch sonst lebendige Naturschilderungen und wie es die Alpenreise von Jungfrauen zur Jungfrau besingt, so ging es aus unmittelbarer Naturanschauung hervor und zeichnet sich auch durch wohlklingende Hexameter aus. Niedriger stehen seine „Heideblumen" und sein Gedicht: Adam und Eva, das humoristische Blicke in unsere Zeit wirft. Auch seinen Landsmann Adam Oehlenschläger übertrifft er im Gebiete der Lyrik, doch liegt dessen Wirksamkeit nicht hier, sondern im Gebiete des Drama's. — Der Schweizer Johann Martin Usteri schließt sich mit seinen Idyllen im Schweizerdialekte an die niederdeutschen Idyllen von Voß an und bezog dieselben auf die plastische Kunst. Außer einigen novellenartigen Erzählungen sind von ihm auch noch Volkslieder bekannt, die zum Theil sehr gefielen, wie sein Liedchen „Freut Euch des Lebens" in Aller Mund ist. Ueberhaupt griff man mit richtigem Takte vielfach für die Idylle zum derberen und kernigeren Volksdialekte, worin Voß auch außer den Genannten noch verschiedene Nachahmer erhielt, die freilich auf poetischen Werth nur wenig Anspruch haben, wie z. B. Grübel in Nürnberg, der jedoch zu sehr in's Triviale und Alltägliche verfällt. Nur Johann Peter Hebel aus dem badischen Oberlande verdient hier noch genannt zu werden, der uns ein ächt anschauliches und wahres Gemälde von den Personen, Sitten und dem Leben in seiner Heimath entwirft und das rein Menschliche mit Liebe hervorhebt, wobei alle Gedichte ein eigenthümlicher heiterer Humor durchzieht und der Dichter, während er den wahren Volkston trifft, doch nicht zum Volke hinabsteigt, sondern es zu sich heraufzieht. Er verstand es vorzüglich, alle Erscheinungen persönlich auftreten und sprechen zu lassen, und wenn etwas an ihnen zu tadeln ist, so ist es dies, daß Hebel manchmal einen Ton anschlägt, der zu hoch ist, als daß er dem Kreise, in dem der allemannische Dialekt zu Hause ist, immer allgemein verständlich wäre. Die hierher gehörigen Schriften sind seine allemannischen Gedichte und das Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes, von denen das letztere die Absicht hat, auf heitere und angenehme Weise, meistens durch Erzählungen und Anekdoten, belehrend auf das Volk zu wirken und es für alles Gute und Edle zu gewinnen. Von Hebel gingen auch die späteren Dorfgeschichten aus, die wir in neuerer Zeit erhalten haben, weil er es zuerst versuchte, das wahre Leben und Treiben der ländlichen Familien zu schildern und ihre Leiden und Freuden uns vorzuführen; und ebenso kann man ihn den Gründer der ächten Volkskalender nennen, da er zuerst wieder den kecken humoristischen und freundlichen Ton traf, in dem man mit sicherem Erfolg zu den Bewohnern des Landes reden kann. Von seinen Gedichten verdient besonders

die Wiese hervorgehoben zu werden, welches Gedicht an die Beschreibung ihres Laufes eine liebliche Allegorie vom Gange des menschlichen Lebens anknüpft. Zu erwähnen ist noch, daß Hebel's kurze biblische Geschichten zu einem wahren Volksbuche geworden sind, jedoch darf auch nicht vergessen werden, wie bei ihm ein unangenehmer Mißton gefunden wird, indem er, wohl nicht ohne höhere Einwirkung, Hofer, den Führer der Tiroler Landeserhebung, auf unedle Art in seinem rheinischen Hausfreund mißhandelt hat. — Obwohl etwas später lebend, schließt sich an Hebel Daniel Arnold zu Straßburg an, welcher im Dialekt des Elsasses 1816 die dramatische Idylle der Pfingstmontag schrieb und darin ein nicht unbedeutendes poetisches Talent offenbarte. In reicher Abwechslung sind hier alle Schattirungen der bürgerlichen ländlichen Gesellschaft treu gezeichnet und treffend nach dem Leben geschildert; auch hat Arnold noch einige kleinere Gedichte herausgegeben, die nicht ohne poetischen Werth sind, wenn sie auch nicht in den größeren Kreis des Publikums drangen. — Am passendsten ist endlich hier auch Valerius Wilhelm Neubeck anzureihen, da die schönsten Stellen seines Lehrgedichts die Gesundbrunnen dem Gebiete der idyllischen Naturschilderungen angehören. So wenig auch der Stoff an und für sich geeignet ist, für die Poesie dankbar zu sein und die didaktische Tendenz zu sehr vorwaltet, so hat doch Neubeck in fließender Sprache und guten Hexametern so viel geleistet, als ihm nur möglich war. Wie wenig eigentlich poetisches Talent übrigens Neubeck besaß, bezeugen seine kleineren Gedichte, welche über die Mittelmäßigkeit sich nicht erheben und mehr Nachahmung als eigene Schöpfung sind.

Ludwig Theobul Kosegarten ist am 1. Februar 1758 zu Grevesmühlen im Mecklenburgischen geboren, studirte in Greifswalde Theologie, wurde Erzieher bei einer adeligen Familie in Pommern, dann Rector der Schule zu Wolgast, 1792 Prediger und Probst zu Altenkirchen auf der Insel Rügen, 1793 Dr. der Theologie und wurde 1807 als Professor nach Greifswalde berufen, wo er auch Consistorialrath wurde und als Rector der Universität am 26. Oktober 1818 starb. Seine sämmtlichen Dichtungen erschienen zu Greifswalde 1812 in 8 Bdn. und 1824 in 12 Bdn. — Jens (Immanuel) Baggesen ist am 15. Februar 1764 zu Korsör in Dänemark geboren, erlangte seine wissenschaftliche Bildung in Deutschland, lernte Klopstock und Voß kennen, machte eine Reise nach der Schweiz, wo er sich mit Haller's Enkelin verheirathete, ging 1789 nach dem südlichen Frankreich und machte 1793 eine Reise nach Italien. Im Jahre 1796 kehrte er in sein Vaterland zurück, bekam eine Anstellung und ging einige Jahre später nach Paris und mit einem Verwandten nach Italien, wo er vom Schatzmeister der italienischen Armee eine Villa bei Mailand geschenkt bekam. Von 1800 bis 1811 lebte er in glücklichen Verhältnissen zu Paris, ging dann als Professor und Justizrath nach Kiel, nahm 1814 seine Entlassung und lebte in Kopenhagen. Hier gerieth er aber mit Oehlenschläger in Feindschaft und begab sich wieder nach Paris, wo ihn der Prinz von Augustenburg unterstützte. Da seine Gesundheit immer schwankender wurde, besuchte er die Heilquellen Böhmens und wollte dann noch einmal seine Freunde in Kopenhagen sehen, starb aber schon auf dem Wege dahin zu Hamburg am 3. Oktober 1826. Seine früher einzeln erschienenen Gedichte wurden durch seine Söhne in 5 Bänden 1836 zu Leipzig herausgegeben. Uebrigens dichtete er auch in dänischer Sprache, und seine Jahreszeiten sind sehr beliebt. — Johann Martin

Usteri ist im April 1763 zu Zürich als der Sohn eines Kaufmanns geboren, wurde daselbst Rathsherr, Mitglied des Erziehungs- und Finanzraths und Präsident der Kunstschulpflege und des Künstlervereins und starb am 29. Juni 1827. Seine Dichtungen in Versen und in Prosa wurden von David Heß mit einer Lebensbeschreibung des Dichters 1831 zu Berlin in 3 Bänden herausgegeben. — Johann Konrad Grübel ist am 3. Juni 1736 zu Nürnberg geboren, betrieb ein bürgerliches Gewerbe, beschäftigte sich mit künstlichen mechanischen Arbeiten, die meistens nach Italien gingen, lebte als Stadtflaschner und starb am 8. März 1809. Seine Gedichte in Nürnberger Mundart erschienen 1802 in 3 Bänden und 1811—1812 in 4 Bänden und seine Correspondenz und Briefe in Nürnberger Mundart 1808. — Johann Peter Hebel ist am 11. Mai 1760 zu Hausen bei Schopfheim geboren und der Sohn eines Arbeiters auf dem dortigen Eisenwerke, der früher Soldat war und sich auch mit Gärtnerei abgab. Der Kirchenrath Preuschen nahm sich des armen Jungen an, brachte ihn auf das Pädagogium nach Lörrach und dann nach Karlsruhe, von wo Hebel 1778 nach Erlangen ging, um Theologie zu studiren. Im Jahre 1780 kehrte er nach Karlsruhe zurück, wurde Hauslehrer bei einem Pfarrer auf dem Lande und 1783 Präceptor am Pädagogium zu Lörrach. 1791 wurde er Lehrer am Gymnasium zu Karlsruhe und Subdiakonus an der Hofkirche, 1798 Oberlehrer und Professor und in dieser Zeit hatte er schon die meisten seiner allemannischen Gedichte bekannt gemacht und vielfache Anerkennung dafür erhalten. Im Jahre 1805 bekam er den Titel als Kirchenrath, wurde 1808 Direktor des Karlsruher Lyzeums, 1814 Mitglied des Consistoriums, 1819 Prälat und Commandeur des Zähringer Löwen-Ordens und starb auf einer Reise am 22. September 1826 zu Schwetzingen, wo er begraben ist. Ein gußeisernes Denkmal mit seiner Büste wurde ihm im Schloßgarten zu Karlsruhe errichtet. Außer seinen allemannischen Gedichten, die mehrere Ausgaben erlebten und vielfach nachgedruckt wurden, gab er 1808 bis 1811 den Kalender Rheinländischer Hausfreund heraus, der später noch zweimal wieder abgedruckt werden mußte, und das Schönste daraus sammelte er in seinem Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreunds, das zuerst 1811 erschien und seither ein beliebtes Volksbuch wurde. Hebel's sämmtliche Schriften erschienen in einer Gesammtausgabe zu Karlsruhe und in einer Auswahl von 3 Bänden in neuester Auflage 1847. Seine biblischen Geschichten erschienen 1822 und waren viele Jahre hindurch in den badischen Schulen eingeführt. — Daniel Arnold ist 1780 zu Straßburg geboren und lebt daselbst als Professor der Rechte. Der Pfingstmontag erschien anonym 1816. — Valerius Wilhelm Neubeck ist am 29. Januar 1765 zu Arnstadt im Schwarzburgischen geboren, wo sein Vater Hofapotheker war, kam 1783 auf die Ritterakademie zu Liegnitz, studirte 1785 zu Göttingen und dann zu Jena Medizin, ließ sich später als Arzt zu Liegnitz nieder, wurde Kreisarzt in Steinau, später Hofrath und starb daselbst. Seine kleineren lyrischen Gedichte erschienen zu Liegnitz 1791, sein Lehrgedicht die Gesundbrunnen in 4 Gesängen zu Breslau 1794, und dies Gedicht erlebte 1809 zu Leipzig die dritte Auflage.

241. Die übrigen Dichter aus dieser Zeit können noch weniger auf Selbstständigkeit und Originalität Anspruch machen und sinken immer mehr zur Mittelmäßigkeit herab, wie man dies immer in solchen Zeiten findet, wo große Geister auftreten und dann kleine Talente durch deren Ruhm zum Nachringen verlockt werden, ohne sich über den Boden aufschwingen zu können. Ein Nachahmer von Klopstock, Voß und Schiller war der Schwabe Philipp Conz, der wohl auch für Sitte und Tugend begeistert war und selbst zarte Empfindungen besaß, aber dabei die philosophische Reflexion zu viel vorwalten ließ und der poetischen Innerlichkeit entbehrte. Er versuchte sich auch im Drama

mit dem Trauerspiele Konradin von Schwaben; aber mit mehr Erfolg hat er auf dem Gebiete der klassischen Literatur gewirkt. Schwunghafter und phantastischer erscheint Franz Anton Joseph von Sonnenberg, der ein nicht unbedeutendes Talent besaß, dessen wilde und ungezügelte Phantasie ihn aber fortriß und ihm jeden festen Halt in seiner Anschauung raubte. Er besaß ein nicht geringes Talent für die Idylle, aber der hohe moralische Maaßstab, den er an die wirkliche Welt legte, ward ihm zur zürnenden Satire und er versuchte sich in epischen Gedichten, wie das Weltende und Donatoa, die alle Gränzen des Maaßes überschreiten und zu titanenartig angelegt sind. Seine kleineren Gedichte und Oden sind von hohem Schwung getragen und hätte er länger gelebt, um zur geistigen Ruhe zurückzukehren, so würde er eine höhere Stellung in der Zahl unserer Dichter einnehmen, aber die übermäßige Anspannung seiner körperlichen und geistigen Kräfte stürzte ihn in Wahnsinn und ein Erzeugniß solch schrecklicher Stunden ist das Gedicht: Gott dem Weltrichter. Im schärfsten Gegensatze steht ihm G. E. v. Halem gegenüber, dessen Gedichte durch ihre Verstandesmäßigkeit zu sehr leiden, als daß sie wirkliche Poesie enthalten könnten; dagegen enthält seine Selbstbiographie nicht nur interessante Mittheilungen über deutsche Dichter, sondern ist auch in sittengeschichtlicher Hinsicht merkwürdig. Ihm ist Schmidt von Lübeck ähnlich, der übrigens einige Gedichte geliefert hat, welche allgemeines Interesse erweckten und sogar in's Volk übergingen. Von ähnlicher Mittelmäßigkeit ist Mahlmann, der durch seine Parodie auf Kotzebue's Hussiten von Naumburg (Herodes vor Bethlehem) und als Redakteur der Zeitung für die elegante Welt bekannt wurde, auch viele komisch-dramatische Produktionen lieferte, denen freilich nichts mehr als ächte Komik fehlte, sich jedoch nur im Gebiete der Lyrik mit einigem Erfolg bewegte. Seine Gedichte sind in sprachlicher Hinsicht gut geschrieben und auch für die musikalische Composition geeignet, aber sie besitzen so wenig ächte Poesie, als der ganze Chor ähnlicher Poeten wie Kind, Theodor Hell und Andere, die mehr in das Gebiet der Gelegenheitsdichter gehören und glücklicher Weise auch bereits vergessen sind. Unter dieselbe Klasse wäre noch Langbein zu rechnen, wenn derselbe nicht ein wirklich bedeutenderes Talent besessen hätte, das er nur nicht mit Ernst und Gründlichkeit benützte. Abgesehen von seinen Novellen und Romanen, von denen einige gar nicht übel gelungen sind, versuchte er sich hauptsächlich in Romanzen und Balladen, die alle etwas Schwankartiges an sich tragen und bei besserer Behandlung und Durchführung ganz gute Gedichte gegeben hätten. Aber er ließ seiner Redseligkeit und Nachlässigkeit zu sehr freien Lauf und hat es daher zu keinen vollkommenen Leistungen gebracht. Ihm verwandt ist Alois Blumauer, der in Wien als Censor lebte und seiner österreichischen Herkunft entsprach, indem er sich vorzüglich humoristischen Dichtungen zuwandte. Seine kleineren Gedichte haben oft ächte poetische Anklänge, werden aber durch redselige Breite matt und der Humor erscheint zu gezwungen.

Seine travestirte Aeneide hat ihn zuerst in weiterem Kreise bekannt gemacht; ungeachtet sie reich an burleskem Witz und drolligen Verdrehungen ist, so wurde daraus doch nur ein Zerrbild, das in den späteren Gesängen immer matter und roher ward. Selbst unter den kleineren Produkten sind verschiedene, die in Gemeinheit und Unzüchtigkeit verfallen und daher die ihnen gewordene Vergessenheit vollständig verdienen. — Neben diesen untergeordneten Dichtern begegnet man um diese Zeit auch schon einer Anzahl schriftstellerischer Frauenzimmer, die in ihrer sentimentalen Stimmung sich über die Sphäre ihres Berufs erheben und die vermeintlichen Schranken ihres Geschlechts überschreiten wollten und ihre Unzufriedenheit in Gedichten niederlegten. Nur Wenige besaßen dabei einiges poetische Talent und versuchten sich in Produkten, die ihnen näher lagen und daher auch nicht ganz ohne Erfolg blieben. Unter der ziemlich großen Reihe derselben kann die Literaturgeschichte nur wenige Namen nennen. Dahin gehört Louise Brachmann, welche Novellen, Lieder und Idyllen schrieb, die nicht ohne poetisches Talent sind, aber zu sehr durch weibliche Redseligkeit leiden. Ihr Schicksal machte sie bemerkenswerther als ihre Schriften, denn sie suchte in leidenschaftlicher Verstimmung im 45sten Lebensjahre den freiwilligen Tod in den Wellen der Saale. — Amalie v. Helwig, geborene v. Imhof, schrieb nicht nur einige Novellen, sondern auch das liebliche kleine Epos: die Schwestern von Lesbos, und später das schwächere Gedicht: die Schwestern von Corcyra. — Auch Sophie Mereau, die nachmalige Gattin von Clemens Brentano, zeigt in ihren Gedichten reinere Empfindungen und besseren Ausdruck, als ihre schriftstellerischen Gefährtinnen, und war zu ihrer Zeit ziemlich geschätzt; ebenso Friederike Brun, welche sich durch Herausgabe von Reisebeschreibungen und des Briefwechsels zwischen Johannes v. Müller und Bonstedten verdient machte, und Karoline v. Günderode, die gleichfalls einen tragischen Tod bei Rüdesheim wählte. Andere Dichterinnen, wie Karoline Rudolphi und Elise v. d. Recke, sind längst allzu vergessen, als daß ihrer noch besonders gedacht werden könnte. Die meisten derselben gehören dem Jena-Weimar'schen Kreise an und bekamen dorther ihre Anregung zur Dichtung. — Demselben Dichtervereine standen auch Johannes Falk und K. L. von Knebel nahe, von denen der Erstere durch seine unter drückenden Verhältnissen erlangte Ausbildung sich der Satire zuwandte und sich nicht ohne Erfolg in der Lyrik versuchte. Seine Satiren sind geistreich aufgefaßt, voll Freimuth und selbstständigem Urtheil; aber seine Eitelkeit trieb ihn zur geschwätzigen Redseligkeit und nachdem er im satirischen Drama die Uhue (1797) den Pietismus gegeißelt hatte, fiel er später selbst dieser Dämmerungsseligkeit anheim und wurde nach und nach plauderhaft und kleinstädtisch. Sein Buch „Göthe aus näherem persönlichem Umgang dargestellt" hat jedoch auch noch in neuerer Zeit Interesse erweckt. Knebel hat zwar auch Gedichte, worunter Elegien, geschrieben, die sich durch Sprache und Darstellung auszeichnen; aber es fehlt

ihnen der Hauch wahrer Poesie und sie sind noch zu sehr in Ramler's Weise gedichtet. Auch versuchte er sich mit dem Trauerspiele Saul auf dem Gebiete der Dramatik. Doch sind das Beste von ihm seine Uebersetzungen des Properz und Lucretius, welche die Schwierigkeiten des Originals mit vieler Kunst überwinden, und sein Briefwechsel beleuchtet manche Verhältnisse des Lebens in Weimar, wo er alle anderen Mitglieder dieses Kreises überlebte. —

Karl Philipp Conz ist am 28. Oktober 1762 zu Lorch geboren, wo sein Vater Amtsschreiber war, kam auf die Schule zu Blaubeuren und Bebenhausen, studirte in Tübingen Theologie, wurde 1783 Vikarius zu Adelberg und Welzheim, dann zu Zavelstein, 1789 Repetent am theologischen Seminar in Tübingen, 1790 Prediger an der Karlsakademie zu Stuttgart, dann Diakonus zu Ludwigsburg, 1804 Professor der klassischen Literatur zu Tübingen und starb daselbst am 20. Juni 1827. Seine kleinen anakreontischen Gedichte sind zuletzt in Ulm 1824 erschienen. — Franz Anton Joseph Ignaz Maria Freiherr v. Sonnenberg ist im Jahre 1778 zu Münster in Westphalen geboren, zeigte schon frühe eine zu kühne Phantasie, begann bereits im 11ten Jahre zu dichten und entwarf im zwölften Lebensjahre den Plan zu dem Epos das Weltende. Später studirte er Jurisprudenz, machte im 19ten Jahre eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich, ging zum zweiten Mal aus seiner Heimath fort, um Deutschland zu durchirren, lebte dann zu Drakendorf bei Jena, wo er einige Freunde hatte und das zweite Epos Donatoa schrieb, aber er strengte seine Kräfte zu sehr an, so daß er in Wahnsinn verfiel und am 22. November 1805 freiwillig sein Leben endigte, indem er sich zu Jena aus dem Fenster stürzte. Vom Weltende erschien der erste Theil zu Wien 1801, Donatoa zu Halle 1806, 2 Bde. und seine kleineren Gedichte, von Gruber herausgegeben, Rudolstadt 1809. — Gerhard Anton v. Halem ist im Jahre 1752 zu Oldenburg geboren, studirte Rechtswissenschaft zu Frankfurt a. d. O., Straßburg und Kopenhagen wurde Assessor am Landgericht zu Oldenburg, dann Dirigent der herzoglichen Regierung, 1810 Rath am Appellationshof zu Hamburg, floh 1813 nach Eutin, wurde erster Rath und Dirigent der dortigen Landesregierung und starb daselbst am 4. Januar 1819. Von seinen Dichtungen erschienen: das Epos Jesus der Stifter des Gottesreichs, Hannover 1810, 2 Bände, und Gustav Adolf von Schweden, ebendaselbst. Sonst hat er sich mit vielem Erfolg um die Geschichte, namentlich des Hauses Oldenburg verdient gemacht. — Schmidt's Gedichte sind von Schumacher 1821 herausgegeben worden und erlebten 1827 eine zweite Auflage. Er ist am 1. Januar 1766 geboren und wurde Bankdirektor in Altona, wo er starb. — Siegfried August Mahlmann ist am 13. März 1771 zu Leipzig geboren, kam auf die Schule nach Grimma, studirte bis 1789 Theologie in Leipzig, wurde 1792 Führer eines liefländischen Adeligen, den er auf die Hochschulen zu Leipzig und Göttingen begleitete, machte 1798 eine Reise durch Norddeutschland, hielt sich eine Zeit lang in Petersburg auf und kehrte 1799 nach Leipzig zurück, wo er die Zeitung für die elegante Welt mit seinem Schwager Spazier gründete und nach dessen Tod bis 1810 allein leitete. Während der französischen Kriege pachtete er die Leipziger politische Zeitung, welche damals so ergiebig wurde, daß er einige Besitzungen in der Nähe Leipzigs ankaufen konnte, wurde aber auch 1813 in die Citadelle nach Erfurt abgeführt, wovon man ihn indeß bald wieder entließ. Später beschäftigte er sich mit Naturwissenschaften und der Bewirthschaftung seiner Güter, wurde Direktor der Leipziger ökonomischen Societät und Vorsteher der Loge Minerva, und starb am 16. December 1826. Die erste Sammlung seiner lyrischen Gedichte erschien zu Halle 1824, sein Marionettentheater 1806, seine Erzählungen und Märchen in neuer Auflage in 2 Bänden 1812. Seine sämmtlichen Schriften wurden 1839 in 8 Bänden wieder aufgelegt. — August Friedrich Langbein

ist am 6. September 1757 zu Radeberg bei Dresden geboren, lebte an verschiedenen Orten als Privatgelehrter, wurde Censor für das belletristische Fach in Berlin und ist am 2. Januar 1835 gestorben. Er hat eine Menge Schriften geschrieben, die 1845 zu Stuttgart in 16 Bänden gesammelt wurden. — Aloys Blumauer ist am 21. Dec. 1755 zu Steyer in Oberösterreich geboren, besuchte daselbst die Schulen, trat 1772 zu Wien in den Jesuiten-Orden, wurde nach dessen Aufhebung Censor in Wien, nahm seit 1783 Antheil an der Gräffer'schen Buchhandlung, welche er ganz übernahm, als er 1793 sein Amt niederlegte, und starb am 16. März 1798. Seine sämmtlichen Werke erschienen zuerst in Leipzig 1801—1803 in 8 Bänden und 1839 zu Stuttgart in 5 Bänden. — Luise Brachmann ist am 9. Februar 1777 zu Rochlitz geboren und kam mit ihrem Vater 1787 nach Weißenfels, wo sechs Jahre später Novalis ihr poetisches Talent weckte und 1799 Schiller einige ihrer Gedichte in die Horen aufnahm. Wegen einer jugendlichen Unbesonnenheit suchte sie sich schon im September 1800 zu tödten, lebte dann in Weißenfels in stiller Zurückgezogenheit, ließ sich 1820 durch eine unglückliche Liebe zu einem jungen Manne daselbst verleiten, mit ihm nach Wien zu reisen und manche Schritte zu thun, welche ihre Freunde und Verwandten mißbilligten, verfiel abermals in eine unglückliche Liebe zu einem preußischen Offizier und stürzte sich aus Täuschung über vereitelte Hoffnungen am 17. September 1822 in die Saale. Ihre Gedichte erschienen zu Leipzig 1808, ihre Novellen in späteren Jahren und eine Sammlung ihrer auserlesenen Dichtungen in 4 Bänden Leipzig 1824. — Amalie v. Helwig, geb. v. Imhof, ist am 16. August 1776 zu Weimar geboren, machte frühe Reisen durch Frankreich, England und Holland, wurde in Erlangen erzogen, kam im 15ten Jahre nach Weimar, wo sie mit Vorliebe die deutschen Dichter las, Griechisch lernte und sich im Zeichnen übte, dann hielt sie sich öfters in Schiller's Haus auf, welcher einige ihrer lyrischen Gedichte und ihr größeres Gedicht von 6 Gesängen Abdala und Balsora in die Horen aufnahm, und das kleine Epos die Schwestern von Lesbos 1801. Bald darauf ward sie Hofdame in Weimar, vermählte sich und ging mit ihrem Manne nach Schweden, wo sie die Schwestern von Corcyra und die Tageszeiten dichtete, die 1811 erschienen. Wegen Kränklichkeit begab sie sich nach Heidelberg, wo sie 1813 das Taschenbuch der Sagen und Legenden und 1814 das Mährchen vom Wolfsbrunnen herausgab, machte noch einmal eine Reise nach Schweden, schrieb Verschiedenes, worunter Helene von Turno, übte sich zu Dresden und Berlin in der Malerei und starb am letzteren Orte am 17. December 1831. — Sophie Mereau, welche sich schon früher von ihrem ersten Gemahle getrennt hatte, vermählte sich 1805 mit Clemens Brentano und starb 1806. — Friederike Sophie Christine Brun, die Tochter des bekannten Münter, ist am 3. Januar zu Tonna bei Gotha geboren, dichtete schon frühe, verheirathete sich im Jahre 1783 mit dem Conferenzrath Brun in Kopenhagen, den sie nach Petersburg begleitete, lebte einige Monate in Hamburg, woselbst sie mit Klopstock bekannt wurde, und fiel 1789 in Taubheit. Im Jahre 1791 reiste sie nach der Schweiz und 1795 nach Italien, erlangte auf Ischia ihre Gesundheit wieder und kehrte im Herbste 1796 in die Heimath zurück. Später machte sie noch mehrmals Reisen nach der Schweiz und Italien und beschrieb alle dieselben in nicht uninteressanten Schriften. Von ihren Gedichten erschien der erste Band durch Matthisson, Zürich 1795 (4. Aufl. 1806), der zweite in Darmstadt 1812 und der dritte zu Bonn 1820. — Karoline v. Günderode, die Freundin von Bettina von Arnim, schrieb Gedichte, die sie 1804 unter dem Namen Tian herausgab. — Elisabethe Charlotte Constantia von der Recke, geboren am 20. Mai 1756, als die Tochter des Reichsgrafen von Medem zu Schönburg in Churhessen, verheirathete sich 1771, trennte sich aber schon nach sechs Jahren von ihrem Gemahle, lebte dann zu Mitau, ließ sich von Cagliostro und anderen Gauklern in einen grellen Mysticismus ziehen, wurde endlich zu Weimar wieder daraus gerissen und erhielt dann von der Kaiserin von Rußland die Rente eines Guts in Kurland, wo sie junge Mädchen erzog, ging wegen Kränklichkeit nach Italien,

gab ihre Gedichte 1806 heraus, 1826 ein schon früher verfaßtes Schauspiel und starb zu Dresden, wo sie seit 1818 lebte, im Jahre 1833. — Johann Daniel Falk ist im Jahre 1770 zu Danzig geboren, wo er mit drückenden Verhältnissen zu kämpfen hatte, bis er studiren durfte, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann die Universität Halle, lebte seit 1793 als Privatgelehrter in Weimar, wo er sich 1806 während des Kriegs sehr um die Stadt verdient machte, wurde Legationsrath, stiftete 1813 die Gesellschaft der Freunde in der Noth, um verwilderte Kinder erziehen zu lassen, erreichte mit vieler Mühe die Gründung einer besonderen Anstalt dafür, die seit 1829 das Falk'sche Institut heißt, und starb am 14. Februar 1826. Er schrieb: Die Gräber von Rom und die Gebete, Leipzig 1796; Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire, Leipzig 6 Bde., 1797—1803; das dramatische Gedicht Prometheus, Tübingen 1803; Leben, wunderbare Reisen und Irrfahrten des Johannes von der Ostsee, Tübingen 1805, 1. Bd., unvollendet; Oceaniden, Amsterdam 1812; klassisches Theater der Engländer und Franzosen, Amsterdam 1812, beide unvollendet; Falk's Liebe, Leben und Leiden in Gott, Altenburg 1817; auserlesene Schriften, Leipzig 1818, 3 Bde.; Göthe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt, Leipzig 1832. — Karl Ludwig von Knebel ist am 30. November zu Wallerstein in Franken geboren, wo sein Vater fürstlicher Kanzler war, ging im 19ten Jahre nach Halle, um Jurisprudenz zu studiren, trat aber als Offizier in preußische Dienste, blieb hier zehn Jahre lang und ging viel mit Ramler um, nahm den Abschied und kam dann als Hofmeister des Prinzen Constantin nach Weimar, von wo er 1774 mit dem Erbprinzen nach Straßburg und Paris ging, und lebte nach dem Tode seines Zöglings in Weimar und dann in Ilmenau, später aber in Jena, wo er 1834 starb. Seine kleinen Gedichte erschienen 1815 in Leipzig, die Uebersetzung des Properz 1789, die des Lucretius 1821 in 2 Bänden, nachdem er schon 1794 eine Probe mitgetheilt hatte. Sein Nachlaß ward zu Leipzig 1835—40 in 3 Bänden von Varnhagen van Ense und Mundt herausgegeben.

1744.

242. Göthe's Götz von Berlichingen übte einen Einfluß auf unsere Literatur aus, wie nicht leicht ein anderes Gedicht, und wie er so ganz die richtige Zeit traf, so regte er auch plötzlich eine ganze Schaar von Poeten zur Nachahmung auf, die freilich nicht Göthe's Geist aufzufassen verstanden, sondern nur am Stoff Interesse hatten und glaubten, wenn sie Ritterstücke voll schauerlicher Scenen lieferten, so könnten sie Göthe erreichen, wenn nicht gar überbieten. An wahren inneren Gehalt war dabei nicht zu denken, auch suchte das Publikum denselben nicht darin, sondern erfreute sich am Gepolter und Spektakel, oder an rührenden Scenen, die es in Affekt setzten und ganze Ströme von Thränen fließen ließen. Uebrigens hatten auch Klinger und Friedrich Müller Ritterstücke bearbeitet, obschon eigentlich blos Göthe's Vorbild zur Nachahmung anreizte, wofür man noch sogar dankbar war, da das deutsche Theaterrepertoir nur wenig Originalstücke besaß, welche das Publikum herbeizogen, so daß selbst Göthe während seiner Direktion des Theaters zu solchen Stücken griff. Dahin gehört der Graf Joseph v. Törring mit seinen mittelalterlichen Ritterstücken, Agnes Bernauerin und Kaspar Thoringer, die wenigstens das für sich hatten, daß sie vaterländische Stoffe behandelten. Mit frischer Färbung und nicht ohne Talent schrieb Jakob Maier aus Mannheim seinen Fust von Stromberg und den Sturm von Borberg, worin er ein Sittengemälde aus der Ritterzeit gab, das den Unfug wenigstens im Einzelnen treu schilderte.

Konradin von Schwaben von Conz war wenigstens ein Stoff von wirklich tragischem Interesse und auch Ludwig der Bayer von Längefeld schilderte die Zeit nicht übel, obschon die Sprache noch sehr mangelhaft und roh darin ist. Schlechter ist das Stück Berthold von Zähringen von Crauer, dem es zu sehr an poetischem Talent fehlte, wie überhaupt alle diese Dramatiker mehr dadurch Effekt zu machen suchten, daß sie die äußerlichen Seiten der Ritterzeit vorführten, als den wahren Geist derselben. Das beste Stück dieser Art war noch Otto von Wittelsbach von Franz Babo, welches nicht nur eine viel glücklichere Charakteristik enthält, sondern auch in dramatischer Hinsicht mit vielem Geschick angelegt und durchgeführt ist, so daß es bis heute noch hin und wieder aufgeführt wird. Die Mode der Zeit führte dazu, daß man auch andere Stoffe, als aus der Ritterzeit wählte, weil doch Abwechslung nothwendig war, und es entstand dadurch eine Menge von Lärm- und Schreckensstücken, die durch Uebertriebenheit den Prunk der Ritterstücke ersetzen mußten; es wäre aber von der Literaturgeschichte zu viel verlangt, wenn sie alle die Zerrbilder vorführen müßte, welche diese Zeit hervorbrachte. Nur der Eulalie von A. M. Sprickmann sei hier gedacht, welche sich über die übrigen hervorhebt, eine Nachahmung von Lessing's Emilie Galotti ist und dadurch schon ihren ganzen Charakter verräth. Weniger als Göthe's Götz wurden Schiller's Räuber nachgeahmt, weil dieselben schon ein Feld trafen, das nicht so fruchtbar war. Doch trat Zschokke mit seinem Abällino der große Bandit, als sein Nachfolger auf, das aber ein so fürchterliches Stück ist, daß unsere Literatur ihm nicht leicht ein ähnliches an die Seite setzen kann und es der Verfasser selbst in der Folge für eine arge Jugendsünde erklärte.

Auch Lustspiele wurden nach und nach verfaßt, aber weniger von Dichtern, als von Schauspielern selbst, welche fremde Vorbilder nachahmten und glaubten, wenn sie einige Verwicklungen und Witze auftischten, so wäre allen Anforderungen schon Genüge geleistet. Diese Stücke gingen nicht aus innerem Drange hervor, sondern aus dem Bedürfniß der Bühne und von Poesie konnte daher keine Rede sein, geschweige denn von Originalität oder nationalen Elementen. Uebrigens hatte auch hier Göthe mehrfach Anregung gegeben und einige seiner Stücke waren wenigstens Ursache, daß man in diesen Lustspielen vornehme charakterlose Menschen und Schurken vorführte. Wo man nicht solche theatralische Bösewichter auf die Bühne brachte, erhob sich das Lustspiel gar nicht über die philisterhafte Alltäglichkeit und als Beispiele können Engel's Edelknabe und der dankbare Sohn dienen, die, während sie durchaus prosaisch und ohne alle Phantasie sind, noch zu den besten Stücken dieser Art gehören.

Durch Diderot und Lessing wurde die deutsche bürgerliche Rührdramatik eingeführt, welche später die ganze Erbärmlichkeit des alltäglichen Lebens und die nackte Natur mit ordinären Tugenden und Lastern auf die Bühne brachte und nichts Weiteres bezweckte, als das Publikum auf ein paar Stunden zu Thrä-

nen zu bewegen. Von großen Thaten und bedeutenden Begebenheiten war dabei nicht die Rede, sondern man führte eben das kleinliche Treiben und die niedrigen Kabalen der mittleren Stände vor, wodurch wohl irgend ein Jammer oder eine Noth hervorgerufen wird, aber nichts den Zuschauer erheben und ergreifen kann. Es war den Dichtern blos darum zu thun, die Wirklichkeit genau abzukonterfeien, ohne an eine ideale Auffassung derselben zu denken. In dieser Art schrieb schon Gellert seine zärtlichen Schwestern und J. Ludwig Schlosser aus Hamburg eine ganze Reihe von moralisirenden Rührdramen voll Breite und Lehrhaftigkeit; die Rühr- und Familienstücke wurden jedoch eigentlich erst durch den deutschen Hausvater von Otto H. v. Gemmingen begonnen, der weder Originalität der Erfindung besaß, noch überhaupt sich über das Mittelmäßige und Alltägliche erhob, obschon sein Schauspiel mit großem Beifall aufgenommen wurde und noch jetzt bei Vielen in gutem Andenken steht. Er fand zahlreiche Nachahmer, die nicht einmal ihn erreichten, aber meistens bald wieder vergessen wurden, und nur drei dramatische Dichter haben es hier zu größerem Erfolge gebracht, nämlich Schröder, Iffland und Kotzebue, deren Stücke im letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts alle deutschen Bühnen beherrschten und auf sie bedeutend einwirkten. Schröder aus Schwerin war einer der ausgezeichnetsten Schauspieler seiner Zeit, der es zu hoher Meisterschaft brachte und besonders in der Darstellung Shakespeare'scher Charaktere einen großen Ruhm erwarb, wie auch sein Theater in Hamburg die erste deutsche Bühne wurde, welche nicht nur große Leistungen darbot, sondern auch einen bedeutenderen Ertrag lieferte. Schon sein Spiel wirkte vortheilhaft auf die Dramatik und daneben entfaltete er eine ziemlich reiche Produktivität, indem er theils fremde Arbeiten übertrug, theils eigene verfaßte, die vor Allem den Vortheil hatten, durchaus bühnengerecht zu sein. Shakespeare wurde eigentlich erst durch ihn dem großen Publikum bekannt und zwar nun auch nach seinem poetischen Geiste; ferner die Stücke von Beaumont und Fletcher. Was er selbst schrieb, ermangelte der Poesie zu sehr und er strebte mehr darnach, die Charaktere scharf hervorstechen zu lassen und Effekte zu erzielen, und daher sieht man ihnen fast nur den Schauspieler an und haben sie sich auf vielen Bühnen noch bis zur neueren Zeit erhalten. Unter denselben sind die bekanntesten: der Vetter aus Lissabon, der Ring, Portrait der Mutter, die Stimme der Natur und stille Wasser sind tief. — Von ähnlichem Zwecke wurde auch Iffland bei seinen Stücken geleitet und widmete sich besonders den Genregemälden, Familienstücken und bürgerlichen Rührschauspielen, wobei auch er nur das Alltägliche zum Gegenstande nahm. Zuerst hatte er sich mit seinem Albert von Thurneisen (1781) im Ritterdrama versucht, er fand aber gleich, daß dies seinen Neigungen und seinem Talente nicht entsprach und wandte sich alsbald dem Gemmingen'schen Hausvater zu, um von da an ganz Gegner des Ritterdrama's zu werden, wie er auch

Shakespeare nicht mehr mochte. Er wollte durch sittliche Zucht des bürgerlichen Lebens, rührende Scenen und wackere Gesinnung auf das Volk moralisch einwirken, wozu freilich Shakespeare kein Beispiel war, und aus dieser Richtung gingen seine besten Stücke, wie die Hagestolzen, die Aussteuer, die Jäger, Verbrechen aus Ehrsucht, hervor, welche alle den Charakter der Langweiligkeit und des Spießbürgerlichen an sich tragen und so ziemlich dasselbe Grundthema variiren. Dabei verstand er es nicht, Bösewichter gut darzustellen und das Laster ohne Schwäche und Kraftlosigkeit zu zeichnen und selbst seine Tugendhelden sind zu ordinär. Uebrigens sind seine Stücke mit vieler Menschenkenntniß durchgeführt und Alles ist geschickt vertheilt und benützt; nur fehlt ihnen eben Phantasie und dramatische Belebtheit und die Poesie kann vor der nüchternen Bürgerlichkeit nirgends hervortreten, auch ist der Dialog zu leichtfertig behandelt und die Sprache verräth nur wenig Sorgfalt. So sehr daher seine Stücke in jener Zeit gefielen, so sehr sind sie, mit wenigen Ausnahmen, jetzt vergessen.

Die Literaturgeschichte muß wenigstens einen oberflächlichen Blick auf die Geschichte des Theaters werfen, wie es vor Göthe und Schiller sich gestaltete. Früher war der Sitz der Theater nicht fest, sondern einzelne Gesellschaften hielten sich bald da, bald dort auf, vorzüglich in Hamburg, Hannover, Leipzig, Berlin, Weimar und sonst und die vorzüglichsten Schauspielertrupps waren die Neuber'sche, die später in die Hände von Koch überging, Seyler'sche, Ackermann'sche, Schönemann'sche und Döbbelin'sche. In Süddeutschland fand das Theater erst später bleibende Stätten, zu Mainz durch Schuch und Joseph von Kurz in der Mitte des 18. Jahrhunderts, dann bildete sich durch Eckhoff und Gotter in Gotha eine Hofbühne, aus Elementen der Seyler'schen Truppe, und es gingen von hier aus die trefflichen Schauspieler Iffland, Beck, Beil u. A. hervor und später Schröder, der in Hamburg, Berlin, München, Mannheim und Wien auftrat und zuletzt in Hamburg ein eigenes Theater gründete, wo auch die dramaturgische Literatur begann. Nach Eckhoff's Tod ging die Gothaer Bühne (1778) ein und die meisten Mitglieder begaben sich nach Mannheim, um die dortige Bühne zur Blüthe zu bringen, allein mit Iffland's Weggange zog sich der Glanz derselben nach Berlin, wo neben Iffland Unzelmann und Fleck wirkten. Zu Weimar bestand auch ein Liebhabertheater und 1784 kam dahin die Bellomo'sche Truppe, die 1791 wieder abging, worauf Göthe die Leitung der Bühne übernahm und dieselbe, zumal in Verbindung mit Schiller, auf eine ziemlich bedeutende Höhe hob, indem sie die besten Stücke zur Aufführung brachten und den Geschmack des Publikums läuterten. — Joseph August Graf von Törring, bayerischer Standesherr, ist am 1. December 1763 geboren, wurde Reichsrath, Staatsminister und Präsident des Staatsraths und starb am 9. April 1823. Agnes Bernauerin erschien zu München 1780 und 1782; Kaspar der Thoringer etwas später. — Jakob Maier ist 1739 zu Mannheim geboren, wurde daselbst Hofgerichtsrath und Stadtgerichtsassessor und starb 1784. Der Sturm von Boxberg, ein pfälzisches National-Schauspiel, erschien Mannheim 1778 und 1785, und Fust von Stromberg 1782 und 1785. — Längefeld's Ludwig der Bayer erschien 1780, weil man aber Ausfälle auf die Kirche darin machte, wurde 1781 die Aufführung aller vaterländischen Schauspiele in München verboten. — Franz Regis Crauer, geboren 1739 zu Luzern und daselbst Professor der Rhetorik, schrieb: Berchthold, Herzog von Zähringen, Basel 1778, und Kaiser Albrecht's Tod, 1780. — Franz Maria Babo ist 1756 zu Ehrenbreitstein geboren, wurde Professor der Aesthetik zu München, 1799 Censurrath und

Intendant des deutschen Theaters und starb 1822. Seine hauptsächlichsten Stücke sind: Die Römer in Deutschland, 1779; Oda, oder die Frau von zweien Männern, 1781; Otto von Wittelsbach, 1781; Arno, ein militärisches Drama, 1777; Cora und Alonzo, ein Melodrama, 1780; Der Maler; Die Strelitzen; Bürgerglück; Der Puls; Genna und die Rache. Eine Auswahl seiner Schauspiele (6 Stücke) enthalten: Schauspiele von J. M. Babo, Berlin 1793—1804, 2 Thle. — Anton Matthias Sprickmann ist 1749 zu Münster geboren, wurde daselbst Regierungsrath und Professor des deutschen Staatsrechts und starb hier. Eulalia erschien Leipzig 1777. — Johann Ludwig Schlosser ist im Jahre 1726 zu Greiz im Voigtlande geboren, wurde 1782 wirklicher Geheimer-Rath und Vicekanzler bei der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei zu Wien und starb daselbst. Seine theatralischen Werke erschienen zu Dresden 1772—73, 3 Thle. und umgearbeitet im Wiener Theater; dieser ist aber verschieden von dem gleichnamigen J. L. Schlosser, der 1738 zu Hamburg geboren und dann Pastor zu Bergedorf wurde, wo er später starb. Auch dieser gab Neue Lustspiele heraus, Bremen 1788, worunter die Mißverständnisse und der Zweikampf. — Otto Heinrich von Gemmingen ist im Jahre 1738 zu Heilbronn geboren, studirte die Rechte, wurde churpfälzischer Kämmerer, ging 1784 nach Wien und dann nach Würzburg, erhielt vom Markgrafen Karl Friedrich von Baden den Titel Geheimer-Rath und starb 1800 zu Wien. Der deutsche Hausvater erschien zu München 1780 und umgearbeitet Mannheim 1782; Sidney und Sylly, 1780; Pygmalion, 1778; Die Erbschaft, 1779; Richard der Zweite, 1782, und Pygmalion, eine lyrische Handlung, aus dem Französischen des Rousseau, Mannheim 1778. — Friedrich Ludwig Schröder ist 1744 zu Schwerin geboren, als der Sohn der nachmaligen Schauspielerin Ackermann, ging mit dieser nach Rußland und Königsberg, besuchte dort das Friedrichscollegium, als seine Eltern nach Sachsen flüchteten, brachte sich nur mit Mühe durch und kam erst 1759 wieder zu den Eltern, die ihn als Kaufmann ausbilden lassen wollten. Aber Schröder betrat die Bühne, führte ein lockeres Leben, begann jedoch zu Hamburg sich bereits Ruhm zu erwerben. Hier übernahm er 1771 mit seiner Mutter gemeinschaftlich die Direktion des Theaters, begann seine dramatischen Arbeiten mit dem Arglistigen und brachte sein Theater zu Anfang der achtziger Jahre auf eine bedeutende Höhe. Im Jahre 1780 machte er mit seiner Gattin eine große Kunstreise bis Paris und Wien, erhielt überall den vollsten Beifall und leitete dann bis 1798 die Hamburger Bühne, wo er sich auf sein Gütchen Relling bei Hamburg zurückzog und nur noch Vorsteher der Hamburger Freimaurerloge blieb. Im Jahre 1811 ließ er sich von Neuem bewegen, die Direktion des Theaters zu übernehmen, aber er erntete dafür nur wenig Dank und starb schon am 3. September 1816. Seine Lebensbeschreibung schrieb Professor F. L. W. Meyer, Hamburg 1819, seine Werke gab E. v. Bülow zu Berlin 1831, 4 Bde., mit einer Einleitung von Tieck heraus. August Wilhelm Iffland ist am 19. April 1759 von bemittelten Eltern zu Hannover geboren, bekam frühe Vorliebe für das Theater und ging heimlich (1777) nach Gotha, wo er sich bei Eckhof als Schauspieler ausbildete und nach dessen Tod, 1779, nach Mannheim ging. Hier blieb er bis 1796, wurde dann als Direktor des königlichen Nationaltheaters nach Berlin berufen, 1811 Generaldirektor aller königlichen Schauspiele und starb am 22. September 1814. Er gab 1807—1808 einen Almanach für das Theater heraus und seine sämmtlichen dramatischen Werke erschienen Leipzig 1798—1802, 16 Bde., wozu Berlin 1807 noch ein Band kam. Eine Auswahl in 11 Sedezbänden erschien Leipzig 1827—28 und in 10 Bänden 1844.

243. Hatten Schröder und Iffland in ihren Stücken noch immer den sittlichen Halt und das Gefühl ihrer Würde gezeigt, so kümmerte sich um Alles dieses August v. Kotzebue nicht, der unendlich leicht und schnell über zweihundert Stücke schrieb, in alle Arten des Drama's, nach allen Stoffen griff,

nichts nach den Forderungen eines wahren Kunstgefühls fragte, Gutes und Böses, Erhabenes und Gemeines, Schönheit der Sprache und gewöhnliche Salbaderei mit einander vermengte, der Sünde den Mantel des Edlen umhing und nur darnach strebte, bühnengerechte Stücke zu liefern, die Effekt machten. Er besaß ein ausgezeichnetes Talent und eine ungemeine Leichtigkeit des Producirens, aber es fehlte ihm an Ernst, Festigkeit und Charakter, er ließ sich von seiner allzu großen Eitelkeit verleiten, die großen Geister seiner Zeit herabzusetzen, und um mit ihnen zu wetteifern und sie zu überbieten, strebte er nur nach Effekt und dem vorübergehenden Beifall, der ihm auch von dem großen Publikum in reichem Maaße zu Theil ward. Schon in seiner frühesten Jugend war er dem Rührenden und Abenteuerlichen sehr zugethan, von der Liebe verfiel er in religiöse Schwärmerei und endlich fesselte ihn das Theater, so daß er selbst Plane zu Komödien machte. Mit Wieland war er vertraut geworden und kam bald zu literarischem Ruf, worauf er in Rußland noch andere Ehrenstellen gewann. Aber sein Bahrdt mit der eisernen Stirn, ein Pasquill und Meisterstück heimtückischer Banditenkunst, woran ihm der Leibmedicus H. Matthias Markard von Oldenburg half, verscherzte ihm fast die Gunst des Publikums, die er sich durch sein Stück Menschenhaß und Reue zugezogen hatte. Nach mancherlei abenteuerlichen Schicksalen erreichte ihn endlich wegen seiner Charakterlosigkeit der Tod durch die Hand eines politischen Schwärmers. — Bei ihm zeigt sich am besten der Unterschied zwischen Genie und Talent, denn letzteres besaß er allein und darum ist auch in allen seinen Stücken weder ein wohldurchdachter Plan, noch Originalität und organischer Fortschritt zu finden; Alles ist lose zusammengereiht, der Zufall spielt eine große Rolle und nur die kecke Behandlung sticht ab. Auch an eine tüchtige Charakteristik ist nicht zu denken; überhaupt nicht an Tiefe, denn dies wollte Kotzebue nicht; es war ihm blos darum zu thun, durch bunten Wechsel der Gefühle und Stimmungen die Zuschauer zu unterhalten, zu rühren und Effekt zu machen, ohne ihm zu erlauben, auch ein wenig nachzusehen, wie derselbe denn eigentlich hervorgebracht und begründet werde.

Wenn Kotzebue's zahlreiche Stücke auffallen, so geschieht es aus Irrthum, denn wohl schrieb er über 200 Stücke, aber es ist Alles so ziemlich in derselben Manier, derselbe Stoff, nur mit anderen Variationen, Ansichten und Ueberzeugungen, wie er sie jeden Augenblick selbst anders besaß. Der Inhalt ist fast überall unbedeutend und leer und ebenso ist die Sprache nachlässig gehandhabt, so daß sie gleich wieder in dürre Prosa herabsinkt, wenn sie auch einmal den Anlauf nimmt, lebendig und farbenreich zu werden. In der Zeit, wo sie erschienen und das Publikum der Ritter- und Spektakelstücke überdrüssig war, fand aber Kotzebue ungeachtet dieser Mängel doch rauschenden Beifall, weil er es verstand, die Kunstgriffe des Schauspielers in seinen Stücken geschickt anzubringen, die eine rasche und lebendige Handlung geben und Schlageffekte

machen; ja manche seiner Lustspiele besitzen sogar viele Laune und man mag sie jetzt noch bei guter Darstellung zum Theil nicht ungern sehen; aber zum Lesen sind sie nicht, denn abgesehen von dem Umstande, daß sie als Ganzes vom ästhetischen Standpunkte gar keine Beurtheilung zulassen, treten hier die gemeinen Witze, verfehlten Einfälle und niedrigen Gemeinheiten zu stark hervor. — Was das Einzelne betrifft, so enthalten die Lustspiele keine wahre Komik, sondern mehr Späße, wie selbst in dem gegen die Brüder Schlegel gerichteten hyperboreischen Esel; seine Rührstücke sind zusammengesetzt aus weinerlichen Situationen und ganz schlechten Motiven dazu, obschon sein Menschenhaß und Reue ihm den größten Ruhm brachte; ganz geistlos sind seine historischen Dramen, wie die Hussiten vor Naumburg und Gustav Wasa, und endlich versuchte er sich auch im romantischen Drama und der höheren Tragödie, ohne nur sich über das Gewöhnliche erheben zu können. — Außer den 218 Stücken, welche die Gesammtausgabe seiner Werke enthält, schrieb er noch zahlreiche andere Schriften aus allen Arten der Tagesliteratur, denn wie Kotzebue eine neue Erscheinung auftauchen und in die Mode kommen sah, war er gleich auch dahinter her. So entstand eine Menge kleiner Erzählungen, sowie Romane: die Leiden der Ortenbergischen Familie und Leontine von Blondheim, die alle des Rührenden zu viel haben; ferner schrieb er mehrere Reisebeschreibungen, als: seine Reise aus Liefland nach Rom und Neapel, nach Paris und seinen Aufenthalt in Sibirien, worin wohl manches Einzelne treffend gesagt ist, im Ganzen aber Kotzebue zu eilfertig und anmaßend abspricht. Sogar in der Geschichte versuchte er sich, indem er zuerst 1806 zu Königsberg Preußens ältere Geschichte schrieb, woran die abgedruckten Urkunden das Beste sind; durch das Lob Johannes von Müller's irre geführt, wagte er sich 1814 selbst daran, eine deutsche Reichsgeschichte zu schreiben, die nur von seiner Anmaßung Zeugniß gibt, da er darin das Herrlichste in den Koth herabzuziehen suchte. Endlich schrieb er noch mit Merkel 1802 den Freimüthigen, 1813 ein deutsches Volksblatt voll Haß gegen Napoleon, und gab später das literarische Volksblatt heraus, worin er mit unerhörter Frechheit über Dinge absprach, die er nur halb gelesen und die Niemand weniger verstand, als er selbst. — Daß Kotzebue nachgeahmt werde, ließ sich erwarten, denn seine Effektmacherei war zu verlockend, aber glücklicherweise war die Zahl solcher Nachahmer nur klein, und mag nur noch der schreibseligen Johanna von Weißenthurn gedacht werden, die vierzehn Bände mit Schauspielen füllte, aber mehr als Schauspielerin leistete, denn als Schauspieldichterin, wozu ihr Fleiß und tüchtige Bildung vor Allem mangelte. Doch hat sie bei aller Mittelmäßigkeit das vor Kotzebue voraus, daß sie die Gemeinheit entfernte und sich wenigstens einige Mühe gab, reinere Sprache und bessere Charakterzeichnung einzuführen.

August Friedrich Ferdinand von Kotzebue, der Sohn eines Legationsraths, ist am 3. Mai 1761 zu Weimar geboren, machte schon im 6ten Jahre Gedichte, ging im 16ten Lebensjahre auf die Universität Jena und dann nach Duisburg, schrieb schon um diese Zeit das Stück: Die Weiber nach der Mode, wurde Advokat und ahmte seinen Oheim Musäus in seinem Romane: Ich, eine Geschichte in Fragmenten, nach, auch erschien von ihm ein Bändchen Erzählungen. Im Jahre 1781 wurde er in Petersburg Secretär beim Generalgouverneur von Bawr, wurde von der Kaiserin zum Titularrath ernannt und 1783 als Assessor beim Oberappellationstribunal in Reval angestellt. 1785 wurde er Präsident des Gouvernementsmagistrats in Esthland und in den Adel erhoben, worauf er die Schrift über den Adel schrieb. In Reval gab er nicht nur einige Romane, sondern auch Dramen heraus, die ihn rasch beim Publikum beliebt machten. Auf einer Badereise 1790 nach Pyrmont schrieb er seine Schrift gegen Dr. Bahrdt unter Knigge's Namen, dann begab er sich nach dem Tode seiner Gemahlin nach Paris und Mainz, nahm seine Entlassung und erbaute sich den Landsitz Friedenthal bei Narwa, wo er von 1795 an lebte und über zwanzig Schauspiele schrieb. Im Jahre 1798 wurde er als Hoftheaterdichter nach Wien berufen, ging aber nach zwei Jahren mit einer Pension von 1000 fl. wieder weg und lebte in Weimar. Als er im April 1800 nach Rußland zurückkehren wollte und er bei Kaiser Paul wegen seines Lustspiels Sultan Wampum verdächtigt war, so wurde er verhaftet und nach Sibirien gebracht. Später veranlaßte die russische Uebersetzung seines Drama's: Der Leibkutscher Peter's des Großen, das eine indirekte Lobrede auf Paul I. ist, seine Zurückberufung, worauf er die Direktion des deutschen Theaters, den Charakter als Hofrath und das Krongut Wokrokrull in Liefland bekam. Als Collegienrath nahm er nach Paul's Tod seine Entlassung und lebte in Weimar und Jena, kam aber in Verdrießlichkeiten mit Göthe und ging 1802 nach Berlin, wo er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde und mit Merkel den Freimüthigen herausgab, worin er gegen Göthe und die Schlegel Partei machte; auch schrieb er wieder Dramen und Reisebeschreibungen, da er 1803 nach Paris und 1804 nach Rom gereist war. Im Jahre 1806 ging er nach Königsberg, um die Geschichte Preußens zu schreiben, wovon 1809 zu Riga 4 Bände erschienen; er floh auch 1806 nach Rußland, lebte dann auf seinem Gute Schwarze in Esthland und schrieb in der Biene gegen Napoleon. Im Jahre 1813 ging er als Staatsrath in's Hauptquartier der Russen, um gegen die Franzosen zu schreiben, und nun gab er in Berlin das deutsche Volksblatt heraus. 1814 wurde er russischer Generalkonsul in Königsberg, wo er seine Geschichte des deutschen Reichs begann, 1816 Staatsrath im auswärtigen Departement zu Petersburg und erhielt 1817 mit einem Gehalte von 15,000 Rubeln den Auftrag, nach Deutschland zu gehen und dem Kaiser über den Zustand der Literatur und öffentlichen Meinung Deutschlands Bericht zu erstatten. Dies that er zuerst in Weimar und dann in Mannheim, wo er auch ein literarisches Wochenblatt schrieb und darin anmaßend über Alles absprach. Da er in diesen Berichten nach Petersburg sich schlimm über Deutschland aussprach und besonders alle Verfassungsbestrebungen denuncirte, auch ein solcher Bericht zur Oeffentlichkeit kam, ließ sich ein schwärmerischer Jüngling Namens Sand von Wunsiedel zu dem Glauben verleiten, mit Kotzebue's Tod wäre Deutschland geholfen, und daher erstach er ihn zu Mannheim am 23. März 1819. Ueber sein Leben erschien: Das Leben August v. Kotzebue's, nach seinen Schriften und authentischen Mittheilungen, Leipzig 1819. Seine Theaterstücke erschienen neuerdings zu Leipzig seit 1840 in 10 Bänden. — Johanna Veronika von Weißenthurn ist 1773 zu Koblenz geboren und die Tochter des Schauspielers Grünberg, wurde von ihrem Stiefvater schon frühe auf die Bühne gebracht und für das Theater ausgebildet, kam im 14ten Jahre an das Hoftheater zu München, 1789 nach Wien an das Hofburgtheater, schwang sich nach und nach auf den ersten Platz vor, mußte 1809 vor Napoleon zu Schönbrunn die Phädra spielen, verheirathete sich schon 1791 mit dem Kassirer

des Handlungshauses Arnstein, begann erst im 25sten Lebensjahre selbst Theaterstücke zu schreiben und es sind deren bis 1836 14 Bände zu Wien erschienen.

244. Der Roman war in Deutschland wieder zurückgetreten gewesen und die Lyrik hatte vorgewaltet; aber die englischen Romane, welche rasch nach Deutschland verbreitet wurden, besonders die Schriften von Richardson, Fielding, Goldsmith, Sterne, Smollet und Swift, der Don Quixote und Gilblas, regten zur Nachahmung wieder auf und schon Haller hatte in seinen letzten Jahren einige Romane geschrieben. Mehr an die Tagesordnung kamen sie jedoch durch Wieland, der sich die Gunst des Publikums zu erwerben verstand und zu vielseitiger Nachahmung anregte. Diese ersten Romane waren jedoch nichts anderes, als prosaische Lehrgedichte und selbst Göthe hat durch seinen Wilhelm Meister noch viel zu dieser Richtung beigetragen. Besonders aber wirkten die Ritter- und Spektakelstücke auf die Ausbildung des Romans und da man nur den Stoff nachahmte, so entstand nun in rascher Folge eine ganze Reihe von Ritterromanen voll Gepolter, grauenhaften Schilderungen von Burgverließen und Vehmgerichten, übertriebenen Liebesabenteuern und Fluchen und Beten. Den Reigen eröffnete hier C. H. Spieß, für den einst halb Deutschland schwärmte und der sein Glück zuerst mit dem Schauspiele „Klara von Hoheneichen" machte. Es ist dies ein ganz fürchterliches Stück, die tugendhafte Heldin flucht und weint, liebt und rast, ein edler Ritter klirrt mit seinen Ketten und schimpft über den Landgrafen, der ihn gefangen nahm, und ein Bösewicht lächelt das ganze Drama durch über seine eigene Verruchtheit, bis er zuletzt seine Strafe erhält. Noch ärger machte es Spieß in seinen Romanen, wozu er zwar einiges Erfindungstalent mitbrachte, die aber nur die Gemeinheit und Rohheit auf den Thron setzten und in eilender Hast zusammengeschrieben wurden; denn Spieß suchte mit großem Eifer das Publikum mit zahlreichen Produkten zu befriedigen und so entstand die Menge der Romane, welche er hinterließ. Dahin gehören die Löwenritter, das Petermännchen, die zwölf schlafenden Jungfrauen und ähnliche, die immer schlechter wurden. Sein würdiger Nachfolger auf diesem Gebiete war Karl Gottlob Cramer, der es ganz vorzüglich verstand, die Welt vom Standpunkte der Gemeinheit aufzufassen und durch abenteuerliche Zerrbilder dem Publikum zu gefallen. Sein erster Roman war Karl Saalfeld, der 1798 erschien, sein Hasper a Spada ist ein mittelalterliches Ritterstück voll übertriebener Bosheit und Tugend, ebenso sein Adolf von Dassel; sein vierbändiger Roman Erasmus Schleicher ist ein höchst frivoles Stück, dem noch Paul Ysop und andere zur Seite stehen und der Beifall, der diesen Produkten vom Volke geschenkt wurde, bewirkte, daß er gegen 90 Bände Romane zusammenschrieb, die immer schlechter und breiter wurden, in die größte Verzerrtheit und Carricatur verfielen und zuletzt immer weniger Anklang fanden, obwohl er hier und da noch gelesen wird, denn er starb erst im Jahre 1817 als Meiningischer Forstrath. Zu diesem gesellt sich

als dritter Romanfabrikant Friedrich Schlenkert, der nicht einmal die Phantasie der vorhergehenden besaß, um eigentliche Ritterromane zu fabriciren, sondern sich mehr an die mittelalterliche Geschichte hielt und die historischen Begebenheiten aus der Zeit Heinrich's IV., Rudolf's von Habsburg und Anderer vorzuführen, wobei in langweiliger breiter Erzählung und übertriebener Schilderung nicht einmal die historische Wahrheit getroffen ist. Am bekanntesten ist sein Friedrich mit der gebissenen Wange. Mit mehr Takt schrieb Leonhard Wächter unter dem Namen Veit Weber seine Sagen der Vorzeit, worin wenigstens der Geist der Ritterzeit besser getroffen ist, obschon er sich zu sehr im Grellen und Harten gefiel. Später erschienen von ihm seine Holzschnitte, welche die Betfahrt des Bruders Gramsalbus enthalten, und 1794 seine Historien, welche ungeachtet vieler Härten und Unebenheiten doch mehr gefielen, als seine erste Schrift. Auch schrieb er noch vor Schiller ein Schauspiel, Wilhelm Tell, welches nicht so übel gehalten ist und fast für seine beste Produktion gelten kann. — Neben den Ritterstücken gingen noch die Zauber- und Geisterromane einher, wozu wohl Schiller's Geisterseher viel beitrug; aber dessen Nachahmer stehen allzu weit hinter ihm zurück und es sind höchstens noch einige Stücke von Zschokke hervorzuheben, wie die schwarzen Brüder, die Männer der Finsterniß und Kuno von Kyburg. Die Liebe zum Abenteuerlichen bewirkte, daß man auch noch ein anderes Feld ausbeutete, nämlich das der Räuberromane, wobei sich noch wenigstens durch die Waldeinsamkeit und gefährlichen Unternehmungen des Räuberlebens ein poetischer Hintergrund aufstellen ließ; allein damit begnügten sich dieselben nicht, sondern verlegten sich hauptsächlich auf Schilderungen gefährlicher Abenteuer und Scenen von Mord und Todtschlag. Der Hauptvertreter dieser Richtung ist Christian August Vulpius zu Weimar, der zuerst romantische Geschichten der Vorzeit und Abenteuer des Prinzen Kolloandro, sowie Anekdoten aus der Vorzeit schrieb, aber seine Berühmtheit blos dem Rinaldo Rinaldini verdankte, welcher das Vorbild aller Räuberromane wurde und in fast alle neueren Sprachen übertragen ward. Dieser Roman ist wirklich sehr eigenthümlich in seiner Art und es ist schon hin und wieder behauptet worden, Göthe habe Vulpius dabei mit Rath und That geholfen. Endlich steht mit diesen abenteuerlichen Produkten noch Musäus in Verbindung, dessen Volksmährchen so ziemlich demselben Boden entsprangen und allgemeinen Beifall erlangten. Sie sind auch wirklich besser, als die vorgenannten Schriften, und gaben Veranlassung zur besseren Ausbeutung dieses Gebiets, aber Musäus beging den Fehler, zu viel von eigener Laune und eigenem Humor hinein zu tragen und die Mährchen nicht schmucklos und einfach in der natürlichen Gestaltung wieder zu geben, wie sie im Volke erwuchsen; auch sind sie zu breit gehalten. Musäus hat schon unmittelbar nach seinen Volksmährchen in Benedikte Naubert eine Nachfolgerin erhalten, welche in vier Bänden neue Volksmährchen der Deutschen

herausgab und damit ihren Hauptruhm begründete, zumal sie es wenigstens versuchte, den vorliegenden Stoff einfach wieder zu erzählen. B. Naubert hat übrigens auch historische Romane geschrieben, welche sich nicht über die Mittelmäßigkeit erheben, obwohl man ihnen ein reines Gemüth und guten Willen ansieht. Dahin gehören die Romane Eginhard und Emma, Thekla v. Thurn, Walther v. Mont-Barry, Elisabetha Erbin von Toggenburg, Hermann v. Unna, Konradin von Schwaben, Hatto, Bischof von Mainz, Gebhard, Truchseß von Waldburg, Eudoxia, Euzaria, Rosalba, Alexis und Luise, Turmalion und Lagorta und ihre letzten Originalromane.

Christian Heinrich Spieß ist im Jahre 1755 zu Freiberg in Sachsen geboren, wurde Schauspieler, dann Wirthschaftsbeamter auf dem Schlosse Betdiekan in Böhmen und starb am 17. August 1799, nachdem er für jede Messe drei bis vier Bände Rittergeschichten geliefert hatte. — Karl Gottlob Cramer ist am 3. März 1758 zu Pödelitz bei Freiburg an der Unstrut geboren, studirte zu Leipzig Theologie, lebte dann zu Weißenfels und Naumburg a. d. Saale, erhielt 1795 den Charakter als Meiningen'scher Forstrath und wurde dann als Lehrer an der Forstakademie zu Dreißigacker angestellt, wo er am 7. Juni 1817 starb. — G. Ph. L. Leonhard Wächter ist 1762 zu Uelzen geboren, studirte in Göttingen Theologie, lebte als Kandidat zu Hamburg, nahm 1792 unter den hannöverschen Truppen Dienste, machte mehrere Feldzüge gegen die Franzosen mit, wo er bei Mainz verwundet wurde, lehrte an der Erziehungsanstalt des Professors Voigt, führte dieselbe seit 1814 fort und starb am 11. Februar 1837. — Christian August Vulpius ist am 22. Juni 1763 zu Weimar geboren, studirte zu Jena und Erlangen, schrieb seine romantische Geschichte der Vorzeit in 12 Bänden, Leipzig 1791—98 und die Anekdoten aus der Vorzeit in 2 Bänden 1797, lebte von 1798—99 bei fränkischen Reichsrittern als Freund und Gesellschafter nur der Dichtkunst und der spanischen und italienischen Literatur, hielt sich hierauf in Baireuth, Bamberg und Würzburg auf, wurde dann Theatersecretär in Weimar, wo er 1799 den Rinaldo Rinaldini schrieb, wurde zugleich Secretär an der Bibliothek, schrieb 1811—26 in 10 Bänden die Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt, verfaßte einen Katalog der großherzoglichen Münzsammlung, gab die Bibliothek des Romantisch-Wunderbaren, die Sammlung Thermitonia und die Zauberromane heraus, begann ein Wörterbuch über die deutsche und nordische Mythologie und starb am 26. Juni 1827 als Rath, erster Bibliothekar und Aufseher des Münzkabinets in Weimar. — Johann Karl August Musäus ist 1735 zu Jena geboren, studirte daselbst Theologie, lebte dann als Kandidat in Eisenach, wohin sein Vater als Amtmann kam, sollte Geistlicher auf dem Lande werden, wurde aber von den Bauern nicht angenommen, weil er einmal getanzt hatte, schrieb 1760 gegen den englischen Roman seinen Grandison den Zweiten, wurde 1763 Pagenhofmeister in Weimar, 1770 Professor am Gymnasium, geißelte in seinen physiognomischen Reisen, vier Hefte 1778—79, Lavater's Physiognomik, gab 1782 in 5 Bändchen die Volksmährchen der Deutschen heraus, 1785 Freund Heinz's Erscheinungen in Holbein's Manier und 1787 unter dem Namen Schellenberg die Straußfedern. Er starb am 28. Oktober 1787 an einem Herzpolypen und nach seinem Tode erschienen noch seine Moralische Kinderplapper 1788 und seine nachgelassenen Schriften nebst Nachrichten von seinem Leben, 1791 von seinem Verwandten Kotzebue herausgegeben. Seine Volksmährchen wurden in neuerer Zeit noch mehrmals neu aufgelegt. — Christiane Benedikte Eugenie Naubert, die Tochter des Professors Hebenstreit in Leipzig, wurde am 13. September 1756 geboren, beschäftigte sich viel mit Geschichte und neueren

Sprachen, verheirathete sich mit dem Kaufmann Holdenrieder zu Naumburg und in zweiter Ehe mit dem Kaufmanne Naubert daselbst, lebte in bürgerlicher Eingezogenheit, war sechs Jahre lang blind, ließ sich in Leipzig operiren und starb daselbst am 12. Januar 1819. Ihre Schriften hat sie bis kurz vor ihrem Tode anonym herausgegeben.

245. Wie das bürgerliche Element im Staatsleben immer mehr zur Anerkennung drang und die bürgerlichen Tragödien eingeführt wurden und Göthe in seinen Wahlverwandtschaften das Familienleben vorführte, so wurde nun auch der Familienroman in Deutschland bearbeitet, nachdem man schon verschiedene derartige Schriften aus dem Englischen übersetzt hatte. Den Boden dazu ebnete bereits Gellert mit seinen moralischen Vorlesungen und dem Leben der schwedischen Gräfin, und Schiller's Kabale und Liebe hatte wohl auch nicht wenig Einfluß darauf. Rasch entstand eine große Anzahl solcher Romane und mehrere derselben gelangten zu nicht unbedeutendem Ansehen. Unter denselben erhebt sich zuerst Johann Timotheus Hermes, der den Engländer Richardson nachahmte und das Leben und Treiben der mittleren Stände zu schildern suchte; aber bei ihm herrscht Prosa und Künstelei vor, es zeigt sich ein Uebermaaß von moralisirenden Reden über alle gewöhnlichen Gegenstände, das Ganze ist zu breit und lehrhaft und von treffender Charakteristik keine Spur zu finden. Sein erster Roman, Geschichte der Miß Fanny Wilkes, erschien 1766 ganz in der Manier von Grandison und das Publikum ermunterte den Verfasser zu seinem sechsbändigen Roman Sophien's Reise von Memel nach Sachsen, der in Briefen geschrieben ist, dadurch nur noch langweiliger wird und im Predigerton lehren will, wie das Weib sein soll, auch dabei sucht die Geistlichkeit zu Ansehen zu bringen. Als poetisches Werk ist der Roman durchaus verunglückt, er enthält zu viel unnöthigen Ballast, die Charakteristik ist schwankend und vielfach verfehlt und selbst die Sprache oft zu gesucht und ungleich. Einzelne gelungene Scenen heben dies Urtheil nicht auf und der Beifall, den der Roman erlangte, schreibt sich daher, daß die Leute in jener durch keine großen Ideen getragenen Zeit ein Behagen daran hatten, hier zu lesen, was bei ihnen täglich in Haus und Hof, Küche und Keller vorging. Mit diesem Romane war jedoch Hermes noch nicht zufrieden, sondern es folgte darauf noch eine ganze Schaar anderer Romane von möglichst noch langweiligerer Art. Neben ihn trat bald darauf Dusch (161) mit seiner Geschichte Karl Ferdiner's 1776, die jedoch eine bessere Erfindung und Anlage besitzt und bei aller Lehrhaftigkeit doch durch unterhaltende Episoden und pikante Situationen die Hermes'schen Produkte weit übertrifft. — Nachdem einmal Frauenzimmer sich an der Literatur betheiligt hatten, so lag es nahe, daß sie besonders gern den Familienroman ausbeuteten, da hierzu auch ihre Kräfte mehr geeignet sind, und den Reigen derselben eröffnet Sophie La Roche, geborene v. Gutermann, die schon erwähnte erste Geliebte Wieland's. Ihre Romane sind ganz im Geschmacke der Zeit gehalten; sie haben es mehr mit

dem sentimentalen Idealismus zu thun, als mit dem Leben, und erinnern an englische Vorbilder, namentlich ihre Geschichte des Fräuleins v. Sternheim, welche Wieland 1771 herausgab. Der Roman ist jedoch nicht so breit, wie die Hermes'schen, und ist mit viel Frische des Gemüths geschrieben. Rosalien's Briefe an ihre Freundin Mariane (1779) bewegen sich noch freier und enthalten nicht nur schöne Empfindungen und Gesinnungen, sondern auch ansprechende Schilderungen von Gegenden und Personen, so daß das Buch auch später noch Interesse fand. Ihre moralischen Erzählungen, Melusinen's Sommerbilder und schönes Bild der Resignation, stehen den vorhergehenden nach. Auch Helene Unger hat in ihrem Romane Julie Grünthal, eine Pensionsgeschichte (1784), zu ihrer Zeit sehr gefallen und besitzt eine anschauliche Darstellung, weil der Stoff aus eigener Lebenserfahrung geschöpft ist, wogegen ihre übrigen Schriften, worunter Bekenntniß einer schönen Seele (1806) und der junge Franzose und das deutsche Mädchen, weniger gelungen sind. — Christoph Friedrich Schulz führte in den Roman einen besseren Ton und feineren Geschmack ein und er verstand es, das Leben mit größerer Wahrheit zu zeichnen. Sein Roman Albertine ist noch eine Nachahmung von Richardson, dagegen sind die kleineren Romane Moritz (1785) und Leopoldine (1790) freundliche Gaben, welche in kindlichem Tone kindliche Verhältnisse vorführen uud ebenso leicht und gefällig geschrieben als gut angelegt sind; nur zeigt sich hier und da zu viel französischer Einfluß, da sich Schulz viel mit französischer Literatur abgab und auch eine Zeitlang in Paris lebte. Unter seinen Romanen sind noch Karl Treumann und Wilhelmine Rosenfeld, Ferdinand von Löwenhain und Fritz oder die Geschichte eines Belletristen zu nennen. Nicht unverdienstlich ist sein Werk über Paris und die Pariser und die Geschichte der großen Revolution Frankreichs, welche ein wahres und unparteiisches Gemälde dieser Zeitereignisse lieferte. Endlich gehören in diese Reihe noch die Gemälde aus dem häuslichen Leben von Starke, worin er einen häuslichen Tugendspiegel lieferte, der einige gute Bilder des idyllischen Familienlebens und genügsamer Beschränktheit enthält. Als poetisches Werk ist das Buch jedoch unbefriedigend und in dieser Hinsicht sind seine nicht zahlreichen Gedichte weit vorzuziehen. Unter den unbedeutenderen Romanenschreibern dieser Zeit, welche einzelne hierher gehörige Werke geschrieben, sind nur noch wenige zu nennen, wie der Göttinger Professor Bouterweck, der in seiner Jugend den Roman Graf Donamar, Göttingen 1791 bis 1793, 3 Bände, schrieb, welcher zu seiner Zeit durch seine abenteuerlichen Schilderungen ziemlich gefiel, den aber der Verfasser später verleugnete und in den Roman Gustav und seine Brüder umwandelte, ohne dabei psychologische Entwicklung und scharfe Charakterzeichnung zu erreichen. J. J. Engel lieferte in Lorenz Stark ein Zeit- und Sittengemälde, das die behagliche Ruhe und Bequemlichkeit des häuslichen Lebens aus den mittleren

Sphären der Gesellschaft mit vieler Wahrheit schildert und wenn es auch keinen großen inneren Werth hat, sich doch durch seinen leichten Ton empfiehlt. Engel versuchte sich übrigens auch in anderen Gebieten, wie im Lustspiele, in seinem Philosoph für die Welt und dem Fürstenspiegel, und wurde bereits als der Gründer der Dramaturgie in Berlin genannt. Endlich reiht sich diesen noch Christian Friedrich Sintenis an, dessen Romane Hallo's glücklicher Abend, Theodor's glücklicher Morgen und Vater Roderich unter seinen Kindern zwar keinen gesunden Geschmack verrathen, aber damals gerne gelesen wurden. Außer diesen schrieb er noch verschiedene andere Werke, die mehr unter die religiös-moralischen Unterhaltungsschriften gehören und sich selbst wiederholen. — Alle diese Romanschriftsteller wurden durch die Menge der Produktionen und den allseitigen Anklang übertroffen durch August Lafontaine aus Braunschweig, der viele Jahre hindurch der Lieblingsschriftsteller Deutschlands war. Obwohl er sich auch im Rührdrama versuchte und das Lustspiel die Prüfung der Treue schrieb, so war doch der Roman sein eigentliches Feld, welches er nach allen Seiten hin bearbeitete, aber auch verwässerte. Er war ungeheuer produktiv und ahmte Alles nach, wovon er glauben konnte, daß es dem Publikum gefalle, aber seine Romane sehen sich alle ähnlich und er hatte nicht einmal Zeit, Eigenes zu erfinden und mit Sorgfalt auszuarbeiten. Es herrscht darin Gutmüthigkeit, Oberflächlichkeit und Mittelmäßigkeit, die Personen sind so schwach, daß sie nicht einmal sündigen können, wenn sie auch wollen, er versetzt sie leichtsinnig in die Gefahr der Verführung und da er sie blos durch Zufälle daraus befreit und selbst Kinderliebschaften vorführt, so wurde Lafontaine sogar der Moral gefährlich. Der Beifall, den er erlangte, beruhte hauptsächlich darauf, daß er den Leser leicht anregte und seine Phantasie in Bewegung setzte, ohne daß der Geist dabei angestrengt wurde, und es ist Alles so breit, seicht und mittelmäßig, daß man seine Romane zwar las, aber dann nicht wieder in die Hand nahm und sie daher glücklicherweise größtentheils vergessen sind. Die hauptsächlichsten seiner Romane sind: Gewalt und Liebe, Quinctius Heymeran von Flamming, Rudolf von Werdenberg, die Familie von Halden, Klara du Plessis und Klairant, Röschen's Geheimnisse, St. Julien, Romulus und Andere. Uebrigens hat sich Lafontaine in der letzteren Zeit mehr mit dem Studium des Alterthums beschäftigt. Ein Vielschreiber ähnlicher Art ist Friedrich Gustav Schilling, dessen Romane sich durchaus nicht über die Gewöhnlichkeit erheben und unter die vorübergehende Tagesliteratur zu rechnen sind. Es erschienen von ihm über hundert Bände Romane, von denen wir nur seinen Guido von Sohnsdom erwähnen; die Dialogisirung in seinen Stücken ist noch das Beste daran. Neben ihm kann noch Steigentesch angeführt werden, der außer zahlreichen Lustspielen, die er in späterer Zeit schrieb, Gedichte und Erzählungen verfaßte, welche sich durch Reinheit und Ele-

ganz der Sprache empfehlen, und auch den berüchtigten französischen Roman von Laclos les liaisons dangereuses hat er deutsch umgearbeitet; auch hat Julius v. Voß verschiedene Novellen geliefert, die in diesen Kreis gehören, obschon dieselben so wenig wie seine Lustspiele poetischen Werth haben.

Johann Timotheus Hermes ist am 31. Mai 1738 zu Petznik bei Stargard geboren, studirte in Königsberg, lebte dann in Danzig und Berlin, wo er den Roman Fanny Wilkes 1766 schrieb, wurde Lehrer an der Ritterakademie in Brandenburg, hierauf Feldprediger zu Lüben in Schlesien, Anhalt'scher Hof- und Schloßprediger zu Pleß, wurde 1772 nach Breslau berufen, dann Superintendent der Kirchen und Schulen, erster Pfarrer und Professor der Theologie und starb am 24. Juli 1821. — Marie Sophie La Roche ist 1731 zu Kaufbeuern als die Tochter des Edlen Gutermann von Gutershofen, der Arzt war, geboren, erhielt in Augsburg eine gute Erziehung, kam nach Biberach in das Haus des Großvaters, wo sie mit Wieland bekannt wurde, verheirathete sich, um dem Vater zu gehorchen und weil Mißverständnisse mit Wieland eingetreten waren, mit dem Herrn v. La Roche, der Verwalter der gräflich Stadion'schen Güter war, kam mit ihm nach Koblenz und lebte sodann zu Speier, bis sie am 18. Februar 1807 starb. Sie war eine ausgezeichnete Frau von seltenen Gaben. — Friederike Unger, die Tochter des Generals von Rothenburg, ist 1751 zu Potsdam geboren, verheirathete sich mit dem Buchhändler Unger, der später Professor an der Kunstakademie wurde, führte nach des Gatten Tod die Buchhandlung fort und starb zu Berlin am 21. September 1813. — Joachim Christoph Friedrich Schulz ist im Jahre 1762 zu Magdeburg geboren, lernte frühe Französisch, gab darin Unterricht in Halle, wo er studirte, gerieth aber in Noth, ging 1780 nach Dresden, um Schauspieler zu werden, erreichte dies aber nicht und trieb Schriftstellerei. Bis 1791 lebte er in Wien und Berlin, zu Weimar und 1789—90 in Paris, von wo er nach Berlin zurückkehrte und nachdem ihm der Herzog von Weimar den Hofrathstitel ertheilt hatte, als Professor nach Mitau kam. Im Jahre 1791 war er als Abgeordneter des Bürgerstandes von Kurland auf dem Reichstage zu Warschau, ging 1793 nach Italien, lebte abwechselnd in Wien, Berlin, Jena und Weimar, ging 1795 nach Mitau zurück und starb hier im Oktober 1797. — Gotthelf Wilhelm Christoph Starke ist am 9. December 1762 zu Bernburg geboren, besuchte das Gymnasium in Quedlinburg, studirte in Halle bis 1783 Theologie, wurde in Bernburg Collaborator an der Stadtschule, wurde 1798 Rector, dann Oberprediger an der Stadtkirche, später Hofprediger in Ballenstedt, unterrichtete die Prinzessin und den Erbprinzen und wurde 1817 Oberhofprediger. Seine Gemälde erschienen in vier Sammlungen zu Berlin 1793—98 und in 3. Auflage zu Braunschweig 1825, 6 Bde.; seine Gedichte 1788 zu Bernburg und in den vermischten Schriften, Berlin 1796, Kirchenlieder 1804 zu Halle, Lieder für unsere Zeit 1813 und Predigten, Berlin 1797. — Friedrich Bouterweck ist am 15. April 1766 zu Oker bei Goslar geboren, besuchte das Karolinum zu Braunschweig, verließ das Studium der Rechtswissenschaft, um sich der Dichtkunst zu widmen, ging 1787 von Göttingen fort und kehrte erst 1789 dahin zurück, wo er nun Literaturgeschichte und Philosophie studirte, seit 1791 über Kant's Philosophie Vorlesungen hielt und nach zweijähriger Abwesenheit 1796 außerordentlicher Professor der Philosophie wurde, worauf er zum ordentlichen Professor und Hofrath vorrückte und am 9. August 1828 starb. Er schrieb mehrere philosophische Werke, eine Geschichte der neueren Poesie und Beredtsamkeit (12 Bde., Göttingen 1801—19) und eine Aesthetik (Leipzig, 2 Bde., 1806; 3. Aufl. 1824). Sein Graf Donamar erlebte 1798—1800 die zweite Auflage. — Engel, 192. — Christian Friedrich Sintenis ist 1750 zu Zerbst geboren, studirte Theologie, wurde 1774 Prediger zu Bornum, 1777 Diakonus in Zerbst, 1791 Professor der Theologie und Metaphysik am Gesammtgymnasium, Consistorial- und Kirchenrath und Pastor an der Dreifaltigkeitskirche und starb im Jahre

1819. Er schrieb gegen fünfzig Bücher, worunter Romane, Predigten und Erbauungsbücher, die aber oft sehr schwach und weichlich gehalten sind. — August Heinrich Julius Lafontaine ist 1756 zu Braunschweig geboren und der Sohn eines Malers, studirte in Helmstädt Theologie, wurde 1786 beim General von Thadden in Halle Hauslehrer, 1789 Feldprediger, machte als solcher 1792 den Feldzug nach der Champagne mit und privatisirte dann in Halle, bis er die Anwartschaft auf eine Domherrnpräbende in Magdeburg bekam, wo er 1831 starb. Seine Romane sollen keinen poetischen Werth haben, sondern blos unterhalten; sie schildern aber den Menschen blos von Seiten seiner Schwäche und lauter Leute gewöhnlicher Art. Später begann er eine Uebersetzung des Aeschylus, wovon Agamemnon und die Choephoren 1821 zu Halle mit Erläuterungen erschienen. — Friedrich Gustav Schilling ist 1766 zu Dresden geboren, besuchte 1779—81 die Fürstenschule zu Meißen, trat dann in ein sächsisches Artilleriecorps ein, wurde 1788 Offizier, wohnte 1793 der Belagerung von Mainz und mehreren Treffen bei, ward nach der Schlacht bei Jena gefangen, kam 1807 nach Warschau und Danzig, rückte zum Hauptmann vor und nahm dann den Abschied, worauf er in Dresden sich niederließ und 1828 starb. Seine Schriften erschienen zu Dresden seit 1810 in 2 Sammlungen, deren erste 50 und die zweite 30 Bände umfaßt. — August Freiherr von Steigentesch, der Sohn des churmainz'schen Kabinetsministers, ist am 12. Januar 1774 geboren, trat schon im 15ten Jahre in österreichische Militärdienste, stieg rasch empor, verließ 1809 den Dienst und übernahm eine Sendung nach Königsberg, wurde 1813 Generaladjutant des Fürsten von Schwarzenberg, ging 1814 nach Norwegen, wurde 1815 Gesandter in Kopenhagen, ging dann in die Schweiz und nach Rußland, erhielt zahlreiche Orden, wurde Gesandter in Turin und starb am 30. December 1826. Seine gesammelten Schriften in der Ausgabe letzter Hand erschienen zu Darmstadt in 6 Bdn., 1819 u. ff. —

246. Aus dem Gegeneinandertreffen der idealistischen Ueberschwänglichkeit und der verständig-realistischen Weltauffassung entsprang bei uns der Humor, indem man begann, das Gleiche mit dem Ungleichen, das Vernünftige mit dem Unvernünftigen zu verbinden, das Kleine hinauf und das Große herab zu rücken, so daß der Unterschied zwischen Beiden verschwand und man daraus eine heitere Weltanschauung gewann, die Alles in der Ordnung findet und sich in Alles schickt. Nur ist es bei uns nicht jener reine, ideal-poetische Humor geworden, der sich über die Zustände in eine Höhe erhebt, welche den Widerspruch des Endlichen und Unendlichen aufhebt und in ihrem ewigen Rechte darstellt. Es ist vielmehr ein Humor, in den sich ein Zug der Wehmuth einmischt, eine weiche Empfindsamkeit und eine Rührung zum Weinen, welche aus der gutartigen Ansicht von der menschlichen Schwäche und Kleinlichkeit entspringt. Diese humoristischen Schriften fanden gleichfalls ihre Vorbilder in England, in Frankreich und in Spanien, wo Sterne's, Smollet's, Scarron's und Le Sage's Schriften, Quevedo's Schelmenromane und der Don Quixote Muster dafür waren und zwar nach allen Seiten hin, die uns aber doch nicht aus unserer kleinen Welt dahin emporheben konnten, daß wir die individuelle Zufälligkeit als den Spiegel der Menschennatur darstellten, denn wir lebten uns immer zu sehr in unsere kleinlichen Privatverhältnisse ein, die uns überall ankleben und verhindern, eine weitere Aussicht zu gewinnen. Schon durch Hamann ward das humoristische Element bei uns eingeführt und später begegnete man noch Meh-

reren, welche Anklänge davon zeigten, wie auch schon Musäus in seinem Grandison dem Zweiten einen gutartigen Humor offenbart, der nicht weniger zahm in seinen physiognomischen Reisen ist und in derselben Gestalt seine Volksmährchen durchzieht, die gerade dadurch beeinträchtigt werden. Auch die Lebensbeschreibungen des Schauspielers Brandes aus Stettin und des berüchtigten Doktor Barth sind humoristisch gehalten, wie überhaupt Beide auch merkwürdige Belege für die Geschichte jener Zeit sind. Brandes' Leben ist fast eine Wiederholung des Gilblas, denn er trieb sich auf alle mögliche Weise in der Welt herum und besaß einen leichtsinnigen Humor, der Glück und Unglück gleichmäßig ertrug. Einer der ersten eigentlichen Humoristen war Johann Karl Wezel aus Sondershausen, sein hauptsächlichster Roman ist die Lebensgeschichte Knaut's des Weisen (1773), welche zwar breit, voll unnöthiger Episoden und in verdünnter Sterne'scher Manier geschrieben ist, aber mit vieler Planmäßigkeit die Geschichte der Entstehung und Ausbildung eines Sonderlings erzählt und zur Zeit ihres Erscheinens viel Interesse erregte. Der Verfasser wollte darin zeigen, wie die Umstände den Menschen bilden und zu Allem machen können und wie überhaupt das Leben eine Sammlung von Thorheiten und Leidenschaften ist. Wezel bekämpft die Sentimentalität darin und weiß sogar das gewöhnliche Leben mit vieler Anschaulichkeit und Wahrheit zu schildern, er wird jedoch oft zu manierirt und überall tritt seine Einbildung hervor, in der er da meinte, er müsse ein zweiter Homer werden, was die spätere Ursache an seinem Wahnsinn wurde, denn von Genialität und Tiefsinn ist bei ihm keine Spur zu finden. Er schrieb noch einige andere Romane, wie Belphagor, Ehestandsgeschichte des Philipp Peter Marks, Kackerlack oder Geschichte eines Rosenkreuzers, Hermann und Ulrike, Wilhelmine Arend oder die Gefahren der Empfindsamkeit, Prinz Edmund, satirische Erzählungen und Anderes. Auch im Lustspiele hat er sich versucht, wovon vier Bände erschienen, und wir besitzen auch im Graf v. Wikam eine Tragödie von ihm, doch sind dieselben mehr für das Lesen als für die Aufführung bestimmt und haben keinen Erfolg erreicht. Gleichzeitig erschien Schummel's komischer Roman Spitzbart (1779), worin er die Basedow'sche Erziehungsmethode lächerlich machte, und der auch noch einiges Andere geschrieben hat, worunter empfindsame Reisen durch Deutschland, die aber alle keine große Bedeutung erlangten; dagegen gelangte der Itzehoer Advokat Johann Gottwerth Müller durch seinen Siegfried von Lindenberg zu einem größeren Ruhm und war einer der vielgelesensten Schriftsteller seiner Zeit. Er zog darin gegen die kranken Ideale eines Richardson zu Feld und zeichnete damit eine nicht unglückliche Satire auf den privilegirten Stand, führte uns pikante komische Situationen vor und ließ nur das Lächerliche mehr vorherrschen als den eigentlichen Humor, wie überhaupt der Ton oft zu gemein und niedrig wird. Seine späteren komischen Romane aus den

Papieren des braunen Mannes, Selim der Glückliche und Friedrich Brack sind weniger glücklich gerathen und kaum besser, als sein erster Versuch, der Ring, da darin nichts Anderes als gewöhnliche Lustigkeit und Geschwätzigkeit zu finden ist. An diesen schließt sich Theodor Gottlieb v. Hippel an, welcher der Vorläufer von Jean Paul war und ihm in mancher Hinsicht ähnlich ist, obwohl er nicht dessen humoristische Idealität und seine poetische Erfindung und Auffassung besaß; er wollte Poesie und gewöhnliches Leben vereinigen, ohne doch den Punkt zu treffen, wo beide sich ausgleichen, und zeigt überhaupt in seinem ganzen Thun und Treiben den Widerspruch zwischen Gemüth und Verständigkeit, zwischen Theorie und Praxis, Philosophie und Verstand, die in seinen Schriften wie in seinem Charakter neben einander liegen und fast allein seinen Schriften ihr Interesse geben. Aus beschränkten Verhältnissen hervorgegangen, kam er später in ein glänzendes Leben, die Theologie, die seinem frommen Sinne zuerst so entsprach, verließ er, weil seine Liebe zum Weltleben ihn fortriß; aus Liebe nach Vermögen und Stand ringend, gelangte er zu einer reichen Menge von Erfahrungen und Kenntnissen uud legte diese in seine Werke nieder, die vieles von der prunkhaften Manier Hamann's an sich tragen, und verbreitete sich dann in einer reichen Thätigkeit im Fache der Publicistik und des humoristischen Romans, ohne jedoch aus seiner Anonymität herauszutreten. Er versuchte sich auch im Lustspiele und sein Mann nach der Uhr erlangte damals vielen Beifall; berühmter wurde sein Werk über die Ehe, dem sich andere über die bürgerliche Verbesserung der Weiber und über weibliche Bildung anreihten und die einerseits eine Lobrede auf die Ehe enthalten und andererseits schon die Emancipation der Frauen anstreben, aber freilich nicht im Sinne der Gegenwart, sondern innerhalb der Schranken, wo allein ächte Weiblichkeit gedeihen kann. Auch im Gebiete der Publicistik hat er sich mit Erfolg versucht, seine Abhandlung über Gesetzgebung und Staatenwohl verkündigte schon die besseren Grundsätze der Revolution und gleich freimüthig und von edlem Sinne getragen sind seine geistlichen Lieder und Freimaurerreden. Am berühmtesten wurden jedoch seine zwei Romane Lebensläufe nach aufsteigenden Linien nebst Beilage A B C und die Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z, welche sich gegenseitig ergänzen, da das erstere mehr eine autobiographische Humoristik enthält und die persönlichen Schicksale des Verfassers die Grundlage bilden und dann das zweite die herrschende Weltstimmung überhaupt darstellt. Die Lebensläufe mengen jedoch Lokales und Charakteristisches aus dem Leben anderer Personen ein und er führte darin die Kantische Philosophie dem großen Publikum vor; viele Lokalzeichnungen, Schilderungen und Scenen sind trefflich gelungen und nur fehlt es dem Ganzen an einer guten Entwicklung, es sind die widersprechendsten Ansichten zu unversöhnt neben einander gestellt und diese Zerfahrenheit theilt sich auch dem Stile mit, der oft seltsam und gesucht wird. Manches darin erinnert geradezu an Jean Paul, wie seine Beilagen, jedoch ist

ihm eigenthümlich die Liebhaberei an Todesscenen. In der zweiten Schrift sind allgemeinere Thorheiten der Zeit vorgeführt und richtet sich die Satire vorzüglich gegen das geheime Ordenstreiben, den Ahnenstolz und den übertriebenen Freiheitsschwindel; er suchte das Ideal des Staats in der Einheit des christlichen und politischen Reichs und widersprach sich dadurch oft selbst, wie überhaupt dieser Roman vor dem anderen dadurch zurücksteht, daß er sich zu viel in der Besprechung der Zeitrichtungen ergeht, und die individuelle Bestimmtheit nicht mehr vorherrscht, die dem anderen ein spezielleres Interesse verlieh. Sonst schrieb Hippel noch idyllische Handzeichnungen nach der Natur und Zimmermann I. und Friedrich II., die jedoch weniger Anklang fanden.

Karl Philipp Moritz aus Hameln läßt sich diesen Vorläufern unserer Humoristik ebenfalls anschließen, indem seine Selbstbiographie: Anton Reiser, ganz humoristisch angelegt ist und er darin zu zeigen sucht, wie eine Menge unbedeutender Kleinigkeiten und zufälliger äußerer Verhältnisse seinen Charakter bestimmten und aufbauten; ungeachtet aller Wahrheitsliebe und psychologischen Scharfblicks zeigt sich aber doch überall seine Selbsttäuschung, mit der er Alles auswärts suchte, was doch in seiner eigenen Natur begründet war. Viel bedeutender als Humoristiker wurde dagegen Georg Christoph Lichtenberg aus dem Hessischen, der, mit Verstand und Gemüth begabt, auch durch reiche Menschenkenntniß und große wissenschaftliche Bildung ganz vorzüglich befähigt war, ein tüchtiger Humorist zu werden und dies nur deshalb nicht wurde, weil er es zu keiner entschiedenen Lebensansicht und festen Ueberzeugung bringen konnte, denn die humoristische Betrachtung sollte immer durch ein gewisses festes Selbstbewußtsein subjektiver Freiheit getragen werden. Lichtenberg schwankte dagegen zwischen Idealismus und Realismus, zwischen Verstand und Gemüth und unterwarf Alles seiner Betrachtung und zog sich zuletzt so sehr in die engen Gränzen seiner Studirstube zurück, daß er in immer größeren Zweifel gerieth und doch nicht zum Aussprechen desselben kam, so daß sein Humor mehr ein verneinender und kritischer wurde, als daß er humoristische Ideen durchführte und zu poetischer Schöpfung gelangte, woran freilich auch seine Kränklichkeit vielfach Schuld war. Oft nahm er den Anlauf, als ob er wirklich sich tiefer auf das Gebiet des Humors begeben und satirisch-humoristische Romane schreiben wollte, aber er brachte es zu nichts Weiterem, als zu einem humoristischen Plänkeln, lieferte blos einzelne humoristische Ergießungen von geistreichem Witz und humorisirte mehr mit dem Verstand, als mit Phantasie. In seinen vermischten Schriften trat er ironisch-polemisch gegen alle Aus- und Ueberschreitungen und falsche Richtungen seiner Zeit auf, voll treffender Einfälle und Gedanken, voll neckendem Spott und springendem Witz; besonders gegen die Lavater'sche Physiognomik und dessen theologischen Enthusiasmus wandte er mit großem Erfolge die Waffe der Satire in seiner Broschüre Timorus und Ueber Physiognomik wider die Physiognomen,

worin er namentlich auf die gefährliche Anwendung dieser sogenannten neuen Wissenschaft aufmerksam machte und nicht die Grundlage, aber deren Ausführung verdammte. Diesen reihen sich noch verschiedene kleine humoristische Ergießungen an, welche eine Fülle des reichsten sprudelnden Witzes enthalten, jedoch meistens gegen kleinere und unwichtigere Verirrungen gerichtet sind, so namentlich Ueber die großrednerische Ankündigung Philadelphia's, Ueber die Vornamen u. s. w., welche immer noch mit Interesse gelesen werden, wenn sie sich auch mehr an vorübergehende Zeitereignisse anlehnten. Am wichtigsten sind seine ausführlichen Erklärungen der Hogarth'schen Kupferstiche, welche bis auf die Gegenwart gern gelesen werden, weil sie mit ächt humoristischer Auffassung Gemüthlichkeit und sittliche Anschauung verbinden, die jedoch auch vielfach überschätzt worden sind. Die Darstellung ist leicht gehalten, einige Zeichnungen sehr charakteristisch gegeben und der Witz ist auch durch ideale Unterlage gehoben; allein das ganze Werk ist zu eintönig, als daß der Humor immer poetisch bleiben könnte, selbst der Stil geht oft in farblose Breite über, verliert seine Lebendigkeit und Frische und wenn auch hauptsächlich der Gegenstand daran Schuld sein mag, da die Hogarth'schen Kupfer keineswegs große Kunstwerke sind, so ist doch gerade das zu tadeln, daß Lichtenberg die Hogarth'schen Bilder zu sehr emporhebt, während sie doch gar zu oft einen gemein-realistischen Standpunkt und fratzenhafte Oberflächlichkeit verrathen. — In seinen übrigen Schriften zeigte er sich als scharfen Denker und richtigen Beobachter des Lebens, wie dies namentlich seine Briefe aus England an Boie beweisen, worin er besonders treffend das englische Theater und Garrick schilderte; auch hat sich Lichtenberg bedeutende Verdienste um die Astronomie und Physik erworben. — Eine weit untergeordnetere Stelle nimmt Franz Adolf Freiherr v. Knigge ein, dessen Schriften in das Gebiet der Mittelmäßigkeit gehören. Ohne ideale Gemüthlichkeit sich der französischen Aufklärerei hingebend und voll Eitelkeit, trieb er sich in allen Gebieten umher und bekam er eine etwas genauere Kenntniß der Menschen und einen gewissen Grad von Weltbildung, aber er betrachtete das menschliche Leben nur wie ein Intriguenspiel und dies sieht man am besten in seinem Buche über den Umgang mit Menschen, worin er den sittlichen Grund ganz außer Beachtung läßt und den Grundsatz aufstellt, daß das Prinzip der egoistischen Selbsterhaltung alles Andere beherrschen soll. Viele Lebensansichten und Regeln ohne Grundprinzip werden hier aufgestellt und das Buch entbehrt durchaus einer geistreichen Behandlung, aber noch mehr einer philosophischen Durchbildung, obschon die Verhältnisse der damaligen Gesellschaft mit Geschmack und Gefälligkeit dargestellt sind und manche treffende Lebensregel gegeben ist. Im Gebiete des Humors versuchte sich Knigge mit mehreren Schriften, die leicht und gewandt geschrieben sind und die Zeitthorheiten mit witziger Satire besprechen; sie entbehren aber der rechten Kunst der Darstellung und sind mehr Spiele des zufälligen Witzes. Dahin gehören: der Roman meines Lebens,

Peter Klaus, die Reise nach Braunschweig, die Reise nach Fritzlar und mehreres Andere, die zu viele Alltagsspäße und gewöhnliche satirische Lustigkeit enthalten, als daß sie vor der ästhetischen Kritik bestehen könnten, obschon sie zu ihrer Zeit sehr gefielen und lange gelesen wurden. Auch über den Illuminatenorden hat er sich mehrfach verbreitet und überhaupt eine ziemlich reichhaltige literarische Thätigkeit entwickelt, die aber keinen großen Erfolg hatte. Diesen erlangte Moritz August von Thümmel in weit höherem Grade, denn er besaß nicht nur mehr Geist und klare Anschauung, sondern auch eine heitrere Laune, feinere Bildung und viele Weltkenntniß, die seinen Schriften sehr zu gut kam. Er brachte zum Humor mehr Weltbildung, Eleganz und höhere Ansicht und wenn er auch Manches nicht ernst genug nahm, so gelangte er doch zu reinerer Kunstdarstellung als die Vorigen und gewann die Gunst des Publikums auf längere Zeit. Schon früher hatte er das prosaisch-komische Heldengedicht Wilhelmine geschrieben, das sich durch Wahrheit der Schilderungen, feine Ironisirung der höheren Gesellschaft und fast idyllische Komik auszeichnete, obschon die Erfindung und Anlage nicht sehr poetisch ist, und diesen reihte er das ähnliche Gedicht: die Inokulation der Liebe an, welches mehr zu Wieland hinneigt und auch in Versen geschrieben ist; hierher gehört er aber mehr durch seine Reisen in die mittäglichen Provinzen Frankreichs, die zu wenig Einheit und Zusammenhang besitzen, als daß man das Buch einen Roman nennen könnte. Er ahmte darin Yorick's empfindsame Reisen nach und es herrscht hier ein leichter Humor und reine Gemüthlichkeit; auch ist die Darstellung glatt und elegant und die Ausführung ziemlich selbstständig gelungen, wie überhaupt das Gegenüberstellen des Ichs gegen die Welt und umgekehrt in verschiedenen geistreichen Reflexionen auf kunstreiche Art durchgeführt ist. Es knüpft sich Alles an die Persönlichkeit des reisenden Verfassers, der in buntem Wechsel und in natürlicher Ungezwungenheit Begebenheiten und Menschen aller Art vorführt und schildert, immer neue Gesichtspunkte und Aussichten gewinnt und die schöne Natur Südfrankreichs mit dem Leben und Treiben der Menschen zu verflechten versteht. Das Ganze führt darauf hin, zu zeigen, wie ein in Büchern und gelehrter Zurückgezogenheit verkommener Hypochondrist durch eine Reise in fremde Gegenden und eine Reihe von galanten Abenteuern zu einem behaglichen Sinnlichkeitsmenschen umgeschaffen wird, welche weltliche Richtung bei Vielen Anstoß erregte und selbst bei dem Verfasser später Bedenken hervorrief, so daß er im 7. Theile die fünf ersten gleichsam bereute und zum Nachtheile des poetischen Gehalts zu moralisiren begann. Einzelnes ist in diesem Buche vorzüglich gelungen und besonders sind dies die schönen Gestalten der Margot und der Clara von Avignon, die nur zu inkonsequent behandelt ist; übrigens werden doch einige Stellen wieder zu langweilig, was auch nicht anders von einem Werke zu erwarten war, das sieben Bände umfaßt und in längerer Zeit geschrieben wurde.

Johann Christian Brandes ist am 15. Nov. 1735 zu Stettin geboren, lernte daselbst die Handlung, wurde wegen einer Veruntreuung genöthigt zu fliehen, kam bettelnd nach Polen, trat bei einem Tischler und dann bei einem Schweinehirt ein, wurde dann Aufwärter eines Zahnarztes, hierauf eines Tabackskrämers und endlich Bedienter bei einem vornehmen Herrn. Im Jahre 1756 kehrte er nach Deutschland zurück, trat in die Schönmann'sche Schauspielertruppe zu Lübeck, seine theatralischen Versuche fielen aber so unglücklich aus, daß er nach einem Jahre wieder entlassen wurde und in Dienste trat, er begab sich aber bald wieder auf die Bühne zu Stettin und bildete sich so weit aus, daß er auf den Bühnen zu München, Leipzig und Dresden, wo er das Hoftheater dirigirte, und zu Hamburg und Gotha auftreten konnte, zog sich später vom Theater zurück, lebte in Stettin und Berlin, wo er Lessing kennen lernte, und starb am 10. November 1799. Er war ein fruchtbarer Schau- und Lustspieldichter, seine Theaterstücke verrathen große Bühnenkenntniß, wie der geadelte Kaufmann und der Graf v. Olsbach beweisen; auch schrieb er das Melodrama Ariadne auf Naxos. Seine dramatischen Werke erschienen zu Leipzig 1790 in 8 Bänden und seine eigene Lebensgeschichte in 3 Bänden zu Berlin 1799 bis 1800 und wurde zwei Jahre später neu aufgelegt. — Johann Karl Wezel ist am 31. Oktober 1747 zu Sondershausen geboren, lebte nach beendigten Universitätsstudien als Hauslehrer und Schriftsteller in Berlin, Wien und Leipzig, übersetzte auch einige Werke aus dem Englischen, verfiel 1786 in gänzliche Geisteszerrüttung und lebte in diesem Zustande in seiner Vaterstadt, bis er 1817 starb. Er hatte sich zuletzt Nägel und Bart wachsen lassen, jeden Besuch abgelehnt und sich für einen Gott gehalten. — Johann Gottlieb Schummel ist 1748 zu Seitendorf in Schlesien geboren, wurde Professor am Elisabethäum in Breslau und schrieb außer den erwähnten Werken den vierten Theil des Herrn Redlich (die drei ersten sind von Chr. Opitz), Fritzen's Reise nach Dessau, 1776, Wilhelm v. Blumenthal oder das Kind der Natur, 1780—81 und der kleine Voltaire, eine teutsche Lebensgeschichte für unser freygeisterisches Jahrhundert, 1782. — Johann Gottwerth Müller ist am 17. Mai 1744 zu Hamburg geboren, wurde Buchhändler zu Itzehoe, lebte seit 1772 als Privatgelehrter, erhielt eine Pension des Königs von Dänemark und starb am 23. Juni 1828. Seine Romane erschienen von 1777 bis 1795 und sein Siegfried von Lindenberg hat noch 1829 eine neue Auflage erlebt. — Theodor Gottlieb v. Hippel ist am 31. Januar 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Schulrector war, zeigte schon als Knabe religiöse Schwärmerei, studirte in Königsberg Theologie, wurde mit dem holländischen Justizrath Woit bekannt, der ihn zur Jurisprudenz hinzog, und dann mit dem russischen Lieutenant v. Keyser, mit dem er 1760 nach Petersburg ging und dort in vornehme Kreise kam. Die Liebe zum Vaterlande führte ihn aber nach Königsberg zurück, wo er eine Hauslehrerstelle annahm und sich in ein vornehmes und reiches Mädchen verliebte. Dies veranlaßte ihn, die Theologie gegen die Rechtswissenschaft zu vertauschen; er gab 1762 deshalb seine Hauslehrerstelle auf und strebte mit unglaublicher Selbstverleugnung und dem angestrengtesten Eifer seinem Ziele entgegen; als er dieses jedoch erreicht entsagte er der Liebe, um unverheirathet nach noch größerer Thätigkeit ringen zu können. 1765 wurde er Advokat beim Stadtgerichte in Königsberg, dann Hofgerichtsadvokat, 1772 städtischer Gerichtsverwandter und Assessor des Stipendiencollegiums; nachher Criminalrath, Stadtrath, Beisitzer des Armencollegiums, Hofhalsrichter und Criminaldirektor und 1780 dirigirender erster Bürgermeister von Königsberg und Polizeidirektor, wozu er später noch den Charakter eines Geheimen Kriegsraths und Stadtpräsidenten erhielt. Er ließ sich auch den Familienadel vom Kaiser erneuern, weil er nach einer Ministerstelle trachtete, und starb am 23. April 1796, wo er ein Vermögen von 140,000 Thalern hinterließ. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Berlin 1827 bis 1839 in 14 Bänden und seine zwei Hauptromane sind auch 1846 neu herausgegeben worden. — Karl Philipp Moritz ist am 15. Sept. 1744 zu Hameln geboren, wurde von seinen armen Eltern zum Hut-

macher bestimmt, verließ aber seine Heimath und studirte in Wittenberg, worauf er eine Zeitlang zu Basedow nach Dessau ging. Allein er konnte sein Bestreben nach einer Predigerstelle nicht erreichen und war deshalb zu Potsdam schon der Verzweiflung und dem Wahnsinne nahe, als er durch Teller und Büsching eine Lehrerstelle am grauen Kloster zu Berlin bekam. Jedoch schon 1782 ging er ganz unvorbereitet nach England, verfiel nach seiner Rückkehr in Unmuth, wurde krank, aber 1784 außerordentlicher Professor am Berliner Gymnasium, studirte Geschichte und führte auch auf kurze Zeit die Redaktion der Vossischen Zeitung. Nachher begann er eine Reise in die Schweiz, verliebte sich nach seiner Rückkehr in eine verheirathete Frau und machte sich von seiner Schwärmerei nur dadurch los, daß er 1786 nach Italien reiste, wo er Göthe kennen lernte, den er mit der Metrik vertraut machte, wogegen ihm dieser durch Vermittlung des Herzogs von Weimar eine Stelle an der Berliner Akademie verschaffte. Nach seiner Rückkehr wurde er Professor der Alterthumskunde und Theorie der schönen Künste, verheirathete sich unglücklich und starb am 26. Juni 1793. Sein Anton Reiser erschien 1785 und Andreas Hartknopf 1786. — Georg Christoph Lichtenberg ist am 1. Juli 1742 zu Ober-Ramstadt bei Darmstadt geboren, besuchte das Gymnasium in Darmstadt, besaß einen verwachsenen Körper, da er sich durch Unvorsichtigkeit der Wärterin den Rückgrat verrenkt hatte, hatte frühe Vorliebe für Mathematik, Physik und Astronomie, ging 1763 nach Göttingen, wo er astronomische Beobachtungen machte und Mondcharten verfertigte, und wurde 1770, als er einen Ruf nach Gießen erhielt, Professor in Göttingen, nachdem er vorher eine Reise nach London gemacht hatte. Im Jahre 1774 wurde er Mitglied der gelehrten Societät, ging 1774 wieder nach England, von wo er 1778 zurückkehrte, wurde in seinen letzten Jahren wegen Kränklichkeit hypochondrisch und fast menschenscheu, so daß er Niemanden bei sich sehen ließ und nie aus dem Hause ging, und starb an einer Brustentzündung am 24. Februar 1799. Seine vermischten Schriften sind von seinen Söhnen zu Göttingen 1800 und wiederholt 1844 in 6 Bänden herausgegeben worden. Er gab auch mit Georg Forster das Götting'sche Magazin der Wissenschaften und Literatur und seit 1778 den Göttinger Taschenkalender heraus. — Adolf Franz Friedrich Ludwig Freiherr v. Knigge ist am 16. Oktober 1753 zu Bredenbeck bei Hannover geboren, machte mit seinem Vater mehrere Reisen, ererbte von diesem nur tief verschuldete Güter (1766), studirte 1769 zu Göttingen, wurde auf einer Reise nach Kassel 1772 zum Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domainenkammer vom Landgrafen von Hessen ernannt, mußte aber die Verwaltung seiner Güter übernehmen, ward 1777 Kammerherr des Herzogs von Weimar, privatisirte mit seiner Familie zu Hanau, Frankfurt und Heidelberg, wurde 1790 Oberhauptmann und Scholarch in Bremen und starb am 6. Mai 1796. Seine Biographie erschien zu Hannover 1825; auch von Paul Gödecke ist eine solche geliefert. — Moritz August v. Thümmel ist am 27. Mai 1738 zu Schönfeld bei Leipzig geboren, besuchte 1754 die Klosterschule zu Roßleben, 1756 die Universität Leipzig, ward 1761 Kammerjunker beim Erbprinzen von Sachsen-Koburg, dann Geheimer Hofrath, 1768 wirklicher Geheimer Rath und Minister, ging 1775—77 nach Frankreich und Italien, verheirathete sich 1779 mit der Wittwe seines Bruders, zog sich 1783 von allen öffentlichen Geschäften zurück, lebte theils zu Sonneborn und Gotha, theils auf Reisen und starb am 26. Oktober 1817 zu Koburg. Eine von ihm selbst veranstaltete Sammlung seiner Werke erschien zu Leipzig 1821 in 6 Bänden, neue Ausgabe 1832, Taschenausgabe 1839 in 8 Bänden und diese ist 1844 wiederholt worden. Sein Leben beschrieb Gruner, Leipzig 1819. —

247. Jean Paul Friedrich Richter ist der Hauptvertreter der deutschen Humoristik, in dem alle Fehler und Tugenden derselben sich versammelten, der Dichter des Weltschmerzes, der in allen seinen Produkten seine eigene Persönlichkeit abspiegelte und schon in seiner Jugend eine so weiche Stimmung

erhalten hatte, daß er aus dieser melancholischen Frühzeit nie heraus kam und ewig nach Idealen jagte, die nur im Jenseits blühen. Er blieb auf der Stufe stehen, wo sich die Kraftgenies gegen den Rationalismus stemmten, und alle Dissonanzen und Widersprüche, alle Liebe und aller Haß der Welt, die zügellose Phantasie und die verstandesmäßige Nüchternheit dieser Periode sammelten sich in ihm, ohne daß er je darüber hinausgelangte. Geboren in einer Gegend, welche ganz geeignet ist, die Phantasie anzuregen und auf das jugendliche Gemüth zu wirken, ward auch Richter früh zum Stillleben hingezogen und diese Neigung, diese Sehnsucht nach der Waldeinsamkeit und den blauen Bergen der dunklen Kindeszeit blieb ihm durch sein ganzes Leben. Von seinem armen Vater, der zuerst Schulrektor und dann Pfarrer war, bekam er nur die nöthige Vorbildung zum Besuche des Gymnasiums, wo er sich weniger mit gründlichem Lernen, als mit dem Lesen der verschiedenartigsten Bücher abgab und sich dadurch Welt und Menschen ersetzte; aber als er die Universität beziehen sollte, um Theologie zu studiren, starb sein Vater und gerieth die Familie so in Noth, daß er selbst sich noch mehr von der ernsten Wissenschaft abwandte, und, um sein Leben zu fristen, zu frühzeitigen literarischen Arbeiten hingedrängt wurde. Er ertrug den Druck der Verhältnisse wie ein Dulder, warf sich der Philosophie Rousseau's und dem Zweifel in die Arme, begann zu leben wie es ihm gefiel, ohne nach der Welt und ihrem Urtheile zu fragen, und betrieb seine Vielleserei jetzt nicht mehr zu ernsteren Studien, sondern zur Schriftstellerei, welche er 1783 mit den Grönländischen Prozessen eröffnete. Kühn führte er hier die Sprache der Satire und trotzte der Ungunst des Schicksals, aber der Erwerb damit reichte nicht weit, in bitterster Noth kämpften die Seinigen und während ein Bruder Soldat wurde und der andere aus Verzweiflung sich ertränkte, drückte ihn eine Hauslehrerstelle nieder und vermehrte noch seine Trostlosigkeit. Nur die Muse half ihm sein Schicksal ertragen und die Noth war eine Ursache an seiner Vielschreiberei, die seinem Talente nicht wenig schadete. Rasch folgten mehrere Arbeiten, welche seine äußere Lage erleichterten, die innere Verbitterung milderten und ihm endlich eine heitere Weltansicht erschlossen, bis er mit seiner unsichtbaren Loge die volle Anerkennung des Publikums gewann, sein Ansehen erhöhte und auch die äußere Stellung ihm erleichterte. Er ging nun 1797 wieder von Hof weg, wo er bisher gelebt hatte, begab sich nach Leipzig und sodann nach Weimar und Berlin, wo ihn besonders die sentimentalen Frauen sehr verehrten, lebte zu Meiningen und Koburg auf kurze Zeit und zog sich dann nach Baireuth zurück, wo er bis zu seinem Ende verblieb, nachdem er noch einmal 1817 und 1819 nach Heidelberg gereist und dort ebenfalls von den Frauen abgöttisch verehrt worden war. Nicht wohl hat die Kritik einen deutschen Schriftsteller so hoch emporgehoben und wieder so tief hinunter gezogen, als es bei Jean Paul geschehen ist. Herder verehrte ihn, was Jean Paul mit gleicher Verehrung erwiderte, Schiller und Göthe beurtheilten ihn streng,

sogar Lichtenberg erklärte ihn für kaum erträglich, Andere dagegen hielten ihn für den Heros des Humors, den Einzigen und Unvergeßlichen und bildeten ihn zum dritten Mitgliede des Triumvirats der deutschen Dichter mit Göthe und Schiller. Aber wie es wahr ist, daß noch Niemand von seinem Tadler zu seinem Lober wurde, sondern im Gegentheile die meisten seiner Lobredner in entschiedene Tadler übergingen, so wird zwar die Jugend, die so viel Verwandtes mit Jean Paul's Zuständen hat, sich auch zu ihm hingezogen fühlen; wenn sie aber heraustritt aus der ersten Schwärmerei, wenn sie in's Mannesalter gelangt, denken und urtheilen lernt und dann Jean Paul's Schriften wieder liest, so wird es kaum möglich sein, ihn nur noch zu lesen, geschweige denn poetischen Genuß daraus zu schöpfen und ästhetische Erhebung zu finden. Das beste Mittel, seine übertriebenen Lobredner gänzlich zu kuriren, ist einfach damit gegeben, daß man sie anhält, eine beliebige Schrift von Jean Paul, worin sie früher die schwierigen Stellen übersprangen, Wort für Wort zu durchlesen und zu erklären; ja Jean Paul scheint dies selbst gefühlt zu haben, denn er selbst konnte das Vorlesen nicht leiden, besprach sich mit Niemanden über seine Schriften und verstand sie bald selbst nicht mehr. Von wahrer Satire ist ohnehin bei ihm keine Rede, denn zum satirischen Standpunkte gelangte er nicht hinauf und wo er ihn wirklich erreichte, zerstörte er wieder jede satirische Wirkung durch seine langsame und zögernde Darstellung. Die Gunst des Publikums, besonders der Jugend, verdankte er hauptsächlich dem Unschuldigen, Herzlichen, Sehnsüchtigen und Wehmüthigen seiner Schilderungen, denn es wirkt bei ihm nicht das Ganze, sondern die einzelnen schönen Stellen, die Lichtblicke, die Meteore, die Blitze, welche er uns entgegenwirft, es wirkt vorzüglich das bunte Feuerwerk, das er in dem milden Dunkel der Sommernacht in tausend sprühenden, springenden und gaukelnden Büschen, Garben und Rädern vor uns spielen läßt. Darüber vergißt die Jugend nur zu sehr, daß nirgends eine Einheit vorhanden, fast kein einziger Charakter durchgeführt oder poetisch vollendet ist, daß Jean Paul über dem ewigen Empfinden, Fühlen und Schauen nirgends zum Handeln kommt, daß neben einer glänzenden Stelle viele dunkle und unverständliche liegen und zwar ein ungeheueres Material zusammengehäuft, aber durchaus nicht verarbeitet ist. Wie die Jugend sich hinreißen läßt durch halb gefaßte Sentenzen, halb begriffene Urtheile und halb angeeignete Lehren, so ließ und läßt sie sich hinreißen durch das Dunkle, Ahnungsreiche und Unverständliche bei Jean Paul und suchte darin Reiz und größten poetischen Zauber. Er kann vielleicht anregen und auf das Verständniß und den Genuß wirklicher Kunstwerke vorbereiten, aber gewiß geht der gesunde ästhetische Geschmack verloren, wo Jean Paul die Herrschaft behält, denn selbst seine Sprache und Stil ist manierirt und unschön und dürfte schwerlich zur Nachahmung empfohlen werden.

Jean Paul wußte zwar selbst, daß die Humoristik blos Lächerlichkeiten der Menschennatur, nicht solche zufälliger Individualität behandeln solle, aber er

hat dennoch gerade das Gegentheil davon gethan und er besaß nicht die ästhetisch ideale Freiheit universeller Weltbetrachtung, mit der er seinen Weltschmerz überwinden und versöhnen konnte. Um ein humoristischer Satiriker zu sein, faßte er Leben und Natur zu sentimental auf und die Empfindung wird durch den Witz oft geradezu getödtet. Das Geheimniß und Eigenthümliche seiner Dichtung sind die Thränen, die der Geist vergießt, weil er in die Welt des Diesseits verbannt ist, und dieses Geistesheimweh ist so poetisch-ätherisch aufgefaßt, wie es nicht wohl ein Anderer vermochte, denn es beruht in der eigenen idyllischen Jugendzeit Jean Paul's, der aus der drückenden Gegenwart immer wieder mit seiner Phantasie dahin zurückflüchtet. Durch und durch subjektiv, blieb er in Gesinnung und Gutmüthigkeit immer ein Kind, das die Stimmen der Vögel wie die Sterne, den Mondschein wie die Blume liebt und liebkost, an der Musik die süßeste Freude hat und durch und durch weich und weiblich erscheint, so daß Jean Paul auch vorzüglich den Frauen gefiel und diesen gleichsam aus der Seele sprach. Wie ein Kind aus dem engen Kreise seiner Sphäre nicht heraustreten kann, so vermochte es auch Jean Paul nicht, das Kleinleben und die Kleinstädterei zu verleugnen und verrathen alle seine Sittengemälde eine zu große Unschuld und zu wenig Weltbildung. Nicht minder ermangelte er der wahren philosophischen Freiheit und wenn er selbst sich in die philosophischen Plänkeleien seiner Zeit mischte, so verrieth er gerade dadurch am meisten, daß er dafür nicht gewachsen war, wie er überhaupt auf die große weite Welt den Blick nicht zu richten vermochte. Auch in religiöser Hinsicht waltete nach der skeptisch-satirischen Jugendzeit in seinen Schriften mehr eine kindliche Ansicht vor, indem er weder ein dogmatisches Christenthum, noch den Pantheismus ergriff, sondern sich mehr einer Gefühlsreligion hingab und sich damit über die positive Religion erhob. Das irdische Leben ist ihm nur die Wiege eines zweiten und das Gefühl des Menschen, daß er auf der Erde nichts Anderes sei als Staub und Asche und das Spiel des Schicksals, ist ihm die Begründung der Unsterblichkeit, wie er überhaupt überall mit seinem Geistesheimweh die Humoristik zu einer weltverachtenden machte. Was seinem Gefühl nicht zusagte, hatte für ihn keinen Werth und es war gut, daß er mit dem Absolutismus seines subjektiven Selbst eine edle Gesinnung verband und begeistert war für alles Schöne und Sittliche. Diesem entsprechen die Charaktere, die er vorführt, nur greifen sie eben nicht in das Leben ein und sind mehr Gestalten des Traumes als der Wirklichkeit. Wie er die Tugend liebte, so auch die Freiheit; er kümmerte sich wenig um den Beifall der Großen, duldete lieber Alles, als daß er sich etwas gefallen lassen wollte, und er hat nicht wenig zur Begeisterung für die Freiheitskriege beigetragen.

Johann Paul Friedrich Richter ist am 21. März 1763 zu Wunsiedel, unfern der böhmischen Gränze, geboren, wo sein Vater Rektor der Stadtschule war, von wo er später als Pfarrer nach Schwarzbach an der Saale versetzt wurde, erhielt im väterlichen

Hause den ersten Unterricht, kam im 16. Jahre auf das Gymnasium nach Hof und besuchte 1780 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Da er aber ohnehin ernste Studien nicht liebte und durch den Tod seines Vaters Mutter und Geschwister in die ärmsten Verhältnisse geriethen, gab er sich ganz dem Drange der Poesie hin und benützte er die Schriftstellerei als Erwerbszweig, um seine Mutter zu ernähren und lebte bei ihr in Schwarzbach. Nachdem ihm seine Werke ein besseres Einkommen verschafft hatten, zog er nach Hof und ging 1797 nach Leipzig, wo er sich bald einen bedeutenden Namen erwarb und eine Reise nach Weimar, Berlin, Meiningen und Koburg machte, mit den größeren Dichtern bekannt wurde, vom Herzoge von Hildburghausen den Titel Legationsrath und vom Fürsten Primas später eine ansehnliche Besoldung bekam. Dann ließ er sich in Bayreuth nieder, machte einzelne Ausflüge nach Heidelberg und an den Rhein, nach Berlin und Dresden, wo er überall hoch gefeiert wurde, verheirathete sich mit Karoline Meyer von Berlin und starb am 14. November 1825. Es wurde ihm in neuerer Zeit ein Denkmal errichtet, aber 1814 stritten sich die deutschen Staaten und Fürsten darüber, ob und von wem dem Dichter die vom Fürsten Primas ausgesetzte Besoldung ferner ausbezahlt werden solle, bis endlich da, sich Jean Paul an den Kaiser Alexander gewendet hatte, es der Edelsinn des Königs von Baiern übernahm, sie ihm ferner auszubezahlen. Weil die Werke anfangs blos mit den zwei ersten Vornamen Richter's erschienen, so ist man auch jetzt noch gewöhnt, ihn blos unter dem Namen Jean Paul anzuführen. Seine Hauptwerke sind: Grönländische Prozesse (1783—84), Auswahl aus des Teufels Papieren (1788), Die unsichtbare Loge (1793), Hesperus (1795), Leben des Quintus Fixlein (1796), Das Campanerthal (1797), Palingenesien (1798), Jean Paul's Briefe (1799), Titan (1800), Flegeljahre (1803—1805), Vorschule der Aesthetik (1804), Levana (1807), Des Feldprediger Schmelzle Reise nach Flätz (1808), Katzenberger's Badereise (1809), Leben Fibel's (1812), Der Komet oder Nikolaus Markgraf (1820—22), Kleine Bücherschau (1825), Selina, über die Unsterblichkeit der Seele (1825), Wahrheit aus Jean Paul's Leben (1825—27). Sein projektirter Roman Der Papierdrache wurde von seinem Schwiegersohne E. Förster nach den hinterlassenen Heften in 2 Theilen, Frankfurt 1845, herausgegeben. Seine sämmtlichen Werke nebst dem literarischen Nachlasse erschienen zu Berlin 1838 in 65 Bänden und in neuer Ausgabe 1840 in 33 Bänden, womit noch der Briefwechsel mit seinem Freunde Otto, 1829, zu verbinden ist. Einen biographischen Commentar zu seinen Werken lieferte sein Verwandter Spazier.

248. Jean Paul hat so viele Werke geschrieben, daß es unmöglich ist, sie alle durchzugehen, wenn sie auch nicht fast immer denselben Ton anschlügen, wie dies nicht anders von ihm zu erwarten war, da er im Anfange aus der Schriftstellerei einen Erwerb machen mußte und auch später keine andere Lebensthätigkeit hatte. Er bringt fast nur Selbsterlebtes vor, aber dessen war zu wenig und zu beschränkter Art, als daß es Mannichfaltigkeit und nachhaltiges Interesse erregte. In seinen Grönländischen Prozessen 1783 herrscht die Bitterkeit seiner persönlichen Verstimmung und richtet er die Satire, welche jedoch mehr in Witzen besteht, gegen Schriftstellerei und Theologie, Weiber, Stutzer und gewöhnlichere Eigenheiten, aber was er gegen die Schriftsteller richtete, das traf den Autor am meisten selbst. Seine Auswahl aus des Teufels Papieren, welche 1788 erschienen, ist fast nur Wiederholung derselben Gebrechen und ähnlicher Bitterkeit, nur daß letztere etwas schwächer wird, und wie wenig Jean Paul damit dem Publikum gefiel, beweist der Umstand, daß das

Buch nicht gekauft wurde und sich Jean Paul genöthigt sah, zum Roman überzugehen. Seine unvollendete Unsichtbare Loge (1793) gefiel schon mehr, aber alle Personen und Zustände sind darin kränkelnd, die Personen nebelhaft gezeichnet und der Humor gezwungen; seine Wuz-Idylle mit ihrer Beschränkung und kleinweltlichen Glückseligkeit behagte jedoch der Zeit um so mehr, als der Mangel großer Begebenheiten und Ideen verursachte, daß sich damals auch die Menschen um so mehr auf sich selbst zurückzogen. Der unmittelbar darauf erschienene Hesperus nahm einige Bestandtheile des vorhergehenden Romans in sich auf und ist ebenfalls eine Art Nacht- und Abendstück voll Schwindsüchtiger, Blinder, Wahnsinniger, voll Todesscenen und Leichenreden und was er nur an Wehmuth, Sehnsucht und Heimweh nach dem Jenseits fühlte, hat er dem Romane mitgetheilt und darin versucht, eine poetische Erziehungslehre zu geben. Der Hesperus enthält fast am meisten Selbsterlebnisse Jean Paul's und das Kindliche und Sentimentale, nebst den Blumenthau- und Mondschein-Landschaften in dem Stücke, elektrisirte besonders die Frauen, die sich von da an in den Autor fast verliebten. In dem Leben des Quintus Fixlein schildert Jean Paul das Kleinleben seiner Kindheit und Jugend und er selbst zeichnete sich in Fixlein, der, wie er, mit harmloser Gutmüthigkeit unter dem härtesten Drucke sein Lächeln bewahrt. Der Roman hätte übrigens besser werden können, wenn er nicht zu sehr aus seinen Zetteln und Excerpten zusammengetragen wäre. Auch seine Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder das Leben des armen Advokat Siebenkäs schildern deutsche idyllische Zustände und zwar aus dem eigenen Leben des Verfassers, aber so sehr die Gemüthlichkeit darin gefallen könnte, so leichtsinnig wird hier mit Wahrheit und Eid und was dem Menschen werth und theuer ist, gespielt. Der Jubelsenior ist eine Art Prediger-Idylle, in welche eine adelig-höfische Burleske verwebt wurde, aber ohne Bedeutung, und das Campanerthal enthält Betrachtungen über Jenseits, Gott und Unsterblichkeit. Im Titan suchte er Alles zusammen, was er erlebt und an Bildung und idealischer Erhebung erlangt hatte, obwohl er eigentlich der Anlage und der Manier nach auch hier nichts Neues zeigt. Es sollte dieser Roman das Beste und Erhabenste seiner Werke werden und man sieht, wie er mit Göthe's Wilhelm Meister zu wetteifern suchte, aber es ist Alles darin so ohne Auswahl und Anordnung gegeben, keine thatkräftige Handlung zu finden und das Krankhafte blickt so sehr aus allen Personen, daß gerade das Sentimentale und Verweichlichende, welches der Jugend daran so sehr gefällt, ihr hier um so schädlicher wird. Besonders sind auch die Personen mehr gedacht als dargestellt, zu blaß und unentschieden, obwohl man nicht verkennen darf, daß sich darin auch Jean Paul's Phantasie und sein Reichthum an gemüthlichen und geistigen Schätzen am meisten geoffenbart hat und es nur zu bedauern ist, daß der Dichter seinen Reichthum nicht besser zu Rath hielt und sich nicht Zeit und Mühe nahm, um ihn kunstmäßiger zu ordnen und glücklicher zu verarbeiten.

Was Jean Paul später schrieb, trägt mehr den Stempel der Ruhe und Zufriedenheit, wie sich dies in den Flegeljahren bereits zeigte, welche noch mit der alten Frische geschrieben sind und so viele Mäßigung enthalten, als es für Jean Paul möglich war. Auch hier bilden die Erinnerungen an seine Jugendjahre den Stoff, jedoch mit schöneren Zügen und mit mehr Poesie. Jean Paul zeichnete in Walt seine eigene tiefe musikalische Innerlichkeit und dieser ist das rührendste Abbild der träumerischen Jugendunschuld, während Vult's vagabundische Natur als verständiger Humorist auftritt, der die realistische Seite Jean Paul's darstellt. Schon hier ist es Jean Paul meisterhaft gelungen, das dunkle Gedankenleben der süßen Kindeszeit, die rührenden Thorheiten und das kleine Glück der Seele unendlich groß zu schildern und die Liebe, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens in der phantasiereichen ersten Zeit des Menschen treu abzubilden. Seine übrigen poetischen Leistungen, wie Fibel's Leben, des Feldprediger Schmelzle's Reise nach Flätz und Anderes sind fast nur Wiederholungen und Umwandlungen der früheren Schriften und es bleiben uns noch seine wissenschaftlichen Versuche übrig, die er in seinen späteren Werken herausgab, worin er es aber auch zu nichts Systematischem und Geordnetem bringen konnte, weil er in seinem ganzen Leben nur Dilettant blieb. In seiner Vorschule zur Aesthetik 1804 und der Levana sind mehr Sammlungen von Gedanken, Aphorismen, Ansichten nnd Anspielungen enthalten, als daß sie einen wissenschaftlichen Gegenstand streng behandelten, und Falsches und Richtiges liegt so bunt untereinander, daß es schwer zu scheiden ist. Als den gehaltvollsten Theil der Aesthetik kann man unstreitig seine Programme über den Humor erklären; sie sind aber nur geeignet, uns den Genuß seiner Schriften zu stören, da er die treffenden Grundsätze, welche hier niedergelegt sind, dort am meisten verleugnet hat. In seiner Levana versuchte er eine Erziehungslehre für Mütter und Töchter und warf viele helle und überraschende Blicke auf die Erziehungsverhältnisse; nur hat er auch hier zu viel Gewagtes und Gesuchtes eingemischt, so daß das Buch blos für Solche von großem Nutzen ist, die sich bereits ein sicheres pädagogisches Urtheil gebildet haben. Noch einmal wollte sich Jean Paul auf das Gebiet des Romans begeben mit seinem Komet (1820—1822), welcher eigentlich blos die Einleitung zu einem noch größeren umfassenderen Romane, dem Papierdrachen, werden sollte, worin er noch einmal alle seine Erfahrungen und Einfälle sammeln wollte. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung und selbst der Komet, welcher nur eine Erweiterung des Fibel ist, fand keinen Anklang mehr. Die Selina war bestimmt Jean Paul's volle Ueberzeugung über die Hoffnung der Unsterblichkeit auszusprechen, aber diese ward ihm selbst eher zu Theil, als er das Buch vollenden konnte; denn er starb mitten unter der Arbeit. — Jean Paul hatte großes Aufsehen erregt im Anfang und in der Mitte seiner Thätigkeit und es erhielt sich, als seine Werke schon weniger gelesen wurden; wie

wenig dauernd es aber war, bezeugt der Umstand, daß Jean Paul's Werke dem Verleger keinen oder nur wenig Gewinn brachten und sie jetzt nur noch selten Leser finden. Doch hatte auch Jean Paul für seine Zeit nicht geringe Bedeutung und sogar eine materiell wohlthätige Wirkung gehabt, denn in jenen Tagen der Unsittlichkeit, Rohheit und des wilden Treibens flüchtete sich die deutsche Innigkeit und Herzensunschuld und die deutsche treue Liebe zu ihm und ward an seiner milden Wärme erhalten und gerettet, — und sollten solche öde und kalte Zeiten wiederkehren, so mögen vielleicht zärtere und für den Sturm des weltlichen Lebens nicht geeignete Seelen abermals zu Jean Paul flüchten und bei ihm abermals ruhigere und heitere Tage erwarten.

249. An Jean Paul schließt sich Graf Christian Ernst v. Benzel-Sternau an, obschon er sich mehr im Kreise der damaligen Salonsgesellschaft bewegte und Stil und Darstellung einen höheren Ton festhielt, er auch ganz andere Tendenzen und Standpunkte wählte. Am nächsten ist er ihm durch die Aehnlichkeit der Manier verwandt und sein Humor besitzt nicht die künstlerische Gestaltung, sondern wirft blos ironische Streiflichter über verschiedene Zeitgegenstände und er besitzt nicht die originale Erfindung und bestimmte Individualisirung wie Jean Paul. Am bekanntesten ist sein humoristischer Roman das goldene Kalb, worin er Mannichfaltigkeit und großen Reichthum an Bildern und Vergleichungen, üppigen Witz, Feinheit der Beobachtung und tiefe Weltkenntniß zeigt, treffende Bemerkungen einwebt und kräftige Sittensprüche einreiht, aber Scherz und Ernst bewegen sich in zu dunkler Mischung, er jagt zu sehr nach Seltsamem, Auffallendem und Spitzfindigkeiten, wird dadurch schwerfällig, dunkel und überladen und vor Allem fehlt ihm die höhere poetische Auffassung. Seine Schriften drangen in das Volk nicht sehr ein, aber immer wird er geehrt werden wegen der Reinheit und Liberalität seiner Gesinnung, der er bis an seinen Tod treu blieb. — Mit heiterer Laune und voll leichtem gefälligem Witz schrieb Ulrich Hegner seine Erzählungen und Romane, welche zwar nicht so humoristisch gehalten sind, aber durch die landschaftliche Färbung ein besonderes Interesse erhielten. Sein Roman, die Molkenkur, erwarb ihm zuerst einen nicht unbedeutenden Namen und später hat er nicht nur im Leben Hans Holbein's des Jüngern ein treffliches, auch durch die Naivität der Darstellung ausgezeichnetes Werk geliefert, sondern auch in dem Buche, Auch ich war in Paris, lebendige Schilderungen des Lebens in dieser großen Stadt gegeben. Von geringerem Interesse sind die Schriften Fechner's, der unter dem Namen Mises schrieb, aber schon der neuesten Zeit angehört. Dagegen mag noch des österreichischen Hauptmanns Friedrich Wilhelm Meyern gedacht werden, welcher im Jahre 1787 den politischen Roman Dya-Na-Sore oder die Wanderer schrieb, welcher der Zeitstimmung sehr entsprach und viele treffende Gedanken enthält, obgleich das Vorwalten der Tendenz die ächte Poesie zu sehr unterdrückt. Weitere humoristische Schrif-

ten aus dieser Periode können hier keine Stelle finden, da ohnedies die Deutschen für die ächte Humoristik nicht befähigt genug scheinen, weil es uns an einem reicheren politischen Leben und großartigeren Standpunkten zu fehlen pflegt und die Meisten aus ihrer Kleinstädterei nicht heraus kommen, so reiche Gelegenheit uns auch täglich geboten wurde und noch wird, den Humor und die Satire walten zu lassen.

Carl Christian Ernst Graf von Benzel-Sternau ist am 9. April 1767 zu Mainz geboren, wurde churfürstlich mainz'scher Regierungsrath und Gerichtsassessor zu Erfurt, 1804 Hofrath und später erzkanzlerischer Staatsrath zu Regensburg, wo er für Verbesserung des Volksunterrichts wirkte, wurde 1811 Staats- und Finanzminister im Großherzogthum Frankfurt und lebte seit 1813 auf seinem Gute bei Hanau und am Bodensee, trat 1829 zur evangelischen Kirche über und starb in der Schweiz im Jahre 1847. Seine Schriften sind: Das goldene Kalb 1802—1803, 4 Bde., Lebensgeister aus dem Klarfeld'schen Archive, 4 Bde., Gespräche im Labyrinth, 3 Bde., Schiller's Feier 1805, Publicola, oder gesammelte Blätter guter Absicht 1805—1806, 2 Thle., Proteus, oder das Reich der Bilder, Regensburg 1806, Titania, oder das Reich der Mährchen, Morpheus, oder das Reich der Träume, Der steinerne Gast 1808, Jason 1808, Pygmäen, Briefe, Gemmen, Weltansichten 1817, Der alte Adam, eine Familiengeschichte, 1819 in 4 Bänden, Anti-Israel 1819, Weiß und Schwarz, Lustspiel 1826, Baier-Briefe 1831—32, auch gab er einige Zeitschriften heraus. — Ulrich Hegner ist am 7. Februar 1759 zu Winterthur geboren, wo sein Vater Stadtphysikus war, studirte 1776 zu Straßburg Rechtswissenschaft, machte eine Reise nach Leipzig und Dresden, wo er sich mit Kunst beschäftigte und sich der Malerei zu widmen begann, wurde Landschreiber für die Grafschaft Kyburg, 1798 Mitglied des Appellationsgerichts zu Zürich, wobei er sich von allem Parteitreiben fern hielt, ging 1801 nach Paris, trat 1805 in den Rath zu Winterthur, wurde Friedensrichter daselbst und dann Mitglied der Regierung zu Zürich und zog sich endlich in's Privatleben zurück, ganz mit literarischen Arbeiten beschäftigt, bis er am 3. Januar 1840 starb. Er schrieb das Gedicht: Saly's Revolutionstage, Winterthur 1814, Die Molkenkur, Zürich 1812, Suschens Hochzeit, 1819, Leben Hans Holbein's des Jüngern (eine 20jährige Arbeit), Berlin 1828, und gesammelte Schriften, Berlin 1828, 5 Bde. — Friedrich Wilhelm Meyern ist ein Oesterreicher, machte viele Reisen und mancherlei Studien, kam mit den bedeutendsten Personen aus allen gebildeten Kreisen in Verkehr und starb als österreichischer Hauptmann 1829 zu Frankfurt a. M. Sein Roman Dya-Na-Sore, oder die Wanderer, erschien 1787 und erlebte 1840 die dritte Auflage.

250. Die Wissenschaften waren in dieser Zeit immer einflußreicher an die Poesie herangetreten, Herder, Schiller und Göthe haben dies vielfach gezeigt, Letzterer sogar geahnt, daß noch eine Zeit kommen werde, wo Poesie und Wissenschaft auf einer noch größeren Höhe ihre Einheit finden würden, und Schelling hatte selbst geglaubt, dies zu vermögen. Der großartige Umschwung im Gebiete der Poesie wirkte aber auch mächtig auf die Wissenschaft zurück und besonders war es die Philosophie, welche einen Anstoß erhielt, wie er ihr schon seit Jahrhunderten nicht mehr geworden war, weil ihre Bestimmung eine reine ideale ist und der deutsche Geist vorzüglich dahin neigt. Immanuel Kant bezeichnet hier den Wendepunkt, da er die theoretische und praktische Freiheit des Menschen in ihrer vollen Selbstbegründung darlegte, zum Abschlusse brachte, was die vorhergehenden Geister beabsichtigt und angebahnt hatten, und sich des

Geistes des Jahrhunderts vollständig bemächtigte. Er hat zuerst das Recht und Prinzip der apriorischen Freiheit geltend gemacht und zwar in praktischer und theoretischer Hinsicht, aber die apriorische Subjektivität suchte er auch mit den Ansprüchen der Erfahrung in Einklang zu bringen und die sinnlich-ideale Welt mit der vernünftig-idealen zu versöhnen. Um dies zu bewirken, untersuchte er die Erfahrung selbst und legte dar, daß sie, für sich genommen, ohne Nothwendigkeit und die Wahrnehmung, als durchaus sinnliche Thätigkeit, Prinzip unseres ganzen Bewußtseins sei. Bei der Untersuchung der Erfahrung gelangte er auf die Untersuchung der Vernunft und fand, daß in der ursprünglichen Beschaffenheit des erkennenden Ich die Formen und Grundmerkmale der allgemeinen und nothwendigen Wahrheit an und für sich liegen und blos aus einer richtigen Anwendung derselben auf die Gegenstände der Erfahrung das Bewußtsein der Einheit, Allgemeinheit und Nothwendigkeit hervorgehe. Hierdurch wird jedoch alles Erkennen blos subjektiv, das Denken kann in das Wesen des Gegenstandes nicht eindringen und für unser Bewußtsein sind die Dinge blos Erscheinungen. Die sittliche Gesetzgebung legte Kant ebenfalls in die Vernunft und stellte das unbedingte Gesetz der Pflicht oder den sogenannten kategorischen Imperativ auf, denn der Wille ist ihm frei und blos die äußere Wirksamkeit durch Umstände bedingt, die er aber überwältigen kann und soll. Das Wesen des Göttlichen beruhte ihm in der absoluten moralischen Weltordnung und daher ist ihm die Religion hauptsächlich auf die blos sittlich-praktischen Interessen gegründet. Hat hierdurch Kant den Menschen wieder emporgehoben, so führte er auch wieder eine durchaus wissenschaftliche Methode ein, welche eine kritische ist und Alles untersucht und genetisch entwickelt, so daß sich der Gedanke selbst bewähren und rechtfertigen muß. — Das Hauptwerk seiner Lehre ist seine Kritik der reinen Vernunft (1781), woran die Gelehrten Anfangs keinen Geschmack finden wollten, bis ihnen das Verständniß näher aufgeschlossen und das Buch dann die Grundlage der neuen Wissenschaft wurde. Neun Jahre später erschien seine Kritik der Urtheilskraft, worin er die Idee der Einheit des Allgemeinen und des Besonderen in der Wirklichkeit nachzuweisen versuchte und hauptsächlich die neue Aesthetik zuerst begründete, indem er das reine Wohlgefallen an der Form als Kriterium des Schönen aufstellte. Bekanntlich hat Herder diese Philosophie Kant's anzugreifen versucht und dadurch nur seine eigene Unfähigkeit dafür dargethan, wogegen Schiller Kant's Philosophie sogleich ergriff und namentlich dessen Ideen über das Schöne und die Kunst weiter ausführte. Kant hat in mehreren Schriften auch die Politik berührt und erklärt, daß der Staat eine Institution der menschlichen Freiheit selbst sein und eine Gesellschaft von Menschen bilden müsse, über welche blos diese selbst zu gebieten und zu verfügen habe, denn nur durch die Freiheit werde auch die ethische Fortbildung des Menschengeschlechts bewerkstelligt und in Kant's Lehre vom autonomischen Willen ist das Prinzip der französischen Revolution ent-

halten. Sogar auf die Naturwissenschaften und deren Behandlung hat er einen großen Einfluß ausgeübt, indem er in seiner Schrift „metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft" die dynamische Naturbetrachtung begründete. Kant's Lehre, die vom fernen Osten zu Königsberg ausging, wurde zuerst von Reinhold in Jena erfaßt, gelehrt und verbreitet und er war es vorzüglich, der nicht nur durch seine Beredtsamkeit und persönliche Würde, sondern auch durch den sittlich veredelnden Geist seines Unterrichts eine Menge Schüler um sich versammelte und besonders in der allgemeinen Literaturzeitung die neue Lehre nach allen Seiten hin zur Geltung brachte. Von ihm gingen Fichte, Schelling und Hegel aus und durch andere vortreffliche Lehrer, die sich damals in Jena vereinigt hatten, fand Kant's Philosophie rasch Anwendung auf die speziellen Wissenschaften. Jakob Friedrich Fries wandte diese Lehre zuerst auf die Physik an und suchte dieselbe auch sonst zu erweitern und fortzuführen und besonders wollte er aus den Gesetzen der psychischen Anthropologie nachweisen, warum und wie gerade diese Formen der philosophischen Erkenntnisse in den menschlichen Beurtheilungen vorgefunden würden. Besonders eigenthümlich ist ihm die Vereinigung von Ethik, Religionsphilosophie und Aesthetik in der philosophischen Zwecklehre und die Begründung der sittlichen und der ästhetischen Ideen durch die Ideen von der Schönheit der Seele. Neben ihm suchte auch Fr. Bouterweck die Kantische Lehre populär zu machen, aber er wendete sich später mehr Jacobi zu, wie auch Fries, und sein eigenstes Feld blieb vorzüglich die Aesthetik, wofür er auch ein feines Urtheil mitbrachte. Uebrigens fand Kant nur wenige eigentliche Schüler, indem bald aus seiner Lehre wieder verschiedene andere sich auszweigten und Fichte und Schelling als philosophische Meister sich geltend machten. Auch Kant fand bald Gegner und wie wir es schon bei Jacobi gesehen haben, so erhob sich besonders G. Ernst Schulze mit seinem Aenesidemus und der Kritik der theoretischen Philosophie gegen ihn und zwar aus dem Gesichtspunkte des empirischen Skepticismus. Auch seine unmittelbaren Nachfolger und Bekenner seines Systems hielten sich nicht überall mehr streng an ihn, worunter noch W. G. Krug ihm am treuesten war und seine Lehre in verschiedenen Lehrbüchern in's Publikum einzuführen suchte, aber verwässerte. Viel bedeutender ist Christoph Gottfried Bardili, dessen Logik sich durch dialektische Gedankenschärfe und philosophische Sprache auszeichnete, aber schon den Weg von Fichte zu Hegel anbahnte. Auch J. H. Herbart steht noch ganz auf Kantischen Grundsätzen, die er mit der Lehre vom Wesen der Dinge zu bereichern suchte, wofür er auf Leibnitzen's Monadenlehre zurückging. Auch seine Metaphysik ist ein vortreffliches Buch und wie er für die Psychologie, welcher er eine mathematische Grundlage geben wollte, Vortreffliches leistete, so hat er überhaupt die Philosophie vielfach gefördert und sie mit Klarheit und Bestimmtheit in seinen verschiedenen Schriften darzulegen versucht. Nach Brucker's erstem Versuch, der mehr ein die Masse

sammelnder, als sie bewältigender war, machte sich nun auch Dietrich Tiedemann an die Darstellung der Geschichte der Philosophie und fand rasch zahlreiche Fortsetzer dieser Versuche. So gab J. G. Buhle eine Geschichte der Philosophie, die eine Menge Stoff vorführt, obschon er noch zu wenig Schärfe des Urtheils besaß, um hier den Inhalt klar zu ordnen und tief aufzufassen, was bereits W. G. Tennemann besser verstand. Sein Werk, das unvollendet blieb, ist zwar in der alten Philosophie sehr mangelhaft und er verstand es nicht, das Eigenthümliche jeder Lehre klar und treu aufzufassen und darzustellen, indem er den Maaßstab der kritischen Philosophie zu sehr anlegte, aber er hat die Quellen viel besser aufgefaßt, besonders jene für die Philosophie der mittleren Zeiten, und ist kurz und gefällig in der Darstellung, so daß das Werk immerhin seinen Werth behält, wenn es auch durch neuere Arbeiten überholt wurde.

Immanuel Kant, der Sohn eines Sattlers, ist im Jahre 1724 zu Königsberg geboren, studirte 1740 Theologie und vorzüglich Philologie, trat 1755 als akademischer Lehrer auf, wurde 1770 Professor der Physik und Metaphysik, gab 1794 wegen Altersschwäche seine Lehrerthätigkeit auf und starb am 12. Februar 1804 in seiner Vaterstadt, welche er fast nie verließ, indem seine weiteste Reise bis Pillau, 14 Stunden davon, ging. So inhaltsleer die äußeren Verhältnisse seines Lebens sind, so reichhaltig war seine schriftstellerische Thätigkeit, besonders seit dem Jahre 1780. Seine sämmtlichen Werke, von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert herausgegeben, erschienen zu Leipzig 1838 in 12 Bänden, wovon der eilfte seine Biographie von Schubert und der zwölfte eine Geschichte seiner Philosophie von Rosenkranz enthält. — Karl Leonhard Reinhold ist am 26. Oktober 1758 zu Wien geboren, trat 1772 in ein Jesuitencollegium zu Wien, 1774 nach Aufhebung dieser Gesellschaft in das Collegium der Barnabiten, wo er 1780 Novizenmeister und Lehrer der Philosophie wurde, und von nun an wandte er sich immer mehr der Philosophie zu, legte er das Ordensgelübde und die Lehre des Katholicismus ab und entfloh im Herbst 1783 nach Leipzig, um dort noch Vorlesungen zu hören. Im Mai 1784 kam er nach Weimar, wo sich Wieland seiner annahm, und im Sommer 1785 wurde er Weimar'scher Rath, Wieland's Schwiegersohn und sein Gehülfe bei der Redaktion des deutschen Merkurs. Seit 1787 war er Professor der Philosophie in Jena und ihm vorzüglich verdankte nun diese Universität ihren starken Besuch. Im Jahre 1794 folgte er einem Rufe nach Kiel, wurde dänischer Etatsrath und Ritter vom Danebrogorden und starb am 10. April 1823. Er hat zahlreiche Schriften hinterlassen und seine Lebensbeschreibung ist von seinem Sohne 1825 geliefert worden. — Jakob Friedrich Fries ist am 23. August 1773 zu Barby geboren, besuchte die dortige Schule der Brüdergemeinde, studirte 1795 in Leipzig und dann in Jena Philosophie, wurde 1797 Hauslehrer in Zofingen, kehrte 1800 nach Jena zurück, hielt hier 1801 Vorlesungen, machte 1803—4 eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien und wurde 1805 Professor der Philosophie und Elementarmathematik in Heidelberg, 1816 ging er als Professor der theoretischen Philosophie nach Jena, wurde wegen einer beim Wartburgfeste gehaltenen Rede suspendirt und 1824 der Professur der Philosophie enthoben und lehrte von da an nur Physik und Mathematik, bis er vor wenigen Jahren daselbst starb. Seine Hauptwerke sind: Philosophische Rechtslehre oder Kritik aller positiven Gesetzgebung (Jena 1803); System der Philosophie als evidente Wissenschaft (Leipzig 1804); Wissen, Glauben und Ahnen (Jena 1805), eine vorläufige Darstellung der metaphysischen Ergebnisse seiner Vernunftkritik; Neue oder anthropologische Kritik der Vernunft (3 Bde., Heidelberg 1807, 2. Auflage 1828—31);

System der Logik (Heidelberg 1811, 3. Auflage 1828); Fichte's und Schelling's neueste Lehren von Gott und der Welt (Heidelberg 1807); Von deutscher Philosophie Art und Kunst, ein Votum für F. H. Jacobi (Heidelberg 1812); Von deutschem Bunde und deutscher Staatsverfassung; allgemeine staatsrechtliche Ansichten (Heidelberg 1816); über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden (Heidelberg 1816); Handbuch der praktischen Philosophie (1. Bd., Leipzig 1818); Handbuch der psychischen Anthropologie (2 Bde., Jena 1820—21); Mathematische Naturphilosophie (Heidelb. 1822); Julius und Evagoras, oder die Schönheit der Seele (2 Bde., Heidelberg 1822); ein philosophischer Roman; Die Lehren der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung, oder Hauptsätze der Glaubens- und Tugendlehre (Heidelberg 1823) und System der Metaphysik (Heidelberg 1824). — Wilhelm Traugott Krug ist am 22. Juni 1770 zu Radis geboren, studirte seit 1788 zu Wittenberg, Jena und Göttingen, wurde 1794 Adjunkt der philosophischen Fakultät in Wittenberg, hierauf 1801 außerordentlicher Professor in Frankfurt a. d. Oder, 1805 ordentlicher Professor in Königsberg und wurde 1809 nach Leipzig berufen und lehrte hier ununterbrochen bis er vor einigen Jahren starb. Er hat eine sehr große Anzahl Schriften geschrieben, die jedoch keine Bedeutung erlangten. — Christoph Gottfried Bardili ist 1761 zu Blaubeuren geboren, studirte zu Tübingen und Jena, wurde Professor der Philosophie am Gymnasium zu Stuttgart, stellte ein eigenthümliches System der Logik auf, wurde hessenrothenburgischer Hofrath und starb 1808. — Johann Friedrich Herbart ist 1776 zu Oldenburg geboren, studirte seit 1794 zu Jena, wurde Hauslehrer in Bern, trat 1802 in Göttingen als Dozent auf, wurde 1809 Professor in Königsberg und später Oberschulrath und wurde 1833 nach Göttingen berufen, wo er starb. Seine sämmtlichen Schriften sind seit 1850 von Hartenstein herausgegeben worden. — Dietrich Tiedemann ist am 3. April 1748 zu Bremervörde geboren, studirte in Göttingen, wurde 1776 Lehrer am Carolinum in Kassel, 1786 ordentlicher Professor der Philosophie in Marburg und starb hier am 24. September 1803. Seine Hauptwerke sind: System der stoischen Philosophie (Leipzig 1776, 3 Bde.); Untersuchungen über den Menschen (1773, 3 Bde); Griechenlands erste Philosophen (1780), empirische Philosophie (1804) und Geist der spekulativen Philosophie (Marburg 1791—1796, 6 Bde.). — Johann Gottlob Buhle ist 1763 zu Braunschweig geboren, wurde 1787 Professor zu Göttingen, 1804 Hofrath und Professor der alten Literatur, Geschichte und bildenden Künste in Moskau, 1814 Professor der Rechte und Mitdirektor des Carolinums in Braunschweig und starb am 11. August 1821. Er gab mehrere Klassiker, besonders Schriften von Aristoteles heraus; ferner: Grundzüge einer allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften, Lemgo 1790; Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, Göttingen 1796, 8 Thle.; Geschichte der neueren Philosophie, Göttingen 1800—1805, 6 Thle. — Wilhelm Gottlieb Tennemann ist am 7. December 1761 zu Brembach geboren, studirte seit 1779 zu Erfurt Philosophie und seit 1781 zu Jena, wurde 1788 daselbst Privatdozent, 1798 außerordentlicher Professor, erhielt 1804 einen Ruf als ordentlicher Professor nach Marburg, wurde 1816 auch zweiter Universitätsbibliothekar und starb am 30. September 1819. Seine Hauptschriften sind: Lehren und Meinungen der Sokratiker über Unsterblichkeit der Seele; System der platonischen Philosophie, 1792—1794, 4 Bde. und Geschichte der Philosophie 1798—1819, 11 Bde.; auch schrieb er einen Grundriß der Geschichte der Philosophie 1812, der noch 5 Auflagen erlebte.

251. Die Philosophie wirkte zunächst auch auf die Theologie und zwar bot sich hier die erfreuliche Aussicht, daß sogar die katholische Theologie davon berührt wurde, wie der nachmalige Bischof Sailer in seinen Erbauungsschriften die christliche Glaubensinnigkeit mit der freien Vernunftsansicht verband, obschon auch er später dem Obscurantismus weichen mußte. Die protestantischen Theologen wandten den Grundsatz der freien Kritik sogleich bei den

biblischen Studien an und besonders war es Griesbach, welcher nach der neuen Methode in seinen Werken verfuhr; er verband damit große Mäßigung, wogegen Eichhorn in seiner Einleitung in das alte und neue Testament viel rascher verfuhr und sich mehr der Conjekturalkritik überließ. Er wirkte vorzüglich zur Verbreitung einer gesunden Beurtheilung der biblischen Schriften mit und gründete dieselbe auf eine reichhaltigere Erkenntniß der morgenländischen Denkungsweise und des biblischen Alterthums. Viel entschiedener verfuhr Paulus, der den Rationalismus in die Theologie übertrug und besonders auch die Auslegung der Bibel von diesem Standpunkte versuchte; obschon er aber eben so sehr vor einseitigem Rationalismus, wie vor Mysticismus und Jesuitismus warnte, so waltete doch bei ihm der nüchterne Verstand zu sehr vor, wie dies namentlich sein Leben Jesu bewies. Uebrigens ist Paulus einer der vielseitigsten Theologen gewesen, dessen Wirksamkeit sich auch auf andere Gebiete erstreckte und der damit bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hineinragte. Neben ihm pflanzten den Rationalismus Wegscheider und Bretschneider fort, aber in milderer Weise, wie denn auch der Supranaturalismus in Kant seinen Ausgangspunkt fand, da er auf die Jenseitigkeit der Glaubensideale hindeutete, obschon nicht in der Weise, die später beliebt ward. Neben der strengen theologischen Wissenschaft schritt die geistliche Beredtsamkeit einher, die, durch den neuen philosophischen Geist getragen, nun reichere Blüthen reichte. Hierin leistete der auch im Gebiete des Erziehungswesens berühmte Niemeyer bereits Bedeutenderes und seine Predigten besitzen, neben besserer Darstellung und Sprache, einen tieferen Gehalt. Auch Johann Gottlob Marezoll zeichnete sich als Kanzelredner aus und hat durch seine Schriften nicht wenig zur Ausbildung der geistlichen Beredtsamkeit beigetragen; Henke's Predigten sind dagegen etwas zu steif, da er zwar gründlich und mit der Schärfe des Verstandes dieselben ausarbeitete, aber nicht genug Leichtigkeit der Arbeit dazu besaß. Er bildete sich vorzüglich an Quinctilian und sein Vortrag war kernig und gediegen, er selbst entschieden freisinnig, aber seine Reden waren nicht herzbewegend und angenehm genug, um große Erfolge zu erzielen. Dies gelang vielmehr dem Dresdener Oberhofprediger Ammon, welcher die Kantischen Grundsätze zwar beibehielt, aber sie für die Bibelerklärung für schädlich erklärte und sich einem rationalen Supranaturalismus hingab, bei dem aber der Glauben blos da beginnt, wo die Wissenschaft aufhört. Diese Ansicht führte ihn nothwendig mit beiden Parteien in Conflikt, obschon Ammon überall Duldung gegen Andersdenkende lehrte und bewies. Der erste geistliche Redner aus dieser Zeit ist jedoch Franz Volkmar Reinhard, der belehrend auf Gefühl und Herz mit seinen Reden zu wirken suchte und die einfachere Redekunst des Demosthenes und Cicero nachahmte, fern von rhetorischem Luxus und mehr durch klare, scharf eindringende Sprache und den Inhalt einzuwirken strebte. Ruhig und gemessen, streng logisch und verständlich schreitet bei ihm

die Rede voran und wirkt durch Ueberzeugung mehr als durch Rührung und augenblickliche Erregung des Gefühls. Doch wäre ihm mehr Wärme und Kürze zu wünschen gewesen, um seine Reden noch klassischer zu machen, denn der Verstand tritt oft zu scharf hervor. Auf seine Predigten hatte seine fortschreitende theologische Bildung bedeutenden Einfluß, denn die ersten sind mehr psychologisch, dann wandte er sich mehr der Moral zu, später verband er Moral und Dogmatik und zuletzt sprach er seine dogmatischen Ueberzeugungen am stärksten und entschiedensten aus; auch sind die späteren Predigten populärer als die früheren, und am ausgezeichnetsten die zur Schärfung des sittlichen Gefühls und jene wo er den Widerstreit zwischen den Weltbegebenheiten und der Vorsehung scharf darlegt, wie besonders seine Reformationspredigt.

Die kritische Forschung übte einen noch bedeutenderen Einfluß auf die Kirchengeschichte aus, indem nun die Masse des Stoffs durch leitende Ideen in größeren Zusammenhang gebracht und belebt wurde und dies auch eine freiere und geistreichere Behandlung bedingte. Wie die Geschichtschreibung im Allgemeinen, so fand auch die Kirchengeschichte zuerst eine gediegenere, wissenschaftliche Behandlung und namentlich war es Gottlieb Jakob Planck, welcher mit klarem Geiste und schärferem Auge das kirchliche Leben aller Zeiten durchdrang und sich durch geistreichere Auffassung und Darstellung auszeichnete, wie dies namentlich seine Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung des protestantischen Lehrbegriffs beweist. Neben ihm hat Spittler mit freierem Blicke die Kirchengeschichte behandelt und sein Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche zeigte in rühmlicher Weise, wie er die Ideen der Zeit aufzufassen und auf die Geschichte anzuwenden begann.

Johann Michael Sailer ist 1751 zu Aresing in Baiern geboren, trat 1770 in den Jesuitenorden, vollendete nach dessen Aufhebung 1773 in Ingolstadt seine philosophischen und theologischen Studien, war drei Jahre lang Repetent, wurde 1780 zweiter Professor der dogmatischen Theologie, lebte seit 1781 drei Jahre lang im Privatstande und wurde 1784 Professor an der bischöflich-augsburgischen Universität Dillingen, wo er Moral-Philosophie und Pastoral-Theologie lehrte, wurde aber 1794 entlassen, weil er zu freisinnig war. Als im Jahre 1799 der Churfürst starb, wurde Sailer wieder Professor in Ingolstadt, kam mit der Universität 1800 nach Landshut, wurde geistlicher Rath, 1822 Weihbischof und Coadjutor zu Regensburg und Generalvicar, 1825 Domprobst an der Kathedralkirche und Bischof von Germanikopolis, 1829 Bischof von Landshut und starb daselbst am 20. Novemb. 1832. Er hat sich durch viele Schriften um die Verbreitung wahrer Religiosität und kirchlicher Aufklärung vielfach verdient gemacht, aber sich auch viele Angriffe der Obscuranten zugezogen. — Johann Jakob Griesbach ist am 4. Januar 1745 zu Butzbach geboren, studirte seit 1762 zu Tübingen, Halle und Leipzig Theologie, faßte den Entschluß, sich ganz der Kritik des neutestamentlichen Textes zu widmen, machte 1769—70 deshalb eine Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich, wurde 1771 Privatdozent in Halle, zwei Jahre später außerordentlicher Professor, ging 1776 als ordentlicher Professor nach Jena, wurde später Geheimer Kirchenrath und erster Professor der Theologie und starb am 24. März 1812. Seine Hauptschriften sind: Synopsis evangeliorum (Halle 1774—75 2. Bde.); Das neue Testament (Halle 1775—77, 2 Bde.); Populäre Dogmatik (Jena 1779) und Opuscula academica, von Gabler herausgegeben (1824, 2 Bde.) —

Johann Gottfried Eichhorn ist am 16. Oktober 1752 zu Dörrenzimmern geboren, studirte Theologie, wurde Rektor zu Ohrdruf, 1775 Professor in Jena, 1788 in Göttingen, 1811 Dr. der Theologie, 1813 Mitdirektor der Societät der Wissenschaften, 1819 hannöver'scher Geheimer Justizrath und starb am 27. Juni 1827. Er hat nicht nur die Geschichte der Kirche, sondern auch die politische Geschichte in zahlreichen Werken behandelt. Seine Hauptschriften sind: Geschichte des ostindischen Handels vor Mohamed, Gotha 1775; Uebersicht der ältesten Denkmale der arabischen Geschichte, 1775; Ueber die älteste Münzgeschichte der Araber, 1776; Allgemeine Bibliothek der biblischen Literatur, Leipzig 1788 bis 1801, 10 Bde.; Repertorium für biblische und morgenländische Literatur, Leipzig 1777—86; Einleitung in das alte Testament, Göttingen 1824, 5 Bände, 4. Auflage; Einleitung in das neue Testament, 1827, 2 Bände; Einleitung in die apokryphischen Schriften des alten Testaments, 1798; Urgeschichte, Nürnberg 1790—93; Die hebräischen Propheten, 1816—20, 3 Bde.; Allgemeine Geschichte der Kultur und Literatur des neueren Europa, Göttingen 1796—99, 2 Bde.; Literaturgeschichte, 1799—1814, 2 Bde.; Geschichte der Literatur von ihrem Ursprunge bis auf die neuesten Zeiten, 1805—11, 6 Bde.; Uebersicht der französischen Revolution, 1797, 2 Bde.; Weltgeschichte, 1818—20, 4 Bde.; Geschichte der drei letzen Jahrhunderte, 1818, 6 Bde.; Urgeschichte des erlauchten Hauses der Welfen, 1817; Antiqua historia ex ipsis veterum scriptorum romanorum narrationibus contexta, 1811, 2 Bde.; Antiqua historia ex ipsis veterum scriptorum graecorum narrationibus contexta, 1812, 4 Bde. — Heinrich Eberhard Gottlob Paulus ist am 1. September 1761 zu Leonberg geboren, studirte zu Tübingen Theologie, machte eine Reise nach Göttingen und England, um die orientalischen und kritischen Schätze der Bibliotheken kennen zu lernen, wurde 1789 Professor der orientalischen Sprachen zu Jena, erhielt 1794 eine theologische Professur, war mit Schiller und Göthe innig befreundet, nahm 1803 aus Gesundheitsrücksichten einen Ruf nach Würzburg als Professor der Theologie und Landesdirektions- und Consistorial-Rath an, kam nach Aufhebung der theologischen Fakultät 1808 in letzterer Eigenschaft nach Bamberg, 1809 nach Nürnberg, 1811 nach Ansbach, wurde in demselben Jahre nach Heidelberg berufen, erhielt von der juristischen Fakultät zu Freiburg das Doktordiplom, wurde Geheimer Kirchenrath, war durch sein ganzes Leben Verfechter von Licht und Freiheit und starb am 10. August 1851. Von seinen zahlreichen Schriften sind sein Leben Jesu, Heidelberg 1828, 2 Bde.; Sophronizon, 1819—29, eine historisch-publicistische Zeitschrift, und sein Werk über Schelling, 1843, zu erwähnen. — August Hermann Niemeyer ist am 11. September 1754 zu Halle geboren, studirte daselbst Theologie, wurde 1777 Dozent und 1780 außerordentlicher Professor der Theologie und Inspektor des theologischen Seminars, 1784 ordentlicher Professor und Aufseher des Pädagogiums, 1785 Mitdirektor desselben und des Waisenhauses, 1787 Director des pädagogischen Seminars, 1792 Consistorialrath, 1794 Doctor der Theologie, 1800 Director des Almosencollegiums, 1804 wirklicher Oberconsistorialrath und Mitglied des Berliner Oberschulcollegiums, wurde 1807 als Geisel nach Frankreich deportirt, 1808 Mitglied der Reichsstände des Königreichs Westphalen, dann Kanzler und beständiger Rector der Universität, legte diese Stelle 1814 nieder und starb am 7. Juli 1828. Er hat sehr Vieles geschrieben, besonders auch über Pädagogik, wie: Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, Halle, 3 Bde., in 9. Aufl. 1834—35. Ueber ihn vergleiche: Jacobs und Gruber: A. Niemeyer, 1831. — Johann Gottlob Marezoll ist am 25. December 1761 zu Plauen im Voigtlande geboren, studirte 1779—83 zu Leipzig Theologie, wurde Hauslehrer, gab dann Predigten und einige Schriften heraus, wurde 1787 als Hof- und Universitätsprediger nach Göttingen berufen, 1792 Hauptpastor an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen, 1802 Superintendent in Jena und starb am 15. Januar 1828. Von seinen Schriften sind seine Predigten, 1790—92, 2 Bde. und 1822, zu erwähnen. — Heinrich Philipp Konrad Henke ist am 3. Juli 1752 zu Hehlen geboren, studirte Theologie

und Philologie, wurde 1778 außerordentlicher Professor der Theologie zu Helmstädt, 1780 ordentlicher Professor und Direktor des Predigerseminars, Generalsuperintendent und Vicepräsident des Consistoriums zu Wolfenbüttel, 1808 Reichsstand und starb am 2. Mai 1809. Seine allgemeine Geschichte der christlichen Kirche erschien zu Braunschweig 1788, 8 Thle., wozu Vater den 9ten Band schrieb. — Christoph Friedrich v. Ammon ist am 16. Januar 1766 zu Baireuth geboren, studirte Theologie, wurde 1789 Professor der Philosophie zu Erlangen, 1792 Professor der Theologie und Universitätsprediger, ging 1794 nach Göttingen und erhielt den Titel Consistorialrath, kam 1804 wieder nach Erlangen und wurde zugleich Superintendent daselbst, sowie Consistorialrath in Ansbach, wurde 1813 als Oberhofprediger und Kirchenrath nach Dresden berufen, 1831 Mitglied des obersten Kirchencollegiums und Geheimer Kirchenrath und starb daselbst. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: Christliche Religionsvorträge, Erlangen 1793—96, 6 Bde.; Religionsvorträge im Geiste Jesu 1804—6, 3 Bde.; Predigten im Jahre 1813 und 1814, Nürnberg 1814, 2 Bde.; Predigten über Jesum und seine Lehre, Dresden 1819, 2 Bde.; Predigten zur Beförderung christlicher Erbauung, Leipzig 1832, 2 Bde.; Handbuch der christlichen Sittenlehre, Leipzig 1823—29, 3 Bde. — Franz Volkmar Reinhard ist am 12. März 1753 zu Vohenstrauß geboren, studirte seit 1773 zu Wittenberg Theologie, wurde 1777 Dozent, 1778 Adjunct der philosophischen Fakultät, 1780 außerordentlicher Professor der Philosophie, dann ordentlicher Professor der Theologie, 1792 Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconsistorialassessor in Dresden, wo er am 6. September 1812 starb. Seine Hauptwerke sind: Psychologischer Versuch über das Wunderbare und die Verwunderung, Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschheit entwarf, 1781; System der christlichen Moral, 1788; Geständnisse, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend, 1810 und in 5. Auflage 1811. Seit 1809 gab er seine Predigten heraus. Ueber sein Leben schrieb Pölitz, Leipzig 1813—15, 2 Bde. — Gottlieb Jakob Planck ist am 17. November 1751 zu Nürtingen geboren, studirte in Tübingen, wurde 1774 Repetent der theologischen Fakultät, 1780 Prediger und 1781 Professor an der Karlsakademie zu Stuttgart, 1784 Professor der Theologie in Göttingen, 1791 Consistorialrath, 1805 Generalsuperintendent und starb am 31. August 1833. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: Geschichte der Entstehung, Veränderung und Bildung des protestantischen Lehrbegriffs, Leipzig 1781—1800, 6 Bde., wozu 1831 ein Schlußband kam; Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung, Hannover 1809, 3 Bde.; Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung, Göttingen 1818, 2 Bde. — Spittler, vergl. §. 252.

252. Für die Geschichte hatte schon Kant mit seinen Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Hinsicht den Weg vorgezeichnet, den sie zu nehmen habe, wenn sie auf höherem Standpunkte fortschreiten wolle, und seine Methode mußte gerade hier von bedeutenderem Erfolg sein, denn nirgends ist die Kritik mehr erforderlich, als bei der Geschichte. Aber lange hielt man sich davon ab, obschon bereits Schiller den Weg eröffnet hatte; namentlich Spittler sträubte sich gegen die philosophische Auffassung und selbst Herder hatte Anfangs nur geringe Erfolge, ja Brandes, der doch so viele Menschen- und Weltkenntniß besaß, betrachtete den Staat noch von dem alten patriarchalischen Standpunkte und wollte von den Rechten des Volks und der Menschen noch wenig wissen. Er hielt die Idee des Fortschritts der Menschheit für eine leere Abstraktion, obschon er doch durch die Engländer eines Anderen belehrt werden konnte, wobei freilich seine Stellung Manches bedingt haben mochte.

Spittler besaß ein richtiges Urtheil und eine tüchtige wissenschaftliche Bildung; der Verstand spielte bei ihm die Hauptrolle und er war ernstlich bestrebt, für Verbesserung des politischen Zustandes zu wirken, aber er mochte der Zeit doch nicht zu viele Rechte einräumen und besaß eine zu große diplomatische Vorsicht, so daß er aus Furcht, den Ideen der Sturm- und Drangzeit zu viele Rechte zu gewähren, keine Unbefangenheit behielt und zu viele Rücksichten nahm. Doch ist nicht zu verkennen, daß er auch den Absolutismus in Kirche und Staat wirksam bekämpfte und eine klassischere Behandlung der Geschichte einführte. Sein Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten ist eines seiner Hauptwerke, kurz, gründlich und anschaulich, auch dem Standpunkte des Fortschritts angehörig und voll trefflichen Scharfblicks, aber in der Sprache hier und da nicht ganz frei und klar, so daß das Werk mehr für den Geschichtskenner als das allgemeine Publikum bestimmt ist. Außer diesem schrieb er den schon genannten Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche, eine Geschichte Württembergs und eine solche von Hannover, wo er größere Zurückhaltung des Urtheils festhielt. Auch hat er zahlreiche Aufsätze, Abhandlungen und Recensionen geliefert, welche rascher entstanden und auch leichter und freier waren. Ihm suchte Sartorius zu folgen, der auch die zweite Ausgabe seines Entwurfs der Geschichte fortsetzte, ihn aber nicht erreichte und einen Standpunkt zwischen den Parteien zu halten suchte. Er war jedoch ebenfalls für die Forderungen der Zeit und dies bezeugt schon die Wahl des Stoffs für seine beiden Hauptwerke: Geschichte des deutschen Bauernkriegs und Geschichte des hanseatischen Bundes, welche ganz anerkennenswerthe Versuche sind und lange in Ansehen standen; auch war er der Erste, der es wagte, den Bauernkrieg zu erzählen und die Wahrheit darüber zu sagen. Wie die meisten der Vorhergehenden sich an die Kirchengeschichte anlehnten, so Heeren an seinen Schwiegervater Heyne und er war wie dieser unentschlossen, ängstlich und zu mild, auch ohne entschiedene Festigkeit, um sich ein scharfes Urtheil zu bilden, tiefer in den Geist der Zeiten einzudringen und ihn treu in seinen Schriften wieder zu geben. Seine Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der alten Welt sind zwar klar, verständig und voll Mäßigung, aber durchaus nicht gründlich und am wenigsten von großartigen Ideen getragen und entschieden, wie überhaupt Heeren seinen Namen mehr durch sein Zurückhalten und die Mittelmäßigkeit des Urtheils in der Sprache erlangte, da man damals entschiedene Werke der neuen Richtung von mancher Seite her nicht gerne sah. Einige andere Arbeiten, wie die Geschichte der Staaten des Alterthums und die Geschichte des europäischen Staatensystems, sind zwar verdienstvolle Werke, zumal in jener Zeit, wo es gerade in dieser Hinsicht noch an tüchtigen Mustern fehlte, aber auch ihnen kleben die erwähnten Mängel an. Eichhorn schrieb zu flüchtig und zu Mancherlei, um es, trotz seinen wirklich gründlichen Kenntnissen, zu etwas Gediegenem bringen zu können; auch war er zu sehr der empirischen Wissenschaftlichkeit zugeneigt,

als daß er sich von den philosophischen Ideen der Zeit durchdringen ließ. Uebrigens sind mehrere seiner Schriften nicht ohne Verdienst, besonders seine Allgemeine Geschichte der Kultur und Literatur des neueren Europa, die eine reiche Menge des Stoffs bietet und wenigstens den Bearbeitern dieses Feldes Vieles erleichtert; dagegen ist die historische Uebersicht der französischen Revolution ebenso einseitig als leichtfertig geschrieben. Diesen reihen sich noch verschiedene andere Historiker an, die von untergeordneterem Werthe sind, aber im Einzelnen doch manches Gute lieferten. Michael Ignaz Schmid war der Erste, der es unternahm, eine Geschichte des deutschen Volks zu schreiben und darin nachzuweisen, wie bei ihm Sitte und Gesetz, Kultur und Wissenschaft sich vervollkommnete, und er hat dabei ziemlich viel Ordnung und Geschmack bewiesen, aber seine Quellenkunde war mangelhaft und besonders sein Urtheil in Religionssachen parteiisch, so daß überall der katholische Geistliche hervorblickte. Als gründlicher Kenner des Alterthums und freimüthiger Geschichtschreiber zeigte sich Manso, dessen Schriften klar und ziemlich leicht geschrieben sind. Sein Werk: Sparta versuchte die Zustände und Geschichte dieses Staats genauer darzustellen; weniger wichtig wurden seine Geschichte des ostgothischen Reichs in Italien und das Leben Konstantin's des Großen, wogegen die Geschichte des preußischen Staats seit dem Hubertsburger Frieden noch bis in die neueste Zeit Anerkennung erhält. Hegewisch schrieb nicht ohne Geschmack und gute Forschungen eine Geschichte Karl's des Großen, sowie eine Geschichte der fränkischen Monarchie bis zum Ausgange der Karolinger, auch wandte er sich der mittleren und Kulturgeschichte zu und verbreitete sich über die römischen Finanzen. Viel oberflächlicher, jedoch gefällig, lebhaft und leicht geschrieben sind die zahlreichen Schriften von Archenholz, die zu ihrer Zeit sehr viel gelesen wurden, weil er den Ton eines Weltmanns anschlug und aus der Geschichte ein schönes Gemälde zu machen suchte. Am berühmtesten ist seine Geschichte des siebenjährigen Kriegs, ferner die Annalen der britischen Geschichte, die Geschichte Gustav Wasa's und seine Schriften über England und Italien; auch erwarb er sich durch Herausgabe der politischen Zeitschrift Minerva Verdienste, da er darin die Zeitereignisse mit Unparteilichkeit zu besprechen suchte. Auch Heinrich's deutsche Reichsgeschichte hat ihre Verdienste, die bis jetzt noch anerkannt werden, denn sie ist gründlich und für die Rechtsentwicklung wichtig, wogegen Woltmann's Schriften das Gepräge der Charakterlosigkeit tragen. Er besaß wirklich ein geniales Talent, aber keinen tüchtigen Ernst und keine Gesinnung und er schrieb so viel und so rasch, daß ihm überhaupt keine großartigen Leistungen möglich wurden.

Ernst Brandes ist am 3. Oktober 1758 zu Hannover geboren, studirte 1775—78 zu Göttingen, machte eine Reise durch Deutschland und Frankreich 1780—81, lebte im Winter 1784—85 in England, wurde hannöver'scher Kabinetssecretär und Geheimer Kabinetsrath und starb am 13. Mai 1810. Von ihm erschienen: Politische Betrachtungen über die französische Revolution, Jena 1790; Betrachtungen über einige bisherige Folgen

der französischen Revolution in Rücksicht auf Deutschland, Hannover 1792; Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland, 1803, mit Fortsetzung 1810. — Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler ist 1752 zu Stuttgart geboren, studirte 1771—75 zu Tübingen und dann in Göttingen Theologie, wurde 1777 Repetent am theologischen Seminar, 1779 Professor in Göttingen, 1788 Hofrath und ging 1797 als Geheimer Rath nach Stuttgart, wo er 1806 Freiherr, Staatsminister, oberster Studiendirektor und Kanzler der Universität Tübingen wurde und das Großkreuz des Civilverdienstordens erhielt und im Jahre 1810 starb. Seine Hauptschriften sind: Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche; Geschichte Württembergs 1782—83; Geschichte des Fürstenthums Hannover, 1786; Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, 1793, und Geschichte der dänischen Revolution, 1796. Seine sämmtlichen Werke sind zu Stuttgart 1827 u. ff. in 15 Bänden herausgegeben. — G. Sartorius war Professor in Göttingen und schrieb: Geschichte des deutschen Bauernkriegs, 1795; Geschichte des hanseatischen Bundes, 1802 und Die Regierung der Ostgothen. — Arnold Hermann Ludwig Heeren ist am 25. Oktober zu Arbergen bei Bremen geboren, studirte in Göttingen, machte eine Reise nach Italien und den Niederlanden, auch nach Paris, wurde 1787 zu Göttingen außerordentlicher und 1794 ordentlicher Professor der Philosophie, 1801 Professor der Geschichte, 1807 Mitglied der Societät der Wissenschaften, wurde Geheimer Justizrath und starb am 6. März 1842. Seine Hauptschriften sind: Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker des Alterthums, 1793—1805, 5. Auflage 1824—1826; Geschichte der Staaten des Alterthums, 1799, 5. Auflage 1826; Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien, 1809, 4. Aufl. 1822; Versuch einer Entwicklung über die Folgen der Kreuzzüge, 1808; Historische Werke, 1821—26, 15 Bände. — Eichhorn, §. 251. — Michael Ignaz Schmidt ist 1736 zu Arnstein geboren, wurde zu Würzburg Geistlicher, dann Hauslehrer in Bamberg, 1771 Universitätsbibliothekar in Würzburg, 1774 geistlicher Rath, auch Mitglied der Erfurter Akademie. 1778 Hofrath und Direktor des Haus- und Staatsarchivs zu Wien und später Lehrer des nachmaligen Kaiser Franz und starb 1794. Seine Geschichte der Deutschen erschien 1785—93 in 11 Bänden und wurde von Millbiller bis zum 22. Bande fortgesetzt (1797—1808). — Johann Kaspar Friedrich Manso ist am 26. Mai 1759 zu Blasienzella geboren, studirte in Jena Theologie und Philologie, wurde in Gotha Hauslehrer, 1785 Collaborator und dann Professor des Gymnasiums, 1790 Prorector des Maria-Magdalenen-Gymnasiums in Breslau, wurde 1793 dessen Rector und starb am 9. Juni 1826. Seine Hauptschriften sind: Sparta, ein Versuch zur Aufklärung dieses Staats, Leipzig 1800, 2 Bde.; Leben Konstantin's des Großen, 1817; Geschichte des preußischen Staats seit dem Hubertsburger Frieden, Frankfurt 1819—20, 3 Bde. und 3. Aufl.; Geschichte des ostgothischen Reichs in Italien, Breslau 1824. — Dietrich Hermann Hegewisch ist am 15. December 1740 zu Quackenbrück geboren, studirte Jurisprudenz, wurde dänischer Legationssecretär in Hamburg, 1780 Professor in Kiel, 1805 Etatsrath und starb am 4. April 1812. Seine Hauptschriften sind: Geschichte Karl's des Großen, Leipzig 1772; Geschichte der fränkischen Monarchie von dem Tode Karl's des Großen bis zum Abgange der Karolinger, Hamburg 1779; Geschichte der Deutschen von Konrad I. bis Heinrich II., 1781; Geschichte der Regierung Kaiser Max's, 1782—83 2 Bde.; Charaktere und Sittengemälde aus der deutschen Culturgeschichte, 1788; Geschichte der englischen Parlamentsberedtsamkeit, Altona 1804; Historischer Versuch über die römischen Finanzen, Altona 1804, und Geographische und historische Nachrichten, die Colonien der Griechen betreffend, 1808, und Nachtrag dazu 1811. — Johann Wilhelm von Archenholz ist am 3. September 1743 zu Langenfurth, einer Vorstadt Danzigs, geboren, wurde 1760 preußischer Offizier, diente im Regimente Forcade bis zum Schlusse des siebenjährigen Kriegs, wurde 1763 als Hauptmann entlassen, weil er als leidenschaftlicher Spieler angegeben ward, machte 16 Jahre lang Reisen als Aventurier und Spieler durch

ganz Europa, brach in Italien ein Bein, gebrauchte die Schwefelbäder zu Pisa, hielt sich dann in Dresden, Leipzig, Berlin und Hamburg auf, blos von Schriftstellerei lebend, ging wieder nach Paris und lebte seit dem Herbst 1792 in Hamburg, kaufte sich in dessen Nähe zu Oyendorf an, ging 1810 nach Berlin und starb zu Oyendorf am 28. Februar 1812. Die hauptsächlichsten seiner Schriften sind: England und Italien, 1787, 5 Thle.; Annalen der britischen Geschichte, 1789—98, 20 Bde.; Geschichte des siebenjährigen Kriegs, 1793, 2 Bde.; Geschichte Gustav Wasa's, 1801, 2 Thle.; Kleine historische Schriften, 1791—1803, 2 Bde., und das Journal Minerva, Hamburg 1792—1812. — Karl Ludwig von Woltmann ist am 9. Februar 1770 zu Oldenburg geboren, studirte 1788 Rechtswissenschaft in Göttingen, beschäftigte sich später mit historischen Schriften, kam als Professor nach Jena, ging dann nach Berlin, erhielt hier 1799 den Titel als Hofrath, wurde 1800 Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg, 1804 Geschäftsträger des Churerzkanzlers, 1806 der Städte Bremen, Hamburg und Nürnberg, nachdem er im Jahre zuvor in den Adelstand erhoben worden war, suchte nachher vergebens in Berlin angestellt zu werden, ging 1813 nach Prag und starb hier am 19. Juni 1817. Seine sämmtlichen Werke sind von seiner Wittwe zu Berlin 1817—28 in 15 Bänden herausgegeben.

253. Der Erste unserer eigentlichen Nationalhistoriker war Johannes von Müller, einer der charakterlosesten Menschen, die je gelebt haben, der allen Parteien diente, in die größten Verbindungen kam, bald der Freiheit, bald dem Pfaffenthum das Wort lieh und bald Napoleon in den Himmel hob, bald Friedrich II. pries, wie es eben die Umstände mitbrachten, denn Müller war wohl ein guter Mensch, aber offen für alle äußeren Eindrücke und eitel, ohne Grundsätze und ohne Gesinnung. Dieser Mangel an Gesinnung und Charakter war Ursache, daß er nicht die Bedeutung für die Geschichtschreibung erhielt, welche sonst sein Verstand, die Gabe der leichten Auffassung, sein Gedächtniß und seine reiche Weltkenntniß ihm verschaffen sollte. Es fehlte ihm die Ruhe und der feste Standpunkt, von dem aus er die Dinge betrachten und würdigen konnte, und so lebendig manchmal seine Schilderungen wurden, so treffend oft sein Urtheil das Richtige erfaßte, so fehlte doch überall zu sehr die Wärme und die persönliche Belebung des Stoffs. Indem Müller die Alten nachahmen wollte, verfiel er in Manier, denn er ließ sich von allen Eindrücken und äußeren Beziehungen leiten, zeigte eine wahre Sucht nach Eigenthümlichkeiten und vermochte es darüber nicht, ein klares und wahres Bild der Vergangenheit zu zeichnen. Indem er die antike Kunst der Geschichtschreibung nachahmen und mit dem Glanze der neueren Zeit vereinigen und Alles nach einer ungeheueren Menge Excerpte bearbeiten wollte, deren Inhalt er nicht zu überwältigen vermochte, konnte er nicht einmal ein gutes kunstmäßiges Werk liefern. Einzelne Parthien seiner Geschichten verrathen zu offen, daß er keine politische Unparteilichkeit besaß und namentlich tritt es hervor, wie er für die mittelalterliche Pfaffenherrschaft eingenommen war; seine Urtheile streben zu sehr nach Effekt, seine Schilderungen sind allzu enthusiastisch, so daß die Wahrheit darunter leidet, und dazu kommt dann noch seine ganz absonderliche Sprache, die er sich nach dem Tacitus und Thukydides bildete und welche den freien Fluß der Rede nur zu sehr hemmte. Neben diesen Fehlern erscheinen freilich wieder vortreffliche

Eigenschaften; Müller sammelte den reichsten Stoff, er verstand es, Alles zu individualisiren und belehrend zu machen, und das Wesentliche vor dem Uebrigen hervorzuheben; besonders gelangen ihm die Schilderungen und in der Schlachtenmalerei hat ihn wohl Niemand übertroffen. Ueberall erscheinen die trefflichsten Lehren, welche aus der Geschichte gezogen werden können, die Thatsachen und Ereignisse sind so geordnet und gestellt, daß sie beim Leser das beabsichtigte Urtheil selbst hervorrufen, und einzelne Theile seiner Schriften besitzen sogar künstlerische Vollendung, so daß aus allen Zügen des Verfassers Bestimmung für die Geschichte klar hervortritt und es nur zu bedauern ist, daß ihn an der Erfüllung seiner Bestimmung die Gunst der Verhältnisse gehindert hat. Sein berühmtestes Werk sind seine Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, hervorgegangen aus patriotischer Gesinnung und eine Menge des reichsten Stoffs in sich schließend, aber gerade durch das Streben, die Schweizer zu verherrlichen, oft nicht mehr wahre Geschichte und besonders durch harte Sprache und die Sucht, die neueren Zeiten nach Art des Alterthums zu behandeln, in ihrer Wirkung gestört. Auch hat das Buch seinen Ruhm mehr einzelnen Stellen zu verdanken, die wirklich ausgezeichnet sind und immer gern gelesen werden, während es als Ganzes wohl nur selten gelesen und studirt wurde. Bekannter ward, besonders in neuester Zeit, seine Universalgeschichte unter dem Titel: Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, die er selbst nicht herausgab, indem er ein ganz anderes Werk beabsichtigte, als das vorliegende. Es enthält zwar viel Geistreiches und eine Menge Gelehrsamkeit, indem Müller sein ganzes Leben hindurch dafür gesammelt hatte, aber es besteht eigentlich nur aus einer Aneinanderreihung von Excerpten, der noch die künstlerische Ausbildung fehlte, und gerade deshalb darf man nicht so hart darüber urtheilen, wie es heut zu Tage geschieht, und bleibt es immer ein nicht unwillkommenes Buch, das uns um so mehr bedauern läßt, daß es nicht vollendet wurde, weil Müller, nachdem er den höchsten Genuß des Ruhms erlebt und die reichste Welterfahrung gemacht hatte, gewiß darin etwas Vortrefflicheres geleistet hätte, als in seinen bisherigen Schriften. Unter diesen heben wir die Geschichte der Cimbrischen Kriege, die Reisen der Päpste und die Schrift über den Fürstenbund hervor. Im Allgemeinen kann man von Müller sagen, daß er zwar nicht die Höhe der klassischen Kunst erreicht hat, aber seine Werke einen bedeutenden Fortschritt bezeichnen, daß er es verstand, tiefer in den Geist der Zeit und Ereignisse einzudringen und sie vom Standpunkte einer höheren Weltordnung zu beurtheilen und trotz seiner Irrthümer und Privatleidenschaften doch überall wieder die Liebe zum ächt Menschlichen und zur wahren Freiheit hervorblickt, wie denn aus seinen Betrachtungen und Darstellungen auch die Gegenwart noch ernste Mahnungen für die Zukunft schöpfen kann.

Neben Müller kann ein anderer Geschichtschreiber, Ernst Ludwig Posselt, eingereiht werden, dem die Zeit und Verhältnisse zwar nicht vergönnt

haben, rein klassische Werke hervorzubringen, der aber begeistert war für alles Große und Edle, der in der Geschichte ein Hauptmittel fand, auf die Gegenwart einzuwirken und sie zu neuer Thatkraft zu beleben, und der bei seinem Scharfsinn und der Begeisterung für den Fortschritt noch Größeres geleistet hätte, wäre sein Inneres zur Ruhe gekommen. Aber er war zu lebhaft, nahm glühenden Antheil an der Entwicklung der französischen Revolution, war selbst ein Freund von Mirabeau und verfiel aus Gram über den Rückgang jener großen Bewegung in Tiefsinn und endete selbst sein Leben im einundvierzigsten Jahre. Außer einer Geschichte Karl's des Zwölften und Gustav's des Dritten schrieb er seit 1793 das historische Taschenbuch für die neueste Geschichte, dann die europäischen Annalen und 1799 begann er die Allgemeine Zeitung.

Johannes v. Müller, der Sohn eines Predigers, ist am 3. Juni 1752 zu Schaffhausen geboren, erglühte frühe für die Geschichte seines Vaterlandes, gerieth schon im neunten Lebensjahre auf den Gedanken, eine Geschichte von Schaffhausen zu schreiben, studirte 1769 in Göttingen Theologie, ward aber bald ganz der Geschichte zugeführt und schrieb seinen Bellum Cimbricum (Zürich 1772). Im Jahre 1772 wurde er Professor der griechischen Sprache am Gymnasium seiner Vaterstadt, sammelte für eine Schweizergeschichte, schloß sich an Bonstetten an, trat mit vielen Gelehrten in Briefwechsel, wurde 1774 Hauslehrer beim Staatsrath Tronchin Calendrini zu Genf, ging 1775 zu dem Amerikaner Francis Kinloch in Chambeisy am Genfersee, 1776 zu Bonnet in Genthod, lebte 1778 auf Bonstetten's Gütern, ganz mit dem Studium der Alten beschäftigt, bereicherte seine Sammlungen zur Schweizergeschichte und hielt in Genf Vorlesungen vor jungen Männern über Geschichte. Inzwischen erschien 1780 der erste Band der Schweizergeschichte und brachte ihm großen Ruhm. Er ging nun nach Berlin, hatte bei Friedrich II. in Folge seiner Essais historiques eine Audienz, konnte aber seine Wünsche dort nicht befriedigt finden und ging daher im Mai 1781 als Professor der Geschichte an das Karolinum in Kassel, wo er mehrere kleinere Werke schrieb, worunter auch seine Reisen der Päpste, 1782, die ihn besonders bei den Katholiken in Gunst brachten. Im Jahre 1783 ging er als Vorleser und Gesellschafter zu Tronchin nach Genf zurück, hielt dort wieder Vorträge, arbeitete den ersten Band seiner Schweizergeschichte um und trat 1786 als Hofrath und Bibliothekar in Mainz ein, wo er den zweiten Theil seiner Schweizergeschichte vollendete und auch für die öffentlichen Geschäfte des Churfürsten arbeitete, in Folge deren er über den Fürstenbund schrieb, 1787. In demselben Jahre ward er nach Rom gesendet, in der Kabinetskanzlei angestellt, 1788 Geheimer Legationsrath und dann Geheimer Conferenzrath; erkrankte 1789 in Folge seiner vielen Arbeiten, wurde dann Geheimer Staatsrath, Referendar und Direktor der churrheinischen Kreisarchive, auch 1791 vom Kaiser zum Edlen von Müller zu Sylvelden und Reichsritter erhoben. Als die Franzosen Mainz besetzten, erhielt er von Cüstine die Einladung, sich an die Spitze der neuen Verwaltung zu stellen, allein er ging nach Wien und wurde hier wirklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei. Als er 1798 zum Mitgliede des obersten helvetischen Gerichtshofs ernannt wurde, zog er es vor, in Wien zu bleiben; hier machte man ihm aber die Zumuthung, katholisch zu werden; er erhielt 1800 blos die Stelle als erster Kustos der kaiserlichen Bibliothek, hatte von der Censur immer zu leiden und als ihn 1803 ein junger Mensch, den er acht Jahre lang durch Wohlthaten verpflichtet hatte, um den größten Theil seines Vermögens brachte und ihm sogar nach dem Leben strebte, nahm er 1804 die Stelle als Mitglied der Berliner Akademie, Historiograph des Hauses Brandenburg und Geheimer Kriegsrath an, nachdem er zuvor noch einmal sein Vaterland besucht hatte. Hier führte er nun die

Schweizergeschichte fort und erhielt 1806 den Auftrag, die Geschichte Friedrich's II. zu schreiben, als die Schlacht bei Jena alle Umstände veränderte und der Hof nach Königsberg ging. Als Napoleon nach Berlin kam, berief er Müller am 20. Nov. zu sich und flößte ihm Achtung und Vertrauen ein. Am 29. Januar 1807 hielt er in der Akademie eine Rede De la gloire de Frédéric und wußte darin auf den Sieger auszeichnende Beziehungen einzuflechten. Diese Rede wurde der Anlaß zu allseitigen Verdächtigungen und Verläumdungen und Müller war froh, als er vom König von Württemberg an die Universität Tübingen berufen wurde, wozu er erst im Oktober 1807 die Entlassung aus Preußen bekam. Kaum war er aber von Berlin abgereist, so suchte ihn daselbst ein französischer Courier, der ihm nachreiste und ihn in Frankfurt ereilte, mit dem Befehle von Napoleon, augenblicklich nach Fontainebleau zu kommen und an die Spitze des Königreichs Westphalen zu treten. Müller konnte auf der Stelle, äußerst überrascht, sich nicht entscheiden und erklärte, er werde kommen. Am 12. November war er in Fontainebleau und ungeachtet aller dringenden Vorstellungen wurde er am 17. November zu Paris als königlich-westphälischer Ministerstaatssecretär eingeführt und mußte augenblicklich das Amt antreten und im December nach Kassel gehen. Dem ungeheueren Geschäfte der Organisirung des neuen Königreichs war jedoch Müller nicht gewachsen, er strengte sich so sehr an, daß er oft die Besinnung und Sprache verlor, und erst auf seine dringendsten Bitten und als seine Gesundheit litt, enthob ihn der König seiner Stelle und ernannte ihn zum Staatsrath und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts. Aber hier traf ihn die Nemesis für sein eitles Emporstreben, es jammerte ihn der unglückliche Zustand des Landes, er hatte unzählige Geschäfte zu besorgen und mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen und dabei ergriff ihn Mißmuth über verfehlte Plane, drückte ihn die Schuldenlast, in die ihn seine letzten Veränderungen gestürzt hatten, und er wurde immer leidender, bis er am 29. Mai 1809 am Gallenfieber starb. König Ludwig von Baiern ließ ihm im Jahre 1835 auf dem Friedhofe zu Kassel ein Denkmal errichten und seine Bibliothek wurde von seiner Vaterstadt Schaffhausen gekauft. Verheirathet war er nie. Er hatte nach und nach 1833 Schriftsteller excerpirt und damit 17,000 eng geschriebene Folioseiten angefüllt, welche Excerpten ebenfalls nach Schaffhausen kamen. Müller's sämmtliche Werke erschienen Stuttgart bei Cotta 1810—1819 in 27 Bänden und 1831 in 40 Bänden. Sein Leben wurde von Heeren (Leipzig 1809) und Wachler in seinen biographischen Aufsätzen (Leipzig 1835) beschrieben. Woltmann's Schrift über Müller ist eine Schmähschrift und Roth's Schrift eine Lobrede. — Ernst Ludwig Posselt ist im Jahre 1763 zu Durlach geboren, studirte die Rechte zu Göttingen und Straßburg, praktizirte dann als Advokat, wurde 1784 Professor am Gymnasium in Karlsruhe und Privatsecretär des Markgrafen Karl Friedrich, schrieb 1785—1788 das wissenschaftliche Magazin für Aufklärung, kam 1791 als Beamter nach Gernsbach, wo er viele Muße bekam, um schriftstellerisch thätig zu sein, gab 1793 sein historisches Taschenbuch für die neueste Geschichte heraus, nahm 1796 seine Entlassung und lebte zu Durlach, Karlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg, begann 1799 die Allgemeine Zeitung, gerieth wegen des Prozesses, in den sein Freund Moreau verwickelt wurde, in trübe Stimmung, machte deshalb eine Reise und stürzte sich auf dem Rückwege zu Heidelberg am 11. Juni 1804 aus dem Fenster. Er schrieb: Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges eorumque socios, Göttingen 1793; Geschichte der Deutschen, Leipzig 1789, 2 Bde.; Geschichte Karl's XII., Karlsruhe 1791; Geschichte Gustav's III., 1793; Krieg der Franken, Leipzig 1794; Herzberg's Leben, 1798, und europäische Annalen, 1795—1804. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Stuttgart 1828 in 6 Bden. Sein Leben wurde von Gehres beschrieben, Mannheim 1827, 2 Bde. —

254. Durch Gesinnung und Charakter hoch über Müller erhaben und auch den meisten seiner Zeitgenossen vorangehend war Georg Adam Forster,

der, voll tiefen Gemüths und mit den reichsten Geisteskräften begabt, für alles Schöne und Edle erglühte, nach dem Besten und Höchsten strebte und in seinem Thun und Wollen so rein war und dennoch vom Schicksal so hart umstürmt wurde, daß er an gebrochenem Herzen starb. Das Ideal seines Lebens war die Freiheit, der er alle seine Kräfte widmete und welcher er auch nicht untreu wurde, als alle Aussichten trübe waren. Das vermochte aber auch nur ein Mann wie Forster, der mit Cook die Welt umschifft und die Völker aller Zonen gesehen und mit dieser Weltkenntniß auch eine gründliche wissenschaftliche Bildung verband. Forster's Politik beschränkte sich daher nicht auf die engen Gränzen des Vaterlandes oder auf die kurze Spanne der Gegenwart, sondern es war eine Politik der Menschheit, mit der er deutschen Sinn und deutschen Geist verband, welche dieselben nur erhöhten und verklärten. Forster, von dem Alexander v. Humboldt sagte, daß er ihm einen großen Theil seiner Bildung verdanke, empfand nicht nur im Leben, sondern auch nach seinem Tode den Undank der Welt, denn es mußte fast ein halbes Jahrhundert vergehen, ehe sein Namen aus dem Dunkel der Parteiungen wieder glänzend hervortrat. Von Jugend an mit äußeren Verhältnissen ringend, dann im Kampfe mit den Wogen des großen Oceans, auf dem er drei Jahre schiffte, gewann sein Charakter Festigkeit und Stärke und doch war er nicht weggewendet von der fromm-mystischen Schwärmerei, welche er damit verband, ohne sich dadurch zur Weltverachtung stimmen zu lassen; sie war blos Ursache, daß er seine edlen Bestrebungen mit Enthusiasmus und Schwärmerei betrieb. Von Kassel aus, wo er in einer ziemlich kleinlichen Welt lebte und mit den Göttinger Gelehrten in Verbindung trat, kam er nach einander nach Wilna und Mainz, wo gerade die Ideen der französischen Revolution zündend in das Volk fielen und bald darauf ein französisches Heer in die Stadt einzog, nachdem der bischöfliche Hof sie verlassen hatte. Der Taumel der Bewegung riß auch ihn hier fort, er verfiel in den glühendsten Radikalismus, stand an der Spitze der Clubs und als er nach Paris in den Convent gesendet wurde, verzweifelte er auch da nicht mitten unter den Schreckensstürmen an dem glücklichen Ausgange der Umwälzung, und verlangte er von Allen Entschiedenheit, um die Epoche schnell und ebenso entschieden vorübergehen zu machen. Vielfach verkannt, in Deutschland geächtet, war sein kühn anstrebender Geist auch noch in der Nähe des Todes rastlos und machte er den Plan, den Orient zu bereisen. Aber die Hand des Todes berührte ihn mitten in seiner Thätigkeit, er starb mit dem Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, und mochte er auch zu weit gegangen sein, mochte ihn seine Schwärmerei in einen Strudel fortgerissen haben, den er in einer andern Zeit vielleicht selbst mißbilligt hätte, so kann ihm doch keine Partei die Anerkennung versagen, daß er wenigstens in voller Ueberzeugung handelte und seine Schwärmerei eine edle war. Seine Schriften betreffen die Politik, Kritik, Kunst und Literatur und sind nach Inhalt und Form zu unseren klassischen Produkten zu rechnen. In seinen Werken

offenbart sich weltmännische Freiheit, Freimuth und Männlichkeit, Maaß und Besonnenheit, sicherer Takt und Klarheit der Auffassung, die sich auch in dem abgerundeten Stil wieder abspiegelt, und wenn sich auch hier und da einige Härten einmischen oder er die Gegenstände nicht tief genug auffaßt, so kann dies doch seine Vorzüge nicht im Mindesten trüben. Abgesehen von seinen kleineren Schriften, welche sich über Naturkunde und seine Reisen verbreiten, sind besonders seine Briefe wichtig, die neben einem treuen Abbilde seines eigenen Charakters reiche Aufschlüsse über seine Zeit und Persönlichkeiten derselben liefern. Höchst anziehend ist seine Reise um die Welt, die sich auszeichnet durch unbefangene und lichtvolle Erzählung und oft begeisterte Schilderung fremder Gegenden, Menschen und Sitten. Reicher an Geist und feinen Bemerkungen sind seine Ansichten vom Niederrhein, welche in stilistischer Hinsicht und durch ihre Form ein vollendetes Kunstwerk geworden sind. Sie enthalten die Anschauungen, Empfindungen und Gedanken auf einer Reise, die er mit Alexander von Humboldt nach Frankreich und England machte, und nicht nur seine Bemerkungen über Kunst sind höchst wichtig und anziehend, sondern er hat auch hier die welthistorische Bedeutung der französischen Revolution auf das Tiefste und Wahrste aufgefaßt. Daran schließen sich seine Beiträge zur Berichtigung des Urtheils über die Revolution, die er gegen Burke richtete und worin er nachwies, daß die Schrecknisse und Greuelthaten derselben nicht der Revolution selbst, sondern der vollständigen Verdorbenheit der früheren Zeit und Generation zuzurechnen seien. Außer diesen Schriften war er es auch, der zuerst die Aufmerksamkeit Deutschlands auf die indische Literatur richtete und die Sakontala in's Deutsche übersetzte.

Johann Adam Georg Forster, der Sohn des bekannten Naturforschers und Weltumseglers Reinhold Forster, ist am 26. November 1754 zu Nassenhuben bei Danzig geboren, folgte im 11. Jahre seinem Vater nach Saratow, setzte in Petersburg seine Studien fort und trat in London in ein Handelshaus, bis ihn Kränklichkeit nöthigte, diesen Beruf aufzugeben, worauf er in Warrington einige Werke in's Englische übersetzte und Unterricht gab, und 1772 bis 1775 mit seinem Vater die Reise um die Welt machte, wo scorbutische Uebel seine Gesundheit untergruben. Im Jahre 1777 ging er nach Paris, lernte Buffon kennen, begab sich nach Holland und wollte dann nach Berlin gehen, als er noch in demselben Jahre eine Stelle an der Ritterakademie zu Kassel angeboten erhielt, wo er bis 1784 blieb. In diesem Jahre folgte er einem Rufe nach Wilna und sollte als Historiograph eine neue Reise um die Welt machen, da diese sich aber wegen der Türkenkriege zerschlug, so kehrte er nach Deutschland zurück, lebte in Göttingen, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, und wurde 1788 Hofrath, Oberbibliothekar und Professor in Mainz, ließ sich 1792, als Mainz von den Franzosen besetzt wurde, durch das wilde Parteitreiben daselbst fortreißen, trat an die Spitze der Clubbs und hielt in ungestümer Begeisterung die radikalsten Reden, so daß er 1793 als Abgeordneter mit gleichgesinnten Mainzern nach Paris gesendet wurde. Bei der Besetzung von Mainz durch die Preußen verlor er seine Habe, Bücher und Handschriften, er trennte sich dann von seiner Gemahlin, einer Tochter Heyne's in Göttingen, und faßte den Entschluß, nach Indien zu gehen, weshalb er das Studium der morgenländischen Sprache eifrig betrieb; aber seine große Anstrengung und die vielen

Unfälle, welche er im öffentlichen und häuslichen Leben erfahren hatte, vernichteten seine Gesundheit und er starb schon am 11. Januar 1794 zu Paris. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Reise um die Welt, Berlin 1779—80, 2 Bde.; Kleine Schriften zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens, Leipzig 1789—1797, 6 Bde.; Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland und Frankreich, Berlin 1791—94, 3 Bde.; Uebersetzung der Sakontala 1791; Forster's Briefwechsel nebst Nachrichten von seinem Leben, herausgegeben von Therese Huber, Leipzig 1829, 2 Bde. Seine Tochter gab im Jahre 1843 zu Leipzig seine sämmtlichen Schriften in 9 Bänden heraus, wozu Gervinus eine vortreffliche Charakteristik Forster's lieferte. Ueber sein Leben ist auch zu vergleichen: Heinrich König, die Clubbisten in Mainz. 1847, 2 Bde.

255. Die durch Kant eingeführte Kritik und methodische Untersuchung wirkte auch nachhaltig auf die Philologie und indem man darauf drang, den Wortkram zu verlassen und mehr in den Geist und die tiefe Weltanschauung des Alterthums einzudringen, übte die Philologie auch einen mächtigen Einfluß auf die übrigen Wissenschaften, und die Einwirkung des klassischen Alterthums hat vorzüglich Göthe und Schiller auf ihre Höhe gebracht. Zahlreiche tüchtige Männer wirkten in dieser Hinsicht, aber die meisten vertieften sich zu sehr in den speziellen Theilen dieser Wissenschaft und ihr Wirken findet in einer allgemeinen Literaturgeschichte keine Stelle, da sie nur die hervorragenderen Leistungen zu berücksichtigen hat. Dahin gehört nun vorzüglich Friedrich August Wolf, ein Mann von ebenso großer Genialität, als kritischem Scharfsinn und gründlicher Gelehrsamkeit. Er drang ein in die höheren Ideen der Zeit und nahm sie vollständig in sich auf, und so gründlich er in dem kleinsten Detail bewandert war, mit so großem Blicke umfaßte er das weite Ganze, so daß er alle Gebiete desselben in ein neues Licht setzte und die einzelnen Theile der Alterthumswissenschaft zu einem Ganzen und zu einer wahren Wissenschaft erhob. Er wirkte dabei nicht blos durch Schriften, sondern auch als Lehrer anregend und belebend und unsere gewaltigsten Geister, wie Göthe, erkannten freudig seine wissenschaftliche Größe an, die freilich kleineren Geistern, wie Heyne, nicht gefallen konnte, da diese sich in den Schranken der Kleinmeisterei bewegten und sich zu seinem Standpunkte nicht erheben konnten. Hatten Andere bisher nur die eine oder andere Seite des Alterthums zum Gegenstande ihres Studiums gemacht, so faßte Wolf das Alterthum als ein Ganzes auf, das man auch nur in seiner Totalität richtig anschauen und begreifen könne, und er suchte vorzüglich das Allgemein-Menschliche in der antiken Welt zum Mittelpunkte von dessen Studium zu machen. Besonders besaß er einen genialen Blick im Gebiete der höheren Kritik und legte in schärfster Unterscheidung die Eigenheiten, Vorzüge und Mängel der einzelnen Schriftsteller dar. Seinen Hauptruhm begründete er sich durch seine Prolegomena zu Homer, worin er nicht nur ausführte, daß dessen Gedichte aus einzelnen Gesängen zusammengesetzt wurden, sondern auch zuerst eine wissenschaftliche Methode in die Behandlung der alten Klassiker brachte. Außer diesen hat er verschiedene alte Schriftsteller heraus-

gegeben, den Weg gezeigt, wie man die Literaturgeschichte behandeln müsse, und in seiner Encyklopädie die Alterthumswissenschaft als Wissenschaft begründet und eingeführt; auch ist nicht zu vergessen, daß er des deutschen Ausdrucks und eleganter Sprache sehr mächtig war, was seine deutschen Schriften und einige Uebersetzungen beweisen.

Auf demselben Gebiete, nur in anderer Weise, wirkte Wilhelm v. Humboldt, der sich jedoch nicht auf das klassische Alterthum beschränkte, sondern dem allgemeinen Sprachstudium sich zuwandte und mehr sprachwissenschaftliche Studien betrieb, auch mehr einen philosophischen als kritischen Geist dazu mitbrachte. Er bewegte sich stets im Elemente ideal-geistiger Thätigkeit, war ein eifriger Freund der Kant'schen Philosophie und zeigte sich auch in allen seinen Bestrebungen mehr als Philosoph, indem er vorzüglich ideale Interessen pflegte und in dieser Hinsicht mit Schiller viele Aehnlichkeit hatte. Wie dieser, ging er überall dem rein Menschlichen nach, er suchte auch in der vergleichenden Betrachtung der Sprachen nur die Idee der Menschheit und war ebenso ein Freund des Fortschritts und der Freiheit, wie er ja auch in Preußen auf Errichtung von Reichsständen drang und aus seiner hohen Stellung zurücktrat, als seinen Ideen keine Rechnung getragen wurde und die Politik eine andere Richtung einschlug. Humboldt suchte die antike Naivetät mit der modernen sentimentalen Gemüthlichkeit zu verbinden, aber es fehlte ihm dazu die geniale Unmittelbarkeit, wie auch seine ganze ideale Richtung mehr auf einer humanen Anlage beruhte, so daß er nie leidenschaftlich war, immer auf sich selbst stehen wollte und dadurch äußerlich eine stolze und kalte Ruhe zeigte, die sich sogar seinen Schriften mittheilte, die oft unter spröder Trockenheit leiden. Er wandte übrigens allem Erhabenen und Schönen seine volle Theilnahme zu und drang überall auf das Wesen und die Wahrheit der Sache. Sein Hauptbestreben ging dahin, in der Mannichfaltigkeit der Sprache die Sprachidee zu ergründen und überhaupt den geistigen Zusammenhang und Organismus der Sprache aufzufassen, so daß sein Gebiet das der vergleichenden Sprachwissenschaft war. Humboldt hat den früheren Versuchen in dieser Hinsicht zuerst zu wissenschaftlicher Behandlung und Durchdringung verholfen und eine allgemeine oder philosophische Grammatik angebahnt. In dieser Hinsicht ist seine große Arbeit über die Kawisprache sein Hauptwerk und hat er darin Alles niedergelegt, was er dafür gesammelt und gewonnen hatte. Auch für die ästhetische Kritik hat er sich bemüht in seinen ästhetischen Versuchen, worin er Göthe's Hermann und Dorothea besprach und zwar von dem Standpunkte der Aesthetik, den sie durch Kant, Schiller und Göthe errang. Abgesehen von seinen kleineren Schriften über indische Sprache und Politik, ist auch seiner poetischen Versuche zu gedenken, besonders seiner Sonnette, die sich durch Feinheit der Sprache und rhythmische Vollendung auszeichnen, obwohl sie gerade nicht auf große poetische Originalität Anspruch machen können; auch hat er sich mit vielem Glück in der Ueber-

tragung griechischer Dichter, wie des Agamemnon von Aeschylus und der Pindar'schen Hymnen, versucht.

Friedrich August Wolf ist am 15. Februar 1759 zu Haynrode geboren, wo sein Vater Cantor war, besuchte die Schule zu Nordhausen, dann das Gymnasium, lernte meistens aus eigenem Antriebe und für sich selbst und hatte sich bald mit den meisten Schriftstellern des Alterthums, der Franzosen, Italiener, Spanier und Engländer bekannt gemacht, auch Musik getrieben. Im Jahre 1777 ging er auf die Universität Göttingen, um Philologie zu studiren, gab Unterricht im Griechischen und Englischen, hielt sich von Heyne fern und legte ihm blos vor seinem Abgange 1779 einen Aufsatz über seine abweichenden Gedanken über Homer vor, die derselbe jedoch abwies, kam als außerordentlicher Lehrer an das Pädagogium in Ilfeld, gab hier Platon's Symposium heraus, wurde 1782 Rector der Stadtschule zu Osterode und erhielt 1783 einen Ruf als Gymnasialdirektor nach Gera und ordentlicher Professor der Philosophie und Pädagogik und Direktor des pädagogischen Instituts nach Halle, welch letztere Stelle er annahm, obschon der Gehalt geringer war. Er verwandelte das pädagogische Seminar in ein philologisches Seminar, besorgte 1784 einen neuen Abdruck der Theogonie des Hesiod, gab 1792 des Demosthenes Rede wider Leptines heraus und 1795 den ersten Theil seiner Prolegomena zu Homer. Heyne machte die Idee davon als die seinige geltend und dies veranlaßte Wolf zu den Briefen an Heyne, Berlin 1797, er gab 1801 einige Reden des Cicero und 1802 den Suetonius heraus, erhielt 1796 einen Ruf nach Leyden, 1798 nach Kopenhagen, 1805 nach München, was er ablehnte, wurde zum Geheimen Rath ernannt, kam 1807 nach Berlin an die Akademie der Wissenschaften, war einige Zeit hindurch Direktor der wissenschaftlichen Deputation und Mitglied der Section für den öffentlichen Unterricht, trat dann als Professor an der neuen Universität ein, gab 1807—10 in zwei Bänden das Museum der Alterthumswissenschaften heraus, 1817—20 die literarischen Analekten, 4 Bde., veröffentlichte aber dann nichts mehr, um dem Censurzwange zu entgehen, wurde kränklich, ging im April 1824 in das südliche Frankreich und starb am 8. August 1824 zu Marseille. Seine Vorlesungen wurden von Hoffmann in Leipzig in 2 Bänden herausgegeben, 1833 u. ff. Sein Leben beschrieb sein Schwiegersohn Körte, Essen 1833, 2 Bde. — Karl Wilhelm Freiherr von Humboldt ist am 22. Juni 1767 zu Potsdam geboren, empfing den ersten Unterricht zu Berlin, verlebte einige Jahre zu Jena im Umgange mit Schiller, kam 1802 als preußischer Resident nach Rom, wurde außerordentlicher Gesandter, 1808 Geheimer Staatsrath und Chef der Section für den Cultus, den öffentlichen Unterricht und die Medicinalanstalten im Ministerium des Innern, ging 1810 mit dem Range eines Staatsministers als Gesandter nach Wien und wurde Bevollmächtigter am Friedenscongresse zu Prag, dann beim Congresse zu Chatillon und beim Frieden zu Paris, den er mit Hardenberg 1814 unterzeichnete. Auch beim Wiener Congresse war er thätig, schloß 1815 den Vertrag zwischen Preußen und Sachsen, war 1816 wegen Berichtigung der Territorialangelegenheiten in Frankfurt, wurde dann Mitglied des Staatsraths und erhielt verschiedene Güter vom Könige, ging später als außerordentlicher Gesandter nach London und 1818 nach Aachen, wurde 1819 Minister der ständischen Angelegenheiten und für Neuenburg, wurde dieser Stelle jedoch bald wieder enthoben. Im Jahre 1825 wurde er auswärtiges Mitglied der Pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, erhielt 1830 den schwarzen Adlerorden und nahm wieder an den Sitzungen des Staatsraths Antheil, lebte auf seinem Gute zu Tegel und starb daselbst am 8. April 1835. Seine gesammelten Werke erschienen zu Berlin 1841 u. ff. Ueber sein Leben schrieb Gustav Schlesier, Stuttgart 1843. —

256. Was diese Männer mit umfassendem Blicke für das gesammte Gebiet der Sprachwissenschaft thaten, das suchten Andere in den einzelnen Gebieten zur Anwendung zu bringen und fortzusetzen. Philipp Karl Buttmann gab

noch mit Wolf das Museum der Alterthumskunde heraus, entwickelte in allen seinen Schriften über einzelne Theile, besonders die älteste Erdkunde und Mythologie, geistvolle Ansichten und witzige Urbanität und besonders hat er in seiner griechischen Grammatik in die auf historischem Wege gesammelten Data durch philosophische Beleuchtung Ordnung und Einheit gebracht und auch als Lehrer vielfältig durch Scharfsinn, Deutlichkeit und gediegene Kürze des Vortrags gewirkt. Der schon oben genannte K. Ph. Moritz bildete die Prosodie schärfer aus und es wurde bereits bei Göthe erwähnt, wie sehr dieser seine rhythmische Kunst demselben verdankte. Fernow machte Deutschland nicht nur mit der italienischen Literatur bekannt, sondern legte auch in seinen römischen Studien die reifen Früchte seiner Kunstanschauungen nieder, die nicht wenig dazu beitrugen, die Archäologie auf einen höheren Standpunkt zu bringen. Heinrich Meyer führte die Kunstideen Winkelmann's mehr aus und seine Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen ist ein gediegenes Werk, welches auf den reichsten Anschauungen, strenger Prüfung und gesundem Urtheil beruht. In einer anderen Richtung war K. A. Böttiger thätig, indem er besonders das häusliche Leben der Alten genauer erforschte und die Resultate in seiner Schrift Sabine niederlegte. Die Mythologie und Kunstgeschichte verdankt ihm im Einzelnen sehr viel und seine umfassende Belesenheit und sein starkes Gedächtniß waren ihm bei seinen verschiedenen Arbeiten sehr förderlich; aber er schrieb zu vielerlei, zu hastig und zeigte eine allzu große Kleinigkeitskrämerei, die ihn hinderte, das Alterthum mit großartigem Blicke aufzufassen. Auch in die Kritik hat er sich oft gemengt und viele literarische Uebersichten und Biographien Verstorbener geliefert, jedoch dabei eine tadelnswerthe Klatschsucht gezeigt, die ihm vielseitig schadete.

Philipp Karl Buttmann ist am 7. Dec. 1764 zu Frankfurt a. M. geboren, studirte 1782 zu Göttingen Philologie, wurde 1786 Lehrer des Erbprinzen von Dessau, ging 1788 nach Berlin, dann nach Frankfurt und erhielt 1796 die Stelle als Secretär an der königl. Bibliothek zu Berlin, wo er 1811 Bibliothekar wurde, nachdem er 1800—1808 noch eine Professur am Joachimsthaler Gymnasium versehen hatte. Von 1803 bis 1812 besorgte er die Redaktion der Haude- und Spener'schen Zeitung, nahm am philologischen Seminar bedeutenden Antheil und starb am 21. Juni 1829. Seine griechische Grammatik erschien zuerst 1792 und wurde in den meisten Schulen eingeführt; seine größere Grammatik etwas später, dann sein Lexilogus, 1818—24, 2 Bde., die ausführliche griechische Sprachlehre, 1819—27, 2 Bde., Mythologus, Berlin 1829, 2 Bde. — Karl Ludwig Fernow ist am 19. November 1763 zu Blumenhagen geboren und der Sohn eines Knechts auf dem Edelhofe, kam zu einem Notar und dann zu einem Apotheker in die Lehre, ging nach Lübeck, übte sich im Zeichnen und in der Dichtkunst, gewann durch den Umgang mit Carstens große Vorliebe für die Kunst, entsagte der Apothekerkunst, ging nach Weimar und Jena, dann mit Baggesen nach Italien, wo ihn einige Vornehme unterstützten, um 1794 nach Rom zu gehen, studirte die italienische Sprache, sowie die Theorie und Geschichte der Kunst, hielt Vorlesungen, verheirathete sich mit einer Römerin, wurde 1803 außerordentlicher Professor in Jena, 1804 Bibliothekar der Herzogin Amalie in Weimar und starb hier am 4. Dec. 1808. Seine Römische Studien erschienen 1806—8 zu Zürich in 3 Bänden. Sein Leben beschrieb Johanne Schoppenhauer, Tübingen 1810. — Johann

Heinrich Meyer ist am 16. März 1759 zu Stäfa geboren, widmete sich der Malerei, lebte 1784—88 in Italien, schloß sich an Göthe und Tischbein an, lebte dann in der Schweiz, wurde 1792 Professor an der Zeichnenschule in Weimar und ging 1795—97 nach Italien. Während der Kriegsunruhen 1806 gingen ihm seine Papiere durch Entwendung verloren, darum nahmen seine Studien eine ganz andere Richtung, er wurde 1807 Direktor der Zeichnenakademie und starb am 14. October 1832, nachdem er eine Armenstiftung von 20,000 Thlr. in Weimar gemacht hatte. Seine Geschichte der bildenden Künste der Griechen erschien zu Dresden 1824. — Karl August Böttiger ist am 8. Juni 1760 zu Reichenbach im Voigtlande geboren, wo sein Vater Conrector war, studirte in Leipzig Philologie, wurde in Dresden Hauslehrer, 1784 Rector in Guben, 1790 in Bautzen und 1791 Director des Gymnasiums und Oberconsistorialrath in Weimar. Im Jahr 1804 kam er als Studiendirector des Pagenhauses und Hofrath nach Dresden, hielt seit 1815 jährlich Vorlesungen, wurde 1814 Studiendirector bei der Ritterakademie und Oberaufseher der königl. Museen der antiken Marmore und Mengs'schen Gypsabgüsse, wurde 1832 auswärtiges Mitglied der französ. Akademie und starb 17. Nov. 1835. Seine Schriften sind zu zahlreich, um aufgeführt zu werden, und betreffen vorzüglich Archäologie und Kunstmythologie.

257. Im Gebiete der Naturwissenschaften übte die neue wissenschaftliche Methode nicht minder großen Einfluß, indem man nun den dynamischen Standpunkt zur Geltung brachte und die von Kant begründete Naturphilosophie fortführte. Kant's metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft bildeten auch hier die Grundlage, wie seine physikalische Geographie für die historisch-positive Naturwissenschaft und besonders für die Geologie. Kielmeyer aus Württemberg schloß sich zunächst an Kant an und wies die Prinzipien und Gesetze des organischen Lebens und Bildens mit größerer Bestimmtheit nach. Seine Rede über die Verhältnisse der organischen Kräfte unter einander im Reiche der verschiedenen Organisationen wurde die Grundlage der späteren Naturphilosophie und wenn er auch mehr und spezieller der Pflanzenphysiologie und Physik der Pflanzen sich zuwandte, so zog er doch auch vergleichende Anatomie, Physiologie und physikalische Chemie in das Bereich seiner Untersuchungen und wirkte auf die gründlichere Behandlung und Bearbeitung der gesammten Naturwissenschaft, wie auch Cuvier und Alexander von Humboldt sich an seine Ideen anlehnten. Sein Wirken war meistens blos das eines Lehrers und nicht als Schriftsteller. Bald gingen aus dieser neuen Schule zahlreiche Naturforscher hervor, welche mit wissenschaftlicherem Geiste dieselbe behandelten und sie mit vielen neuen Entdeckungen bereicherten. Blumenbach erfaßte als einer der Ersten die meisten Gebiete der Naturwissenschaften und besonders war es die vergleichende Anatomie und Physiologie, welche eine neue Bahn brachen und auch ordnungsvoll und bündig geschrieben sind. Sein Handbuch der Naturgeschichte hat sich eine lange Reihe von Jahren hindurch erhalten und nicht wenig zur Verbreitung allseitiger naturwissenschaftlicher Kenntnisse beigetragen. Im Gebiete der Anatomie und Medizin wirkte Loder zu Jena und Halle durch Wort und Schrift und trug besonders dazu bei, daß in die Medizin ein philosophischerer Geist eindrang. Eine geringere Wirksamkeit ward Hildebrandt zu Erlangen zu Theil, welcher sich über Anatomie, Physiologie und Chemie

verbreitete, während Sömmerring die Anatomie und Physiologie eigentlich erst auf großartigere Weise behandelte und namentlich die vergleichende Anatomie schuf, welche seitdem so bedeutende Fortschritte machte. Die Anatomie des Gehirns verdankte ihm bedeutende Aufklärung und seine Schrift vom Bau des menschlichen Körpers gehört zu den besten Erzeugnissen unserer Literatur. Auch Göthe hat sich um die Naturwissenschaft verdient gemacht und zwar nicht nur um die Farbenlehre und Pflanzenmetamorphose, sondern auch um die Osteologie und Mineralogie. Hufeland in Berlin bahnte die Begründung der wissenschaftlichen Heilkunde an und neben ihm wirkte Reil als rationeller Arzt und Physiolog, welcher vorzüglich darauf drang, die Individualität eines jeden Kranken und die psychischen Ursachen der physisch-krankhaften Erscheinungen zu erforschen. Beide haben eine Menge Schüler gebildet, welche die neuen Ansichten überallhin verbreiteten und weiter ausführten. Was diese für Norddeutschland thaten, das wurde Maximilian Stoll zu Wien für die österreichischen Staaten, wo er nicht nur das Einimpfen der Blattern einführte, sondern auch die praktische Heilkunde auf schärfere Beobachtung zu gründen bestrebt war. Auch J. P. Frank wirkte höchst vortheilhaft für die Medizin. — Der eigentliche Begründer der Geognosie wurde Werner in Freiberg, welcher ihr erst eine wissenschaftliche Gestaltung gab und sie auf Beobachtungen an der Erdrinde gründete. Er stellte die Lehre vom Neptunismus auf, und wenn auch dieselbe in späterer Zeit verschiedene Beschränkungen erlitt, so hat doch kein neuerer Geolog eine solche Einwirkung auf die Naturwissenschaft geübt, als Werner, welcher nur Weniges geschrieben hat. Um die Geologie machte sich auch Graf Kaspar von Sternberg verdient, welcher namentlich die Flora der Vorwelt wissenschaftlich behandelte und einen großartigen Ueberblick über das gesammte Gebiet der Naturwissenschaften besaß.

Kielmeyer war Professor an der Karlsschule zu Stuttgart und dann an der Universität zu Tübingen und hat außer der genannten Rede, welche 1793 erschien und auch in's Französische übertragen wurde, fast nichts geschrieben. — Johann Friedrich Blumenbach ist am 11. Mai 1752 zu Gotha geboren, studirte in Jena und Göttingen, wurde hier 1776 außerordentlicher und 1778 ordentlicher Professor der Medicin, machte 1783 eine Reise nach der Schweiz und dann nach England, legte reiche Sammlungen an und starb 22. Jan. 1840. — Ferdinand Christian v. Loder ist 1753 zu Riga geboren, studirte in Göttingen Medizin, wurde 1778 Professor in Jena, bereiste 1780—1782 Frankreich, Holland und England, errichtete 1802 in Jena mehrere medizinische Anstalten, wurde Geheimer Hofrath und Leibarzt des Großherzogs und Stadtphysikus, trat 1803 als preußischer Geheimerath an die Universität Halle, ging 1806 als preußischer Leibarzt nach Petersburg und Moskau, wurde vom König von Preußen in den Adelstand erhoben, trat 1810 als wirklicher Staatsrath und Leibarzt in russische Dienste und ließ sich in Moskau nieder, wo er für die Spitäler und das anatomische Theater wirkte, zahlreiche Orden und Ehrenbezeugungen erhielt und erst vor wenigen Jahren starb. — Georg Friedrich Hildebrandt ist am 4. Juni 1764 zu Hannover geboren, studirte in Göttingen, machte eine Reise nach Paris und Berlin, kam 1785 als Professor der Anatomie nach Braunschweig, 1793 als ordentlicher Professor nach Erlangen, übernahm 1796 die Professur der Chemie und dann

auch der Physik, hatte eine starke Praxis und starb am 23. März 1816. — Samuel Thomas v. Sömmerring ist 1755 zu Thorn geboren, studirte Medizin, widmete sich vorzüglich der Anatomie, wurde Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften und Geheimer Rath, lebte später in Frankfurt und starb daselbst am 2. März 1830. — Christoph Wilhelm Hufeland ist am 12. August 1762 zu Langensalza geboren, studirte zu Göttingen Medizin, wurde 1783 Arzt in Weimar, 1793 Rath und Professor in Jena, dann Hofrath und Leibarzt und wurde 1801 als preußischer Geheimer Rath und Director des medizinischen Collegiums nach Berlin berufen, wo er 1809 an der Universität Professor wurde, 1810 den Titel als Staatsrath bekam und in die Medizinalsection des Ministeriums des Innern trat. Im Jahre 1819 wurde er Direktor der medizinisch-chirurgischen Akademie für das Militär und starb 1836. Seit 1795 gab er das Journal der praktischen Medizin heraus und unter seinen zahlreichen Schriften ist vorzüglich seine Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, sehr verbreitet. — Johann Christian Reil ist am 20. Februar 1758 zu Rauden geboren, studirte in Göttingen und Halle Medizin, praktizirte seit 1783 in Ostfriesland, wurde 1787 außerordentlicher Professor in Halle, 1788 ordentlicher Professor der Therapie und 1789 Stadtphysikus und Direktor der Klinik. Im Jahre 1810 wurde er als Professor der Arzneikunde nach Berlin berufen und Oberbergrath, erhielt 1813 die oberste Leitung der Lazarethe auf dem linken Elbeufer und starb am 22. November 1814 zu Halle am Typhus. — Maximilian Stoll ist 1742 zu Erzingen geboren, wo sein Vater Wundarzt war, trat zu Rottweil in ein Jesuitencollegium und 1761 in den Jesuitenorden, worauf er als Lehrer der alten Sprachen nach Halle, Ingolstadt und Eichstedt kam; er trat jedoch schon 1767 aus dem Orden wieder aus und studirte zu Straßburg und Wien Medizin. 1772—74 war er Kreisphysikus in Ungarn, kehrte dann nach Wien zurück und wurde 1776 Professor an der Klinik der Universität, wo er als einer der ersten Lehrer glänzte und am 23. Mai 1787 starb. — Johann Peter Frank ist am 19. März 1745 zu Rastadt geboren, sollte Sänger werden, studirte aber Medizin, praktizirte dann im Elsaß und zu Bruchsal und wurde 1784 Professor zu Bruchsal und dann in Göttingen. Im Jahre 1785 kam er als Direktor der Klinik nach Pavia, 1795 als Hofrath nach Wien, 1804 nach Wilna und wurde 1805 Leibarzt des Kaisers in Petersburg. Im Jahre 1808 ging er mit einer Pension nach Wien, wo ihn Napoleon nach Paris zu ziehen suchte, und starb am 24. April 1824. Sein Hauptwerk ist das System einer vollständigen medizinischen Polizei. — Abraham Gottlob Werner wurde am 25. September 1750 zu Wehrau geboren, wurde 1764 Hüttenschreiber daselbst, besuchte 1769 die Bergakademie zu Freiberg und 1771 die Universität Leipzig, um Rechtswissenschaft und dann Naturkunde zu studiren, und wurde 1775 Inspektor und Lehrer der Mineralogie und Bergbaukunde an der Freiberger Bergakademie. Er starb am 30. Juni 1817 zu Dresden und ist im Dom zu Freiberg begraben. Bei Dresden ist ihm ein Denkmal errichtet worden. Seine Lebensbeschreibung lieferte Frisch, Leipzig 1825. — Kaspar Maria Graf v. Sternberg ist am 6. Januar 1761 zu Prag geboren, wurde Domherr zu Passau, Freising und Regensburg, Präsident des Landesdirektoriums zu Regensburg, kehrte 1809 nach Böhmen zurück, war besonders für die Errichtung des böhmischen Nationalmuseums thätig, dem er seine reichen Sammlungen und Bibliothek schenkte, wurde 1825 wirklicher Geheimer-Rath und starb am 20. Decbr. 1838.

258. Auch die Rechtswissenschaft blieb nicht ohne tief eingreifende Einwirkungen durch die Philosophie und man bestrebte sich nicht blos die Untersuchungsmethode umzugestalten, sondern auch die Erfahrung mit der Idee auszugleichen und der historischen Jurisprudenz eine philosophische Behandlung derselben gegenüber zu stellen, woraus in der Folge die philosophische und

historische Rechtsschule hervorgingen. Kant's Naturrecht ward für die Juristen die Grundlage der neuen Leistungen und hier hat Gustav Hugo zu Göttingen zuerst Bahn gebrochen. Er wurde der Vater der wissenschaftlichen Methode der Jurisprudenz, verband mit reichen gelehrten Kenntnissen Geist und Scharfsinn, verstand es auch, seinen Schriften ein gefälligeres Aeußere zu geben und vertrat vorzüglich den historischen Standpunkt oder, wie er es nannte, den historisch-systematischen. Seine Geschichte des römischen Rechts machte in der Rechtswissenschaft Epoche, ist ausgezeichnet durch die Menge und die Anordnung des Stoffs und trug die Rechtsgeschichte nicht mehr nach der Folge der Titel, sondern nach Zeiträumen vor und nahm in den civilistischen Lehrkursus die Philosophie des positiven Rechts auf. Seine Philosophie des positiven Rechts sollte die philosophische Auffassung des Rechts mit der historischen verbinden und wenn ihm dies auch nicht gelang, so zeigte er doch wenigstens den Weg, auf dem man das Ziel erstreben muß. Nur hat sich sein Scharfsinn zu oft zu Seltsamkeiten und paradoxen Behauptungen verleiten lassen, welche Ursache wurden, daß man Hugo selbst von diesen aus beurtheilte und in ein schiefes Licht setzte, wie man ihn namentlich lange als einen Vertheidiger der Sclaverei ausschrie; auch hat er zu lange gelebt und gewirkt, um nicht von der Zeit überholt und von ihr verkannt zu werden. — Nicht minder, ja noch viel mehr einflußreich wurde der neue philosophische Geist für die Behandlung des Strafrechts, welches auch am meisten einer Verbesserung und Umgestaltung bedürftig war. Zwar hatten hier schon Thomasius und Beccaria die Reformation eingeleitet, aber ihre Bemühungen trafen doch immer nur einzelne Seiten, während der jetzige philosophische Geist das Ganze dieser Wissenschaft berührte und umformte. Feuerbach wies als einer der Ersten darauf hin, wie die Grundsätze des peinlichen Rechts einer Revision zu unterwerfen seien; aber er blieb nicht blos bei der Theorie stehen, sondern suchte seine Grundsätze auch praktisch zu bethätigen und entwarf 1813 das neue Strafgesetzbuch für das Königreich Bayern. Auch Grolmann schrieb um jene Zeit Grundsätze der Criminalwissenschaft, worin er gegen Feuerbach und andere Gegner der Präventionstheorie darzulegen suchte, daß derselben keineswegs die praktische Anwendung abgehe; und endlich stellte auch Salomon Zachariä Anfangsgründe des philosophischen Criminalrechts auf, welche bereits weiter gingen als die Vorgenannten und mit noch größerem Scharfsinne durchgeführt sind.

Gustav Hugo ist am 23. November 1764 zu Lörrach geboren, studirte 1782—85 zu Göttingen Rechtswissenschaft, wurde 1786—88 Lehrer des Erbprinzen von Dessau, gründete in diesem Jahre durch Ausgabe der Fragmente des Ulpian seinen Ruf, wurde außerordentlicher Professor in Göttingen, vier Jahre später ordentlicher Professor, in der Folge Geheimer Justizrath und Inhaber mehrerer Orden und starb am 5. September 1844. Seine Hauptwerke sind: Lehrbuch der juristischen Encyklopädie; Lehrbuch des Naturrechts; Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts bis auf Justinian; Lehrbuch des heutigen römischen Rechts; Lehrbuch der Geschichte des Rechts seit Justinian; Lehrbuch der Digesten;

Chrestomatie von Beweisstellen für das heutige römische Recht und Civilistisches Magazin. — Paul Johann Anselm v. Feuerbach ist am 14. November 1775 zu Frankfurt a. M. geboren, studirte seit 1792 in Jena, trat 1799 als Dozent der Rechtswissenschaft auf, stellte sich an die Spitze der neuen Schule der Criminalisten, nämlich der sogenannten Rigoristen, welche blos auf die Rechtsverfassung Rücksicht nehmen und das richterliche Urtheil ganz dem Ausspruche des Strafgesetzbuches unterwerfen, wurde 1801 ordentlicher Professor, kam 1802 nach Kiel und 1804 nach Landshut, wo er den Auftrag bekam, den Entwurf zu einem bayerischen Strafgesetzbuche auszuarbeiten, 1805 als Geheimer Referendär in das Ministerial-, Justiz- und Polizeidepartement nach München versetzt und 1808 zum Geheimen Rath ernannt wurde. Zu seiner Zeit sprach er gegen die französische Jury, welche Ansichten er jedoch später modificirte; 1817 wurde er zweiter Präsident des Appellationsgerichts zu Bamberg, machte einige Reisen, lebte in München, wurde erster Präsident des Appellationsgerichts zu Ansbach, reiste im Frühjahr und Sommer 1821 nach Paris, Brüssel und den Rheinprovinzen, beschäftigte sich in letzterer Zeit viel mit dem Schicksale Kaspar Hauser's und starb auf einer Reise nach dem Schwalbacher Bade zu Frankfurt am 29. Mai 1833. Sein Lehrbuch des Criminalrechts hat viele Auflagen erlebt, auch war seine Zeitschrift für Criminalrechtspflege sehr verbreitet und enthielt vortreffliche Aufsätze. Sonst hat er noch sehr Vieles geschrieben und 1833 zu Nürnberg eine Sammlung seiner kleinen Schriften vermischten Inhalts veranstaltet. — Karl Ludwig Wilhelm von Grolmann ist am 23. Juli 1775 zu Gießen geboren, studirte daselbst die Rechte, hielt seit 1795 juristische Vorlesungen, wurde 1798 außerordentlicher und 1800 ordentlicher Professor, 1804 Oberappellationsgerichtsrath, 1815 Kanzler der Universität, erhielt 1802 vom König von Preußen den Adel erneuert, ward 1819 Mitglied des Staatsministeriums, dann Staatsminister von Hessen, 1821 Präsident der Departements des Innern und der Justiz, als welcher er am 14. Februar 1829 starb. Seine Hauptschriften sind: Grundsätze der Criminalwissenschaft, 1798; Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, 1800; Handbuch über den Code Napoleon, 1810—12. — Karl Salomon Zachariä, vergl. §. 285.

259. Was die deutschen Sprachstudien betrifft, so wurde in dieser Zeit nur erst im Speziellen gewirkt und zwar erhielt unsere Sprache manche Bereicherung und Ausbildung; aber für die sprachliche Untersuchung und Bearbeitung wurde noch wenig gethan. Der Erste, welcher hier Bahn zu brechen begann, war Johann Christoph Adelung, welcher allein ein Unternehmen übernahm, das anderwärts blos ganze Akademien durchzuführen wagten. Er schrieb zuerst ein grammatisch-kritisches Wörterbuch, worin er die Begriffsbestimmungen, die Abstammung, Ordnung der Bedeutungen und die Etymologie besser gab, als Andere es bis dahin vermochten; aber er war noch zu sehr auf dem Gottschedischen Standpunkte stehen geblieben, hielt die meißnisch-oberdeutsche Mundart für die allein richtige und wählte zu seinen Musterschriftstellern noch im Jahre 1774 blos solche Dichter und Werke, die in die Zeit vor 1720 fielen, denn er war so verblendet, daß er erklärte: „entweder hat Obersachsen den guten Geschmack von 1740—60 gänzlich verfehlt, oder die Wege, welchen man seitdem in den Provinzen, gefolgt ist, sind Abwege und Verirrungen," denn Frankfurt und Württemberg, die Heimath von Göthe und Schiller, galten ihm blos für Provinzen, und allein Sachsen war ihm das Land der klassischen Sprache und die Sonne von Deutschland, welche Ueberschätzung noch bis auf den heutigen

Tag in jener Gegend vielfach gefunden wird. Alles, was später erschien, blieb ihm fremd, er erschrack über die Gesetzlosigkeit und über die Fluth von neuen Wörtern und Wendungen, womit die deutsche Sprache damals bereichert wurde, und was wir jetzt als ein Verdienst ansehen, um welches uns andere Nationen beneiden, das erklärte er für Ausartungen und Fehler. Es war daher kein Wunder, daß Voß und Andere das Buch heftig angriffen, zumal Adelung etwas von dem Gottsched'schen herrschsüchtigen Wesen geerbt hatte und seine Ansichten für allein maaßgeblich erklären wollte. Uebrigens hat Adelung mit diesem Werke sich doch wirkliches Verdienst erworben und dasselbe muß um so williger anerkannt werden, als wir seit ihm kein anderes Werk erhalten haben, welches denselben Werth für unsere Zeit beanspruchen könnte, wie das Adelung'sche für das vorige Jahrhundert, das noch keine Grimm und ähnliche Sprachforscher besessen hatte. Adelung suchte wenigstens die Lexikographie auf den kritischen Standpunkt zu erheben und in einer zweiten Auflage zu verbessern, was er in der ersten verfehlt hatte, obschon die Mängel der Anlage des Werks nicht mehr zu tilgen waren. Uebrigens beschränkte sich seine Thätigkeit nicht allein auf die Lexikographie, sondern auch auf den deutschen Stil und auf die vergleichende Sprachkunde, wovon sein Mithridates ein rühmliches Beispiel ist. Auch eine Sprachlehre schrieb er, welche für den Sprachunterricht die erste sichere Grundlage gab und lange in allgemeinem Gebrauch in unseren Schulen war, so daß sich Adelung ein wirklich vielseitiges Verdienst erwarb, das nur Wenigen seither in ähnlichem Maaße zu Theil wurde. Was er in seinem Mithridates begann, wurde von Vater in Halle weiter ausgeführt und vollendet, der noch neue Felder des Sprachenzusammenhangs in Afrika und Amerika anbaute und auch das Grammatische mehr bearbeitete, wie derselbe auch eine hebräische, syrische, chaldäische, arabische, polnische und russische Grammatik schrieb. Die vergleichende Sprachforschung wurde durch Julius von Klaproth auf eine noch größere Höhe gebracht, indem derselbe besonders die asiatischen Sprachen seiner Aufmerksamkeit unterwarf. Sein Hauptwerk Asia polyglotta sucht die Verzweigungen der asiatischen Völker in ihrer Sprachverwandtschaft nachzuweisen und den Anfang der gewissen Geschichte bei den verschiedenen asiatischen Völkern zu bestimmen; nur ist die Sprachforschung nicht immer gründlich genug, was freilich bei so umfassenden Studien nicht leicht zu überwinden ist.

Johann Christoph Adelung ist am 8. August 1732 zu Spantekow in Pommern geboren und der Sohn eines Predigers, studirte in Halle, wurde 1759 am evangelischen Gymnasium zu Erfurt Professor, ging 1761 wegen kirchlicher Streitigkeiten nach Leipzig, schrieb hier sein Wörterbuch (1774—86, 5 Thle.) und wurde 1787 Oberbibliothekar in Dresden und Hofrath, wo er am 10. September 1809 starb. Die zweite Auflage erschien 1798—1801. Auch schrieb er eine deutsche Sprachlehre; über den deutschen Stil; Magazin für die deutsche Sprache; Aelteste Geschichte der Deutschen; Directorium (Meißen 1802); Mithridates, 1. Band, und einiges Andere. — Johann Severin Vater ist am 27. Mai 1771 zu Altenburg geboren, studirte seit 1790 in Altona Theologie, dann 1792 bis

1794 in Halle, habilitirte sich 1795, kam 1796 als außerordentlicher Professor nach Jena, 1800 als Professor der Theologie und morgenländischen Literatur nach Halle, setzte nach Adelung's Tod dessen Mithridates fort, kam 1809 als Professor der Theologie und Bibliothekar nach Königsberg, kehrte 1820 nach Halle zurück und starb hier am 16. März 1826. — Heinrich Julius von Klaproth ist am 11. Oktober 1783 zu Berlin geboren und Sohn des berühmten Chemikers, studirte von Jugend an asiatische Sprachen und besonders das Chinesische, benützte dafür die Bibliotheken zu Berlin, Dresden und Weimar, ward 1802 als Adjunkt der Akademie für die asiatischen Sprachen berufen, begleitete 1805 den Grafen Golowkin, der als Gesandter nach Peking bestimmt war, nach der chinesischen Gränze, wo sie wieder umkehren mußten, sammelte dort Wörterbücher, machte sich in Irkutzk mit der Mandschuhsprache bekannt, bereiste bis 1809 den Kaukasus, nahm 1812 seine Entlassung, ging 1814 nach Italien, dann nach Paris, wurde vom Könige von Preußen 1816 zum Professor der asiatischen Sprachen ernannt, Mitglied der Pariser und Londoner asiatischen Gesellschaft und starb im Juli 1835. Sein Asia polyglotta erschien zu Paris 1823, in 4°, mit einem Sprachenatlas in Folio; auch erschienen seit 1824: Tableaux historiques de l'Asie depuis la monarchie de Cyrus jusqu'à nos jours, 4 Bde. 4°.

260. Nachdem die subjektive Weltanschauung sich fast auf die Spitze erhoben hatte, fühlte man in dieser einseitigen, schwindelnden Höhe die Nothwendigkeit, wieder mit den Forderungen der Wirklichkeit sich in Einklang zu setzen, was zwar schon Göthe und Schiller gewünscht hatten, aber nicht erreichen konnten und zwar eben so wenig als die Wissenschaftslehre Fichte's und die Naturphilosophie von Schelling. Jetzt suchte man gerade von der Höhe des abstrakten Idealismus aus die Welt der Wirklichkeit zu bewältigen, um so einen realisirten Idealismus zu gewinnen; es sollte die wissenschaftliche Phantasie mit der dichterischen vermittelt werden und der Geist aller Wissenschaften und Künste sich in einem erhabeneren Mittelpunkte begegnen, der Philosoph und Dichter Eins sein. Ueberhaupt sollte die Poesie den eigentlichen Mittelpunkt bilden, in dem alle geistigen Richtungen zusammen liefen. Diese Grundsätze der neuen Romantik datiren sich so ziemlich vom Ende des vorigen Jahrhunderts und reichen bis zur französischen Julirevolution und Göthe's Tod, dessen letztes Wirken mit ihr vielfach verwandt war.

Den Namen Romantik empfing die neue Richtung, oder vielmehr Schule, von dem gemeinsamen Bestreben, die mittelalterliche Weltphantasie wieder hervorzurufen, und die romantische Ironie wollte die ganze Welt im Brennpunkte des freien Ich versammeln, um sie von hier wieder wie ein freies Spiel der Willkür vor uns zu entfalten. Im Mittelalter wurde nämlich dies Alles durch die Religion bewirkt, welche die Centralsonne war, die Alles beleuchtete und belebte; aber wie sie selbst nicht sehr rein war, so warf sie auch nur auf einzelne Punkte helleres Licht und ließ sie zu viele Schatten der Barbarei, welche freilich die neuen Romantiker nicht sahen oder nicht sehen wollten. Auch das Ritterthum, das sich im Glanze der Religion spiegelte, ward von den Romantikern freudig ergriffen, selbst die Stoffe gern dieser Zeit entnommen und man wandte sich sogleich allen Literaturen zu, welche dieser Richtung nahe lagen. Daher ward Calderon und Cervantes übersetzt und auch sonst die spanische

Literatur hervorgezogen, daher Dante, der Dichter der katholischen Universalität, Boccaccio, Tasso und Petrarca wieder in unsere Sprache eingeführt und das Sonett beliebt, daher endlich auch die nordische Mythologie neu eingebürgert, weil sie ein Feld war, das noch wenig ausgebeutet worden. Ja auch nach des fernen Orients Schätzen sehnte man sich, weil dort das tiefste und innigste Leben der Phantasie herrschte, und vor Allem wurde Shakespeare als das Muster universaler Weltpoesie empfohlen und Göthe's rein poetische Poesie als die vollständigste Poesie der Poesieen erklärt. Man strebte nach einem unendlichen Gedichte, das die Keime aller anderen Gedichte in sich birgt, die objektive Schönheit mit der Wahrheit verbindet und die Verbindung dieser Elemente durch die gemeinsame Wirkung wissenschaftlicher Absicht und absichtsloser Phantasie in der ausgebildetsten, formellen und doch freien Technik zu bewerkstelligen vermeinte. Gerade dieses Aufgeben der Gesetze der vernunftmäßigen Gestaltung und das Hervorsuchen des ursprünglichen Chaos der menschlichen Natur, wie man es in der Mythologie bunt unter einander wogend glaubte, die sich daran hängende kecke und anmaßende Kritik und das Absichtsvolle bei den Produktionen machte die Epoche der Romantiker zu einer solchen der forcirten Talente, wie sie Göthe mit vollem Rechte benannte.

Die Ausgangspunkte dieser Schule waren mehrere; man nahm als Hauptzeittendenz die Lehre der französischen Revolution an, daß künftig Staat und Volk Eins sein sollten, die Literatur und Bildung dem Volke näher gerückt werden und die Nationalliteratur sich zur Weltliteratur erheben müsse. Dies Ziel haben die Romantiker angebahnt, indem sie aus allen Sprachen das Schönste und Beste übersetzten, den Geist der fremden Literaturen zu erfassen und die Literaturgeschichte auf den Standpunkt der Weltgeschichte zu erheben suchten. Der zweite Ausgangspunkt war der Idealismus Fichte's mit seinem bis zur Absolutheit gesteigerten Selbstbewußtsein des Subjekts, und der dritte die nationalliterarische Autorität Göthe's. Bei Letzterem war besonders Wilhelm Meister der Angelpunkt, denn man erkannte darin den Versuch, den Realismus in die Poesie zu erheben, und Göthe war der wahre Heiland ihrer Lehre, bis er selbst nichts mehr von den Romantikern wissen wollte. Wirklich bot auch nicht leicht ein Anderer so Vieles, was ihnen zusagte, als Göthe, der so vielseitig und mit so subjektiv-humoristischer Keckheit auftrat und bei dem wieder das Weibliche so sehr vorherrschte und die möglichst objektive Dichtung gefunden wurde. Außer diesem wirkte noch Manches von untergeordneter Art ein, wie Herder's universalhistorische Literaturtendenz, die naturphilosophische Weltanschauung und besonders Schiller, in dessen Dichtungen so Vieles romantisch klingt. Auch die sprachliche Technik, wie sie durch Voß und Andere ausgebildet worden und wozu die südliche Metrik von Italien und Spanien trat, war von hoher Bedeutung, wie sich auch die meisten Romantiker beim Mangel großer produktiver Talente besonders auf die formell-technische Seite warfen,

um unter dem Flitterputze des musikalischen Rhythmus den Mangel an innerem Gehalt zu verbergen. Einen wichtigen Punkt für die romantischen Dichter bildete die Kritik und die polemische Seite, indem sie zuerst gegen die Mittelmäßigkeit und deren Tendenzen Kehrt machten und hier waren ihnen wieder die Xenien Vorbild, das sie nur in ihrem kecken Uebermuthe übertrieben und durch ihre Anmaßung entstellten. Ueberhaupt konnte es bei dem Mangel an großen Talenten nicht fehlen, daß die Dichter der romantischen Schule in ihrer Selbsttäuschung in die mannichfaltigsten Widersprüche und Verwirrungen geriethen, Natur und Affektation, Alltägliches und Phantastisches mit einander vermischten und an die Stelle der wahren Kunst ein Dilettantismus trat, welcher der Poesie nur Schaden brachte und einen falschen Geschmack einführte.

Bei allen diesen Mängeln ist jedoch nicht zu verkennen, welchen Vortheil uns die neue Romantik gebracht hat. Sie schützte unsere Literatur vor allgemeiner Erschlaffung, sie führte die großen Kunstideen in's Leben ein, hob unsere ästhetische Literatur und Wissenschaft überhaupt über die der fremden Völker und wirkte selbst auf diese wieder belebend; die Literaturgeschichte erlangte durch dieselbe erst ihre wahre Begründung und Bearbeitung, die Sprachforschung wurde von ihr mächtig angeregt, selbst die stilistische Gewandtheit erhöht und allgemeiner gemacht, die Kunst gehoben und zwar durch Anregung und neue Stoffe, auch die Musik vielfach gefördert und endlich auch der nationale Sinn auf's Neue belebt und gekräftigt und zur Begeisterung zur Zeit der Freiheitskriege vorzüglich mitgewirkt. — Uebrigens bildeten die Romantiker, ungeachtet sie von Jena ausgingen, wo ihre hauptsächlichsten Führer Anfangs lebten und wirkten, doch keine geschlossene Schule, sondern sie gingen dahin und dorthin wieder auseinander und es bildeten sich verschiedene Richtungen. Einmal wirkten diese Ideen auf die Philosophie und die Kritik, dann selbst auf die Dichter und die Einen wandten sich der religiösen Mystik zu, die Anderen hatten eine fatalistische, wieder Andere eine patriotische Richtung und zuletzt gab sich ein Theil ganz der Phantastik anheim, die Idealität und Wirklichkeit durcheinander mengte, während fast nur Tieck alle Elemente dieser Schule vertrat, da er eine lange literarische Laufbahn durchmaß und selbst mehrere Metamorphosen durchmachte.

261. Die romantische Schule wurde von Fichte und Schelling eröffnet und zwar ist Fichte's Wissenschaftslehre der Punkt, von dem die Hauptrichtungen zunächst ausgingen. Johann Gottlieb Fichte, ein Mann von ungemeiner Energie des Geistes, setzte sich dasselbe Ziel wie Schiller, denn er wollte durch die Wissenschaft die Erhebung des Menschen zur Menschheit durch die Freiheit bewirken, die schwache Zeit über sich selbst erheben und das Nationalbewußtsein des Volks kräftigen. Er ging von Kant aus und erklärte wie dieser, daß man die Welt und Dinge nur aus dem rein subjektiven Standpunkte des Geistes aufzufassen habe, und das Wesen seiner Lehre ist am entschiedensten in seiner

Wissenschaftslehre ausgedrückt. Die subjektive absolute Freiheit ist ihm das Prinzip des Wissens und Seins, beide sind in ihrer Wechselwirkung der Ausdruck der Freiheit; diese muß sich als ihr Objekt voraussetzen, um sich selbst zu erfassen und als reines Selbstwissen zu setzen. Anfangs war ihm dieser subjektiv produktive Urgeist das Ich, dann aber das Wesen Gottes, dessen ewig nothwendiges Bild das Wesen und Leben ausmacht. Damit ging Fichte von Kant zur Lehre Spinoza's über und später kam er sogar auf den Standpunkt christlich religiöser Weltbetrachtung und setzte an die Stelle des absoluten Subjekts die Liebe, die noch über Vernunft und Wissen steht und den höchsten realen Gesichtspunkt bildet. Wie Schiller, strebte auch Fichte der sittlichen Weltanschauung zu und er wollte in der Gesinnung das Wissen und Handeln einen; auch stellte er Kunst und Poesie unter das Prinzip der sittlichen Freiheit und wies darauf hin, daß nur hierdurch wieder ein Aufschwung der erschlafften Geister möglich sei. Es war ihm darum zu thun, Schule und Leben mit einander in Einklang zu setzen und dem praktischen Leben wieder ideale Hebel zu geben, und mit Eifer und männlichem Ernste verfocht er in seinen berühmten Reden an die deutsche Nation die hohe Sache der freien Idee gegenüber der philisterhaften Geistesträgheit und der Erschlaffung seiner Zeit. Hierdurch hat er das deutsche Volk wieder mächtig gehoben und man kann sagen, daß seine Reden und seine philosophische Wirksamkeit gegen Napoleon mehr ausgerichtet haben, als ganze Regimenter. Den Staat wollte er auf die subjektive Freiheitsidee zurückführen und zwar verlangte er einen Staat der Vernunft auf der Grundlage des Rechts und erst von einem solchen Staate hoffte er die freie Gemeinschaft des sittlichen Lebens erstehen zu sehen. Damit verband er das Verlangen nach einer Umgestaltung der Erziehung, die er zur Grundlage des wahren Staatslebens machte. Mochte auch in seinen Reden durch die Gewalt des Augenblicks manches die Gränzen der ruhigen Besonnenheit überschritten haben, so kann doch seine edle Gesinnung und der hohe Muth nicht verkannt werden, mit dem er mitten unter der Gewalt feindlicher Kriegsschergen seine donnernden Worte in das Volk hinausschleuderte. Die Energie seines Geistes und der schwere Ernst seines Charakters drücken sich auch im Stile seiner Schriften aus, der daher oft etwas Schwerfälliges und Trockenes hat, woran selbst seine populären Schriften noch leiden. Sein erstes Werk war die Kritik aller Offenbarung, das man Anfangs für eine Schrift von Kant hielt, dann entwickelte er in seiner Wissenschaftslehre und verschiedenen kleineren Schriften seine Philosophie, später aber wandte er sich mehr dem Praktischen zu und griff er entschieden ein in die Fragen der Politik und des Staatslebens, wohin seine Schrift: Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's (1793), Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters (1806) und seine Reden an die deutsche Nation (1808) gehören.

Schelling suchte weiter auszuführen, was Fichte begonnen hatte, und machte noch mehr Metamorphosen durch als dieser, indem er auch die Resultate

anderer Wissenschaften in seinen Kreis zog; aber er war auch weniger fest und entschieden und ließ sich mehr von der Zeit bestimmen, als daß er ihr bestimmend entgegen getreten wäre. Obschon er selbst meint, daß er jetzt erst mit seiner geheim gehaltenen sogenannten positiven Offenbarungsphilosophie das Richtige getroffen, liegt doch sein Wirken nur am Beginne dieses Jahrhunderts und in seiner Identitätsphilosophie, wovon seine jetzigen Leistungen nur noch ein schwacher Nachhall sind. Schelling hat das organische Einheitsverhältniß der Dinge unter dem Prinzipe der absoluten Vernunft zuerst in seinen wesentlichen Bezügen dargelegt, jedoch nicht mit der nöthigen logischen Strenge, sondern indem er aus der platonischen Ideenlehre und des Aristoteles Ansicht vom Verhältnisse der Form zur Materie, dem Pantheismus des Giordano Bruno und der theosophischen Weltlehre des Jakob Böhme, der prästabilirten Harmonie des Leibnitz, Jacobi's unmittelbarer Anschauungstheorie und dem Idealismus Fichte's eine Art von neuem Spinozismus zusammensetzte, ohne dies neue System mit wissenschaftlichem Geiste hinlänglich zu durchdringen. Es ist dieser Spinozismus jedoch ein dynamischer oder creativer, Alles ist ihm dem Wesen nach Geist und Vernunft, in Allem ist Geist und das Leben ist das Schöpfungsprinzip von Allem, wobei die selbstbewußte Vernunft den Höhepunkt dieser Schöpfung bildet. Das Prinzip der reinen ursprünglichen Einheit ist das Absolute oder Göttliche, das zwar an und für sich unveränderlich ist, aber sich zur Wirklichkeit fortbilden und entwickeln muß. Der unendliche Leib des Absoluten ist die ganze Welt und Gott Schöpfer und Geschaffenes zugleich. Weil Schelling das Urgründliche im Wesen Gottes als Natur bestimmt, heißt seine Lehre auch Naturphilosophie; doch machte er deshalb nicht Geist und Gott zu bloßer Natur, sondern der Möglichkeit nach ist ihm die Vernunft das Erste und seiner Lehre Grundgedanke ist das Finden und Anschauen der absoluten Einheit des Realen und Idealen in Gott. Seine Schriften legen seinen eigenen Umwandlungsprozeß klar dar. Seine erste Schrift: „Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie“ (1795) zeigt ihn noch als Schüler von Kant und Fichte, eben so das Buch „vom Ich“ als dem Prinzip der Philosophie; seine „Ideen zu einer Philosophie der Natur,“ die Schrift „von der Weltseele“ (1798) und der „Entwurf eines Systems der Naturphilosophie (1799) weisen aber schon nach, wie sich seine Naturphilosophie allmälig fortbildete, bis sein „System des Transcendentalismus (1800) seinen absoluten objektiven Idealismus klar offenbarte. Die wesentlichen Züge des Schelling'schen Systems sind in: „Bruno, ein Gespräch über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge“ (1802), enthalten, aber es fehlt der Schrift zu sehr an ruhiger Erwägung und scharfer Durchdringung des Stoffs und der Dichter hat den Philosophen allzusehr beeinträchtigt. Den in dieser Schrift gewonnenen Standpunkt wandte er auch auf die übrigen Wissenschaften an in den „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ (1802). Den Uebergang zu seiner späteren Philosophie

bilden bereits „die Schriften über Philosophie und Religion" (1804), „über das Verhältniß des Realen und Idealen in der Natur" (1807) und „über das Wesen der menschlichen Freiheit" (1809); seit seiner Schrift „über die Gottheiten von Samothrake" (1816) hat er aber von seiner neuen Offenbarungsphilosophie nichts verlauten lassen und sie sorgfältig geheim gehalten, wohl nur deshalb, weil er selbst fühlt, daß sie Luft und Licht nicht ertragen kann. — Schelling's Philosophie war schon durch ihre ganze Grundlage mit dem Streben der Romantiker verwandt und auch diese strebten nach der Identität der Poesie und Wissenschaft; zugleich wollte Schelling ebenfalls die Mythologie zur Vermittlerin dieser Identität machen, wie es die Brüder Schlegel verlangten, und er hoffte sogar, daß die Deutschen noch eine ganz eigenthümliche Kunst gewinnen würden. Schließlich sei noch erwähnt, daß Schelling's Stil an demselben Fehler leidet, wie seine Philosophie; der Dichter und seine Phantasie schadeten dem Philosophen und der klaren, wissenschaftlichen Behandlung und Darstellung und nur seine Schrift über die Freiheit und über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur sind in dieser Hinsicht besser gelungen. Uebrigens erscheint in seinen polemischen Streitschriften bei Schelling dieselbe Grobheit, die auch bei anderen Philosophen und Romantikern angetroffen wird. —

Johann Gottlieb Fichte ist am 19. Mai 1762 zu Rammerau bei Bischofswerda in der Oberlausitz geboren, studirte in Jena, Leipzig und Wittenberg, wurde Hauslehrer zu Zürich, wo er sich mit Pestalozzi befreundete, dann in Königsberg, erregte 1792 durch seinen Versuch einer Kritik der Offenbarung bedeutendes Aufsehen und erhielt 1793 den Ruf als ordentlicher Professor nach Jena. Hier wirkte er sehr anregend, gab mit Niethammer ein philosophisches Journal heraus und da er darin einen Aufsatz von Forberg: Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung aufnahm, so beschuldigte man ihn atheistischer Lehren. Bei der darüber entstandenen Untersuchung drohte Fichte mit der Niederlegung seiner Stelle und so erhielt er 1799 seine Entlassung. Er ging nun nach Preußen, wo er eine freundliche Aufnahme fand, lebte in Berlin, wurde 1805 Professor der Philosophie in Erlangen mit der Erlaubniß, den Winter zu Berlin zubringen zu dürfen, ging 1806 nach Königsberg, wo er Vorlesungen hielt, kehrte dann nach Berlin zurück und wurde 1810 an der neu errichteten Universität angestellt. Im Jahre 1808 hatte er in Berlin seine Reden an die deutsche Nation gehalten, während diese Stadt noch von den Franzosen besetzt war. Fichte starb am 29. Januar 1814 am Hospitalfieber. Seine sämmtlichen Werke gab sein Sohn J. H. Fichte, Berlin 1845 u. ff. heraus, von dem wir auch 1830 Fichte's Leben und Briefwechsel erhielten. — Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling ist am 27. Januar 1775 zu Leonberg in Württemberg geboren und der Sohn eines Predigers, studirte in Tübingen, promovirte daselbst, ging dann nach Jena, wurde Privatdocent und 1798 außerordentlicher Professor der Philosophie, studirte noch Medizin, worin er 1802 promovirte, wurde 1803 ordentlicher Professor und kam nach Würzburg, 1808 aber als Generalsecretär der Akademie der bildenden Künste nach München. Hier gerieth er mit Jacobi, dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, in Streitigkeiten, ging aus Verdruß darüber 1820 nach Erlangen, kam 1827 an die Universität mit dem Charakter als Geheimer Hofrath und bekam nach Jacobi's Tod dessen Stelle. Im Jahre 1834 erhielt Schelling den Orden der Württembergischen Krone und erlangte auch von anderen Seiten hohe Ehrenbezeugungen, im Jahre 1841 folgte er aber einer Ein-

ladung des Königs von Preußen nach Berlin, wo er über seine Offenbarungsphilosophie Vorträge hält. Seine Hauptschriften sind: Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie, Tübingen 1795; Ideen zu einer Philosophie der Natur, 1795; Von der Weltseele, eine Hypothese der höheren Physik zur Erläuterung des allgemeinen Organismus, Hamburg 1798; Erster Entwurf der Naturphilosophie, Jena 1799; System des transscendentalen Idealismus, Tübingen 1800; Vorlesungen über die Methode des akademischen Unterrichts, 1803; Zeitschrift für speculative Physik, Jena 1800—1801, 2 Bde.; Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge, Berlin 1802; Philosophie und Religion, Tübingen 1804; Philosophische Schriften, Landshut 1809; Allgemeine Zeitschrift von und für Deutsche, Nürnberg 1813, 3 Hefte; Ueber die Gottheiten von Samothrake, Tübingen 1816; Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur, 1807; Anthologie aus Schelling's Werken. Mit Genehmigung des Verfassers, Berlin 1844. Gegen seine neueste Offenbarungsphilosophie schrieben Paulus und Kapp, worunter Letzterer besonders heftig, indem er Schelling zu einem literarischen Wilddieb machen will, der Alles von Anderen entlehnt habe. —

262. Eine Hauptthätigkeit für die romantische Schule war die Kritik, welche durch sie neu belebt wurde, wie auch beide Schlegel, Adam Müller und Solger ihr sich vorzüglich zuwandten. Die Brüder Schlegel sind gerade auf diesem Gebiete gemeinschaftlich vorgeschritten und haben sich hier einen glänzenden Namen erworben, obschon sie weder entschieden starke Gesinnung, noch wahre Genialität besaßen und nur das ihnen eigen war, sich Alles mit Leichtigkeit anzueignen und es zeitgemäß zu verarbeiten. Dies bedingte vorerst, daß sie weniger producirten, als auf dem Gebiete der Literaturgeschichte und Kritik wirkten, obschon sie sich Anfangs auch als Dichter gebärdeten und zu den größten Poeten zu gehören vermeinten. Ihren Produkten hat man überhaupt vielfach die wahre Poesie abgesprochen und wenn Schiller meinte, daß sie einen gewissen Ernst und ein tieferes Eindringen in die Sache besäßen, so sprach er ihnen doch das Gemüth ab und man findet bei beiden Brüdern bei vieler Trockenheit und Dürre nur zu oft eine herzlose Kälte. Beide Brüder besaßen eine gründliche philologische Durchbildung und genaue Kenntniß des Alterthums, wodurch sie eine tüchtige Grundlage hatten, auf der ihre Kritik beruhen konnte. Dieselbe bestand vorzüglich in Charakteristiken und literatur-historischen Kritiken und hiermit lehnten sie sich an Herder an, der ebenfalls lehrte, daß Poesie nur durch Poesie beurtheilt werden könne und Phantasie und Gefühl mit dem Verstand Hand in Hand gehen solle. Auch Schiller war ihnen ein Ausgangspunkt, indem er das Romantische im Sentimentalen fand, und endlich leiteten sie die Kritik aus den engen Schranken des Vaterlandes hinaus über alle anderen Völker und bahnten die universelle Literaturgeschichte an. Beide Brüder verbanden sich zur Herausgabe des Athenäums, brachten in das Gebiet der Kritik wieder frische Lebenskraft, Keckheit und Lebendigkeit und haben unserer Literatur vorzüglich dadurch genützt, daß sie dieselbe davor bewahrten, in eine moralisirende Philisterhaftigkeit zurück zu verfallen, welche Klippe ihr damals nur zu sehr drohte.

Der ältere Bruder **August Wilhelm v. Schlegel** hat durch seine auffallende Eitelkeit, Ziererei und die Sucht, durch feine Sitte und vornehme Weltform zu glänzen, nur zu oft den heftigsten Tadel auf sich gezogen, der fast nichts Gutes mehr an ihm lassen wollte; aber es ist nicht zu verkennen, daß die Parteisucht darin zu weit gegangen ist, wenn auch Schlegel zu solchem Urtheile hinlänglich Ursache gegeben hat. Er besaß zwar nicht jenen philosophischen und phantasiereichen Geist wie sein jüngerer Bruder, übertraf ihn aber durch den Reichthum seiner vielseitigen Kenntnisse, seine philosophische Durchbildung, die Glätte und Klarheit seiner Sprache und die außerordentliche Gewandtheit, sich auch fremde Idiome bis auf die feinsten Nuancen zu eigen zu machen. Er wurde jedoch oft kalt und trocken und seine poetischen Leistungen gehören mehr durch ihre Form, als durch den Inhalt zur Romantik. Geboren und erzogen unter günstigen Verhältnissen, wandte er sich schon in der Jugend der Poesie zu, machte bedeutende Reisen, kam mit den größten Geistern der verschiedenen Länder in Berührung und gewann so die reichste Gelegenheit zur vielseitigsten Ausbildung; auch beschäftigte er sich viel mit der Literatur der südlichen Völker und pflegte er sehr sein entschiedenes Uebersetzungstalent. Was seine poetischen Leistungen betrifft, so haben diese nur wenig auf Originalität Anspruch zu machen, indem seine Gedichte mehr durch Gewandtheit und Glätte der Sprache und Verse glänzen, als durch innern Gehalt, und geistreiche Reflexion zu sehr vorwaltet, während das Herz selten mitspricht. Doch hat auch Schlegel einige Gedichte geliefert, welche davon eine Ausnahme machen: wie die Klagelieder über den Tod seiner Stieftochter, worin inniges Gefühl sich offenbart, die Legende des heil. Lukas, die sehr einfach gehalten ist, und die Romanze Arion; auch gehören seine Sonette zu den vorzüglichsten Leistungen dieser Art und können hinsichtlich der Form und des Rhythmus zu den vorzüglichsten Dichtungen gerechnet werden. Ueberhaupt hat er die Technik unserer Poesie bedeutend ausgebildet und es verstanden, mit meisterhafter Hand antike und moderne rhythmische Verhältnisse treu wiederzugeben. In seinem kühnen Jugendübermuthe versuchte er sich auch im Drama und schrieb seinen Jon; aber so vollendet die technische Ausführung ist und so schöne einzelne Situationen uns darin begegnen, so durchaus gekünstelt und verfehlt ist das Ganze und liefert nur einen Beweis für die poetische Unbefähigtkeit des Verfassers. Wie schon erwähnt, gründet sich Schlegel's Ruhm auf seine kritische Thätigkeit und man kann sagen, daß er der Schöpfer der deutschen Literaturgeschichte wurde, indem er die Grundsätze, welche vor ihm und namentlich durch Göthe und Schiller aufgestellt wurden, auf die verschiedenen Werke der Literatur praktisch anwandte und zum Theil sogar weiter ausführte. Hier wirkte Schlegel aber nicht blos für Deutschland, sondern auch für Frankreich und andere Völker und wie er uns mit deren Literatur bekannt machte, so trat er zuerst als der Kritiker ihrer selbst wieder auf und eröffnete uns so das wahre Verständniß ihres Geistes.

Freilich ist Schlegel's Kritik zu wenig von philosophischem Geiste durchdrungen und er behandelte mehr das Aeußerliche, als den inneren Geist, auch zeigt sich nicht überall der nöthige Ernst und die Gründlichkeit; dagegen sind seine literar-historischen Leistungen reich an treffenden Bemerkungen, scharfer Charakteristik und vornehmer Eleganz. Man hat ihm nur vorgeworfen, daß er zu scharf und übermüthig verfahren sei, aber die Zeit hat doch größtentheils sein Urtheil gerechtfertigt und die wahre Kritik muß bei Kunstleistungen, die doch mit dem Anspruche auf vollendete Schönheit auftreten, mehr als irgendwo unbarmherzig ihren Ausspruch fällen. In seinen Vorlesungen über die dramatische Kunst und Literatur behandelte er zwar das antike Drama mit vieler Liebe und Ausführlichkeit, aber die Romantik war ihm doch sein Hauptziel und er suchte dieselbe wieder zu erheben und zu adeln. Man kann denselben freilich entgegen halten, daß sie auf das Alterthum und auf die spanische und englische Romantik zu großes Gewicht legen, auch manches schiefe Urtheil gefällt ist; allein das kann ihm nicht versagt werden, daß er darin zuerst ein umfassendes Gesammtbild der dramatischen Leistungen geliefert hat, das auch durch seine Sprache einen hohen Rang einnimmt. Wäre damit eine philosophischere Behandlung verbunden gewesen und hätte Schlegel die großen Geister tiefer erfaßt, so würden diese Vorlesungen für alle Zeiten ein Meisterwerk bleiben, während sie so wegen ihrer Oberflächlichkeit von anderen Werken rasch wieder überholt wurden. Schlegel's Leistungen als Uebersetzer sind bis heute noch nicht übertroffen und hierfür war auch sein Geist am meisten geschaffen, indem er die deutsche Sprache vollständig in seiner Gewalt hatte und sie in alle fremden Formen sich zu fügen lehrte. Er übersetzte nicht nur den Calderon, sondern auch den Shakespeare durchaus im Geiste und in der Sprache des Originals und durch sein Beispiel angeregt haben wir später andere ausgezeichnete Leistungen in diesem Gebiete erhalten, indem seine Nachfolger vorzüglich durch ihn auf den richtigen Weg geleitet wurden und zum Theil auch erst durch Schlegel die Anregung dazu erhielten. Am Abende seines Lebens wandte er sich vorzüglich der Sanskritliteratur zu, worauf ihn seine Liebe zur Romantik führte, und seit 1820 gab er nicht nur die indische Bibliothek heraus, sondern legte auch eine Sanskritdruckerei an, wodurch er verschiedene Werke publicirte, doch sprechen ihm Sachverständige auch hier die ächte Gründlichkeit ab. Nichts destoweniger hat er sich auch in diesem Gebiete manches Verdienst erworben und dasselbe wird ihm auch die Zukunft gern zugestehen, wenn auch gerade die jüngste Zeit ihm seinen Werth mit derselben Anmaßung zu rauben suchte, die er gegen Schiller bewiesen hatte.

Neben ihm erscheint Friedrich v. Schlegel auf demselben Gebiete der Romantik, jedoch war sein sinnlich-geistiges Behagen zu genußsüchtiger Lust gesteigert und gerieth er dadurch auf zahlreiche Abwege und Verirrungen; auch ließ er sich zu sehr in das Gewirre der Parteien ein und wechselte oft Ansichten

und Standpunkte, indem er bei seiner reichen Phantasie und dem sinnlichen Triebe in fortwährender Unruhe schwebte, die ihn zu keinem sicheren Halte kommen ließ. Er lebte immer im Bestreben, das Reale und Ideale auszugleichen, aber es fehlte ihm die Energie des Geistes und der Ernst der Arbeit, um den Genuß zu erringen, nach dem er suchte, und zudem fiel er gerade in eine Zeit, die selbst von einem Widerspruche zum anderen schwankte, bis ihn zuletzt sein eifriges Bemühen nach dem Höchsten und Größten und sein Suchen nach innerer Einheit in immer größere Widersprüche führte und er dann ganz vom Netze der verfinsternden Diplomatie und des krassesten Offenbarungsglaubens umstrickt wurde. Der Hauptgrund dieses schwankenden Umhertappens dürfte wohl darin zu suchen sein, daß er in seiner Jugend zum Kaufmannsstande bestimmt war, zu dem er keine Liebe hatte, und keine gründliche wissenschaftliche Bildung bekam, worauf er sich mit Eifer und Hast auf das Studium des Alterthums verlegte und von dem Einen zum Anderen überschweifte, um durch Vielseitigkeit zu ersetzen, was ihm an Gründlichkeit abging. Seine erste Arbeit war eine Abhandlung über die Schule der griechischen Poesie, der noch einige andere Schriften folgten, die ähnliche Stoffe behandeln und die von Göthe und Schiller ausgesprochenen ästhetischen Grundsätze und Ansichten weiter führten. In seinem Gespräche über die Poesie entwickelte er seine Ansichten über die Romantik, verschmolz Naturphilosophie mit Mythologie und glaubte damit die Einigung des Geistes aller Künste und Wissenschaften zu erzielen. Hier waren ihm Cervantes und Shakespeare als Haupt-Heroen erschienen, während er im nächsten Jahre sich Lessing zuwandte und bald darauf wieder in seinem Alarcos auf dem Tummelplatze der Romantik erschien. Dieses Drama ist von ähnlicher Art wie das seines Bruders und als Drama durchaus verfehlt, ja sogar noch mehr als jenes, weil es alle rhythmischen Formen unter einander mengt und dadurch zu einer Carikatur wird. Später, als er eine neue Metamorphose durchmachte, erschien seine Schrift über die Sprache und Weisheit der Inder, die ganz katholisch gefärbt ist, jedoch auch wieder nach eigener Art, denn er fand im Katholicismus blos die Religion der Romantik und suchte in ihm hauptsächlich die versprochene Gnade, deren er, wie Niemand mehr als er selbst fühlte, nach den Sünden der Schriftstellerei und des Lebens, die ihn arg compromittirten, sehr bedürftig war. Nachdem man wenig mehr von ihm zu hoffen glaubte, raffte er sich übrigens wieder auf und schrieb 1809 im Hauptquartiere des Erzherzogs Johann jene glühenden Proklamationen gegen Napoleon, welche so ungemeines Aufsehen erregten und den ersten Anstoß zu der späteren Erhebung gaben. Nach diesem Kriege hielt er zu Wien Vorlesungen über die Geschichte der alten und neueren Literatur, worin er weniger durch Gründlichkeit, als in glänzender Darstellung ein Gesammtbild alles dessen geben wollte, was er über das Alterthum und besonders das Mittelalter gesammelt, gelernt und gedacht hatte, und namentlich auch auf die nationale Bedeutung der verschie-

denen Literaturen aufmerksam machte. So manches Schöne und Treffende diese Vorlesungen auch enthalten, so ist doch von seiner Vorliebe für die Romantik das Wichtigste und Interessanteste zu wenig von ihm berücksichtigt worden und zeigt sich überall die Verstimmung des Verfassers gegen Alles, was wahren geistigen Fortschritt betrifft. Seine Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte haben nur wenig inneren Gehalt, denn ein Mann wie Schlegel, dem nichts mehr abging als philosophische Bildung und die Schärfe des Verstandes, konnte um so weniger auf diesem Gebiete etwas leisten, als Dogmatik und Traditionsglaube jeder wahren Philosophie feindlich sind. Seine Idee dabei war, nachzuweisen, wie das ganze Menschengeschlecht in den verschiedenen Weltaltern nach dem Stufengange der Gnade zu dem verlorenen göttlichen Ebenbilde wieder empor steige, eine Ansicht, die Schelling in neuerer Zeit zum Grundsatze seiner Offenbarungsphilosophie gemacht haben soll. Ueberhaupt rang Friedrich Schlegel darnach, ein philosophisches System aufzustellen; aber an Andere sich anlehnen mochte er nicht und selbstthätig zu verfahren, reichte seine Kraft nicht hin. Im Allgemeinen war er noch ein viel weiblicherer Charakter, als sein Bruder, und in Allem ein Dilettant, der nirgends einen entschiedenen Standpunkt einzunehmen vermochte, obschon er es wollte, und vermeinte durch Witz und Form den Geist und die wahre Poesie zu ersetzen. Darum brachte er nirgends ein ganzes Werk hervor, nirgends zeigte sich die Erschöpfung eines Gegenstandes, sondern in der Verblendung seines Ich wähnte er Alles meistern und überwältigen zu können und überhob er sich der Haupterfordernisse, der Gründlichkeit und Tiefe. Dies hatte dann wieder seinen Grund in seiner sinnlichen Geistigkeit und dem Streben nach Genuß, das ihn immer fortriß, weil er nirgends Befriedigung fand und sich auch nicht an Entbehrung oder Ermäßigung des Genusses gewöhnen wollte. Gerade in dieser Stimmung schrieb er seinen Roman Lucinde, der offen und ohne Scheu den Kultus des Fleisches und den Communismus der Liebe predigt und die Sinnlichkeit als wahre Unschuld darstellt, indem die Liebe die reinste Vermählung des Geistigen und Sinnlichen sein soll. Schiller meinte mit vollem Rechte, daß hier des Verfassers Göttin die Frechheit sei, und das Werk ist so wenig künstlerisch ausgebildet, daß die Lüsternheit des Inhalts um so nackter hervortritt und sich selbst durch Schleiermacher's Briefe über die Lucinde nicht beschönigen konnte. Zu derselben Zeit stellte Schlegel auch seine Theorie der Ironie auf, welche leider so lange Zeit hindurch unsere Literatur beherrschte und die, auf Fichte's absolutem Ich beruhend, in dem Rechte des unendlichen Individuums besteht, sich zum Herrn über Alles zu machen, das nur durch das Ich seine objektive Wirklichkeit gewinnt. So vielseitig bei Schlegel die Widersprüche seines Lebens sind, so war doch seine sinnliche Anschauungsbedürftigkeit die Ursache zu all den verschiedenen Umwandlungen, so daß schon zu der Zeit, wo er noch das Griechenthum vergötterte, verschiedene Züge der Mystik hereinragten, bis er sich dieser

nach und nach immer mehr ergab und sich durch Jakob Böhme und Angelus Silesius immer weiter fortreißen ließ. Dasselbe zeigte sich auch bei ihm in der Politik und in seinen Ansichten über Kunst. Seine lyrischen Gedichte sind oft wärmer gehalten, von reinerer Empfindung und überhaupt poetischer als die seines Bruders, aber sie sind zu mystisch, dunkel und nebelhaft und werden meistens zu Mönchsgesängen, an denen die Poesie keinen Theil mehr hat. Daher hat Friedrich Schlegel eher noch weniger Anspruch auf Ruhm zu machen, als sein Bruder, der weit mehr Kenntnisse mitbrachte und mit größeren Erfolgen gewirkt hat. Doch verdienen Beide die oben erwähnte Anerkennung, daß sie in schlimmer Zeit unsere Literatur vor Versumpfung bewahrten.

August Wilhelm von Schlegel ist am 8. September 1767 zu Hannover geboren, wo sein Vater Consistorialrath war, zeigte schon frühe Talent für Sprachen und Dichtung, studirte in Göttingen seit 1786 Theologie und dann Philologie, wurde mit Bürger und Heyne bekannt, wovon ihn der Eine in die Dichtkunst einführte, während er durch den Anderen eine tüchtige klassische Bildung bekam, und ging von Göttingen als Hofmeister nach Amsterdam in das Haus des Banquiers Muilmann, in welchem er drei Jahre blieb. Im Jahre 1796 ging er nach Jena, wo er an Schiller's Horen und der allgemeinen Literaturzeitung mitarbeitete, den Shakespeare übersetzte und als Rath und Professor vielbesuchte Vorträge hielt. Von 1798—1800 gab er die Zeitschrift Athenäum heraus, dann seine Gedichte und verschiedene Spottschriften und war im Verkehr mit den größeren Geistern jener Gegend. Unangenehme häusliche Verhältnisse, die Trennung von seiner Gemahlin, einer geborenen Michaelis, der Tod seiner Stieftochter Auguste Böhmer und verschiedene Anfeindungen bewogen ihn, im Jahre 1802 Jena zu verlassen und sich nach Berlin überzusiedeln, wo er Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters hielt, den Calderon übersetzte und mit der Frau v. Staël bekannt wurde. Mit dieser machte er seit 1804 verschiedene Reisen und lebte bei ihr abwechselnd auf ihrem Landgute Coppet am Genfersee, in Italien und Frankreich, wo seine französisch geschriebene Vergleichung der Phaedra des Euripides mit der des Racine ungemeines Aufsehen erregte, und zu Wien, wo er seine dramatischen Vorlesungen zu Ende des Jahres 1808 hielt. Im Jahre 1812 kam er nach Schweden, wo er dem Kronprinzen bekannt wurde, und dieser nahm ihn 1813 als politischen Schriftsteller in sein Hauptquartier in Deutschland mit, was ihm mehrere schwedische Orden und den Adel eintrug. Hierauf lebte er wieder bei der Frau v. Staël bis zu ihrem Tode 1817 und wurde 1818 Professor an der Universität Bonn, wo er sich 1819 mit der Tochter des Professors Paulus in Heidelberg vermählte, welche Ehe aber gleich wieder getrennt wurde. In der letzten Zeit gab er sich mit orientalischen Sprachstudien ab, ging 1823 deshalb nach England, hielt 1827 zu Berlin vor einem gemischten Publikum Vorlesungen über die schönen Künste und starb im Jahre 1845. Die Verdächtigung, daß er ein heimlicher Katholik gewesen, hat er selbst widerlegt. Seine sämmtlichen Werke wurden seit 1846 durch Eduard Böcking gesammelt herausgegeben, nachdem sie früher ziemlich zerstreut erschienen waren. Von 1820—1830 gab er die indische Bibliothek heraus. Seine Lebensbeschreibung ist ebenfalls von Böcking versprochen worden. — Friedrich von Schlegel ist am 10. März 1772 zu Hannover geboren, sollte in einem Handlungshause zu Leipzig die Kaufmannschaft erlernen, fühlte sich aber darüber so unglücklich, daß ihn der Vater wieder nach Hause nehmen mußte, und begann im 16. Jahre zu studiren, wo er sich der Philosophie zu Göttingen und Leipzig widmete. Nachdem er durch einige Schriften über das Alterthum die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen hatte, gab er mit seinem Bruder das Athenäum heraus und trat auch als Dichter in der Lyrik und im Drama auf. Er neigte sich immer mehr der Mystik zu, machte verschiedene

romantische Dichtungen des Mittelalters bekannt, trat mit seiner Frau, einer Tochter Mendelssohn's, im Jahre 1803 zu Köln zur katholischen Religion über, studirte in Paris orientalische Sprachen, ging 1808 nach Wien, wurde Hoffecretär bei der Staatskanzlei, ging 1809 in das Hauptquartier des Erzherzogs Johann, für den er die Proclamationen schrieb, hielt 1812 Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur in Wien, gab das deutsche Museum heraus, arbeitete für die Metternich'sche Politik, wurde 1815 Legationsrath beim Bundestag, zog sich aber 1819 von allen Geschäften zurück und verlor sich in den letzten Jahren ganz in seinen politisch-religiösen Träumereien, so daß ihn alle Vernünftigen für einen halb Wahnsinnigen ansahen und er sich mit magnetischem Hellsehen und apokalyptischen Zahlendeutungen abgab. Er starb am 11. Januar 1829 am Schlag, auf einer Reise zu Dresden. Seine sämmtlichen Werke, jedoch unvollständig, erschienen zu Wien 1822—25 in 10 Bänden.

263. Ziemlich geistesverwandt mit dem jüngeren Schlegel und in vielfach ähnlicher Thätigkeit wie derselbe war Adam Müller aus Berlin, der ebenfalls Geist und Sinnlichkeit, Phantasie und Verstand mit einander verschmolz und dadurch zu keinem rechten Halt im Leben wie in der Wissenschaft gelangen konnte. Auch er wollte ein Philosoph sein, ohne dazu die Schärfe des Geistes zu besitzen, ein Literarhistoriker und Kritiker, ohne die nöthigen historischen Kenntnisse, und ein Politiker, ohne Lebenserfahrung, wie auch ein frommer Christ, ohne dazu den nöthigen Ernst der Gesinnung und der Religion zu gewinnen. Alles wurde bei ihm mehr Phrase und Schein und er glaubte die Mängel seines Geistes durch Witz und Vornehmthuerei verdecken zu können. Gerade dies thut seinen Schriften auch da, wo er wahr ist, großen Eintrag und überhaupt wirft er Wahres und Falsches bunt durcheinander. In seinen Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur suchte er die Versöhnung des äußeren und inneren Lebens als das Problem der Zeit hinzustellen und die Poesie zur Vermittlerin von Wissen und Kunst und Allem, was die Welt bewegt, zu machen, besonders aber auch darzulegen, wie das Antike und Moderne durch die höhere deutsche Kritik vermittelt werden müsse. Darum zeigte er die größten Sympathieen für das Mittelalter und die Tradition und wandelte er vollständig auf dem Wege der romantischen Mystik. Das Buch ist jedoch keine eigentliche Literaturgeschichte, sondern mehr eine Sammlung von Betrachtungen, wobei sein Standpunkt immer der des katholischen Christenthums war, welchen Maaßstab er auch selbst bei Göthe anwandte. Müller wollte auch seine romantisch-mystischen Ansichten auf die Lehre vom Staate übertragen und meinte, der Staat solle zum Reiche der Wissenschaft werden, wie er überhaupt die Staatswissenschaft als die Hauptbeschirmerin des menschlichen Gesammtlebens ansah. Im Allgemeinen war er ein Anhänger des patriarchalischen Absolutismus im Sinne Metternich's, ein Freund des Feudalitätswesens aus der Zeit des dunkeln Mittelalters und der galanten Ritterzeit, weshalb er auch mit Burke ein entschiedener Gegner der französischen Revolution war und denselben als einen der größten Geister verehrte, obschon Burke von dem österreichischen Hofrath und Ritter in keiner Hinsicht etwas wissen wollte. Müller war auch darin ein Ge-

sinnungsverwandter von Fr. Schlegel, weil er in der Ironie die Offenbarung der Freiheit des Künstlers oder des Menschen fand und so ziemlich die nämlichen Ansichten wie dieser hegte, mit dem er überhaupt das Schwanken und die Unsicherheit theilte und noch viel weniger als dieser Anspruch auf literarische Bedeutung hat, da nicht einmal das äußere Gewand seiner Schriften sich mit den Schlegel'schen messen kann. — Wichtiger als Müller wurde der Berliner Professor Solger, der eine Art Mittelweg einzuhalten suchte und den Idealismus mit der Naturphilosophie vermitteln wollte, aber gerade durch diese Widersprüche zu einer unsicheren Haltung und Unzufriedenheit mit dem Leben und der Wirklichkeit gedrängt ward, die sich auch in seinen Betrachtungen über Poesie und Kunst überall zeigt. Die abstrakt-dualistische Weltansicht offenbart sich zunächst in seinen Lehren über die Tragödie und Komödie und besonders im Erwin, einem Gespräche über das Schöne und die Kunst, das breit und schwerfällig geschrieben ist und gerade durch die Form am meisten verhinderte, daß es mehr beachtet wurde. Er war zu sehr mit dem Alterthume vertraut und philosophisch gebildet, um recht in die Grundsätze der Romantik einzugehen, was er doch wollte, und gerade diese Halbheit hat ihm am meisten geschadet. Auch er wollte die Religion durch eine populäre Philosophie zum nationalen Bewußtsein bringen und die Ironie und den Humor in ästhetischer Hinsicht näher bestimmen; aber Ironie bestand bei ihm nicht in dem frivolen Sinne Schlegel's, sondern sie sollte ihm das Höchste und Heiligste vermitteln und war ihm der wahre Mittelpunkt der dramatischen Poesie. Doch wurde ihm die Sache selbst nicht ganz klar und seine Ansicht enthielt daher viel Schiefes; der ächte Humor beruhte überhaupt auf seiner philosophischen Grundanschauung von der Nichtigkeit alles Endlichen vor Gott. Mit bedeutendem Erfolge hat übrigens Solger für die Kritik gewirkt, die er unter Anderen auch an des älteren Schlegel Vorlesungen über die dramatische Kunst übte. Am meisten beruht jedoch sein Ruhm auf seiner Uebersetzung des Sophokles, wozu er besonders eine vortreffliche Vorrede und Würdigung dieses Tragikers lieferte, die selbst jetzt noch ihre Anerkennung erlangt, wenn die Uebersetzung auch durch neuere Arbeiten übertroffen wurde. Neben diesen könnte man noch Wilhelm Neumann nennen, dessen Thätigkeit mehr eine kritische war, wobei er zwar auf dem Grunde der Schlegel'schen Kritik arbeitete, aber mit mehr Feinheit und treffender Schärfe, sowie mit größerer Rücksicht auf die Stellung der einzelnen Leistungen im Verhältnisse zum ganzen literarischen Bildungszustande. Daß er dabei nicht der Zeit hinlänglich folgte, ergibt sich leicht aus seiner Grundrichtung und kann seine Verdienste nicht beeinträchtigen. Auch schrieb er einen Roman, „Karl's Versuche und Hindernisse," der wirklich einige gute humoristisch-satirische Stellen besitzt. Endlich gehört noch A. Fr. Bernhardi hierher, der nicht nur einige komische Erzählungen und dramatische Darstellungen voll freien, leichten Witzes und Ironie schrieb und unter dem Namen



Bambocciaden herausgab, sondern auch im Gebiete der Kritik sich bewegte und dabei mit Schlegel und Tieck Hand in Hand ging. Er erwarb auch als Sprachforscher und Pädagog Verdienste, jedoch stellte er Hypothesen auf, die zu viele Willkürlichkeiten an sich tragen.

Adam Müller (von Nittendorf) ist im Jahre 1779 zu Berlin geboren, sollte Theologie studiren, widmete sich aber 1798 zu Göttingen der Jurisprudenz und dann zu Berlin den Naturwissenschaften, wurde Referendar, machte eine Reise nach Schweden und Dänemark, hielt sich zwei Jahre auf dem Lande in Polen auf, ging dann zu Gentz nach Wien, wurde hier am 30. April 1805 katholisch, ging hierauf nach Polen und von hier nach Dresden, hielt daselbst 1806 Vorlesungen über die deutsche Literatur, 1807 über dramatische Poesie, 1808 über die Idee der Schönheit und 1809 über das Ganze der Staatswissenschaften, kam 1809 nach Berlin, wo ihn die preußischen Minister sehr mit Auszeichnung behandelten, und hielt Vorlesungen über Friedrich II., erlangte aber keine Anstellung. Er begab sich daher im Mai 1811 nach Wien und lebte ganz den Wissenschaften zwei Jahre lang im Hause des Erzherzogs Maximilian von Este, hielt 1812 Vorlesungen über die Beredtsamkeit und war 1813 kaiserlicher Landes-Commissär und tyroler Schützenmajor, später daselbst Regierungsrath und Referent, bis er im April 1815 mit Kaiser Franz nach Paris ging. Von hier kam er als Generalconsul an die Höfe von Sachsen, Anhalt und Schwarzburg, wohnte zu Karlsbad und Wien den Ministerialconferenzen bei, lebte hierauf zu Leipzig, schrieb 1816—18 die Staatsanzeigen, kehrte 1827 nach Wien zurück und starb hier am 17. Januar 1829. — Karl Wilhelm Ferdinand Solger ist am 28. Novbr. 1780 zu Schwedt geboren und Sohn des dortigen Kammerdirektors, studirte seit 1799 zu Halle die Rechte und trieb dabei Sprachwissenschaft, wurde 1803 bei der Kriegs- und Domänenkammer angestellt, ging aber 1806 nach Schwedt, wo er die Uebersetzung des Sophokles vollendete (1808 erschienen), wurde 1809 Privatdocent und dann außerordentlicher Professor in Frankfurt a. d. O., dann zu Berlin und starb hier am 20. Oktober 1819. Sein Nachlaß und Briefwechsel ist 1826, Leipzig, 2 Bde., von Tieck und Fr. von Raumer herausgegeben worden. Seine Berliner Vorlesungen über Aesthetik gab 1829 K. K. W. Heyse heraus. — Wilhelm Neumann, 1781 geboren und 1835 gestorben, lebte in Berlin. — August Friedrich Bernhardi ist im Jahre 1768 zu Berlin geboren, studirte Philologie und Mathematik, wurde Lehramtscandidat am Werder'schen Gymnasium, kam mit Tieck in nahe Berührung, schrieb Theaterkritiken, 1797—1800 seine Bambocciaden, dann eine Sprachlehre, 1801 die Zeitschrift Kynosarges, die nicht fortgesetzt worden, seine größere Sprachlehre, dann pädagogische Programme, wurde Direktor des Gymnasiums und Consistorialrath und starb im Mai 1822.

264. Die beiden Schlegel, welche die romantische Schule eröffneten, haben in produktiver Hinsicht nur wenig für dieselbe gethan; aber es fanden sich rasch zahlreiche junge Talente, die in eitler Selbstüberhebung vermeinten, man brauche die Dichtung nicht mehr aus dem innersten Lebenselemente des Volks zu schöpfen und die Idee des Schönen mit der Wirklichkeit und Wahrheit zu verbinden, sondern die auf ihre eigene Inspiration vertrauten und sich ganz ihren träumerischen Phantasien und mystischen Ahnungen hingaben. Mancher tüchtige Geist war darunter, aber zu wahrhaft großartigen Leistungen und zu vollendeten Dichterwerken konnte Keiner gelangen, weil es ihnen an der nöthigen Selbstbeschränkung, an Ruhe und Klarheit fehlte. An die Spitze dieser jungen wirkenden Kräfte trat Ludwig Tieck, der, wie Göthe, alle Umwandlungen der Zeit

in seiner Poesie abspiegeln ließ und Anfang, Mittelpunkt und Ende der romantischen Schule bezeichnet und jedenfalls zu unseren besseren Dichtern gehört. Er war ganz für die romantische Dichtung geboren und auch seine Erziehung gestaltete sich in diesem Sinne. Voll beweglicher Phantasie und Empfindung, ohne Tiefe der Wissenschaftlichkeit und sich ganz in die Kunstanschauung und in das Leben des Mittelalters vertiefend, hatte er keine Liebe für Philosophie, sondern mehr eine Hinneigung zur Religiosität und Mystik und glaubte gerade in letzterer den Schlüssel zu den Geheimnissen und Wundern der Natur und des Christenthums zu finden. Es war jedoch diese Richtung auch nicht ganz tief in ihm begründet und wie er sie mit seinem leichten Dilettantismus ergriff, so gab er sich auch wieder dem griechischen Alterthum, dem Sophokles und Shakespeare hin und zuletzt fühlte er sich von den Mystikern übersättigt, wie er überhaupt an nichts festhalten, keine Ruhe bewahren und sich in nichts länger vertiefen konnte. Es mangelte ihm vorzüglich der feste persönliche Mittelpunkt, von dem aus er mit Ruhe und Klarheit alle Erscheinungen betrachten und würdigen konnte, und darum liegen bei ihm Phantasie und Verstand, Wärme und Kälte bunt neben einander und sind alle Tonarten angeschlagen. Tieck ist der Hauptvertreter der Ironie und sie ist ihm oft sehr gelungen; aber nur zu oft erscheint sie auch zu absichtlich und zudringlich, als daß sie das ästhetische Gefühl befriedigen könnte; auch wird der Humor bei ihm oft zu anmaßlich und sinkt zur Plattheit herunter. Meistens besteht er in einem leeren Selbstspiegel und es ist nicht zu verkennen, daß Phantasie und die Gewalt des Ausdrucks, sowie der Reichthum an sprühendem Witze Tieck besonders eigenthümlich war; nur ist dabei immer wieder zu bedauern, daß ihm der Ernst der Idee und die Tiefe der Ueberzeugung meistens fehlt. Bei aller Bewunderung, die man ihm gezollt hat, kann doch nicht geläugnet werden, daß er keine ächte Produktionskraft besitzt, überall der Dilettantismus vorwaltet, er sich dem Stoff der Abenteuerlichkeit und den Eindrücken des Augenblicks zu sehr hingibt, auf der Oberfläche haften bleibt, Begeisterung und Originalität künstlich zu erzwingen sucht und das Vermengen der Gegensätze den Genuß seiner Produkte stört. Je mehr Tieck mit dem Theater vertraut ward und je stärker er darauf drang, daß der Geschmack geläutert und die Bühne gehoben werde, um so undramatischer sind seine Theaterstücke und um so mehr hätte er der Dramatik geschadet, wenn seine Stücke Anklang gefunden hätten, denn er vermeinte, Shakespeare zu erreichen, wenn er seine Witze und willkürlichen Aeußerlichkeiten von ihm borgte, ohne die geniale Kraft und Innerlichkeit dieses Meisters zu besitzen. Die romantische Schule achtete aber diese Grundmängel nicht, sondern um sich selbst zu erheben, wagte sie es sogar, Tieck nicht nur neben, sondern sogar über Göthe zu setzen und schadete dadurch nur ihm selbst. Tieck hat jedoch für unsere Literatur eine nicht geringe Bedeutung; er erweiterte den Geist unseres literarischen Kosmopolitismus und suchte ihn zu nationalisiren, bereicherte die Sprache, gab

ihr eine frischere Färbung, Belebung und Klarheit und bewegte sich in allen Gebieten der Poesie, im Drama wie in der Lyrik und der Novelle.

Seine Schriften bezeichnen die verschiedenen Stadien, die er in seiner Bildung selbst durchgemacht hat, und zwar begann er mit dem philosophischen Skepticismus, verfiel dann in das Gebiet der Religion und Mystik, schlug darauf den Ton der Ironie und des Humors an, wandte sich dem Mittelalter und Shakespeare zu und bewegte sich zuletzt ganz in der modernen Richtung der Novelle, welche Zeittendenzen zu ihrem Gegenstande wählte. Sein Abdallah (1795) ist ein finsteres orientalisches Schauerbild, worin er im Sinne Klinger's trostlose Blicke auf die Menschheit wirft, und das hervorgegangen ist aus der in Berlin herrschenden geiststödtenden Richtung, die ihn dem Skepticismus zuführte. Sein zweites Werk, das jedoch schon früher begonnen wurde, ist William Lovell, in Briefform geschrieben und eine bunte Vermischung halb vernünftiger Gedanken und unreifer Betrachtungen über Menschen, Welt und Anderes enthaltend, voll unverstandener Philosophie und Rousseau'scher Freiheitslehre, worin der Held von Verderben zu Verderben eilt, Leib und Seele vergeudet, um dem Außerordentlichen nachzustreben, Menschenverachtung und Egoismus als Grundsätze des Lebens aufgestellt werden und ein blinder Fatalismus allein Trost gewähren soll. Die Elemente des Werther und Faust herrschen hier noch vor und dazu treten lyrische Subjektivität und schrankenlose Spekulation, so daß der Roman etwas Chaotisches hat und die tiefe Nacht eines dunkeln menschlichen Innern voll Melancholie und Hypochondrie dargestellt wird. Hier schon dringt die ironisirende Satire durch und es kann den Roman nicht genießbarer machen, wenn der Verfasser sagt, er habe darin die Verwirrung und den Seelenübermuth seiner Zeit schildern wollen. Ganz anders erscheint sein Peter Lebrecht (1795), welchen Roman er zu einem häuslichen Gemälde machte voll gewöhnlicher Ironie und im Dienste der Nikolai'schen Aufklärung geschrieben, deren Gegner er später wurde. Mit dem Jahre 1797 begann Tieck sich der Romantik zuzuneigen, wenn auch Anfangs nur schwankend und unsicher, wie dies Peter Lebrecht's Volksmährchen beweisen, welche der Mährchenwelt herrliche Gestaltungen abzugewinnen wissen, obschon auch hier noch zu viel Modernes mit eingeflossen und überhaupt die Darstellung zu redselig und breit ist. Tieck polemisirte hier bereits gegen Spieß und Cramer, welche die Ritterwelt mißhandelten, hielt sich aber doch mehr an Musäus und Aeltere, als daß er sich den Romantikern näher hingegeben hätte. Die beiden dramatischen Mährchen, welche darin enthalten sind, nämlich: der Blaubart und der gestiefelte Kater, bilden die Lichtpunkte des Buchs; während jedoch der Blaubart trotz aller trefflichen Einzelnheiten organische Einheit vermissen läßt und zu viel ironische Selbstobjektivirung enthält, tritt im gestiefelten Kater Laune und dramatische Wirkung besser hervor und erscheinen hier viele Züge ächt humoristischer Satire, wobei es nur zu bedauern ist, daß dieselbe gegen so

kleinliche Gegenstände aufgewendet ist. Diese Stücke haben übrigens das Verdienst, daß sie zum Besten der deutschen Komik gehören, wenn sie auch nicht aufführbar sind, weil sie das Bühnenwesen nicht berücksichtigen und ein zu feines ästhetisches Verständniß verlangen; übrigens darf nicht übergangen werden, wie z. B. im gestiefelten Kater Iffland, im Prinzen Zerbino die pedantische Nützlichkeitstheorie der damaligen Weltverbesserung rc. dargestellt ist und sie überhaupt gegen das Philisterthum gerichtet sind. Schlegel, der damals den Verfasser noch nicht kannte, witterte aus dem Buche sogleich die Geistesverwandtschaft heraus und bald darauf erschien Tieck mit seinem Romane Franz Sternbald's Wanderungen (1798), woran sein Freund Wackenroder mitarbeitete, ganz als ein Jünger der Romantiker. Das Buch ahmt Göthe's Wilhelm Meister nach und soll ein Künstlerroman sein, der die Vergöttlichung des Menschen in der Herzens- und Geistesverdichtung darstellen will, aber voll phantastischer Ueberschwänglichkeit ist und die Afterandacht des Verstandes zum Prinzip der Kunst machen will, wobei noch der Held eine Caricatur ist und zwar in der sentimentalen Manier Yorick's, der über seiner Kunstsehnsucht sich und die Welt aus dem Auge verliert. Hier wird die ganze Richtung der Romantiker verfochten und man kann es nicht stärker thun, als Tieck mit seiner Ansicht, daß in Allem, was der Künstler macht, nichts Unnatürliches sein könne, denn wenn er als Mensch den tollsten Gedanken habe, so sei er eben doch natürlich. Das Buch ist meistens schön geschrieben und enthält anziehende Schilderungen, aber als Kunstwerk ist es so gut wie seine übrigen Stücke verfehlt. Nach diesem Romane wurde Tieck mit Schlegel selbst bekannt und in Jena sagte er vollständig seinen antiken Sympathien Lebewohl und schloß sich entschieden der neuen Richtung an. Hier bearbeitete er den Don Quixote deutsch, übersetzte die Minnelieder und zum Theil den Shakespeare und versuchte sich sodann an umfassenderen Schöpfungen, wozu seine Genovefa und Kaiser Octavian vorzüglich zu rechnen sind. Nicht leicht haben Dichtungen der neueren Zeit so reiche Anerkennung erlangt, wie diese, und man kann sagen, daß darin wirklich die feinste und duftigste Blüthe der Romantik erschlossen ist und eine wahrhaft poetische Behandlung, zahlreiche lyrische und malerische Stellen und eine reiche Kunst der Darstellung sich zeigen; aber von wahrer tragisch-dramatischer Durchführung ist hier keine Rede. In der Genovefa ist mehr das Aeußerliche von Shakespeare nachgeahmt, die Sage ist nicht nach dem Geiste des Jahrhunderts behandelt und es fehlt das genial-geistige Band, welches die verschiedenen Elemente zu einem Ganzen zu vereinigen weiß; es werden alle romantischen Motive versucht, italienische und spanische Formen mit den Tönen des Minnelieds vermischt und im Gedränge der Empfindungen, Betrachtungen, Bilder und Melodien und in der nebelhaften Glorificirung der Mystik und irdischen Sinnlichkeit kann das ästhetische Gefühl nirgends Befriedigung erlangen. Die Sage von der Genovefa bildet nur den äußeren Rahmen, um neben der frommen Tugend

der Dulderin das gesammte mittelalterliche Leben zu schildern und den Heldensinn des Kriegs und die Gegensätze des Morgen- und Abendlands, sowie die Weihe der Wunder und des Märtyrerthums in epischer Breite vorzuführen. Genovefa weist uns auf die Macht des göttlichen Beistands und der Gnade hin, während Golo's Geschichte den blindesten Naturfatalismus ausspricht, wie sich dies besonders in dem dämonischen Liede: „Dicht von Felsen eingeschlossen" zeigt. Großartiger, klarer und abgeschlossener ist der Octavian (1804), welches wohl die vollendetste Dichtung dieser Schule sein mag. Hier ist die Romantik weniger gemacht und konsequenter in ihrem wahren Tone gehalten, die Phantasie zeigt sich frisch und lebendig und auch die Zeit der Sage ist getreuer wiedergegeben; aber es herrscht auch hier mehr Willkür und Breite, als eine wahrhaft geniale Dichtung es erlauben kann, und man muß gar viele Richtigkeiten übersehen und auch durch den bunten Wechsel der rhythmischen Formen sich nicht stören lassen, um die schönen lyrischen, humoristischen und malerischen Einzelnheiten mit Freude genießen zu können. Sein Phantasus (1812) enthält die früheren und neueren Mährchendichtungen mit einem dazwischen durchlaufenden Kunstroman, worin die Aesthetik der romantischen Schule dargelegt wird, und wurde auf lange Zeit ein Lieblingsbuch des Publikums, weil die Volkssagen und Mährchen auf frische und lebendige Weise wiedergegeben sind und sich in einigen derselben kindliche Naturpoesie zeigt, während auch die Darstellung gewandt und der Stil ungemein klar und durchsichtig ist; doch konnte sich Tieck auch hier von dem Modernisiren der alten Stoffe nicht ganz frei halten, wodurch die mittelalterliche Unbefangenheit vielfach verwischt wurde. Die romantischen Produktionen Tieck's wurden 1819 mit dem Fortunat beschlossen, der durch Stoff und Behandlung dem Octavian ähnlich ist und worin der Humor keck und ergötzlich auftritt und auch die Sprache zahlreiche Schönheiten bietet. Bald darauf veröffentlichte Tieck seine Gedichte (1821), denen man es ansieht, daß er Göthe nachahmen wollte und die neben gemachten Empfindungen auch viele lyrische Anklänge enthalten. Es fehlt ihnen aber Tiefe, Klarheit und Reinheit, es ist mehr ein Spielen mit Farben, Tönen und metrischen Formen und ein Versenken in nebelhafte Gefühle und so viele schöne vereinzelte Bilder darin erscheinen, so wenig sind sie zu einem bestimmten Gesammtbilde harmonisch verschmolzen. Es liegt überhaupt darin zu viel Kindisches und Gemachtes und es ist kaum möglich, eine Anzahl seiner lyrischen Gedichte nach einander zu lesen, ohne sich darüber zu langweilen. Doch finden sich auch einige der schönsten Perlen darunter, wie die Lieder: Im Windsgeräusch, In stiller Nacht, Heimliche Liebe, Liebesgegenwart, Die Zuversicht, Die Blumen ꝛc.

Mit seiner Uebersiedelung nach Dresden, wo bei Tieck eine größere innere Ruhe einzutreten begann, verließ er die eigentliche Poesie und wandte er sich der Novelle zu, wie auch im Mittelalter derartige Novellen gedichtet wurden, welche damals äußerlich Wunderbares erzählten, während sich Tieck mehr der

modernen Menschheit zuwandte und die socialen Fragen der Gegenwart in den Kreis seines Schaffens zog. Hier war ihm vorzüglich Cervantes und auch Göthe Muster, aber er unterschied sich doch auch wieder von diesen und wollte Alles in seinen Novellen wiedergeben, was Bildung, Kunst, Literatur und Unterhaltung und Lebenserfahrung darboten, und bildete damit gleichsam eine Art Gegensatz zu seiner früheren Romantik. Uebrigens lag der Uebergang zu dieser Richtung bei ihm schon früher angebahnt, indem er schon im Beginne seines Auftretens den Pragmatismus des bürgerlichen Lebens und der Gesellschaft festhielt und selbst in seinen Mährchen die verständige Nutzanwendung hervorschaut. In der Novelle offenbarte jedoch Tieck eine solche Meisterschaft, so weit sie ihm nämlich möglich war, daß seine Anhänger wohl mehr als einen Schein des Rechts für sich hatten, ihn neben Göthe zu stellen, denn außer einer ausgezeichneten Darstellung entfaltete er hier einen großen Reichthum von Gedanken, er brachte Alles darin zur Sprache, was die Zeit bewegte, erweiterte die Novelle zu größerem Umfange und geistigerem Inhalte, und einige davon können wohl auf Meisterschaft Anspruch machen. Doch liegt daneben auch manches Unerquickliche, es ist darin zu viel Gesuchtes und Erstrebtes, er erfaßt die Zeitfragen nicht tief genug, verweilt dabei oft zu oberflächlich und geräth häufig in Redseligkeit und Geschwätzigkeit, so daß die Handlung und innere Belebung vor dem Raisonnement allzu sehr zurücktritt; auch drängt sich hier das den Romantikern so eigene laxe Verhältniß zum Sinnengenuß ein und es fehlt der geistige Mittelpunkt, der den Widerstreit im Denken und Sittlichen zu überwinden vermag. Im Gebiet der Novelle hat Tieck sehr Vieles geschaffen, wovon wir nur Einiges hervorheben können. Der junge Tischlermeister (1835), wozu er die Idee schon mehr als zwanzig Jahre früher gefaßt hatte, enthält eine frische Darstellung und knüpft die Interessen höherer Bildung an das Gewerbe des bürgerlichen Lebens, enthält jedoch weniger Handlung als Rede. In der Novelle: Die Gesellschaft auf dem Lande, ist die Entwicklung der Zustände während des vorigen Jahrhunderts im preußischen Staate sehr anschaulich dargelegt und besonders das Verhältniß Friedrich's II. zu seiner Zeit ungemein wahr und frei geschildert. Der Aufruhr in den Cevennen ist unvollendet geblieben, weil sich Tieck zu sehr in den Gegenstand vertieft hatte und er nicht die nöthige Kraft in sich fühlte, größere Probleme, wie hier die Darstellung verschiedener Gestalten religiöser Schwärmerei, gründlich durchzuführen. Seine Vogelscheuche ist voll Geist und Humor, der nur hier und da zu absichtlich erscheint, und das Dichterleben gehört zu seinen besten Leistungen, da er die Idee vollständig durchgeführt und sie in ein richtiges Verhältniß zu den Lokal- und Zeitbeziehungen gestellt hat. Die Hauptvertreter der englischen Poesie, Shakespeare, Marlow und Green mit ihren Contrasten und gegenseitigen Beziehungen sind mit vieler Wahrheit gezeichnet, die Dichtung in ihren beseligenden und zerstörenden Wirkungen an denselben veranschaulicht und Alles dies so

ruhig, plastisch und lichtvoll gegeben, wie es selten wiederkehren wird, obschon auch hier ein stärkeres Hervortreten der Handlung und eine kräftigere Zeichnung der Zeit gewünscht werden könnte. Neben diese Novelle tritt als Gegenstück des Dichters Tod, worin die unglückliche Liebe des portugiesischen Dichters Camoëns zu Katharina v. Attayde und sein tragischer Tod geschildert wird und dieselben glänzenden Eigenschaften der Darstellung hervortreten, nur daß gegenüber der glänzenden Seite in der vorigen Novelle hier das tragische Moment erscheint und die Dichtung ein stilles Fest der heimathlosen Sehnsucht feiert, die von der Erde den Blick zum Jenseits emporhebt. Auch der blonde Eckbert und der Runenberg zeichnen sich durch geheimnißvolle Innigkeit und eigenthümlichen Zusammenhang mit dem Pflanzen- und Steinreiche aus, während der Liebeszauber die Empfindung bis zum Entsetzen verzerrt. Sein wichtigstes und neueres Werk: Vittoria Accorombona (1839) bildet ein Gegenstück zu Göthe's Wahlverwandtschaften und führt uns in die italienische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Vittoria ist eine schöne, aber herrische römische Jungfrau, die keinen Gatten finden kann, weil keiner ihr hohes geistiges Wesen zu begreifen vermag; sie will darum dem Gemeinen verachtungsvoll entgehen, da dies aber überall an sie herantritt, so sieht sie das Leben selbst als ein Spiel gesetzloser Erscheinungen an und geräth bis zur gänzlichen Verkennung der Ehe; so fällt sie in die Hände Peretti's, eines feigen, weibischen und räuberischen Gatten, den sie bald verachtet, als sie den liebenswürdigen und männlichen Bracciano kennen lernt und liebt. Darüber verliert sie den sittlichen Halt, bereitet sich selbst die Katastrophe und wird nach dem Tode ihres schwachen, aber sittlichen Gemahls heimlich ermordet. Indem Tieck die Zeit dieser demoralisirten Menschen und Verhältnisse keck zu schildern unternahm, um damit der neueren Zeit einen Spiegel zu geben, konnte er nicht tief genug in diese Verhältnisse eingehen, trug er zu absichtlich unsere Zeitfragen in das 16. Jahrhundert und mißlang ihm besonders die Charakteristik der Personen. Wie Tieck überhaupt keine ächten Frauencharaktere zu zeichnen versteht, so ist auch Vittoria hier zu hart und derb und es ist durchaus nicht motivirt, wie ein Weib von so hochsinnigen Ideen so rasch in so gemeine Verhältnisse sich einlassen mag. Auch Peretti und Bracciano sind durchaus nicht gut charakterisirt und die ganze Handlung nicht in gehörigen organischen Zusammenhang gebracht, wie überhaupt das ganze Werk hinter ähnlichen Leistungen zurückbleibt und namentlich in sittlicher Hinsicht strengen Tadel verdient. Dies Urtheil können einzelne gelungene Schilderungen und Situationen nicht aufheben, selbst nicht einmal die Sprache, welche hier nicht mehr so frisch ist, als in seinen früheren Produkten. Uebrigens hat sich Tieck auch durch seine literarhistorischen und kritischen Arbeiten bleibende Verdienste erworben und zwar nicht nur durch seine Ausgaben fremder Werke und seine dramaturgischen Blätter (1826), sondern auch durch sein alt-englisches Theater (1811), deutsches

Theater, Shakespeare's Vorschule (1823), die Minnelieder und die Bearbeitung von Ulrich v. Liechtenstein's Frauendienst (1812) und der Insel Felsenburg. Ueberhaupt steht sein Namen und Ruhm in der deutschen Literatur fest und gesichert, wenn auch nicht in dem Maaße, wie es ihm Enthusiasten zutheilen möchten.

Ludwig Tieck ist am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren, zeigte schon auf der Schule poetisches Talent, fing hier schon seinen Abdallah an, bezog im 19ten Lebensjahre die Universität Halle, dann Göttingen und Erlangen, studirte Geschichte und Sprachen und wandte sich früh der christlich-romantischen Kunst zu. Er hielt sich in Berlin auf, reiste nach Jena und Weimar, um mit Schlegel und Novalis bekannt zu werden, und nach Hamburg, wo er sich mit der Tochter des Pastors Alberti verband. Hierauf ging er nach Jena, wo er mehrere Jahre lebte, dann 1801—1802 nach Dresden zu Fr. Schlegel, gab auf 1802 mit A. W. Schlegel einen Musenalmanach heraus, lebte dann zu Berlin und Ziebingen in der Nähe der Oder, ging nach Italien, von wo er 1806 zurückkehrte und zwar mit geschwächter Gesundheit, begab sich hierauf nach München, wo er Gichtanfälle bekam, lebte dann wieder in Ziebingen, befreundete sich mit Solger, durch den seine ästhetische Bildung sehr gewann, und hielt sich seit 1819, nachdem er im Jahre zuvor nach England gereist war, zu Dresden auf, wo er bei der Theaterintendanz betheiligt war, bis er 1843 einem ehrenvollen Rufe des Königs von Preußen nach Berlin folgte. So große Lobredner Tieck auf der einen Seite fand, so große Tadler hat er wieder auf der andern; er soll übrigens katholisch geworden sein. Seine kolossale Marmorbüste verfertigte der französische Künstler David 1834. Die meisten seiner Werke sind in fremde Sprachen übersetzt worden. Seine wichtigsten Schriften sind: Abdallah, Berlin 1795; William Lowell, 1796; Peter Leberecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeit, 1796; Peter Leberecht's Volksmährchen, 1797, 3 Bde.; Phantasien über die Kunst, Hamburg 1799; Franz Sternbald's Wanderungen, Berlin 1798; Uebersetzung des Don Quixote von Cervantes, 1799 — 1801, 4 Bde.; Romantische Dichtungen, Jena 1799—1800, 2 Bde.; Ueber Shakespeare's Behandlung des Wunderbaren, 1796; das Ungeheuer der verzauberten Welt, Bremen 1800; Musenalmanach auf das Jahr 1802; Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, 1803; Kaiser Octavianus, 1804; Altenglisches Theater, 2 Bde., 1814—1816; Phantasus, 1814; Ulrich von Liechtenstein's Frauendienst, Tübingen 1815; Altdeutsches Theater, 2 Bde.; Shakespeare's Vorschule, Leipzig 1823—29, 2 Bde.; Gedichte, 3 Bde., Dresden 1821. Novellen seit 1819, nämlich: Die Gemälde 1822; die Reisenden 1823; der Geheimnißvolle; die Verlobung, 1823; Musikalische Leiden und Freuden, 1824; die Gesellschaft auf dem Lande, 1823; Dichterleben, 1826; Märchen und Zaubergeschichten, Breslau 1824; der Aufruhr in den Cevennen, Berlin 1826; des Dichters Tod; der Hexensabbath; Novellenkranz, 1831; gesammelte Novellen, Breslau 1835 u. ff.; der junge Tischlermeister, 1836, 2 Bde.; dramaturgische Blätter, Breslau 1826, 2 Bde.; sämmtliche Werke, Wien 1817 u. ff., 22 Bde.; Schriften, Berlin 1827 u. ff. 15 Bde. — Eine vollständige Ausgabe und Lebensgeschichte werden noch vermißt. Tieck gab auch die Werke seiner Freunde Novalis, Solger und Heinrich v. Kleist heraus.

265. Neben Tieck haben sich auf demselben Gebiete und in denselben Elementen noch Wackenroder und Novalis bewegt, denen er auch im Leben nahe stand, wie er ja des Letzteren Schriften herausgab und mit dem Ersteren zusammen arbeitete. Wackenroder bahnte mit seinen Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders (1797) die Kunstmystik an und mit der unendlichen Kunstsehnsucht verbindet sich hier die unendliche Naturschwelgerei, die im Katholicismus ihre höhere Weihe zu empfangen vermeinte. Ihm und seinen

Geistesverwandten ist der Dom der Peterskirche das Symbol der religiösen Kunstbegeisterung und von Wackenroder aus ging nachher die neudeutsche pietistische Malerschule, die an derselben Krankheit leidet, wie er. Uebrigens ward sein Werk besonders zu Rom mit enthusiastischem Beifall aufgenommen und ermunterte die Künstler, sich mehr den älteren Meistern und der Kunstgeschichte zuzuwenden. Sonst schrieb er noch eine Schilderung, wie die alten deutschen Künstler gelebt haben, und über die Peterskirche zu Rom.

Während Wackenroder die Kunst zum Mittelpunkte aller menschlichen Weltanschauung machte, setzte Novalis (eigentlich Friedrich v. Hardenberg) die Poesie an deren Stelle und glaubte, daß alle Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst im Brennpunkte der Dichtung zusammenfallen und der ächte Dichter eine wirkliche Welt im Kleinen sei. Er wollte, daß man den Dichter und Philosophen nicht trenne, denn die Philosophie sei nur die Theorie der Poesie, und glaubte nur vom Katholicismus das Heil der Zukunft erwarten zu dürfen. Zu dieser Stimmung und Anschauung führte ihn seine Kränklichkeit, das Unglück, eine geliebte Braut durch den Tod zu verlieren, die er freilich alsbald wieder mit einer anderen vertauschte, und seine naturfreundlichen Sympathien, die durch das Studium des Bergbaues noch mehr genährt wurden. Zu umfassenden Schöpfungen gelangte Novalis nicht, da er schon im 29. Jahre starb, aber auch die kleineren Arbeiten und Fragmente bezeichnen hinreichend seine Richtung. Seine Hymnen an die Nacht sind voll von Mystik und einer sinnlich-naturalistischen Religionsansicht, und auch seine dreizehn geistlichen Lieder leiden unter der Ueberschwänglichkeit mystischer Anschauung, obschon einige darunter ein tiefes religiöses Gefühl beurkunden, wie: Wenn Alle untreu werden, Was wär' ich ohne dich gewesen, Wenn ich ihn nur habe, Wer einsam sitzt in seiner Kammer, und die christliche Poesie in neuerer Zeit selten so geistig Zartes und Inniges geliefert hat, wobei freilich auch hier der Fehler vorwaltet, daß diese Lieder zu subjectiv gehalten sind. Sogar einige vortreffliche weltliche Lieder hat er gedichtet, wie das Weinlied: Auf grünen Bergen ward geboren, und das Bergmannslied: Der ist der Herr der Erden, das Mädchenlied: Sind wir nicht geplagte Wesen, das etwas Schalkhaftes hat, und das Lied über einem Kirchhofe, wo die Schilderungen etwas Verklärtes haben, wie das Durchblicken des Geisterlebens. Seine Fragmente sind nur rhapsodische Sammlungen allerlei wahrer und falscher Geschichten, von Erfahrungen, Philosophie, Naturkunde, Mathematik, Kunst und Poesie, die alle in der Poesie und Religion ihre Einheit finden sollten. Seine Lehrlinge zu Sais sind ebenfalls voll naturpantheistischer Mystik und phantastischer Streiflichter, aber es sind dies Alles nur Anfänge eines dichterischen Geistes, der nicht zur Reife kommen konnte und vom zarten Dufte des Geheimnißvollen umflort war, den er vielleicht später durchbrochen hätte, um klar und rein die Sonne der Wahrheit zu erschauen. Sein berühmtestes, aber nicht vollendetes Werk ist der Ro-

man Heinrich von Ofterdingen, worin er den unendlichen Ideal-Realismus darstellen und die ganze Welt mit der Poesie verklären wollte. Es ist eine Nachahmung von Göthe's Wilhelm Meister, und Novalis wollte dadurch ein Seitenstück hinstellen, das alle Beziehungen des Lebens sammelt, um in der Tiefe und mit der unendlichen Innerlichkeit dasjenige darzustellen, was Göthe nach der Weltseite hin gezeigt hat. Poesie und Leben sollte als Eins erscheinen, Natur und Leben durch die Poesie verklärt werden und es geht durch den Roman die Grundansicht, daß Alles im alltäglichen Leben ein Wunder sei. Zu dieser Darstellung erschien ihm am passendsten die Gestalt des Heinrich von Ofterdingen, jenes berühmten Sängers, wie sie aus den dunkeln Ueberlieferungen des Mittelalters hervorblickt. Novalis fühlte wohl selbst, daß er der vollständigen Durchführung seines Unternehmens nicht gewachsen sei und er hätte es auch bei längerem Leben schwerlich zu Ende gebracht, obschon uns Tieck erzählt, daß Novalis die Absicht gehabt habe, noch sechs solcher Romane zu schreiben, worin er vom poetisch-christlichen Standpunkte aus seine Ansichten über alle Lebensverhältnisse entwickeln wollte. Wie das Werk jetzt vorliegt, enthält es eine wunderliche Vermengung von gewöhnlicher Wirklichkeit und ätherischer Träumerei, und von Gemüthsbegeisterung und nüchternem Verstand. Es mangelt dem Romane zu sehr am Thatsächlichen, an Handlung und Charakterzeichnung, und das Raisonnement zerstört nur zu oft die schönen Bildungen der Phantasie, so daß das Werk als Ganzes nicht zu genießen ist. Doch enthält es einzelne höchst gelungene Parthien, wie die Zwiegespräche Heinrich's mit Mathilde, der Tochter des Klingsor, über welche der volle Zauber reiner jugendlicher Liebe ausgegossen ist, und auch die Sprache erreicht oft eine seltene Klarheit. Novalis hatte ein so reiches Gemüth und so viele poetische Begabung, daß von ihm wohl noch Bedeutendes zu erwarten gewesen wäre, denn selbst mit diesen wenigen Leistungen wurde er ein Hauptführer der romantischen Schule, von dem Schleiermacher sagte, daß er zu den ebenso tiefsinnigen, als klaren und lebendigen Dichtern gehöre und man an ihm die Kraft der Begeisterung und die Besonnenheit eines frommen Gemüthes finde, wie nur bei wenigen Dichtern der Neuzeit, so daß er jedenfalls auf eine bedeutende Stelle in der Literaturgeschichte Anspruch hat.

Wilhelm Heinrich Wackenroder ist im Jahre 1772 zu Berlin geboren und der Sohn des dortigen Bürgermeisters und Geheimeraths, befreundete sich sehr frühe mit Tieck, besuchte mit demselben die Universität Halle und wurde dann Referendar beim Kammergerichte in Berlin, wo er 1797 die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders herausgab, aber schon am 13. Februar 1798 starb. Seinen Nachlaß gab Tieck 1799 in den Phantasien über die Kunst heraus. — Novalis ist der von einem Familiengute angenommene schriftstellerische Namen des Freiherrn Friedrich von Hardenberg, der am 2. Mai 1772 zu Wiederstedt, als der Sohn des Direktors der sächsischen Salinen, geboren wurde. Er erhielt eine sorgfältige und religiöse Erziehung und mystische Richtung schon im elterlichen Hause, wurde von Hofmeistern unterrichtet und besuchte dann noch ein Jahr lang das Gymnasium zu Eisleben, worauf er 1790 auf die Universität Jena ging,

um sich bis 1792 der Philosophie zu widmen. Dann studirte er noch zwei Jahre lang zu Wittenberg die Rechtswissenschaft und suchte sich 1794 zu Arnstadt in der praktischen Jurisprudenz zu üben. Hier lernte er in der Nähe Sophie von Kuhn kennen, mit der er sich verlobte, kam 1795 als Auditor bei den Salinen nach Weißenfels, hatte aber das Unglück, zwei Jahre später seine Braut durch den Tod zu verlieren, was sein Gemüth sehr angriff. Er ging nun an die Bergakademie zu Freiberg, wo seine Gemüthsruhe wiederkehrte, verlobte sich mit der Tochter des Berghauptmanns v. Charpentier und kam 1799 als Salinenassessor nach Weißenfels. In dieser Zeit lernte er die Brüder Schlegel und Tieck kennen und begann seinen Roman; auch erhielt er die Zusicherung der Anstellung als Amtshauptmann für Thüringen, aber plötzlich erkrankte er immer heftiger und starb am 25. März 1801 zu Weißenfels in Folge eines Blutsturzes. Seine Schriften sind von Tieck und Fr. Schlegel mit einer Biographie von Ersterem zu Berlin 1802 in 2 Bd. herausgegeben worden und erlebten 1838 die 5te Auflage.

266. Denselben Elementen begegnen wir wieder bei Zacharias Werner, aber nur auf anderem Gebiete und in unreinerer, wilder und zerrissener Weise, wie es von einem Manne nicht anders zu erwarten war, der sich so gesinnungslos und ohne allen inneren Halt und Boden zeigte. Sein Leben, wie seine Schriften gewähren ein gleich unerquickliches Bild und leider hat er auch auf eine ganze Reihe von Talenten einen ebenso verderblichen Einfluß ausgeübt. Neben nicht unbedeutenden geistigen Gaben ließ er sich fortreißen von maßlosem Willen und gesinnungsloser Religionssinnlichkeit und zeigte auf das Erschütterndste, wie sogar religiöse Anlagen zu Grund richten können, wenn sie ohne sittliche Weihe blos vom Gefühl und der Phantasie getragen werden. Er war in seinem ganzen Leben ein innerlich zerrissener und von Leidenschaften durchwühlter Sclave seiner Sinnlichkeit, in dessen Herz sich die niedrigsten Regungen mit den tieferen Bedürfnissen einer edleren Natur zu einem abschreckenden Gemische verbanden, der sich im Schmutze des Lebens wälzte, es in allen Arten des Leidens und der Freude vergeudete, sich dreimal verheirathete, um sich dreimal scheiden zu lassen, weder Familie noch Vaterland und Beruf liebte, von unruhiger Reiselust überall hin geführt wurde, sich ganz seiner subjektiven Willkür hingab, dann sich der Mystik und ascetischen Gemüthsschwelgerei zuwandte, auf seinen Irrfahrten 1810 zu Rom katholisch wurde, bei seiner zerrissenen und sittlich entnervten Natur auch hier keine Befriedigung fand und zuletzt dem gläubigen Volke seine phantastischen transscendentalen Wunderlichkeiten vortrug. Er suchte das religiöse Mysterium zum herrschenden Momente seines Dichtens zu machen und huldigte einem Fatalismus, worin Mysticismus und Phantasie, Glauben und Aberglauben, Christenthum und Heidenthum bunt mit einander vermengt sind, wie dies seine Schriften zeigen, die alle die selbst verschuldete innere Zerstörung seines Gemüths offenbaren und die Romantik zur Caricatur machen. Der Untergang dieses Talents ist um so mehr zu bedauern, als sich in seinen Dramen eine nicht geringe Gewandtheit der Zeichnung und des sprachlichen Ausdrucks findet und nicht selten Anklänge tief gehender Lyrik aus seiner Gemüthstrunkenheit und phrasenhaftem Tumulte der bunt-

scheckigsten Formen hervorbringen. Seine Gedichte und Predigten können in der Literaturgeschichte nicht genannt werden, dagegen haben seine Dramen eine nicht unbedeutende Wirkung gemacht, obschon sie der dramatischen Kunst sehr entbehren und ihnen Bestimmtheit der Tendenz und des Tons, Zusammenhang in Motiven und Fortschritt der Handlung und gründliche Charakteristik fehlt. Aus der Zeit, wo er noch eine reinere und höhere Lebenskraft besaß, rührt sein romantisches Drama: Die Söhne des Thals, das eine Nachahmung von Schiller und Tieck's Genovefa ist und einen Bund zur Wiederherstellung einer poetischen Religion anbahnen soll. Er wollte diese Ideal-Religion aus der Durchdringung maurerisch-romantischer und katholischer Elemente hervorgehen lassen, brachte es aber dabei zu nichts Anderem, als zu einem Siege des geläuterten Katholicismus. Auf dieses Stück folgte 1806 das Kreuz an der Ostsee, welches eine weniger prunkhafte Darstellung hat, ohne deshalb dramatischer zu werden, und das historische Element vom Opernartigen und Legendarischen so überwältigen läßt, daß Hoffmann dasselbe componirte. Das Trauerspiel Martin Luther oder die Weihe der Kraft stellt den Helden auf dem Gipfelpunkt seines Heroismus dar und hat einige glänzende und kräftige Parthien, wie die Scene auf dem Reichstage zu Worms, aber es ist Alles in nichtsnutziger und nebelhafter Verschwommenheit gegeben und seine wunderliche Mystik tritt überall störend hervor. Unbedeutend sind seine historisch-romantischen Stücke: Attila, Wanda und Kunigunde, und auch die Mutter der Makkabäer hat nur einzelne gute Effektstellen. Wichtig wurde seine Tragödie: Der 24. Februar, womit er die Reihe der Schicksalstragödien eröffnete. Es ist ein grausenhaftes Stück, worin das blinde Schicksal, welches sich noch dazu an die schlechtesten Kleinlichkeiten hängt, nicht nur jede Vernunft besiegt, sondern auch sogar als das höchste Vernunft- und Sittlichkeitsgesetz aufgestellt wird. Das Grauenvolle und Gräßliche soll die Idee und den Gehalt ersetzen und die bei den Griechen so großartige und vom Gesetze der Sittlichkeit getragene Schicksalsidee ist hier zum gemeinsten Aberglauben erniedrigt. So verfehlt übrigens das Stück als Ganzes ist, so enthält es doch einzelne Schönheiten, die Sprache ist frisch und lebendig und besonders ist dem Dichter die Nachtmalerei in hohem Grade gelungen.

War schon durch Calderon, dessen Trochäen man hier nachahmte, und zum Theil durch Schiller selbst die Schicksalstragödie angebahnt, wozu die Mystik auch sehr viel beitrug, so wucherten durch Werner's Vorgang ganze Reihen solcher Stücke empor und gewannen um so mehr den Beifall des Publikums, als man in jener trüben Zeit der politischen Reaction gern die eigene Schuld dem Schicksale zuwandte und sich einem blinden Fatalismus überließ, um in desto größerer Ruhe und Unbesorgtheit das Leben vor sich hinzuleben. Bald erschienen Müllner, Grillparzer und Houwald mit ähnlichen Stücken und keiner von ihnen dachte daran, den blinden Fatalismus zur Höhe der griechischen

Schicksalsidee zu erheben. So geheimnißvoll und dunkel auch das Schicksal bei den Griechen unabwendbar ganze Geschlechter mit seinem Fluche verfolgt, so beruht es dort doch auf einem sittlichen Grunde; bei den neueren Stücken erscheint es aber blos als ein launenhaftes, tyrannisches Gespenst, das eine wahre Freude daran hat, die Menschen so recht zu chikaniren, zu quälen und als Spielball zu gebrauchen; das Geschick der Menschen beruht hier auf einem Fluche, Traume oder einer Ahnung und anderen unbedeutenden Dingen und ist so unnachsichtlich und streng, daß der Mensch, er mag sich drehen und wenden wie er will, das Verbrechen begehen muß, wozu er einmal bestimmt ist, und sich dabei damit tröstet und beklagt, daß es eben das Schicksal so gewollt habe. Die Menschen, die darin auftreten, sind darum auch nicht stark und willenskräftig, sondern schwache und gesinnungslose Gesellen, denen es noch lieb ist, das, was ihre eigene Nichtswürdigkeit und Leidenschaft begangen hat, dem Schicksale getrost zuschreiben zu dürfen. Gerade dadurch sehen sich alle Schicksalstragödien auch so ziemlich gleich und ward glücklicherweise bewirkt, daß das Publikum bald wieder einen Ekel an solchen Produkten bekam, zumal als Platen mit seiner verhängnißvollen Gabel und dem romantischen Oedipus und Castelli mit seinem Schicksalsstrumpf die Helden dieser neuen tragischen Kunst hinlänglich lächerlich machten.

Der Hauptvertreter der Schicksalstragödie wurde der Advokat Adolf Müllner zu Weißenfels, dessen Stücken man es schon ansieht, daß er ein Rechtsanwalt war, denn das Schicksal bewegt sich hier mit prozessualisch-rabulistischen Spitzfindigkeiten und Formen umher und von Phantasie und Poesie ist keine Spur zu finden. Müllner besaß wohl einen scharfen Verstand, eine große Gewandtheit der Darstellung und selbst Witz, aber kein Gemüth; überall drängte sich Hochmuth und Eitelkeit ein und zu einem ächten Tragödiendichter war er kaum befähigt. Seine Schuld, welche als Schicksalstragödie am meisten genannt wird, sucht tragische Erhabenheit durch hohle Phrasen und die Calderon'sche Lyrik zu erreichen, bewegt sich aber überall auf Stelzen und ist, ungeachtet manchen treffenden Zugs, guter Gedanken und klangvoller Verse, doch ohne Gesinnung und Gefühl, entbehrt der tieferen Auffassung und besitzt selbst keine psychologische Charakteristik und fortschreitende Handlung, und der tragische Held ist ein jämmerlicher Junge, dessen Feigheit mehr Mitleid verdient, als sein Schicksal. Durchaus ohne geistige Begabung, ohne Idee und Zusammenhang ist sein König Yngurd, worin er Shakespeare nachzuahmen wagte, ohne einen Funken von dessen Geist zu besitzen, und seine Albaneserin ist so psychologisch unwahr und voll Reflexion, daß sie noch viel weniger Werth hat; auch ist sein Neunundzwanzigster Februar nur eine Nachahmung des Werner'schen ähnlichen Stücks und erfüllt von verkehrtem Heidenthum. Auch Lustspiele schrieb Müllner, wie die Vertrauten, die großen Kinder, die Onkelei, sie enthalten aber nur wenig Witz, die Komik ist gar

oft gezwungen und geistlos und die Stücke meistens langweilig, denn sie sind zu sehr berechnet und absichtlich angelegt. — Reicher an Phantasie und Gemüth ist Franz Grillparzer aus Wien, der seinen Stücken dadurch mehr poetischen Werth gab, obschon er die Forderungen der tragischen Kunst nicht zu befriedigen vermochte. Seine Stücke sind mehr Aneinanderreihungen schöner Empfindungen und Bilder und gut ausgedachter Situationen, als kunstreich durchgeführte Dramen. Seine Ahnfrau ging unmittelbar aus dem Werner'schen Stücke hervor und macht das Schicksal zu einem unheimlichen Gespenste von völlig unchristlicher Gestalt, wobei das Gräßliche an die Stelle des Tragischen treten muß und alle sittliche Macht verhöhnt wird. Die Charakteristik ist daher auch nicht gut durchgeführt und das Stück blendete nur durch gelungene Einzelnheiten und seine schöne gebildete Sprache. Die Sappho verunstaltet das Alterthum durch die romantische Auffassung, die Personen sind durchaus verzeichnet, Sappho hat keinen rechten Halt und ist selbst in ihrer Liebe ohne Leidenschaft, ihr Geliebter eine Art Romanheld und nur Melitta zeichnet sich durch Sinnigkeit und Anmuth aus. Das goldene Vließ, welches aus den drei Stücken der Gastfreund, die Argonauten und Medea besteht, will ebenfalls das Alterthum romantisiren, ist aber besser gehalten, obschon auch hier Gang und Sprache schwerfällig ist und durch die drei Stücke keine rechte innere Consequenz geht. Das dritte Stück enthält einige schöne tragische Momente, ist ernst gehalten und entbehrt nur einer größeren Einheit, auch fällt der Dichter mehrmals aus seinem tragischen Tone heraus und in die weiche Affektation neuerer Sentimentalität. Am meisten der Romantik angehörig ist sein Mährchen: Der Traum ein Leben, außer welchem er noch verschiedenes Unbedeutendes geschrieben hat, wie: Des Meeres und der Liebe Wellen, Der treue Diener seines Herrn, König Ottokar's Glück und Ende u. A. Auch hat Grillparzer sich in der Lyrik versucht und von ihm stammt namentlich aus den neuesten Jahren das Radetzkylied („In deinem Lager ist Oesterreich, wir Andre sind nur Trümmer" ꝛc.) — Endlich gehört in die Reihe dieser Dichter noch Ernst v. Houwald, der den Vorigen an Verstand und Phantasie nachsteht und in seinen dramatischen Stücken keine rechte Bewegung, keine bestimmte Charakteristik und psychologische Wahrheit zeigt, sondern in kraftlose Breite und in's Weinerliche verfällt und vergebens seine Mängel durch farbenreiche Sprache zu verdecken sucht. Sein Trauerspiel das Bild ist ein wahres Zerrbild und auch in der Charakteristik abgeschmackt, voll Thränen und Täuschung, Jammer und Rache, scheinbar glänzenden Gedanken und Betrachtungen und blumenreicher Sprache. Sein Leuchtthurm macht den Wahnsinn zur Macht des Schicksals und enthält eine schwülstige Sprache und ein sich ganz in lächerlicher Einfalt aufdrängendes heidnisches Christenthum, und in dieser Weise ist auch Fluch und Segen, die Heimkehr, die Feinde, Fürst und Bürger gehalten, die durchaus keinen blei-

romantische Dichtungen des Mittelalters bekannt, trat mit seiner Frau, einer Tochter Mendelssohn's, im Jahre 1803 zu Köln zur katholischen Religion über, studirte in Paris orientalische Sprachen, ging 1808 nach Wien, wurde Hoffecretär bei der Staatskanzlei, ging 1809 in das Hauptquartier des Erzherzogs Johann, für den er die Proclamationen schrieb, hielt 1812 Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur in Wien, gab das deutsche Museum heraus, arbeitete für die Metternich'sche Politik, wurde 1815 Legationsrath beim Bundestag, zog sich aber 1819 von allen Geschäften zurück und verlor sich in den letzten Jahren ganz in seinen politisch-religiösen Träumereien, so daß ihn alle Vernünftigen für einen halb Wahnsinnigen ansahen und er sich mit magnetischem Hellsehen und apokalyptischen Zahlendeutungen abgab. Er starb am 11. Januar 1829 am Schlag, auf einer Reise zu Dresden. Seine sämmtlichen Werke, jedoch unvollständig, erschienen zu Wien 1822—25 in 10 Bänden.

263. Ziemlich geistesverwandt mit dem jüngeren Schlegel und in vielfach ähnlicher Thätigkeit wie derselbe war Adam Müller aus Berlin, der ebenfalls Geist und Sinnlichkeit, Phantasie und Verstand mit einander verschmolz und dadurch zu keinem rechten Halt im Leben wie in der Wissenschaft gelangen konnte. Auch er wollte ein Philosoph sein, ohne dazu die Schärfe des Geistes zu besitzen, ein Literarhistoriker und Kritiker, ohne die nöthigen historischen Kenntnisse, und ein Politiker, ohne Lebenserfahrung, wie auch ein frommer Christ, ohne dazu den nöthigen Ernst der Gesinnung und der Religion zu gewinnen. Alles wurde bei ihm mehr Phrase und Schein und er glaubte die Mängel seines Geistes durch Witz und Vornehmthuerei verdecken zu können. Gerade dies thut seinen Schriften auch da, wo er wahr ist, großen Eintrag und überhaupt wirft er Wahres und Falsches bunt durcheinander. In seinen Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur suchte er die Versöhnung des äußeren und inneren Lebens als das Problem der Zeit hinzustellen und die Poesie zur Vermittlerin von Wissen und Kunst und Allem, was die Welt bewegt, zu machen, besonders aber auch darzulegen, wie das Antike und Moderne durch die höhere deutsche Kritik vermittelt werden müsse. Darum zeigte er die größten Sympathieen für das Mittelalter und die Tradition und wandelte er vollständig auf dem Wege der romantischen Mystik. Das Buch ist jedoch keine eigentliche Literaturgeschichte, sondern mehr eine Sammlung von Betrachtungen, wobei sein Standpunkt immer der des katholischen Christenthums war, welchen Maaßstab er auch selbst bei Göthe anwandte. Müller wollte auch seine romantisch-mystischen Ansichten auf die Lehre vom Staate übertragen und meinte, der Staat solle zum Reiche der Wissenschaft werden, wie er überhaupt die Staatswissenschaft als die Hauptbeschirmerin des menschlichen Gesammtlebens ansah. Im Allgemeinen war er ein Anhänger des patriarchalischen Absolutismus im Sinne Metternich's, ein Freund des Feudalitätswesens aus der Zeit des dunkeln Mittelalters und der galanten Ritterzeit, weshalb er auch mit Burke ein entschiedener Gegner der französischen Revolution war und denselben als einen der größten Geister verehrte, obschon Burke von dem österreichischen Hofrath und Ritter in keiner Hinsicht etwas wissen wollte. Müller war auch darin ein Ge-

sinnungsverwandter von Fr. Schlegel, weil er in der Ironie die Offenbarung der Freiheit des Künstlers oder des Menschen fand und so ziemlich die nämlichen Ansichten wie dieser hegte, mit dem er überhaupt das Schwanken und die Unsicherheit theilte und noch viel weniger als dieser Anspruch auf literarische Bedeutung hat, da nicht einmal das äußere Gewand seiner Schriften sich mit den Schlegel'schen messen kann. — Wichtiger als Müller wurde der Berliner Professor Solger, der eine Art Mittelweg einzuhalten suchte und den Idealismus mit der Naturphilosophie vermitteln wollte, aber gerade durch diese Widersprüche zu einer unsicheren Haltung und Unzufriedenheit mit dem Leben und der Wirklichkeit gedrängt ward, die sich auch in seinen Betrachtungen über Poesie und Kunst überall zeigt. Die abstrakt-dualistische Weltansicht offenbart sich zunächst in seinen Lehren über die Tragödie und Komödie und besonders im Erwin, einem Gespräche über das Schöne und die Kunst, das breit und schwerfällig geschrieben ist und gerade durch die Form am meisten verhinderte, daß es mehr beachtet wurde. Er war zu sehr mit dem Alterthume vertraut und philosophisch gebildet, um recht in die Grundsätze der Romantik einzugehen, was er doch wollte, und gerade diese Halbheit hat ihm am meisten geschadet. Auch er wollte die Religion durch eine populäre Philosophie zum nationalen Bewußtsein bringen und die Ironie und den Humor in ästhetischer Hinsicht näher bestimmen; aber Ironie bestand bei ihm nicht in dem frivolen Sinne Schlegel's, sondern sie sollte ihm das Höchste und Heiligste vermitteln und war ihm der wahre Mittelpunkt der dramatischen Poesie. Doch wurde ihm die Sache selbst nicht ganz klar und seine Ansicht enthielt daher viel Schiefes; der ächte Humor beruhte überhaupt auf seiner philosophischen Grundanschauung von der Nichtigkeit alles Endlichen vor Gott. Mit bedeutendem Erfolge hat übrigens Solger für die Kritik gewirkt, die er unter Anderen auch an des älteren Schlegel Vorlesungen über die dramatische Kunst übte. Am meisten beruht jedoch sein Ruhm auf seiner Uebersetzung des Sophokles, wozu er besonders eine vortreffliche Vorrede und Würdigung dieses Tragikers lieferte, die selbst jetzt noch ihre Anerkennung erlangt, wenn die Uebersetzung auch durch neuere Arbeiten übertroffen wurde. Neben diesen könnte man noch Wilhelm Neumann nennen, dessen Thätigkeit mehr eine kritische war, wobei er zwar auf dem Grunde der Schlegel'schen Kritik arbeitete, aber mit mehr Feinheit und treffender Schärfe, sowie mit größerer Rücksicht auf die Stellung der einzelnen Leistungen im Verhältnisse zum ganzen literarischen Bildungszustande. Daß er dabei nicht der Zeit hinlänglich folgte, ergibt sich leicht aus seiner Grundrichtung und kann seine Verdienste nicht beeinträchtigen. Auch schrieb er einen Roman, „Karl's Versuche und Hindernisse," der wirklich einige gute humoristisch-satirische Stellen besitzt. Endlich gehört noch A. Fr. Bernhardi hierher, der nicht nur einige komische Erzählungen und dramatische Darstellungen voll freien, leichten Witzes und Ironie schrieb und unter dem Namen



Bambocciaden herausgab, sondern auch im Gebiete der Kritik sich bewegte und dabei mit Schlegel und Tieck Hand in Hand ging. Er erwarb auch als Sprachforscher und Pädagog Verdienste, jedoch stellte er Hypothesen auf, die zu viele Willkürlichkeiten an sich tragen.

Adam Müller (von Rittendorf) ist im Jahre 1779 zu Berlin geboren, sollte Theologie studiren, widmete sich aber 1798 zu Göttingen der Jurisprudenz und dann zu Berlin den Naturwissenschaften, wurde Referendar, machte eine Reise nach Schweden und Dänemark, hielt sich zwei Jahre auf dem Lande in Polen auf, ging dann zu Gentz nach Wien, wurde hier am 30. April 1805 katholisch, ging hierauf nach Polen und von hier nach Dresden, hielt daselbst 1806 Vorlesungen über die deutsche Literatur, 1807 über dramatische Poesie, 1808 über die Idee der Schönheit und 1809 über das Ganze der Staatswissenschaften, kam 1809 nach Berlin, wo ihn die preußischen Minister sehr mit Auszeichnung behandelten, und hielt Vorlesungen über Friedrich II., erlangte aber keine Anstellung. Er begab sich daher im Mai 1811 nach Wien und lebte ganz den Wissenschaften zwei Jahre lang im Hause des Erzherzogs Maximilian von Este, hielt 1812 Vorlesungen über die Beredtsamkeit und war 1813 kaiserlicher Landes-Commissär und tyroler Schützenmajor, später daselbst Regierungsrath und Referent, bis er im April 1815 mit Kaiser Franz nach Paris ging. Von hier kam er als Generalconsul an die Höfe von Sachsen, Anhalt und Schwarzburg, wohnte zu Karlsbad und Wien den Ministerialconferenzen bei, lebte hierauf zu Leipzig, schrieb 1816—18 die Staatsanzeigen, kehrte 1827 nach Wien zurück und starb hier am 17. Januar 1829. — Karl Wilhelm Ferdinand Solger ist am 28. Novbr. 1780 zu Schwedt geboren und Sohn des dortigen Kammerdirektors, studirte seit 1799 zu Halle die Rechte und trieb dabei Sprachwissenschaft, wurde 1803 bei der Kriegs- und Domänenkammer angestellt, ging aber 1806 nach Schwedt, wo er die Uebersetzung des Sophokles vollendete (1808 erschienen), wurde 1809 Privatdocent und dann außerordentlicher Professor in Frankfurt a. d. O., dann zu Berlin und starb hier am 20. Oktober 1819. Sein Nachlaß und Briefwechsel ist 1826, Leipzig, 2 Bde., von Tieck und Fr. von Raumer herausgegeben worden. Seine Berliner Vorlesungen über Aesthetik gab 1829 K. K. W. Heyse heraus. — Wilhelm Neumann, 1781 geboren und 1835 gestorben, lebte in Berlin. — August Friedrich Bernhardi ist im Jahre 1768 zu Berlin geboren, studirte Philologie und Mathematik, wurde Lehramtscandidat am Werder'schen Gymnasium, kam mit Tieck in nahe Berührung, schrieb Theaterkritiken, 1797 — 1800 seine Bambocciaden, dann eine Sprachlehre, 1801 die Zeitschrift Kynosarges, die nicht fortgesetzt worden, seine größere Sprachlehre, dann pädagogische Programme, wurde Direktor des Gymnasiums und Consistorialrath und starb im Mai 1822.

264. Die beiden Schlegel, welche die romantische Schule eröffneten, haben in produktiver Hinsicht nur wenig für dieselbe gethan; aber es fanden sich rasch zahlreiche junge Talente, die in eitler Selbstüberhebung vermeinten, man brauche die Dichtung nicht mehr aus dem innersten Lebenselemente des Volks zu schöpfen und die Idee des Schönen mit der Wirklichkeit und Wahrheit zu verbinden, sondern die auf ihre eigene Inspiration vertrauten und sich ganz ihren träumerischen Phantasien und mystischen Ahnungen hingaben. Mancher tüchtige Geist war darunter, aber zu wahrhaft großartigen Leistungen und zu vollendeten Dichterwerken konnte Keiner gelangen, weil es ihnen an der nöthigen Selbstbeschränkung, an Ruhe und Klarheit fehlte. An die Spitze dieser jungen wirkenden Kräfte trat Ludwig Tieck, der, wie Göthe, alle Umwandlungen der Zeit

in seiner Poesie abspiegeln ließ und Anfang, Mittelpunkt und Ende der romantischen Schule bezeichnet und jedenfalls zu unseren besseren Dichtern gehört. Er war ganz für die romantische Dichtung geboren und auch seine Erziehung gestaltete sich in diesem Sinne. Voll beweglicher Phantasie und Empfindung, ohne Tiefe der Wissenschaftlichkeit und sich ganz in die Kunstanschauung und in das Leben des Mittelalters vertiefend, hatte er keine Liebe für Philosophie, sondern mehr eine Hinneigung zur Religiosität und Mystik und glaubte gerade in letzterer den Schlüssel zu den Geheimnissen und Wundern der Natur und des Christenthums zu finden. Es war jedoch diese Richtung auch nicht ganz tief in ihm begründet und wie er sie mit seinem leichten Dilettantismus ergriff, so gab er sich auch wieder dem griechischen Alterthum, dem Sophokles und Shakespeare hin und zuletzt fühlte er sich von den Mystikern übersättigt, wie er überhaupt an nichts festhalten, keine Ruhe bewahren und sich in nichts länger vertiefen konnte. Es mangelte ihm vorzüglich der feste persönliche Mittelpunkt, von dem aus er mit Ruhe und Klarheit alle Erscheinungen betrachten und würdigen konnte, und darum liegen bei ihm Phantasie und Verstand, Wärme und Kälte bunt neben einander und sind alle Tonarten angeschlagen. Tieck ist der Hauptvertreter der Ironie und sie ist ihm oft sehr gelungen; aber nur zu oft erscheint sie auch zu absichtlich und zudringlich, als daß sie das ästhetische Gefühl befriedigen könnte; auch wird der Humor bei ihm oft zu anmaßlich und sinkt zur Plattheit herunter. Meistens besteht er in einem leeren Selbstspiegel und es ist nicht zu verkennen, daß Phantasie und die Gewalt des Ausdrucks, sowie der Reichthum an sprühendem Witze Tieck besonders eigenthümlich war; nur ist dabei immer wieder zu bedauern, daß ihm der Ernst der Idee und die Tiefe der Ueberzeugung meistens fehlt. Bei aller Bewunderung, die man ihm gezollt hat, kann doch nicht geläugnet werden, daß er keine ächte Produktionskraft besitzt, überall der Dilettantismus vorwaltet, er sich dem Stoff der Abenteuerlichkeit und den Eindrücken des Augenblicks zu sehr hingibt, auf der Oberfläche haften bleibt, Begeisterung und Originalität künstlich zu erzwingen sucht und das Vermengen der Gegensätze den Genuß seiner Produkte stört. Je mehr Tieck mit dem Theater vertraut ward und je stärker er darauf drang, daß der Geschmack geläutert und die Bühne gehoben werde, um so undramatischer sind seine Theaterstücke und um so mehr hätte er der Dramatik geschadet, wenn seine Stücke Anklang gefunden hätten, denn er vermeinte, Shakespeare zu erreichen, wenn er seine Witze und willkürlichen Aeußerlichkeiten von ihm borgte, ohne die geniale Kraft und Innerlichkeit dieses Meisters zu besitzen. Die romantische Schule achtete aber diese Grundmängel nicht, sondern um sich selbst zu erheben, wagte sie es sogar, Tieck nicht nur neben, sondern sogar über Göthe zu setzen und schadete dadurch nur ihm selbst. Tieck hat jedoch für unsere Literatur eine nicht geringe Bedeutung; er erweiterte den Geist unseres literarischen Kosmopolitismus und suchte ihn zu nationalisiren, bereicherte die Sprache, gab

ihr eine frischere Färbung, Belebung und Klarheit und bewegte sich in allen Gebieten der Poesie, im Drama wie in der Lyrik und der Novelle.

Seine Schriften bezeichnen die verschiedenen Stadien, die er in seiner Bildung selbst durchgemacht hat, und zwar begann er mit dem philosophischen Skepticismus, verfiel dann in das Gebiet der Religion und Mystik, schlug darauf den Ton der Ironie und des Humors an, wandte sich dem Mittelalter und Shakespeare zu und bewegte sich zuletzt ganz in der modernen Richtung der Novelle, welche Zeittendenzen zu ihrem Gegenstande wählte. Sein Abdallah (1795) ist ein finsteres orientalisches Schauerbild, worin er im Sinne Klinger's trostlose Blicke auf die Menschheit wirft, und das hervorgegangen ist aus der in Berlin herrschenden geiststödtenden Richtung, die ihn dem Skepticismus zuführte. Sein zweites Werk, das jedoch schon früher begonnen wurde, ist William Lovell, in Briefform geschrieben und eine bunte Vermischung halb vernünftiger Gedanken und unreifer Betrachtungen über Menschen, Welt und Anderes enthaltend, voll unverstandener Philosophie und Rousseau'scher Freiheitslehre, worin der Held von Verderben zu Verderben eilt, Leib und Seele vergeudet, um dem Außerordentlichen nachzustreben, Menschenverachtung und Egoismus als Grundsätze des Lebens aufgestellt werden und ein blinder Fatalismus allein Trost gewähren soll. Die Elemente des Werther und Faust herrschen hier noch vor und dazu treten lyrische Subjektivität und schrankenlose Spekulation, so daß der Roman etwas Chaotisches hat und die tiefe Nacht eines dunkeln menschlichen Innern voll Melancholie und Hypochondrie dargestellt wird. Hier schon dringt die ironisirende Satire durch und es kann den Roman nicht genießbarer machen, wenn der Verfasser sagt, er habe darin die Verwirrung und den Seelenübermuth seiner Zeit schildern wollen. Ganz anders erscheint sein Peter Lebrecht (1795), welchen Roman er zu einem häuslichen Gemälde machte voll gewöhnlicher Ironie und im Dienste der Nikolai'schen Aufklärung geschrieben, deren Gegner er später wurde. Mit dem Jahre 1797 begann Tieck sich der Romantik zuzuneigen, wenn auch Anfangs nur schwankend und unsicher, wie dies Peter Lebrecht's Volksmährchen beweisen, welche der Mährchenwelt herrliche Gestaltungen abzugewinnen wissen, obschon auch hier noch zu viel Modernes mit eingeflossen und überhaupt die Darstellung zu redselig und breit ist. Tieck polemisirte hier bereits gegen Spieß und Cramer, welche die Ritterwelt mißhandelten, hielt sich aber doch mehr an Musäus und Aeltere, als daß er sich den Romantikern näher hingegeben hätte. Die beiden dramatischen Mährchen, welche darin enthalten sind, nämlich: der Blaubart und der gestiefelte Kater, bilden die Lichtpunkte des Buchs; während jedoch der Blaubart trotz aller trefflichen Einzelnheiten organische Einheit vermissen läßt und zu viel ironische Selbstobjektivirung enthält, tritt im gestiefelten Kater Laune und dramatische Wirkung besser hervor und erscheinen hier viele Züge ächt humoristischer Satire, wobei es nur zu bedauern ist, daß dieselbe gegen so

kleinliche Gegenstände aufgewendet ist. Diese Stücke haben übrigens das Verdienst, daß sie zum Besten der deutschen Komik gehören, wenn sie auch nicht aufführbar sind, weil sie das Bühnenwesen nicht berücksichtigen und ein zu feines ästhetisches Verständniß verlangen; übrigens darf nicht übergangen werden, wie z. B. im gestiefelten Kater Iffland, im Prinzen Zerbino die pedantische Nützlichkeitstheorie der damaligen Weltverbesserung ꝛc. dargestellt ist und sie überhaupt gegen das Philisterthum gerichtet sind. Schlegel, der damals den Verfasser noch nicht kannte, witterte aus dem Buche sogleich die Geistesverwandtschaft heraus und bald darauf erschien Tieck mit seinem Romane Franz Sternbald's Wanderungen (1798), woran sein Freund Wackenroder mitarbeitete, ganz als ein Jünger der Romantiker. Das Buch ahmt Göthe's Wilhelm Meister nach und soll ein Künstlerroman sein, der die Vergöttlichung des Menschen in der Herzens- und Geistesverdichtung darstellen will, aber voll phantastischer Ueberschwänglichkeit ist und die Afterandacht des Verstandes zum Prinzip der Kunst machen will, wobei noch der Held eine Caricatur ist und zwar in der sentimentalen Manier Yorick's, der über seiner Kunstsehnsucht sich und die Welt aus dem Auge verliert. Hier wird die ganze Richtung der Romantiker verfochten und man kann es nicht stärker thun, als Tieck mit seiner Ansicht, daß in Allem, was der Künstler macht, nichts Unnatürliches sein könne, denn wenn er als Mensch den tollsten Gedanken habe, so sei er eben doch natürlich. Das Buch ist meistens schön geschrieben und enthält anziehende Schilderungen, aber als Kunstwerk ist es so gut wie seine übrigen Stücke verfehlt. Nach diesem Romane wurde Tieck mit Schlegel selbst bekannt und in Jena sagte er vollständig seinen antiken Sympathien Lebewohl und schloß sich entschieden der neuen Richtung an. Hier bearbeitete er den Don Quixote deutsch, übersetzte die Minnelieder und zum Theil den Shakespeare und versuchte sich sodann an umfassenderen Schöpfungen, wozu seine Genovefa und Kaiser Octavian vorzüglich zu rechnen sind. Nicht leicht haben Dichtungen der neueren Zeit so reiche Anerkennung erlangt, wie diese, und man kann sagen, daß darin wirklich die feinste und duftigste Blüthe der Romantik erschlossen ist und eine wahrhaft poetische Behandlung, zahlreiche lyrische und malerische Stellen und eine reiche Kunst der Darstellung sich zeigen; aber von wahrer tragisch-dramatischer Durchführung ist hier keine Rede. In der Genovefa ist mehr das Aeußerliche von Shakespeare nachgeahmt, die Sage ist nicht nach dem Geiste des Jahrhunderts behandelt und es fehlt das genial-geistige Band, welches die verschiedenen Elemente zu einem Ganzen zu vereinigen weiß; es werden alle romantischen Motive versucht, italienische und spanische Formen mit den Tönen des Minnelieds vermischt und im Gedränge der Empfindungen, Betrachtungen, Bilder und Melodien und in der nebelhaften Glorificirung der Mystik und irdischen Sinnlichkeit kann das ästhetische Gefühl nirgends Befriedigung erlangen. Die Sage von der Genovefa bildet nur den äußeren Rahmen, um neben der frommen Tugend

der Dulderin das gesammte mittelalterliche Leben zu schildern und den Heldensinn des Kriegs und die Gegensätze des Morgen- und Abendlands, sowie die Weihe der Wunder und des Märtyrerthums in epischer Breite vorzuführen. Genovefa weist uns auf die Macht des göttlichen Beistands und der Gnade hin, während Golo's Geschichte den blindesten Naturfatalismus ausspricht, wie sich dies besonders in dem dämonischen Liede: „Dicht von Felsen eingeschlossen" zeigt. Großartiger, klarer und abgeschlossener ist der Octavian (1804), welches wohl die vollendetste Dichtung dieser Schule sein mag. Hier ist die Romantik weniger gemacht und konsequenter in ihrem wahren Tone gehalten, die Phantasie zeigt sich frisch und lebendig und auch die Zeit der Sage ist getreuer wiedergegeben; aber es herrscht auch hier mehr Willkür und Breite, als eine wahrhaft geniale Dichtung es erlauben kann, und man muß gar viele Nichtigkeiten übersehen und auch durch den bunten Wechsel der rhythmischen Formen sich nicht stören lassen, um die schönen lyrischen, humoristischen und malerischen Einzelnheiten mit Freude genießen zu können. Sein Phantasus (1812) enthält die früheren und neueren Mährchendichtungen mit einem dazwischen durchlaufenden Kunstroman, worin die Aesthetik der romantischen Schule dargelegt wird, und wurde auf lange Zeit ein Lieblingsbuch des Publikums, weil die Volkssagen und Mährchen auf frische und lebendige Weise wiedergegeben sind und sich in einigen derselben kindliche Naturpoesie zeigt, während auch die Darstellung gewandt und der Stil ungemein klar und durchsichtig ist; doch konnte sich Tieck auch hier von dem Modernistren der alten Stoffe nicht ganz frei halten, wodurch die mittelalterliche Unbefangenheit vielfach verwischt wurde. Die romantischen Produktionen Tieck's wurden 1819 mit dem Fortunat beschlossen, der durch Stoff und Behandlung dem Octavian ähnlich ist und worin der Humor keck und ergötzlich auftritt und auch die Sprache zahlreiche Schönheiten bietet. Bald darauf veröffentlichte Tieck seine Gedichte (1821), denen man es ansieht, daß er Göthe nachahmen wollte und die neben gemachten Empfindungen auch viele lyrische Anklänge enthalten. Es fehlt ihnen aber Tiefe, Klarheit und Reinheit, es ist mehr ein Spielen mit Farben, Tönen und metrischen Formen und ein Versenken in nebelhafte Gefühle und so viele schöne vereinzelte Bilder darin erscheinen, so wenig sind sie zu einem bestimmten Gesammtbilde harmonisch verschmolzen. Es liegt überhaupt darin zu viel Kindisches und Gemachtes und es ist kaum möglich, eine Anzahl seiner lyrischen Gedichte nach einander zu lesen, ohne sich darüber zu langweilen. Doch finden sich auch einige der schönsten Perlen darunter, wie die Lieder: Im Windsgeräusch, In stiller Nacht, Heimliche Liebe, Liebesgegenwart, Die Zuversicht, Die Blumen &c.

Mit seiner Uebersiedelung nach Dresden, wo bei Tieck eine größere innere Ruhe einzutreten begann, verließ er die eigentliche Poesie und wandte er sich der Novelle zu, wie auch im Mittelalter derartige Novellen gedichtet wurden, welche damals äußerlich Wunderbares erzählten, während sich Tieck mehr der

modernen Menschheit zuwandte und die socialen Fragen der Gegenwart in den Kreis seines Schaffens zog. Hier war ihm vorzüglich Cervantes und auch Göthe Muster, aber er unterschied sich doch auch wieder von diesen und wollte Alles in seinen Novellen wiedergeben, was Bildung, Kunst, Literatur und Unterhaltung und Lebenserfahrung darboten, und bildete damit gleichsam eine Art Gegensatz zu seiner früheren Romantik. Uebrigens lag der Uebergang zu dieser Richtung bei ihm schon früher angebahnt, indem er schon im Beginne seines Auftretens den Pragmatismus des bürgerlichen Lebens und der Gesellschaft festhielt und selbst in seinen Mährchen die verständige Nutzanwendung hervorschaut. In der Novelle offenbarte jedoch Tieck eine solche Meisterschaft, so weit sie ihm nämlich möglich war, daß seine Anhänger wohl mehr als einen Schein des Rechts für sich hatten, ihn neben Göthe zu stellen, denn außer einer ausgezeichneten Darstellung entfaltete er hier einen großen Reichthum von Gedanken, er brachte Alles darin zur Sprache, was die Zeit bewegte, erweiterte die Novelle zu größerem Umfange und geistigerem Inhalte, und einige davon können wohl auf Meisterschaft Anspruch machen. Doch liegt daneben auch manches Unerquickliche, es ist darin zu viel Gesuchtes und Erstrebtes, er erfaßt die Zeitfragen nicht tief genug, verweilt dabei oft zu oberflächlich und geräth häufig in Redseligkeit und Geschwätzigkeit, so daß die Handlung und innere Belebung vor dem Raisonnement allzu sehr zurücktritt; auch drängt sich hier das den Romantikern so eigene laxe Verhältniß zum Sinnengenuß ein und es fehlt der geistige Mittelpunkt, der den Widerstreit im Denken und Sittlichen zu überwinden vermag. Im Gebiet der Novelle hat Tieck sehr Vieles geschaffen, wovon wir nur Einiges hervorheben können. Der junge Tischlermeister (1835), wozu er die Idee schon mehr als zwanzig Jahre früher gefaßt hatte, enthält eine frische Darstellung und knüpft die Interessen höherer Bildung an das Gewerbe des bürgerlichen Lebens, enthält jedoch weniger Handlung als Rede. In der Novelle: Die Gesellschaft auf dem Lande, ist die Entwicklung der Zustände während des vorigen Jahrhunderts im preußischen Staate sehr anschaulich dargelegt und besonders das Verhältniß Friedrich's II. zu seiner Zeit ungemein wahr und frei geschildert. Der Aufruhr in den Cevennen ist unvollendet geblieben, weil sich Tieck zu sehr in den Gegenstand vertieft hatte und er nicht die nöthige Kraft in sich fühlte, größere Probleme, wie hier die Darstellung verschiedener Gestalten religiöser Schwärmerei, gründlich durchzuführen. Seine Vogelscheuche ist voll Geist und Humor, der nur hier und da zu absichtlich erscheint, und das Dichterleben gehört zu seinen besten Leistungen, da er die Idee vollständig durchgeführt und sie in ein richtiges Verhältniß zu den Lokal- und Zeitbeziehungen gestellt hat. Die Hauptvertreter der englischen Poesie, Shakespeare, Marlow und Green mit ihren Contrasten und gegenseitigen Beziehungen sind mit vieler Wahrheit gezeichnet, die Dichtung in ihren beseligenden und zerstörenden Wirkungen an denselben veranschaulicht und Alles dies so

ruhig, plastisch und lichtvoll gegeben, wie es selten wiederkehren wird, obschon auch hier ein stärkeres Hervortreten der Handlung und eine kräftigere Zeichnung der Zeit gewünscht werden könnte. Neben diese Novelle tritt als Gegenstück des Dichters Tod, worin die unglückliche Liebe des portugiesischen Dichters Camoëns zu Katharina v. Attayde und sein tragischer Tod geschildert wird und dieselben glänzenden Eigenschaften der Darstellung hervortreten, nur daß gegenüber der glänzenden Seite in der vorigen Novelle hier das tragische Moment erscheint und die Dichtung ein stilles Fest der heimathlosen Sehnsucht feiert, die von der Erde den Blick zum Jenseits emporhebt. Auch der blonde Eckbert und der Runenberg zeichnen sich durch geheimnißvolle Innigkeit und eigenthümlichen Zusammenhang mit dem Pflanzen- und Steinreiche aus, während der Liebeszauber die Empfindung bis zum Entsetzen verzerrt. Sein wichtigstes und neueres Werk: Vittoria Accorombona (1839) bildet ein Gegenstück zu Göthe's Wahlverwandtschaften und führt uns in die italienische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Vittoria ist eine schöne, aber herrische römische Jungfrau, die keinen Gatten finden kann, weil keiner ihr hohes geistiges Wesen zu begreifen vermag; sie will darum dem Gemeinen verachtungsvoll entgehen, da dies aber überall an sie herantritt, so sieht sie das Leben selbst als ein Spiel gesetzloser Erscheinungen an und geräth bis zur gänzlichen Verkennung der Ehe; so fällt sie in die Hände Peretti's, eines feigen, weibischen und räuberischen Gatten, den sie bald verachtet, als sie den liebenswürdigen und männlichen Bracciano kennen lernt und liebt. Darüber verliert sie den sittlichen Halt, bereitet sich selbst die Katastrophe und wird nach dem Tode ihres schwachen, aber sittlichen Gemahls heimlich ermordet. Indem Tieck die Zeit dieser demoralisirten Menschen und Verhältnisse keck zu schildern unternahm, um damit der neueren Zeit einen Spiegel zu geben, konnte er nicht tief genug in diese Verhältnisse eingehen, trug er zu absichtlich unsere Zeitfragen in das 16. Jahrhundert und mißlang ihm besonders die Charakteristik der Personen. Wie Tieck überhaupt keine ächten Frauencharaktere zu zeichnen versteht, so ist auch Vittoria hier zu hart und derb und es ist durchaus nicht motivirt, wie ein Weib von so hochsinnigen Ideen so rasch in so gemeine Verhältnisse sich einlassen mag. Auch Peretti und Bracciano sind durchaus nicht gut charakterisirt und die ganze Handlung nicht in gehörigen organischen Zusammenhang gebracht, wie überhaupt das ganze Werk hinter ähnlichen Leistungen zurückbleibt und namentlich in sittlicher Hinsicht strengen Tadel verdient. Dies Urtheil können einzelne gelungene Schilderungen und Situationen nicht aufheben, selbst nicht einmal die Sprache, welche hier nicht mehr so frisch ist, als in seinen früheren Produkten. Uebrigens hat sich Tieck auch durch seine literarhistorischen und kritischen Arbeiten bleibende Verdienste erworben und zwar nicht nur durch seine Ausgaben fremder Werke und seine dramaturgischen Blätter (1826), sondern auch durch sein alt-englisches Theater (1811), deutsches

Theater, Shakespeare's Vorschule (1823), die Minnelieder und die Bearbeitung von Ulrich v. Liechtenstein's Frauendienst (1812) und der Insel Felsenburg. Ueberhaupt steht sein Namen und Ruhm in der deutschen Literatur fest und gesichert, wenn auch nicht in dem Maaße, wie es ihm Enthusiasten zutheilen möchten.

Ludwig Tieck ist am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren, zeigte schon auf der Schule poetisches Talent, fing hier schon seinen Abdallah an, bezog im 19ten Lebensjahre die Universität Halle, dann Göttingen und Erlangen, studirte Geschichte und Sprachen und wandte sich früh der christlich-romantischen Kunst zu. Er hielt sich in Berlin auf, reiste nach Jena und Weimar, um mit Schlegel und Novalis bekannt zu werden, und nach Hamburg, wo er sich mit der Tochter des Pastors Alberti verband. Hierauf ging er nach Jena, wo er mehrere Jahre lebte, dann 1801—1802 nach Dresden zu Fr. Schlegel, gab auf 1802 mit A. W. Schlegel einen Musenalmanach heraus, lebte dann zu Berlin und Ziebingen in der Nähe der Oder, ging nach Italien, von wo er 1806 zurückkehrte und zwar mit geschwächter Gesundheit, begab sich hierauf nach München, wo er Gichtanfälle bekam, lebte dann wieder in Ziebingen, befreundete sich mit Solger, durch den seine ästhetische Bildung sehr gewann, und hielt sich seit 1819, nachdem er im Jahre zuvor nach England gereist war, zu Dresden auf, wo er bei der Theaterintendanz betheiligt war, bis er 1843 einem ehrenvollen Rufe des Königs von Preußen nach Berlin folgte. So große Lobredner Tieck auf der einen Seite fand, so große Tadler hat er wieder auf der andern; er soll übrigens katholisch geworden sein. Seine kolossale Marmorbüste verfertigte der französische Künstler David 1834. Die meisten seiner Werke sind in fremde Sprachen übersetzt worden. Seine wichtigsten Schriften sind: Abdallah, Berlin 1795; William Lowell, 1796; Peter Lebrecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeit, 1796; Peter Lebrecht's Volksmährchen, 1797, 3 Bde.; Phantasien über die Kunst, Hamburg 1799; Franz Sternbald's Wanderungen, Berlin 1798; Uebersetzung des Don Quixote von Cervantes, 1799 — 1801, 4 Bde.; Romantische Dichtungen, Jena 1799—1800, 2 Bde.; Ueber Shakespeare's Behandlung des Wunderbaren, 1796; das Ungeheuer der verzauberten Welt, Bremen 1800; Musenalmanach auf das Jahr 1802; Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, 1803; Kaiser Octavianus, 1804; Altenglisches Theater, 2 Bde., 1814—1816; Phantasus, 1814; Ulrich von Liechtenstein's Frauendienst, Tübingen 1815; Altdeutsches Theater, 2 Bde.; Shakespeare's Vorschule, Leipzig 1823—29, 2 Bde.; Gedichte, 3 Bde., Dresden 1821. Novellen seit 1819, nämlich: Die Gemälde 1822; die Reisenden 1823; der Geheimnißvolle; die Verlobung, 1823; Musikalische Leiden und Freuden, 1824; die Gesellschaft auf dem Lande, 1823; Dichterleben, 1826; Märchen und Zaubergeschichten, Breslau 1824; der Aufruhr in den Cevennen, Berlin 1826; des Dichters Tod; der Hexensabbath; Novellenkranz, 1831; gesammelte Novellen, Breslau 1835 u. ff.; der junge Tischlermeister, 1836, 2 Bde.; dramaturgische Blätter, Breslau 1826, 2 Bde.; sämmtliche Werke, Wien 1817 u. ff., 22 Bde.; Schriften, Berlin 1827 u. ff. 15 Bde. — Eine vollständige Ausgabe und Lebensgeschichte werden noch vermißt. Tieck gab auch die Werke seiner Freunde Novalis, Solger und Heinrich v. Kleist heraus.

265. Neben Tieck haben sich auf demselben Gebiete und in denselben Elementen noch Wackenroder und Novalis bewegt, denen er auch im Leben nahe stand, wie er ja des Letzteren Schriften herausgab und mit dem Ersteren zusammen arbeitete. Wackenroder bahnte mit seinen Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders (1797) die Kunstmystik an und mit der unendlichen Kunstsehnsucht verbindet sich hier die unendliche Naturschwelgerei, die im Katholicismus ihre höhere Weihe zu empfangen vermeinte. Ihm und seinen

Geistesverwandten ist der Dom der Peterskirche das Symbol der religiösen Kunstbegeisterung und von Wackenroder aus ging nachher die neudeutsche pietistische Malerschule, die an derselben Krankheit leidet, wie er. Uebrigens ward sein Werk besonders zu Rom mit enthusiastischem Beifall aufgenommen und ermunterte die Künstler, sich mehr den älteren Meistern und der Kunstgeschichte zuzuwenden. Sonst schrieb er noch eine Schilderung, wie die alten deutschen Künstler gelebt haben, und über die Peterskirche zu Rom.

Während Wackenroder die Kunst zum Mittelpunkte aller menschlichen Weltanschauung machte, setzte Novalis (eigentlich Friedrich v. Hardenberg) die Poesie an deren Stelle und glaubte, daß alle Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst im Brennpunkte der Dichtung zusammenfallen und der ächte Dichter eine wirkliche Welt im Kleinen sei. Er wollte, daß man den Dichter und Philosophen nicht trenne, denn die Philosophie sei nur die Theorie der Poesie, und glaubte nur vom Katholicismus das Heil der Zukunft erwarten zu dürfen. Zu dieser Stimmung und Anschauung führte ihn seine Kränklichkeit, das Unglück, eine geliebte Braut durch den Tod zu verlieren, die er freilich alsbald wieder mit einer anderen vertauschte, und seine naturfreundlichen Sympathien, die durch das Studium des Bergbaues noch mehr genährt wurden. Zu umfassenden Schöpfungen gelangte Novalis nicht, da er schon im 29. Jahre starb, aber auch die kleineren Arbeiten und Fragmente bezeichnen hinreichend seine Richtung. Seine Hymnen an die Nacht sind voll von Mystik und einer sinnlich-naturalistischen Religionsansicht, und auch seine dreizehn geistlichen Lieder leiden unter der Ueberschwänglichkeit mystischer Anschauung, obschon einige darunter ein tiefes religiöses Gefühl beurkunden, wie: Wenn Alle untreu werden, Was wär' ich ohne dich gewesen, Wenn ich ihn nur habe, Wer einsam sitzt in seiner Kammer, und die christliche Poesie in neuerer Zeit selten so geistig Zartes und Inniges geliefert hat, wobei freilich auch hier der Fehler vorwaltet, daß diese Lieder zu subjectiv gehalten sind. Sogar einige vortreffliche weltliche Lieder hat er gedichtet, wie das Weinlied: Auf grünen Bergen ward geboren, und das Bergmannslied: Der ist der Herr der Erden, das Mädchenlied: Sind wir nicht geplagte Wesen, das etwas Schalkhaftes hat, und das Lied über einem Kirchhofe, wo die Schilderungen etwas Verklärtes haben, wie das Durchblicken des Geisterlebens. Seine Fragmente sind nur rhapsodische Sammlungen allerlei wahrer und falscher Geschichten, von Erfahrungen, Philosophie, Naturkunde, Mathematik, Kunst und Poesie, die alle in der Poesie und Religion ihre Einheit finden sollten. Seine Lehrlinge zu Sais sind ebenfalls voll naturpantheistischer Mystik und phantastischer Streiflichter, aber es sind dies Alles nur Anfänge eines dichterischen Geistes, der nicht zur Reife kommen konnte und vom zarten Dufte des Geheimnißvollen umflort war, den er vielleicht später durchbrochen hätte, um klar und rein die Sonne der Wahrheit zu erschauen. Sein berühmtestes, aber nicht vollendetes Werk ist der Ro-

man Heinrich von Ofterdingen, worin er den unendlichen Ideal-Realismus darstellen und die ganze Welt mit der Poesie verklären wollte. Es ist eine Nachahmung von Göthe's Wilhelm Meister, und Novalis wollte dadurch ein Seitenstück hinstellen, das alle Beziehungen des Lebens sammelt, um in der Tiefe und mit der unendlichen Innerlichkeit dasjenige darzustellen, was Göthe nach der Weltseite hin gezeigt hat. Poesie und Leben sollte als Eins erscheinen, Natur und Leben durch die Poesie verklärt werden und es geht durch den Roman die Grundansicht, daß Alles im alltäglichen Leben ein Wunder sei. Zu dieser Darstellung erschien ihm am passendsten die Gestalt des Heinrich von Ofterdingen, jenes berühmten Sängers, wie sie aus den dunkeln Ueberlieferungen des Mittelalters hervorblickt. Novalis fühlte wohl selbst, daß er der vollständigen Durchführung seines Unternehmens nicht gewachsen sei und er hätte es auch bei längerem Leben schwerlich zu Ende gebracht, obschon uns Tieck erzählt, daß Novalis die Absicht gehabt habe, noch sechs solcher Romane zu schreiben, worin er vom poetisch-christlichen Standpunkte aus seine Ansichten über alle Lebensverhältnisse entwickeln wollte. Wie das Werk jetzt vorliegt, enthält es eine wunderliche Vermengung von gewöhnlicher Wirklichkeit und ätherischer Träumerei, und von Gemüthsbegeisterung und nüchternem Verstand. Es mangelt dem Romane zu sehr am Thatsächlichen, an Handlung und Charakterzeichnung, und das Raisonnement zerstört nur zu oft die schönen Bildungen der Phantasie, so daß das Werk als Ganzes nicht zu genießen ist. Doch enthält es einzelne höchst gelungene Parthien, wie die Zwiegespräche Heinrich's mit Mathilde, der Tochter des Klingsor, über welche der volle Zauber reiner jugendlicher Liebe ausgegossen ist, und auch die Sprache erreicht oft eine seltene Klarheit. Novalis hatte ein so reiches Gemüth und so viele poetische Begabung, daß von ihm wohl noch Bedeutendes zu erwarten gewesen wäre, denn selbst mit diesen wenigen Leistungen wurde er ein Hauptführer der romantischen Schule, von dem Schleiermacher sagte, daß er zu den ebenso tiefsinnigen, als klaren und lebendigen Dichtern gehöre und man an ihm die Kraft der Begeisterung und die Besonnenheit eines frommen Gemüthes finde, wie nur bei wenigen Dichtern der Neuzeit, so daß er jedenfalls auf eine bedeutende Stelle in der Literaturgeschichte Anspruch hat.

Wilhelm Heinrich Wackenroder ist im Jahre 1772 zu Berlin geboren und der Sohn des dortigen Bürgermeisters und Geheimeraths, befreundete sich sehr frühe mit Tieck, besuchte mit demselben die Universität Halle und wurde dann Referendar beim Kammergerichte in Berlin, wo er 1797 die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders herausgab, aber schon am 13. Februar 1798 starb. Seinen Nachlaß gab Tieck 1799 in den Phantasien über die Kunst heraus. — Novalis ist der von einem Familiengute angenommene schriftstellerische Namen des Freiherrn Friedrich von Hardenberg, der am 2. Mai 1772 zu Wiederstedt, als der Sohn des Direktors der sächsischen Salinen, geboren wurde. Er erhielt eine sorgfältige und religiöse Erziehung und mystische Richtung schon im elterlichen Hause, wurde von Hofmeistern unterrichtet und besuchte dann noch ein Jahr lang das Gymnasium zu Eisleben, worauf er 1790 auf die Universität Jena ging,

um sich bis 1792 der Philosophie zu widmen. Dann studirte er noch zwei Jahre lang zu Wittenberg die Rechtswissenschaft und suchte sich 1794 zu Arnstadt in der praktischen Jurisprudenz zu üben. Hier lernte er in der Nähe Sophie von Kuhn kennen, mit der er sich verlobte, kam 1795 als Auditor bei den Salinen nach Weißenfels, hatte aber das Unglück, zwei Jahre später seine Braut durch den Tod zu verlieren, was sein Gemüth sehr angriff. Er ging nun an die Bergakademie zu Freiberg, wo seine Gemüthsruhe wiederkehrte, verlobte sich mit der Tochter des Berghauptmanns v. Charpentier und kam 1799 als Salinenassessor nach Weißenfels. In dieser Zeit lernte er die Brüder Schlegel und Tieck kennen und begann seinen Roman; auch erhielt er die Zusicherung der Anstellung als Amtshauptmann für Thüringen, aber plötzlich erkrankte er immer heftiger und starb am 25. März 1801 zu Weißenfels in Folge eines Blutsturzes. Seine Schriften sind von Tieck und Fr. Schlegel mit einer Biographie von Ersterem zu Berlin 1802 in 2 Bd. herausgegeben worden und erlebten 1838 die 5te Auflage.

266. Denselben Elementen begegnen wir wieder bei Zacharias Werner, aber nur auf anderem Gebiete und in unreinerer, wilder und zerrissener Weise, wie es von einem Manne nicht anders zu erwarten war, der sich so gesinnungslos und ohne allen inneren Halt und Boden zeigte. Sein Leben, wie seine Schriften gewähren ein gleich unerquickliches Bild und leider hat er auch auf eine ganze Reihe von Talenten einen ebenso verderblichen Einfluß ausgeübt. Neben nicht unbedeutenden geistigen Gaben ließ er sich fortreißen von maßlosem Willen und gesinnungsloser Religionssinnlichkeit und zeigte auf das Erschütterndste, wie sogar religiöse Anlagen zu Grund richten können, wenn sie ohne sittliche Weihe blos vom Gefühl und der Phantasie getragen werden. Er war in seinem ganzen Leben ein innerlich zerrissener und von Leidenschaften durchwühlter Sclave seiner Sinnlichkeit, in dessen Herz sich die niedrigsten Regungen mit den tieferen Bedürfnissen einer edleren Natur zu einem abschreckenden Gemische verbanden, der sich im Schmutze des Lebens wälzte, es in allen Arten des Leidens und der Freude vergeudete, sich dreimal verheirathete, um sich dreimal scheiden zu lassen, weder Familie noch Vaterland und Beruf liebte, von unruhiger Reiselust überall hin geführt wurde, sich ganz seiner subjektiven Willkür hingab, dann sich der Mystik und ascetischen Gemüthsschwelgerei zuwandte, auf seinen Irrfahrten 1810 zu Rom katholisch wurde, bei seiner zerrissenen und sittlich entnervten Natur auch hier keine Befriedigung fand und zuletzt dem gläubigen Volke seine phantastischen transscendentalen Wunderlichkeiten vortrug. Er suchte das religiöse Mysterium zum herrschenden Momente seines Dichtens zu machen und huldigte einem Fatalismus, worin Mysticismus und Phantasie, Glauben und Aberglauben, Christenthum und Heidenthum bunt mit einander vermengt sind, wie dies seine Schriften zeigen, die alle die selbst verschuldete innere Zerstörung seines Gemüths offenbaren und die Romantik zur Caricatur machen. Der Untergang dieses Talents ist um so mehr zu bedauern, als sich in seinen Dramen eine nicht geringe Gewandtheit der Zeichnung und des sprachlichen Ausdrucks findet und nicht selten Anklänge tief gehender Lyrik aus seiner Gemüthstrunkenheit und phrasenhaftem Tumulte der bunt-

scheckigsten Formen hervorbringen. Seine Gedichte und Predigten können in der Literaturgeschichte nicht genannt werden, dagegen haben seine Dramen eine nicht unbedeutende Wirkung gemacht, obschon sie der dramatischen Kunst sehr entbehren und ihnen Bestimmtheit der Tendenz und des Tons, Zusammenhang in Motiven und Fortschritt der Handlung und gründliche Charakteristik fehlt. Aus der Zeit, wo er noch eine reinere und höhere Lebenskraft besaß, rührt sein romantisches Drama: Die Söhne des Thals, das eine Nachahmung von Schiller und Tieck's Genovefa ist und einen Bund zur Wiederherstellung einer poetischen Religion anbahnen soll. Er wollte diese Ideal-Religion aus der Durchdringung maurerisch-romantischer und katholischer Elemente hervorgehen lassen, brachte es aber dabei zu nichts Anderem, als zu einem Siege des geläuterten Katholicismus. Auf dieses Stück folgte 1806 das Kreuz an der Ostsee, welches eine weniger prunkhafte Darstellung hat, ohne deshalb dramatischer zu werden, und das historische Element vom Opernartigen und Legendarischen so überwältigen läßt, daß Hoffmann dasselbe componirte. Das Trauerspiel Martin Luther oder die Weihe der Kraft stellt den Helden auf dem Gipfelpunkt seines Heroismus dar und hat einige glänzende und kräftige Parthien, wie die Scene auf dem Reichstage zu Worms, aber es ist Alles in nichtsnutziger und nebelhafter Verschwommenheit gegeben und seine wunderliche Mystik tritt überall störend hervor. Unbedeutend sind seine historisch-romantischen Stücke: Attila, Wanda und Kunigunde, und auch die Mutter der Makkabäer hat nur einzelne gute Effektstellen. Wichtig wurde seine Tragödie: Der 24. Februar, womit er die Reihe der Schicksalstragödien eröffnete. Es ist ein grausenhaftes Stück, worin das blinde Schicksal, welches sich noch dazu an die schlechtesten Kleinlichkeiten hängt, nicht nur jede Vernunft besiegt, sondern auch sogar als das höchste Vernunft- und Sittlichkeitsgesetz aufgestellt wird. Das Grauenvolle und Gräßliche soll die Idee und den Gehalt ersetzen und die bei den Griechen so großartige und vom Gesetze der Sittlichkeit getragene Schicksalsidee ist hier zum gemeinsten Aberglauben erniedrigt. So verfehlt übrigens das Stück als Ganzes ist, so enthält es doch einzelne Schönheiten, die Sprache ist frisch und lebendig und besonders ist dem Dichter die Nachtmalerei in hohem Grade gelungen.

War schon durch Calderon, dessen Trochäen man hier nachahmte, und zum Theil durch Schiller selbst die Schicksalstragödie angebahnt, wozu die Mystik auch sehr viel beitrug, so wucherten durch Werner's Vorgang ganze Reihen solcher Stücke empor und gewannen um so mehr den Beifall des Publikums, als man in jener trüben Zeit der politischen Reaction gern die eigene Schuld dem Schicksale zuwandte und sich einem blinden Fatalismus überließ, um in desto größerer Ruhe und Unbesorgtheit das Leben vor sich hinzuleben. Bald erschienen Müllner, Grillparzer und Houwald mit ähnlichen Stücken und keiner von ihnen dachte daran, den blinden Fatalismus zur Höhe der griechischen

Schicksalsidee zu erheben. So geheimnißvoll und dunkel auch das Schicksal bei den Griechen unabwendbar ganze Geschlechter mit seinem Fluche verfolgt, so beruht es dort doch auf einem sittlichen Grunde; bei den neueren Stücken erscheint es aber blos als ein launenhaftes, tyrannisches Gespenst, das eine wahre Freude daran hat, die Menschen so recht zu chikaniren, zu quälen und als Spielball zu gebrauchen; das Geschick der Menschen beruht hier auf einem Fluche, Traume oder einer Ahnung und anderen unbedeutenden Dingen und ist so unnachsichtlich und streng, daß der Mensch, er mag sich drehen und wenden wie er will, das Verbrechen begehen muß, wozu er einmal bestimmt ist, und sich dabei damit tröstet und beklagt, daß es eben das Schicksal so gewollt habe. Die Menschen, die darin auftreten, sind darum auch nicht stark und willenskräftig, sondern schwache und gesinnungslose Gesellen, denen es noch lieb ist, das, was ihre eigene Nichtswürdigkeit und Leidenschaft begangen hat, dem Schicksale getrost zuschreiben zu dürfen. Gerade dadurch sehen sich alle Schicksalstragödien auch so ziemlich gleich und ward glücklicherweise bewirkt, daß das Publikum bald wieder einen Ekel an solchen Produkten bekam, zumal als Platen mit seiner verhängnißvollen Gabel und dem romantischen Oedipus und Castelli mit seinem Schicksalsstrumpf die Helden dieser neuen tragischen Kunst hinlänglich lächerlich machten.

Der Hauptvertreter der Schicksalstragödie wurde der Advokat **Adolf Müllner** zu Weißenfels, dessen Stücken man es schon ansieht, daß er ein Rechtsanwalt war, denn das Schicksal bewegt sich hier mit prozessualisch-rabulistischen Spitzfindigkeiten und Formen umher und von Phantasie und Poesie ist keine Spur zu finden. Müllner besaß wohl einen scharfen Verstand, eine große Gewandtheit der Darstellung und selbst Witz, aber kein Gemüth; überall drängte sich Hochmuth und Eitelkeit ein und zu einem ächten Tragödiendichter war er kaum befähigt. Seine **Schuld**, welche als Schicksalstragödie am meisten genannt wird, sucht tragische Erhabenheit durch hohle Phrasen und die Calderon'sche Lyrik zu erreichen, bewegt sich aber überall auf Stelzen und ist, ungeachtet manchen treffenden Zugs, guter Gedanken und klangvoller Verse, doch ohne Gesinnung und Gefühl, entbehrt der tieferen Auffassung und besitzt selbst keine psychologische Charakteristik und fortschreitende Handlung, und der tragische Held ist ein jämmerlicher Junge, dessen Feigheit mehr Mitleid verdient, als sein Schicksal. Durchaus ohne geistige Begabung, ohne Idee und Zusammenhang ist sein **König Yngurd**, worin er Shakespeare nachzuahmen wagte, ohne einen Funken von dessen Geist zu besitzen, und seine **Albaneserin** ist so psychologisch unwahr und voll Reflexion, daß sie noch viel weniger Werth hat; auch ist sein **Neunundzwanzigster Februar** nur eine Nachahmung des Werner'schen ähnlichen Stücks und erfüllt von verkehrtem Heidenthum. Auch Lustspiele schrieb Müllner, wie **die Vertrauten**, **die großen Kinder**, **die Onkelei**, sie enthalten aber nur wenig Witz, die Komik ist gar

oft gezwungen und geistlos und die Stücke meistens langweilig, denn sie sind zu sehr berechnet und absichtlich angelegt. — Reicher an Phantasie und Gemüth ist Franz Grillparzer aus Wien, der seinen Stücken dadurch mehr poetischen Werth gab, obschon er die Forderungen der tragischen Kunst nicht zu befriedigen vermochte. Seine Stücke sind mehr Aneinanderreihungen schöner Empfindungen und Bilder und gut ausgedachter Situationen, als kunstreich durchgeführte Dramen. Seine Ahnfrau ging unmittelbar aus dem Werner'schen Stücke hervor und macht das Schicksal zu einem unheimlichen Gespenste von völlig unchristlicher Gestalt, wobei das Gräßliche an die Stelle des Tragischen treten muß und alle sittliche Macht verhöhnt wird. Die Charakteristik ist daher auch nicht gut durchgeführt und das Stück blendete nur durch gelungene Einzelnheiten und seine schöne gebildete Sprache. Die Sappho verunstaltet das Alterthum durch die romantische Auffassung, die Personen sind durchaus verzeichnet, Sappho hat keinen rechten Halt und ist selbst in ihrer Liebe ohne Leidenschaft, ihr Geliebter eine Art Romanheld und nur Melitta zeichnet sich durch Sinnigkeit und Anmuth aus. Das goldene Vließ, welches aus den drei Stücken der Gastfreund, die Argonauten und Medea besteht, will ebenfalls das Alterthum romantisiren, ist aber besser gehalten, obschon auch hier Gang und Sprache schwerfällig ist und durch die drei Stücke keine rechte innere Consequenz geht. Das dritte Stück enthält einige schöne tragische Momente, ist ernst gehalten und entbehrt nur einer größeren Einheit, auch fällt der Dichter mehrmals aus seinem tragischen Tone heraus und in die weiche Affektation neuerer Sentimentalität. Am meisten der Romantik angehörig ist sein Mährchen: Der Traum ein Leben, außer welchem er noch verschiedenes Unbedeutendes geschrieben hat, wie: Des Meeres und der Liebe Wellen, Der treue Diener seines Herrn, König Ottokar's Glück und Ende u. A. Auch hat Grillparzer sich in der Lyrik versucht und von ihm stammt namentlich aus den neuesten Jahren das Radetzkylied („In deinem Lager ist Oesterreich, wir Andre sind nur Trümmer" ꝛc.) — Endlich gehört in die Reihe dieser Dichter noch Ernst v. Houwald, der den Vorigen an Verstand und Phantasie nachsteht und in seinen dramatischen Stücken keine rechte Bewegung, keine bestimmte Charakteristik und psychologische Wahrheit zeigt, sondern in kraftlose Breite und in's Weinerliche verfällt und vergebens seine Mängel durch farbenreiche Sprache zu verdecken sucht. Sein Trauerspiel das Bild ist ein wahres Zerrbild und auch in der Charakteristik abgeschmackt, voll Thränen und Täuschung, Jammer und Rache, scheinbar glänzenden Gedanken und Betrachtungen und blumenreicher Sprache. Sein Leuchtthurm macht den Wahnsinn zur Macht des Schicksals und enthält eine schwülstige Sprache und ein sich ganz in lächerlicher Einfalt aufdrängendes heidnisches Christenthum, und in dieser Weise ist auch Fluch und Segen, die Heimkehr, die Feinde, Fürst und Bürger gehalten, die durchaus keinen klei-

benden Werth erlangten und nicht einmal für den Augenblick sich die Aufmerksamkeit des Publikums erhalten konnten. Außer diesen Stücken spielen noch andere Dramen von Zedlitz und Raupach in das Gebiet der Schicksalstragödie herein, aber diese Poeten verließen glücklicherweise noch frühzeitig genug diese falsche Bahn, um andere Wege einzuschlagen.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner ist am 18. November 1768 zu Königsberg in Preußen geboren, wo sein Vater Professor war, studirte seit 1784 daselbst Jurisprudenz, wurde 1793 Kammersecretär in verschiedenen Orten, am längsten in Warschau, ging in wenigen Jahren drei Ehen ein, die sich bald wieder auflösten, faßte um 1805 in seiner maurerischen Stellung die Idee zu den Söhnen des Thals, ging von 1801 — 1804 nach Königsberg, wo seine Mutter starb, und da an demselben Tage auch sein Freund Mnioch endete, so erschien ihm dieser Tag als verhängnißvoll und benannte er darnach sein bekanntestes dramatisches Werk. Da er durch den Tod seiner Mutter 12,000 Thlr. Vermögen erlangt hatte, ging er auf seine Stelle nach Warschau zurück und kam 1805 als geheimer expedirender Secretär nach Berlin, verfiel aber hier auf's Neue einer wilden Genußsucht und einem liederlichen Leben, gab seine Stelle auf und reiste nach Prag, Wien, München, Frankfurt, Köln, Gotha und Weimar, wo er auch Goethe kennen lernte, ging 1808 nach Berlin zurück und trat dann eine Reise nach der Schweiz an, wo er die Frau von Staël kennen lernte, ging nach Paris, sodann nach Frankfurt, wo ihm Dalberg eine Pension zusicherte und der Großherzog von Hessen ihn zum Hofrath ernannte, ging noch einmal zur Frau von Staël in die Schweiz und 1809 nach Rom, wo er im Jahre 1811 insgeheim katholisch wurde und Theologie studirte, kam 1814 nach Wien, lebte 1816—1817 bei der Familie des Grafen Cholonievski in Podolien, wurde durch deren Vermittlung Ehrendomherr von Kaminiec, trat 1821 zu Wien in den Orden der Redemtoristen, verließ ihn aber bald wieder und starb am 18. Januar 1823. Außer den oben erwähnten Dramen schrieb er noch die Weihe der Unkraft. Seine Theaterstücke, mit Ausnahme der Mutter der Makkabäer, erschienen gesammelt zu Wien 1817 — 1818 in 6 Bd.; seine 25 nachgelassenen Predigten daselbst 1836 und eine Auswahl seiner Schriften zu Grimma 1840 in 13 Bd. Einen Lebensabriß von Werner gab Hitzig, Berlin 1823, heraus. — Amadäus Gottfried Adolf Müllner ist am 18. Oktober 1774 zu Langendorf bei Weißenfels geboren und der Schwestersohn des Dichters Bürger, besuchte die Fürstenschule zu Schulpforte, wo er Mathematik und Poesie mit Vorliebe trieb, studirte dann in Leipzig Jurisprudenz und wurde 1798 Advokat in Weißenfels und 1805 Dr. der Rechte. Im Jahre 1799 gab er seinen Roman Incest heraus, dann manche juristische Schriften und bewirkte 1810 die Errichtung eines Privattheaters zu Weißenfels, wofür er seine Lustspiele und seine anderen Dramen schrieb. Im Jahre 1817 erhielt er den Titel als preußischer Hofrath, hörte seit 1820 auf für die Bühne zu schreiben und wandte sich der literarischen und dramaturgischen Kritik zu, redigirte bis 1827 das Literaturblatt zum Cotta'schen Morgenblatt, gab 1823 die Hekate und seit 1826 das Mitternachtsblatt heraus, worin er eine schonungslose Kritik übte, sich zu Persönlichkeit hinreißen ließ, dadurch die Satire gegen sich herausforderte und selbst in Prozesse gerieth, die er aber fast alle durch seine advokatische Rabulisterei gewann, gab zu Stuttgart 1824 — 1826 in 2 Bd. eine Sammlung seiner vermischten Schriften und zu Braunschweig 1828 in 7 Bd. eine Sammlung seiner dramatischen Werke heraus, die 1832 in 1 Bande wieder neu aufgelegt wurden, und starb am 11. Juni 1829 am Schlagflusse. — Franz Grillparzer ist am 15. Januar 1790 zu Wien geboren, wurde 1823 Concipist und 1832 Archivdirector an der kaiserlichen Hofkammer, wandte sich 1816 mit seiner Ahnfrau der Müllner'schen Richtung zu, ging jedoch nach und nach davon wieder ab und lebt noch zu Wien, wo er sich namentlich in der letzten Zeit durch sein

Gedicht an Radetzky bekannt machte. — **Christoph Ernst Freiherr von Houwald** ist am 29. November 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz geboren, gab sich frühe mit poetischen Versuchen ab, versuchte schon im 13ten Jahre ein Trauerspiel aus dem dreißigjährigen Kriege, kam 1794 auf das Pädagogium zu Halle, studirte 1799 daselbst Kameralwissenschaften, immer in Verbindung mit seinem Freunde Contessa, widmete er sich seit 1802 dem ständischen Dienste seiner Provinz, schrieb unter dem Namen Ernst oder Walnhdo, zog sich 1815 auf sein Landgut Sellendorf zurück, wurde 1822 Landsyndicus in der Niederlausitz und starb am 28. Januar 1845 zu Neuhaus bei Lübben. Es erschienen von ihm 2 Bändchen Erzählungen unter dem Titel: Romantische Accorde, Berlin 1817; Buch für Kinder gebildeter Stände, Leipzig 1819 — 1824, 3 Bde.; und dann seine Dramen, sowie Vermischte Schriften, Leipzig 1825.

267. Eine andere Seite der Romantik vertreten die sogenannten patriotischen Dichter, die, wenn auch ihre Leistungen sonst weit aus einander gingen, doch durch Zeit- und Grundstimmung einen gemeinsamen Ausgangspunkt haben. Nachdem nämlich mitten in den Zeiten der Schmach Deutschlands unter dem Joche Napoleon's durch Fichte, Scharnhorst und Stein das Selbstgefühl wieder gehoben wurde, der Tiroler Aufstand und die Siege bei Aspern und Eßling den Muth und die Begeisterung geweckt hatten, lenkte auch die Poesie dahin ein und bald ertönten Gesänge voll Freiheitsliebe und Haß gegen die Unterdrücker, voll Zorn über die vernichtete Einheit des deutschen Reichs und die allgemeine Zersplitterung, und die Poesie wandte sich wieder aus den verweichlichenden Träumereien der Romantik zum wirklichen Leben und schöpfte daraus frische Stoffe und ihre liebsten Töne, wobei die Dichter sich an Schiller anschlossen, der auch für die Rechte der freien Menschheit eintrat, und sie von Neuem voll Zuversicht, Kraft und Energie die Dichtung als geistige Waffe erhoben. Gerade dies, daß sie den Kampf gegen Napoleon als einen heiligen Krieg für Recht, Sitte und Tugend ansahen, gab der Poesie wieder die rechte Weihe und dies hebt die damaligen politischen Dichter auch weit empor über ähnliche Dichter der Neuzeit, die blos ihre subjektiven Gelüste in Verse brachten und nicht von der allgemeinen begeisterten Volksstimme getragen wurden. Wohl ist dabei nicht zu verkennen, daß auch manche Schwäche mit unterlief, daß der Franzosenhaß zu weit ging, die Deutschthümelei sich bis zum Lächerlichen verstieg und man wähnte durch das burschenschaftliche Wesen und Wiedervorrufen alter Trachten und Gebräuche die alte Kraft und den Glanz Deutschlands wieder herzustellen; auch mischte sich die Romantik und das mißverstandene Mittelalter zu viel ein und man erging sich mehr in allgemeinen patriotischen Ergüssen, als daß man eigentlich wußte, was man wollte und wie die Wiederverjüngung des Vaterlands bewerkstelligt werden sollte. Dies ist freilich mit den Verhältnissen zu entschuldigen und es muß anerkannt werden, daß jene Zeit der allgemeinen Begeisterung eines der schönsten Blätter unserer Geschichte füllt, obschon man die patriotischen Sänger dieser Zeit, denen Deutschland so viel als den Heeren verdankt, nur mit Undank belohnte und sich

manche derselben später zu viel auf ihre Lorbeeren zu gut thaten und meinten, sie seien darum auch befähigt, die Geschicke des Vaterlandes zu ordnen.

Einer der ersten und hauptsächlichsten Sänger dieser Zeit war Theodor Körner, von dem nicht mit Unrecht gesagt wurde, daß er sich zum Helden gesungen und zum Dichter geschlagen habe, denn ohne seinen Tod im Kampfe hätte er wohl schwerlich einen solchen Dichterruhm erhalten, wie er ihm zu Theil ward. Er besaß zwar ein bedeutendes Talent und dies hätte sich bei längerem Leben gewiß reich entfaltet, aber er war nicht originell genug und seine poetische Begeisterung entsprang nicht aus ihm, sondern ist mehr der Geist der Zeit, der in ihm waltete, und die Macht des Augenblicks, denn der Drang desselben wirkte bedeutender, als die Freiheit der Idee. Körner ist zu sehr ein Schüler von Schiller, hat dessen prächtige Sprache noch mehr ausgespreizt und sein Pathos hohler und stürmischer gemacht und gerade diese Aehnlichkeit mit Schiller trug auch am meisten dazu bei, seine Dichtungen beliebt zu machen, denn man wähnte in ihm den verjüngten Schiller mit der Krone des Märtyrerthums zu sehen. Wie sein Vorbild, zum Theil aber auch in der Nachahmung von Kotzebue, wandte sich Körner hauptsächlich den Dramen zu, welche in der Nachahmung zwischen beiden schwanken und zu leicht und schnell angelegt und ausgeführt wurden, um inneren Werth zu erlangen. Seine Dramen verrathen Anlage und Bühnenkenntniß, und bei größerer Reife des Geistes hätte Körner gewiß Vortreffliches geleistet, zumal wenn er längere Zeit auf die Conception und Ausführung verwendet hätte. Sein Zriny hat den Opfertod des ungarischen Helden Zriny bei der Belagerung der Feste Szigeth durch Soliman zum Gegenstande und erlangte seine Wirkung hauptsächlich dadurch, daß in der Zeit seines Erscheinens der gährenden Volkskraft eine Stimme damit geliehen wurde; aber man übersah, daß das Trauerspiel zu lyrisch gehalten und voll breiter Reden, glänzender Monologen und sich spreizender Heldenrenommage ist, und ließ sich durch den Stoff hinreißen. Rosamunde ist fast ein Doppelgänger von Schiller zu nennen, nur daß sie eben nicht den Geist und die Kunst Schiller's besitzt, und in ähnlicher Weise ist auch seine Hedwig geschrieben, welche noch viel weniger den Anforderungen der Kunst entspricht. Seine Lustspiele: der grüne Domino und der Nachtwächter sind ganz in der Manier Kotzebue's geschrieben und voll breiter Spaßhaftigkeit und seine übrigen Stücke: Toni, die Sühne, die Braut ꝛc., haben ebenfalls keinen großen poetischen Werth, obschon sie noch besser sind, als so zahlreiche Produkte neuerer Poeten, die doch mit so großer Anmaßung auftreten. Sein unvergänglicher Ruhm beruht hauptsächlich in den Liedern, die unter dem Titel: Leyer und Schwert erschienen und frische Kinder der That sind. Sie zeugen von stolzer und freudiger Begeisterung und festem Vertrauen auf den Sieg seiner Sache und wenn auch mancher lyrische Bombast und romantisch-mystische Dämmerung sich einmengte, so sind sie doch Lieblinge der Jugend geworden und haben eine

reiche Wirkung erlangt, so daß mehrere derselben wie: Du Schwert an meiner Linken, Das Volk steht auf, der Sturm bricht los, Vater ich rufe Dich, und einige andere in's Volk übergegangen sind.

Körner's Beispiel folgten rasch Andere und unter ihnen namentlich der mann- und kernhafte Ernst Moritz Arndt, der wohl der eigentliche Führer dieser patriotischen Sänger genannt werden kann. Noch ehe ein Anderer es gewagt hatte, sich gegen die Franzosenherrschaft zu erheben, schrieb er 1806 seinen Geist der Zeit, worin er das Schwert seines Zornes gegen die Unterdrücker des Vaterlands und die Entartung und Schmach des deutschen Volks mit männlichem Feuer schwang und dadurch genöthigt wurde, aus seinem Vaterlande zu fliehen. Seine Kriegs- und Wehrlieder sind offenbar durch die Körner'schen Lieder angeregt, lebendig und feurig, so daß sie sich dem Volksgesange wirksam anschließen; doch haben sie zu viel Franzosenfresserisches an sich und ahmen zu viele Dichter nach, ohne wahre Originalität zu erreichen. Am bekanntesten ist sein Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland," das bei uns die Stelle der Marseillaise, wenn auch nur entfernt, vertritt und seine Verbreitung der Grundidee der Einheit Deutschlands verdankt. Es ist aber nicht nur ohne künstlerische Ausführung, sondern auch ohne alle Poesie und die vereinzelte Anführung der verschiedenen deutschen Länder, welche geradezu die Zerstückelung Deutschlands vor Augen führt, hebt die Gewalt der Grundidee wieder auf und macht es fast zu einer Caricatur. Wahrhaft klassisch zu nennen ist dagegen das Lied vom Feldmarschall Blücher: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" und auch einige neuere Gedichte enthalten noch manches Kräftige und Schöne, wie auch seine geistlichen Lieder gesunde Frömmigkeit und mannhafte Gesinnung offenbaren. Auch im Gebiete der Dramatik hat sich Arndt versucht, z. B. mit: „der Storch und seine Familie," ohne einen Erfolg zu erzielen, den dagegen seine prosaischen Schriften, wie seine Reiseschilderung, biographische Erinnerungen und geschichtlichen Darstellungen in höherem Grade erlangten. Seine Ansichten und Aussichten aus der deutschen Geschichte und sein Versuch in vergleichender Völkergeschichte zeugen von ehrenhaftem Sinne und vaterländischer Treue und zeichnen sich auch durch Frische und Lebendigkeit der Sprache aus, sind aber zu deutschalterthümelnd und nicht überall gründlich genug. Seine Erinnerungen aus meinem Leben und meiner Zeit sind nicht nur in mancher Hinsicht sehr lehrreich, sondern auch bei der Geschichte seiner Jugend fast idyllenartig gehalten. Arndt's Bedeutung als Dichter ist übrigens nicht sehr groß und sein Ruhm gründet sich vorzüglich auf die Wirkung, die er hervorgebracht hat. Die Zeit hat jedoch auch diesen zu beeinträchtigen gesucht und wie seine Bestrebungen von den Machthabern lange verkannt wurden, so hat ihn auch die neuere Zeit zu sehr zurückgesetzt, weil seine überlebten Nationalansichten für unsere Tage nicht mehr recht passen wollten.

Von gleicher Vaterlandsbegeisterung war Max von Schenkendorf beseelt, dessen Lieder milder und von tieferer Innigkeit erfüllt sind. Selbst in seinen Kriegsliedern voll ächter Romantik zeigen sich eine edelschwärmende Religiosität, ein hoher Adel und Anklänge des Minnegesangs und seine Lieder: „Von den deutschen Städten," „Freiheit die ich meine," „der Landsturm," „Auf dem Schloß zu Heidelberg" u. A. sind zu unseren besten lyrischen Produkten zu rechnen und Einige, wie „Vöglein einsam in dem Bauer," in's Volk übergegangen. Auch seine geistlichen Lieder, die auf ächt christlicher Gesinnung beruhen, sind einfach, innig und wohllautend, wie z. B.: „Habt Ihr nimmer noch erfahren," „Gottes stille Sonntagsfrühe" und das Weihnachtslied: „Brich an, du schönes Morgenlicht" ꝛc. Schenkendorf ist jedoch auffallend wenig bekannt, obschon er es viel mehr verdiente. — Auch F. A. v. Stägemann's Kriegsgesänge werden oft neben diesen Sängern genannt und sie sind gleichfalls aus dem Zorne über Deutschlands Schmach hervorgegangen, sie sind aber ohne rechtes Maaß und Form, haben mehr Feuer als poetischen Gehalt und eine zu specifisch preußische Färbung. Seine Gedichte sammelte er unter dem Titel: „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten," die manches Gute enthalten, worunter Sonette an seine Gattin, die er nach ihrem Tode als „Erinnerungen an Elisabeth" herausgab. Sein wirklich fanatischer Eifer gegen Polens Freiheitskrieg ward ihm nicht mit Unrecht vielfach verdacht und überhaupt fehlt ihm die dichterische Weihe, so daß er bald wieder ganz vergessen sein wird.

Karl Theodor Körner, der Sohn des Appellationsrath Körner, des bekannten Freundes von Schiller, ist am 23. Sept. 1791 zu Dresden geboren, wandte sich frühe der Dichtung zu, wobei ihm Schiller als Vorbild vorschwebte, besuchte die Kreuzschule seiner Vaterstadt und ging 1808 auf die Bergakademie Freiberg, wo er bis zum Sommer 1810 blieb und dann nach Leipzig ging. Hier gab er eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel: Knospen heraus, trieb Geschichte und Philosophie und hielt sich einige Zeit in Berlin auf. Nachdem er die Bäder von Karlsbad gebraucht, begab er sich im August 1811 nach Wien, wo W. v. Humboldt, Fr. Schlegel und K. Richter sich seiner annahmen und er sich in ein junges Mädchen verliebte. Er schrieb hier mehrere kleine dramatische Stücke, dann seinen Zriny, Hedwig und Rosamunde und wurde auf Kotzebue's Empfehlung als Theaterdichter angestellt, in welchem Verhältnisse er sich gerne und mit Erfolg bewegte. Die Schlacht bei Aspern hatte ihn schon begeistert und um so mehr ergriff ihn die Begeisterung der Freiheitskriege, so daß er am 19. März 1813 zu Breslau in das Lützow'sche Korps trat. Bald ging er als Oberjäger mit seinem Major auf einer Geschäftsreise nach Dresden, wo er seine Eltern sah, wurde in Leipzig zum Lieutenant erwählt, zeichnete sich im Gefechte bei Görde aus, wurde aber bald darauf bei Kitzen verwundet, rettete sich blos durch seine Geistesgegenwart und wurde von Landleuten und einigen Kameraden nach Leipzig gebracht, worauf er zu seiner Genesung 14 Tage in Karlsbad verweilte. Er ging bald wieder nach Berlin und dann wieder zu seinem Korps zurück, wo er das Schwertlied dichtete und am 22. August beim Dorfe Wöbbelin in einem Gefechte durch den Leib geschossen wurde und bald darauf starb. Er ist zu Wöbbelin unter einer Eiche begraben und daneben ruht auch seine Familie. Nach seinem Tode erschienen seine letzten Gedichte, als: Leier und Schwert,

1814, sein poetischer Nachlaß in 2 Bde. 1814 — 15. Seine sämmtlichen Werke sind seither durch Streckfuß, Berlin 1834 in 1 Bde. 3te Auflage 1838; und in 4 Bde. 1838 und 2te Auflage 1842 herausgegeben worden. — Ernst Moritz Arndt ist am 26. Decbr. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen geboren, durchreiste nach beendigten Studien Deutschland, Frankreich und Italien, auch Schweden, wurde 1806 Professor der Philosophie in Greifswalde und war damals noch ein Lobredner Napoleons. Bald aber brachte ihn die Schmach Deutschlands davon ab und er schrieb 1807 seinen Geist der Zeit, der großes Aufsehen erregte, aber nebst andern Schriften auch bewirkte, daß er nach Schweden entfliehen mußte. Erst 1813 kehrte er nach Deutschland zurück, suchte die Begeisterung für Deutschlands Erhebung noch mächtiger anzufachen und hatte große Erfolge mit seinen Schriften und Gedichten. Im Jahre 1818 wurde er Professor der Geschichte zu Bonn, kam aber schon im nächsten Jahre in politische Untersuchungen, wobei man seine Papiere in Beschlag nahm; am 10. Nov. ward eine Spezial-Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe gegen ihn angeordnet und er von seinem Lehramte suspendirt, Alles auf eine außergesetzliche Weise, jedoch mußte er freigesprochen werden, ohne daß er wieder in sein Amt eintrat, und erst der jetzige König von Preußen setzte ihn wieder in seine Stelle ein und suchte ihn zu entschädigen. Seither lehrt er wieder zu Bonn und war auch Mitglied des Frankfurter Parlaments, ohne sich besonders auszuzeichnen. Von seinen Schriften sind die hauptsächlichsten: Reisen durch Deutschland, Ungarn, Italien, Frankreich, 1798—99, 5 Thle.; Reise durch Schweden, 1804, 4 Thle., Berlin 1806; Fragmente über Menschenbildung, 3 Thle., Altona 1805—19; Geist der Zeit, 1806—18, 4 Thle.; Ansichten und Aussichten aus der deutschen Geschichte, 1 Thle. 1814; Schwedische Geschichten, Leipzig 1839; Versuch in vergleichender Völkergeschichte, 1843; Gedichte, 1804; Kriegs- und Wehrlieder, 1815; Gedichte, 2 Bde., 1815, 1840 und 1843; Mährchen und Jugend-Erinnerungen, 1. Thl., Berlin 1818 und 2te Aufl. 1842, 2. Thl. 1843; Erinnerungen aus dem reiferen Leben, 1840, 3te Aufl. 1842; Schriften für und an seine lieben Deutschen, 3 Thle. 1845. Auch einige Dramen. — Ferdinand Max Gottfried von Schenkendorf ist am 11. Decbr. 1784 zu Tilsit geboren, studirte zu Königsberg Kameralwissenschaften, wurde Referendar, ging 1813, ungeachtet sein rechter Arm gelähmt war, mit seinen Landsleuten in's Feld, wurde 1815 Regierungsrath in Köln und starb hier am 11. Decbr. 1817. Seine Gedichte erschienen Stuttgart, 1815; sein politischer Nachlaß, Berlin 1822; sämmtliche Gedichte, Berlin 1837, mit seiner Biographie und geistlichen Liedern (Sternblumen), von denen man jedoch auch behauptet, daß sie von seiner Freundin Henriette Gottschalk seien. — Friedrich August von Stägemann ist am 7. November 1763 in der Uckermark geboren, kam früh in das Berliner Waisenhaus, besuchte bis 1782 das Gymnasium zum grauen Kloster, studirte dann in Halle Rechtswissenschaft, wurde bei der Regierung in Königsberg angestellt, 1806 Mitglied des Generaldirektoriums und Hauptbanco-Comptoirs zu Berlin, 1807 vortragender Rath beim Kanzler von Hardenberg, später aber bei Stein, wurde 1809 Staatsrath und zu vielen Geschäften verwandt, trat 1819 an die Spitze der Redaction der Staatszeitung und starb am 18. December 1840. Seine Kriegsgesänge erschienen 1814, Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten, Berlin 1828.

268. Mit diesen patriotischen Dichtern sind vielfach die schwäbischen Dichter verwandt, bei denen auch der Grundton ihrer Gesänge das Vaterland war und die selten ihren Gesichtskreis über die Gränzen desselben erstreckt haben. Die schwäbischen Dichter erfüllten die Sendung, die Poesie aus der Erschlaffung und der idealistischen Entfremdung vom Leben und der Natur herauszuziehen und die Romantik von ihrer Einseitigkeit und Krankhaftigkeit zu befreien und mit dem Leben zu versöhnen. So lange der Druck über dem Vaterlande

waltete, war es gut, daß die Romantik uns die glänzenden Bilder von des Vaterlands früherer Herrlichkeit vorführte; als aber das Joch abgeschüttelt war, war es Zeit, daß sich die Poesie auch mit dem Leben verband und darauf dachte, sich einer besseren Zukunft zuzuwenden. Dies thaten die schwäbischen Dichter und es ist ihnen auch in reichlichem Maaße gelungen. Dazu trat noch das Verdienst, die Poesie wieder sittlich verklärt zu haben. Sie faßten das menschliche Wesen edler und höher auf und wie die Formen rein und künstlerisch vollendet wurden, so umschlossen sie auch eine ernste keusche Gesinnung. Zwar ist dies nicht immer gelungen und hat die Gesinnung oft für poetisches Talent gelten müssen und es ist wahr, neue lyrische Standpunkte werden nur wenige gefunden und alltägliche Reflexion zieht oft das Gewand der Phantasie an, aber unstreitig sind die schwäbischen Dichter dennoch diejenigen, welche alle anderen Dichter dieser Zeit überragen und zu einer Popularität gelangten, die nur sehr wenigen zu Theil wurde. Gehören doch Uhland's Gedichte nach denen von Schiller zu den verbreitetsten in Deutschland. Das wegwerfende Urtheil von Göthe und das noch bissigere von Heine ist entschieden von der Volksstimme verworfen worden. Diese Dichter haben noch das andere Verdienst, daß sie die Natur, wenn auch nicht tiefer, so doch lebensvoller auffaßten, als die Romantiker; die letzteren vertieften sich wohl auch in der Natur, aber sie konnten ihre Schätze nicht zu Tag fördern, die schwäbischen Dichter aber zogen die Wunder derselben herauf in's Leben und verstanden es traulich im Umgang mit der Natur zu leben und sie gesund und treu aufzufassen. Gerade dieses Anschmiegen an die Natur und dies Belauschen ihrer geheimsten Laute prägte den Charakter ihrer Dichtung noch schärfer aus, denn es spiegelt sich darin das landschaftliche Bild ihrer Heimath mit ihren Bergen und Thälern, Reben und Auen und wie von den Höhen zahlreiche Burgen als Zeichen der Vergänglichkeit in das Leben darniederschauen, so klingt aus allen diesen Liedern ein elegischer und melancholischer Ton hervor und hört man überall die Natursprache mit naiver Frische und Wahrheit. Die Heimath ist wohl auch Schuld daran, daß von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten bei den schwäbischen Dichtern so viele Molltöne vorkommen, daß sich ein Mangel an männlichem Prinzip fühlbar machte und dieses wenigstens nur dann hervortrat, wo es der Inhalt gebieterisch verlangte. Man spricht gewöhnlich von einer schwäbischen Dichterschule, aber von einer Schule oder derartigem Zusammenhange unter diesen Dichtern kann keine Rede sein und das Band, welches sie alle eint, und der Meister, dem sie alle folgen, ist, wie Kerner richtig sagt, einzig die Natur.

An der Spitze dieser Dichter steht Uhland, aber vor ihm machte sich schon Hölderlin bekannt, den ein so trauriges Geschick traf. Er war ein reich begabter Dichter von philosophischem Geiste und Tiefsinne, heftiger Subjektivität und klassischer Bildung und rang mit allen Geisteskräften darnach, Himmel und Erde mit gleicher Liebe und Gegenliebe zu umfassen und sich aufzu-

schwingen zum Standpunkte der Griechen. Seine Hyperion, oder der Eremit in Griechenland, ist seine großartigste Leistung, voll Enthusiasmus für die Griechen, deren Geist allein ihm fähig schien, die Gegenwart wieder zu erheben. Es ist eine Verherrlichung der Athener und seiner Geliebten, die er unter dem Namen Diotima feierte, aber es fehlt das Interesse der Handlung und ungeachtet des vielen philosophischen Raisonnements und idealen Sinnes kann doch an der erhabenen Kraft, die darin in Bildern und Gedanken wogt, und bei dem ungestümen Geiste in Ansichten und Darstellung der Leser kein rechtes Vergnügen finden und schon dieser Roman weist auf die Keime der eigenen Selbstzerstörung hin. Ohnehin fehlt es ihm in künstlerischer Hinsicht an der nöthigen Umgränzung und der Stoff ermangelt des Anhalts eines äußeren Rahmens. Ein tief innerliches Gemüth, das überall sich nach dem Jenseits sehnt, bezeichnet seine Gedichte, welche die Liebe und die Natur besingen, das Gepräge frischer Unmittelbarkeit an sich tragen und ungemein klangreich sind. Hölderlin besaß die poetische Begeisterung in einem weit höheren Grade, als die meisten seiner dichtenden Landsleute, und man darf blos auf seine Ode an den Neckar und die Erinnerung an Heidelberg verweisen, um zu zeigen, wie tief sein Naturgefühl ist, wie duftig die Blume seiner Poesie und wie Alles aus der innersten Tiefe seines Herzens entsprang. An Hölderlin ist ein großes Genie untergegangen und es ist ein schmerzlicher Gedanke, daß dieser Geist von 1806 bis 1843 von der Nacht des Wahnsinns verdüstert war, bis die Hand des Todes ihn abrief in das Reich des Ewig-Schönen, das Hölderlin schon im Diesseits hervorzuzaubern bestrebt war.

Am reichsten vertritt Ludwig Uhland den Charakter der schwäbischen Dichtung und so lange es währte, bis die kritischen Blätter von ihm Notiz nahmen, so vielfach man seinen Ruhm zu bestreiten wagte, so fest steht er nun und unerschütterlich und so sehr ist er ein Liebling unserer Nation geworden. Bei ihm sind Romantik und Freiheit nicht mehr die sich widerstreitenden Gegensätze, sondern durch das Vermittlungsglied wahrer Volksthümlichkeit sind sie innig mit einander verschmolzen und seine streng sittliche Gesinnung bewahrte ihn vor der Ironie und der Leichtfertigkeit der Romantiker und ließ bei ihm Alles so harmonisch, abgerundet und ebenmäßig und wie aus Einem Guß entstanden erscheinen. Seine Dichtung ist nicht kränkelnd, sondern trägt die Züge ächter Gesundheit, und wie er in dieser Hinsicht Göthe ähnlich wird, so erwarb er auch von diesem die künstlerische Klarheit und Vollendung der Form und verstand er die Mittelalterlichkeit der Romantik mit dem politischen Liberalismus zu vereinigen. Besonders gewann auch seine Poesie durch sein tieferes Verständniß und das gründliche Studium der mittelalterlich deutschen Dichtung und hierdurch vorzüglich bekam sie ihre kräftig volksthümliche Färbung. Dazu trat sein eben so heiteres Naturell und der empfängliche Sinn für die Natur, deren tiefste Falten sich ihm leicht erschlossen. Uhland zeigt in seinen Gedichten

einen ächt lyrischen Genius und die freie Herrschaft über Wort und Form und er hat sich am meisten dem erhabenen Pathos von Schiller und der objektiven Klarheit und Naivetät Göthe's genähert, obschon bei ihm die Empfindung nicht so unmittelbar und klangvoll hervortritt, als es zu wünschen ist, und Gedanken und Worte oft das Gefühl zurückdrängen. So mannichfaltig Inhalt und Form seiner Gedichte sind, so zieht doch durch alle der Ton der Heimwehinnigkeit, die aus der Liebe zu seinen heimathlichen Bergen und Thälern hervorgeht, und er vertieft sich zu sehr in die Vergangenheit, als daß er sie so recht mit dem Leben der Gegenwart in Beziehung setzen könne. Unter seinen Gedichten findet man Naturpoesieen, patriotische Gedichte, Balladen und Romanzen. Ueber erstere sagt Gutzkow sehr bezeichnend, daß Uhland der Natur das Sonntagskleid der Freude angethan und das Landschaftsgemälde zum Liede vergeistigt hat und es zieht auch überall lyrische Innigkeit und der Zug religiöser Weihe durch und es zeigt sich überall das innigste Einverständniß mit der Natur. Seine Frühlingslieder gehören in dieser Hinsicht zu den vorzüglichsten Leistungen voll ungekünstelter Einfachheit und an diese schließen sich die Wanderlieder an, die vom Abschied bis zur Heimkehr im engsten Rahmen ein ganzes Drama voll Bewegung und Mannichfaltigkeit darbieten und voll tiefen Gefühls und wundersamer Naturlaute des Volkslieds sind. In ähnlicher volksthümlicher Weise faßte er das menschliche Leben mit all seiner Lust und seinem Weh auf und wie die Lieder: „Droben stehet die Kapelle, schauet still in's Thal hinab" und „Ich bin vom Berg der Hirtenknab'," tief zum Herzen dringen, läßt er in dem Gedichte „Sonntagsfrühe" (Das ist der Tag des Herrn) die ganze Feierstille mit tiefem Grauen empfinden. In seinen patriotischen Dichtungen wandte er sich von der Vergangenheit in die Gegenwart mit seiner Mahnung zur Gründung des Tempels der Freiheit und seinen warnenden Worten über das Nichthalten der gegebenen Versprechungen, wohin seine Lieder: Siegesbotschaft und am achtzehnten Oktober 1816 gehören, an die sich später das Gedicht die Wanderung voll zermalmender Kraft der Ironie anschloß. Unter den allegorischen Gedichten ist die verlorene Kirche als ein wahres Meisterstück zu betrachten und zeigt, daß sich seine Lyrik nicht blos auf Vaterland und Natur beschränkte. Wie sich hier die Sehnsucht nach einer von Menschensatzungen befreiten reinen Kirche ausspricht und er dem Dogmenzwange der Gegenwart damit entgegen tritt, so verstand er es auch, mit tiefer Gemüthlichkeit sich in humoristischen Gedichten zu versuchen, die jedoch nur einen untergeordneten Theil seiner Dichtungen bilden. Besonders gelungen sind ihm Balladen und Romanzen, die voll Anschaulichkeit, Lebendigkeit und scharfer Zeichnung ein ächt deutsches Gepräge haben, den Ton des Volkslieds treffen und selbst ähnlichen Gedichten von Bürger und Schiller voranstehen. Dahin gehören hauptsächlich: Des Sängers Fluch, Klein Roland, König Karl's Meerfahrt, Der Schenk von Limpurg, Das Glück von Edenhall, Sängerliebe, Der Kastellan von Couci und Bertran de

Born. In dem Balladencyklus: Eberhard der Rauschebart erscheint der volle Hauch der altdeutschen Heldendichtung wieder, voll Einfachheit und Mannichfaltigkeit, epischer Objektivität und historischer Treue. Daran schließen sich noch so manche Lieder, die ganz episch gehalten sind, wie: Ich hatt' einen Kameraden, Das Ständchen, Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein, Was klinget und singet die Straße herauf. Auch im Drama hat sich Uhland versucht und außer dem Fragmente Konradin die Dramen Herzog Ernst von Schwaben und Ludwig der Baier geschrieben; aber es fehlt denselben das Pathos und die rechte dramatische Lebendigkeit und es sind mehr dramatisirte Romanzen, die wohl durch ihre stille Größe und die ächt deutsche Gesinnung ansprechen, aber auf der Bühne weniger Wirkung machen. So weich und sanft übrigens auch Uhland's Dichtung ist und so sehr er sich mit Vorliebe der Vergangenheit zuwendet, so energisch hat er sich an der Politik der Gegenwart betheiligt und gehört er zu den reinsten und edelsten Kämpfern für Recht und Freiheit und die Einheit des Vaterlandes; aber er fühlte auch zu sehr die heilige Weihe der Dichtung, als daß er auch nur einen Ton dieser Parteikämpfe hätte darin anklingen lassen. Auch als Literarhistoriker über fremde und einheimische Poesie hat sich Uhland Verdienste erworben und eben so reiche Kenntnisse als Gründlichkeit dabei bewiesen, wie seine Abhandlung über die nordfranzösische Poesie, die Bearbeitung Walther's von der Vogelweide und sein neuestes Werk über die alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder beweisen.

Friedrich Hölderlin ist am 29. März 1770 zu Lauffen am Neckar geboren, studirte in Tübingen Theologie, begab sich 1795 nach Jena, um sich philosophischen Studien zu widmen, da ihm die Theologie nicht zusagte, und wurde dann Hofmeister zu Frankfurt, wo ihn eine unglückliche Neigung zur Mutter seiner Zöglinge, einer Frau von schwärmerischer Phantasie, fesselte, welche diese Neigung leider noch begünstigte. Hier schrieb er seinen Roman Hyperion, worin er seine Geliebte zu verherrlichen suchte, und schon dieß Verhältniß wirkte auf sein reizbares Gefühl sehr gefährlich ein. Er begab sich nun nach Weimar und Jena, wo Schiller ihm gern eine Professur ausgemittelt hätte, ging von da in die Schweiz und nahm eine Hofmeisterstelle zu Bordeaux an, da er Ueberdruß an deutschem Leben und Wesen hatte. Er suchte den Schmerz über verfehltes Dasein durch Sinnenrausch und Ausschweifung zu übertäuben und es trat nun der unglückselige Wendepunkt seines Schicksals ein, denn plötzlich erschien er in Deutschland in Bettlertracht und als ein unverkennbares Bild des Wahnsinns; doch hatte man Hoffnung, weil zwischen seinen Anfällen von Wuth und Raserei sich noch lichte Momente zeigten und in solchen unternahm er die Uebersetzung des Sophokles, wovon 1804 zwei Stücke erschienen. Allein sein Zustand verschlimmerte sich und obschon seine Freunde für ihn sorgten und ihn in das Klinikum nach Tübingen brachten, so mußte er doch schon nach zwei Jahren als unheilbar entlassen werden und lebte er von 1806 an in stiller Abgeschiedenheit bei einem Tischlermeister zu Tübingen, bis er am 7. Juni 1843 starb. In dem Zustande seines Wahnsinns beherrschte ihn übrigens keine fixe Idee, sondern es war vielmehr der höchste Grad der Nervenzerrüttung, die es ihm unmöglich machte, zu einer zusammenhängenden Wahrnehmung und Auffassung der Dinge zu gelangen und er war während dieser langen Zeit immer beschäftigt mit Gedichten, welche hinsichtlich der Form und des antiken Rhythmus meistens untadelig sind, aber einen verworrenen Inhalt haben und in sinnlose Redensarten auslaufen. Sein Hyperion erschien in

2 Bänden zu Stuttgart 1797—1799 und in 2ter Auflage 1822, seine lyrischen Gedichte von Schwab und Uhland herausgegeben 1826 und in neuer Ausgabe mit Biographie 1843. — Johann Ludwig Uhland ist am 26. April 1783 zu Tübingen geboren, studirte daselbst seit 1805 Jurisprudenz, wurde Advokat und 1810 Doctor der Rechte und ging nach Paris, um die Manuscripte des Mittelalters daselbst zu untersuchen. Seine ersten Gedichte fertigte er 1804 und veröffentlichte sie 1806—13 in Almanachen, bis er sie 1811 in einer Sammlung vereinigte; seit dem Spätjahre 1812 advocirte er in Stuttgart und arbeitete auch am Justizministerium, erhob sich in der Verfassungsfrage 1815 für das alte Recht in Gedichten und trat 1819 als Deputirter für Tübingen in die Ständeversammlung. Im Jahre 1830 wurde er außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Tübingen, gab aber diese Stelle bald wieder auf, um seinen ständischen Pflichten besser genügen zu können, und wurde auch 1848 in das Parlament zu Frankfurt gewählt, bei dem er bis zum letzten Augenblicke aushielt. Seine Gedichte erlebten bis daher 9 Auflagen. Sonst gab er heraus: Herzog Ernst von Schwaben, Heidelberg 1817; Ludwig der Bayer, Berlin 1819, welche wieder in neuer Ausgabe erschienen; Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert, Stuttgart 1822; Sagenforschungen I., daselbst 1836; Volkslieder, das. 1844. Ueber ihn vergleiche Schwab in Menzel's Moosrosen, 1826, Pfizer's Uhland und Rückert, 1837, und Fr. Notter in L. Bauer's Schwaben, von denen der Letztere sich über die schwäbische Dichterschule ausführlich verbreitet.

269. Neben Uhland erscheint zunächst Gustav Schwab, der sich nicht nur durch eigene Schöpfung, sondern auch durch Förderung anderer Talente rühmlich ausgezeichnet hat und ziemlich vielseitig wirkte. Er besitzt ein freundliches und gemüthliches Talent, erweiterte seinen Gesichtskreis auch über die Gränzen der Heimath und leistete im Lied und der Romanze nicht Unbedeutendes. Auch zieht durch seine Dichtungen ein fromm kirchlicher Sinn, wie er ja auch ein Geistlicher war. Er besitzt jedoch keine hohe Anschauungsweise und schöpferische Originalität und bewegte sich mehr im Gebiete der malerischen Poesie, als in dem der musikalischen Lyrik; auch sinken mehrere Bearbeitungen historischer Stoffe bis zur Reimerei herab. Von seinen größeren Gedichten zeichnen sich aus: der Appenzeller Krieg, Walther und Hiltgund und die Legende von den heil. drei Königen; bedeutender sind dagegen seine Balladen und poetischen Erzählungen, von denen wir das Mahl zu Heidelberg, Elsbeth von Calw, der Reiter und der Bodensee und die Engelskirche auf Anatolicon hervorheben; am besten sind jedoch Johannes Kant und das Gewitter, welche Beide zu dem Besten unserer Poesie gehören. Ueberhaupt hat nicht leicht ein anderer Dichter so viele Romanzen und Erzählungen mit Geschick verfaßt wie Schwab, der sich auch in einzelnen lyrischen Gedichten mit Glück versuchte, wovon das bekannte Studentenlied: Bemooster Bursche zieh ich aus und die Lieder an die Sterne, Vom Berge, Wand're And're, und Am Morgen des Himmelfahrt-Tags. Schwab hat außerdem auch zwei vortreffliche Reisehandbücher über die schwäbische Alp und den Bodensee geschrieben, welche nicht nur auf gründlichen Studien beruhen, sondern auch eine frische Anschauung der geschilderten Landschaften gewähren und den Sagenschatz des Volkes zu Tag fördern. Er hat ferner eine Anzahl französischer Gedichte übersetzt, eine

Reihe der schönsten Sagen des klassischen deutschen Alterthums herausgegeben, eine Auswahl der Gedichte von Paul Flemming und eine Mustersammlung deutscher Lyrik und Prosa veranstaltet und endlich eine Biographie von Schiller geschrieben und nur darin zu ängstlich diesen Dichter für das Christenthum zu retten gesucht. Mit liebevoller Theilnahme zog er auch junge dichterische Talente aus dem Dunkel hervor, wie Nikolaus Müller, Matzerath und Andere, und gab nicht nur einen Musenalmanach heraus, sondern besorgte auch den poetischen Theil des Cotta'schen Morgenblatts. — Während die meisten übrigen schwäbischen Dichter Uhland zu sehr zu ihrem Vorbilde nehmen, geht **Justinus Kerner** einen ganz eigenthümlichen Weg, wie er auch sich mehr dem Lyrischen zuwandte und als Freund der Geisterwelt bekannt ist. Nicht leicht hat es einen so liebenswürdigen und gastfreundlichen Dichter gegeben wie Kerner, der in seinem freundlichen Häuschen und Thurme zu Weinsberg die meisten unserer neuen Dichter bei sich willkommen sah und in den wohlwollenden, heiteren und gemüthlichen Kreis seiner Familie zog. Kerner ist von Natur mehr empfindend und phantastisch, überall bleibt seine Phantasie in den Gefilden der Heimath, aus allen seinen Gedichten tönt das Unbehagen am Diesseits, der Schmerz und das Sehnen nach dem Jenseits hervor, steigert sich bis zu wahrer Schwermuth und das Jenseitsheimweh wird zuletzt zu etwas Krankhaftem. Hierdurch steht er noch ganz auf dem Boden der Romantik und es fehlt ihm überall die Energie der That. Dies macht seine Gedichte zu traurig und eintönig und selbst seine Romanzen und Balladen wenden sich gern dem Schauerlichen und Geisterhaften zu. Dahin gehören: Die vier wahnsinnigen Brüder, der Wassermann, die Kapelle der heil. Regiswind von Lauffen, Graf Olbertus von Calw, der reichste Fürst und der Geiger zu Gmünd, worin eine Mischung von Glauben und Humor spielt. Ungeachtet dieser vorherrschend wehmüthigen Richtung kann Kerner aber auch spöttisch komisch sein, wie dies seine Gedichte: Spindel's Recension einer Gegend, Zopf und Kopf und einige andere bezeugen. Manche seiner Lieder sind schlagend, kurz, voll Seele und überraschenden Bildern und treffen geradezu den Volkston. Vielbekannt ist sein lebensfrohes Lied: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein," doch herrscht auch darin noch ein schmerzenvoller Ton; selbst in der geistlichen Dichtung hat er sich mit Glück versucht, wie seine Gedichte Zuruf und Aufruf beweisen. Kerner unterscheidet sich auch von Uhland dadurch, daß er noch bis in die neueste Zeit manches treffliche Lied gesungen hat, wie das an Johann von Oesterreich, während Uhland's Muse schon lange schweigt. Seine in Prosa geschriebene Dichtung „Reiseschatten von dem Taschenspieler Luchs," ist voll harm- und absichtslosen Humors, sowie das Sentimentale mit dem Phantastischen und Komischen abwechselt und neben lustigen Scenen viele süße Geschichten erscheinen. Der Gedanke eines Schattenspiels, das sich durch das ganze Buch abrollt, ist sehr glücklich zur Hauptidee gemacht und während Alles scheinbar immer auf dem Boden der Wirklichkeit

spielt, macht Alles doch einen mährchenhaften, schattenartigen Eindruck und man wird ganz in die Magie eines Traums versetzt. Die Reise im Postwagen, das Professorengericht über den der Dichtung suspecten Studiosus und das angehängte Inventar des Inquisiten und Aehnliches sind die köstlichsten Abschnitte des Buchs, das vielfach an Jean Paul erinnert. Die Geschichte seiner Jugenderlebnisse, welche er unter dem Titel: Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, Erinnerungen aus den Jahren 1786—1804 herausgab, bietet sehr viel Interessantes nicht nur in Hinsicht auf die Person des Dichters, sondern überhaupt auch auf die Zeit der Jugend, wovon er ein so anschauliches Bild liefert. Mit seiner Entfremdung von der Wirklichkeit läßt sich auch leicht erklären, wie Kerner auf sein Steckenpferd gerieth, überall einen geistigen Verkehr mit der höheren Welt zu ahnen und den Offenbarungen von Somnambülen, Besessenen und Hellsehern eifrig zu lauschen. Seine Schriften über die Seherin von Prevorst, die Geschichte zweier Somnambülen und Anderes sind die Produkte seiner hierhergehörigen Bemühungen und haben ihm vielfach Anfeindungen zugezogen, so daß man ihn damit lächerlich zu machen suchte. Mir scheint jedoch hin und wieder der Schalk dahinter zu stecken, denn Kerner's ganze Individualität ist so herzlich, menschenfreundlich und heiter bis zur burlesken Ausgelassenheit, und er hat als Menschenkenner und als Arzt auch sonst einen so scharfen Blick, daß er bei seiner Hellseherei und Geisterbannerei gewiß einen anderen Rückhalt hat, als in Tiefen zu schauen, wohin eben der Blick des Menschen nicht zu reichen vermag.

Gustav Schwab, der Sohn des Württembergischen Oberstudienraths J. Chr. Schwab, ist am 19. Juni 1792 zu Stuttgart geboren, studirte 1809—1814 in Tübingen Philosophie und Theologie, machte im Sommer 1815 eine Reise nach Norddeutschland, wo er mit den dortigen Dichtern bekannt wurde, theilte seine ersten poetischen Versuche in Almanachen mit, wurde 1815 Repetent am theologischen Seminar in Tübingen, zwei Jahre darauf Professor am oberen Gymnasium in Stuttgart, ging 1837 als Pfarrer nach Gomaringen bei Tübingen, kam 1841 als Stadtpfarrer nach Stuttgart zurück, wurde 1845 Oberstudienrath und Oberconsistorialrath und Doctor der Theologie und starb daselbst im Jahre 1850. Seine Gedichte erschienen zuerst einzeln, dann in einer Sammlung, Stuttgart 1828 in 2 Bdn. und in neuer Auswahl 1838, wobei jedoch der Romanzencyklus aus dem Jugendleben Herzog Christoph's nicht abgedruckt ist, der 1819 in besonderer Ausgabe erschien. — Justinus Kerner ist am 18. Septbr. 1786 zu Ludwigsburg geboren, studirte, nachdem er sich zuerst dem Kaufmannsstande widmen sollte, zu Tübingen 1804 Medizin, wurde 1819 Oberamtsarzt zu Weinsberg und lebt noch daselbst, wurde aber in neuerer Zeit von einem Augenübel befallen. Sein Buch Reiseschatten von dem Schattenspieler Luchs erschien 1811; seine Gedichte 1826 und in vierter Auflage 1841 in 2 Bdn. Der Bärenhäuter im Salzbade 1837. Von seinen Schriften über Hellseherei und Somnambulismus möge blos die Geschichte zweier Somnambulen, Karlsruhe 1824, und die Seherin von Prevorst, Stuttgart 1830, genannt werden.

270. Eine durchaus eigenthümliche Gestalt ist Heinrich v. Kleist, den man nicht ganz mit Recht den politischen Werther nannte, denn man hat ihn lange nicht genau genug gekannt. Wie die neuesten Aufklärungen über ihn

nachweisen, beugte ihn wohl das Unglück des Vaterlandes tief, aber die Motive seines Selbstmords waren doch anderer Art und beruhten in seinem innersten Wesen. In seinem Leben lag physisch und geistig ein innerer Zwiespalt und zu einem geheimnißvollen Fehler seines geistigen Organismus traten noch äußere Bedrängnisse, die sein Herz und seinen Muth brachen. Er konnte weder in der Wirklichkeit noch in der Kunst die nöthige Ruhe und Zufriedenheit erlangen, er war Soldat, Jurist und Beamter, lebte bald in Berlin und Paris, bald in den stillen Thälern der Schweiz, war ein Jünger von Kant, dessen neuer Lehre er in Paris eine Stätte gründen wollte, und suchte den alten patriarchalischen Zustand des Naturlebens nach Rousseau's Plan durchzuführen, um unberührt von den Zerwürfnissen der Zeit in Abgeschiedenheit zu leben, und da er sich nicht so viel Leichtsinn und Oberflächlichkeit erwerben konnte, um seine eigene sittliche Schuld zu vergessen, so verfolgte ihn überall die dämonische Macht und erlag er endlich dieser Schuld, sündhaften Verstimmungen und leidenschaftlichen Erregungen. Physisch und geistig krank nagte an seinem Herzen der Ehrgeiz und die Verstimmung, daß ihn seine Zeit, die doch so viel Unbedeutendes anerkannte, fast übersah. Er wurde vom Schicksal hin und her geworfen, ohne die Möglichkeit zu sehen, einen eigenen häuslichen Herd zu gründen, und dann wurde er mit einer musikalischen, aber von unheilbaren körperlichen Leiden befallenen Frau bekannt, die den Entschluß zum Selbstmord bei ihm weckte, den Beide mit einander ausführten, ohne daß sie nur auch das mindeste Liebesverhältniß zusammen gehabt hätten. Diese innere Zerrissenheit machte es ihm unmöglich, in der Poesie den Preis zu erlangen, dessen er fähig war; er konnte nicht zu freier Gestaltung einer Idee kommen und überall hinderte ihn seine Laune und Bitterkeit, seine selbstgefällige Absichtlichkeit und krankhafte Phantasie; namentlich machte seine ironische Willkür jede reine Lyrik unmöglich. Er wurde vielmehr zur dramatischen Poesie hingezogen und sein eigener Reichthum hätte Bedeutendes leisten können, wäre es ihm möglich gewesen, zu objektiver Wahrheit der Handlung zu gelangen. Er besaß in Auffassung, Erfindung und Ausdruck eine so dramatische Lebendigkeit wie kaum ein anderer Dichter, aber seine Phantasterei und seine Unwahrheit in Motiven und Handlungen vernichtete wieder den so schön angelegten Bau und selbst seine oft meisterhaft durchgeführte Charakteristik wurde durch die Laune der Willkür zu häufig getrübt. Sein erstes Drama war die Familie Schroffenstein (1803), worin Uebertreibung neben ächter Poesie steht, besonders im letzten Akte das Tragische übermäßig stark wird und schon ganz der spätere Schicksalsspuck angebahnt ist. Seine Penthesilea, in welches Stück er den ganzen Schmerz und Glanz seiner Seele niederlegen wollte, vermengt antike und moderne Färbung, Erhabenes und Bizarres und gränzt geradezu an die Tragikomödie. In viel reinerer Weise ist sein Käthchen von Heilbronn geschrieben, in welchem er alle süße Innigkeit und Zartheit ausgehaucht hat, die im tiefsten Grunde seiner

Seele wohnte, und das auch durchaus bühnengerecht ist. In der Heldin erschließt er uns den tiefen Abgrund der Liebe, wie sie sich zuerst in grellen Widersprüchen und im Hasse äußern möchte, dann aber alle Herbheit überwindet und sich mit seligem Erstaunen plötzlich selbst erkennt; über Käthchen ist ein tief geheimer seelenvoller Zauber ausgebreitet und sie hingestellt als ein Muster altdeutscher Unschuld, Hingebung und Liebe, Zucht und Frömmigkeit; nur das ist zu tadeln, daß die Liebe fast als ein dunkler Drang und Naturgewalt erscheint, denen sich Käthchen ohne alle sittliche Freiheit überläßt, während ihre somnambülen und visionären Zustände nicht nur nicht als Motive gelten können, sondern auch geradezu die schwachen Seiten des Buchs bezeichnen und Mißbehagen erregen. Noch mehr spielt das Wunderwesen geheimnißvoller Mächte im zweiten Schauspiele der Prinz von Homburg, der ebenfalls ein Nachtwandler ist. Das Stück ist hinsichtlich der Anlage, Haltung und Charakteristik bedeutender, als das Käthchen von Heilbronn, trägt die Züge einer höheren Tragik und nationalen Tendenz und hat besonders in Preußen sehr gefallen, weil die Zeit und Persönlichkeit des großen Churfürsten vortrefflich darin dargestellt ist. Aber hier drängten sich noch viel mehr, als im vorhergehenden Drama, die Verirrungen der Romantik und die visionären Elemente ein, welche die Einheit und den Eindruck des Stückes stören und als müßiges Spiel der Willkür erscheinen. Ungeachtet dieser Mängel weisen Kleist's Dramen darauf hin, daß er unter allen Romantikern am meisten dazu geeignet war, den Geist in der Romantik plastisch zu gestalten und ein wahrhaft nationaler Theaterdichter zu werden. In seiner Herrmannsschlacht, die mehr dramatisirte Satire als dramatische Handlung enthält, ist Zorn, Schmerz und Spott versammelt, um den Verrath der Fürsten und die sittliche Verblendung der Frauen zu strafen, die ihre Liebe zum Vaterlande der fremden Größe aufopferten. Seine Lustspiele enthalten viele Spuren von ächt poetischem Humor, gewähren aber doch im Ganzen keine vollkommene Befriedigung. Sein Amphitryon nach Moliere will die antike Fabel in die christliche Mythe von der Umschattung von Maria durch den heil. Geist hineinziehen und enthält einige freundliche Züge, aber es war eben nicht möglich, der Moliere'schen Frivolität ein edleres Gewand zu geben und es tritt überhaupt die Absichtlichkeit der Tendenz zu offen hervor. Bedeutend besser ist der zerbrochene Krug, welches eines unserer besten Lustspiele genannt werden kann und wahrhaft originell wurde. Der Dichter verstand es, den Stoff, dem doch alles Leben, Handlung und Bewegung abgeht, so zu bewältigen, daß sich das Interesse von Scene zu Scene steigert und die Entwicklung vollkommen befriedigt. Doch fand schon Göthe darin zu viel Hinneigung zum Dialektischen und hat das Stück weniger gefallen, als seine beiden Hauptdramen. Auch im Gebiete der Novellen hat er sich mit Erfolg bewegt, bei denen man objektive Ruhe, gründliche Zeichnungen der Charaktere und reine Darstellung findet, während bei einigen, z. B. die Verlobung auf

St. Domingo, die Erfindung und Motivirung weniger gelungen ist. Auch hier kann er von seiner mystisch-finsteren Natur nicht ganz lassen, wie dies das Bettelweib von Locarno bezeugt. Am bekanntesten ist Michael Kohlhaas, welches treffende Schilderungen enthält, die deutschen Zustände zur Zeit Luther's anschaulich vorführt und nur den Stoff zu weit ausspinnt, der auch mit der düsteren und oft unheimlichen Behandlung nicht recht übereinstimmen will.

Heinrich von Kleist ist am 10. October 1776 zu Frankfurt a. d. O. geboren, machte 1793 als Junker in preußischen Diensten den Feldzug am Rhein mit, nahm aber als Lieutenant den Abschied und studirte 1799—1800 zu Berlin, wo er im Departement des Ministers v. Struensee angestellt wurde. Mit Urlaub und einigen Aufträgen begab er sich 1801 nach Paris, um Naturwissenschaften zu studiren, ging aber bald enttäuscht wieder von da fort, durch die Schweiz, lebte fast verarmt in Weimar und Dresden, arbeitete 1806 wieder im Finanzministerium, flüchtete nach der Schlacht bei Jena nach Königsberg und nahm seine Entlassung, um in der Poesie Trost zu suchen. Als er nach Berlin zurückkehrte, wurde er den Franzosen verdächtig und nach Frankreich abgeführt und ein halbes Jahr zu Joux und Chalons gefangen gehalten. Dann lebte er einige Jahre in Dresden, wo er mit Adam Müller das Journal Phöbus herausgab, ging 1809, als der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrach, nach Prag und wollte schon nach Wien, als der Frieden rasch geschlossen wurde. Innerlich und äußerlich gebeugt und am Heil des Vaterlandes verzweifelnd, begab er sich nun nach Berlin zurück, wo er mit der Frau Henriette Vogel bekannt wurde, die wegen unheilbarer körperlicher Leiden in gleich trüber Stimmung war und Kleist auch durch ihre Liebe zur Musik anzog, ohne daß ein zärtliches Verhältniß stattfand. Als sie ihm einst vorgesungen hatte und Kleist ausrief: Das ist zum Erschießen schön! bat sie ihn geradezu, ihr diesen Dienst zu leisten; es entflammte sich bei ihm der unglückselige Entschluß, der ihn schon früher gequält hatte, er gab ihr das Wort darauf und am 20. November 1811 fuhren sie beide von Berlin nach einem bei Potsdam gelegenen Wirthshause, brachten dort die Nacht mit Briefschreiben zu und setzten am andern Tage in einem nahe gelegenen Föhrenwalde ihr Vorhaben ins Werk. Außer den erwähnten Stücken erschienen von ihm noch das Fragment eines Trauerspiels Robert Guiskard und die Erzählungen der Marquise von O. und das Erdbeben in Chili. Seine gesammelten Schriften sind nebst Biographie von Tieck herausgegeben, Berlin 1826, 3 Thle., und im Jahre 1849 hat Eduard v. Bülow seine Briefe mit einer viele Aufklärungen enthaltenden Lebensbeschreibung erscheinen lassen.

271. Der Vertreter des ritterlich-feudalen Elements der ritterlichen Romantik ist Friedrich de la Motte Fouqué, der die Helden der Freiheitskriege mit denen des Mittelalters und Nordens identificirte und bei allen schönen Gaben voll Phantasie und Gefühl doch im Ritterthume wie im Patriotismus, in der Frömmigkeit wie in der Liebe nur ein Dilettant war und mehr durch die reiche Gestaltung und Farbenpracht das Auge ergötzte. Er hat zwar für die Darstellung der Ritterzeit Besseres geleistet, als die früheren Ritterromane, aber er ist von sentimentaler Krankhaftigkeit und Modernisirung nicht frei und verfällt zu oft in's Geschmacklose. Er mischt alle Töne und Farben der Romantik unter einander, ohne festes Verhältniß, und seine Gestalten erhalten weder plastische Gediegenheit, noch überhaupt festen Grund und Boden. Hier

und da zeigt sich wohl ächtes Gemüth und die Stimme der Begeisterung, aber im Allgemeinen fehlt es an anhaltender Wärme und seine forcirte Künstelei und Affektation macht seine Schriften nur zu oft kalt. Seine Kriegslieder und seine Lieder auf die Königin Louise beurkunden seinen poetischen Antheil an den Befreiungskriegen. Sie konnten sich jedoch, bis auf das Lied: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen," keinen rechten Anklang verschaffen, wogegen seine Zauber- und Heldenromane mehr in das Volk eindrangen und lange Zeit hindurch sehr beliebt waren. Unter diesen sind der Zauberring und Thiodulf der Isländer am bekanntesten geworden. In seinem romantischen Heldengedichte Corona hat er im Geschmacke der alten Heldendichtung sich selbst und sein treues Roß besungen und außer diesem hat er noch vieles Andere geschrieben, wie Sigurt der Schlangentödter, ein dramatisches Gedicht, worin er die alte scandinavische Heldensage mit ihrem Riesen- und Zauberwesen darstellte, der Held des Nordens, Alboin der Longobardenkönig, und Eginhard und Emma. Seine beste Dichtung ist das bekannte Mährchen: Undine, welche besonders bei den Frauen in große Gunst kam. Hier wird das neckisch-launenhafte Wesen und die schalkhafte Gestalt der Undine gegenüber dem besonnenen Ritter Huldebrand sehr anziehend geschildert und das Ganze ist sehr sinnig und innig, obschon viel Ungeheuerliches und Koboldartiges darin spuckt. In manchen seiner Lieder offenbart er begeistertes Gefühl, Phantasie und melodische Sprache und sogar im geistigen Liede hat er einiges Warmgefühlte geliefert, wie z. B.: „Wenn Alles eben käme." Später wurde Fouqué zu manierirt, ein Frömmler und seine immer matter werdenden Helden- und Ritterstücke, sowie sein junkerhaftes Benehmen reizten den Hohn und Spott auf ihn, so daß man ihn nur den turnierenden Ritter von la Mancha nannte. Er war in der letzten Zeit so ziemlich verschollen, obgleich er es eigentlich nicht in diesem Grade verdiente, da er doch manches Rühmliche geliefert hat.

Neben Fouqué mag noch Ernst Schulze genannt werden, dessen sonst edle Natur mit krankhafter Schwärmerei gepaart war und diesen Charakter auch seinen Dichtungen aufprägte. Er gehört ganz der romantischen Richtung noch an, obschon er sich vielfach zu Wieland's Oberon zurückwandte, und seine Poesie ist fast durchaus von seinen Lebensschicksalen bedingt. Er hing nämlich mit schwärmerischem Enthusiasmus an einem schönen und geistreichen Mädchen, Cäcilie Tychsen, das in der Blüthe ihres Lebens starb, und die Schwermuth steigerte sich bei ihm nun auf den höchsten Grad, so daß er den Plan faßte, sie in einem besondern Werke zu verherrlichen. Hierdurch entstand sein bekanntes romantisches Epos: Cäcilie, welches den Kampf des Christenthums mit der heidnischen Religion Odin's darstellt, durch Adel der Anschauung, Klarheit der Darstellung, Schmelz der Sprache und Wohllaut des Verses alle übrigen romantischen Dichtungen übertrifft, aber durch das Wunderlich-Mystische,

Düstere und Melancholische, sowie durch das Lyrisch-Weiche den epischen Charakter sehr beeinträchtigt, auch zu langsam und zu breit ist. Einzelne Episoden, wie die vom Tyrfingsschwert, sind glänzend gehalten. Hinsichtlich der Reinheit der Verse und der wohlklingenden Musik der Sprache steht dies Gedicht der bezaubernden Rose noch nach, worin er die Erlösung der in einer Rose verzauberten Königstochter durch die Liebe des Sängers Alpin besingt und manches Sinnige geliefert hat, aber dieselben Mängel, wie in der Cäcilie, offenbart. Seine kleineren Gedichte und Elegien sind von untergeordnetem Werthe.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué ist am 12. Februar 1777 geboren, sollte studiren, trat aber 1794 als Cornet in ein Kürassierregiment mit seinem Freunde Kleist, machte den Rheinfeldzug mit, lebte dann in ländlicher Stille zu Berlin und Nennhausen, trat 1813 als Lieutenant und dann als Rittmeister wieder in das Militär, machte die Freiheitskriege mit, bekam dann den Abschied als Major, lebte in Berlin und auf seinem Gute, zog 1831 nach dem Tode seiner Gemahlin nach Halle, wo er Vorlesungen über Geschichte der Poesie und Zeitgeschichte hielt, ging 1842 zu ähnlichem Zwecke nach Berlin und starb hier am 23. Januar 1843 am Nervenschlag. Im Anfange schrieb er unter dem Namen Pellegrin. Außer den schon erwähnten Schriften erschienen von ihm: Gedichte aus dem Jünglingsalter (1816), Gedichte, Romanzen, Idyllen, dramatische Dichtungen und Lieder (1818—1827 in 3 Bdn.); Altsächsischer Bildersaal (1818—1819, 4 Bde.); Bertram du Guesclin, Geschichtliches Epos (1821, 3 Bde.); der Sängerkrieg auf der Wartburg (1828); die Weltreiche, Gedichte (1835 u. 1840); Lebensgeschichte (1840); der Pappenheimer Kürassier (1842); Abfall und Buße (1844); ausgewählte Gedichte, Ausgabe letzter Hand (1841, 12 Bde.) — Ernst Schulze ist am 22. März 1789 zu Celle geboren, vertiefte sich schon in seiner ersten Jugend gern in Rittergeschichten und Feenmärchen und ging 1806 auf die Universität Göttingen, wo er Theologie und Philologie studirte. Er fand hier an Professor Bouterweck einen Mann, der seine poetischen Versuche unterstützte und schrieb im 18. Jahre das erzählende Gedicht Psyche. Nachdem er schon seit einiger Zeit sich einer schwermüthigen Stimmung hingegeben, lernte er die Tochter des Professors Tychsen kennen, der er alle poetische Schwärmerei widmete, promovirte in der Philosophie und gab 1813 ein Bändchen Gedichte heraus. Um diese Zeit starb Cäcilie und Schulze verfiel in die tiefste Melancholie, in welcher er den Entschluß zu dem Gedichte Cäcilie faßte. Aus Lebensüberdruß trat er 1814 in das Grubenhagen'sche Jägerbataillon und machte einen Theil des Krieges mit. Nach seiner Rückkehr nach Göttingen stellte sich auch sein Trübsinn wieder ein, er vollendete das angefangene Gedicht, das im December 1814 fertig wurde, machte im Herbste 1816 eine Fußwanderung durch die Rhein- und Maingegenden, wurde aber kränklich, seine Brust war sehr angegriffen und in diesem Zustande schrieb er die bezauberte Rose, womit er den vom Buchhändler Brockhaus auf die beste poetische Erzählung gesetzten Preis gewann. Seine Gesundheit wankte immer mehr, ohne daß er die Gefährlichkeit seines Zustandes selbst ahnte und mit Vorbereitungen zu einer Reise nach Italien beschäftigt kam er im Frühjahre 1817 nach Celle, wo er am 26. Juni starb. Seine sämmtlichen poetischen Schriften mit Biographie von Bouterwek erschienen Leipzig 1819 in 4 Bdn. und in zweiter Auflage 1822.

272. Da die Romantiker ohnehin nach dem Höchsten strebten, der Vorgang von Göthe und Schiller und die Freiheitskriege die Anforderungen noch steigerten, so war es leicht zu erwarten, daß manche derselben ohne hinreichendes Talent und Genie in diesen Bestrebungen sich bis zur Caricatur der Phan-

tastik verstiegen, ja von mehreren wurde gerade das Phantastische zum Zielpunkte ihres dichterischen Strebens gemacht. Bei diesen ist die Phantasie krankhaft überreizt, mit Willkür wird die Poesie gehandhabt und alle Elemente der Romantik unter einander geworfen und vom Dämonischen beherrscht. Von den nicht wenigen dieser phantastischen Dichter ist am bekanntesten Ernst Theodor Hoffmann aus Königsberg, der im wilden Taumel haltlos und unstät von Genuß zu Genuß schritt, weder die Mühen eines Berufs ertragen, noch Herr der Verhältnisse werden konnte, durch geistige Getränke sich in Begeisterung zu setzen pflegte und sich damit Gesundheit, Besinnung und Leben raubte. Sein Leben selbst gäbe den Stoff ab zu einem tragischen Gemälde, in das überall der Humor hereinspielt, und sein Leben, Ende und Schriften würde eine schauerhafte Warnungstafel geben, wenn es klarer vor Augen läge. Von seinem Landsmann Hippel nahm er ganz die Maxime an, das Selbstangeschaute und Selbsterlebte zum Gegenstande seiner Schriften zu machen und darin nicht nur sich selbst, sondern auch Verwandte, Freunde und Bekannte figuriren zu lassen. Bei ihm liegt Alles unter einander, wie ein Haufen Schutt, aus dem ein Anderer das Herrlichste hätte bilden können, seine Originalität war bis auf's Höchste gesteigert, seine Natur von den mannichfaltigsten Launen, die zwischen Jovialität und Hypochondrie wechselten und sich gegenseitig nicht recht aufkommen ließen. Im Anfange waren seine Phantasiestücke in Callot's Manier, welche eigentlich Kunstnovellen sind, noch gemäßigt oder doch wenigstens nicht so excentrisch gehalten und erlangten den Beifall von Jean Paul, der gleich das verwandte Talent darin erkannte; bald aber schritt er im Sonderbaren und Excentrischen rasch weiter und verstieg sich zuletzt fast bis zur Höhe des poetischen Wahnsinns, wobei er freilich wieder die lichtesten Augenblicke hatte. Ungeachtet dieser chaotischen Verzerrung zeigt sich doch hin und wieder ein besserer Geist, aber er konnte nur äußerst selten zur reinen Objektivität hindurchdringen und überall fehlt es seinen Schriften an Umgränzung und gehaltenem Colorit; er verschmelzt das Alltäglichste mit dem Wunderbarsten schroff und widerlich mit einander, schneidend fährt oft die Kälte der Reflexion hindurch und nur in lichten Augenblicken konnte er einige bessere Erzeugnisse verfassen. In seinem Geiste wogt wie eine wilde Jagd das dunkle Prinzip auf und nieder, voll furchtbarem Contrast zwischen Ernst und Scherz, man erblickt bei ihm den Tag nur durch die Dämmerung und Nacht und dies gespenstige Wesen erfüllte ihn noch mit einem wollüstigen Grausen. Nach seiner ersten Schrift folgten rasch mehrere, wie seine Elixire des Teufels, dann die Nachtstücke, hierauf die Serapionsbrüder, welches Werk dreiundzwanzig Erzählungen oft von vielem Werthe enthält, wie z. B. Meister Martin der Küfner und seine Gesellen, und Johannes Wacht, und unter den späteren sind die Lebensansichten des Kater Murr und sein Meister Floh als die gelungensten auszuzeichnen. Auch seine letzten Arbeiten, die Genesung und der Feind, sind höchst anziehend, und gerade diese

beweisen am besten, was er bei Mäßigung, Besonnenheit und Ruhe hätte werden können. Ungeachtet seiner bedeutenden Ausschreitungen und Uebertriebenheiten wurden Hoffmann's Schriften ungemein gerne gelesen und Hoffmann war auch einer der wenigen Schriftsteller, dessen Werke rasch in's Französische übersetzt wurden und einen bedeutenden Einfluß auf die Literatur dieses Landes übten, denn Viktor Hugo, Paul de Kock und Jules Janin setzten diesen Geschmack fort und haben zum Theil ihn noch übertrieben, wenn auch bei ihnen der Champagner nicht das Prinzip der Dichtung wurde.

Ernst Theodor Wilhelm (gewöhnlich **E. T. Amadeus**) **Hoffmann** ist am 24. Jannar in Königsberg geboren, studirte daselbst die Rechte, arbeitete dann beim Oberamtsgerichte zu Glogau, wurde 1800 Regierungsassessor in Posen, 1802 Rath bei der Regierung in Plock und 1803 in gleicher Eigenschaft zu Warschau, wo aber der Einmarsch der Franzosen seine Thätigkeit unterbrach. Er suchte nun durch seine musikalischen Kenntnisse sich Verdienste zu verschaffen, folgte 1808 einer Einladung des Grafen Julius von Soden als Musikdirektor nach Bamberg, erlebte aber bald, daß das Theater Banquerott machte, wo er in die bitterste Noth gerieth, gab hierauf Musikunterricht, arbeitete in die musikalische Zeitung und ging nach Berlin, wo ihn ein lüderliches Leben in Schulden stürzte. Endlich bekam er 1813 die Stelle als Musikdirektor bei der Joseph Seconda'schen Theatergesellschaft und versah dieselbe zu Dresden und Leipzig bis 1815, wo er als Rath beim Kammergericht in Berlin angestellt wurde. Hier versah er seine Stelle durchaus gut, lebte aber sonst in den wildesten Orgien, bekam die Rückenmarksdarre, beobachtete auch bei den gräßlichsten Operationen, als ihm das Fleisch längs des Rückenmarks weggebrannt wurde, die stoischste Ruhe und starb am 25. Juni 1822. Von seinen Schriften gaben seine Wittwe und sein Freund Hitzig eine Auswahl in 10 Bdn., Berlin 1827—28, wozu noch 5 Bde., Stuttgart 1839—40 kamen. Im Jahre 1844 erschien zu Berlin eine neue Gesammtausgabe von 12 Bdn. Sein Leben beschrieb Hitzig, Berlin 1823.

273. Auf ähnliche Weise trieben das Spiel phantastischer Romantik Achim von Arnim und Clemens Brentano, die sich durch des **Knaben Wunderhorn**, eine Sammlung deutscher Volkslieder, ein nicht geringes Verdienst erwarben, obschon sie dabei nicht immer die richtige Auswahl trafen und Manches als Volkslied gaben, was es nicht im Mindesten ist, sie auch mit den Liedern selbst oft willkürlich verfuhren. **Achim von Arnim** irrlichterte zwar ebenfalls im Gebiete der Phantastik, aber es tritt bei ihm das poetische Prinzip doch noch deutlicher und klarer hervor, denn er war durch Studien und Reisen gebildet, von edler Gesinnung, fest und patriotisch in seinem reiferen Alter und nur dadurch, daß die kalte Reflexion und seine übersprudelnde Phantasie ihn hin- und herdrängte, vermengten sich Originelles und Berechnetes bunt mit einander und gerieth er in das Gewirre der Genialitätsaffektation. Er konnte zu keiner Herrschaft über die Kunst gelangen und an deren Stelle warf ihn die Willkür hin und her, sprang er vom Alltäglichen und Gewöhnlichen zum Wunderbaren und grauenhaft Unheimlichen und von herzloser Kälte zur erwärmendsten Frische und Wärme über, so daß man wohl überall die schönsten Gedanken und reichsten Elemente trifft, aber nichts geläutert und kunstmäßig gestaltet ist. Er versuchte sich im Drama wie in der Novelle und wirft hier Natur und Geschichte, das

gewöhnliche Leben und die Mährchenwelt bunt durch einander, wobei die köstlichsten Perlen der Gedanken und das ächt volksthümliche Element durchblickt. Seine dramatischen Produktionen: Die Gleichen, der Auerhahn und Halle und Jerusalem suchen den Humor Shakespeare's zu erreichen, aber wo sich immer auch frische Laune zeigt, da wird sie immer wieder durch erzwungene Reflexion vernichtet. Seine Novellen und Romane, die zum Theil unter dem Titel: Landhausleben erschienen, zeigen oft ächt poetische Erfindung und treffende Schilderung und Darstellung, die nur immer wieder durch die Nebelgestalten und das Dämonische gestört werden, so daß das Widersprechendste neben einander tritt und die Maßlosigkeit alle poetische Begränzung vernichtet. In seinem Romane Gräfin Dolores ist der Anfang mit vieler Kunst und Mäßigung gemacht, aber im Verlauf desselben traten seine Eigenheiten um so greller hervor, um sich am Ende zum höchsten Grade zu steigern. Der unvollendete Roman die Kronenwächter zeigt dasselbe, und wäre der zweite Theil dazu erschienen, so würde er wohl auch ebenso unförmig geendet haben; es ist dies übrigens sein bestes Werk, worin er die Zeit des Kaisers Maximilian in ihren vielseitigen tiefen Beziehungen zu den nationalen und allgemein menschlichen Interessen darstellt, mit kräftigen und großartigen Zügen die Zukunft der deutschen Volksentwicklung andeutet und über das Ganze den Duft zarter Innigkeit, Liebe und Hingebung streut. — Sein Schwager Clemens Brentano bewegte sich auf demselben Gebiete der Phantasterei, nur daß er es komödienhafter und mit Uebermuth that, wodurch ihm fast Alles zur Caricatur wurde, das Heilige mit dem Gemeinen ohne allen Uebergang verbunden ist und sich die Gestalten in seinen Dichtungen wie die Harlekins des Carnevals hin und her bewegen, worauf er gewöhnlich in Frömmelei übergeht und für den tollen Spuck in Sack und Asche büßen läßt. Neben der unbefangensten Kinder- und Mährchenwelt gefiel er sich wieder ebenso gern im Wunderbaren, Schauerlichen und Geisterhaften und überall erschienen seine krankhaften Träume und aftergeniale Uebertreibung. Seine ersten satirischen Versuche gab er unter dem Namen Maria heraus und lieferte dann im Romane Godwi oder das steinerne Bild der Mutter neben arg verwilderten Theilen wieder meisterhafte Scenen. In seinem Lustspiele Ponce de Leon (1804) bricht ein innerer Muthwillen und eine antiphilisterhafte Lustigkeit aus, aber es ist Alles zu formlos, als daß es ästhetische Befriedigung gewähren könnte, zu zerrissen und voll wüster Träumerei, so daß sich daraus nur das schöne Lied: Nach Sevilla erhalten hat. In ähnlicher Art und nur noch unbedeutender ist das Schauspiel: Die Gründung Prags (1817), das an gleicher aftergenialer Uebertriebenheit leidet. Seine Mährchen und Novellen sind schon reicher an ansprechenden Stellen, obschon auch hier die Willkür die schönste Anlage wieder vernichtet. Dahin gehört sein von phantastischer Witzlust übersprudelnder Roman: Der Philister in, vor und nach der Geschichte, worin er allen An-

forderungen eines guten Geschmacks spottet. Hiervon sind mehr frei seine kleineren Erzählungen, wie: Vom braven Kasperl und schönen Annerl, welche ziemlich wahr und naiv ist. Am bekanntesten und gerühmtesten ist das Mährchen: Gockel, Hinkel und Gakeleia, worin er neben einer lieblichen, kindlich-naiven Auffassung des Stilllebens der Thier- und Naturwelt gegen neuere Zeiterscheinungen zu Feld zieht und neben anziehenden Einzelnheiten das albernste, wahnwitzigste Zeug erscheint und alle seine Tugenden und Untugenden neben einander auftreten, so daß man das Buch wohl den Schlußstein aller romantischen Phantasterei nennen darf. Auch in lyrischen Dichtungen hat sich Brentano versucht und außer oben angeführten Liedern gehören die Romanzen: Die Gottesmauer und die Prager Musikanten zu unseren besten Leistungen. — Ein Beispiel ähnlicher Verirrungen der romantischen Schule ist die Schwester des Letztgenannten und die Gattin des Ersten, Bettina von Arnim, über welche Lob und Tadel immer noch getheilt ist, wobei jedoch der Tadel mit der Zeit nur zunehmen kann, denn ihre Schriften beurkunden zwar ein edles Gemüth und schönes Streben, aber sie kokettirt zu viel mit sich selbst und läßt sich in philosophische und religiöse Schwelgereien ein, die sie eben nicht versteht, so daß daraus das Wunderlichste und Barockste hervorgeht. Ihr Briefwechsel eines Kindes mit Göthe machte sie zuerst bekannt und es ist das Werk auch wirklich so launisch und läppisch, so weinerlich und eitel und doch wieder poetisch naiv, hingebend und phantasievoll, wie es der Kindernatur eigen ist, bei welcher auch Lachen und Weinen, Ernst und Spiel in Einem Winkel liegt. Man kann das Buch wirklich gern haben, aber diese Gebilde der gaukelnden Phantasie, diese Schwelgereien und Orgien der zartesten Gefühle vermag man nimmermehr zu achten, denn überall tritt in dem Bestreben, das, was besser in der innersten Tiefe der Menschenbrust wohnen sollte, so offen und ungescheut an das helle Tageslicht und vor Aller Augen zu stellen, ein wahre geistige Unkeuschheit hervor, und wenn man selbst das naive, keck sich umherschaukelnde Kind, das über seine Fehler lacht, wenn man sogar die Jungfrau lieben kann, die glühend und neckisch, übermüthig und trotzköpfig sich zeigt, so ist es doch hassenswerth zu sehen, wie da die volle trunkene Raserei der Liebe und diese Prostitution der innersten Gefühle des Herzens und der Götterkultus, der mit Göthe getrieben wird, in ihrer Blöße und Nacktheit von einer Frau, die noch lebt, auf den literarischen Markt gebracht wird, zumal da in dem Buche noch so viel Gemachtes erscheint und gar Manches erst von der Verfasserin dazu gedichtet wurde. Uebrigens ist wirklich die Sprache musikalisch, fast wie Lyrik, und besonders im dritten Theile, dem Tagebuche, sind sehr schöne Stellen und zeigt sich viele Kunst und ein schönes Erzählertalent, nur fehlt eben das Maaß strenger Komposition. Ihr Buch: Die Günderode ist auch ein Briefwechsel und voll poetischer Schönheiten und sinniger Empfänglichkeit für das Walten der Natur, aber es erscheint auch hier wieder dieselbe krankhafte

Geistesrichtung und überspannte Phantasie, und es ist widerlich zu sehen, wie eine ältere Frau hier durch übergroße Naivetät und erzwungene Kindlichkeit kokettirt. Endlich schrieb sie 1843 die Schrift: Dies Buch gehört dem Könige, worin sie dasselbe Thema über den Staat variirt und wohl eine gute Absicht gehabt hat, womit sie sich aber zuletzt nur lächerlich machte, denn Wahres und Falsches ist bunt durch einander verwirrt, und dazu noch über Alles eine Art sibyllinisches Dunkel verbreitet, welches das Buch nur widerlich macht.

Ludwig Achim von Arnim ist am 26. Januar 1781 zu Berlin geboren, studirte in Göttingen Medizin und vorzüglich Naturwissenschaften, promovirte und schrieb einige naturwissenschaftliche Schriften, die nicht ohne Beifall aufgenommen wurden, machte Reisen in Deutschland, wo er vorzüglich Volkslieder sammelte, lebte dann mit Clemens Brentano in Heidelberg zusammen, mit dem er des Knaben Wunderhorn herausgab, wohnte hierauf als Schriftsteller abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme und starb daselbst am 31. Januar 1831. Seine sämmtlichen Werke sind von Wilhelm Grimm zu Berlin 1839 u. ff. in 12 Bdn. herausgegeben worden. — Clemens Brentano ist am 9. September 1778 zu Ehrenbreitstein geboren, besuchte das Gymnasium zu Koblenz, erlernte dann die Kaufmannschaft, sein poetisches Talent trieb ihn aber dazu, in Versen zu correspondiren und man sah ein, daß er für den Kaufmannsstand nicht tauge, und ließ ihn zu Marburg und Jena studiren. Hier nahm er an den Bestrebungen der romantischen Schule Antheil, lebte einige Zeit in Dresden, führte am Rhein und an der Donau ein freies Sängerleben und hielt sich dann in Heidelberg bei Görres und Arnim auf. Er wurde später Verwalter einer böhmischen Herrschaft, die seinen Brüdern gehörte, wurde 1818 katholisch, lebte dann bald in Frankfurt, bald in Koblenz, Regensburg und Paris, in der Schweiz, Tirol und in München und starb endlich am 28. Juli 1842 zu Aschaffenburg. Seine Schriften sind: Satire und poetische Spiele, 1800; Godwi, 2 Bde. 1801; die lustigen Musikanten, 1803; Ponce de Leon, 1804; Bog's des Uhrmachers wunderbare Geschichte, 1807; des Knaben Wunderhorn, 3 Bde. 1806—1808; der Goldfaden, 1809; die Philister, 1811; der Rheinübergang, 1814; die Gründung Prag's, 1816; Victoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte, 1817; Schneeglöckchen, 1819; die mehreren Wehmüller und ungarische Nationalgesichter, 1833, 2te Aufl. 1843; Papiere aus dem Nachlasse eines Dorfschulmeisters, 1827; Geschichte vom braven Kasperl, 1838; Gockel, Hinkel, Gackeleia, 1838; Rothkehlchens, Liebseelchens Ermordung und Begräbniß, 1843; Frühlingskranz, 1844; das Mährchen des Clemens Brentano, herausgegeben von Guido Görres, 1846. — Bettina von Arnim, geborne Brentano, ist am 4. April 1785 zu Frankfurt geboren, erhielt ihre Erziehung in einem Kloster, verheirathete sich mit Achim von Arnim und lebt seit dessen Tod in Berlin. Ihre Schriften sind: Briefwechsel Göthe's mit einem Kind, 3 Bde., Berlin 1835; die Günderode, ein Briefwechsel, 2 Thle., Grünberg, 1840 und Dieß Buch gehört dem Könige, 2 Thle., Berlin 1843.

274. Neben den verschiedenen Vertretern der Romantik erschienen wieder Einzelne, welche die romantischen Elemente nach anderen Richtungen ausbeuteten und sich auch immer mehr von der ursprünglichen Romantik entfernten. Dahin gehört Wilhelm v. Schütz, der dasselbe Schwanken zwischen dem Antiken und Modernen, historischen Sympathien und religiöser Mystik offenbart und zu keiner großen Bedeutung gelangen konnte. Er besitzt wohl Phantasie und die Gewalt der Sprache, aber er verfiel in Unnatur, Ueberkünstelei, Ueberschwänglichkeit und Fratzenhaftigkeit, so daß er unter allen Romantikern

am wenigsten Glück machte. Am bekanntesten ist sein Trauerspiel Lacrymas, das aber nur eine Nachahmung von Schlegel's Alarcos ist und mit diesem seine Confusion der Tendenz und Formen theilt. Etwas besser sind seine historisch-romantischen Dramen, wie Karl der Kühne, die bei gelungenen einzelnen Stellen doch den geschichtlichen Stoff nicht recht aufzufassen vermögen. — Viel berühmter wurde Leopold Schefer, der ein reiches Gemüth, sinnende Betrachtung und bedeutendes Talent für Erfindung und Darstellung besitzt und in der Charakterzeichnung oft durch feine psychologische Züge überrascht, aber die Natur zu sehr als eine Göttin erklärt und dabei meist wieder den festen Grund der Wirklichkeit verläßt, wie überhaupt seine Dichtung an der Krankheit des Gesuchten leidet. Seine Gedichte zeigen eine glühende Begeisterung für die Natur, seine meist von einer tiefen Grundidee beherrschten Balladen und Romanzen enthalten malerische Schilderungen und nur versteht er es nicht, den Versen den rechten musikalischen Wohllaut zu verleihen. In seinen Novellen, worin die affektirte Originalität gern als wahr erscheinen möchte, spielt die Phantastik des Humors und es ist darin zu viele gedehnte Reflexion und Breite, ohne daß das Ganze sich abrundet, wie es sein historischer Roman: Die Gräfin Ulfeld, beweist, worin jedoch viele schöne einzelne Stellen und gute Gedanken erscheinen. Am berühmtesten ist sein Laienbrevier, worin er in einer Reihe von Betrachtungen die ganze Summe seiner äußeren und inneren Erfahrungen niederlegte und einen neuen Ton des Lehrgedichts anschlug. Er schwelgt darin ganz in der Naturseligkeit und predigt ein pantheisirendes Christenthum der Liebe, bei dem sich aber das positive Meisterthum nicht befriedigt und der persönliche Gott ganz in das Göttliche verflüchtigt ist. Als Kunstwerk gehört es jedenfalls zu den besten Werken, denn es zeigt sich darin in der Form männlichen Ernstes eine reiche kindliche Innigkeit, die an das Kleinste das Höchste anzuknüpfen weiß und überall von sittlicher Reinheit durchdrungen ist. — Auch C. Weisflog sympathisirte mit den Romantikern und schrieb in Jean Paul'scher Manier seine Erzählung: Biographische Spittelfreuden des abgesetzten Privatschreibers Jeremias Kätzlein, welche ein reiches Gemüth verräth, aber zu viel Sentimentalität enthält und dadurch wenig Erfolg erlangte.

Wilhelm von Schütz ist am 13. April 1776 zu Berlin geboren, wurde preußischer Landrath und Direktor der Ritterschaft in der Landmark zu Zibingen, legte später diese Stelle nieder und privatisirt seither auf seinem Landgute Kummerow in der Lausitz. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: Neue Schauspiele, 1801; Lacrymas, 1803; Niobe, Tragödie, 1807; der Graf und die Gräfin v. Gleichen, Tragödie, 1808; Romantische Wälder, 1808; der Garten der Liebe, 1811—1822; Graf von Schwarzenberg, Tragödie, 1819; der Raub der Proserpina, Drama, 1818; dramatische Wälder (Gismunda, Evadne), 1821; Karl der Kühne, Drama, 1821 u. A. — Leopold Schefer ist der Sohn eines Arztes und am 30. Juli 1784 zu Muskau geboren, besuchte das Gymnasium in Bautzen, bildete sich dann durch Privatstudien aus, widmete sich der Poesie und Musik, wurde 1813 Generalbevollmächtigter des Fürsten Pückler-Muskau, der ihm die Mittel gab, eine längere Reise nach England, Italien und dem Orient zu machen und lebt seit 1820 in seiner Vaterstadt.

Seine Schriften sind: Gedichte mit Compositionen, 1811—13; Novellen; 1828—29, 5 Bde.; kleine lyrische Werke, 1828. Neue Novellen, 4 Bde., 1831—35; Lavabecher, 2 Bde. 1833; die Gräfin Ulfeld, 2 Bde. 1834; Laienbrevier, 1834—35, 5te Aufl. 1846; kleine Romane, 5 Bde. 1837—39; Mahomet's türkische Himmelsbriefe, 1840; Graf Promnitz, der letzte des Hauses, 1842; göttliche Comödien in Rom, 1843; Genevion von Toulouse, 1846; der Weltpriester, 1846; Gedichte, 3te Aufl. 1847; Ausgewählte Schriften, 12 Bde. 1845—46. — Karl Weisflog ist am 27. Decbr. 1770 zu Sagan geboren, studirte in Königsberg die Rechte, ward dann Hauslehrer beim Major von Ziegler, wurde Referendar zu Tilsit und Memel, 1802 Landrichter in Sagan, 1827 Stadtgerichtsdirektor und starb am 17. Juli 1828. Seine Historien und Phantasiestücke erschienen 1824 in 9 Bänden.

275. Die Richtung Schiller's mit jener der Romantik verschmelzend, bewegten sich die Brüder Collin aus Wien auf dem Gebiete der dramatischen Poesie, beide jedoch bei aller vaterländischen Tendenz nur wenig mit Phantasie und Originalität begabt und mehr sich dem rhetorischen und reflektirenden Pathos hingebend, welches die Muse ihrer Dichtung war. Heinrich Joseph von Collin hat sich zwar auch im Gebiete der Lyrik versucht und sein Kaiser Max auf der Martinswand ist nicht nur wegen der Composition, sondern auch wegen der dramatisch lebendigen Darstellung und richtigen Zeichnung der Charaktere und Situationen wichtig. Auch seine Romanzen: Kaiser Albrecht's Hund und Herzog Leupold, sowie seine Wehrmannslieder gehören zu den besseren Gedichten; sein eigentliches Feld war jedoch das höhere Trauerspiel, wobei er es versuchte, den antiken Charakter des Drama's auf die deutsche Bühne zu verpflanzen. Seine hauptsächlichsten Dramen sind Regulus, Coriolan, Balboa, Polyrena, Bianca de la Porta, die Horatier und Curiatier und Mäon, die jedoch nicht nur zu breit sind, sondern kalt, regelrecht und voll glatter Rhetorik mehr den Eindruck einer Art Schulübungen machen, als daß sie ein großartiges schöpferisches Talent verrathen. Ueberhaupt verführte ihn die Shakespeare'sche Weise zu sehr und besaß er zu geringe poetische Begabung. Sein Bruder Matthäus von Collin versuchte sich auch im Gebiete des Drama's, wobei er Shakespeare und Schiller zum Vorbilde nahm, aber er neigte sich mehr der Oper zu und besaß kein poetisches Genie, so daß Alles bei ihm zu todt und mechanisch, ohne Leben und Seele vorüberschreitet. — Ein anderer Dramatiker dieser Art, der zwischen Schiller und den Romantikern schwankte, war J. A. Apel, der, außer kleineren Gedichten ohne besonderen Werth, Novellen im schauerlichen Stil, wovon jedoch der Freischütz und das stille Kind vortrefflich sind, in seinem Gespensterbuche, sowie solche voll tiefem Gefühl und feinem Scherz lieferte und Anfangs Tragödien nach Art der Griechen zu schreiben versuchte. Später machte er sich auch an die moderne Tragik, wohin sein Kunz von Kaufungen und Faust gehören. Hierin tadelt man mit Recht die fast überdrastische Kraft und große Verkennung des wahren Wesens der ächten Poesie. Uebrigens hat sich Apel um die Metrik nicht unwesentliche Verdienste erworben. Auch Franz Horn gehört noch zur romantischen Schule

und schrieb Romane und Novellen, die an poetischer Halbheit und Gefühlsmattigkeit leiden. Seine Jugendarbeiten: Guiskardo und Henriko und Octavio von Burgos athmen feurige Sehnsucht und tiefe Wehmuth und zeugen von vaterländischem Sinn. Besser ist sein Otto und voll Lebhaftigkeit der Phantasie sein Kampf und Sieg. Von seinen Novellen sind die diamant'ne Kutsche, der ewige Jude, Beatrix und Mitternacht die besten und seine Erzählung Konrad der Schmid ist hinsichtlich des Entwurfs und der Ausführung ebenfalls gelungen. Als Historiker verstand er es vortrefflich, zu porträtiren, und mehrere seiner kleinen Biographieen verdienen alles Lob. Für die Literaturgeschichte ist sein Werk: Die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen seit Luther's Zeit ziemlich wichtig geworden, besonders durch seine treffenden Bemerkungen über die Schriftsteller des 17. Jahrhunderts. Sein Buch über Shakespeare's Schauspiele ist zu breit und oberflächlich gehalten, obwohl es viel dazu beitrug, diesen Dichter genauer verstehen und kennen zu lernen. Seine Gedichte sind unbedeutend. — Wie diese auf der Grundlage der romantischen Elemente sich mehr an Schiller hielten, so borgte Ernst Wagner aus Meiningen Manches von Göthe, aber er besaß kein Genie, sondern nur ein gutes Talent für Sprache und Darstellung und suchte den Mangel an Poesie durch phantastische Uebertreibungen zu ersetzen. Doch zeigt er feine Welt- und Menschenkenntniß und vieles Gemüth. Sein Roman: Willibald's Ansichten des Lebens, ist im Allgemeinen ein gelungenes und nur zu phantastisches Gemälde, während die reisenden Maler und die Reisen aus der Fremde in die Heimath, Isidora und Ferdinand Müller im Allgemeinen zu viel Reflexion enthalten und sich nur durch einzelne gelungene Situationen auszeichnen. Er hätte übrigens noch Besseres leisten können, wenn er in anregenderer Umgebung und länger gelebt hätte, da er kaum acht Jahre literarisch thätig war.

Heinrich Joseph v. Collin ist am 26. Dezember 1772 zu Wien geboren, trat 1781 in das Löwenburg'sche Stift, wo er seine erste Bildung erhielt, bildete sich durch Selbststudien noch weiter aus, studirte 1790 Rechtswissenschaft und wurde bei der Finanzhofstelle angestellt, wo er im Jahre 1809 zum Hofrath ernannt ward, widmete sich schon früh der Poesie, fand mit seinen Dramen in Wien ziemlich viele Erfolge und starb am 28. Juli 1811. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu Wien 1814 in 6 Bdn. Sein Bruder Matthäus v. Collin ist am 3. März 1779 geboren, studirte Jurisprudenz, wurde 1808 Professor der Aesthetik und Geschichte der Philosophie an der Universität Krakau, später in Wien, redigirte seit 1818 die Wiener Jahrbücher der Literatur, wurde 1815 Erzieher des Herzogs von Reichstadt und starb am 23. Nov. 1824. Seine dramatischen Werke erschienen zu Pesth 1815—1817 in 4 Bdn. und seine Gedichte zu Wien 1827 in 2 Bdn. — Johann August Apel ist im Jahre 1771 zu Leipzig geboren, studirte 1789 bis 1793 zu Leipzig und Wittenberg Rechtswissenschaft, Philosophie und Naturwissenschaften, promovirte 1795, widmete sich der juristischen Praxis, wurde 1808 Rathsherr und starb am 9. August 1816. Seine Schriften sind: Tragödie, Leipzig 1805; die Aetolier, Tragödie, Dresden 1806; Kallirrhoe, Tragödie, 1807; Kunz v. Kauffungen, 1809; Cikaden, 3 Bde., 1810—1811; Gespensterbuch (mit Laun), 5 Bde., 1810—15; Wunderbuch,

1815—17; Metrik, 2 Thle., 1814—16 und neue Auflage 1834; Zeitlosen, 1817. — Ernst Horn ist am 20. Juli 1781 zu Braunschweig geboren, studirte zu Jena die Rechte, wurde 1802 Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, 1805 in Bremen, kehrte 1809 nach Berlin zurück, hielt öffentliche Vorträge über Literaturgeschichte und widmete sich der Poesie. Unter seinen zahlreichen Schriften nennen wir blos: Gesammelte Novellen, 2 Bde., 1819—20; gesammelte Gedichte, 1820; die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen von Luther's Zeit bis zur Gegenwart, 4 Bde., 1822—29; und Shakespeare's Schauspiele erläutert, 1823—27. — Ernst Wagner ist am 21. Februar 1768 zu Roßdorf geboren, studirte in Jena Jurisprudenz, wurde Gutsverwalter in seinem Geburtsorte, begann 1803 die schriftstellerische Laufbahn, ward 1804 herzoglicher Cabinetssecretär und starb am 28. Februar 1812 zu Meiningen. Seine sämmtlichen Schriften erschienen zu Leipzig 1827.

276. Mit dem Erscheinen der Walter Scott'schen Romane begann bei uns eine andere Richtung in diesem Gebiete, indem man nun mit besonderer Vorliebe historische Stoffe wählte. Hier begann Van der Velde zuerst diese Art Romane, welche aber breit ausfielen und von Scott nicht den Geist, sondern die Manier nachahmten. Während nämlich bei dem Schotten der Roman fast nur Nebensache war, wurde er hier zur Hauptsache und nahm Van der Velde die historischen Lebensverhältnisse nur zum Grunde und Rahmen, der die romantische Erzählung in ein eigenthümliches Licht stellen muß. Er verstand es wohl, die Localfarben ziemlich treu wieder zu geben und auch die Charaktere interessant zu individualisiren, aber er ist nur ein sehr blasses Abbild des großen Schotten und schweifte auch außerhalb des Vaterlands nach allen Gegenden der Welt, während sich bei Scott Alles auf das Vaterland bezieht. Uebrigens machte Van der Velde auch Versuche mit Gedichten und im Drama. Viel bedeutender ist Wilhelm Hauff, der nicht nur die ironisirende Richtung mit Glück versuchte, sondern sich auch mit Talent im Gebiete des Mährchens und Ritterromans bewegte. Besonders das Mährchen behandelte er mit freier Phantasie und verstand es schön abgerundet darzustellen; in seinen Memoiren des Satans offenbart sich viele Phantasie und sein Roman der Mann im Monde, womit er Clauren zu persifliren suchte, hat einen ganz vortrefflichen Stoff, der besser zu einem guten Romane gedient hätte. Seine größte Leistung ist der Roman Lichtenstein, wozu er die Sage selbst erfand und worin er Zeit und Verhältnisse in blühender Sprache und durchaus getreu zu vergegenwärtigen wußte. Unter seinen kleineren Erzählungen ist die Bettlerin vom Pont des Arts die beste, und am reichsten sprudelt sein poetisches Talent in den Phantasien im Bremer Rathskeller, nur ist die Composition hier nicht sehr vollendet und es fehlt ihm überhaupt die Tiefe, ideenreicher Witz und künstlerische Vollendung der Composition. Leider starb Hauff sehr jung und hatte noch sich das Verdienst erworben, die Clauren'schen Romane in Verruf gebracht zu haben. Der preußische Geheime Rath Karl Heun hatte nämlich unter dem Pseudonamen Heinrich Clauren eine ganze Reihe von frivolen Romanen und Erzählungen geliefert, welche mit wahrer Heißgier vom

Publikum verschlungen wurden, z. B. Mimili, und die so platt und ordinär, so poesie- und geistlos waren, wie nicht leicht andere Schriften, sich jedoch dem Publikum durch lebendige Darstellung und das Vorführen des Hausgebackenen empfahlen und die Lüsternheit der Jugend dadurch rege machten, daß er überall Obscönes und Anreizendes in Aussicht stellte und nur halb umflorte und dadurch viel zur Entsittlichung seiner jungen Zeitgenossen beitrug. Hauff hatte nun diese Manier noch übertrieben, um die Unsittlichkeit dieser Romane offen darzulegen, und hatte seinem Romane die Controverspredigt gegen Clauren nachgesendet, welche eindringend vor dem Lesen so verderblicher Bücher warnte. — Heinrich Zschokke aus Magdeburg, aber schon frühe in der Schweiz eingebürgert, steht mit seinen früheren Leistungen noch ganz in der Sphäre der Romantiker, während seine neueren mehr der Gegenwart angehören, findet aber am besten hier seine Stelle, da er ja auch schon als Nachahmer von Schiller's Räubern genannt werden mußte. Zschokke hat eine vielseitige Thätigkeit entfaltet und besonders die romantischen Elemente mit der Erzählungsweise von Walter Scott in Verbindung gebracht. Seine Leistungen befriedigten zwar hauptsächlich nur das vorübergehende Bedürfniß und da sie zu leicht und flüchtig geschrieben wurden, fehlt ihnen Gründlichkeit, Gediegenheit und Tiefe, wogegen sie praktischen Werth bekamen und vorzüglich auf seine Zeit wirkten. Seine Erzählungen, Novellen und Romane sind übrigens klar und lichtvoll geschrieben, offenbaren ein edles und wohlwollendes Gemüth und lassen um so mehr bedauern, daß er sich nicht genug sammeln konnte, um ihnen einen höheren Werth und größere Abrundung zu geben. Zu seinen besten derartigen Werken gehören: Addrich im Moos, der Kreole, Alamontade, Jonathan Frock, Clementine und Oswald. Sein Goldmacherdorf, das in außerordentlich vielen Exemplaren verbreitet wurde, und die Branntweinpest sind auch dadurch merkwürdig, daß sie das Volk aufklärten und unendlich viel Nutzen gestiftet haben. Auch im Gebiete der Geschichte hat er sich versucht und eine Geschichte des bayerischen Volks und der Schweiz geschrieben, welche auf die Bedürfnisse der Gegenwart viele Rücksicht nehmen und eine klare und lichtvolle Darstellung haben, aber den Anforderungen der ächten Historie nicht recht entsprechen wollen. Seine Selbstschau gewährt durch interessante Mittheilungen und gute Darstellung ein schönes Bild von seinem Leben und den Zeitverhältnissen, in denen er sich bewegte, und lassen besonders seinen eigenen reinen Charakter deutlich hervortreten. Uebrigens ist Zschokke auch der Verfasser der Stunden der Andacht, welche nächst der Bibel wohl das verbreitetste Buch in Deutschland sein dürften, jedoch das Christenthum zu sehr verflüchtigten und verwässerten und durch ihre Verallgemeinerung desselben viel zum religiösen Indifferentismus unserer Tage beigetragen haben. Endlich reihen sich hier noch die Novellen von Heinrich Steffens an, deren wir später noch gedenken müssen.

Zu den Halbromantikern, die wieder mehr Göthe und Schiller sich zuwandten, gehört ferner Adam Oehlenschläger, ein Däne von Geburt, der aber auch der deutschen Sprache so mächtig war, daß er darin dichtete. Er war jedoch mehr Dilettant als dichterisches Genie, verstand es nicht, das Leben tiefer zu erfassen, und bei aller Phantasie und vielem Gefühl mangelte ihm vorzüglich Kraft und Energie und zerfloß Alles in sentimentaler Weichheit. Die Neigung dazu gewann er besonders von Iffland und Kotzebue, die er nachahmte, und seine Werke erheben sich kaum über die Mittelmäßigkeit. Dazu gehören: Aladin oder die Wunderlampe, ein versificirtes, romantisches dramatisirtes Mährchen, das nur zu gedehnt und breit ist; seine dänisch-nordischen Stücke, wie Hakon Jarl, Palnatoke, Axel und Walburg, sind von eigenthümlicher Färbung und am berühmtesten sein Correggio, ein Künstlerdrama, das wohl die Charaktere der Maler Correggio, Michel Angelo und Julio Romano mit Kunst zeichnet, aber eine kümmerlich zusammengedrückte Nebelgestalt ist, wobei das tragische Moment, der Tod des Correggio, durch das Tragen eines Sacks von Kupfermünzen herbeigeführt wird, den er für ein Bild erhielt, da er doch das Kupfergeld blos wechseln lassen durfte, um das Tragische zu entfernen. Seine kleineren Gedichte und Romanzen sind von geringem Werth und darunter wohl das beste: die Rosenbüsche. — Auch August Klingemann versuchte sich im Drama und schrieb seinen Heinrich den Löwen, Luther, Moses, Faust und deutsche Treue; sie haschen aber zu sehr nach großen Phrasen und Effekt und enthalten wenig Poesie. Was er im Roman versuchte, ist noch geringhaltiger. Endlich lieferte noch Eduard Gehe historische Dramen, wobei er sich gegen die Romantiker richtete, aber es sind sämmtliche Stücke wieder in Vergessenheit gerathen, bis auf die Oper Jessonda, welche Spohr komponirte.

Franz Karl van der Velde ist am 27. September 1779 zu Breslau geboren, studirte 1797 die Rechte zu Frankfurt a. d. O., wurde dann Auscultator, 1804 Stadtdirector zu Breslau, dann Stadtgerichtsdirektor zu Winzig, 1814 Assessor beim Stadtgericht in Breslau, 1818 Stadtrichter in Zobten, 1823 Justizcommissär in Breslau und starb am am 6. April 1824. Seine sämmtlichen Werke mit seiner Lebensbeschreibung wurden von Böttiger und Th. Hell in 25 Bänden zu Dresden 1824 herausgegeben. — Wilhelm Hauff ist am 29. November 1802 zu Stuttgart geboren, besuchte die Schule zu Blaubeuren, studirte 1820 in Tübingen Theologie, wurde dann Hauslehrer in Stuttgart, eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit dem Mährchenalmanach auf das Jahr 1826, gerieth wegen des Romans der Mann im Monde, dem er den Namen H. Clauren vorgesetzt hatte, mit diesem in Prozesse, machte nach Beendigung des Lichtenstein eine Reise nach Paris und Norddeutschland, schrieb seine Phantasien im Bremer Rathskeller, redigirte eine Zeit lang das Stuttgarter Morgenblatt und starb am 18. Nov. 1827. Seine sämmtlichen Werke gab G. Schwab heraus, Stuttgart 1830 und wieder 1840 und 1845. — Karl Heun, mit dem Schriftstellernamen H. Clauren, ist am 20. März 1771 zu Dobrilugk in der Niederlausitz geboren, besuchte 1786 das Gymnasium zu Gotha, studirte 1788 zu Leipzig und Göttingen die Rechte, gab schon an ersterem Orte den Roman Gustav Adolf heraus, wurde beim Minister von Heynitz Privatsecretär, dann geheimer Secretär, Assessor bei der Bergwerks-

und Hüttenadministration, wurde 1801 Verwalter in Posen und Cujavien, trat mit dem Buchhändler Rein in Leipzig in Compagnie, ging 1804 nach Petersburg und wurde 1806 auf's Neue Gutsverwalter in Posen, kam 1810 nach Berlin und als Hofrath in's Bureau Hardenberg's, wurde im Hauptquartier 1813, beim Wiener Congresse, beim preußischen Gouvernement des Königreichs Sachsen, dann in Merseburg und bis 1819 bei der Auseinandersetzungscommission in Sachsen verwendet, 1820 Redacteur der Staatszeitung, dann Geheimer Hofrath, 1824 beim Generalpostamt angestellt und starb 1839. Seit 1819 gab er das Taschenbuch Vergißmeinnicht heraus, 1817 seine dramatischen Produkte und später erschien eine Gesammtausgabe seiner Werke. — Johann Heinrich Daniel Zschokke ist am 22. März 1771 zu Magdeburg geboren, ging 1788, nachdem er sich auf dortigem Gymnasium gebildet hatte, heimlich von da weg und trieb sich mit wandernden Schauspielern als Schauspieldichter umher. Er versöhnte sich jedoch bald wieder mit den Seinigen, studirte zu Frankfurt a. d. O. Philosophie, Theologie, Geschichte und Kameralwissenschaft, wurde 1792 Privatdocent, schrieb seinen Abällino und Julius von Saffen und kam 1795 um eine Professur ein, die man ihm abschlug, weil er gegen das Wöllner'sche Religionsedikt geschrieben hatte. Hierauf machte er eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich, ließ sich in Graubündten nieder, übernahm die Leitung einer Erziehungsanstalt in Reichenau, welche er rasch emporbrachte, bekam das Bürgerrecht, schrieb 1798 die Geschichte des Freistaates der drei Bünde in Rhätien, ging als Deputirter mit Tscharner nach Aarau, wurde Chef für das Departement des Unterrichtswesens, ging als bevollmächtigter Regierungscommissär nach Unterwalden, wo er sehr wohlthätig wirkte, und dann auch in alle Vierwaldstädte, wurde 1800 Regierungscommissär in Bern, geleitete den General Moncey durch Uri über den Gotthard, organisirte die italienische Schweiz, wurde Regierungsstatthalter im Canton Basel, wo Unruhen ausgebrochen waren, legte dann, als man den Föderalismus wieder herstellen wollte, seine Stelle nieder und lebte auf dem Schlosse Biberstein im Aargau. 1804 wurde er in Aarau Mitglied des Oberforst- und Bergamts, gab 1807—13 die Miscellen für die neueste Weltkunde, 1811 die Erheiterungen heraus, zog 1808 nach Aarau, legte wegen einer unbilligen Forderung, die man an ihn als Herausgeber des Schweizerboten stellte, 1829 seine Stelle als Forstinspector nieder, blieb jedoch noch Mitglied des Großen Raths und anderer Stellen und lebte dann in Zurückgezogenheit, bis er 1847 starb. Seine sämmtlichen Ausgewählten Schriften in 40 Bänden erschienen Aarau 1826; Historische Schriften, 16 Thle., 2 Aufl., 1830; Ausgewählte Novellen und Dichtungen, 10 Thle., 1843 und öfter; Eine Selbstschau, 1842, 2 Thle.; Stunden der Andacht, 1809—16, als Wochenblatt und dann in vielen Ausgaben und Nachdrücken. Sein Leben schilderte auch Münch, Haag 1831. — Adam Oehlenschläger ist am 14. Nov. 1779 auf Schloß Friedrichsburg bei Kopenhagen geboren, ging mit dem 17. Jahre auf die Bühne, studirte dann Rechtswissenschaft, kam nach Deutschland, wo er besonders Göthe und die Romantiker verehrte, dichtete dann dänisch und deutsch, wurde 1809 in Kopenhagen außerordentlicher Professor der Aesthetik und Mitglied der Theaterdirection, reiste 1817 wieder nach Deutschland, 1829 nach Schweden, wurde ordentlicher Professor, dann Consistorialassessor und in neuerer Zeit Etatsrath. Er schrieb: Gedichte, 1811—13, 2 Thle.; Schriften, zum ersten Mal gesammelt, 18 Bdchn., 1829—30; Werke, zum zweiten Mal ges., 1839, 21 Bdchn.; Oerwarodd, das Heldenkind, ein altnordisches Mährchen, 1844; Gedichte, 1817, 2. Theil 1844; König Hroar in Leire, eine altnordische Erzählung, 1844, und Amleth, Trauerspiel, 1846. — August Klingemann ist am 31. August 1777 zu Braunschweig geboren, studirte in Jena Jurisprudenz und Philosophie, leitete seit 1813 die Bühne in Braunschweig und ist seit 1818 Director derselben. Seine dramatischen Werke sind gesammelt in: Theater, Tübingen 1802—12, 2 Bde., und dramatische Werke, Braunschweig 1817—18, 2 Bde.

277. Die Gränze zwischen der Lyrik der Romantiker und der neueren Zeit bezeichnen die Dichter Chamisso, Wilhelm Müller und Joseph v. Eichendorff. Adelbert v. Chamisso ist einer unserer besten Dichter, der beim deutschen Volke ungemein beliebt wurde und herrliche Blüthen der Dichtung lieferte, obgleich er eigentlich ein geborener Franzose war und fortwährend mit Franzosen verkehrte, auch vorübergehend in Frankreich verweilte. Seine ersten Versuche in deutscher Sprache waren noch knabenhaft; aber sie fanden ein nachsichtiges Urtheil und nachdem er sich im deutschen Idiom besser eingebürgert hatte, zog es ihn immer mehr fort auf der poetischen Laufbahn und dichtete er ganz im Geiste der Romantiker. Jedoch bewahrte ihn seine eigene feste Gesundheit des Geistes und der Einfluß Uhland's vor der Nebelhaftigkeit und den Ausschreitungen der Romantiker, besonders gab sein französisches Wesen seinen Gedichten die reine und klare Form, und durch seine große Reise um die Welt gewann er Lebenserfahrung und einen tiefen Blick in das geheimnißvolle Leben der Natur. Nicht nur zeigen seine Gedichte eine große technische Vollendung, sondern auch Wahrheit der poetischen Anschauung, Humor, naturvollen Sinn, reiche Mannichfaltigkeit und eine durchaus edle Gesinnung. Nur fehlt ihnen oft unmittelbare Gemüthlichkeit und Herzenswärme und es durchzieht sie etwas Herbes und Bitteres, das selbst da noch durchsieht, wo er lieblich und zart dichten will, und das oft zu höhnischer Ironie wird. Der Grund davon mag in seinen Lebensschicksalen und seiner Entfernung von der Heimath liegen, die immer, sein Glück störend, ihn wieder anzog; auch ist wohl ein Erbstück seiner französischen Abkunft seine Vorliebe für das Grauenvolle und Gräßliche, wie es z. B. die Löwenbraut, Geist der Mutter, Giftmischerin, armer Heinrich, der Waldmann, der Traum, Don Juanito, das Mordthal und das Crucifix beweisen. Damit macht er wohl starken Effekt, aber er überschreitet doch zu oft die Gränzen der wahren Poesie. Chamisso zeichnete sich vorzüglich in der Romanze, Ballade und poetischen Erzählung aus und er ist der eigentliche Schöpfer der humoristischen Romanze, wie z. B.: Tragische Geschichte. In diesen lyrisch-epischen Gedichten offenbart er besonders eine tiefe Kenntniß der menschlichen Seele und ihrer Leidenschaften, die er psychologisch richtig aufzufassen und sehr anschaulich darzustellen wußte. In dieser Hinsicht sind besonders seine Gedichte: Abdallah, die Sonne bringt es an den Tag, die Erscheinung und die alte Waschfrau sehr gelungen. Auch politische Gebrechen suchte er zu züchtigen, z. B. in: Der Invalide im Irrenhaus und der Bettler und sein Hund, welche nur zu viel Bitterkeit enthalten. Reich entfaltete sich sein Talent in der poetischen Erzählung und hier hat er auch die Form meisterhaft bewältigt und Terzinen geliefert, wie sie die besten Dichter nicht machen konnten. Sie führen uns den reichen Schatz seiner Erfahrungen vor und in seinem Salas y Gomez hat er das Höchste geleistet, was wir in dieser Art besitzen. Es ist darin eines der reichsten und erschütterndsten Seelengemälde aufgestellt und Alles so anschaulich

gegeben, daß man sich mitten in das Dargestellte selbst hinein versetzt fühlt; der Dichter schöpfte aber wohl auch Vieles aus seinem eigenen Herzen, das sich ebenso aus der heimathlichen Erde verschlagen fühlte und dem Vaterlande, zu dem er doch Heimweh trug, entfremdet wurde. Sonst mag noch die Kreuzschau hier genannt werden. Liebliche Gedichte sind auch Frauenliebe und Leben, worin er sich von der liebenswürdigsten Seite zeigte, Zartheit und Innigkeit, strenge Keuschheit und Süßigkeit mit einander abwechseln und das ganze Drama des weiblichen Lebens in seinen Hauptstimmungen und Momenten vor uns entfaltet wird. Sehr berühmt ist seine wundersame humoristische Mährchennovelle Peter Schlemihl, die er 1813 in ländlicher Zurückgezogenheit zu eigener Zerstreuung und zur Belustigung der Kinder seines Freundes Hitzig schrieb und die eine solche Verbreitung fand, daß sie nicht nur stereotypirt, sondern auch in viele fremde Sprache übersetzt und illustrirt wurde. Man hat den Sinn und die Absicht dieses Werkchens vielfach zu deuten versucht; es scheint dies aber einfach das eigene Leben und Leiden des Dichters zu sein. Der Schatten ist das Vaterland, ohne das Jeder die Wurzel und den festen Boden verliert und überall fremd und heimathlos, ohne Rast, Ruhe und Verständniß bleibt. Die Fortsetzung, welche Friedrich Forster 1843 dazu zu geben versuchte, erreicht dies Mährchen in keiner Hinsicht. Chamisso hat ebenfalls junge Dichter zu fördern gesucht, wie Gaudy und Andersen, und wird immer einer unserer Lieblingsdichter bleiben. Uebrigens hat er auch durch prosaische Werke sich verdient gemacht, wie z. B. seine Reise um die Welt und sein Buch über die hawaiische Sprache. — Ein gleichfalls beliebter Dichter war Wilhelm Müller, der sich besonders durch seine Griechenlieder und die Gedichte eines reisenden Waldhornisten einen Namen als Dichter erwarb, dabei freilich Göthe und Uhland als Vorbilder nahm, aber sich durch zartes und rasch auflodernes Gefühl, Witz und Phantasie auszeichnete. Seine Gedichte sind frisch und lebendig, voll zarter Empfindung und der lieblichsten Farben und besonders seine Griechenlieder sind feurig und musikalisch. Von seinen Dichtungen epischen Inhalts zeichnen sich: der Glockenguß zu Breslau, die Trinkromanze Est Est und der Musikus aus. Auch in der Prosa hat er sich versucht, wie sein Rom, Römer und die Römerinnen eine leicht und lebendige Darstellung hat und auf eigener Selbstanschauung beruht, die nur nicht immer gründlich genug war. Sehr nützlich wurde seine Homerische Vorschule, worin er die Ansichten F. A. Wolf's klar aus einander setzte. Auch seine Nachbildungen neugriechischer Volkspoesie sind gelungen und er versuchte es auch, die besten Blüthen der Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts uns wieder bekannt zu machen, verfuhr aber dabei nicht mit hinlänglicher Treue und lieferte kein passendes Literaturbild, weil er nur die guten Produkte aufnahm. — Endlich stellt uns noch einmal die Nachklänge der früheren Romantik Joseph v. Eichendorff dar, den man den letzten Ritter der Romantik nennt und der auch wirklich noch deren Zerflossenheit und

Nebelhaftigkeit bewahrt hat, aber an liebenswürdiger Kindlichkeit, innigem Gefühl und durch harmlosen Humor Chamisso übertrifft, in voller Naturlust singt und Lieder von duftig-poetischer Färbung geliefert hat, welche sehr vielen Anklang fanden. Nur ist der Kreis seiner Anschauungen sehr klein, er wird zu eintönig und weich und es fehlt ihm an vielseitiger Belebung. Zu seinen besten Gedichten gehören: Das Morgengebet, das Lied auf der Feldwacht und vom zerbrochenen Ringelein und die Elegie auf den Tod seines Kindes; ferner die Nachtigallen, Sehnsucht, Dichterloos und Trost. Seine Zeitlieder sprechen weniger an, da der Patriotismus darin nicht stark und kühn auftritt, dagegen sind seine geistlichen Lieder von ächt christlichem Geiste durchdrungen und in melodischer Form. Sein eigentlicher Beruf war die Lyrik; da er aber schon hier die Form zerfließen läßt und es ihm an plastischer Abrundung und Vollendung fehlt, so konnten ihm Romanzen und Novellen nicht gelingen und treten die Gestalten und Charaktere nicht fest und scharf hervor, sondern leiden an Verschwommenheit. Seine besten Novellen sind: Aus dem Leben eines Taugenichts, Dichter und Gesellen und das Marmorbild, und namentlich enthält die Erstere schöne Lieder. Von seinen Romanen mögen: Ahnung und Gegenwart und sonst das dramatische Mährchen Krieg den Philistern erwähnt werden; auch versuchte er sich in der Tragödie, wie im letzten Helden von Marienburg und Ezzelin von Romano, von denen dem Letzteren dieselbe Idee wie Schiller's Wallenstein zu Grunde liegt, die aber beide nur bezeugen, daß er sich über seinen eigentlichen Beruf sehr täuschte. Gehört demnach auch Eichendorff nicht zu unseren größten Dichtern, so macht ihn doch die schöne fromme Innigkeit und heitere Ironie seiner Lieder, die fast alle musikalisch gehalten sind, zu einem der besseren Lyriker der Neuzeit, in dem noch der letzte Wiederschein der Romantik schimmert.

Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt ist am 27. Januar 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren und der jüngere Sohn des Grafen Louis Marie de Chamisso, Vicomte d'Ormond, kam um 1790 in Folge der Auswanderung mit seinen Eltern nach den Niederlanden und dann nach Berlin, wurde 1796 daselbst unter die Pagen der Königin aufgenommen und trat 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in ein preußisches Regiment als Offizier, während seine Eltern wieder nach Frankreich zurückkehrten. Da er nie ernstlich eine Schule besucht hatte, so suchte er nun durch Privatstudien das Versäumte einzuholen, er lernte mit Eifer die deutsche Sprache, versuchte sich im Dichten und schrieb schon 1803 ein Fragment, Faust, das ihn mit Varnhagen v. Ense bekannt machte, mit dem er in demselben Jahre einen Musenalmanach herausgab und zwar auf eigene Kosten, weil kein Buchhändler ihn verlegen wollte. Hierdurch wurde er mit Fichte und anderen Männern bekannt, welche seine Bestrebungen und Studien förderten und den Entschluß in ihm reif machten, den Kriegsdienst zu verlassen und in Halle zu studiren. Aber der französische Krieg verhinderte ihn daran, seine Freunde zerstreuten sich, seine Eltern waren gestorben und so lebte er trübselig und gebeugt ohne Beruf und Stand in Berlin, bis ihn 1809 ein Freund seiner Familie an das Lyceum zu Napoleonville berief, wohin er 1810 ging, aber dann keine Stelle mehr erledigt fand; dagegen lernte er dort die Frau v. Staël kennen, mit welcher er 1811 nach Genf und Coppet

ging. Im Spätjahre 1812 kehrte er nach Berlin zurück, um sich den Naturwissenschaften zu widmen, und er schrieb dort den Peter Schlemihl. Schon wollte er sich anschicken, um mit dem Prinzen von Neuwied eine Reise nach Brasilien anzutreten, als er von der beabsichtigten Weltumseglung Otto's v. Kotzebue hörte, wozu er durch Hitzig's Vermittlung als Naturforscher angenommen wurde. Im August 1815 ging er an Bord des Rurik und machte die Reise mit, wobei er durch russische Brutalität und andere Widerwärtigkeiten Vieles litt. Im October 1818 kam er zurück, wurde dann Vorstand der königl. Herbarien und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, gab die Beschreibung seiner Reise und 1832—37 mit Schwab den deutschen Musenalmanach heraus und starb am 21. Aug. 1838. Seine sämmtlichen Werke wurden von Hitzig in 6 Bänden, Leipzig 1838—39, und in zweiter Auflage 1842 ausgegeben. Außer diesen schrieb er noch einige naturwissenschaftliche Schriften und über die hawaiische Sprache, 1837. — Wilhelm Müller ist am 7. October 1795 zu Dessau geboren, machte schon in der Jugend mehrere Reisen, studirte 1812 zu Berlin Philologie und Geschichte, trat im März 1813 als Freiwilliger unter das preußische Militär und machte mehrere Schlachten mit; im Jahre 1814 nach Berlin zurückgekehrt, vollendete er seine Studien, ging im August 1817—19 mit dem Baron v. Sack auf eine Reise nach Italien, besuchte Rom und Neapel, wurde nach seiner Rückkehr Lehrer der klassischen Sprachen zu Dessau, wurde Bibliothekar und Hofrath, machte 1827 eine Reise an den Rhein und starb wenige Tage nach seiner Rückkehr am 1. October 1827 an einer plötzlichen Ausdehnung des Herzens. Von seinen Schriften nennen wir: Bundesblüthen, 1816; Rom, Römer und Römerinnen, 1820, 2 Bde.; Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten, 2 Bdchn., 1822—24; Homer'sche Vorschule, 1824; Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, 10 Thle., Leipzig 1822—27; Lieder der Griechen, 5 Hefte, 1822—24 und in neuer Ausgabe 1844; Neue griechische Volkslieder, 2 Thle., 1825; Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge, 1827; Vermischte Schriften, herausgegeben von G. Schwab, 5 Bde., 1830; Gedichte nebst Biographie, 2 Bde., 1837. — Joseph Freiherr v. Eichendorff ist am 10. März 1788 auf dem Schlosse Lubowitz in Oberschlesien geboren, studirte die Rechte in Halle und Heidelberg 1804—8, theilte unter dem Namen Florenz seine ersten Gedichte mit, reiste nach Paris und Wien, wo er mehrere Jahre verweilte, machte 1813—15 als preußischer Offizier die Kriege mit, wurde dann Referendär bei der Regierung in Breslau, 1821 Regierungsrath in Danzig, 1824 in Königsberg, hierauf in Berlin, 1841 Geheimer Regierungsrath, zog sich 1845 aus dem Staatsdienste zurück und lebte seither in Danzig und auf dem Schlosse Lubowitz in Oberschlesien. Seine Werke erschienen in einer Gesammtausgabe von 4 Bänden, Berlin 1841—43, und seither die Abhandlung über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland, Leipzig 1848.

278. Die romantische Universalitätsrichtung und die damit verbundene poetisirende Weltauffassung übte in dieser Zeit auch auf die Wissenschaften einen bedeutenden Einfluß, bald mehr, bald weniger, je nach der Persönlichkeit und den wissenschaftlichen Bestrebungen. In dieser Hinsicht wurde die von Fichte und Schelling mächtig geförderte Philosophie noch weiter ausgebildet und namentlich war es Schelling's Naturphilosophie und Spinozismus, wovon man ausging und womit Jakob Böhme in Verbindung gesetzt wurde. J. J. Wagner bemühte sich zuerst, Schelling's Lehre von der Polarität nach allen Seiten hin auszubilden und durchzuführen und machte die Philosophie der Mathematik zur Grundlage der gesammten spekulativen Weltwissenschaft, wie es namentlich sein Buch über den Staat (1816) beweist. In ähnlicher Rich-

tung hat Krause die Theosophie Schelling's mit der Lehre von Fichte zu vermitteln versucht und überhaupt die Philosophie nach allen Seiten hin erweitert und bereichert, wie sie namentlich auch für die Rechtswissenschaft nicht ohne Bedeutung wurde. Er hat jedoch bis zur neuesten Zeit, wo seine Schriften erst mehr bekannt wurden, noch nicht genug Bedeutung erlangen können, wie sich überhaupt von da an die philosophischen Richtungen zu sehr zersplitterten und keine Richtung einen höheren Einfluß zu gewinnen vermochte. Arthur Schopenhauer's Werk: Die Welt als Wille der Vorstellung, geht von Fichte's Idealismus aus, kommt aber auf den Realismus Spinoza's und ist auch bei vielen gewagten Ansichten und Hypothesen als eine vorzügliche Arbeit zu betrachten, obschon die Art und Weise seiner Polemik sehr zu tadeln ist. Mit großem Scharfsinne drang Eschenmayer in die Schelling'sche Philosophie ein, nachdem er früher von Kant ausgegangen war; er führte den Ausdruck Potenzen ein, den später Schelling annahm, und erwarb sich durch seinen Grundriß der Naturphilosophie und Psychologie manches Verdienst, trieb aber schon früher zu sehr Vielschreiberei, verlegte sich seit 1817 besonders auf das Studium des thierischen Magnetismus, der Hellseherei, nahm noch eine vierte Geisteskraft, das Glauben, an, gab sich mit Geisterseherei ab und setzte sich mit Kerner in Verbindung, bis er sich auf dem Katheder lächerlich machte und abtreten mußte. Troxler ist auch noch als Anhänger Schelling's aufgetreten und hat besonders in seiner Schrift: Blick in das Wesen des Menschen, seine Ueberzeugung von der inneren Einheit der menschlichen Natur und ihrer Entwicklung im Geist und Körper ausgesprochen. Später wandte er sich von Schelling ab und neigte sich Jacobi zu. Seine Vorlesungen über Philosophie enthalten am ausführlichsten seine Ansichten über das Verhältniß der einzelnen philosophischen Wissenschaften zu einander, denen er die Anthropologie als Grundlage gab. G. H. Schubert neigt sich ganz der religiösen Mystik zu und vermengt Poesie und Philosophie mit einander. Dies führte ihn hauptsächlich auf die Psychologie und Untersuchungen über Träume und Ahnungen und über die Seele. Darin erscheinen tiefsinnige Auffassungen neben religiöser Schwärmerei, fromme Gemüthlichkeit und Phantasie, es fehlt aber zu sehr an Klarheit und logischer Folgerichtigkeit und Vieles ist zu nebelhaft und dunkel. Auch über Naturgeschichte hat er geschrieben und ebenso über seine Reisen in's südliche Frankreich und nach dem Morgenlande, ja sogar Erzählungen, welche Schriften jedoch zu sehr durch das allseitige Eindrängen poetisirender Fülle leiden. Die Romantik in der Philosophie vertrat am meisten Heinrich Steffens, welcher der Naturphilosophie Schelling's die feste Bestimmtheit und Haltung durch die Fülle der positiven Naturkenntnisse gab. Er war zugleich auch ein tüchtiger Naturforscher und namentlich Mineralog und schrieb selbst über Politik, mit glücklichen Blicken in die Zeitverhältnisse und treffenden Bemerkungen. Nebenbei schrieb er Caricaturen des Heiligen, worin er die irdischen

Verirrungen und Verfälschungen des Edelsten im Leben nachweist und auf die Religion hindeutet, die allein die Quelle des Sittlichen und Rechten ist. Später neigte er sich dem strengen Altlutherthume zu in seinem Buche von der falschen Theologie (1823), ohne gerade dem Fanatismus zuzuneigen, und noch seine Religionsphilosophie (1839), zeigt bei vielen Verirrungen wissenschaftliche Grundlagen und reges geistiges Streben. Steffens ist auch als Verfasser von Novellen bemerkenswerth und seine Novellen: Die Familie Walseth und Leith, die vier Norweger und Malcolm, bringen philosophische Probleme zur Darstellung und zeichnen sich aus durch frische Schilderungen und lebendige Bilder, obgleich die Redseligkeit etwas zu breit ist und zu viele willkürliche Abschweifungen sich eindrängen. Sein späterer Roman: Die Revolution (1837) trägt zu sehr die Spuren seiner orthodoxeren Richtung, als daß die Poesie zu freiem Walten kommen könnte. Endlich ist auch seine Schrift: Was ich erlebte (1840), bei aller Breite recht interessant, obschon sie zehn Bände umfaßt. Auch für die Geschichte der Philosophie wurde Einiges geleistet, namentlich von Ast und Fr. Rixner, welche auf Schelling'schem Standpunkte stehen, von denen aber keiner scharfe Kritik und Tiefe besaß und besonders der Letztere sich zu sehr in die Breite und Schwerfälligkeit verliert.

J. J. Wagner's Buch über den Staat erschien 1816. Karl Christian Friedrich Krause ist 1781 zu Eisenberg geboren, studirte in Jena und ward dann Docent zu Jena, Berlin und Göttingen, verweilte auch in Dresden und entfaltete besonders als Maurer eine bedeutende Wirksamkeit. Seine Vorlesungen und Schriften werden seit einigen Jahren von seinem Schwiegersohn Leonhardi herausgegeben. — Arthur Schopenhauer's Schrift: die Welt als Wille und Vorstellung, erschien zuerst 1819 und in zweiter Auflage 1844. — Adam Karl August Eschenmayer ist 1770 zu Neuenbürg geboren, studirte Medizin, wurde praktischer Arzt, 1811 Professor in Tübingen, wandte sich ganz der Philosophie zu, trat aber 1817 mit Kerner in Verbindung und gerieth auf seine seltsamen mystischen Ideen von Menschen- und Thiergeistern, so daß er selbst in seinen Collegien verlacht wurde und dem akademischen Lehramte entsagen mußte. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: Psychologie, 1817; System der Moralphilosophie, 1818; Religionsphilosophie, 1818—24; Normalrecht, 1820; Grundriß der Naturphilosophie, 1832, und später Manches über Somnambulismus und Magnetismus. — Ignaz Paul Vital Troxler ist 1780 zu Beromünster in der Schweiz geboren, studirte 1800 Medizin und Philosophie, machte eine Reise nach Wien und Italien und ließ sich als Arzt in Luzern nieder, ging wieder auf eine Reise nach den Niederlanden, Frankreich und Italien, lebte später in Aarau und Luzern, war 1830 Professor in Basel und Rector der Universität und wurde 1834 an die Hochschule nach Bern berufen, wo er vor einigen Jahren starb. Seine Hauptschriften sind: Versuche in der organischen Physik, 1804; Grundriß der Theorie der Medizin, 1805; Philosophische Rechtslehre der Natur und des Gesetzes, 1820; Blicke in das Wesen des Menschen, 1811; Naturlehre des menschlichen Erkennens oder Metaphysik, 1828; Logik, 1829—30, 3 Bde., und Vorlesungen über Philosophie, 1835. — G. H. Schubert ist am 26. April 1780 geboren, wurde 1826 Professor in München, später Geheimer Hofrath und seine hauptsächlichsten Schriften sind: Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften, 1803; Symbolik des Traums, 1804; Die Urwelt und die Fixsterne, 1822; Die Geschichte der Seele, 1830; Altes und Neues aus dem Gebiete der inneren Seelenkunde, 1816, 5 Bde.; Wanderbüchlein, 1823; Reise durch das südliche Frankreich

und Italien, 1827; Reise in das Morgenland, 1828, 2 Bde. — Heinrich Steffens ist 1773 zu Stavanger in Norwegen geboren, besuchte die Schule zu Helsingör und 1787 in Kopenhagen, studirte, angeregt durch Büffon's Werke, Naturgeschichte 1790, reiste 1794 nach Norwegen, lebte, nachdem er durch Schiffbruch nach Hamburg verschlagen wurde, daselbst im Winter 1794—95, kam im nächsten Jahre als Docent nach Kiel, 1797 aber nach Jena, ging dann nach Freiberg und 1802 nach Kopenhagen zurück, wo er mit großem Beifall Vorlesungen hielt. 1804 wurde er Professor in Halle, lebte 1807—9 bei Freunden in Holstein, Hamburg und Lübeck, kehrte 1809 nach Halle zurück, wurde 1811 nach Breslau versetzt, machte 1813 als Freiwilliger den Krieg mit, wurde später mit dem Titel als Geheimer Regierungsrath nach Berlin berufen und starb daselbst am 13. Februar 1845. Seine Hauptschriften sind: Handbuch der Oryktognosie; Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft, Anthropologie, 1824, 2 Bde.; Religionsphilosophie, 1841; Ueber die Idee der Universitäten, 1809; Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden, 1817, 2 Thle.; Caricaturen des Heiligsten, 1819—21, 2 Bde., und Novellen, 1837, 16 Bdchn., sowie das große Werk: Was ich erlebte, 1846, 10 Bde. — Georg Anton Friedrich Ast ist 1776 zu Gotha geboren, wurde 1802 Docent in Jena, 1805 Professor in Landshut, 1826 zu München und 1827 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Seine Hauptschriften sind: Handbuch der Aesthetik, 1805; Grundlinien der Philosophie, 1807, und Platon's Leben und Schriften, 1817. — Rixner's Handbuch der Geschichte der Philosophie erschien 1822.

279. Die Naturphilosophie gab besonders auch den Naturwissenschaften einen mächtigen Anstoß und sie wurden unter höheren Principien mit einander in nähere Verbindung gebracht, so daß sie aus der rein empirischen Bearbeitung in eine philosophischere traten und den Zusammenhang der Natur tiefer ergründeten. Karl Ritter brachte in die Erdkunde zuerst diese neueren Ideen und verstand es, den reichsten und gründlichsten Stoff zu einem umfassenden und großartigen Gemälde zu verarbeiten und die Erdbeschreibung in ihrem großartigen Zusammenhange auf geographischen Analogien vor uns aufzubauen, wie seine große Erdkunde, die jetzt in zweiter Auflage erscheint und sich über Asien und Afrika verbreitet, hinlänglich darthut, und es gibt nicht leicht ein anderes gelehrtes Werk, das so ungemein helles Licht über die bisher dunkelsten Gegenden verbreitet. Alexander v. Humboldt, in dem gleichsam alle Naturwissenschaften ihren Mittelpunkt gefunden haben, suchte den Geist der Natur zu ergreifen, wie er unter der Decke der Erscheinungen verborgen ist, und seine Werke über Südamerika, über die Geographie der Pflanzen und die Ansichten der Natur sind nicht minder wichtig, als sein neuerdings erschienener Kosmos, der die Summe aller naturwissenschaftlichen Forschungen und Resultate vor uns abrollt und nur in der Composition nicht gleichförmig und klar genug gehalten ist, auch hinsichtlich der Sprache nicht mehr die Frische und Wärme zeigt, die Humboldt's früheren Schriften eigen war. Neben ihm hat Lorenz Oken das gesammte Gebiet der Naturwissenschaft und besonders auch das der Naturgeschichte mit Gründlichkeit und Ernst umfaßt und die Darstellung eines allgemeinen und zusammenhängenden, alle Reiche der Natur und deren Elemente umfassenden Natursystems versucht, wie er überhaupt den Mikrokos-

mus im Makrokosmus veranschaulichen wollte und den Menschen als das letzte Ziel des Willens der Natur darstellte. Nachdem er lange für die Naturphilosophie gewirkt, aber in seiner Zeitschrift Isis überallhin angeregt hatte, schrieb er seine große Naturgeschichte für alle Stände, welche sich besonders durch Reichhaltigkeit auszeichnet, aber wegen zu großer Rücksicht auf die Jugend sein System nicht in seiner ganzen Folgerichtigkeit inne hielt. Auf spezielleren Gebiete bewegten sich die Brüder Treviranus, von denen der eine sich mehr den Erscheinungen und Gesetzen des organischen Lebens und der andere der Pflanzenphysiologie zuwandte, wobei sie die Wissenschaft mit vielen werthvollen Forschungen und Bemerkungen bereicherten. J. B. Wilbrand, Schelver und Döllinger wandten sich vorzüglich der Physiologie zu und haben diese nach verschiedenen Seiten hin gefördert und weiter ausgebildet, während C. G. Carus damit auch die Psychologie verband und sich überhaupt vielfach über die Seelenlehre verbreitete, wie er auch die Gall'sche Schädellehre oder Phrenologie wissenschaftlich zu bearbeiten suchte, obschon er gerade hier nicht gründlich und scharfsinnig genug zu Werke ging. Auf die eigentliche Medizin trugen Röschlaub und Kieser die neuen Ideen über, vorzüglich gefördert durch die mächtige Ausbildung der medizinischen Grund- und Hilfs-Wissenschaften. Meckel und Tiedemann förderten besonders die Anatomie und Physiologie, Burdach bereicherte die Anthropologie, und besonders wurde die Physiologie durch Johannes Müller auf eine höhere Stufe gehoben und durch Rudolf Wagner die Resultate der bisherigen Forschung in einem großartigen Werke gesammelt. Für die Anthropologie leistete besonders Heinroth Vieles, der nur zu viel Mystisches mit einwebte, wogegen er zuerst wieder auf das genauere Studium der Seelenkrankheiten aufmerksam machte, auf welchem Gebiete dann Nasse und besonders Friedrich Groos sich bedeutende Verdienste erwarben. Für die Chemie leistete Liebig bis zur neuesten Zeit sehr Bedeutendes, während Mitscherlich 1819 den Isomorphismus entdeckte und Wöhler und Gmelin fleißige Arbeiten aus diesem Gebiete lieferten. Reichliche Forschungen machte man im Gebiete der Mathematik, Physik und Astronomie und hier hat man überhaupt die großartigsten Entdeckungen gemacht. Man darf in dieser Hinsicht blos an die Namen von Gaus, Olbers, Schröter, Bessel, Schubert, Struve, Pfaff, Littrow, Weber und Ermann erinnern, um die trefflichen Leistungen kennen zu lernen, die ohnehin allbekannt sind. Für die Geologie wurden ebenfalls große Aussichten gewonnen, und die genauere Forschung in Verbindung mit Werner's tief eingreifenden geognostischen Andeutungen ließen bald die wissenschaftlichsten Werke hervorgehen. Dahin gehören die Werke von Leopold v. Buch und Humboldt, welche mit genialem Blicke die vereinzelten Forschungen zu einem großartigen Ganzen vereinigten und nach allen Seiten hin mächtig anregten. Neben diesen wirkten Link, Leonhard, Rose, Fr. Hoffmann, Lichtenstein, Ehrenberg,

Bronn, Frommherz u. A. und ihre Forschungen haben auch große praktische Bedeutung erlangt, indem man auf umsichtigere Weise den Bergbau betrieb und dessen Produkte nützlicher zu verwenden lernte. Nachdem durch Mesmer die Theorie des thierischen Magnetismus aufgestellt worden war, wandte man sich mit regem Eifer auch diesem Gebiete der Naturwissenschaft zu und erschloß noch ganz unbekannte Räume des menschlichen Lebens. Eschenmayer, Nees v. Esenbeck, Justinus Kerner, Nasse, Kieser, Kluge, Stieglitz und Pfaff haben hier nach allen Seiten hin das dunkle Gebiet zu erhellen gesucht und selbst die verschiedenen Schriften über Besessene und Somnambulismus haben neben manchem Lächerlichen und Abgeschmackten doch auch auf manche Seiten des Seelenlebens aufmerksam gemacht, welche noch sehr im Dunkel liegen, namentlich hat hier die Schrift Kerner's: die Seherin von Prevorst, großes Aufsehen erregt und auf einmal eine ganze Reihe ähnlicher Erscheinungen hervorgerufen. Die besten Schriften der neueren Zeit sind unstreitig die von Passavant und Wirth, und besonders hat Ennemoser mit wissenschaftlichem Geiste und historischer Gründlichkeit sich über den Magnetismus verbreitet. Im Allgemeinen haben jedoch alle diese Schriften für die deutsche Sprache wenig oder fast gar nichts geleistet, indem schon die Gegenstände nur selten zu schöner Darstellung geeignet waren und das gelehrte Material überall vorwaltend hervorblickt. Wir unterlassen es daher auch, von denselben biographische und literarische Notizen beizugeben, weil sie zu weit führen würden und nur Einige derselben ein besonderes Interesse beanspruchen.

Karl Ritter, 1779 zu Quedlinburg geboren, seit 1820 Professor in Berlin und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, schrieb: Europa, 1804—7, 2 Bde.; die Erdkunde im Verhältniß der Natur zur Geschichte des Menschen, Berlin 1817 u. ff. und in neuer Auflage, und Vorhalle europäischer Völkergeschichte vor Herodot am Kaukasus, 1820. — Friedrich Heinrich Alexander Freiherr von Humboldt ist am 14. Septbr. 1769 zu Berlin geboren, studirte zu Göttingen und Frankfurt a. d. O., dann an der Handelsakademie zu Hamburg, reiste mit Forster nach Holland und England, studirte dann das Bergwesen zu Freiberg, wurde 1792 Assessor beim Bergamt in Berlin, dann Oberbergmeister in Bayreuth, legte dies Amt nieder, besuchte 1795 Italien und die Schweiz, ging 1797 nach Paris, wo er mit Aimé Bonpland bekannt wurde, dann nach Madrid, wo er 1799 die Erlaubniß erhielt, das spanische Südamerika zu besuchen, schiffte sich mit Bonpland zu Coruña ein, besuchte Teneriffa, landete in Cumana und bereiste dann bis 1804 Südamerika und Mexiko, von wo er im August wieder nach Europa zurückkehrte und diese Reise beschrieb in Voyage de Humboldt et Bonpland aux régions équinoxiales du Nouveau Continent (Paris 1810—32, 6 Thle.); ging 1818 nach London, dann nach Paris, 1822 mit dem Könige von Preußen nach Italien, ging 1829 nach Sibirien und dem kaspischen Meere und lebte seither abwechselnd in Paris und Berlin, nur mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Von seinen Schriften nennen wir sonst: Versuch über den politischen Zustand von Neuspanien, 5 Thle. 1810—15; Ansichten der Natur, 2 Thle., 1808, neue Ausg. 1826 u. 1849; Asie centrale, 1843; Kosmos, 3 Thle. 1846—51. — Lorenz Oken ist am 8. August 1782 zu Bohlsbach im Badischen geboren, studirte Medizin in Würzburg, ward Docent in Göttingen, 1807 außerordentlicher Professor der Medizin zu Jena, 1810 Hofrath, 1812 ordentlicher Professor der Philosophie und Naturgeschichte, sollte 1819 sein freisinniges Blatt Isis auf-

geben, gab aber lieber sein Lehramt auf, wurde 1828 Professor in München und 1833 zu Zürich, wo er am 11. August 1851 starb. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: Lehrbuch der Naturgeschichte, 3 Thle., 1808—11; Grundriß der Naturphilosophie, 1802; Lehrbuch der Naturgeschichte, 3 Thle., 1812—26; allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, 1833—41, 13 Thle. mit Abbildungen.

280. Größere Bedeutung als die empirischen Wissenschaften hat für die Literaturgeschichte die Theologie, auf welche die naturphilosophisch-romantische Richtung nicht wenig Einfluß ausübte; auch treten hier die Hauptrichtungen entschiedener hervor und hat selbst die Philosophie auch auf die katholische Theologie gewirkt. **Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher** nimmt hier die vorderste Stelle ein und hat viele Aehnlichkeit mit Herder, indem bei Schleiermacher wie bei jenem der Verstand mit der Phantasie sich verband und der Geist sie zum freien Weltverkehr drängte, während ihr Beruf sie davon zurückhielt. Auf diese Weise zeigte sich bei ihm ein innerer Zwiespalt und doppelte Richtung und diese ward noch mehr angeregt durch den Einfluß der Romantiker, wie ja auch seine Dialektik ganz die Form der romantischen Ironie besitzt und weniger auf positive Resultate als auf subjektives Verneinen ausging, wie dies seine Kritik der Seelenlehre zeigt. Er besaß nicht die Freudigkeit des Aufbauens und produktive Energie, sondern in seiner Ueberzeugungslosigkeit griff er bald da, bald dort an und theilte mit den Romantikern auch das ähnliche Schicksal, daß er, nachdem er früher selbst die Anfänge zu der späteren Strauß'schen Lehre von Christus gelegt hatte, später sich der frommen Kirchlichkeit und dem persönlichen Christus zuwandte. In seinen Monologen redete er der Phantasie das Wort, konnte sie aber nicht zu nachhaltiger idealer Stimmung erheben und er verlor sich daher zu sehr in Reflexionen, wie auch seine Reden über die Religion mehr ein Produkt der Rhetorik sind. Seine christliche Glaubenslehre sucht den von Schelling aufgestellten Spinozistischen Pantheismus in christlicher Form wieder zu geben, aber es zeigt sich auch hier die philosophische Doppelseitigkeit der Romantiker, welche auf der einen Seite Fichte's absolute Subjektivitätslehre und auf der anderen die Schelling'sche Vergötterung des Universums zu Grunde legen. Vielfach zeigen sich in seinen Schriften die Keime neuerer Ansichten und Lehren und es ist ihm überhaupt die Wissenschaft oft nur die Kunst des Schaukelns im Denken und selten findet man in seinen Schriften eine feste Ueberzeugung heraus. Nirgends brachte er es zu einer rechten Vermittlung zwischen Glauben und philosophischem Begriff und wie sehr dieser Widerspruch bei ihm ungelöst blieb, zeigt am besten seine Ansicht, daß das Wesen der Religion im Gefühle der Abhängigkeit von Gott zu finden sei, ohne daß er sich doch von einem durchgreifenden Verstandesschematismus losmachen konnte. Seine dialektische Schärfe, deren er überhaupt sehr mächtig war, zeigte sich nirgends einschneidender als in seiner Beurtheilung von dem Schmalz'schen Werke über die politischen Vereine, dessen Verfasser er wahrhaft vernichtete. Selbst seine Dar-

stellung erinnert an die Romantiker und deren Vorbilder; nirgends kann sich ein vollkommenes und künstlerisches Bild herausgestalten, sondern der dialektische Geist macht sich zu sehr geltend und vor lauter Ueppigkeit und Rhetorik wird der wahre klassische Periodenbau versäumt und Alles zu affektirt und erkünstelt. Namentlich in seinen Grundlinien einer Kritik der Sittenlehre tritt diese Künstelei offen hervor und dieß Buch mahnt auch schon dadurch an die Romantiker, daß zuletzt nur noch der platonisirende Spinozismus übrig bleibt. Am abgerundetsten ist seine Darstellung des theologischen Studiums, welche auch den Wendepunkt in seinen religiösen Ansichten anzeigt und die Idee der Kirche als Hauptsache hinstellt. Berühmt sind seine Briefe über Schlegel's Lucinde, welche die Ausgleichung der Natur und Freiheit, der Sinne und des Geistes erstreben wollten, aber nicht erreichen konnten. Auch übersetzte er den Platon, wodurch er für das Verständniß dieses Philosophen Vieles beitrug, obschon Manches davon verfehlt und falsch aufgefaßt ist. Schleiermacher steht auf diese Weise zwar nicht als entschiedene und energische Persönlichkeit da und selbst seine literarische Thätigkeit hat nicht den Erfolg erreicht, welche für einen solchen Geist möglich war; aber weil er durch seine dialektische Behandlung alle Ausgangspunkte und Fäden der philosophischen und theologischen Wissenschaft der neuern Zeit in seinen Händen hatte, konnten alle Richtungen sich an ihn anlehnen und aus ihm Waffen und Beweise schöpfen; dazu besaß er eine bedeutende Wirksamkeit als Geistlicher und akademischer Lehrer im Mittelpunkte des größten protestantischen Landes und hat er sich durch die allseitige Belehrung, wie durch seine drohenden Mahnungen in ernster Stunde einen Namen und eine Bedeutung verschafft, wornach größere Geister und entschiedenere Denker vergebens strebten, so daß er jedenfalls einen nicht unbedeutenden Platz in der Literaturgeschichte verdient.

Neben ihm mag De Wette genannt werden, welcher die Schleiermacher'sche Richtung mit dem Rationalismus vermittelte und die Fries'sche Philosophie mit seinem theologischen System in Einklang zu bringen suchte, wodurch er sich dem Jakobi'schen Supranaturalismus näherte. In seiner viel gelesenen Schrift: „Theodor, oder die Weihe des Zweiflers", theilte er in blühender Sprache und im Gewande der Biographie seine Ansichten über die wichtigsten Gegenstände der Aesthetik, Sitten- und Glaubenslehre mit und offenbarte darin die ganze Grundrichtung seines Geistes. Ein strengeres und abgerundeteres Bild gewährt Daub, welcher die reine theologische Spekulation vertritt und die in der Philosophie gefundene Idee Gottes auf das anwandte, was die Bibel und die Kirche lieferte. Er achtete wenig auf Gefühl und Phantasie und es war ihm allein um den strengen Gedanken zu thun, dem er die zierliche Darstellung ganz aufopferte. Er sah vorzüglich auf Gründlichkeit der Betrachtung und ging ebenfalls von dem naturphilosophisch erneuerten Spinozismus aus, wobei er sich auf den Standpunkt des pragmatischen Rationalismus stellte, wie dies deutlich in seiner

Katechetik hervortritt. Nachdem jedoch die Idee der göttlichen Universalität des Seins von Hegel zur Geltung gelangt war, schloß sich ihm Daub an und zeigte diese geistige Umwandlung in seinen Theologumena. Hiermit führte er die Scholastik wieder in die protestantische Theologie ein und er schritt auf diesem Wege noch weiter vorwärts und bildete die Hegel'sche Lehre nach der theologischen Richtung immer weiter aus, so daß sein Buch über die dogmatische Theologie jetziger Zeit ganz den Hegel'schen Geist abspiegelt. Hier tritt seine Gesinnung, sein Denken und Glauben am deutlichsten hervor und hält er über die theologische Parteisucht der Zeit ein strenges Gericht. Diese Schrift bezeichnet aber auch das äußerste Ende der Scholastik und seines positiven Glaubens, und bildet den Gegensatz zu seinem ersten Buche. Von seinen zahlreichen Schriften, die jedoch nicht von ihm selbst, sondern nach seinen Kollegienheften herausgegeben wurden und somit von ihm in dieser Gestalt schwerlich gebilligt worden wären, sind noch seine Vorlesungen über Anthropologie bemerkenswerth, welche in der Darstellung die Gunst einer nachhelfenden Hand erfahren haben. Daub war eine ungemein anregende Persönlichkeit von großer Gesinnungstüchtigkeit, aber seine Schriften konnten keine solche nachhaltige Bedeutung erlangen, als ihnen zu wünschen war.

Ebenfalls der Hegel'schen Richtung angehörig war Marheinecke zu Berlin, dessen Schriften zwar verständlicher, aber kälter und phrasenhafter erscheinen, je mehr er sich von der Schelling'schen Naturphilosophie entfernte. Letzterer Richtung gehören noch seine Grundlehren christlicher Dogmatik an. Seine Symbolik der christlichen Religionsparteien ist lebendig aufgefaßt und fand auch vielseitigen Anklang, und auch als Kritiker hat er sich bewährt in seiner Geschichte der deutschen Reformation, worin er besonders die Personen der Reformatoren gut charakterisirte. Auch einige Kanzelredner von Bedeutung sind aus dieser Zeit zu nennen, unter welchen Theremin ganz den Geist der romantischen Innerlichkeit besitzt und auch durch seine Rhetorik und Abendstunden auf die Ausbildung besserer Kanzelredner wohlthätig gewirkt hat. Neben ihm mag noch G. Fr. Alb. Strauß genannt werden, bei dem die Romantik noch viel mehr anklingt; seine Glockentöne sind von praktischer Erbaulichkeit. — Eine wichtigere Stellung nimmt Neander ein, der nach seiner ganzen Anschauungsweise und Darstellung dieser Zeit angehört und Gemüth und Phantasie mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu vereinigen suchte, obschon sein geschichtliches Denken nicht immer ganz entschieden ist. Außer seinem Buche über den Gnosticismus und dem Leben Jesu, das er dem Strauß'schen Werke entgegensetzte, schrieb er eine sehr verdienstliche Geschichte der christlichen Religion und Kirche, welche er zu einem sprechenden Beweis von der göttlichen Kraft des Christenthums, einer Schule christlicher Erfahrung und einer Stimme der Erbauung, Lehre und Warnung machen wollte. Eine ähnliche Richtung vertritt Ullmann in Heidelberg, der in seinem Johann Wessel und Refor-

matoren vor der Reformation sehr verdienstliche Arbeiten geliefert hat, die nur zu breit und unentschieden sind. In neuerer Zeit neigte er sich auch der strengeren Kirchlichkeit zu, wie dies seine Studien und Kritiken genügend darthun.

Daß die katholische Theologie von der Romantik sehr angeregt werde, ließ sich aus ihrem durchaus romantischen Kultus und Weltauffassung leicht erwarten und die neuere Romantik wurde hier besonders von Franz Baader vertreten, der alle Philosophien seit Kant mitlebte, annahm, was ihm gefiel, ablehnte, was ihm widersprach, und mit wirklich spekulativem Geiste eine reiche Phantasie, Großartigkeit der Ideen und Selbstständigkeit des Geistes verband. Damit hätte er Bedeutendes leisten können, wenn ihm nicht die ruhige Consequenz der Begriffsentwicklung und organisirende logische Denkbewegung gefehlt hätten. Seine besten Schriften sind: Fermenta cognitionis, die aber deutsch geschrieben sind, Ueber Divination und Glaubenskraft und Vorlesungen über spekulative Dogmatik. Seine ganze gnostische Mystik beruht auf der Theosophie des Jakob Böhme und den naturphilosophischen Betrachtungen des Paracelsus. Neben ihm zeichnete sich noch Günther in Wien aus, der nur zu viel Gezwungenheit und scholastische Tendenz besaß, um in der Theologie mit philosophischem Geiste Größeres zu leisten, was auch Windischmann nicht vermochte, der zwar der Naturwissenschaft sich mehr hingab, aber auch in seinem Werke: Die Philosophie im Fortschritte der Weltgeschichte, sich an der theologisirenden Philosophie betheiligte. Endlich suchte Hermes die Bewährung der katholischen Kirchenlehre in der absoluten Nöthigung der Vernunft durch Beweise zu finden und die spekulative Kritik Kant's auf das Gebiet der katholischen Theologie hinüber zu führen, fand aber sein Streben schlecht gelohnt, indem der Papst am 26. September 1835, freilich erst 4 Jahre nach Hermes' Tod, dessen Lehre verdammte.

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher ist am 21. November 1768 zu Breslau geboren und der Sohn eines Feldpredigers, wurde in den Brüdergemeinden Niesky und Barby erzogen, studirte in Halle Theologie, wurde 1794 Hilfsprediger zu Landsberg an der Warthe, 1796 reformirter Prediger an der Charité in Berlin, 1802 Hofprediger in Stolpe, 1805 Universitäts-Prediger und Professor der Theologie in Halle, 1807 Doctor der Theologie, 1809 Prediger und 1810 Professor an der Universität Berlin, 1811 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und starb am 12. Februar 1834. Hauptschriften: Monologen, 1800. 5te Auflage 1836. Weihnachtsfeier, 1806. Predigten, 1801—33, fünf Sammlungen. Uebersetzung des Platon, 1804—28, 6 Bde. Sämmtliche Werke, Berlin 12 Bde. 1836—42. — Wilhelm Martin Lebrecht de Wette ist am 12. Januar 1780 zu Ulla bei Weimar geboren, studirte 1799 in Jena Theologie, ward 1805 Docent, 1807 außerordentlicher und 1809 ordentlicher Professor in Heidelberg, 1810 in Berlin, wurde wegen eines Trostschreibens an Sand's Mutter 1820 in Untersuchung gezogen und entlassen, lebte dann in Weimar, sollte zweiter Prediger an der Katharinen-Kirche zu Braunschweig werden, was aber der Herzog nicht gewährte und ging 1822 als Professor der Theologie an die Universität Basel, wo er vor Kurzem starb. Hauptschriften: Lehrbuch der christlichen Dogmatik, 1831, 2 Bde.; Christliche Sittenlehre, 1819—21, 3 Bde.; Uebersetzung der Bibel, mit Augusti, 1809—12, 6 Bde.; Theodor, oder die Weihe des

Zweiflers, 1822, 2 Bde.; Heinrich Melchthal, 1829, 2 Bde.; Predigten, 1826—27, 2 Bde. u. A. — Karl Daub ist am 20. März 1765 zu Kassel geboren, studirte 1786 zu Marburg Theologie, wurde Mitaufseher der Stipendiaten, 1794 Lehrer in Hanau und 1795 Professor der Theologie in Heidelberg, wo er 1805 Kirchenrath, 1810 Geheimer Kirchenrath wurde und am 22. November 1836 am Schlagflusse starb. Von 1805—19 gab er mit Creuzer die Zeitschrift Studien heraus. Seine Vorlesungen erschienen, von Marheinecke und Dittenberger herausgegeben, zu Berlin 1837 ff. — Philipp Konrad Marheinecke, 1786 zu Hildesheim geboren, seit 1810 Professor in Berlin, schrieb: Geschichte der christlichen Moral, 1805; christliche Symbolik, 1810—14, 3 Bde.; Geschichte der deutschen Reformation, 1816 u. ff.; Dogmatik, 1828. — Ludwig Friedrich Franz Theremin ist am 19. März 1783 geboren, studirte Theologie, wurde Hof- und Domprediger, Oberconsistorialrath und Professor der Theologie zu Berlin und schrieb: das Kreuz Christi, 3 Bde., 1828—40; Adalbert's Bekenntnisse, 1835; Abendstunden, 3 Bde., 1833—37 und neue Ausgabe 1841. — G. F. Albert Strauß, 1786 zu Iserlohn geboren, seit 1822 Hofprediger und Professor in Berlin, schrieb Glockentöne u. A. — Johann August Wilhelm Neander ist 1789 zu Göttingen geboren, studirte 1809 in Halle Theologie, nachdem er zuvor vom Judenthume zum Christenthume übergetreten war, dann hielt er sich in Göttingen und Hamburg auf, kam 1811 nach Heidelberg, wo er 1812 außerordentlicher Professor wurde, erhielt noch in demselben Jahre einen Ruf nach Berlin, wo er später Consistorialrath wurde und am 14. Juli 1850 starb. Seine allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche erschien in Hamburg 1828—42, 6 Bde. — Karl Ullmann ist am 15. März 1796 zu Epfenbach geboren, studirte 1812 in Heidelberg und Tübingen Theologie, wurde 1819 zu Heidelberg Dozent und 1812 außerordentlicher Professor der Theologie, gab 1828 mit Umbreit die Studien und Kritiken heraus, wurde 1829 nach Halle berufen, 1836 wieder nach Heidelberg und hier später zum Kirchenrath ernannt. — Franz Xaver Baader ist 1765 zu München geboren, wurde später Professor zu München und starb 1841. Seine philosophischen Schriften erschienen 1831 gesammelt. — Von Professor Günther zu Wien erschienen verschiedene Werke. — Von Windischmann in Aschaffenburg mehrere über Philosophie und Mythologie. — Hermes, 1775 geboren, 1831 gestorben, schrieb: Einleitung in die christkatholische Theologie, Münster, 1819—29, 2 Bde., 2te Aufl. 1831—34; Christkatholische Dogmatik, herausgegeben von Achterfeldt, Münster, 1834, 3 Bde.

281. Von der Romantik wurde zunächst auch die Mythologie bedeutend angeregt und seitdem Heyne sich über dieselbe verbreitet hatte, schieden sich zwei Richtungen von einander, nämlich die Symboliker und Antisymboliker. Der Hauptführer der Symboliker ist Creuzer, obgleich die Grundgedanken seiner orientalischen Weltauffassung bereits vor ihm von Kanne, J. J. Wagner und Görres aufgestellt worden waren, wie namentlich der Letztere in seiner Mythologie der asiatischen Welt mit Geist und poetischer Kühnheit die Idee aufstellte, daß die späteren Religionen nur die Strahlen und Verdunkelungen einer ursprünglich reinen monotheistischen Urreligion seien; wobei er freilich willkürlich und zu phantastisch verfuhr. Creuzer legte diese Ansichten zu Grund, führte die mythologischen Vorstellungen aller Völker auf den Orient und dessen philosophirende Grundanschauung der ganzen Welt zurück und behauptete, daß der Mythus blos das Symbol eines Philosophems sei und die Mythologie die urweltlichen Ideen abspiegle, welche blos durch die fortschreitende Dichtung zur vielgötterischen Sinnlichkeit umgestaltet wurde. Die Spuren jener ursprünglich

reinen Priesterreligion vermeinte er hauptsächlich in den Mysterien und Orakelaussprüchen, sowie in den allegorischen Auffassungen der Neuplatoniker Jamblichus und Proklus zu finden. In seiner Symbolik suchte er nun die Grundtypen sämmtlicher Mythen zu erfassen und glaubte, daß dazu ein angeborner Seherblick nothwendig sei, wie auch die Romantiker von ähnlichen Grundgedanken ausgingen. Gegen diese Ansicht erhob sich zunächst Voß mit der ganzen Schärfe seines Verstandes und seiner durchgreifenden Kritik, indem er auf genaue Beweisführung drang und die rein griechisch nationale Entwicklung verfocht. Auch Hermann in Leipzig betheiligte sich bei diesem Streite, obschon ohne hinreichende geistige Befähigung dazu, während Buttmann und Lobeck mit großer Gründlichkeit und dem Aufbieten des reichsten Wissens sich gegen die Symbolwillkür erhoben, ohne jedoch die Grundsätze des mythologischen Altmeisters sehr erschüttern zu können, zumal diesem die reichen Arbeiten im Gebiete der orientalischen Literatur zu Hülfe kamen. Das Creuzer'sche Werk zeichnet sich aus durch umfassende Belesenheit, geniale Combination und tiefen Blick, und selbst die Sprache übertrifft die der meisten gelehrten Werke, nur ist der Stoff nicht recht zu einem Ganzen verarbeitet und stellt mehr eine Reihe von Abhandlungen, als ein künstlerisches Ganzes dar. Auf demselben Wege haben Stuhr über urweltliche Verhältnisse, Rode über altpersische Religionssysteme und Karl Bähr über die Symbolik des mosaischen Glaubens Verdienstvolles geschrieben und auch Ottfried Müller viele Punkte der Mythologie in ein helles Licht gestellt.

Neben diesen Bestrebungen fand auch die Philologie tüchtige Vertreter, zumal in August Böckh, welcher das Werk seines Lehrers Wolf fortsetzte, die antike Sprachwissenschaft mit der Geschichte näher in Verbindung brachte, besonders das Staatsleben der Griechen allseitig erhellte und den griechischen Geist in sich selbst so aufzunehmen verstand, daß er sich auch im Leben als ein Mann von Gesinnung und ächter Freiheitsliebe bewies. Neben ihm haben noch zahlreiche Andere sich reiche Verdienste erworben, wie Reisig, Thiersch, Gottfried Hermann u. A. Mit gleichem Eifer wandte man sich auch der orientalischen Literatur zu, zumal sich die Romantiker mit den hier spielenden Elementen vielfach verwandt fühlten, und besonders war es die Sanscritliteratur, welche eifrige Bearbeiter fand. Nach dem Vorgange von Fr. Schlegel begann Joseph v. Hammer mit Gründlichkeit und vieler Gelehrsamkeit nicht nur neue Fundgruben des Orients zu eröffnen, sondern auch uns mit der Literatur der Perser und Osmanen näher bekannt zu machen, er übersetzte Hafiz's Divan und schrieb eine Geschichte der persischen schönen Redekünste und eine Geschichte des osmanischen Reichs, welche vorzüglich auf türkische Quellen gegründet ist, nebst zahlreicheren kleineren Schriften über diese Literatur. Wie sein Verdienst dabei mehr in der historischen Forschung und Würdigung liegt, so fanden dagegen seine grammatischen und sprachlichen Bemerkungen mancherlei Wider-

spruch, weil er hier nicht dieselbe Gründlichkeit bewahrte. Mehr der Grammatik zugewendet sind die Forschungen von Gesenius über hebräische Sprache und Bopp über das gesammte indische Sprachgebiet, der auch eine Uebersetzung des großen indischen Epos Mahabhârata unternahm und es versuchte, mit großartigem Ueberblick und reicher Gelehrsamkeit eine vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen aufzustellen. A. W. v. Schlegel und Lassen haben sich auf demselben Gebiete Verdienste erworben und zusammen das indische Heldengedicht Ramayana herausgegeben. Großartig sind die Leistungen im Gebiete der deutschen Sprache und Alterthumswissenschaft, wo die Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm als die glänzendsten Namen hervortreten. Beide haben nicht nur zusammen die Deutschen Kinder- und Hausmährchen und Deutsche Sagen gesammelt, sondern auch nach allen Richtungen hin unsere altdeutsche Literatur untersucht und bekannt gemacht und die deutsche Sprachwissenschaft eigentlich erst geschaffen. Namentlich hat Jakob Grimm, der ausgezeichnetste und genialste der Brüder, mit bewunderungswürdiger Gelehrsamkeit und ausgezeichnetem Scharfsinne den ersten wissenschaftlichen Aufbau einer deutschen Grammatik unternommen und sie zurückgeführt auf ihre Urquellen und entferntesten Zusammenhänge. Neben diesem großartigen Werke, dem sich noch ein Wörterbuch der deutschen Sprache anreihen wird, hat er mit regem Eifer nicht allein viele einzelne altdeutsche Schriften kritisch bearbeitet und herausgegeben, sondern auch über den altdeutschen Meistergesang, die deutschen Rechtsalterthümer und die deutsche Mythologie meisterhafte Werke geschrieben und besonders auch die deutschen Weisthümer gesammelt, als Grundlage eines nationalen germanischen Rechts, wie es sich einst aus dem Volke selbst herausgebildet hatte. Sein Bruder Wilhelm hat neben der Herausgabe zahlreicher altdeutscher Schriften größere Werke über die deutsche Heldensage, die altdänischen Heldenlieder und Anderes geschrieben und dabei, wenn auch weniger Genialität, so doch denselben Fleiß und Eifer und dieselbe Gründlichkeit und Gediegenheit gezeigt. Neben diesen zeichneten sich Büsching, Docen, Von der Hagen, Benecke und Joseph v. Laßberg aus, und während sich Mone mit Gründlichkeit und vielem Verdienste über die nordische Mythologie, den Reinecke Fuchs und andere Theile dieses Gebietes verbreitete, hat sich Lachmann nicht nur reiche Verdienste um die Kritik des Nibelungenliedes erworben, sondern auch mit gleich kritischem Scharfsinne den klassischen Sprachen und der neudeutschen Literatur sich zugewendet und hier besonders eine Ausgabe von Lessing's Werken veranstaltet, wie sie keinem anderen deutschen Schriftsteller noch zu Theil geworden ist. Die neuere deutsche Grammatik bearbeiteten besonders Heinsius und Heyse, welche aber weit überholt wurden durch die gediegenere und wissenschaftlichere Grammatik von Karl Friedrich Becker.

Georg Friedrich Creuzer ist am 10. März 1771 zu Marburg geboren, studirte hier und in Jena Theologie und Philologie, wurde Lehrer einer Privatanstalt in Gießen

und in Leipzig, 1802 Professor in Marburg, 1804 in Heidelberg, 1809 in Leyden, 1810 wieder in Heidelberg, wo er die Mythologie und Symbolik herausgab, 1818 Geheimer Hofrath 1825 Mitglied der französischen Akademie, 1826 Geheimer Rath und in neuester Zeit pensionirt. Seine Symbolik erschien 1837 in 3ter Auflage und außerdem hat er noch zahlreiche Schriften über das klassische Alterthum geschrieben. — Gottfried Hermann ist am 28. November 1772 zu Leipzig geboren, studirte die Rechte und besonders Philologie, wurde 1794 in Leipzig Docent, 1798 außerordentlicher und 1803 ordentlicher Professor und war bis zu seinem in jüngster Zeit erfolgten Tode einer der größten klassischen Philologen unserer Zeit, der sich besonders durch kritische Ausgaben alter Autoren verdienstlich machte, aber an Genialität und umfassender Kenntniß des Alterthums Creuzer und Böckh weit nachstand. — Lobeck, Professor in Königsberg, hat nur einiges Wenige geschrieben über das klassische Alterthum, aber mit großer Gründlichkeit und reicher Belesenheit, wogegen er nicht eben viel genialen Blick besaß. — Karl Bähr aus Heidelberg, 1824 Diaconus in Pforzheim, 1828 Pfarrer in Eichstetten, 1838 Ministerialrath in Karlsruhe, schrieb eine Symbolik des mosaischen Glaubens. — Karl Ottfried Müller, 1797 zu Brieg geboren, studirte in Breslau und Berlin 1813—15 Philologie, wurde 1817 Lehrer in Breslau, 1819 an der Universität Göttingen, reiste 1819 nach Frankreich, 1822 nach England, ging nach Griechenland und starb zu Athen. Seine vorzüglichsten Werke sind: die Dorier, 1824; die Etrusker, 1828; Archäologie der Kunst, 1830 und neue Auflage 1835; Geschichte der Literatur u. A. — August Boeckh, am 24. November 1785 zu Karlsruhe geboren, studirte 1803 in Halle Philologie, dann in Berlin, wurde 1807 außerordentlicher und 1810 ordentlicher Professor in Heidelberg, 1811 nach Berlin berufen, wurde Sekretär der Akademie der Wissenschaften, geheimer Regierungsrath u. A. und schrieb sehr Vieles, worunter besonders seine Ausgabe des Pindar, die Inschriften der Griechen u. A. gehören. — Reisig war ein ausgezeichneter Professor der Philologie zu Jena, ist jung gestorben und wirkte mehr durch Anregung als durch Schriften, wogegen Friedrich Thiersch, geboren 1784 zu Kirchscheidungen, seit 1809 Professor in München, öfters auf Reisen, besonders auch in Italien und Griechenland, hauptsächlich für die Archäologie wirkte und eine Umgestaltung des öffentlichen Unterrichts anbahnte. Joseph von Hammer, 1781 zu Gratz geboren, kam frühe zum Departement der orientalischen Angelegenheit in Wien und 1799 nach Konstantinopel, machte Reisen, wurde 1807 in Wien angestellt und 1817 kaiserlicher Hofrath. Von 1810—19 gab er die Fundgruben des Orients und 1827—34 die Geschichte des osmanischen Reichs in 4 Bänden heraus. — Wilhelm Gesenius, 1786 zu Nordhausen geboren, wurde 1806 theologischer Repetent in Göttingen, 1810 Professor in Halle und schrieb außer einem Lexikon mehrere grammatische Werke über die hebräische Sprache. — Lassen, Professor in Bonn, hat sich besonders den indischen Sprachen zugewendet und hierbei durch kritischen Scharfsinn ausgezeichnet. — Jakob Ludwig Grimm, am 4. Januar 1785 zu Hanau geboren, 1806 im Kriegscollegium angestellt, 1808 Bibliothekar des Königs in Kassel, 1814 als Sekretär des hessischen Gesandten in Paris, 1816 zweiter Bibliothekar in Kassel, 1830 Professor und Bibliothekar in Göttingen bis 1837, wo er wegen der Protestation gegen die Verfassungsverletzung verwiesen wurde, und seit 1840 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ist der erste deutsche Sprachforscher, der sehr zahlreiche Schriften schrieb, worunter: Kinder- und Hausmährchen, 3 Bde. 1812—13; deutsche Sagen, 1816—18 (gemeinschaftlich mit seinem Bruder); deutsche Grammatik 1818 u. ff. Wilhelm Grimm, dessen Bruder, am 24. Februar 1786 zu Hanau geboren, 1814 Bibliotheksekretär in Kassel, 1830 Professor in Göttingen, ebenfalls 1837 entlassen und seit 1840 in Berlin, schrieb außer dem Werke: die deutsche Heldensage, 1829, noch zahlreiche kleinere Schriften. — Johann Gustav Büsching, den 19. September 1783 zu Berlin geboren, 1806 Regierungsreferendär, 1811 Archivar und außerordentlicher Professor in Breslau, gestorben am 4. Mai 1829, war einer der Ersten, der das Studium der

altdeutschen Literatur anbahnte. — Leonhard Joseph Docen, geboren den 1. Oktbr. 1782 zu Osnabrück, ging nach München, wurde 1806 an der Bibliothek angestellt, 1811 Custos derselben, 1828 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und starb am 21. Novbr. 1828. — Friedrich Heinrich von der Hagen, am 19. Februar 1780 zu Schmiedeberg geboren, 1810 außerordentlicher Professor in Berlin, 1811 in Breslau und 1821 in Berlin, gab viele altdeutsche Schriften, wie das Heldenbuch, die Minnesänger und das Nibelungenlied heraus, ist aber nicht kritisch genug. — G. Fr. Benecke, 1762 geboren, später Professor und Unterbibliothekar in Göttingen, gab einzelne altdeutsche Werke heraus. — Joseph Freiherr von Laßberg, geboren am 10. April 1770 zu Donauöschingen, 1806 Geheimer Rath und 1813 Oberjägermeister, lebt seit 1817 zu Eppishausen und Meersburg, wo er eine reiche altdeutsche Bibliothek und viele Manuscripte gesammelt und Vieles in seinem altdeutschen Liedersaal mitgetheilt hat. — Franz Joseph Mone, am 12. Mai 1792 zu Mingolsheim geboren, wurde 1817 Privatdocent in Heidelberg, 1819 außerordentlicher, 1822 ordentlicher Professor, 1825 Bibliothekar, 1827—31 Professor in Löwen, 1832—35 Zeitungsredakteur in Karlsruhe und 1835 Archivdirektor. 1834—39 gab er den altdeutschen Anzeiger heraus. — Karl Lachmann war Professor der klassischen Literatur in Berlin und starb 1851. Seine Ausgabe des Nibelungenlieds erschien 1826 zuerst.

282. Nach dem Vorgange von Johannes Müller und Schiller fand die Geschichte besonders zahlreiche Bearbeiter und diese hat überhaupt um diese Zeit die größte Bereicherung erhalten, zumal was die Geschichte spezieller Länder und Völker betrifft. Heinrich Luden machte sich nach einigen geistvollen biographischen Versuchen und einer allgemeinen Geschichte der Staaten und Völker des Mittelalters und nachdem er sich in seiner Zeitschrift Nemesis an der praktischen Politik freisinnig bethätigt hatte, mit reicher Gelehrsamkeit und großem Patriotismus an die deutsche Geschichte, die er in einem ausführlichen Werke darzustellen begann, das jedoch nicht zur Vollendung kam, weil er es zu weitläufig anlegte, zu breit wurde und es nicht künstlerisch zu einem Ganzen zu gestalten vermochte. Neben ihm versuchte K. A. Menzel eine Geschichte der Deutschen, die jedoch hinter Luden's Werk zurückblieb, wie auch die Geschichte des Mittelalters von Rühs, der sein gründliches Material nicht gehörig zu verarbeiten verstand. Bedeutender ist Wilken's Geschichte der Kreuzzüge, der auch die morgenländischen Quellen dafür benützte und eben so scharfsinnig wie gründlich sein Werk auf eine größere Höhe zu stellen vermochte. Eines der bedeutendsten Werke ist Niebuhr's römische Geschichte, welcher mit der Schärfe seines kritischen Geistes das dunkle Gebiet der römischen Urgeschichte beleuchtete und das Wahre vom Falschen sichtete, während seine übrigen Schriften diesem Werke nicht mehr gleich kommen und überhaupt die stilistische Darstellung nicht gelungen ist. Ihm gegenüber tritt Friedrich v. Raumer, der zwar durchgängiger Gründlichkeit entbehrt und fast mehr als ein geistreicher Dilettant die Geschichte behandelt, aber sich um unsere Nationalliteratur das große Verdienst erwarb, die glanzvolle Geschichte der Hohenstaufen in schöner und lichtvoller Darstellung uns wieder vorgeführt zu haben. Außer diesem unternahm er eine Geschichte Europa's seit dem Ende des fünfzehnten Jahr-

hunderts und hat in mehreren Reisewerken treffende Bemerkungen über Frankreich, England und Amerika niedergelegt, wobei freilich auch manches Oberflächliche mit unterläuft. Gründlicher und gediegener ist Johannes Voigt's Geschichte Preußens, des Lombardenbundes und des Papstes Gregor VII. der namentlich die historischen Quellen des Mittelalters besser zu würdigen und zu benützen verstand, als seine Vorgänger. Neben diesen traten noch einige rühmliche Werke über Spezialgeschichte, wie die Geschichte Schwabens von Pfister (welcher zugleich auch Verfasser einer trefflichen Geschichte der Teutschen ist), die hessische Geschichte von Rommel, die Geschichte des Mittelalters von Rehm und von Hormayer's Werk über österreichische Geschichte und berühmte Personen, welche nur zu oft die Unparteilichkeit verläugnen, jedoch in blühender Sprache geschrieben sind. Einer der vorzüglichsten Historiker ist Leopold Ranke, der schon 1824 Geschichten germanischer und romanischer Völker schrieb und besonders durch seine deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation sich große Verdienste sammelte. Er ist einer der wenigen deutschen Historiker, welche ihre Werke auch künstlerisch auszubilden suchten, und hat in seinen Schriften lebendige, abgerundete, durch Kunst der Anschaulichkeit und der Schilderung ausgezeichnete Produkte geliefert. Stenzel's Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern ist zu sehr auf ein mosaikartig zusammengetragenes Quellenstudium gegründet und fällt noch in dieselbe Zeit, obschon er sich gegen die Romantik selbst kehrt und mit seiner neuesten Geschichte von Preußen geradezu in die Gegenwart herüber reicht. Lobenswerth ist seine historische Treue und selbst seine Sprache ist gewandt und gefällig. — Heinrich Leo gehört dagegen noch ganz der Romantik an, deren letzter Vertreter auf diesem Gebiete er ist. Seine Geschichte der italienischen Staaten, seine Universalgeschichte und sein Handbuch der Geschichte des Mittelalters sind, was das Quellenstudium und die Form betrifft, weit besser und zeichnen sich besonders durch tiefere Auffassung aus; jedoch sind sie zu parteilich, zu orthodox und von religiösem und politischem Glaubenshaß erfüllt. Ganz anders ist bei Dahlmann die Geschichte behandelt, der neben gründlichen Kenntnissen auch Gesinnung und Wahrheitstreue besitzt, die Geschichte vom Standpunkte des rein Menschlichen behandelt und auch zu einem künstlerischen Ganzen zu gestalten versteht. Dahin gehören seine Forschungen, sowie seine Geschichte von Dänemark und der französischen und englischen Revolution. Endlich ist auch das Heeren-Uckert'sche Unternehmen der Geschichte der europäischen Staaten ein lobenswerthes und einzelne Werke darin wie Schäfer's Geschichte von Portugal sehr gründlich gearbeitet; es ragt aber schon mehr in die neueste Zeit herüber.

Im Gebiete der biographischen Charakteristik zeichnete sich vorzüglich Varnhagen v. Ense aus, der es verstand, in fast meisterhafter Sprache und mit geistigem Blick einzelne Individualitäten scharf aufzufassen und in lichtvoller

Anschaulichkeit uns vorzuführen. Seine biographischen Denkmäler enthalten die trefflichsten Schilderungen der verschiedenartigsten Persönlichkeiten, deren Geist er fast plastisch hervortreten läßt, und nur kann die oft diplomatische Zurückhaltung die Darstellung nicht überall recht lebendig werden lassen. Für die Literaturgeschichte hat namentlich Wachler Bedeutendes geleistet mit seinen Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur, welche das erste umfangreichere Gemälde derselben aufstellen. Sein Handbuch der Geschichte der Literatur zeugt von ungemeinem Fleiße und der reichsten Belesenheit in allen Gebieten des Wissens und wird auch für lange eine brauchbare Quelle bleiben. Wolfgang Menzel's Werk über die deutsche Literatur ist dagegen keine Geschichte derselben, sondern nur ein Werk voll Raisonnement und willkürlicher Urtheile über die einzelnen Persönlichkeiten und Leistungen, die zwar im Allgemeinen oft manches Treffende enthalten, aber zu sehr dem Mittelalter zugewendet und gegen Göthe gerichtet sind, wie sich überhaupt das Buch eng an die romantische Schule anschließt. Auch für die Kunstgeschichte wurde Bahn gebrochen und Alois Hirt schrieb eine verdienstvolle Geschichte der Baukunst und der bildenden Künste bei den Alten, worin nur sein Kunsturtheil nicht durchgängig genügend ist. Außer Böttiger's Leistungen in diesem Gebiete haben sich noch Andere an einzelne Theile der Kunstgeschichte gemacht, wie Sulpiz Boisseree über den Kölner Dom schrieb, Rumohr sich über die Kunstwerke Italiens verbreitete, Waagen und Passavant einzelne Künstler würdigten und ihre Werke schilderten und besonders die Kunst des klassischen Alterthums in den zahlreichen und gediegenen Schriften von Thiersch, Schorn, Welcker, Jakobs, Gerhard, Panofka, Stackelberg und Ottfried Müller nach allen Seiten hin zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht wurde.

Heinrich Luden, 1780 zu Lockstadt geboren, seit 1806 in Jena und dort in neuester Zeit als Geheimer Hofrath und Professor gestorben, schrieb Biographien von Thomasius, H. Grotius und W. Temple, deutsche Geschichte; seit 1826 zu Gotha, und daraus einen Auszug. — K. A. Menzel, 1784 zu Grünberg in Schlesien geboren, seit 1809 Professor in Breslau, schrieb: Geschichte der Deutschen, 1815—23, 8 Bde., und Neuere Geschichte der Deutschen, 6 Bde., 1826—35. — Rühs' Geschichte des Mittelalters erschien 1814. — Friedrich Wilken, 1777 zu Ratzeburg geboren, 1805 Professor in Heidelberg, 1817 Oberbibliothekar und Professor in Berlin und Historiograph, vor Kurzem gestorben, schrieb: Geschichte der Kreuzzüge, 1807—32, 7 Bde. — Barthold Georg Niebuhr, geboren 1777 zu Meldorf, 1816 preußischer Gesandter in Rom, nachher Staatsrath in Bonn, wo er im Januar 1831 starb, schrieb: Römische Geschichte, 1811—32. — Friedrich von Raumer, 1781 zu Wörlitz geboren, 1809 Regierungsrath in Potsdam, 1811 Professor in Breslau, seit 1818 in Berlin, schrieb: Geschichte der Hohenstaufen, 6 Bde. 1823—25; Geschichte Europa's u. s. w. 1842 u. ff. — Johannes Voigt, geboren 1786 zu Bettenhausen, seit 1817 Professor in Königsberg, schrieb: Hildebrand als Papst Gregor VII., 1815; Geschichte Preußens, 1827—36, 7 Bde.; Geschichte des Lombardenbunds 1818. — J. Chr. Pfister, 1772 zu Pleidelsheim geboren, 1835 als Prälat gestorben, schrieb: Geschichte von Schwaben, 1802—27, 5 Bde., Geschichte der Teutschen, 1829—35, 5 Bde. — Christoph Rommel, geboren 1781 zu Kassel, 1804 Professor in Marburg, 1810 in

Charkow, 1820 Archivdirektor in Kassel, schrieb: Geschichte von Hessen, 1820 u. ff. — Joseph Freiherr von Hormayr, 1781 zu Innsbruck geboren, 1801 in Wien angestellt, 1809 in Tirol, 1815 Reichshistoriograph, 1820 nach München berufen und seit 1832 Ministerresident in Hannover, schrieb: Geschichte von Tirol, 1806—8, 2 Bde., Wien; Geschichten und Denkwürdigkeiten, 9 Bde., 1823—29 u. A. — Leopold Ranke, 1795 zu Wiehe geboren, seit 1825 Professor in Berlin, schrieb: Fürsten und Völker von Südeuropa im 16ten und 17ten Jahrhundert, 1827, 4 Thle.; deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, Berlin 1839 u. ff. — Stenzel, Professor in Breslau, schrieb: Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern, 1827, 2 Bde. — Heinrich Leo, Professor in Halle, schrieb: Verfassung der lombardischen Städte, 1828; Universalgeschichte, 1838; Handbuch der Geschichte des Mittelalters, 1830. — Dahlmann, zuerst Professor in Kiel, dann in Göttingen, wo er 1837 die Protestation entwarf und deshalb entsetzt wurde, ist seit 1840 in Bonn. — Varnhagen von Ense, 1785 zu Düsseldorf geboren, seit 1815 preußischer Diplomat, schrieb biographische Denkmale, 1824—30, 5 Bde. Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, 1837—42, 6 Bde. — J. F. L. Wachler, 1717 zu Gotha geboren, seit 1815 Professor und Oberbibliothekar zu Breslau, wo er starb, schrieb Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 1818—19, 2 Bde.; Handbuch der Geschichte der Literatur, 1830, 4 Bde. u. A. — Wolfgang Menzel, 1798 zu Waldenburg geboren, seit 1826 in Stuttgart und Redakteur des Literaturblatts, auch Abgeordneter, schrieb sein Buch: die deutsche Literatur, 1828, 2 Bde., und Geschichte der Deutschen, 1827 und 4te Auflage 1850, 2 Bde. — Alois Hirt, 1759 zu Behla bei Donauöschingen geboren, machte Reisen nach Italien, lebte seit dem Anfang dieses Jahrhunderts in Berlin als Professor und starb 1837. Die beiden erwähnten Werke erschienen 1820—27 und 1833. — Sulpiz Boisseree's Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln erschien 1823—32 und seither in neuer Ausgabe. — Rumohr's italienische Forschung, 1827. G. Fr. Waagen's Hubert und Johann van Eyck, 1822. Johann David Passavant, Ansichten über die bildenden Künste, 1820, und Raphael Urbino, 1839. — Schorn's Schrift über die Studien der griechischen Künstler. F. G. Welcker's Zeitschrift über die griechische Kunst und Fr. Jacobs vermischte Schriften enthalten manche treffliche Abhandlungen über einige hierher gehörige einzelne Theile.

283. Eine eigenthümliche Gestalt in unserer Literatur ist Joseph Görres, der mit der Glut der romantischen Schwärmerei sich ganz dem Feuer der Revolution hingab, in seinem rothen Buche deren Grundsätze kühn in's Volk warf und gegen die Fürsten sich erhob, dann zu Gunsten seines Vaterlands gegen Napoleon schrieb, mit noch nie gesehenem Freimuthe in seinem deutschen Merkur sich für die volksthümliche freie Umgestaltung Deutschlands erhob und als Sprecher der Deputation der Stadt Koblenz im Jahre 1818 mit einem in Deutschland unerhörten Freimuthe, mit kühnen und gewaltigen Worten dem Könige die Wünsche seines Volks vortrug und ihn an sein in schwerer Stunde gegebenes feierliches Wort mahnte. Er war ein entschiedener Anhänger der Romantik, erfüllt von deren subjektiver Willkür und den widersprechendsten Gegensätzen, und daraus ist es auch zu erklären, wie er als betagter Mann in seinem Athanasius sich für die Forderung des strengsten Ultramontanismus erheben und dennoch wieder für Volksfreiheit sprechen konnte. Seine wissenschaftlichen Leistungen beruhen hauptsächlich in seiner Mythengeschichte der asiatischen Welt und der Herausgabe der deutschen Volksbücher; um so mehr hat er aber ange-

regt auf dem Gebiete der Politik, von dem er nicht lassen konnte bis zu seinem Tode. Reiner, aber unbedeutender steht Friedrich Ludwig Jahn da, der die Romantik auch auf das Gebiet der Politik übertrug und vermeinte, man dürfe bloß so die altdeutschen Aeußerlichkeiten wiederholen und ein Turner- und Burschenleben einführen, um auf einmal den Zauber des Mittelalters wieder erstehen zu lassen, aber in seinen Schriften, Deutsches Volksthum und Denknisse eines Deutschen, höchst Unbedeutendes geliefert hat und ganz unbekannt geblieben wäre, hätte er nicht zur Zeit der Befreiungskriege an den politischen Wirrungen Theil genommen. Bedeutender hat sich Friedrich Gentz bemerklich gemacht, der überhaupt als eine Art räthselhaftes Wesen vor uns tritt und eine ganz eigenthümliche Vermischung der Neigung und Talente darbietet. Er strebte vor Allem darnach, mit Anstand und Bildung zu genießen und dem Verlangen seines sinnlichen Temperaments zu entsprechen, so daß ihm alles Andere großentheils oder ganz gleichgültig war. Dabei vermochte er es, mit objektivem Geiste in die Weltereignisse zu schauen und sie scharf und richtig zu erfassen, obgleich sein Standpunkt gerade nicht der richtigste war. Die Haupttriebfeder bei ihm war das Geld, und daraus erklären sich auch die Umwandlungen, die scheinbar an ihm vorüber gingen und denen er sich hauptsächlich nur deßhalb hingab, um Ruhe für den Genuß zu gewinnen. Gentz war durchaus politischer Schriftsteller und an ihn vorzüglich knüpft sich seit 1813 der Gang der gesammten politischen Ereignisse Europa's, denn er war die Seele des Metternich'schen Kabinets, für das er alle wichtigen Schriften mit meisterhafter Hand verfaßte, und er hatte auf allen Congressen die geheimsten Fäden in seinen Händen. Kein deutscher politischer Schriftsteller hat ihn an Lebendigkeit und Klarheit des Stils übertroffen und sein Manifest, das Oesterreich 1813 erließ, ist ein Meisterstück politischer Beredtsamkeit. Durch die Sammlung seiner einzelnen Schriften hat sich Schlesier ein nicht geringes Verdienst erworben und sie bilden eine bedeutende Quelle für die Geschichte der Befreiungskriege und der darauf folgenden Zeit. Niemand ist übrigens mehr geschmäht worden, als Gentz, und wenn man auch zugeben muß, daß das Geld bei ihm die belebende Seele war und er sich dem Taumel des Genusses zu sehr hingab, so war er doch nicht gerade für Geld verkäuflich, sondern mußte er nur bei Geld und Genuß sein, um die Kräfte seines Geistes zur Thätigkeit anzuregen. Es bedarf übrigens keiner näheren Erwähnung, daß Gentz in seinen Schriften durchaus die streng konservative Richtung Oesterreichs abspiegelte, obschon er in früherer Zeit höchst freisinnig schrieb und noch 1797 an König Friedrich Wilhelm von Preußen ein Sendschreiben richtete, worin er von ihm Preßfreiheit verlangte.

Das Vertiefen in das Mittelalter veranlaßte auch, daß man das Studium des deutschen Rechts eifriger betrieb und mit dem nationalen Staat die christlich-kirchliche Idee in Einklang zu bringen suchte, wie auch schon Adam Müller

die Idee des christlichen Staats aufstellte. In diesem Sinne schrieb Haller seine Restauration der Staatswissenschaft, worin er den Grundbesitz als die Grundlage alles Rechts und den Absolutismus als das Prinzip des Staatsrechts aufstellte und die Staatsherrschaft an den Landbesitz anknüpfte, so daß selbst die Rechtspflege als ein Gnadenakt des Regenten erscheint und dessen absolute Gewalt durch die Kirche geheiligt wird. Führte Haller's Werk zu den Ideen des Mittelalters zurück, so erhob sich Johann Ludwig Klüber gegen diese Versuche der Verfinsterung und zwar im wohlmeinenden Interesse der Fürsten wie des Volks, indem er keiner Partei angehören wollte und nur das Wohl des Staats und der Menschheit im Auge hatte. Bei ihm waren gründliche Kenntnisse und reiche Erfahrungen mit dem herzlichsten Wohlwollen und einem reichen Gemüthe verbunden und er stellte sich auf den Standpunkt der constitutionellen Verfassung, worin er allein das Heil der Völker erblickte und hatte dabei freilich auch Verdächtigungen in reicher Anzahl zu bestehen. Wie sein Werk über den Wiener Congreß das reichhaltigste Material über diese Verhandlungen sammelte, so ist sein Werk über das Bundesstaatsrecht immer noch das wichtigste und gediegenste Buch dieser Art und eine wahre Schatzkammer politischer Gelehrsamkeit und selbst kunstvoller Ausführung. In einer anderen Weise wirkte Zachariä, der sich mit Gründlichkeit und reicher Belesenheit über das französische Civilrecht verbreitete und in seinen vierzig Büchern über den Staat eine ganze Reihe vortrefflicher staatswirthschaftlicher Lehren mittheilte, welche manches Beherzigenswerthe enthalten und dem Buche einen fortdauernden Werth verleihen. Die Gesinnung ist übrigens nicht überall entschieden und das Ganze nicht künstlerisch genug ausgeführt und leidet öfters an Breite, hat aber keine geringe Wirkung hinterlassen. Im Gebiete der Politik versuchte sich auch Pölitz, der außerdem auch noch geschichtliche Werke schrieb, jedoch ohne Geist; ferner Köppen, Dahlmann und Ancillon, welcher sich in einem juste milieu schaukelt und gerne die Extreme vermitteln möchte, ohne es zu vermögen, und endlich Stahl mit seiner Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht, welcher das Recht auf die biblischen Grundsätze im kirchlichen Gebiet zurückführen wollte. In der Rechtswissenschaft schied sich hier die historische von der nichthistorischen Schule in den Hauptvertretern Savigny und Thibaut, welche beide ein nationales Recht anstrebten, aber nur darüber uneinig waren, welches Prinzip zu Grund zu legen sei. Die Einen wollten das nationale Gesetz aus dem Volksgeiste allein entwickeln, die Anderen es auf die geschichtlichen Volkszustände zurückführen und erklärten die Zeit selbst für unbefähigt, dies jetzt zu thun. Savigny schrieb in dieser Hinsicht seine Schrift vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, und Thibaut über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland und zwar Beide in der aufgeregten Zeit nach den Befreiungskriegen, wo man überhaupt mit gar mancherlei utopischen Plänen umging.

Der Streit wogte lange hin und her und wurde von Gans, Puchta und Anderen verfochten; nachdem aber Thibaut ein Vierteljahrhundert später nochmals über die sogenannte historische und nichthistorische Schule gesprochen hatte, lenkte Savigny mit seinem System des römischen Rechts zur Versöhnung ein und deutete die Punkte an, worin sich Philosophie und Geschichte hier vermitteln lassen. Uebrigens sind beide Rechtslehrer ausgezeichnet durch gründliches Wissen und haben ihren Werken auch eine gediegene äußere Gestaltung zu geben verstanden; außerdem mag auch von Thibaut noch erwähnt werden, wie er die reichste Kenntniß der Musik besaß und ein treffliches Schriftchen über die Reinheit der Tonkunst schrieb. Die römischen Rechtsstudien ermunterten auch zu Forschungen auf dem Gebiete des deutschen Rechts und hier steht K. Fr. Eichhorn voran mit seiner gründlichen und gediegenen deutschen Staats- und Rechtsgeschichte und dem deutschen Privatrecht, welche beide Werke viele Quellenforschungen und Spezialdarstellungen veranlaßten. Die Quellen der deutschen Geschichte wurden von Pertz und Böhmer gesammelt und geordnet, woran sich Andere rasch anreihten, und das deutsche Recht bearbeiteten besonders Albrecht, Wilda, Beseler, Wigand, Runde und Mittermaier. Im Criminalrechte suchte Mittermaier ebenfalls die neuen Ideen und Anforderungen geltend zu machen, wie sein treffliches Werk: Das Strafverfahren beweist, und Andere, wie Abegg, Heffter und Wächter, folgten ihm hierin mit regem Eifer, ohne freilich Bedeutendes zu erzielen, da Ministerien und Landstände mit ihren widersprechenden Ansichten und Forderungen keine consequenten Gesetzgebungen aufkommen ließen und ihre gegenseitigen Zugeständnisse mehr zu schaden als zu nützen pflegten. Endlich begann man auch für die Nationalökonomie thätiger zu wirken und es knüpfen sich hier die besten Leistungen an die Namen Kraus, Jakob, Soden, Lotz, Rau und Hermann; aber alle dieselben haben mehr ein gelehrtes Material zusammengetragen und in ein System verschmolzen, als es zu einem lebendigen Ganzen gemacht, oder neue Ideen und großartigere Ansichten aufgestellt, weil die deutschen Nationalökonomen meistens keine Gelegenheit hatten, praktisch zu wirken und noch weniger, an der Spitze eines Ministeriums selbstständig zu verfahren und ein System in's Leben einzuführen.

Johann Joseph Görres, am 25. Januar 1776 zu Koblenz geboren, schrieb schon 1796 das rothe Buch, nahm an der Politik Antheil, ging 1799 an der Spitze einer Deputation nach Paris, wurde dann Lehrer der Naturgeschichte in Koblenz, ging 1806 nach Heidelberg, 1808 nach Koblenz zurück, wo er seine Mythengeschichte schrieb, redigirte 1814—16 den Rheinischen Merkur, erhob sich energisch für die versprochene Verfassung, floh 1819 nach Frankreich und in die Schweiz und kam 1827 als Professor nach München, wo er in der Kölner Angelegenheit den Athanasius schrieb, an die Spitze der Ultramontanen trat, für diese die historisch-politischen Blätter gründete und vor wenigen Jahren starb. — Friedrich von Gentz, im Jahre 1764 zu Breslau geboren, 1798 Sekretär beim Generaldirektorium in Berlin, ging 1802 als Hofrath der Hof- und Staatskanzlei nach Wien,

schrieb 1806 das Manifest Preußens gegen Frankreich, 1809 und 1813 jene von Oesterreich und führte bei allen Congressen, als erster Sekretär, das Protokoll. Er starb am 9. Juni 1832. Seine Schriften sammelten Weick und Schlesier, Letzterer aber vollständiger. — Karl Ludwig von Haller, Enkel des Dichters, 1768 geboren, 1800 nach Deutschland gewandert, 1806 Professor der Geschichte zu Bern, ging 1808 nach Rom und Neapel, wurde 1820 katholisch, lebte 1821 in Paris, wo er 1824 im auswärtigen Departement angestellt wurde, und war seit 1830 in Solothurn, bis zu seinem Tode. Die Restauration der Staatswissenschaft erschien 1816—25 in 5 Bdn., ist aber nicht vollendet. — Johann Ludwig Klüber, 1762 zu Thann geboren, 1786 Professor des Rechts in Erlangen, 1807 in Heidelberg, 1808 Staatsrath in Karlsruhe, war auf dem Wiener Congreß, wurde 1817 Geheimer Legationsrath in Berlin, ward 1823 entlassen und starb am 16. Februar 1837. Die Akten des Wiener Congresses erschienen 1815—19 in 8 Bdn.; das öffentliche Recht des deutschen Bundes 1817 und in neuen Auflagen. — Karl Salomo Zachariä, 1769 zu Meißen geboren, 1797 außerordentlicher und 1802 ordentlicher Professor in Wittenberg, 1807 in Heidelberg, später Geheimer Rath und mit dem Zusatze von Lingenthal in den Adelstand erhoben, starb am 27. März 1843. Sein Handbuch des französischen Civilrechts erschien 1827 in 4ter und in noch mehr Auflagen, die Vierzig Bücher vom Staate, 1820—32, 5 Bde. Mit Mittermaier gründete er die Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes. — Karl Heinrich Ludwig Pölitz, 1778 zu Ernstthal geboren, 1794 Professor in Dresden, 1805 in Leipzig, 1833 hessischer Geheimer Rath, starb in Leipzig. Er schrieb verschiedene Geschichtswerke, 1833—34: die europäischen Verfassungen, 3 Bde., und 1827: die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit, 5 Bde. — Köppen, Professor in Landshut: Rechtslehre nach platonischen Grundsätzen, 1819. — Ancillon, 1814 Geheimer Legationsrath, 1831 Staatsminister in Berlin, schrieb: über den Geist der Staatsverfassungen, 1825; zur Vermittelung der Extreme 1828—31, 2 Bde. — Friedrich Karl von Savigny, geboren 1779 in Frankfurt, 1808 Professor in Landshut, 1810 in Berlin, jetzt Staatsrath, schrieb: Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter, 1815—26, 4 Bde., System des römischen Rechts, 1840. — Anton Friedrich Justus Thibaut, 1774 zu Hameln geboren, 1799 Professor in Kiel, 1802 in Jena, 1805 in Heidelberg, seither Geheimer Rath und gestorben den 28. März 1840, schrieb: System des Pandektenrechts, in mehreren Auflagen; über Reinheit der Tonkunst, 1825, und neu aufgelegt 1851. — Ed. Gans, 1798 zu Berlin geboren, 1825 Professor daselbst und 1839 gestorben, schrieb: das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung, 1823—29. — Wolfgang Heinrich Puchta, 1769 zu Mährendorf geboren, seit 1811 in Erlangen, schrieb Vieles über einzelne Theile des Rechts. — Karl Friedrich Eichhorn, 1781 zu Jena geboren, 1805 Professor zu Frankfurt a. d. O., 1817 in Hannover, lebte 1819—32 in Tübingen und ging 1832 nach Berlin, wo er später Minister wurde; er schrieb: Deutsche Staaten- und Rechtsgeschichte, 1810—18, neueste Auflage 1843. — Georg Heinrich Pertz, 1795 zu Hannover geboren, daselbst Bibliothekar und Archivrath und seit neuerer Zeit in Berlin, ist der Herausgeber der Monumenta Germaniae historicae seit 1826. — Johann Friedrich Böhmer, 1795 zu Frankfurt geboren und daselbst Stadtbibliothekar, gab Urkunden und Historiker zur deutschen Geschichte heraus, sowie ein Urkundenbuch von Frankfurt. — Wilhelm Eduard Albrecht, 1800 zu Elbing geboren, 1827 Professor in Königsberg, 1830 in Göttingen bis 1837 und später in Leipzig, schrieb: die Gewere, als Grundlage des ersten deutschen Sachenrechts, 1828 u. A. — Wilhelm Eduard Wilda, 1800 zu Altona geboren, 1831 Professor in Halle, schrieb über das Gildenwesen im Mittelalter, 1831, und gibt die Zeitschrift für deutsches Recht heraus. — Beseler war Professor in Kiel und in den neuesten holsteinischen Verwickelungen vielfach betheiligt. — Karl Johann Anton Mittermaier, 1787 zu München geboren, Professor in Landshut und dann in Heidelberg, wo er Geheimer Rath wurde, schrieb: die öffentliche und

mündliche Strafrechtspflege, 1819; Grundsätze des gemein-deutschen Privatrechts, 1821; Lehrbuch des deutschen Privatrechts, 1821 u. A.; auch gibt er juristische Zeitschriften heraus. Christian Jakob Kraus, 1753 zu Osterode geboren, Professor in Königsberg und 1807 gestorben, schrieb: Staatswirthschaft, 5 Bde., 1808. — Ludwig Friedrich Jakob, 1756 zu Wettin geboren, 1785 Professor in Halle, dann in Charkow, 1816 wieder in Halle und gestorben 1827, schrieb Grundsätze der Nationalökonomie, Halle 1809 u. a. m. — J. Fr. Eus. Lotz, 1770 zu Sonnenberg geboren, als Conferenzrath in Koburg gestorben, schrieb: Handbuch der Staatswirthschaftslehre, 1821—23 — Karl Heinrich Rau, 1792 zu Erlangen geboren, 1818 Professor daselbst, 1822 in Heidelberg und später Geheimer Hofrath, schrieb ein großes Werk über Nationalökonomie und eine Zeitschrift für politische Oekonomie und Staatswirthschaft. — Fr. C. W. Hermann, 1795 zu Dinkelsbühl geboren, 1833 Professor in München und in neuester Zeit Mitglied des Ministeriums, schrieb verschiedene nationalökonomische Schriften.

D. Vierte Periode.

Die Gegenwart.

284. Die Zeit, welcher die nachfolgenden Schriftsteller angehören, liegt uns noch zu nahe und das Urtheil darüber ist noch zu schwankend, als daß eine endgültige Würdigung derselben schon jetzt möglich wäre, und der Geschichte liegt es mehr ob, den Stoff dafür zu sammeln und leise Andeutungen zu geben, als schon ein vollendetes Gemälde dieser Zeit zu versuchen. Der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hat nicht nur die unteren Klassen als den eigentlichen Kern des Staatslebens hingestellt, sondern das Leben trat auch entschiedener mit seinen Forderungen heran und der Stoff machte sich immer mehr geltend. Man kann die Gegenwart als die Zeit betrachten, wo die Epoche der Universalität beginnt und wo sämmtliche gebildete Kreise sich entschließen, Einem Zwecke entgegen zu steuern, und hieraus entsprang, daß die Tendenz mehr vorwaltete und die Literatur an die praktischen Bezüge des Lebens sich machte, welche Richtung auch die Kritik nahm, die wesentlich durch den reich wuchernden Journalismus unterstützt wird. Am meisten waltet in unserer Zeit die Novelle und die Lyrik vor, indem erstere geradezu Zeitfragen zu ihrem Gegenstande wählt und letztere zum Theil wenigstens aus der subjektiven Unruhe der Geister entspringt, welche das Reale mit dem Idealen verbinden möchten und dadurch zum Aussprechen ihrer subjektiven Stimmung geführt werden. Am wenigsten wurde in der neuesten Zeit im Drama geleistet, weil einerseits das Aeußerliche des Lebens zu sehr in den Vordergrund tritt und andererseits die Muse sich nicht an große Stoffe mit Freimuth wagen darf und dadurch genöthigt wird, zu den bloßen Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens zu greifen und die nationalen Stoffe unbenützt liegen zu lassen, oder doch wenigstens dieselben in zu ängstliche und enge Gränzen zu bannen.

Uebersieht man das ganze Bereich dieser Leistungen, so tritt es nun viel umfassender und mannichfaltiger hervor, und besonders hat die Gegenwart eine

ganze Fluth von Lyrikern, Dramatikern und Novellisten zu überwältigen, um diejenigen herauszufinden, an denen ein nachhaltigeres Interesse haften bleibt, wobei jedoch nicht zu verkennen ist, daß fast Alle einzelne schöne Blüthen haben, die nur unter dem reichlich aufschießenden Unkraute verdeckt bleiben. Diese einzelnen freundlichen Gaben aber auszuscheiden, kann die Aufgabe dieses Werkes nicht nicht sein, das nur hervorragende Persönlichkeiten und Leistungen berücksichtigen darf.

285. Wie die Romantik hauptsächlich aus der philosophischen Schule von Fichte und Schelling ausging, so bahnte vorzüglich Hegel die Richtung der neuesten Zeit an, für die er das Prinzip der selbstbewußten freien Vernunft aufstellte. Schon mit seiner Phänomenologie des Geistes verließ er die Schelling'sche Bahn, um mehr in den Seitenweg der logischen Weltanschauung einzulenken und die Philosophie nach dieser Seite fortzuführen. Ihm ist alles Wirkliche vernünftig und alles Vernünftige ist das wahrhaft Wirkliche; Gott enthält Anfang, Mittelpunkt und Ende der Welt, Alles ist Vernunft, ist Geist und Gott und dieser ist nicht nur das endliche Diesseits, sondern auch das endlose Jenseits und somit als Inbegriff des Alls auch die realste wahrste Gegenwart. Das Denken ist Prinzip und Zweck alles Seins und Gott ist absolutes Denken und dadurch Schöpfer der Welt, wie der eigenen realen Wahrheit. Zu dieser Wahrheit vermittelt er sich durch den Prozeß des Denkens, durch die Logik. Durch diese Lehre, welche in der objektiven Gemeinschaft das Persönliche zur rechten Wahrheit bringen will, steht Hegel an der Spitze der neuen Zeit und es ist ihm der Staat das Eine und All der wahrhaft menschlichen Wirklichkeitsform, worin die Philosophie ihre weltlich-positive Möglichkeit behauptet. Hegel hat in seiner Logik und in der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften sein System allseitig entwickelt, aber er blieb nicht bei der strengen Philosophie allein stehen, sondern wandte sie praktisch an auf das Recht, die Theologie und die Geschichte, und schrieb selbst eine Aesthetik und Geschichte der Philosophie, welche jedoch in der uns überlieferten Form von Hegel selbst nicht herausgegeben worden wären. An Hegel und seine durch Consequenz und wahrhaft genetische Innerlichkeit ausgezeichnete Methode schlossen sich verschiedene Philosophen der neuesten Zeit an, welche manche kühne Umgestaltungen nach allen Seiten hin zu machen suchten und an dem bisher Geglaubten und den alten Grundvesten der Wissenschaft zu rütteln begannen.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel, am 27. August 1770 zu Stuttgart geboren, 1801 Docent und 1806 außerordentlicher Professor in Jena, 1808 Rektor in Nürnberg, 1816 Professor in Heidelberg, 1818 in Berlin, starb am 14. Nov. 1831 an der Cholera. Seine früher schon gedruckten Schriften und Vorlesungen haben seine Schüler in einer Gesammtausgabe und zahlreichen Bänden seit 1832 zu Berlin herausgegeben.

286. Wie die kritische Vermittlung der neuesten Literatur innig mit den Fragen der Politik verbunden ist, so tritt uns auch hier zunächst Ludwig

Börne aus Frankfurt entgegen, den man einen politischen Absenker von Jean Paul nennen könnte und der überhaupt nur für die Kritik geboren schien. Er selbst war hoch begabt, ein scharfer Denker, von sittlichem Ernst und redlichem Willen, aber durchwogt von der Macht der Leidenschaft, welche ihn am Guten erkranken ließ und so zu einem tragischen Charakter machte, der sich durch seine reine Negativität selbst verzehrte. Börne's eigentliche Zeit lag vor der Julirevolution, indem er dort voll Radikalismus und verbissenem Grolle gegen die Versumpfung im Staats- und literarischen Leben auftrat. Zu Frankfurt schrieb er nicht nur einige pikante, leichte und spielende Genrebilder und dramatische Kritiken, sondern auch die Zeitschriften „Zeitschwingen“ und „Waage,“ worin er der Führer des Liberalismus wurde. Seine Berühmtheit erlangte er jedoch erst durch seine Briefe aus Paris nach der Julirevolution, in welchen er alle offene und geheime Schäden unserer Nation mit schneidender Schärfe und immer größerer Erbitterung darlegte und eine deutsche Revolution verkündete, die er hauptsächlich durch sein Buch hervorrufen wollte; aber wenn wir auch seine Gesinnung, seinen Witz und sogar seinen Stil anerkennen wollen, so müssen wir sehr tadeln, daß er in seiner Schwarzsichtigkeit nichts Gutes mehr anerkennen wollte, Deutschland vor den Augen des Auslandes herabsetzte, Göthe verdammte, während er Jean Paul emporhob, und sein Ich zum ausschließlichen Maßstab machen wollte. Gewiß hat Börne einen nachhaltenden Einfluß auf unsere Literatur gewonnen und seine Person wird uns immer als höchst achtbar erscheinen, aber mit den Briefen aus Paris war auch sein Wirken vorüber, seine getäuschten Hoffnungen versetzten seinen misanthropischen Charakter in noch größere Mißstimmung und so starb er endlich selbst an gebrochenem Herzen. — Neben ihm steht Heinrich Heine, der Anfangs mit Börne dieselben politischen Sympathien theilte und meistens noch theilt, obschon er Börne's Einseitigkeit später verspottete. Wie Börne von jüdischen Eltern geboren und mit reicher poetischer Phantasie begabt war, schwankte er von Jugend an zwischen der phantastischen Weltanschauung der Romantiker und der französischen Freidenkerei und sein Aufenthalt in Paris führte seine Weltsucht zu frivoler Verachtung, Selbstbespiegelung und Genußsucht und ließ so ein herrliches Talent, das fähig war, den reichsten Kranz zu erwerben, weit hinter Dem zurückbleiben, was es leisten konnte. Der Widerspruch des französischen und deutschen Wesens ließ bei ihm keine reine Leistung aufkommen, und so zart und herrlich er oft eine Saite anschlägt, so fährt immer wieder die Schärfe seiner kalten Ironie dazwischen und zerstört seine schöne Gestalt. Heine fehlt zu sehr die Gesinnung und das rein Menschliche, er fühlt sich groß in der Verachtung alles Schönen und Edlen und spielt mit Religion und Kunst leichtfertig und fast sich schämend, wenn er noch den Adel menschlicher Empfindung hindurchblicken läßt. Bei ihm spielt das Talent im Schimmer seiner Farben, aber die Reflexion zerstört das Bild in seinem Entstehen und Prinzip und Gesetz wurde ihm der Genuß des

genialen Beliebens. Doch darf nicht übersehen werden, daß hieran auch vielfach die Mißstimmung seiner Zeit schuld war, der er sich um so weniger entziehen konnte, als ihm geradezu die Entschiedenheit der Gesinnung und der tiefere Ernst des Lebens fehlte. Heine war der Vorläufer des jungen Deutschlands und predigte schon frühe die Emancipation des Fleisches, wie es überhaupt für ihn nichts Heiliges gab. Schon vor der Revolution wurde er durch seine Reisebilder und sein Buch der Lieder der Dichter der Zeitbewegung und je mehr er sich dieser hingab, besonders nach der Julirevolution, um so mehr trübte sich sein poetischer Stern, der Anfangs so glänzend aufgegangen war. Er ist durch und durch Dichter, selbst in der Prosa und schon seine Reisebilder fassen Alles poetisch auf, leichtfertig und ausgelassen, gemüthlich und schneidend und überall die Zustände nach ihrer schwächsten Seite treffend beleuchtend. Seine Lyrik ist ursprünglich, selbstständig und musikalisch, er versteht es, den zartesten Ton des Herzens, wie die wilden Klänge der Verzweiflung anzuschlagen, und oft ist ein Reiz noch in seinen Mängeln, so daß man sie darüber vergißt; auch stört er die Lyrik nicht durch Phrasen, wie die anderen Dichter dieser Zeit. Um so mehr ist zu bedauern, daß die Reflexion der Eitelkeit und ein frivoles Spiel mit der Poesie sich überall einmengt und mitten in sein reizend schönes deutsches Gemüth seine französirende Richtung wieder einschneidet. Seine lyrischen Gedichte (1822) waren der erste reine Klang seit Göthe und hier drängen sich seine Ungezogenheiten nur selten auf, ja Einzelnes, wie: Sonnenuntergang und Gesang der Okeaniden, sind voll Leben und frischer Unmittelbarkeit. In seinem Buche der Lieder (1827) sammelte er dann seine Gedichte, worin Liebe und Haß, reiches Gemüth und Frivolität, Lust und Leid bunt durch einander wogen und überall das Bild des Dichters in seiner ganzen Gestaltung deutlich hervortritt. Auch in seinem Salon sind unter verschiedene Aufsätze lyrische Gedichte eingeschoben, unter denen schon weniger Schönes erscheint, und in seinem Atta Troll (1843), das er das letzte freie Waldlied der Romantik nennt, ergießt er seine satirische Laune über die deutschen Zustände, ähnlich wie in „Deutschland, ein Wintermährchen“, welche Gedichte er nachher in seine neuen Lieder aufnahm. Diese enthalten mehr Schmutziges als wahre Poesie, obgleich auch hier wieder einzelne Klänge von wunderbarer Schönheit angestimmt sind. Auch im Gebiete der Dramatik hat er sich versucht mit: Ratclif und Almansor (1823), die wohl gut aufgefaßt und kunstvoll behandelt sind, aber keinen Erfolg auf der Bühne hatten. Wie überhaupt Heine mit dem Rhythmus sehr willkürlich verfuhr, so ist auch seine Prosa zu manierirt und ein Stil des subjektiven Beliebens, obgleich er es verstand, der Prosa poetische Bedeutung, helle Durchsichtigkeit und plastische Sinnlichkeit des Ausdrucks zu verleihen. Was Heine im Gebiete der Kritik schrieb, ist zu sehr getragen von Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit, als daß es großen Werth haben könnte, und es muß ihm die Art und Weise sehr verdacht werden, wie er namentlich gegen Platen, Schlegel und Börne verfuhr.

Ludwig Börne, am 22. Mai 1786 zu Frankfurt a. M. geboren und von jüdischen Eltern Namens Baruch, studirte Medizin und dann Staatswissenschaften, wurde 1808 Polizeiaktuarius in seiner Vaterstadt, 1814 pensionirt, trat 1817 zur evangelischen Kirche über, nannte sich Börne, lebte abwechselnd zu Paris, Frankfurt und Hamburg, gab 1829—31 seine gesammelten Schriften in 10 Bänden heraus und ging nach der Julirevolution nach Paris, worauf seine Briefe aus Paris erschienen, welche zu immer größerem Ingrimme sich steigerten und ihm einen bedeutenden Ruhm verschafften, während er immer mehr am Vaterlande verzweifelte, bis er, von Gram gebeugt, am 12. Februar 1837 starb. Seine Schriften erschienen zu Hamburg 1829—31, 8 Bände, und 2 Bände zu Paris 1832. Ueber sein Leben schrieb Gutzkow 1840. — Heinrich Heine ist am 13. Dec. 1799 von jüdischen Eltern zu Düsseldorf geboren, kam mit diesen nach Lüneburg, studirte die Rechte zu Bonn, Berlin und Göttingen, promovirte an letzterem Orte, trat 1825 zum Christenthum über, lebte zu Berlin, München und Hamburg, machte Reisen nach Italien und England, ging 1830 nach Paris, wo er von der Julidynastie später einen Jahresgehalt von 4800 Franken bekam, wurde auch in die Maßregeln gegen das junge Deutschland eingeschlossen, besuchte 1844 noch einmal Hamburg und lebt seitdem in und bei Paris mit vollständig zerrütteter Gesundheit. Es erschienen von ihm: Gedichte (1822); Tragödien (Ratcliff, Almansor) nebst einem lyrischen Intermezzo (1823); Buch der Lieder, Hamburg 1827, 5. Aufl. 1844; Reisebilder, 1826, 4 Bde.; Die romantische Schule, 1836; Französische Zustände, 1833; Salon, 1834—40; Ueber L. Börne, 1840; Neue Lieder, 1844.

287. Heine gegenüber erscheint Friedrich Rückert als eine sehr wohlthuende Gestalt, der die Blumen seines Herzens nach eigener Lust freudig emporschießen läßt und bei dem die ganze Wirklichkeit vollkommen in der Dichtung aufgeht, die Alles mit inniger Liebe umschlingt und die reinste Herzenseinfalt darbietet. Das Gebiet Rückert's ist die reine Lyrik, worin er das Schönste und Zarteste geleistet hat, Lust und Liebe, Glaube und Hoffnung und Freude und Vertrauen mit Zweifel und Schmerz sich mischen und alle Töne des Herzens angeschlagen werden. Der Gedanke ist bei ihm mit der Anschauung sinnreich verschmolzen, die Idee mit dem Bilde verwebt und durch seine Lieder zieht ein so mild lächelndes idyllisches Heimweh, wie es nur bei Göthe zu finden ist. Diesem Meister ist überhaupt Rückert vielfach verwandt, auch dadurch, daß er den christlichen Pantheismus theilt, wie dies in der sterbenden Blume so sinnig ausgedrückt ist, und die Ghaselen die Vergöttlichung der Natur und Welt mit begeisternder Liebe aussprechen. Die Gefahren dieser Mystik wußte auch er besonnen zu umgehen und besonders verstand er es, die Sprache auf eine meisterhafte Weise zu handhaben und den reichsten Rhythmus derselben zu erschließen; aber daneben sind auch seine Schwächen nicht zu vergessen, welche um so entschiedener hervortreten, als Rückert unter allen Dichtern die meisten lyrischen Gedichte geliefert hat. Er mengt zu vielen Flitter ein, sowie reflexive Spielerei und reimt mitunter die geringsten Kleinigkeiten des Alltagslebens, an denen jede Poesie verloren ist. Viele seiner Gedichte sind bloße Versspielereien und die didaktische Breite weiß er bei größeren Gedichten nicht immer zu überwinden, wie dies namentlich seine geistlichen Lieder darthun. Von gesuchten Phrasen und leerer Verselei ist selbst der sonst unvergleichlich schöne

Liebesfrühling nicht frei und besonders fehlt ihm der objektive Gehalt und die Erhebung seiner subjektiven Stimmung zum Reiche der Allgemeinheit. Am reichsten erschließt sich die Blume der Poesie in seinem Liebesfrühling, worin eine solche Anmuth und Zartheit, eine solche Innigkeit und musikalische Herzenssprache sich zeigt, wie es die ganze neuere Zeit nicht mehr bietet; daneben ließen sich noch viele andere Gedichte hervorheben, wie die geharnischten Sonette, welche die glühendste Begeisterung für Deutschlands Erhebung offenbaren, die Zeitgedichte, die freilich oft von ihrer Höhe herabsinken und so viele andere, welche alle Versmaaße und Nuancen der Rhythmik versuchen und in ihrem Inhalte wieder den ganzen Reichthum seines eigenen Gemüths und sein Leben abspiegeln. Rückert umspannte mit seiner Poesie nicht nur das eigene Vaterland, sondern alle Theile der Erde, und besonders gern versenkte er sich in den Orient, woraus er die reichsten Perlen der Dichtung zu holen verstand. Arabische, persische und indische Dichtungen hat er in großer Anzahl auf deutschen Boden verpflanzt und darin sein gewandtes Uebersetzungstalent nach allen Seiten hin bewährt, obschon er auch hier sich seinen kleinlichen Spielereien nur zu sehr ergab, wie er überhaupt nicht lassen konnte, die Poesie als Zeitvertreib und Puppe zu behandeln. Unter seinen hierher gehörigen Produktionen zeichnen sich die Verwandlungen des Abu Seid oder die Makamen des Hariri, die persische Heldengeschichte Rostem und Suhrab, und die Weisheit des Brahmanen aus, die nur hin und wieder etwas an breiter Langweiligkeit leiden. Diesen schließen sich noch andere ähnliche Arbeiten an, die beim deutschen Volke schon ihres Stoffes und der Haltung wegen keinen großen Anklang finden konnten, obschon Nal und Damajanti, eine Episode aus dem großen indischen Heldengedichte des Mahabhârata, eine ausgezeichnete Leistung ist, worin die poetische Kunst frei waltet. Sein Leben Jesu, Evangelienharmonie in gebundener Rede, ist durchaus verfehlt und auch künstlerisch mißrathen. Endlich wagte sich Rückert auch an die dramatische Poesie mit fünf Stücken, die aber voll Phrasen und langweiliger Breite, voll unnatürlicher Charakteristik und Motivirung und rhetorischem Pathos sind, so daß man sie kaum lesen, geschweige denn aufführen kann; doch muß man auch hier den Glanz der Sprache anerkennen. Konnte Rückert seine Produktionslust mäßigen und seinen Geist auf Weniges concentriren, anstatt sich in nicht gerade gründlicher Kenntniß fremder Sprachen zu verlieren, so wäre ihm wohl der Preis in mehr als einem Gebiete der Poesie zu Theil geworden; so aber ist er ein Vielreimer, der eine Unsumme von Gedichten zusammengeschrieben hat, unter der die Perlen verborgen liegen, so daß selbst eine Auswahl aus seiner Auswahl noch zu viel wäre, und überhaupt Rückert's Gedichte nicht in's Volk eindringen konnten.

Friedrich Rückert ist am 16. Mai 1789 zu Schweinfurt geboren, studirte in Jena Philologie, wurde 1811 daselbst Dozent, gab 1814 unter dem Namen Freimund Reimar Gedichte heraus, privatisirte an mehreren Orten, half 1815—17 das Morgenblatt redi-

giren, lebte 1818 in Rom, dann zu Neuseß bei Koburg, gab sich mit dem Studium der orientalischen Sprachen ab und wurde 1826 Professor zu Erlangen, von wo er mit dem Titel Geheimer Regierungsrath 1841 nach Berlin berufen wurde, ohne daß er jedoch länger als ein paar Wintermonate daselbst zubringt und sonst immer auf seinem Landsitze zu Neuseß lebt. Seine Schriften sind: Deutsche Gedichte, 1811; Kranz der Zeit, 1817; Napoleon, eine politische Komödie in drei Stücken, 1816—18; Amaryllis, 1825; Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug, 1826, 2 Bde., 1837 und 1844; Nal und Damajanti, 1828, 3. Aufl. 1845; Schi-King, chines. Liederbuch, 1834; Gesammelte Gedichte, 1834—38, 6 Theile; Gedichte (Auswahl), 1841, 3. Aufl. 1843; Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande, 1836—38, 2 Bde.; Die Weisheit des Brahmanen, 1836—40, 6 Bde., neue Aufl. 1843; Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten, 1837, 2 Bde.; Rostem und Suhrab, 1838, 2. Aufl. 1846; Brahmanische Erzählungen, 1839; Leben Jesu, 1839; Amrilkaib, der Dichter und König, 1843; Saul und David, ein Drama der heiligen Geschichte, 1843; Herodes der Große (2 Dramen), 1844; Liebesfrühling, 1844; Kaiser Heinrich IV. (2 Dramen), 1844—45; Christofero Colombo, Geschichtsdrama, 1845, 2 Bde.; König Arsal von Armenien, Trauerspiel, in Bruchstücken im Morgenblatt 1842. Er gab auch 1838 den Erlanger und 1840 den deutschen Musenalmanach heraus.

288. Vielfach verwandt mit Rückert ist Graf August v. Platen-Hallermünde, der wie Börne sein Vaterland in Mißstimmung verließ und in Syrakus sein Grab fand. Er besaß dieselbe Neigung zu orientalischen Phantasien, theilte mit Jean Paul den Weltschmerz, neigte sich aber auch vielfach den Zeittendenzen zu und übertraf fast alle deutschen Dichter durch metrische Technik und die Kunst der rhythmischen Formen; nur ließ ihn der Weltschmerz zu keiner reinen Harmonie gelangen und war seine Weltanschauung zu düster und mißstimmt. Vieles trug dazu seine eigene Selbstüberschätzung bei, worin er glaubte, daß man ihn nicht genug anerkenne, und man kann zwar viel, aber nicht Alles in seinem Selbstlobe zugeben. Viele seiner Gedichte sind wohlgefühlt, geistreich und sinnig, aber seine Phantasie ist zu wenig originell und er erscheint mehr als ein bildender Künstler, denn als schaffender Genius, alle seine Gedichte treten uns so kalt entgegen, wie wenn sie von Marmor wären, den ein Künstler mit dem Meißel bearbeitete, und es gehört eine große Kunstsinnigkeit und ein feines Ohr dazu, um seinen Werth genau zu erkennen. Unter seinen Gedichten haben mehrere politische Tendenzen, namentlich seine Polenlieder. Selbst im epischen Gebiete bewegte er sich und schrieb das Mährchen: Der Rosensohn, und das umfangreichere Gedicht: die Abassiden in neun Gesängen, ein ganz durchsichtig klares Gedicht voll der lieblichsten Bilder und wohlthätiger Wärme. Es fehlt dem Gedichte jedoch die ächt epische Kunst. Das Drama behandelte Platen im aristophanischen Sinne und er machte es zur literarischen Satire auf die Schicksalstragödiendichter, Immermann, Heine und Andere, um allen Jammer der damaligen Literatur zu parodiren. Dahin gehören: Die verhängnißvolle Gabel und der romantische Oedipus, worin sogar der äußerliche Bau der griechischen Komödie mit ihren Parabasen nachgeahmt ist, der freie Welthumor aber fehlt und Alles zu sehr an kleinlichen Dürftigkeiten klebt, obgleich auch Züge ächt humoristisch-satirischer Laune darin erscheinen. Bekannt ist, daß

Immermann ihm mit einem ähnlichen Produkte antwortete. Platen's übrige dramatische Produkte, wie: Der gläserne Pantoffel, der Schatz des Rhampsinit und die Liga von Cambrai, sind von untergeordnetem Werthe und auch nicht in's Publikum gedrungen, wie Platen überhaupt mehr gerühmt als gelesen wird.

August Graf v. Platen-Hallermünde, am 24. October 1796 zu Anspach geboren, 1814 als bayer. Lieutenant im Kriege gegen Frankreich, studirte 1818 zu Würzburg und Erlangen Sprachen und Philosophie, trieb besonders persische Sprache, gab 1821 seine Ghaselen und Lyrischen Blätter, 1822 Vermischte Schriften, 1826 den gläsernen Pantoffel und die verhängnißvolle Gabel, 1829 den Romantischen Oedipus, 1828 Schauspiele, 1834 Gedichte, 1833 die Liga von Cambrai und 1833 Geschichte des Königreichs Neapel von 1414—43 heraus und endlich 1835 die Abassiden. Er wurde württemb. Kammerherr, Mitglied der bayer. Akademie der Künste, ging 1826 nach Italien und starb am 5. December 1835 zu Syrakus. Seine gesammelten Werke erschienen 1839 in 1 Band und 1843 in 5 Bänden; Briefe mit J. Minkwitz 1836.

289. Der Druck der politischen Reaktion, welcher in den zwanziger Jahren schwer auf Europa lag und die Blüthen der Freiheitskriege nach und nach absterben machte, rief eine Opposition der Geister hervor, welche in Frankreich die Julirevolution veranlaßte, während sie bei uns in der Literatur eine neue Sturmbewegung erzeugte. Und zwar, wie in Frankreich der Communismus sich erhob, so drängte man bei uns auf die Emancipation der Liebe und eine socialistische Opposition, die nur ihre Zwecke nicht so scharf aussprach. Aus der Gesammtstimmung entsprang die Vereinigung mehrerer gleichgesinnter Geister, die aus der Hegel'schen Schule hervorgingen und sich um Börne und Heine schaarten. Als Norddeutsche, die meistens in Berlin ihre Bildung empfingen, besitzen dieselben nur geringes produktives Talent, es waltet bei ihnen die Reflexionsschärfe vor und sie sind Alle weniger Dichter als Kritiker. Das Band das sie vereinte, war ihr Bestreben, die Verherrlichung des Materialismus zu predigen, die Emancipation der Frauen zu verkünden und überhaupt die Berechtigung des sinnlichen Theils am Menschen zu lehren, und eine zufällige Anrede Wienbarg's in seinen ästhetischen Feldzügen (1834) gab ihnen den Namen Junges Deutschland. Diese Zeit ist so ziemlich mit jener der Sturm- und Drangperiode zu vergleichen, nur daß man damals das Gähren der Geister austoben ließ, während jetzt ein Bundesbeschluß sich der bedrängten Welt annehmen zu müssen meinte und die Bestrebungen des jungen Deutschlands ächtete. Ohne diesen wären die meisten seiner Mitglieder wohl unberühmt geblieben. Zu dieser Gruppe zählt man: Laube, Wienbarg, Mundt und Gutzkow; es schlossen sich ihnen aber Andere, wie Kühne, an und viele Ideen derselben fanden in den Halle'schen Jahrbüchern von Ruge und Echtermeyer ihr wissenschaftliches Organ, das sich besonders durch Schärfe der Kritik und dialektische Feinheit auszeichnete. Außer dem Umstande, daß das junge Deutschland in unserem geistigen Leben die Bewegung nährte und erhielt, ist seine Bedeutung sehr gering anzuschlagen. Heinrich Laube ist in mancher Hin-

sicht Heine ähnlich, ziemlich geistreich, sprachfertig und voll lebendiger Sprunghaftigkeit, aber seine Leistungen erheben sich nicht über das Gewöhnliche. Seine Reisenovellen machten ihn vorzüglich bekannt, zeigen aber mehr ein raisonnirendes Talent, ebenso wie die Romane: Das junge Europa, und französische Lustschlösser, worin sich nur hier und da Spuren liebenswürdiger Ueppigkeit und Sinnlichkeit zeigen. Die Charakteristiken sind eine Art Daguerreotypbilder bedeutender Männer und Frauen der neueren Zeit und nicht ohne treffende Bemerkungen, wogegen seine Geschichte der deutschen Literatur eine höchst oberflächliche Arbeit ist. Mehr hat er geleistet durch einige brauchbare Bühnenstücke: Monaldeschi, Rococo, Struensee, die Karlsschüler und Gottsched und Gellert, in denen die Charakteristik und der Dialog mit Gewandtheit behandelt sind, ohne daß eigentlich größerer poetischer Werth darin zu suchen wäre. Thätiger und gründlicher ist Karl Gutzkow, dessen phantastisch-ironischer Roman Maha-Guru und die Briefe eines Narren an eine Närrin voll Rousseau'scher Socialideen ohne Beachtung vorübergingen, während seine Walli die Zweiflerin, mit großer Keckheit den Kultus des Fleisches predigt und gegen das Christenthum zu Feld zieht, so daß dieses Buch vorzüglich das bundestägige Interdikt hervorrief, obschon es ohne Werth war. Später wandte er sich dem Romane zu und schrieb Blasedow und seine Söhne 1838 und Seraphine, die ohne großen Anklang wieder verschwanden, welchen auch der vor Kurzem begonnene große Roman, der Ritter vom Geist, schwerlich erlangen wird; auch Gutzkow schrieb öffentliche Charaktere und einige kritische Schriften, worin er sich die Miene des Genies geben möchte, während er nur ein Mann des Talents ist und nirgends die subjektive Bitterkeit und Laune in der Wahrheit der Sache aufgehen läßt. Am meisten hat er im Drama geleistet, worin er sich zuerst mit der Tragödie Nero versuchte. Seine neueren Theaterstücke: Saul, Richard Savage, Patkul, Zopf und Schwert, und Liesli leiden an Verstandeskälte und dem Vorwalten der Tendenz und sind wohl zum Theil gute Bühnenstücke, aber keine poetischen Schöpfungen. Ludolf Wienbarg, der nach der altgriechischen Lebensherrlichkeit strebt, ist ein mehr kritisches als schaffendes Talent, voll poetischem Raisonnement und glänzender Polemik, der sich in der Literatur keine weitere Bedeutung verschaffen konnte. Außer der Kritik und einigen Novellen ist von ihm die Schilderung von Helgoland, eine Reisebeschreibung, am meisten bekannt und auch die beste seiner Schriften. Theodor Mundt vertritt fast am eifrigsten die Emancipation der Frauen und ist Wienbarg in mancher Hinsicht verwandt. Seine Prosa ist vortrefflich, seine Darstellung klar und lebendig, aber es fehlt ihm Gründlichkeit und Kraft und es ist Alles mehr oberflächlich und erkünstelt. Außer einigen Zeitschriften und Vorlesungen über die Geschichte der Literatur der Gegenwart, schrieb er Novellen, worunter Mutter und Tochter und Madonna am bekanntesten sind, und das fratzenhafte Buch über Charlotte Stieglitz und deren verrückte Selbstaufopferung, sowie

verschiedene Schilderungen von Reisen. Diesen schließt sich noch Gustav Kühne an, der einen ehrenhafteren Charakter besitzt und in seinen Klosternovellen eine recht sinnige und klare Produktion lieferte, die auf tüchtigen Geschichtsstudien beruht und allgemeine Anerkennung erhielt; diesen ließ er Portraits und Silhouetten folgen, welche sich durch Freimuth, Wahrheit und schöne Darstellung auszeichnen.

Heinrich Laube, am 18. Sept. 1806 zu Sprottau in Schlesien geboren, schrieb: Reisenovellen, 1834—37; Deutsche Literaturgeschichte, 1839, 4 Bde.; Französische Lustschlösser, 1840; Moderne Charakteristiken, 1835, 2 Bde., und die erwähnten Schriften. Er studirte 1826 Theologie in Halle und Breslau, lebte 1832 in Leipzig, reiste nach Oberitalien, wurde 1834 aus Sachsen verwiesen, dann in Berlin verhaftet, reiste 1839 nach Frankreich und Algier und ist nun Direktor des Hofburgtheaters in Wien. — Karl Gutzkow, 1811 im März zu Berlin geboren, studirte Theologie und ist nun Theaterdichter in Dresden, nachdem er früher in Stuttgart, Heidelberg, Hamburg, Paris und Berlin gelebt hatte. — Ludolf Wienbarg, 1808 zu Altona geboren, studirte in Kiel und Bonn und lebte später in Hamburg und Altona. Seine Schriften sind meistens kritischen Inhalts. — Theodor Mundt, am 19. September 1808 zu Potsdam geboren, studirte in Berlin und Leipzig, machte Reisen und ist seit 1839 zu Berlin mit Louise Mühlbach, die selbst Romane schreibt, verheirathet. — F. G. Kühne ist aus Magdeburg und es erschienen von ihm: Eine Quarantäne im Irrenhause; Klosternovellen; Männliche und weibliche Charaktere und Porträts und Silhouetten (1842).

290. Neben diesen mehr kritischen Talenten begegnet man einer ganzen Schaar lyrischer Dichter, welche alle Mittel der Poesie anwandten, um sich dichterischen Ruhm zu erwerben, aber in ihrer großen Mehrzahl nur zur alltäglichen Mittelmäßigkeit gehören. Manchen ist ein einzelner guter Klang gelungen, doch zur wahren Höhe der Poesie konnten sie sich selten erheben und so ziemlich die Meisten leiden unter der Tendenzsucht. Wir können natürlich nur die Hervorragenderen aufführen, unter denen Nikolaus Niembsch von Strehlenau (Lenau) einer der bekanntesten ist. In Ungarn geboren, versteht er es, die Eigenthümlichkeiten seiner Heimath in seine Dichtung zu verweben, welche der elegische Ton des Weltschmerzes durchzieht und unter denen manche von nationalem Freiheitssinne getragen sind, wie dies seine Polenlieder beweisen. Sein Hauptruhm gründet sich auf seine lyrischen Gedichte, worunter mehrere durchaus gelungen sind und die übrigen Leistungen der Gegenwart weit übertreffen; aber auch im epischen Gebiete versuchte er sich mit den Albigensern und dem Savonarola, jedoch nur mit wenigem Glück, da ihm zu sehr plastische Phantasie und objektive Weltanschauung fehlte. Sein Faust betritt das Gebiet der Dramatik und zwar mit um so wenigerem Erfolg, als er weit hinter Göthe's Werk zurückblieb. Uebrigens ist selbst der poetische Werth seiner lyrischen Gedichte nicht tief begründet, denn sein Weltschmerz, der ohnehin keine ästhetische Kunstleistung zuläßt, trieb ihn zu gewaltigen Bildern und Phrasen und ließ die reine Empfindung nicht frei hervortreten, zumal sich auch die Reflexion überall eindrängte und überhaupt die elegische Grundstimmung seiner Lyrik

eine gewisse Monotonie, Kälte und Gezwungenheit verlieh. Dies Alles entsprang aus seiner unglücklichen Geistesrichtung, welche schon frühe seinen späteren Wahnsinn ahnen ließ. Doch ist Einzelnes wohlgelungen, wie der Romanzencyklus Klara Hebert, der Abschied von Galizien, die nächtliche Fahrt, der Polenfrühling, die Werbung, die Haideschenke, die drei Zigeuner u. A., und sein Namen ist einer der gefeiertsten der Gegenwart. Neben ihm ist Anastasius Grün zu nennen, der mehr ein politischer Tendenzdichter ist und deshalb schon weniger Vollkommenes erreichen konnte, weil der Dichter über den Parteien schweben sollte, während er schon mit seinen Spaziergängen eines Wiener Poeten (1831) geradezu Partei machte und Bilderpracht darin die Poesie ersetzen müssen, wie sich überhaupt zu viel Phrasenpathos und Leichtfertigkeit aufdrängt. Seine Gedichte zeigen wohl Talent für die Lyrik, aber er weiß sich nicht zu mäßigen, es fehlt ihm die urkräftige Unmittelbarkeit der Phantasie und reiche Schöpferkraft und sein Haschen nach Bildern und Effekt, sowie die vorwaltende Reflexion lassen keine ächte Lyrik aufkommen. Sein Romanzenkranz: der letzte Ritter, ermangelt besonders der epischen Einheit und Objektivität und ist nichts als eine Reihe an einander gefügter Bilder um eine Persönlichkeit, welche für die Epik zu unbedeutend ist; auch sein Schutt besteht nur aus vier locker zusammenhängenden Dichtungen, die zwar vielfach gerühmt werden, aber keineswegs das hohe Lob verdienen und an denselben Fehlern leiden, obschon die Anlage großartig ist und einzelne Theile sehr gelungen sind. In seinen Nibelungen im Frack waltet die humoristische Laune vor und es begegnen uns darin wirklich manche erfreuliche Züge, aber es erscheint doch auch zu viel Lahmes und Gesuchtes und der ächte Ton wahrer Poesie kann nirgends dauernd durchdringen. Neben diesen treten noch verschiedene österreichische Dichter auf, die einzelne schöne Produkte lieferten, ohne als bedeutende Dichter zu erscheinen. Karl Beck aus Ungarn hat in seinem versifizirten Romane Janko, der in seiner Heimath spielt, nicht minder die Phrase vorwalten lassen und er besitzt in seinen Nächten, dem fahrenden Poeten und seinen neueren Gedichten wirklich schöpferische Kraft, aber bei aller Wärme fehlt ihm die Erleuchtung, Ruhe und Mäßigung, die er noch am meisten in seinen stillen Liedern offenbarte. Viel sinniger erscheint Karl Egon Ebert aus Prag, der ein schönes Talent besitzt, wie dies seine lyrischen Gedichte bezeugen und sich auch mit dem Epos Wlasta auf dem Gebiete nationaler Dichtung nicht ohne Erfolg bewegte. Gabriel Seidl lieferte ebenfalls manche gemüthlich zarte Lieder und Romanzen voll Naivetät und Witz, Lebensfreudigkeit und Wehmuth; seine besten Produkte sind jedoch im österreichischen Volksdialekte geschrieben und daher weniger bekannt. Bedeutender sind die Leistungen von Zedlitz, den Frische der Phantasie, edles Gefühl, Neuheit der Gedanken und Glätte der Form empfehlen, der aber in seinen Produkten zu allgemein und oberflächlich sich bewegte; besonders sind seine Todtenkränze und das Mährchen Waldfräulein

beliebt, welche sich durch ihren tiefsinnigen Inhalt und schöne Einzelnheiten auszeichnen. Außerdem sind seine dramatischen Stücke: Kerker und Krone, Turturell, zwei Nächte zu Valladolid und Herr und Sclave nicht ohne ansprechende Darstellung und namentlich das letzte noch auf der Bühne vielfach aufgeführt. Auch gehört hierher noch Ladislaus Pyrker, der, außer den Liedern der Sehnsucht nach den Alpen voll frischer Unmittelbarkeit und den Perlen der heiligen Vorzeit voll herzlicher Innigkeit, besonders durch seine epischen Gedichte Tunisias und Rudolfias bekannt wurde, obschon gerade letztere zu rhetorisch und breit sind. Doch liegt der Fehler auch vielfach am Stoffe selbst und ist besonders die Reinheit des Ausdrucks, die Bestimmtheit der Charakterzeichnung und Kunst der Schilderung anzuerkennen. Moritz Hartmann ist fast nur politischer Tendenzdichter und nicht ohne Innerlichkeit, wie dies seine Gedichte zeigen; seine politische Satire (Chronik des Pfaffen Mauritius) ist aber oft zu schwach und verfehlt, und auch seine neueste Erzählung nicht gelungen.

Nikolaus Niembsch v. Strehlenau ist am 13. August 1802 zu Csatad in Ungarn geboren, studirte in Wien Rechtswissenschaft und Medizin, reiste nach Stuttgart und 1832 nach Nordamerika, kehrte aber bald wieder zurück, lebte in Wien, Ischl und Stuttgart, verlobte sich im August 1844, verfiel aber schon am 29. September in Wahnsinn, wurde in die Heilanstalt Winnenthal und 1847 nach Döbling bei Wien gebracht und starb hier am 22. August 1850. Gedichte, 1832, 9. Aufl. 1847, neuere Gedichte 1838, 7. Aufl. 1847; Faust, 1836, 3. Aufl. 1847; Savonarola, 1837, 2. Aufl. 1844; Die Albigenser, 1842 und 1847; Don Juan, ungedruckt. Nachlaß, von A. Grün herausgegeben, 1851. — Anastasius Grün, eigentlich Anton Alexander Graf v. Auersperg, ist am 11. April 1806 zu Laibach geboren, studirte in Wien, bereiste mehrmals Italien, 1837 Frankreich, wurde 1838 kaiserl. Kammerherr und lebt auf seinen Herrschaften Gurkfeld und Thurn am Hart. Blätter der Liebe, 1830; Der letzte Ritter, 1830, 4. Aufl. 1847; Spaziergänge eines Wiener Poeten, 1831, 3. Aufl. 1844; Schutt, 1835, 8. Aufl. 1847; Gedichte, 1837, 7. Aufl. 1847; Die Nibelungen im Frack, 1843; Der Pfaff vom Kalenberg, 1849. — Karl Beck, 1817 zu Baya in Ungarn geboren, widmete sich der Handlung zu Pesth, ging später nach Leipzig, wo er studirte, 1839 nach Hamburg, dann nach Ungarn und nach Süddeutschland und lebt seit neuerer Zeit zu Berlin. Nächte, 1837; Der fahrende Poet, 1838; Stille Lieder, 1830; Saul, Trauerspiel, 1841; Janko, der ungarische Roßhirt, 1841; Gedichte, 1845 und 3. Aufl. 1846; Lieder vom armen Manne, 1846, 3. Aufl. 1847; Monatsrosen, 1848. — Karl Egon Ebert, am 5. Juni 1801 zu Prag geboren, studirte daselbst die Rechte, dichtete 1817—19 an zwanzig Dramen, die er wieder verwarf, wurde 1825 Bibliothekar und 1829 Archivdirektor in Donauöschingen und jetzt in Prag. Dichtungen, 1824 und 1838; Wlasta, 1829; Das Kloster, 1833; Bretislaw und Jutta, 1835; Gedichte, 1845. — Johann Gabriel Seidl, am 21. Juni 1804 zu Wien geboren, studirte die Rechte, gab 1826 seine Dichtungen heraus, wurde 1829 Gymnasialprofessor in Cilli, 1840 Kustos am Münz- und Antikenkabinet in Wien. Dichtungen, 1826; Flinserln, 1826, 3. Aufl. 1844; Bifolien, 1836, 3. Aufl. 1844; Novelletten, 1839; Georginen, 1839; Liedertafeln, 1840 u. A. — Joseph Christian Freiherr v. Zedlitz, 1790 zu Johannesberg in Schlesien geboren, 1809 Husarenlieutenant, 1810 kaiserl. Kammerherr, 1846 nassauischer Geschäftsträger in Wien, schrieb: Turturell, 1821; Zwei Nächte, 1825; Liebe findet ihren Weg, 1827; Todtenkränze, 1828, 2. Aufl. 1841; Gedichte, 1832, 3. Aufl. 1844; Der Stern von Sevilla, 1830 und 1834; Dramatische Werke, 4 Bde, 1834—36; Waldfräulein, 1843 und 1844. — Joh. Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör, am 2. Nov. 1772 zu Langh in Ungarn

geboren, kam auf einer Reise nach Palermo in Gefangenschaft Algier'scher Seeräuber, entkam wieder, trat 1792 in den Cistercienserorden, wurde 1818 Bischof von Zips, 1820 Patriarch von Venedig, 1821 Primas von Dalmatien und wirkl. Geh. Rath und 1827 Erzbischof von Erlau und starb am 2. December 1847 zu Wien. Historische Schauspiele, 1810; Tunisias, 1819, 3. Aufl. 1826; Perlen der heil. Vorzeit, 1821 und 1826; Rudolf von Habsburg, 1825 und 1826; Sämmtl. Werke, 1832—34 in 3 Bdn. und neue Ausgabe 1843; Bilder aus dem Leben Jesu und der Apostel, 1842; Lieder der Sehnsucht nach den Alpen, 1845. — Moritz Hartmann, 1819 in Leitmeritz geboren, studirte zu Wien und Prag, 1848 Parlamentsmitglied. Kelch und Schwert 1844 und 1845; neuere Gedichte 1847.

291. Schwaben bietet in der neuesten Zeit nur wenige Dichter von größerer Bedeutung, unter denen Gustav und Paul Pfizer zum Theil noch in die frühere Periode hineinfallen. Gustav Pfizer suchte Schiller nachzuahmen, aber es herrscht in ihm bei aller ehrenhaften und nationalen Gesinnung zu viel Reflexion vor und es fehlt ihm an Wärme und innerer Belebung, und Bilderkram und rhetorischer Prunk müssen die Poesie ersetzen. Paul Pfizer hat ebenfalls Gedichte versucht, aber seinen Ruf nur durch die Schrift „Briefwechsel zweier Deutschen" erworben. Ein besserer Dichter ist Eduard Mörike, dessen Gesänge voll Unmittelbarkeit, Originalität und reichem Seelenfrieden sind, wie er sich auch vor der Phrasenhaftigkeit bewahrt und überall Maaß und Frieden zu halten sucht. Seine Idylle vom Bodensee oder Fischer Martin und die Glockendiebe, ist mit origineller Laune entworfen und enthält vortreffliche ländliche Schilderungen; auch im Maler Nolten hat er sich im Gebiete der Novelle mit Glück versucht und selbst den Text zu der von Lachner komponirten Oper, die Regenbrüder, gedichtet. Karl Mayer ist ein inniger zartfühlender Dichter, der viele epigrammatisirende kleine Gedichte schrieb und manches schöne Bild darin lieferte, aber auch häufig mehr ein Spiel, als ächte Poesie treibt und deshalb wenig künstlerisch Gelungenes liefern konnte. Am berühmtesten wurde Georg Herwegh, der im Unmuthe sich ganz der politischen Parteisucht hingab und daher radikaler Tendenzdichter wurde, worüber sein nicht unbeträchtliches poetisches Talent zu sehr litt. Verse und Rhythmus sind ihm ziemlich gelungen, aber er entbehrt der poetischen Erhebung und idealer Begeisterung, an deren Stelle er Phrasen und hochtrabende Worte setzte, so daß er auch mit seiner Partei, die ihn plötzlich so hoch gehoben, wieder gefallen ist. Unter den Schweizerdichtern hat sich besonders Fröhlich durch idyllisch-liebliche Schilderungen bekannt gemacht und seine Fabeln ihm einen nicht geringen Ruhm erworben, obgleich auch er am Fehler der Reflexion leidet, und unter den Elsäßer Dichtern ist Ehrenfried Stöber zu nennen, dessen Lieder sich durch naive Volksthümlichkeit und heitere Laune auszeichnen, wobei nur die Empfindung zu oft in Empfindelei übergeht. Seine Söhne August und Adolf können auf keine große poetische Begabung Anspruch machen. In Baden gedeiht bekanntlich die Poesie nicht und selbst am Unterrheine wurde nichts Großartiges geleistet. Es sind meistens nur Bearbeitungen von Romanzen und Balladen, welche hier entstanden und kein großes Talent erfordern, um wenigstens lesbar

zu sein. Die Leistungen von Simrock und Anderen liegen überhaupt mehr auf dem Gebiete der altdeutschen Literatur, als dem der neueren Dichtung. Nur Gottfried Kinkel zeichnet sich hier durch gelungene Dichtungen aus und wenn auch seine Gedichte oft unter dem Druck der Tendenz leiden, so hat er doch Einzelnes von großer Schönheit geschrieben, wie sein Otto der Schütz und seine Erzählungen. Aus Westphalen stammt Heinrich Stieglitz, der mehr lebendige Veranschaulichung als poetischen Werth darbietet und wegen seiner inneren Zerfahrenheit keine ächte Kunstschöpfung zu Stande bringen konnte. In seinen Bildern des Orients offenbart er wahrhafte orientalische Anschauung und lebendige Zeichnung; die lyrische Tragödie: das Dionysosfest hat einzelne Schönheiten, leidet aber durch allegorische Kälte und didaktische Nüchternheit und in seinen Stimmen der Zeit hat er zu sehr die Tendenz vorwalten lassen, was überhaupt nur zu oft der Tod der neueren Poesie war, zumal bei Ferdinand Freiligrath, der mit reicher Gabe der Phantasie die Macht der Schilderung verbindet und in der südlichen Naturpracht schwelgt. Hierdurch werden aber seine Gedichte zu monoton und phrasenhaft und es fehlt ihnen die ächte lyrische Kunst, der Ton der Idee und die Frische der Unmittelbarkeit, die nur selten in einzelnen Gedichten bemerklich werden. Einzelnes hat ihn berühmt gemacht, wie namentlich der Löwenritt, der Scheik am Sinai, der Blumen Rache und Andere; aber seitdem er sich zu sehr der politischen Tendenzpoesie hingegeben hat und in stets verbissenerem Grimme sich dem Radikalismus in die Arme warf, ist der ächte Ton der Poesie von ihm gänzlich gewichen und gelingt ihm, der ohnehin nur einen begränzten Horizont und eine beschränkte Auffassungsgabe besitzt, nur selten noch ein lyrischer Ton. Unter seinem Einflusse steht hier und da Annette von Droste-Hülshof, welche bei manchen Härten und Formfehlern doch oft zarte Töne und reine Akkorde anschlug, die subjektive Sentimentalität zu mäßigen verstand und eine Art Hellsehen für umdämmerte Empfindungen und Anschauungen zeigte, die sie lebendig zu gestalten wußte. Franz Dingelstedt ist ein elegant-elegischer und graziös-ironischer Dichter, der sich seiner Stellung nicht recht gewiß ist und weder geniale Ursprünglichkeit, noch frische Unmittelbarkeit besitzt und überall zu kalt erscheint, so daß er mehr für die Prosa als für die Poesie begabt ist. Er zeigt besonders oft subjektiven Eigensinn, gezwungenen und selbstgefälligen Sarkasmus und wie er früher nach trivialen Witzen griff, um mit den Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters sich bei den Liberalen des Marktes befreundet zu machen, so hat er in späterer Zeit sich der vornehmen Spötterei zugeneigt und seiner Poesie Glacé-Handschuhe angezogen. Am besten sind seine kritischen Charakteristiken und sein Roman Unter der Erde und er hat besonders ein schönes Talent zu leichten Skizzen und Beschreibungen; aber sein Dichterruhm ist gering. — Größeres Talent besitzt August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, dem besonders das Volks- und humoristische

Gesellschaftslied wieder gelang, worin er eine harmlos-freundliche Laune und liebenswürdige Unbefangenheit zeigte, wogegen seine politischen Lieder zu sehr der Parteisucht anheim fallen und selten mehr ächte Poesie verrathen. Es ist daher um so mehr zu bedauern, daß er durch Verfolgungen genöthigt ward, sich der politischen Dichtung vollständig hinzugeben, und dadurch zu reinerer Poesie keine Ruhe mehr fand. In Sachsen versuchte sich Julius Mosen auch in der Lyrik und seine Gedichte sind oft klar, anmuthig und volksmäßig, kräftig und männlich; auch hat er sich im Ahasver und dem Lied vom Ritter Wahn der Epik zugewendet und zwar nicht ohne Erfolg. Uebrigens verfaßte er auch einige dramatische Stücke, Romane und Novellen. In Berlin ist Wilhelm Wackernagel geboren, der aber im Auslande die Stätte seines Wirkens suchen mußte, und seine Gedichte zeichnen sich aus durch Schönheit der Form, Zartheit der Empfindung und Schwung der Phantasie, wobei er nur zu oft der übertriebenen Orthodoxie die Stimme leiht. Das Beste sind seine Lieder im Weinbüchlein. Derselben Gegend gehört Franz v. Gaudy an, der ein vielseitiges Talent besitzt und auch bei formeller Kälte manch schönes Lied dichtete. Besonders bekannt wurden seine Kaiserbilder, die voll ächt poetischer Begeisterung sind und nur seinen französischen Helden zu sehr bewundern. August Kopisch besitzt humoristische Heiterkeit und die Kunst der Darstellung und ist überhaupt im komischen Gedichte und der Darstellung der kleinen Geisterwelt sehr gewandt, auch sind einige seiner Produktionen ganz zu Volksliedern geworden. Robert Eduard Prutz hat sich gleichfalls in der Lyrik versucht und darin einzelnes Schöne gedichtet, obwohl seine Gedichte im Ganzen zu breit und gezwungen sind und unter dem rhetorischen Pathos leiden. Bedeutender wurde Friedrich von Sallet, der tiefsinnige Auffassung und Schärfe der Satire besitzt, aber zu oft abenteuerlich und unnatürlich wird und die Begeisteruug mehr erzwingt, so daß seine Absichtlichkeit abstößt; auch ist die Reflexion zu vorwaltend. Am bekanntesten ist sein Laienevangelium, worin er die protestantische Weltanschauung auf ihren poetischen Culminationspunkt stellte, aber zu viele politisch-liberale Reflexionen einwebte. Endlich ist noch dreier Dichter aus der neuesten Zeit zu gedenken, die sich raschen Beifalls erfreuten. Emanuel Geibel aus Lübeck hat zuerst einen wohlgesinnten Liberalismus angeschlagen und die Poesie zu mehr als einer bloßen Dienerin der Tagestendenzen gemacht, denn er deckte auch die Tiefe des menschlichen Gemüths in Freud und Leid wieder auf und erhob sich überhaupt auf den Standpunkt freier Menschlichkeit. Hier und da leiden seine Gedichte jedoch an unlyrischer Breite und sein frommer Glaube geht in Frömmelei nnd Pietisterei über, was sich mit wahrer Poesie nicht recht vereinbaren will, aber gerade zu seiner Empfehlung gar oft dienen mußte. Zur Dienerin der Frömmelei hat Oskar v. Redewitz geradezu die Poesie gemacht und wenn auch seine Amaranth einzelne lyrische Schönheiten darbietet und selbst seine durchgehende Gemüthsruhe

anziehen mag, ja sogar gegenüber den politischen Zeitstürmen wirklich sehr anerkennenswerth ist, so ist es eben doch nur ein Tendenzgedicht, welches die katholische Religion verherrlichen soll. Abgesehen von der unchristlichen Härte des Sängers, womit er die Gattin verstößt, und wie Amaranth nie auch nur ein Gefühl der Mutter weiht, sind die Reflexion und die Prunkrednerei Walther's und Ghismonden's sehr zu tadeln und das Ganze zu breit, so daß es keinen großen Werth hat. In vieler Hinsicht schlechter und unpoetischer ist sein zweites Gedicht: Ein Mährchen, worin er uns in einer Allegorie vorzuführen sucht, wie das Christenthum immer siegreich bleibe, aber die Tendenz zu offen darlegt und ein wahrer Predigerton angeschlagen wird. Ganz anders tritt uns die Mährchenwelt entgegen in Otto Roquette's Waldmeisters Brautfahrt, worin mit reicher Phantasie und Laune köstliche Züge des Lebens vorgeführt werden.

Außer diesen könnten wir noch eine ganze Reihe Poeten untergeordneteren Ranges erwähnen, wie W. Waiblinger, H. Kurz, W. Zimmermann, K. Grüneisen, Alb. Knapp, L. Seeger, Niklas Müller, Alexander Graf von Württemberg, Matzerath, K. R. Tanner, Lamey, Otte (Zetter), Hirtz, Schnetzler, Creizenach, W. Smets, Pfarrius, R. Maria Assing, Vict. Strauß, Kulemann, Arentsschild, Wihl, Levin Schücking, Spitta, Rogge, K. Gödeke, Fr. Hebbel, L. Dreves, Gisebrecht, Bechstein, Ph. H. Welcker, Ad. Bube, J. G. Deeg, Karl Förster, E. Ferrand, Nathasius, Gruppe, Reinick, Wolfg. Menzel, Kahlert und Kletke, es wäre aber damit nichts gewonnen, denn sie haben wohl für den Augenblick ein Publikum gefunden, aber für die Literaturgeschichte sind sie ohne Werth, denn es fehlt ihnen die ächte Poesie.

Gustav Pfizer, 29. Juli 1807 in Stuttgart geboren, studirte in Tübingen Theologie, ging 1834 nach Italien, redigirte einen Theil der Cotta'schen Blätter und wurde 1848 Professor in Stuttgart. Gedichte, 1831 und 1835; Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung, 1840. — Paul Pfizer, 12. Septbr. 1801 in Stuttgart geboren, studirte die Rechte, seit 1831 Abgeordneter der Stadt Tübingen, 1848 Staatsrath, trat aber wieder aus dem Ministerium. Briefwechsel zweier Deutschen, 1831. — Eduard Mörike, am 8. Septbr. 1804 zu Ludwigsburg geboren, studirte 1822 Theologie und wurde 1834 Pfarrer in Klever-Sulzbach, privatisirte aber später in Mergentheim. Maler Nolten, 1832, 2 Thle. Gedichte, 1838 und 1848; Idylle vom Bodensee, 1846. — Karl Mayer, 22. Mai 1786 zu Neckarbischofsheim geboren, ist Oberjustizrath in Tübingen. — Lieder, 1833; Gedichte, 1840. — Georg Herwegh, 31. Mai 1817 in Stuttgart geboren, studirte Theologie, wurde Soldat, entfloh in die Schweiz, wo er seine Gedichte herausgab, reiste nach Berlin, wurde wegen eines Briefes an den König von Preußen aus dem Lande gewiesen, verheirathete sich und wurde schweizerischer Bürger, 1844 lebte er in Paris und 1848 wollte er mit Hecker Baden revolutioniren, ergriff aber unrühmliche Flucht. Gedichte eines Lebendigen, 1841, 10te Aufl. 1848; die deutsche Flotte, Ged. 1841. Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz, 1843; Robert Blum's Tod, Gedicht, 1848. — Abraham Emanuel Fröhlich, 1. Febr. 1796 zu Brugg in der Schweiz geboren, ist Diakonus in Aarau. Hundert neue Fabeln, 1825 und 1829; Schweizerlieder, 1827 und 1828; Elegien an Wiege und Sarg, 1830; Ulrich Zwingli, 1840; der junge deutsche Michel, 1843 und 1846; Ulrich von Hutten, 1845. — Daniel Ehrenfried Stöber, 9. März 1779 zu Straßburg geboren, 1821 Advokat, 28. December 1835 gestorben. Lyrische Gedichte, 1811; Gedichte, 1814 und 1821. Sämmt-

liche Gedichte und kleine poetische Schriften, 1835—36, 3 Bde. — Gottfried Kinkel, Professor der Kunstgeschichte und Literatur in Bonn, 1849 an der badischen Revolution betheiligt, zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, aus dem Gefängniß entflohen und nun in London. Gedichte, 1848; Erzählungen, 3te Auflage 1850. — Heinrich Stieglitz, 12. Februar 1803 zu Arolsen geboren, 1828 Kustos an der Berliner Bibliothek und Gymnasiallehrer, mit Charlotte Willhöft verheirathet, gab seine Stelle auf, ging nach Petersburg und Kasan, verließ nach dem Tode seiner Frau Berlin 1834 und ging nach Italien, wo er in Venedig wohnte und 1851 starb. Gedichte, 1833; Stimmen der Zeit in Liedern, 1832 und 1834; das Dionysosfest, lyrische Tragödie, 1836, und Prosaisches. — Ferdinand Freiligrath, 17. Juni 1810 zu Detmold geb., erlernte 1825 die Handelschaft, arbeitete bis 1838 in Barmen, privatisirte in Unkel, bekam vom Könige von Preußen 1842 einen Jahresgehalt, wies ihn 1844 zurück, hielt sich zur Opposition, ging 1846 nach London, 1848 nach Düsseldorf zurück und mußte in jüngster Zeit wieder, wegen aufreizender Gedichte, nach England entfliehen. Gedichte, 1838, 9te Auflage 1846; Ein Glaubensbekenntniß, 1844; Ça ira, 6 Gedichte, 1847 u. A. — Annette Elisabethe Freiin von Droste-Hülshof, 12. Januar 1798 zu Hülshof geboren, lebte daselbst und zu Meersburg und starb im Juni 1848. Gedichte, 1838 und 1844. — Franz Dingelstedt, 30. Juni 1814, zu Halsdorf geboren, studirte Philologie, 1836 Lehrer in Kassel, 1838 in Fulda bis 1841, ging nach Augsburg, Paris, Baden und Wien, wurde 1843 Hofrath und Bibliothekar des Königs von Württemberg, 1346 Legationsrath und Hoftheaterdramaturg und ging als Theaterintendant 1851 nach München. Gedichte, 1838; die neuen Argonauten, 1839; Unter der Erde, 1840; Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters, zwei Aufl. 1842; Heptameron, gesammelte Novellen, 2 Bde., 1841; Sieben friedliche Erzählungen, 2 Bde., 1844; Gedichte, 1845. Jusqu'à la mer, 1847. — August Heinrich Hoffmann, 2. April 1798 zu Fallersleben geboren, studirte 1816 Philologie, machte Reisen zum Studium der altdeutschen Literatur, wurde 1823 Kustos an der Bibliothek zu Breslau, 1830 außerordentlicher und 1835 ordentlicher Professor, machte öfters Reisen, wurde 1842 wegen seiner unpolitischen Gedichte entlassen, lebte dann in Dresden und am Rhein und hielt sich überhaupt an vielen Orten auf, bis er 1848 nach Berlin und in neuerer Zeit nach Hamburg kam. Lieder und Romanzen, 1821; Allemannische Lieder, 1826 und 1843; Gedichte, 1827, 1837 und 1843; Buch der Liebe, 1836; unpolitische Lieder, 1840—41; deutsche Gassenlieder, 1843; deutsche Lieder aus der Schweiz, 1843 u. A. — Julius Mosen, 8. Juli 1803 zu Marienei geboren, studirte 1822 Jurisprudenz, reiste 1826 nach Italien, wurde 1831 Advokat, ging 1834 nach Dresden und 1844, als Hofrath und Dramaturg, nach Oldenburg, gab aber 1848 diese Stelle wieder auf; Gedichte, 1836 und 1849; Ahasver, 1838; das Lied vom Ritter Wahn, 1831; sodann Theaterstücke, 1842; Novellen, 1837, und Romane. — Wilhelm Wackernagel, 23. April 1806 zu Berlin geboren, studirte altdeutsche Sprachen und wurde 1833 Professor in Basel. Gedichte eines fahrenden Schülers, 1828; neuere Gedichte, 1842; Zeitgedichte, 1843; Weinbüchlein, 1845. — Franz von Gaudy, 19. April 1800 zu Frankfurt a. d. O. geboren, wurde Militär, reiste zweimal nach Italien, wurde durch Chamisso zu poetischen Produktionen angeregt und starb am 5. Febr. 1840. Gedichte, 1829 und 1840; Kaiserlieder, 1835; sämmtliche Werke, 14 Bde., 1844—47. — August Kopisch, 26. Mai 1799 zu Breslau geboren, bezog 1815 die Kunstakademie Prag, wurde durch eine Verletzung der rechten Hand an der vollen technischen Ausbildung in der Malerei verhindert, lernte in Wien die serbischen Volkslieder kennen und improvisiren, lebte 1819 in Breslau und dann 3 Jahre in Dresden der Kunst, ging dann nach Italien, wo er durch seine Fertigkeit im Schwimmen das Glück hatte, die weltberühmte blaue Grotte auf Capri zu entdecken, und wurde dadurch bei allem Volke in Italien so bekannt, wie er in Deutschland bekannt ist als Erfinder der patentirten Schnellöfen; zu Berlin lebte er seit 1828 und erhielt 1844 den Titel Professor. Gedichte, 1836; Agrumio, volksthümliche Poesie aus allen Mundarten Italiens, 1838; Allerlei Geister, 1848. — Robert Eduard Prutz, 1816

zu Stettin geboren, studirte bis 1838 zu Halle, ging 1841 nach Jena, dann wieder nach Halle, 1845 als Dramaturg des Stadttheaters nach Hamburg und später nach Berlin. Ein Mährchen, Gedicht, 1840; Gedichte, 1841 und 1843, dramatische Werke, 3 Bde., 1847—48. — Friedrich von Sallet, 20. April 1812 in Neiße geboren, trat 1824 in das Cadettencorps, wurde 1829 Offizier, verließ 1838 das Militär und ging 1841 nach Breslau und Reichau, wo er am 21. Februar 1843 starb. Seine sämmtlichen Schriften erschienen in 4 Bdn., 1845—47. — Emanuel Geibel, 18. Oktober 1815 zu Lübeck geboren, studirte 1835—38 zu Bonn Philologie, ging 1838 als Erzieher nach Griechenland und lebt seit 1841 in Lübeck. Gedichte, 1840, 9te Auflage 1851; Zeitstimmen, 1841 u. 43; König Roderich, Tragödie, 1844; Ein Ruf an der Trave, 1845; König Sigurd's Brautfahrt, 1846; Zwölf Sonette, 1846; Juniuslieder, 1848. — Oskar von Redwitz-Schmölz, am 28. Juli 1823 zu Lichtenau bei Ansbach geboren, studirte 1841 in München und Erlangen Jurisprudenz, prakticirte in Speyer und Kaiserslautern bei einem Advokaten, besuchte Mainz und Bonn und wurde im Sept. 1851 außerordentlicher Professor der deutschen Literatur in Wien. Amaranth, 1848, 9te Aufl. 1851; ein Mährchen, 1850, 2te Aufl: 1851. — Otto Roquette schrieb Waldmeister's Brautfahrt, ein Rhein-, Wein- und Wandermährchen, 2te Auflage 1851.

292. Im Gebiete des Romans und der Novelle hat die Gegenwart eine große Anzahl nicht unbegabter Talente aufzuweisen und zwar versuchte man sich an der Darstellung aller möglichen Lebens- und Zeitverhältnisse; aber der Zweck der Unterhaltung und die Tendenz herrscht überall zu sehr vor, als daß an wahrhaft poetische Produktion und ächt künstlerische Schöpfung zu denken ist. Die hastige Vielschreiberei und der dadurch nothwendige schnelle Verbrauch des Talents ließ keine hervorragenden Leistungen entstehen und wo die Poesie wirklich einige schönere Blüthen trieb, konnten diese unter dem reichlich aufwuchernden Unkraute nicht zur Geltung gelangen. Hier steht Allen Karl Spindler voran, der die moderne Novelle nach allen Seiten hin bearbeitete und über achtzig Bände schon geliefert hat. Es werden hier mit leichter und geläufiger Feder alle möglichen Töne angeschlagen, die Geschichte in das Leben und das Leben in die Geschichte versetzt und durch oberflächliche Zeichnungen und anschauliche Schilderungen von Personen und Situationen hat er ein großes Publikum um sich versammelt und wirklich einzelne Romane geliefert, welche einer besonderen Auszeichnung werth sind. Dahin gehört sein durch glückliche Schilderungen berühmter Roman: Der Jude, der Bastard, der Invalide, der Jesuit, der König von Sion, die Nonne von Gnadenzell und der Vogelhändler von Imst. Aber schon wo er Zeitbewegungen behandelt, wie in Boa Constrictor und seinem neuesten Roman Putsch u. Comp. ist Alles schwach und zum Theil ganz verfehlt. — Willibald Alexis (Häring) suchte W. Scott nachzuahmen und preußische historische Verhältnisse in Cabanis und Roland von Berlin darzustellen, aber ungeachtet einiger gelungener Schilderungen herrscht darin zu viel Breite und Armuth an Erfindung, Charakteristik und Kunst des Stils, in welcher Hinsicht nur sein neuester Roman Hans Jürgen gelungener ist. Seine eigentlichen Novellen, worunter Acerbi die beste ist, entbehren zu sehr eines leichten Gangs und gefälliger Behandlung. — Ludwig Rellstab versuchte sich in Erzählungen, Novellen, Reisebildern und Genreskizzen und sogar im historischen Drama und

hat zwar eine gewandte Darstellung, ist aber zu breit und poesielos. — In ähnlicher Art sind die Novellen und Romane von Belani (Häberlin), Ludwig Storch, Starklof, Bronikowski, Gustav Döring, Duller, Karl Reinhold, Herloßsohn, O. L. B. Wolff, W. Blumenhagen und Wachsmann, die bei aller gefälligen Darstellung doch an der Gabe der Erfindung und poetischer Belebung leiden und meistens mehr phrasenhaft erscheinen. Zschokke hat auch bis zur neuesten Zeit sein treffliches Talent in schönen Leistungen bewährt und neben ihm haben Jul. Mosen in seinem Congreß von Verona, Ludw. Bechstein in seinen frischen und wahren sächsischen und thüringischen Gemälden, Ernst Willkomm mit dem Wallenstein, Theodor Mundt in der Socialnovelle und A. v. Tromlitz (Witzleben) in hundert und acht Bänden historischer Novellen manche freundliche Gabe geboten, ohne jedoch die wahre Höhe der Kunst zu erreichen, weil diese Produkte wahrer poetischer Elemente entbehren und zu rasch hingeworfen sind. Heribert Rau hat in seinem Romane Kaiser und Narr es versucht, die Zeit der Hohenstaufen in ein poetisches Gemälde zu bringen, sich aber in breite Darstellung und Beschreibung und müßiges Gerede verloren. Bedeutsamer ist dagegen Philipp Joseph v. Rehfues, der seinen historischen Novellen gediegenen Inhalt und kunstvolle Darstellung zu geben wußte und zwar kein Dichter der Genialität, aber der idealen Reflexion wurde. Sein Scipio Cicala ist ein ausgezeichnetes Werk voll tief eingreifender Charakteristik, voll Schilderungen reifer Lebenserfahrung und gebildeter Sprache und läßt die ganze Tiefe des menschlichen Gemüths hervortreten, so daß er damit selbst Walter Scott übertraf. Aermer an Erfindung ist Castell Gozzo, wogegen sich die neue Medea wieder durch Tiefe der Auffassung, großartige Charakteristik und lebendige Darstellung und Schilderung auszeichnet. In diesem Gebiete begegnen wir auch zahlreichen Frauen, deren Reigen Karoline Pichler mit sechszig Bänden eröffnet. Sie haben zwar eine schimmernde Sprache und gute Gesinnung, leiden aber an Breite, gedehnten Beschreibungen und sentimentalisirender Reflexion, wovon selbst ihr bester Roman, Agathokles, nicht frei ist. Ihr steht an Erfindung und Reichthum Fanny Tarnow mit ihren gesammelten Erzählungen weit nach, wogegen Frau v. Paalzow in ihren Romanen Godwie Castle, St. Roche, Thomas Thyrnau und Jakob van der Nees reiche Erfindungsgabe, geschickte Malerei der Situation und schönen Stil hat, aber es nicht vermochte, allgemeine und welthistorische Verhältnisse zu schildern und sich von Redseligkeit und Umständlichkeit fern zu halten, woran überhaupt fast alle Frauenzimmerromane leiden. Im Gebiete der Reiseskizzen hat besonders Fürst Hermann von Pückler-Muskau mit seinen Briefen eines Verstorbenen, Semilasso in Afrika, Semilasso's vorletztem Weltgange und Tuttifrutti sich einen bedeutenden Namen erworben, woran freilich auch seine aristokratische Gesinnung Ursache ist; er besitzt zwar Ironie und Humor, Weltbildung, Geist und Grazie, vermag es aber nicht, dauernd an einem Gegenstande festzuhalten

und dadurch reifere Erzeugnisse zu liefern, wie überhaupt sein schriftstellerisches Wirken nur aus der Lust der Selbstunterhaltung hervorging. In diesem Gebiete haben sich auch Theodor v. Kobbe mit seinen Briefen von Helgoland und den humoristischen Reisebildern, Theodor Mügge, Gaudy und Theodor Mundt durch einzelne Leistungen ausgezeichnet, welche meistens anschauliche Gemälde uns vorführen, jedoch auch immer wieder zu flüchtig gearbeitet sind. Auch August Lewald hat in einzelnen Skizzen, Gemälden und Romanen freundliche Gaben geliefert, ohne jedoch auf dauernderen Ruhm Anspruch machen zu können, und in ähnlicher Weise schrieben Emma v. Nindorf und einige Andere, unter denen jedoch Bedeutendes nicht zu finden ist. Als Reiseschriftstellerin und Verfasserin zahlreicher Romane ist auch die Gräfin Ida Hahn-Hahn bekannt, deren Produkte jedoch voll Salonsherzlosigkeit und hohler Blasirtheit sind. Heinrich König verstand es, mit dichterischem Geiste einige gute Romane zu liefern, welche zu den besten unserer Zeit gehören, wie William's Dichten und Trachten, Otto's Brautfahrt, die hohe Braut, deutsches Leben, Veronika und die Clubbisten in Mainz. In neuerer Zeit kamen auch durch Jeremias Gotthelf und A. Weill die Dorfgeschichten auf und namentlich hat Gotthelf in seinem Uli der Knecht ein sehr schönes volksthümliches Bild geliefert; am meisten bekannt jedoch sind die Schwarzwälder Dorfgeschichten von Berthold Auerbach, der uns darin wirkliche Scenen der niederen Volkskreise vorführt und zwar auf gemüthliche und unbefangene Weise, aber der poetischen Tiefe entbehrt und nur zu sehr in das Gebiet der Proletariatssphäre hinabsteigt, auch zu radikal gesinnt ist. In ähnlicher Richtung schrieb Joseph Rank seine Bilder aus dem Böhmer Walde und Vier Brüder aus dem Volke und da diese Stoffe einmal Mode wurden, versuchten sich noch zahlreiche Andere darin, die aber den Inhalt nicht selbst erlebten und daher blos verunglückte Versuche machten. — Im Gebiete der Gefühls- und Conversationsnovelle versuchte sich auch Emerentius Scävola (von der Heyden), jedoch ohne Unmittelbarkeit des Producirens und ohne Lebendigkeit und Wahrheit, während Adalbert Stifter in seinen „Studien“ und den „Schwestern“ wahre und lebendige Gemälde lieferte, die nur an zu großem Bilderreichthum leiden. Ueber das Gewöhnliche erheben sich kaum die Romane von Agnes Franz, Louise Mühlbach (Mundt's Gemahlin) und Ida Frick, wogegen Fanny Lewald in der Novelle: Ein armes Mädchen, ein freundliches Talent offenbart und besonders Luise v. Gall (Schücking's Gemahlin) Originalität, tiefe Auffassung und kräftige Ausführung darbietet. Die Romane von Ida von Düringsfeld sind nicht besser, als die der Gräfin Hahn, auch Henriette Hanke hat nichts Bedeutendes geleistet und nur von Johanna Schopenhauer sind die Romane die Tante und Gabriele als bessere Leistungen hervorzuheben. In aristokratischem Tone und kokettirendem Stile schreibt A. v. Sternberg, der weder Tiefe der Auffassung, noch Wahr-

heit der Empfindung besitzt; Friedrich v. Heyden verstand es dagegen, die modernen Gesellschaftsverhältnisse mit geistreicher Kunst und poetischer Begabung darzustellen und hat sich selbst im Drama nicht ohne Glück versucht. Zu Ersteren gehören die Bewerbungen, Randzeichnungen und die Intriguanten, zu den Dramen das Lustspiel: die Modernen und das Trauerspiel: der Spiegel des Akbar, die seine besten Leistungen sind. — Endlich erscheint hier noch als ausgezeichneter Romanschriftsteller Karl Immermann, bei dem die Phantasie immer im Widerspruche mit dem Verstande blieb und der dies Widerstreben nicht aufzulösen wußte. Es fehlte ihm die Harmonie des Gedankens und Gemüths, die wahre Lyrik des Herzens, und er schwankte zwischen allen Formen und Zielen. Sein Roman: Die Epigonen, führt uns die Verirrungen und zerrissenen Zustände der Gegenwart vor und zeichnet sich aus durch objective Ruhe und gute Entwicklung, steht aber hinter seinem Münchhausen weit zurück, der mit kunstfreiem Humor und großem Geschick angelegt ist und nur des ursprünglich innerlichen Bandes entbehrt. Sein letztes Werk: Tristan und Isolde steht in mancher Hinsicht hoch, aber auch hier herrscht nicht genug die Musik des Herzens vor, welche überhaupt allen unseren neueren Romanen fehlt. —

Karl Spindler, 1795 in Breslau geboren, später auf dem Theater, dann Schriftsteller, lebte lange in Baden und nun in Freiburg. Seine Schriften erschienen in Stuttgart in einer Gesammtausgabe. — G. W. H. Häring (Alexis), 1795 zu Breslau geboren, lebt in Berlin. — Ludwig Rellstab, 1799 in Berlin geboren, seit 1815—21 Militär, lebt als Redakteur und Kritiker in Berlin. — K. A. F. von Witzleben (Tromlitz), 1788 geboren, Oberst in russischen Diensten, starb am 9. Juli 1839 zu Dresden. — Philipp Joseph von Rehfues, 1779 zu Tübingen geboren, Geheimer Oberregierungsrath und Kurator in Bonn, gestorben 21. Oktober 1843, nachdem er 1826 geadelt worden. — Karoline Pichler, geb. Greiner, 1769 zu Wien geboren und 9. Juli 1843 gestorben. Sämmtliche Werke 1820—45, 60 Bde. — Frau von Paalzow, eine Schwester des genialen Malers Wach, lebte in Berlin und starb in jüngster Zeit. — Fürst H. Pückler-Muskau, 1785 geboren, ist seit 1828 fast immer auf Reisen. — Theodor Kobbe ist aus Oldenburg. — August Lewald, 1793 in Königsberg geboren und nach reichem Wandern nun Dramaturg in Stuttgart. — Die Gräfin Ida Hahn-Hahn, 1805 in Mecklenburg geboren, wurde vor Kurzem katholisch und verwarf ihre Schriften. — Heinrich König, 1791 zu Fulda geboren, ist Finanzsekretär zu Hanau, seit 1819. — Berthold Auerbach ist im Württembergischen von jüdischen Eltern geboren, und lebte in neuerer Zeit am Rhein und in Breslau. — J. Rank ist ein Böhme. — Em. Scävola ist der ehemalige Postmeister von der Heyden aus Königsberg in der Mark. — Adalbert Stifter stammt aus Böhmen. — Henriette Hanke, geborne Arndt, ist 1785 in Jauer geboren. — Johanna Schopenhauer, geb. 1770 zu Danzig, starb am 17. April 1838. Sämmtliche Werke 1830, 24 Thle. und Nachlaß 1839. — Alexander von Ungern-Sternberg, 1806 bei Reval geboren, lebt in Weimar. — Friedrich August von Heyden, 1789 in Ostpreußen geboren, ist Regierungsrath in Breslau. — Karl Immermann, 1796 zu Magdeburg geboren, 1818 Referendär daselbst, 1827 Landgerichtsrath in Düsseldorf, gest. 25. Aug. 1840. Gesammelte Schriften, 13 Bde., 1835—41.

293. Die meisten Lyriker versuchten sich auch im Drama, und wenn man auch bekennen muß, daß hier Großartiges in neuerer Zeit nicht geleistet wurde,

so hat sich doch auch wieder manch erfreuliches Talent gezeigt und fehlten nur die rechten Zeitverhältnisse, um unsere begabteren Dramatiker zu reiferen Leistungen kommen zu lassen. Zwar möchten wir nicht den Grund dazu in dem Umstande suchen, daß Deutschland in zu viele Staaten getheilt und ohne Einheit ist, weil ja auch Schiller und Göthe unter gleichen Verhältnissen dichteten, sondern wir suchen vielmehr den Grund in dem Mangel der allseitigen Durchbildung und Gesinnung und in der Sucht, überall politische oder sociale Tendenzen vorwalten zu lassen, während Diejenigen, welchen dies nicht eigenthümlich ist, kein großes poetisches Talent besitzen. Im Gebiete des Drama's tritt uns auch Karl Immermann entgegen, der moderne und romantische Dramen, Lustspiele und Tragödien versuchte, aber weder Personen noch Ideen recht herausbilden konnte und namentlich es nicht vermochte, die Handlung zu concentriren, die Charakteristik psychologisch durchzuführen und das Ganze schön abzurunden, da vielmehr seine Dramen der epischen Behandlung sich zuneigen und fast dramatisirte Historien sind. Sein Cardenio und Celinde ging zu nackt in bunte, grelle Dinge ein und verletzte das sittliche Gefühl; sein Trauerspiel in Tyrol behandelt den Stoff zu enthusiastisch, nachdem die Begeisterung dafür schon geschwunden war, und vermengt Wunderbares mit der Wirklichkeit; die Tragödie Merlin ist bei vielen schönen Stellen zu unklar in der Handlung und von zu epischer Breite; in Alexis, einer tragischen Trilogie, erscheinen zu viele fremdartige Elemente und die Verkleidungen leiden an sittlicher Frivolität. Sein Kaiser Friedrich II. und Petrarca leiden durch den großartigen und reichen Stoff, dem er nicht gewachsen war, und wenn auch Ghismonda oder das Opfer des Schweigens große Bühnengerechtigkeit besitzt, so ist auch hier nichts künstlerisch Großes geleistet, denn es fehlte ihm eben der Glanz und die Liebe, welche die Menschen gewinnt, und wie im Leben, so stand er auch in seinen Schriften in vornehmer Kälte und starrer Haltung da, welche ihm den wahren, dauernden Erfolg raubte. — Dietrich Christian Grabbe besaß eine reiche Gabe der Poesie, aber einen ebenso himmelstürmenden dämonischen Geist, der durch die Gewalt des Naturtriebs zu sinnlichem Genusse fortgerissen wurde und der deshalb durch sich selbst untergehen mußte. Nachdem er sich in den Stücken Herzog Theodor v. Gothland und Marius und Sulla versucht, schrieb er den Hannibal, worin er den Untergang Karthago's durch die Macht Roms dramatisch darstellte; aber Alles ist hier zu kalt und gewaltig gezeichnet und es fehlt nicht nur die Einheit, sondern überhaupt die Wahrheit der menschlichen Verhältnisse und der Hauch des inneren Lebens. Seine beiden Tragödien Friedrich Barbarossa und Heinrich VI. sind zwar hinsichtlich der Charakteristik kühn, aber nicht fein und naturgemäß. Besonders die Schlachtenmalerei ist gelungen in den Hundert Tagen, die kolossal, zu gewaltig und voll Massenhaftigkeit gezeichnet sind, dadurch jedoch auch an die Gemeinheit streifen. Sein Don Juan und Faust mengt ebenfalls das Gewaltigste unter einander und die Hermannsschlacht

ist voll Gesuchtheit und Verschrobenheit und es zieht überhaupt durch alle seine Produkte ein verworrener und wilder dämonischer Geist, der auch des Dichters Leben früh verzehrte. Ein freundlicheres Talent besitzt Julius Mosen, der Schiller's Standpunkt mit der gegenwärtigen Zeitrichtung in Verbindung setzen wollte, aber zur Idealisirung historischer Stoffe doch nicht das nöthige Talent besaß. In Heinrich dem Finkler und Otto III. herrscht noch zu sehr die lyrische Begeisterung vor; sein Cola Rienzi ist poetisch aufgefaßt und ziemlich dramatisch gehalten und die Bräute von Florenz voll trefflicher Einzelnheiten und gehaltenem Pathos; auch sind seine Stücke meistens bühnenmäßig und leiden nur durch die Breite der Situation. Friedrich Hebbel hat nicht minder ein freundliches dramatisches Talent und in seinen Stücken Judith, Genovefa und Maria Magdalene ziemlich gelungene Produktionen geliefert, wobei nur manche undramatische Auswüchse zu tadeln sind, wie ihn auch die Wahl des Stoffs von größerem Erfolge abhält. Michael Beer hat in seinem Paria ein schön gedachtes und wohl durchgeführtes Stück geliefert, beurkundet auch in Struensee wahre Charakteristik und wohl berechnete Composition, ahmt jedoch Schiller etwas zu sehr nach, ohne dessen poetischen Geist auch nur entfernt zu besitzen. Georg Büchner aus Darmstadt zeigte in seinem Trauerspiele Danton's Tod Originalität und lebendige Anschaulichkeit, lieferte zwar mehr ein dramatisirtes Gemälde, als eine lebendige Vergegenwärtigung des Gegenstandes, hätte aber wohl noch Bedeutendes geleistet, wenn ihm ein längeres Leben geblüht hätte. Von ungemeiner dramatischer Fruchtbarkeit ist Ernst Raupach, der mit seinem leichten Talente der Darstellung überall auf den Augenblick und den Effekt rechnete, die Schwächen des Publikums wohl zu benützen verstand und auch das Glück hatte, für seine Produktionen in Seydelmann einen trefflichen Schauspieler zu finden. Er sucht durch rhetorisches Pathos und den Schimmer seltener Gedanken zu glänzen und versteht es auch, von Anderen glücklich zu borgen, aber er ist doch immer nur subjectiv-modern und es fehlt ihm sogar die Kunst wahrer Charakteristik und dramatischer Oekonomie, wie überhaupt auch den meisten Personen und Figuren die nationale Individualität. In seinen Lustspielen weiß er durch äußerlichen Scherz Lachen zu erregen, wie sein Zeitgeist, die Schleichhändler und andere Stücke beweisen, und im Trauerspiel ahmt er den Schiller'schen Kothurn nach und weiß mit seinem beweglich oberflächlichen Talente der Schilderung historische Stoffe bühnengerecht zusammen zu legen und die Handlung wie auf einem Schachbrette hin und her zu schieben. Bekannt von ihm sind die Leibeigenen oder Isidor und Olga, die Trilogie Cromwell und besonders die Hohenstaufen, worin er die ohnehin für einen Dichter ungemein schwere Geschichte rein persönlich auffaßte und Raumer's Geschichte der Hohenstaufen nur verwässerte. J. v. Auffenberg hat ein nicht geringes Talent, aber er hat in seinen zahlreichen Stücken zu wenig Gehalt und individuelles Leben, es ist Alles voll blasser Abstraktion, phrasen-

haft und zu leichtfertig und schnell gearbeitet. Seine besten Stücke sind die Flibustier, die Bartholomäusnacht und Alhambra. Bedeutendes Aufsehen erregte Friedrich Halm mit seiner Griseldis, worin sich der Dichter in quälerischen Gefühlsexperimenten gefällt und das schon in der Grundlage eine Ausgeburt der Unnatur und modernen Raffinements ist. Das Publikum ließ sich durch die schöne Sprache und den Bühneneffekt gewinnen und der große Beifall veranlaßte ihn, noch mehrere Stücke nachfolgen zu lassen, wie den Adepten, Camoens, Imelda Lambertazzi und besonders den Sohn der Wildniß, dem wieder reicher Beifall zu Theil ward, welches Stück aber dieselbe Ueberspanntheit der Gefühlssaiten und Hohlheit der Phrasen zeigt, wie die Griseldis, die ihm sogar an künstlerischer Vollendung nachsteht. Hermann Marggraf hat sich ebenfalls mit den Täubchen von Amsterdam und Heinrich IV. auf das Gebiet der Dramatik gewagt und namentlich in ersterem Stücke viele Innerlichkeit gezeigt, aber ein großes dramatisches Talent besitzt er nicht und sowohl seine Elfride als auch die Maler von Florenz sind schon weniger ansprechend. Was Sigismund Wiese und Prutz auf dem dramatischen Fache geleistet, ist weniger bedeutend, und nur Laube hat sich mit Glück im Drama versucht und einige Stücke geliefert, welche gern auf der Bühne gesehen werden. Karl Eduard v. Holtey lieferte zahlreiche Stücke, die weniger poetisch als bühnengerecht sind und, wie so viele andere Produkte mittelmäßiger Dramatiker, wenigstens eine Zeit lang dem Publikum gefielen; dahin gehören namentlich v. Holbein, Bauernfeld, Nestroy, Ferdinand Raimund und Benedix, der mit seinem Dr. Wespe und ähnlichen Stücken die Gunst des Publikums erwarb. Endlich haben noch Karl Töpfer und Charlotte Birch-Pfeiffer zahlreiche Dramen geschrieben, welche große Bühnenkenntniß verrathen, wenn sie auch sonst untergeordnete Produkte sind, und die Prinzessin Amalie v. Sachsen lieferte Conversationsstücke aus der bürgerlichen Welt, welche zwar ohne Anspruch auf Poesie sind, aber sich auf der Bühne gut und leicht geben lassen. Ueberhaupt mangelt es dem Drama zu sehr an poetisch begabten Dichtern und das ängstliche Fortwandern auf dem Wege von Schiller ist dem Drama nur schädlich geworden. Es fehlt unserer Poesie nicht an zahlreichen Talenten und selbst Stoffe sind genug vorhanden, aber um wieder Großes zu leisten, muß ein neuer Weg beschritten werden und ein größerer Geist die Bahn brechen, die allein zur Vollendung führen kann.

Christian Grabbe, 1801 zu Detmold geboren, studirte Jurisprudenz, wurde 1829 Regierungsauditor in Detmold, gab 1827 dramatische Dichtungen heraus, lebte dann in Düsseldorf bei Immermann und starb am 12. September 1836 zu Detmold. — Michael Beer, 1800 von jüdischen Eltern zu Berlin geboren, starb am 22. März 1833 zu München. Sämmtliche Werke, 1834. — Georg Büchner, 1813 zu Goldekau bei Darmstadt geboren, wegen politischer Untersuchungen 1835 geflohen, 1836 Docent der Anatomie in Zürich, starb daselbst am 19. Febr. 1837. — Ernst B. S. Raupach, 1784 zu Straupitz geb., 1804 Erzieher in Rußland, dann Hofrath und Professor der Philosophie zu Petersburg,

1822 wieder in Deutschland, lebt in Berlin. Dramatische Werke ernster Gattung 1835—40, 15 Bde. — Joseph Freiherr von Auffenberg, 1798 zu Freiburg geboren, später Gardelieutenant, 1823 Kammerherr, 1839 Hofmarschall, 1843—49 Hoftheaterintendant in Karlsruhe. Sämmtliche Werke, 1843 in mehreren Bänden. — Friedrich Halm (E. F. J. Freiherr von Münch-Bellinghausen) zu Krakau geboren, lebt in Wien. — Hermann Marggraf, 1809 zu Züllichau geboren, 1836 Redakteur des Berliner Conversationsblatts und später der deutschen Zeitung in Frankfurt, wo er noch wohnt. — Karl Eduard von Holtey, 1797 zu Breslau geboren, ist Theaterdichter zu Berlin und gründete 1822 den Almanach der Bühnenspiele; am bekanntesten von ihm sind Leonore und der alte Feldherr.

294. Die Wissenschaften haben in der neuesten Zeit ebenfalls einen bedeutenden Aufschwung genommen und sind allgemeiner und tiefer in die große Masse eingedrungen, indem man sie dem Leben näherte und die Interessen des Volks mehr in ihren Bereich zog, wozu die zahlreichen Journale für alle Gebiete des Wissens nicht wenig beitrugen. Ueberall suchte man die Philosophie auf die Wissenschaften einwirken zu lassen und gerade durch sie hat sich die deutsche Wissenschaft davor bewahrt, sich im Realismus unserer Zeit zu verlieren und blos der Nützlichkeitstheorie zu huldigen. Die Philosophie machte sich frei von der Autorität eines Namens und der Schule und durch Hegel hat sich die freie Wissenschaft gestaltet, die nur ihrer Idee dient und die philosophische Freiheit des Wissens zum Prinzip der allgemeinen Weltanschauung erhebt, wobei sie jedoch nicht mehr will, als das Recht, in allen Geistesinteressen ihre freie Stimme abzugeben. Noch ragte die Hegel'sche Schule in die Gegenwart herein, aber nur um ihre Grundidee nach allen Seiten hin modificiren zu lassen, in die einzelnen Wissenschaften befruchtend und anregend einzudringen und die Schule selbst aufzulösen. In dieser Hinsicht zeichneten sich besonders Rosenkranz in Königsberg, Michelet und Gabler in Berlin, Hinrichs in Halle, Zeller in Bern und Vischer in Tübingen aus, von denen nur die Erstern noch strenger am System ihres Meisters festhalten. Die Herbart'sche Philosophie ward ausgebeutet durch Hartenstein und Drobisch in Leipzig, ohne jedoch dieselbe schon zu allgemeiner Anerkennung bringen zu können, während Trendelenburg, auf tüchtige Studien des Aristoteles und Plato gestützt, in seinen logischen Untersuchungen den Mittelweg zwischen beiden Richtungen einhält. Aehnliche Stellungen suchen Reiff in Tübingen, Lotze in Göttingen, E. Reinmann und Bachmann in Jena einzunehmen, nur daß die Ersteren sich mehr an Herbart und Letztere an Hegel wenden, wogegen der jüngere Fichte ohne ausreichende Kraft einen eigenen Weg zu gehen sucht, Ulrici in Halle gegen Hegel sich kehrt und Ph. Fischer in Erlangen die Schelling'sche Philosophie der ersten Epoche vertritt. Für den Ausbau eines eigenen Systems, das die gesammte Philosophie umfaßt, hat keiner der Neueren Muth und Kraft in sich gefühlt, wogegen die einzelnen Gebiete gründlich und scharfsinnig durchforscht und bearbeitet wurden, so daß für einen neuen großen Meister das reichste Material gesammelt ist. In dieser Hinsicht hat man auch

für eine genauere Sichtung des Materials zu einer Geschichte der Philosophie gesorgt und hier ist das Beste geleistet worden. Brandes in Bonn hat mit reicher Gelehrsamkeit die Philosophie der Griechen gründlich und bis in das Einzelne hinein erforscht und eine Menge Irrthümer berichtigt, Hermann in Göttingen die platonische Philosophie in einem umfassenden Werke dargestellt und auch Zeller in Tübingen sich der griechischen Philosophie zugewendet, wogegen Chalybäus in Kiel, Feuerbach und Erdmann, sowie Braniß und Fichte die neuere Philosophie zu beleuchten versuchten. Auf den Grund dieser Forschungen baute Heinrich Ritter seine umfassende Geschichte der Philosophie, die sich auch durch gediegene Darstellung auszeichnet und in viele Theile derselben neues Licht brachte, während E. Reinhold eine klare und populäre Darstellung und Sigwart eine Universalgeschichte der Philosophie versuchte, denen noch ähnliche Werke, wie das praktisch gehaltene von Marbach, zur Seite stehen.

Die Theologie mußte der Philosophie ihre Pforten öffnen, um nicht hinter der Zeit zurück zu bleiben, und man suchte die speculative Glaubensansicht und das Wissen selbst an die Stelle der theologischen Positivität zu setzen. Die Anhänger Hegel's richteten sich zunächst gegen den theologischen Dogmatismus und besonders machte sich hier die Kritik geltend, welche in ihrem Eifer freilich oft zu weit ging, aber doch das Gute brachte, daß man die baufälligen Stellen abtrug und durch bessere und haltbarere zu ersetzen suchte. David Strauß aus Ludwigsburg hat hier mit seinem Leben Jesu den Kampf begonnen und eine mächtige Aufregung im Lager der Theologie verursacht, da er neue und schärfere Waffen führte, als man zuvor gewohnt war, und man, um ihn würdig zu bekämpfen, ihm auf das Gebiet der Philosophie folgen mußte. Diesen Kampf setzten dann die Halle'schen Jahrbücher von Ruge weiter fort und während Bruno Bauer gegen die Evangelien die Schärfe seiner Kritik richtete und zur Selbstvergötterung des Menschen kam, hat Ludwig Feuerbach in seinem Buche über das Wesen des Christenthums sich gegen dasselbe selbst gewendet, ohne jedoch damit überzeugen zu können. Gegen diese im Ganzen mehr destruktiven Bestrebungen erhob sich zunächst die streng orthodoxe Hengstenbergische Evangelische Kirchenzeitung, die Berliner literarische Zeitung und Neander mit seinem Leben Jesu in zu großem Eifer, während Ullmann auf würdigere und wissenschaftlichere Weise die Gegner in ihre Gränzen zurückwies, ohne die Berechtigung derselben von vornherein zu bestreiten, denn die gesunde Wissenschaft darf sich vor dem kritischen Messer der Philosophie nicht scheuen. An diesem Kampfe nahmen übrigens auch die katholischen Theologen Antheil und Kuhn in Tübingen setzte dem Strauß'schen Buche ein anderes Leben Jesu entgegen, das freilich die Wissenschaftlichkeit desselben nicht erreichte. Mit diesem Streite hing auch die Bearbeitung der Dogmatik zusammen, wofür Twesten, Wegscheider und Bretschneider von Seiten der Rationalisten und

auch Strauß selbst Vieles leisteten, während Tholuck in Halle die spekulativ-mystische Richtung inne hielt und sich ihm die altlutherische Orthodoxie mehr oder weniger anschloß. Die orthodoxe Richtung ward vorzüglich von Harleß, Tholuck, J. P. Lange und Klaus Harms vertreten und es ist jedenfalls von hohem Nutzen gewesen, die reine Gemüthsseite gegen den nüchternen Verstand und die Kälte der philosophischen Kritik aufrecht zu erhalten. Für die Geschichte der Theologie wurde durch Gieseler in Göttingen das Meiste geleistet und sein Werk übertrifft alle früheren durch Gründlichkeit, Reichhaltigkeit und ruhige Beleuchtung des Wesentlichen, während Hase in Jena den Stoff in anschaulicher Kürze und Uebersichtlichkeit darlegte, der auch sonst vortreffliche theologische Lehrbücher schrieb. Eine Kirchengeschichte Deutschlands lieferte Rettberg. Besonders der Mystik hat man sich mit großem Eifer zugewendet und während Ullmann, Engelhardt, Liebener, Martensen und C. Schmidt einzelne Monographien von hohem Werthe über hervorragende, hierher gehörige Persönlichkeiten schrieben, hat A. Helfferich ein eigenes Werk über die christliche Mystik geschrieben, Chr. Bauer in Tübingen sich der Dogmengeschichte zugewendet und Tholuck die orientalische Mystik zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht. Ueberhaupt zeigte sich im Gebiete der Theologie eine bedeutende Regsamkeit und dürfte sich dieselbe noch mehr steigern, da die Reibung der Geister hier täglich noch zunimmt und Alles darauf hindrängt, die aus einander gehenden Richtungen wieder auf einem höheren Standpunkt zu vereinigen.

295. Die Staatswissenschaften haben durch die Werke von Martens, von Fr. Murhardt fortgesetzt, Fr. Schmitthenner's zwölf Bücher vom Staat und das Staatslexikon von Rotteck und Welcker gediegene Bearbeitungen erhalten, obschon gerade das letztere Werk zu einseitig abgefaßt ist und mehr die Parteifarbe trägt. Durch den Zollverein sind endlich die Schriften von Nebenius, über den Zollverein, den Credit u. A., und List's nationales System der politischen Oekonomie erschienen, welche gründlich und geistreich die Finanzseite des Staats in die Betrachtung ziehen, und diesen reihen sich die zahlreichen statistischen Werke von Reden, Czörnig, Dieterici u. A. an, welche gleichsam einen mathematischen Barometer über das Steigen und Sinken des Staatswohls aufstellten und die gründlichsten Forschungen machten. Für die Geschichte wurde auch in der Gegenwart Bedeutendes geleistet und gesucht, sie auf immer größere Gründlichkeit zurückzuführen. Die Allgemeine Weltgeschichte von K. v. Rotteck war zwar schon in der vorigen Periode erschienen, erlangte aber erst in dieser durch den Auszug daraus ihre große Verbreitung. Bei recht schöner Sprache ist es doch ein Parteiwerk und die Wahrheit der Geschichte durch den Standpunkt des Verfassers vielfach beeinträchtigt. J. G. A. Wirth's Deutsche Geschichte ist nicht minder tendenzvoll und beruht durchaus nicht auf der nöthigen Quellenforschung. In

speciellen Gebieten hat besonders F. W. Barthold gründliche Arbeiten geliefert und auch größere Werke über die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, sowie eine Geschichte Pommerns und Rügens geschrieben, welche zugleich eine lebendige und frische Darstellung haben. Nur trifft er nicht gerade die besten Stoffe, wie sein Buch über Casanova's Memoiren beweist. Strobel zu Straßburg hat eine gründliche Geschichte vom Elsaß geschrieben, Jos. Bader von Baden und Stälin von Württemberg; J. E. Kopp's Geschichte der eidgenössischen Bünde ist ein durchaus treues und streng kritisches Gemälde, das die Sagenträumereien Anderer vernichtet, und sonst hat sich auch Häusser durch seine Geschichte der Pfalz einiges Verdienst erworben, was gerade bei diesem Stoffe um so schwieriger war. Von Tittmann haben wir eine Geschichte Heinrich's des Erlauchten, von J. M. Müller eine Geschichte Conrad's III., Gfrörer in Freiburg lieferte ein Werk über Gustav Adolf, das aber nicht tief geht, und Aschbach schrieb eine Geschichte Kaiser Sigmund's und der Grafen von Löwenstein, läßt aber die katholische Tendenz zu sehr vorwalten und ist neuerdings ganz als deren Verfechter aufgetreten. W. Zimmermann's Geschichte des Bauernkriegs beruht zwar auf gründlicher Forschung, ist aber zu enthusiastisch gehalten, wogegen Hagen's Werke über die Kulturzustände zur Zeit der Reformation und die neueste Geschichte sehr gediegen und geistvoll sind. Auch das Alterthum hat wieder gründliche Bearbeitungen erfahren, besonders durch Göttling, Drumann und Kortüm, sowie durch Schlosser's Welthistorische Uebersicht der Geschichte des Alterthums. Außer Dahlmann's Geschichte der englischen und französischen Revolution schrieb Wachsmuth, der Verfasser der hellenischen Alterthumskunde, ein höchst gründliches Werk über die französische Revolution, worüber sich auch Niebuhr's Vorlesungen verbreiten. Die bedeutendste Leistung ist Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, der neben den gründlichsten Quellenstudien und durchgreifender Gelehrsamkeit zugleich ein scharfes Urtheil besitzt und sich auf den sittlichen Standpunkt stellt. Wäre seine Darstellung besser und die Sprache nicht so locker und ungefeilt, so wäre Schlosser Deutschlands größter Historiker, aber selbst die Bearbeitung seiner Werke zu einer ganzen Weltgeschichte durch Kriegk kann dies nicht bewirken, da hier Schlosser's Geist nur zu oft ganz verwischt ist. Für die Kunstgeschichte sind die Werke von Fr. Kugler, Schnaase, Quandt und Uechtritz von Bedeutung. Die Geschichte der klassischen Literatur ward durch Schöll zuerst begonnen und dann durch Bernhardy, Bähr, Bode und Ulrici würdig erweitert, gründlicher und geistvoller dargestellt, während Gräße's allgemeine Literärgeschichte das ganze Gebiet der Wissenschaften umspannt, aber zu sehr der Kritik und Gründlichkeit entbehrt. Ein ausgezeichnetes Werk ist die Geschichte der deutschen Dichtung von Gervinus, das hier zuerst wieder Bahn brach, obschon das Material nicht überall bemeistert ist und es dem Werke namentlich an Klarheit fehlt. Letztere ist beson-

ders den Vilmar'schen Vorlesungen über deutsche Nationalliteratur eigen, die ein freundliches Gemälde der Hauptleistungen unserer Literatur gewähren und von edler Gesinnung zeugen. Neben diesen reihen sich die literatur-historischen Werke von Rosenkranz, Prutz, Gelzer, Rötscher und Ad. Stahr an, ferner die Handbücher der deutschen Literaturgeschichte von Ettmüller, Koberstein und Wackernagel, welche nur von der Menge ihrer Citate erdrückt werden. Reiche Leistungen hat die deutsche Sprachforschung aufzuweisen durch Grimm und Lachmann, Graff, Maßmann, Schmeller, M. Haupt, Hoffmann v. Fallersleben, Wackernagel, K. A. Hahn, G. Waitz u. A.; man hat nicht nur die besten Blüthen unserer Poesie in Sammlungen vereinigt, sondern auch die Volkssagen gesammelt und Talvj (Therese von Jacob) eine geschichtliche Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen versucht, so daß die deutsche Wissenschaft sich mächtig voran drängte und überall sich in ihr ein reges Leben entfaltet. Daß bei diesen Bestrebungen auch die Naturwissenschaften nicht zurückblieben, läßt sich denken; wir haben an Schönlein, Fuchs, Pfeuffer, Langenbeck, Chelius, Stromeyer, Textor, Dieffenbach u. A. ausgezeichnete Aerzte und Chirurgen; Botanik und Geologie, Zoologie, Mathematik, Physik und Chemie und überhaupt alle Zweige dieser Wissenschaft werden eifrigst erforscht und bearbeitet und besonders Alles dem praktischen Leben genähert und mit ihm in Verkehr gesetzt. Dies kann auch nicht anders sein, denn je reicher die Literatur hierüber wird, desto mehr muß sie sich dem Volke zuwenden, und es entstand so eine Menge Journale, Zeitschriften und lexikalischer Werke, worin der Stoff ziemlich populär zurecht gelegt ist, über alle Wissenschaften und deren einzelne Theile, wie von Krug (Philosophie), Weiske (Rechtswissenschaft), R. Wagner (Physiologie), über Medizin, Physik, Geographie u. s. w., und endlich faßten das Gesammtgebiet alles Wissens zusammen die Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber und das Brockhaus'sche Conversationslexikon, denen sich zahlreiche andere — meistens jedoch blos von kenntnißlosen Schreibern zusammengeschmierte — Conversations- und Reallexika anreihten, unter welchen nur das Pierer'sche noch eine Ausnahme macht.

296. Fragen wir nun zum Schlusse, ob die deutsche Literatur ihren Zweck erfüllt und ob sie das erreicht habe, was ihr möglich war, so müssen wir freudig anerkennen, daß sie nie stille stand, daß sie immer auf's Neue kräftige Schosse, Knospen und Blüthen trieb und keine andere Literatur auf der Höhe steht, wie die unsrige. Nicht nur in den Wissenschaften sind wir die ersten Meister der Welt geworden, sondern auch unsere Poesie hat ein so frisches und gesundes kräftiges Leben, wie keine andere, und einige Ausartungen können hier nichts schaden, da der Kern gesund ist und immer wieder edle Keime hervortreibt. Die Gegenwart hat zwar nicht die glänzenden Geister aufzuweisen, wie sie im Wendepunkt des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts lebten, wir besitzen

nicht so hervorragende Genies, wie damals, aber während die Kunst und Poesie ein Gemeingut der Nation wurde, so leben wir auch in einer Vorbereitungs= und Uebergangsperiode, aus der wieder ein neuer und wohl noch gewaltigerer Umschwung hervorgehen wird und der Weg zur Weltliteratur führt. Man wähnt gemeiniglich, daß unsere Literatur nicht eher wieder einen großartigen Anlauf nehmen werde, als bis die Einheit der Nation, ein Parlament und Anderes, was so vielfach angestrebt wurde und noch wird, erreicht sei. Allein Griechenlands Literatur hob sich mitten in der Zersplitterung seiner Staaten und unter der Herrschaft des Pericles, wo die Republik mehr eine scheinbare war, die Römer konnten es auch auf ihrer Welthöhe nicht zu großartigen Schöpfungen bringen, und Göthe und Schiller erhoben sich in einer Zeit, wo die politischen Zustände des deutschen Reichs morsch und baufällig waren und die Zersplitterung ihren höchsten Grad erreichte. Wohl verlangt das Gedeihen der Literatur ein rühriges und regsames Volksleben, wohl ist ihr günstig, wenn der Gemeinsinn erstarkt und Alles Antheil nimmt an der Fortbewegung der Kultur und des Volkswohls; aber nicht im Kriege und nicht im Streite und Gewühl der politischen Parteiung kann Wissenschaft, Kunst und Poesie gedeihen und ihre duftigen Blüthen erschließen, sondern sie bedürfen der Ruhe, des Friedens und warmer Pflege, denn wenn irgendwo Harmonie nothwendig ist, so ist es hier, weil blos unter ihrem Schutze gesunde Früchte gewonnen werden können. Der einzige Kampf, den sie lieben und der sie fördert, ist der Kampf der Geister, und dessen hatte Deutschland wohl nie Mangel. Ist doch keine Nation so kampfeslustig und wieder so geneigt, auch vom Gegner das Gute anzunehmen, wie die deutsche, wo Jahr aus Jahr ein die Geister auf= und abwogen in regsamem Eifer und Einer mit dem Andern ringt um die Palme des Siegs und des Ruhms. Am wenigsten bedürfen wir des nationalen Bands in festerer Staatenvereinigung; wir besitzen ja die schönste und wahrste Nationalität in der Einheit des deutschen Geistes, Gemüths und Lebens und dies hat überallhin Wissenschaft und Dichtung durchdrungen, dies drückt sich in allen Leistungen und Schöpfungen aus. Können wir auch größere Freiheit wünschen, als uns gegenwärtig zugemessen ist, können wir auch die Hoffnung aussprechen, man möge die Geister unbeengter walten und schalten lassen und mehr als bisher geschehen Wissenschaften und Poesie von Staatswegen schützen, ohne zu strenge Rücksicht auf etwaige politische Ansichten zu nehmen, so können und wollen wir die Gegenwart doch nicht mit so trübem Auge betrachten. Die Nation bedarf wieder Ruhe und Frieden, nachdem wir praktisch gesehen, daß nicht alle utopischen Träume sich so gerade verwirklichen lassen und sogar manches Gute noch nicht so zeitgemäß ist, daß es die Verhältnisse zu überwältigen vermag, und haben sich die hoch aufschwellenden Wogen der Parteileidenschaft wieder gelegt, so wird und so muß es besser und der Kampf der Geister ruhiger und edler ausgefochten werden, ohne Haß und in gegenseitigem Bestreben, nur das wahre

Wohl zu erzielen. Daß es aber besser wird, dafür haben wir die beste Bürgschaft in der Geschichte, denn die Geschichte trügt nicht. Wie auf die englische Revolution in Deutschland der Kampf der Geister die Schlacken langer Versumpfung niederwarf und den Boden zu besserer Saat und Erndte reinigte, wie nach der französischen Revolution bei uns die großen Geister Göthe, Schiller, Kant, Fichte und Schelling die haltbaren neuen Ideen und den geläuterten Geist der Revolution herüber verpflanzten und damit unsere Kultur hoben, so wird auch bei uns der Kampf nur ein Kampf der Geister sein und wir uns fern halten von jenen leidenschaftlichen und blutigen Wirren, welche den Namen und den Ruhm einer Nation nimmermehr verherrlichen können. Eine Nation, welche in so schöner Folge Dichter wie Klopstock, Lessing und Herder, Göthe und Schiller aufzuweisen hat, die Alle dahin strebten, das Reich der Idee mit der Wirklichkeit zu vermählen, und so weit darin kamen, darf die sichere Bürgschaft in sich tragen, daß das begonnene Werk auch vollendet und das angestrebte Ziel erreicht wird. Dessen sind wir fest überzeugt, wenn wir rückwärts und vor uns sehen, und wir erwarten nicht einen Rückschritt der Literatur, nicht eine Hemmung durch äußere Verhältnisse und das Vorwalten der Nützlichkeitstheorie, sondern einen neuen und glänzenderen Frühling. Der Geist ist einmal zu freier Herrschaft gelangt, und wie er eindrang in alle Wissenschaften und in alle Poren unseres Lebens, so wird er auch die mächtigsten Schranken zu durchbrechen wissen, denn das Wort ist todt und nur der Geist bringt Leben!



Register.



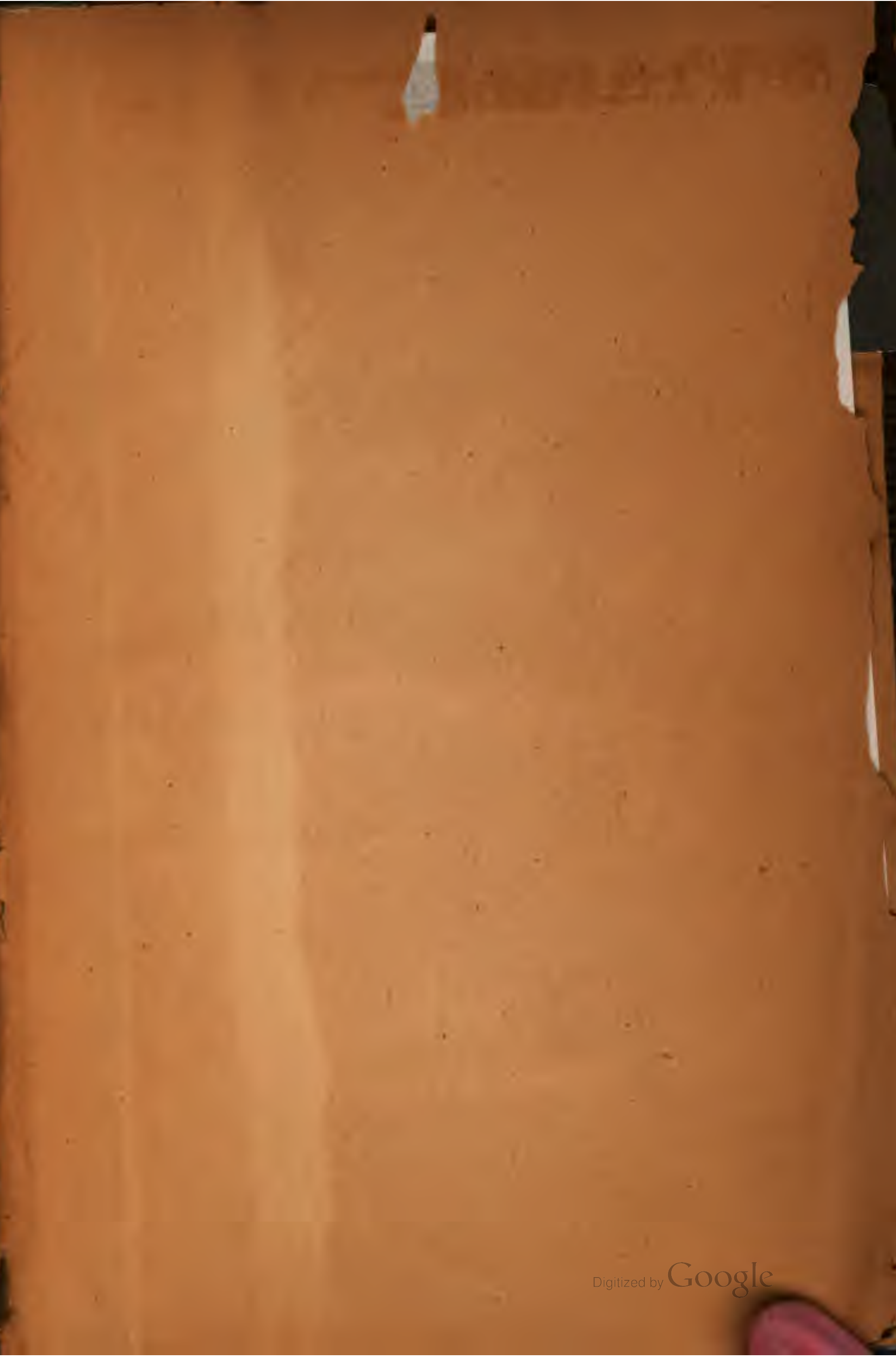


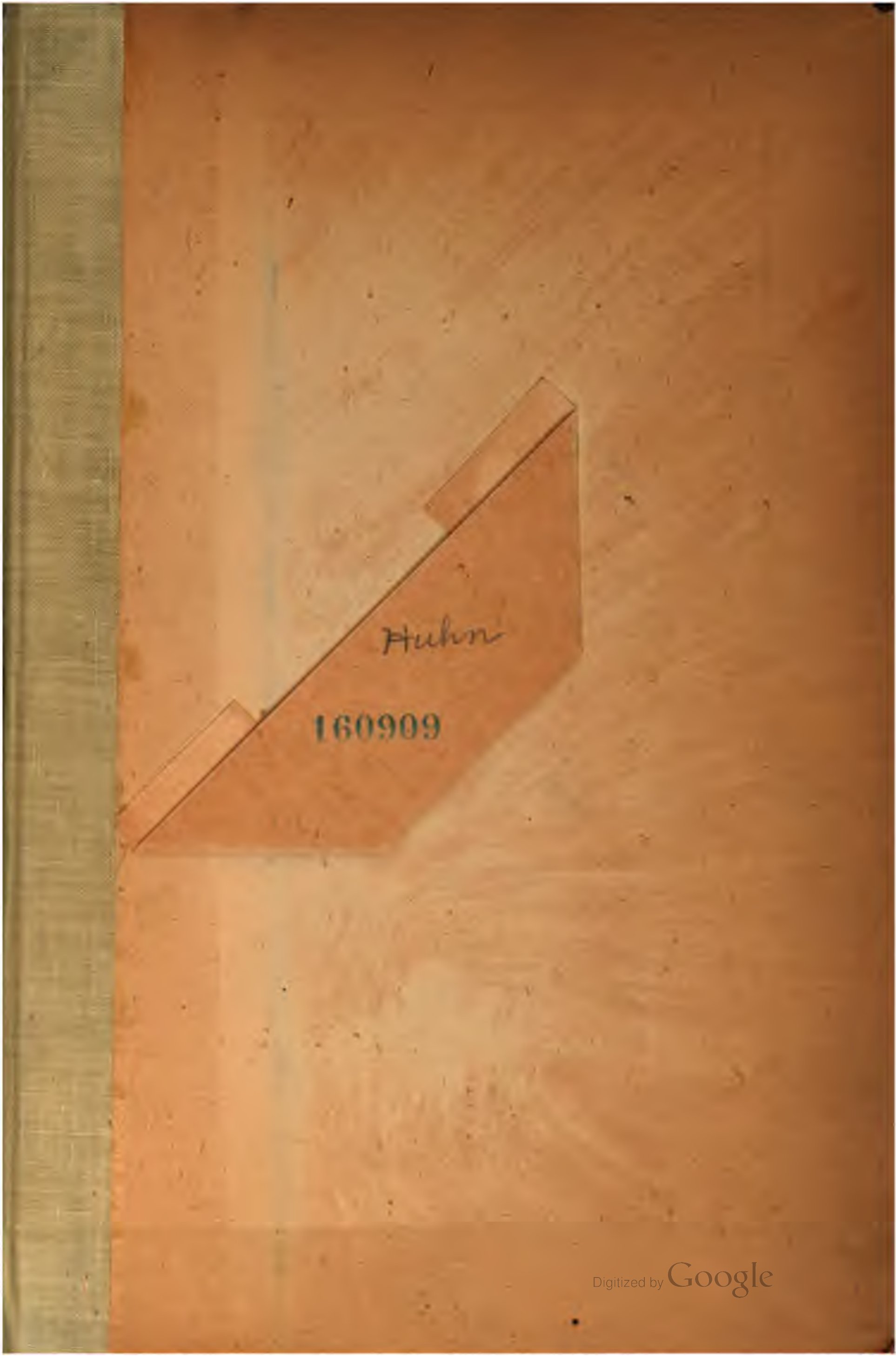


Druckfehler.

Außer dem, daß man einige überflüssige Beistriche (Komma) entferne, mögen noch folgende Druckfehler berichtigt werden:

Seite	Zeile	statt:	zu lesen:
42	20	nachhing	nachging
47	6	Claus, Wisse	Claus Wisse
94	8	herrschen und	herrschen, und
154	22	häßliche	süßliche
156	20	Ort	Art
165	16	b. 10	W
168	30	hatte das	hatte, das
206	35	Schwerfälligkeit, Witz	Schwerfälligkeit Witz
233	7	Gellert im 4 Bande	Gellert, im 4. Bande
233	26	Johann Jakob	Johann Joachim
263	Columnentitel	Gerstenbergk	Gerstenberg
267	„ und sonst	Jakobi	Jacobi
345	„	Kramer	Cramer
323	19	Poesie	Kritik
473	32	ihm	sich
605	2 v. u.	Redewitz	Redwitz


Digitized by Google


Huhn
160909

